Gräfin Faustine.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1841.

Bh, 3-1

An Bystram.

Seit fünf Monaten ſchmachte ich im zwiefachen Kerker der Blindheit und der Krankheit; ſeit fünf Monaten haſt Du, unermüdlich über mir wachend, mich gepflegt und getröſtet, mir Muth und Beruhigung zugeſprochen, mir die Thräne aus dem Auge und den Angſtſchweiß von der Stirn getrocknet, mir Dein Auge und Deine Hand geliehen. Daß ich nicht ganz in Verzweiflung, Stumpfſinn, Apathie untergegangen bin, danke ich Dir. Darum ſoll dies Buch — das freilich ſchon vor einem halben Jahr, bis auf die letzte Durchſicht, fertig war, deſſen Herausgabe aber doch einen aufglimmenden Funken geiſtiger

Regſamkeit mir verkündet: — darum ſoll es Deinen Namen wie ein Diadem an der Stirn tragen. Vielleicht iſt er das Beſte an dem ganzen Buche.

Tharand, 14. Auguſt 1840.

In Norddeutschland giebt es wol wenig lieblichere Punkte, als die Brühlsche Terrasse in Dresden zur Frühlingszeit. An einem Juniustage, frisch, grün und strahlend wie ein Smaragd, saßen mehre junge Männer vor dem Baldinischen Pavillon, rauchten Cigarren, nahmen Gefrornes oder Kaffee, musterten die Vorübergehenden und schwatzten eine Musterkarte von Unsinn durcheinander, wozu, wie sich von selbst versteht, Pferde, Theater und Frauen das Thema lieferten, — ein Thema, so lange und so oft gebrandschatzt, daß man schwer begreift, wie es noch immer zu neuen Variationen dienen könne.

Es war drei Uhr Nachmittags, und daher keine elegante Frau auf der Terrasse zu sehen. Sie speisten oder wollten speisen, und fürchteten die Hitze, die Sonne, obgleich sich kühler, grüner, wehender Schatten über die Terrasse legte. Desto mehr mußte es auffallen, daß eine augenscheinlich dem höhern Stande angehörende Frau allein auf einer Bank saß, den Rücken

dem Pavillon zugewendet, ungestört von dem Geschwätz der Männer, und von dem unruhigen, jauchzenden Treiben der Kinder, welche mit und ohne Wärterinnen die Terrasse gleich Ameisen überdeckten. Aber es fiel Keinem auf. Sie mußte also eine Erscheinung sein, die Jedermann kannte, und für die sich Niemand interessirte. Sie zeichnete emsig. Ein Bedienter stand wie eine Statue seitwärts hinter ihr und hielt einen Sonnenschirm so, daß weder ein blendender Lichtstrahl noch ein zitternder Schatten des Laubes Auge, Hand und Papier der Gebieterin treffen konnte. Ihr großes, dunkles Auge flog mit einem schnellen, scharfen Aufschlag hin und her zwischen Gegend und Zeichnung, und die feine Hand, ohne Scheu vor der Luft, der größern Festigkeit wegen des Handschuhs entledigt, folgte gewandt dem Blick. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft.

„Lady Geraldin ist heute nach Teplitz abgefahren — das ist meine letzte Neuigkeit," sagte ein junger Mann aus jener Gruppe.

„Ist gar keine Neuigkeit!" rief ein Anderer, „es war längst bestimmt."

„Aber auf morgen."

„Nein, auf heute."

„Wahrhaftig, auf morgen!"

„Kurz und gut, sie ist fort," sagte ein Dritter, „und bald wird Dresden ganz ausgestorben sein. Man muß sich auch davon machen. Es ist unerträglich, nichts als gemeine unbekannte Gesichter zu sehen."

„Ich liebe gerade die fremden Geſichter, welche wie Wandervögel jetzt hindurch und in die Bäder ziehen.“

„Ah, fremde Geſichter! das iſt etwas ganz Andres! die lieb' ich auch, und die kennt man ſehr ſchnell. Ich meinte die unbekannten, die Nobody's, den Bodenſatz der Geſellſchaft, Namen, die man ſich hundertmal wiederholen läßt, ohne im Stande zu ſein, ſie zu behalten, Geſtalten, die Anſpruch darauf machen, gegrüßt zu werden, weil man ſie in irgend einem Salon coudoyirt hat — und von ſolchen wimmelt Dresden plötzlich, wie die Nacht von Geſpenſtern.“

„Ich bedaure jeden, der gezwungen iſt den Sommer hier zuzubringen.“

„Und geſtern Abend iſt Graf Mengen angekommen. Der Geſandte hat nur darauf gewartet, um ſeine Badereiſe anzutreten — ſo bleibt er denn solo soletti! — Freilich .... reiten kann man überall, und auch allein iſt's amüſant.“

„Beneidenswerth! — Und wo werden Sie hingehen?“

„Unbeſtimmt noch! hie und da aufs Land, zu Freunden — ſpäter nach Teplitz. Wenn Fürſt Clary Wettrennen veranſtalten wollte, wie ſie doch jetzt in jedem civiliſirten Lande Europa's, und ziemlich an jedem Ort, wo faſhionable Geſellſchaft ſich zuſammenfindet, Mode ſind: ſo würde der dortige Aufenthalt bedeutend gewinnen. Das Terrain wäre vortrefflich; die Wiener würden auch ihre Pferde ſchicken. Un-

begreiflich, daß der Clary den Vortheil nicht einsieht."

„Kennen Sie den Graf Mengen?" — wurde gefragt.

„Ich sah ihn heut' früh bei Feldern, seinem Universitätsfreunde, aber nur einen Augenblick. Wir wurden einander genannt — dann ging er zu seinem Gesandten."

„Wie sieht er aus? hat er gute Manieren?"

„Ich denke, er muß pompös zu Pferd sitzen."

„Aber, lieber Centaur," rief Einer, „im Zimmer, im Salon kann man nicht zu Pferd sitzen, und muß sich doch präsentiren."

Der Centaur, der nichts Schmeichelhafteres kannte, als diesen Beinamen, sagte:

„Wer gut reitet, präsentirt sich überall und immer gut, hat Gewandtheit, Kraft, Haltung, Ungezwungenheit — kurz Alles, was ein Cavalier bedarf."

„Auch Verstand?"

„Auch Verstand! die Pferde sind kluge, schlaue, pfiffige, tückische Bestien, haben viel Aehnlichkeit mit den Weibern, müssen gehorchen lernen, auf den Wink, der geringsten Bewegung. Es gehört viel Verstand dazu, ein tiefes Studium und ernste Beharrlichkeit, ihnen Gehorsam einzuimpfen."

„Den Weibern oder den Pferden?"

„Beiden! Der Umgang mit diesen ist gleichsam die Elementarschule zum Verkehr mit jenen."

„Ich gratulire Deiner künftigen Gemahlin, lieber Centaur.“

„Hat noch Zeit! bin noch nicht firm genug“ — war die Antwort.

„Da kommt Feldern mit einem Fremden, wahrscheinlich Graf Mengen,“ unterbrach Jemand das geistreiche Gespräch.

„Richtig, er ist's!“ rief der Centaur; „ich parire, er ist ein excellenter Reiter.“

Neben dem kleinen, blonden, schmächtigen, zierlichen Feldern, der Hände hatte, weiß und zart wie ein Frauenzimmer, und ein Gesicht freundlich lächelnd, wie ein vierzehnjähriges Mädchen — ging ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Tanne, vom Scheitel bis zur Sohle ernst und fest wie aus Erz gegossen; aber die ganze Erscheinung wunderbar gelichtet, erleuchtet fast, durch seine Augen, welche Lichtstreifen auf den Gegenstand zu werfen schienen, den sie anblickten; übrigens aber vornehm gleichgültig, zerstreut selbstbewußt in Haltung und Manieren — kalt übersehend, spöttisch abwehrend in Wort und Ausdruck für die Masse, jedoch dem Einzelnen nie Huldigung oder Bewunderung versagend — so trat Graf Mario Mengen auf.

Feldern machte ihn mit all den jungen Männern bekannt. Einige empfingen ihn neugierig zudringlich, Andere thaten gleichgültig gegen den Fremden, den Uneingeweihten in das Geschwätz und die Interessen ihrer Coterie. Mario ließ Alle schwatzen, gähnen,

rauchen, ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Armen, und blickte in die lachende Gegend hinein.

„Da zeichnet ja die Gräfin Fauſtine" — ſagte Feldern plötzlich.

„Aber wo iſt denn Andlau?" fragte Einer; „faſt eine Stunde iſt ſie allein hier, mich wundert, daß er das zugiebt."

„Daß er es erträgt!" rief ein Andrer.

„Nun, nun!" ſagte der immer begütigende Feldern, „ſie ſind ja nicht Beide aneinander geſchmiedet."

„Glauben Sie nicht, Feldern, daß ſie heimlich verheirathet ſind?"

„Nein, denn ſie könnten es ja wol öffentlich ſein, wenn ſie wollten."

„Wer kann's wiſſen! das Ding hat gewiß ſeinen Haken."

„O ganz gewiß!" rief ein Dritter; „z. B. den eigenwilligen Kopf der Gräfin Fauſtine ſelbſt, die, um etwas ganz Apartes zu haben, in der Stille beſtimmt tauſend Martern ertrüge — natürlich ohne ſich ſelbſt oder Andern zu geſtehen, daß es in der That Martern ſind."

„Es iſt wahr, ſie hat ihre eigenen und eigenthümlichen Allüren" — ſagte Feldern.

„Ein Beiſpiel hat mich ungeheuer frappirt, entgegnete der Andre. „Sie trug den ganzen Winter hindurch in allen großen Soireen ein und daſſelbe Kleid."

„In allen Soireen! sie geht doch wenig in die Welt.“

„Kann sein! aber wenn sie ging, so trug sie ihr himmelblaues Atlaskleid. Zuerst war das ganz gut; aber es ist doch wunderlich, öfter als drei- bis viermal genau im nämlichen Anzug zu erscheinen. In Italien herrscht die Sitte, daß Mütter ihre Kinder unter den besondern Schutz der Madonna stellen und sie deshalb in deren Farbe, hellblau, kleiden — ein Jahr, eine Reihe von Jahren, immer, je nachdem sie es gelobt haben. Ich fragte die Gräfin Faustine, ob sie ein solches Gelübde gethan. Nein, sagte sie, aber das der Bequemlichkeit. — Ist dies natürlich bei einer Frau — ich frage!“

Indem erhob sich Faustine, gab dem Bedienten das Zeichenbuch und nahm den Sonnenschirm. Dann stand sie ungefähr eine Minute lang an der Balustrade der Terrasse. Sie trug ein ganz schlichtes weißes Percale-Kleid, den Hals umschließend, auf die Füße herabfallend. Kein buntes Band, keine Schleife, kein Shawl zerschnitt die Gestalt und störte den harmonischen Eindruck ihrer statuenmäßigen Proportionen. Ein tiefer weißer Taffthut verbarg ihr Haar, fast ihr Gesicht. Sie wandte sich langsam. Es sah aus, als bildeten die grünen Bäume ein Laubdach für Andere, einen Tempel für sie. Sie ging mit dem Anstand einer Königin an den Männern vorüber, die sie freundlich grüßte, als sie Bekannte unter ihnen wahrnahm.

„Wer war die Dame?“ fragte Graf Mengen lebhaft.

„Eben die Gräfin Fauſtine, von der wir ſprachen.“

„Eine Fremde?“

„Ja; doch ſeit einigen Jahren hier etablirt.“

„Verheirathet?“

„Geweſen. — Vielleicht. — Man weiß nicht. — Wittwe. — Unverheirathet.“ — Erſcholl es von allen Seiten.

Mengen warf den Kopf herum: „Die Herrn ſind guter Laune.“

„Auf Ehre! reine Wahrheit was wir ſagen!“

„Das Wahrſte und Einfachſte,“ ſprach Feldern, „iſt indeſſen doch, wenn man ſagt, daß Gräfin Fauſtine Obernau Wittwe iſt.“

„Kennſt Du ſie?“ fragte Mengen.

„Recht gut.“

„Iſt ſie liebenswürdig? kann ich ſie auch kennen lernen? — Nimm nicht übel, daß ich die inſipideſte aller Converſationen, eine fragende, mache! Dem Fremden muß man das verzeihen.“

„Ueber dieſe Frau,“ nahm ein Anderer das Wort, „könnte man noch ein Paar hundert Fragen thun, wenn es der Mühe lohnte, und Jeder würde eine andere Antwort geben, weil ein Feld von allerlei Möglichkeiten bei ſolchem Verhältniß aufgethan iſt. Aber eben weil ein ſolches Verhältniß ſtatt findet, kann man ja alle Fragen von Hauſe aus ſparen.“

„Wann werden Sie dem König vorgestellt, Graf Mengen?“ fragte Einer.

„Ich denke, Sonntag, wenn er von Pillnitz herein kommt.“

„Ist der Wiener Hof von großer Ressource für die Gesellschaft?“

„Von gar keiner! mit einer Cour hat die Gesellschaft, mit ein Paar Kammerbällen hat der Hof seine Pflicht abgethan.“

„War das diesjährige Pferderennen glänzend, und wessen Pferd siegte?“ fragte der Centaur.

„Ich meine, es war ein Lichtensteinsches.“

„Das wissen Sie nicht einmal gewiß! ich hoffe, Graf Mengen, daß Sie ein Liebhaber der Pferde sind.“

„O ja,“ sagte Mengen gelangweilt, „nur nicht der Gespräche über sie. Sobald ich meine Pferde hier habe, will ich die Gegend weidlich durchstreifen.“

„Graf Mengen!“ rief der Centaur mit überquellendem Herzen; „gleich vom ersten Augenblick an hab' ich das in Ihnen vorausgesetzt. Ich hab' eine horrende Freude, daß mich mein erster Blick in diesem Punkte nie trügt.“

Er packte seine Hand und schüttelte sie. Die Uebrigen lachten und neckten den Centauren mit seinem untrüglichen Urtheil. Kein Demosthenes wäre im Stande gewesen, dem Gespräch über Pferde eine andere Wendung zu geben. Mengen stand auf.

„Die Speisestunde meines Ministers“ — sprach er grüßend, und ging.

„Nun, Feldern," riefen Alle durcheinander, „heraus damit! erzählt, erzählt! von ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Umſtänden, ſeiner Carriere!

„Mein Gott," ſagte Feldern, „davon giebt es nichts Beſonderes zu erzählen! Er macht die diplomatiſche Carriere wie jeder Andere und wie er auch ſeine Studien machte — auf ganz gewöhnlichen Wegen, ohne beſondere Protection. Und ob er Vermögen hat, weiß ich nicht! In Göttingen hatte er bald vollauf Geld und bald nichts; aber immer war er, als befehle er über Goldminen und verachte ſie nur. Einmal kam ein Prinz dahin und brachte die Mode der koſtbaren und eleganten Stöcke mit. Wir ſchafften uns Alle dergleichen an. Mengens Fonds mochten niedrig ſtehen, er hatte keinen. Da ſagte er einmal bei Tiſch: Bah! wer mag denn den Tambour-Major ſpielen und einen Stock mit blankem Knopf tragen! — Es kam uns vor, als habe er uns zu Tambour-Majors dadurch ernannt. — Die prächtigen Stöcke verſchwanden."

„Solch ein ſtupendes Uebergewicht kann auf der Univerſität jeder Raufbold haben."

„Das war er nicht. Er ſchlug ſich, wenn er raußte und dann tüchtig; aber nie ſuchte er Händel."

„Wir wollen doch ſehen, ob der Legationsſecretär die Suprematie des Studenten hier wird geltend machen wollen und können."

„Er ſcheint Luſt dazu zu haben."

„Ich glaube nicht," ſagte Feldern, „er hat Luſt

aus der untergeordneten in eine unabhängige Stellung zu kommen, freie Hand zu haben. Seinen alten Miniſter wird er wol etwas tyranniſiren, allein die Fanfaronaden der Burſchenzeit liegen zu weit ab, um ſie in die gegenwärtigen Zuſtände zu verflechten."

„Wenn er ſich pouſſiren will, muß er eine Miniſtertochter heirathen — anders geht's heutzutag nicht."

„Oder nicht heirathen, das hilft bisweilen auch."

„Wie das? wie ſo? — Das iſt bequemer noch! — Wem iſt das paſſirt?"

„Einem meiner Vettern! er war verlobt mit der Tochter eines Allmächtigen, und die Vermählung ſchon feſtgeſetzt. Da kommt ein immens reicher, dummer Ruſſe; die Braut faßt die heftigſte Leidenſchaft für ihn, die er, ſo gut er kann, erwiedert. Erklärungen, tragiſche Scenen zwiſchen Braut und Bräutigam! Letzterer tritt natürlich zurück, denn er iſt der Aermere, folglich der Ungeliebte. Aber er hat eminenten Kopf, Schlauheit, Talent, Scharfſinn; der Ex-Schwiegerpapa will all dieſe guten Gaben nicht gegen ſich im Felde wiſſen, ſo wird mein Vetter bei ſiebenundzwanzig Jahren Geſandter in Stockholm und einer eiteln Närrin los und ledig."

„Verdammtes Glück! — Und das letzte größer als das erſte!"

„Rückſichten regieren die Welt" — ſagte Feldern bedachtſam.

„Aber ſie geniren teufelmäßig!" — rief ein Anderer.

„Ich habe das nie finden können," entgegnete

Feldern; „Rückſichten ſind die Geleiſe, in welchen der Wagen der Geſellſchaft ruhig und ſicher fährt, ohne mit andern zuſammen zu ſtoßen, zu zertrümmern und zertrümmert zu werden.“

„Aber es giebt breitſpurige Wagen.“

„Nun, die halten halbe Spur, und ſind nach einer Seite wenigſtens geſchützt.“

Die Cigarren waren geraucht, die Taſſen und Becher geleert, die Geſpräche erſchöpft. Jeder ſchlenderte ſeiner Wege; die Meiſten zur Sieſte.

In Fauſtinens Wohnung herrſchte tiefe Stille. Sie lag an der Promenade; da gab es kein Wagengeraſſel, kein Pferdegeſtampf, kein Marktweibergeſchrei, nichts, was an den Tumult und das Bedürfniß erinnert. Die Fenſter des Salons — lange Glasthüren, welche auf den Balcon führten — waren geöffnet und die Jalouſien geſchloſſen, damit nur das ſcharfe Licht, nicht die Luft verbannt ſei. Auf einer Ottomane ſaß der Baron Andlau und blätterte ziemlich unaufmerkſam in einem Buch — denn er wartete. Nichts auf der Welt iſt ſtörender als die Erwartung, ſogar von den geringfügigſten Dingen. Von dem Moment an, wo man wartet, iſt man trotz aller Fähigkeiten, Kräfte und Sinne nichts als ein Schütze, der von der ganzen Erde nichts ſieht und weiß außer dem ſchwarzen Punkt in der Scheibe. Andlau wartete auf Fauſtine. Warum kommt ſie nicht? ſprach er zu ſich ſelbſt;

ſollte ihr irgend etwas zugeſtoßen ſein? Warum ging ich nicht mit ihr — mein Kopfweh wäre nicht ärger worden! Warum ließ ich ſie überhaupt gehen in dieſer heißen Tageszeit! — Er nahm den Hut und wollte ihr entgegen; da hörte er ihren Schritt auf der Treppe, und er ſprang auf und öffnete ihr die Thür. Es wurde ganz hell in dem verfinſterten Gemach, als ſie eintrat. Fauſtine warf ihren Hut auf den einen Tiſch, ihr Zeichenbuch auf den andern, ſich ſelbſt auf ein Sopha und ſagte:

„Lieber Anaſtas, das wird ein hübſches Bild werden! aber müde bin ich — todtmüde!“

„Warum ſtrengſt Du Dich ſo an? muß das Bild denn nothwendig eine ſo heiße Sonnenſchein-Beleuchtung haben?“

„Ganz nothwendig!“ — ſagte ſie und ſtand auf; „ich bin auch ſchon ausgeruht, und heut Abend mußt Du mit mir nach der Neuſtadt hinüber! ich will mir recht einprägen, wie der Fluß und die Kirchen im Mondlicht ausſehen. Das wird ein Gegenſtück dazu.“

„Hier iſt ein Brief an Dich,“ ſagte Andlau und nahm ihn vom Schreibtiſch; „nach dem Wappen zu urtheilen, von Deinem Schwager.“

„Richtig!“ rief Fauſtine und las:

„Geehrteſte Frau Schwägerin! Ihrem erfreulichen „Schreiben vom 24. luj. zu Folge, entnehmen wir „aus demſelben Ihre gütige Abſicht, uns im Lauf „des Monat Junius mit Ihrem ſchmeichelhaften Be„ſuch zu erfreuen. Da mein jüngſtgebornes Söhnchen

„am 10. desselben Monats die Taufe empfangen soll,
„so vereinigen meine liebe Frau und ich unsre Bitte
„und Wunsch dahin, daß es Ihnen gefallen möge,
„eine Pathenstelle bei selbigem Knäbchen zu über-
„nehmen, und es am 10. Junius, Mittags um
„2 Uhr, in meiner Kirche zu Oberwalldorf über die
„Taufe zu halten. Ihre Mitgevattern werden sein:
„die Frau Baronin von Feldkirch, geborne Gräfin
„Hagen auf Mühlhof, und mein Bruder Clemens
„von Walldorf, welcher sich, nachdem er seine Studien
„zu Würzburg und Jena seit Ostern vollendet hat,
„bei mir aufhält, um die Landwirthschaft praktisch zu
„studiren, was ein ganz ander und viel wichtiger Ding
„ist, als es theoretisch zu thun.

„Meine Kinder befinden sich sämmtlich wohl und
„munter, was unter allen Umständen mit Dankbarkeit
„anzuerkennen ist, aber dann ganz besonders, wenn
„man sieben hat und auf dem Lande, fern von ärzt-
„licher Hülfe, wohnt. Auch meine liebe Frau ist,
„Gottlob! so wohl wie man es nur wünschen kann,
„denn die Wochenbetten sind ihr bereits zur Gewohn-
„heit worden, wie Tag und Nacht. Sie trägt mir
„die herzlichsten Grüße für die liebe Schwester auf.
„Ich aber, verehrte Frau Schwägerin, unterzeichne
„mich als Ihren treuergebenen Schwager und Bruder
„und ganz gehorsamen Diener,

Maximilian von Walldorf."

„Nun gut!" sagte Fausline, „auf ein Paar Tage
früher oder später kommt es Dir wol nicht an. Laß

uns übermorgen reiſen! Bis Coburg zuſammen, dann Du nach Kiſſingen, ich nach Oberwalddorf, und in der erſten Hälfte des Julius hole ich dich ab, und fort nach Belgien.“

Andlau machte keine Einwendung. Er war mit Allem zufrieden, was ihr genehm war, und da ſie meiſtentheils auf nichts und Niemand in der Welt Rückſicht nahm, als auf ihn allein, ſo muß man ihm dieſe Zufriedenheit als ein außerordentliches Verdienſt anrechnen; denn die Maſſe der Menſchen iſt am verdrießlichſten, wenn man die größte Rückſicht auf ſie nimmt. Fauſtine ſagte:

„Es iſt nur eine Trennung von vier bis fünf Wochen, die uns bevorſteht; aber dennoch, Anaſtas, bin ich traurig, als wären es eben ſo viel Jahre. Trennung iſt Trennung! auf die Länge der Zeit, auf die Weite des Raums kommt es gar nicht dabei an. In drei Tagen, wo ich dich nicht ſehe, nicht höre, nichts von Dir weiß, kannſt Du und kann ich eben ſo gut zu Grunde gehen, als wenn wir auf immer getrennt wären. Iſt denn das Wiederſehenwollen eine Bürgſchaft des Wiederſehens?“

„Gewiß, Fauſtine! meinſt Du, daß etwas Anderes uns trennen könne, als unſer Wille?“

„O ja!“ ſagte ſie melancholiſch.

„Ja?“ rief er heftig; „ja? nun, wenn Du das glaubſt, ſo ſind wir ſchon getrennt.“

„Der Tod,“ ſprach ſie, „nimmt auf keinen menſchlichen Willen Rückſicht; er hat ſeinen eigenen Gang.“

„O der Tod, Fauſtine! .... Du wirſt nicht ſterben, und wenn ich ſterbe....“ —

„So ſinke ich Dir nach! Du haſt Recht, Anaſtas, das iſt kein Tod und keine Trennung.“

Sie hatte ſich zu ihm auf die Ottomane geſetzt, und legte nun ihr weiches, friſches, blühendes Haupt auf ſeine Schulter und ihre gefalteten Hände in ſeine Linke, während er ſie mit dem rechten Arm umſchlang. Er berührte leiſe mit den Lippen ihre Stirn und ſah auf ſie herab mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit, Andacht und Freude. Er hatte ein Geſicht mit ſcharfgezeichneten Zügen, mit Spuren von ſtarker Leidenſchaft, von ernſten Gedanken; aber wenn der Blick ſeines großen blauen Auges auf Fauſtine fiel, ſo verklärte ſich dies ſtrenge Auge und die ſchneeweiße Stirn, welche es überwölbte, auf eine Weiſe, die Keiner ahnte, der ihn nicht mit ihr geſehen; denn ſeine breiten, dunkeln Augenbraunen und ſein glänzend ſchwarzes, feines Haar, das ſich ſchlicht um ſeine Stirn legte, verbunden mit einem durchdringenden, klaren Blick, gaben ihm einen Ausdruck von ungewöhnlicher Strenge. Nur Fauſtine hatte ihn aus innerer Freudigkeit lächeln geſehen; denn für ſie war er Alles, was ſie bedurfte, und in jedem Augenblick, wo ſie es bedurfte: Vater oder Freund, Lehrer oder Geliebter, lächelnd oder warnend, ermahnend oder ſcherzend, ſorgend oder liebend, und wie an ihre ſichtbare Vorſehung lehnte ſie ſich an ihn. Ihre fliegende Phantaſie ward in Schranken gehalten durch ſeine Klarheit, ihre reiz-

bare Beweglichkeit durch ſeine Ruhe. Bisweilen fühlte ſie ſich beängſtigt durch das Uebergewicht, welches beſonnene Charactere immer über phantaſtiſche haben, und ſagte ſcherzhaft:

„Wie jene Sclavinnen des Orients als Zeichen ihrer Knechtſchaft nur eine kleine goldene Feſſel in der Hand tragen, die wie ein Schmuck ausſieht, ſo iſt auch Deine Liebe wol ein Schmuck, aber doch eine Feſſel.“

„Die du nothwendig brauchſt, um nicht in alle vier Winde zu verflattern“ — entgegnete Andlau.

„Und dann verdien' ich es auch nicht beſſer,“ ſagte ſie, „habe eine ächte Sclavennatur, und liebe da am meiſten, wo ich am meiſten tyranniſirt werde; und zwar ſo ſehr, daß ich die Menſchen gar nicht begreife, welche extraordinär genug lieben, um ſich gar nicht um das Liebſte zu kümmern, ihm ſein Glück gönnen, ohne es theilen, ſeine Freude ohne ſie genießen, ſeine Wege ohne ſie verfolgen zu wollen. Aus lauter Liebe laſſen ſie das Liebſte laufen; was bleibt da der Gleichgültigkeit übrig? Ich halt' es mit der excluſiven Liebe!“

Da ihr Geiſt immer Nahrung und Anregung bei Andlau fand, und ſeine Seele für ſie der Inbegriff aller Vollkommenheit war, ſo drückte ſeine Ueberlegenheit ſie auch nur in den ſeltenen Fällen, wo ihr Wille ſich durch den ſeinen beeinträchtigt glaubte. Aber wenn ſie ſich die Mühe nahm zu überlegen, ſo ſagte ſie immer:

„Du haſt wirklich Recht.“

Indeſſen kam es ſelten bei ihr zur Ueberlegung. Sie that wie und was Andlau wünſchte, ſobald ſeine Meinung die ihre überwog. Außerdem handelte ſie nach Laune, aus Leidenſchaft, aus Eingebung, was immer eine mißliche Sache iſt, und wenn die Natur auch die allerreinſte. Fauſtine hatte eine ſolche; Grundſätze jedoch hatte ſie nicht.

„Wenn ich die Grundſätze nur begreifen könnte," ſagte ſie oft, „ſo wollte ich ſie mir ja ſehr gern zu eigen machen. Allein Jeder hat ſeine ganz beſondern und ganz poſſirlichen. Der Eine ſpricht: ich ſtehe alle Morgen um ſechs Uhr auf, das iſt mein Grundſatz. Der Andere: ich erziehe meine Kinder durch Prügel, das iſt mein Grundſatz. Der Dritte: ich laſſe die Leute ſchwatzen, was ſie mögen, bekümmere mich um nichts und thue, was ich will — das iſt mein Grundſatz. Mit Letzterem bin ich gewiß ganz einverſtanden; nur ſehe ich nicht ein, weshalb eine ſo natürliche Denk- und Handlungsweiſe mit dem pomphaften Wort Grundſatz belegt werden ſolle."

„Die Grundſätze ſollen uns ja keineswegs eine unnatürliche, ſondern eine edle, unſerm Weſen entſprechende Richtung geben," ſagte Andlau, „und uns helfen dieſe Richtung zu verfolgen, ſoviel es in menſchlicher Kraft ſteht, wenn es uns auch ſchwer wird — eben weil wir ſie als die erforderliche und nothwendige zu unſerer Entwickelung erkannt haben."

„Sie machen ſtarr und unbeugſam!" rief Fauſtine.

„Wo ſie fehlen, giebt's Leichtſinn und Flatterhaftigkeit" — ſagte Andlau lächelnd.

„Wenn ich mir nun auch vorgenommen habe, auf der Chauſſee zu gehen, warum ſoll ich nicht aus dem dicken Staube oder von den harten Steinen auf die Wieſe nebenbei, und zu meinem Ziel ſpazieren? ich komme ja angenehmer hin."

„Aber Du kannſt Dir im Thau naſſe Füße und den Schnupfen holen; oder ein breiter Graben ſperrt Deinen Pfad und Du mußt umkehren; oder ein Schmetterling lockt Dich ſeitab; oder Du kommſt eine Minute ſpäter an, und dieſe eine iſt zu ſpät."

„Ich hab' auch einen Grundſatz," ſprach Fauſtine ernſthaft.

„Und der wäre?"

„Nie mit Dir zu disputiren, weil ich immer den Kürzern ziehe, was gewiß ſehr demüthigend iſt."

Doch auch dieſer war nur ein momentaner Einfall. In ihrem Charakter waren viele Anomalien und manche Schatten; doch der vorherrſchende Zug ihres ganzen Weſens war eine Liebenswürdigkeit, die jene ausglich und dieſe überſtrahlte. Worin ihre Liebenswürdigkeit beſtand, konnte man nicht definiren — vielleicht blos darin, daß ſie natürlich und ohne Anſprüche war, und von Niemand weder Lob, noch Beifall, noch Huldigung verlangte. Die tiefe Sorgloſigkeit über den Erfolg ihrer Erſcheinung oder ihres Geſprächs gab ihr eine ſolche Friſche, daß um alltägliche Handlungen, um gewöhnliche Worte ein

reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf frischgepflückten Früchten liegt. Es ist ein Hauch, ein Duft, eben Nichts! — doch wenn die Früchte zwölf Stunden im Zimmer gestanden, so ist dies liebliche Nichts verschwunden, und dann, wenn man es vermißt, wird es erst erkannt. Trotz ernster Lebenserfahrung, die oft muthlos — trotz herben Kummers, der oft trübe macht — trotz der Verhältnisse, die sie beengten — war Faustine an Körper und Geist, an Sinn und Seele jung und frisch, als hätte sie nichts erfahren, nichts gelitten; und fremd in den Verhältnissen des Lebens, als bewohne sie den Regenbogen etwa, oder den Orion, und komme nur zufällig bisweilen auf die Erde herab. Sie war ganz und ungetheilt Eins, nicht zerstückelt, nicht zersplittert; das gab ihr Klarheit. Sie blickte weder rechts noch links auf Wege, wo Andere gingen; sie wandelte unbekümmert auf dem ihren: das gab ihr Sicherheit. Sie griff nicht hier und dort nach Haltung umher, nach Liebe und Freundschaft suchend: sie war begnügt im tiefsten Wesen; doch wenn man ihr entgegentrat und ihr die Hand bot, oder wenn sie erkannte, daß sie die Hand bieten durfte, so that sie es gern, nahm und gab dem fremden wie dem eignen Bedürfniß und Wunsch. Aber wer nicht mit ihr Schritt hielt, wer ihr kein Stab war, woran sie sich heraufranken konnte ans Licht, kein Fels, woran sie empor klettern konnte zur Luft — den ließ sie los, gleichgültig, unbefangen, wie man eine welke Blume nicht wegwirft, aber fallen

läßt. Menſchen, Zuſtände, Welterſcheinungen, eigene Fehltritte — Alles war ihr Mittel, um ſich daran fort- und auszubilden. Sie ſagte oft:

„Helden, Künſtler, große Herrſcher, was thun ſie Anderes, als daß ſie in ihrem Wirkungskreiſe, der freilich nicht kleiner als die Welt iſt, ſich ſelbſt zur Vollkommenheit durchzuarbeiten ſuchen. Das ungemeſſene Streben, Durſten und Ringen nach Vollendung kennt Jeder, aber nicht Jeder kann zu ſeiner Bildung in die Zeit hineingreifen und ſich einen Thron in ihr errichten, oder in den Stein hauen und ſich ein Monument daraus bauen. Es iſt eine große Erleichterung für den Menſchen, ein Genie in irgend einer Kunſt, d. h. in irgend einem Zweige des geiſtigen Lebens zu ſein: er hat, woran er ſich üben kann. In ſeine Schöpfungen legt er den Ueberfluß des Daſeins nieder und taucht friſchgewaſchen aus dieſem Bade hervor, wie die großen Bergſtröme erſt dann klares Waſſer bekommen, wenn ſie durch einen See gefloſſen ſind. Wir Nicht-Genies müſſen uns helfen, wie wir eben können, und ich bilde mir ein: Alles kann uns dienen, ohne daß wir deshalb geiſtige Blutſauger werden müßten.“

Aber unter dienen verſtand ſie eine Behülflichkeit zur Erlangung kleiner Abſichten und Zwecke. Niemand beſaß weniger Geſchick als ſie, die Menſchen zu gewinnen und zu lenken für ihre Plane; ſchon deshalb, weil ſie ſchwerlich je einen andern Plan als den einer Reiſe oder einer Spazierfahrt gehabt. Die

Menſchen dienten ihr wie anatomiſche Präparate oder wie ſeltene Pflanzen — als Studien, nicht einer Wiſſenſchaft oder einer Kunſt, ſondern des Lebens, das ſie nach allen Richtungen, in allen Aeußerungen verfolgen und verſtehen wollte. „Ein Vogel ſingt, der andere fängt Mücken, jedes Ding hat ſeine Art," ſagte ſie, und jede Art war ihr intereſſant: mitunter freilich nur auf zwei Minuten. „Iſt das meine Schuld?" fragte ſie unbefangen, wenn Andlau oder andere Freunde ihr vorwarfen, daß ſie leicht der Dinge überdrüſſig werde, und heute gähne, wo ſie geſtern Beifall geklatſcht: — „ich habe wirklich noch nie Ueberdruß an meinem Gott und meiner Liebe empfunden."

Faſt alle Frauen ohne Ausnahme hatten Fauſtine lieb, denn in keinem Stück rivaliſirte ſie mit ihnen. Sie gönnte ihnen ihre Triumphe, ihre ſchönen Kleider, ihre Anbeter, ihre Verdienſte, und begnügte ſich — das Alles nicht zu haben. Zwar ſtellte ſie die ſchönſten und glänzendſten Frauen in Schatten, doch ſo, daß beide Theile keine Ahnung davon hatten. Die ſchönen ſagten: „Sie hat ſehr viel Verſtand, aber ſchön iſt ſie durchaus nicht." Die klugen: „Verſtand hat ſie nicht viel, aber ſie iſt allerliebſt." Keine verglich ſich mit ihr, ſo wie prächtige Gartenblumen ſich vielleicht nicht mit einer Alpenpflanze vergleichen möchten. Ein Wilder ſagte einſt, als er das Gemälde eines Engels ſah. „Er iſt meines Geſchlechts." Civiliſirte Leute haben nicht mehr dieſen ſublimen Inſtinct.

Männer intereſſirten ſich im Allgemeinen weniger

für Fauſtine, ſie war zu unduldſam gegen Fadalſen, und, Gott ſei es geklagt! ſie machen den Lichtpunkt in der Unterhaltung der Männer aus. Damit hatte ſie gar keine Nachſicht, d. h. die Langeweile malte ſich unwillkürlich, aber ſo deutlich auf ihr durchſichtiges Antlitz, daß mehr als Verwegenheit dazu gehört hätte, eine Unterhaltung fortzuſetzen, die ſolche Wirkung hervorbrachte. Folglich hatte die Maſſe der Männer ihr nichts zu ſagen, und nichts drückt einen Mann mehr, als ſich einer Frau gegenüber unwichtig zu fühlen. Daher kommt es, daß das eigene Geſchlecht ziemlich willig einer eminenten Frau geiſtige Bedeutung und Uebergewicht verzeiht; das fremde hingegen nur dann, wenn ſie von den Grazien in höchſt eigener Perſon zur Gefährtin geweiht iſt — was natürlich nie der Fall. — Aeltern Leuten gefiel ſie beſſer, als jungen; vermuthlich deshalb, weil ſie freundlicher gegen jene war, theils aus Achtung für das Alter, theils weil ſie behauptete, man liefe bei ihnen keine Gefahr, nicht — ſich zu verlieben, ſondern — in dieſen Verdacht zu kommen: was ſehr unbequem und ſtörend ſei. — Ohne Vermögen, ohne Anſehen, ohne Verbindungen, ohne Intriguen, nur durch die Macht ihrer Perſönlichkeit hatte ſie es dahin gebracht, daß die Welt ihr Verhältniß zum Baron Andlau ſtillſchweigend als ein legales anerkannte und, um ſich gleichſam für dieſe Nachſicht zu entſchuldigen, eine heimliche Ehe vorausſetzte.

Fauſtine und ihre Schweſter Adele, als Kinder

ſchon verwaiſt und ganz arm, wurden von einer Schweſter ihres verſtorbenen Vaters erzogen, d. h. dieſe bezahlte die Penſion beider Mädchen für ihre Erziehung in einer großen Koſtſchule, und bekümmerte ſich nicht eher um ſie, als bis ſie erwachſen waren. Da nahm ſie ſie in ihr Haus, und hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, als ſie ſo bald wie möglich zu verheirathen — nicht aus Intereſſe für die hülfloſe Lage der Mädchen, ſondern weil ſie ſelbſt noch ſehr gern Huldigungen entgegennahm, und ihrer vierzigjährigen Schönheit nicht mehr die Kraft zutraute, ſiegreich neben ſiebzehnjähriger zu beſtehen. Zwei junge Männer, die öfters ihr Haus beſuchten, ſchienen ihr ſo wünſchenswerthe Neffen, daß ſie beſchloß: ſie müßten [illegible] werden. Und ſie wurden es. Graf Obernau, ein wilder, brutaler Militär, dem nichts über ſein Pferd, ſeinen Schoppen Wein und ſeine Pfeife ging, war der eine; Maximilian von Walldorf, Gutsbeſitzer, derb und vierſchrötig, ohne Manieren, aber brav und ehrlich, war der andere; dieſer von geringem, jener von bedeutendem Vermögen, was aber ziemlich auf eins herauskam, da Walldorf ſehr guter Wirth „ein äußerſt ſolider Menſch" war, — wie die Tante zu Adele ſagte, und Obernau ein Tollkopf und Verſchwender „den Du zum ſchönen und nützlichen Gebrauch ſeines Vermögens anleiten wirſt" — wie ſie zu Fauſtine ſprach.

Adele, emſig und thätig, von Kindheit auf mit hausmütterlichen Neigungen, froh der Koſtſchule entronnen zu ſein, dachte ſich keine lieblichere Zukunft,

als ein eigenes Haus zu haben, und darin vom Morgen bis in die Nacht wirthschaftliche Geschäfte zu treiben. Ein Mann mußte sie freilich in dies Eldorado führen, denn auf dem Schloß der Tante hatte sie nicht so freie Hand, wie sie es wünschte, weil die Tante der Meinung war, Wirthschaftlichkeit und Fleiß sei ein Netz wie jedes andere, um den Mann darin zu fangen, welcher diese Eigenschaften suche; übrigens aber brauche man sie nicht gründlich zu treiben, nicht die Hände am Feuer zu verderben, und nicht die Haut in der Sonnenhitze auf dem Bleichplatz, oder an der Ofenglut beim Plätten. Adele aber kannte kein größeres Vergnügen, als die schöne, reinliche, weiße, feine Wäsche durch das Plätten zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; und kein Blick auf ein Gemälde von Rafael oder auf eine italienische Gegend hätte sie so innerlich befriedigt, als der in einen großen, weitgeöffneten Schrank voll glatter, silberweißer Leinwand.

„Das Mädchen ist wirklich gar nicht im Salon zu brauchen," sagte die Tante einst verdrießlich zu Walldorf, als Adele Abends dunkelroth im Gesicht und ganz schläfrig erschien. „Wenn ich sie wollte gewähren lassen, könnte ich zwei Mägde abschaffen und sie ersetzte deren Stelle. Heute früh um vier Uhr ist sie aufgestanden und hat Käse gemacht .... — essen Sie gern Käse?"

„Wenn er gut ist — mein Leibessen! aber die Butter muß auch gut sein."

„O die Butter! das versteht Adele gründlich! —

Dann hat ſie beim Buttern die Oberaufſicht geführt .... —"

„Bei mir wird früher gebuttert, als Käſe gemacht."

„Das iſt ja einerlei, wenn es nur tüchtig gemacht wird."

„Nicht ſo ganz, freilich! doch Fräulein Adele iſt noch ſo jung, kann lernen."

„Ach, mein guter Walldorf, Sie müſſen es nicht ſo genau mit mir nehmen; ich erzähle nur, was Adele heut Alles gethan hat: die Reihenfolge weiß ich nicht; aber gelungen iſt Alles — das weiß ich."

„Nun, was hat ſie noch weiter gethan?"

„Sie hat Kirſchen mit Zucker eingekocht; ſie hat ſich ein Kleid zugeſchnitten, und zuletzt hat ſie geplättet — darum iſt ſie ſo erhitzt."

„Ein capitales Mädchen, das! wenn ich mir erlauben darf, es zu ſagen."

„Und ſo anſpruchlos, ſo einfach, ſo genügſam, ſo freundlich — das wäre eine Frau für jeden verſtändigen Mann."

„Gnädige Frau — auf Ehre, das hab' ich auch eben gedacht." Und mit großen Schritten ging er durch den Saal zu Adele, die im letzten Fenſter bei ihrer Arbeit ſaß, während Fauſtine und einige andere Perſonen um den Flügel verſammelt waren.

„Was nähen Sie ſo emſig, gnädiges Fräulein?" fragte er, um die Unterhaltung anzuknüpfen, was ihm ſtets ſehr ſchwierig vorkam.

„Taſchentücher," — entgegnete ſie ohne aufzuſehen.

Daran ließ ſich nicht fortweben. Er nahm einen neuen Anlauf:

„Eſſen Sie gern Kirſchen, gnädiges Fräulein?“

„Außerordentlich gern“ — antwortete ſie und ſah ihn freundlich an.

„In Oberwalldorf ſind herrliche Kirſchen, alle mögliche Arten.“

„Das hat mir meine Tante erzählt.“

„Hat ſie das? das freut mich. Sagen Sie — möchten Sie die Kirſchen eſſen?“

„Hier ſind auch recht gute Sorten“ — ſprach ſie ausweichend nach Mädchenart.

Er dachte im Stillen: Blitz und Donner! das Mädchen hat gute Qualitäten, iſt aber etwas ſchwer von Begriff. Mit den verblümten Redensarten kommt man nicht vom Fleck bei ihr. Ich muß nur von der Leber weg reden.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie die Kirſchen von Oberwalldorf eſſen oder einkochen oder was weiß ich! wollten, ſo würde es mir eine große Freude ſein, vorausgeſetzt, daß Sie mir gut genug ſein könnten, um mich zu heirathen.“

Adele bückte ſich tief auf ihre Arbeit und ſagte: „Wenn die Tante erlaubt.“

„O, die erlaubt es ſehr gern!“ rief Walldorf herzensfroh und überlaut. „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie haben nichts dawider, daß Fräulein Adele mich heirathet?“

Alles gerieth in tumultuariſche Bewegung. Adele

lief verlegen aus dem Saal, Fauſtine lief ihrer Schweſter nach, Walldorf machte Miene, ihnen zu folgen; doch ein befehlender Blick der Tante hielt ihn feſt. Man machte einen Spaziergang, man verſtändigte ſich, man machte Alles ſicher und feſt, und beim Souper ſtellte die Tante Walldorf und Adele als Verlobte ihren Gäſten vor, und lud ſie in ſechs Wochen zur Vermählung ein.

„Biſt Du denn recht glücklich, Adelchen?“ fragte Fauſtine zärtlich, als ſie ihr am Hochzeittage den Myrthenkranz aufgeſetzt.

„O, ſo ſehr!“ rief Adele und faltete die Hände.

„Und worüber wol am meiſten?“

„Eigentlich über Alles — ſo im Ganzen — daß ich ein Haus und eine Wirthſchaft bekomme....“ —

„Aber das wird Dir viel Plage machen.“

„Doch viel mehr Vergnügen noch! — daß ich die Tante verlaſſe ...“ —

„Das iſt freilich ein großes Glück.“

„Daß ich Frau werde und in Geſellſchaften ſitze, wenn die Mädchen haufenweiſe zuſammen ſtehen.“

„Es mag ſein Angenehmes haben.“

„Am meiſten aber doch, daß Walldorf mein Mann wird. Keinem Andern würd' ich ſo gut ſein können! Er ſpricht zwar etwas laut und macht nicht viel Complimente — doch Niemand kann's ehrlicher meinen, als er, und warum ſoll er das nicht ſo laut und offen wie möglich ſagen, liebe Jni? —“

„Nun, ſobald es Dir nicht unbehaglich iſt, daß

die Wände dröhnen, wenn er lacht, und daß es einen rothen Fleck giebt, wo er küßt ....“ —

„Einen rothen Fleck?!“ rief Adele erschrocken und sah in den Spiegel. Als sie aber ihr hübsches blühendes Gesichtchen makellos fand, setzte sie tröstend hinzu: „Der vergeht wieder, Ini.“

Walldorf und Adele wurden und blieben ein glückliches Paar, d. h. glücklich auf ihre Weise; denn Jeder hat seine eigene. Und zu ihnen wollte Faustine jetzt. Andlau sagte:

„Wie seltsam, daß Dein unceremoniöser Schwager solche steife, förmliche Briefe schreibt, die doch gar nicht in seiner Natur liegen.“

„Er hat so wenig Form, daß er gleich gezwungen wird, sobald er artig sein will, und was diesen Brief betrifft, so mag er ihn wol aus einem uralten Briefsteller aus der Bibliothek von Oberwalldorf abgeschrieben haben, denn das Briefschreiben und Bücherlesen ist seine Sache nicht. Nur die Bücher studirt er mit wahrer Wonne, die er selbst schreibt, und wovon er schon eine recht hübsche Sammlung besitzt.“

„Also schreibt er seine landwirthschaftlichen Beobachtungen nieder?“

„Keineswegs! seine Gutsrechnungen schreibt er nieder, aber auf eine Weise, die seine Zeit und sein Interesse gleich sehr in Anspruch nimmt. Erst wird mit der ausgesuchtesten Pünktlichkeit, bei Batzen und Kreuzer, die Rechnung geführt: das ist aber nur der Brouillon. Dann macht er eigenhändig Abschriften

dieſes wichtigen Werkes, in Sedez, in Duodez, in Octav, in Quart, in Folio und in Royal-Folio, auf dem ſchönſten Papier, elegant gebunden, das Royal-Folio gar prächtig in Maroquin mit goldenem Schnitt, und dann ordnet er die verſchiedenen Ausgaben dieſes Werkes nach ihrer Größe in den Bücherſchränken ſeines Arbeitszimmers, worin ſchwerlich ein anderes Buch Zutritt findet. Das iſt ſein unſchuldiges Steckenpferd."

„Ich wundere mich nur, daß dies Steckenpferd gleichſam in einem Geſpann mit ſeinem Arbeitspferde läuft; daß etwas, das am Morgen ſeine Arbeit war, am Abend ſeine Erholung wird; daß er nicht lieber etwas Andres abſchreibt, meinetwegen gewiſſe Zeitungsannonen oder Wetterbeobachtungen, kurz, daß er in nützlicher und angenehmer Beſchäftigung ſo gar keines Wechſels bedarf. Seine Einſeitigkeit muß ihn für Jeden, der nicht Landwirth iſt, erdrückend langweilig machen."

„Gehört nicht eine gewiſſe Einſeitigkeit dazu, um etwas Großes in irgend einem Fache zu leiſten oder zu werden? Kann man zugleich tüchtig als König und Dichter und Miniſter und Kunſtkenner und Baumeiſter ſein? mehr liefern als mittelmäßige Proben von mittelmäßigen Fähigkeiten in dieſen verſchiedenen Richtungen?"

„Das Genie iſt ſeiner Eſſenz, ſeinem innerſten Weſen nach vielſeitig; denn was iſt es anders, als die göttliche Kraft des Geiſtes, das Homogene auf-

zufaſſen, zu entdecken, zu ſchaffen, zu wirken, zu bilden, je nach dem Material, das man gerade unter der Hand hat. Das Genie findet es immer unter der Hand, es ſucht nie. Es fragt nicht: ſoll ich lieber ein Held werden oder ein Künſtler? ſondern es greift nach Schwert oder Pinſel, und hat, ohne ſich zu beſinnen, die Welt erobert oder entzückt. Daß das Genie zuweilen mehre Talente hat, verſchiedene Materiale behandelt, gleichſam in drei oder vier Sprachen ſpricht, daß da Vinci Maler, Baumeiſter und Dichter war, daß Peter der Große ein Reich aus der Verſunkenheit emporzog und Schiffe baute, daß Julius Cäſar der erſte der Imperatoren war, und nach ein Paar tauſend Jahren noch der Schriftſteller der Jugend iſt —: das blendet und verführt die Leute. Sie meinen, mit der Vielſeitigkeit ſei auch das Genie da, und vergeſſen nur, daß man viel Fähigkeiten in ſich ausbilden, viel Fertigkeiten ſich aneignen, aber nimmermehr ein Genie werden könne. Man muß es von Natur ſein. Es liegt in einer dem Menſchenwitz unerreichbaren Region. Der liebe Gott hat es ſich vorbehalten, ſeinen Lieblingen damit ein Geſchenk zu machen, das, gleich allen bedeutenden Geſchenken, ſchwere Verbindlichkeiten auf den Empfänger wälzt, obgleich es ihn beglückt. — — Aber weil der Menſch doch einen bewegbaren Kopf hat, der ſich rechts und links, vor- und rückwärts wenden kann, ſo meine ich, er ſolle nicht muthwillig Stupidität, Vorurtheile, Launen und Eigenſinn als Scheuklappen ſich vorbinden,

die ihn hindern, irgend etwas zu ſehen, das nicht in ſeinen Kram paſſen könnte. Selbſt ausgezeichnete Talente werden, zwiſchen Scheuklappen ausgebildet, zur Manie. Ich hörte einen berühmten Pianiſten; er übte täglich vierzehn Stunden; er dachte, er wußte, er kannte, er ſprach nichts, als ſeine Kunſt — nun, er ſpielte wie eine vom Dämon der Muſik gefertigte und beſeſſene Maſchine. Stelle ich mir nun Deinen Schwager als einen vom Dämon der Erdſcholle Beſeſſenen, aber ohne in ſein Fach einſchlagende beſondere Talente vor, ſo wünſch' ich ihm der Abwechſelung wegen doch Liebhabereien aus einem andern Gebiet — etwa Mongolfieren oder dergl. —"

„Ich mache es, ſo wie Du meinſt, daß man es machen müſſe," ſagte Fauſtine; „ich ſehe mir die Dinge an, und aſſimilire davon, was ich brauchbar finde, mit meiner Eigenthümlichkeit. So bleibe ich doch Eins und werde nicht allzu ſehr einſeitig. — Aber nun hör' weiter! Die Liebhaberei meiner Schweſter iſt auch aus ihrem Fach: es iſt das Anſchaffen und der Beſitz von Leinwand. Spinnen, weben, bleichen zu laſſen, iſt ihr Element. Nach jeder Niederkunft erhält ſie von ihrem Manne als Wochengeſchenk ein Stück Land — bei der Geburt eines Knaben noch einmal ſo groß als bei der eines Mädchens — womit ſie machen kann, was ſie will. Sie läßt darauf Lein ſäen, und ihn dann verarbeiten zur Ausſteuer für ihre Töchter, von denen die älteſte ſieben, die jüngſte ein Jahr alt iſt. Da ſie außerdem noch fünf Söhne

hat, so ist ihr Leinwandschatz und ihr Grundbesitz schon ziemlich bedeutend, und wir können es vielleicht erleben, daß mein Schwager nur noch Oberlehnsherr seines Gutes sein wird."

„Aber sie sammelt für ihre Töchter; das ist doch ein würdiger Zweck."

„Und mein Schwager gedenkt seine Werke den Söhnen zu hinterlassen. Der älteste bekommt die Ausgabe in Royal-Folio und so abwärts der Reihe nach. Für die Zukunft arbeiten wir Alle — außer uns, in uns."

„Kennst Du den Bruder Deines Schwagers?"

„Den kleinen Clemens? ja. Vor vier Jahren fand ich ihn einmal in Oberwalldorf. Ein Mensch, damals schon wie ein Riese, aber so kindisch, daß ich ihn immer den kleinen Clemens nannte. Gut, daß er da ist! er wird doch ein wenig menschlicher und dann vielleicht recht angenehm geworden sein, und so etwas ist immer brauchbar — dort am meisten."

„Sprich nicht so leichtsinnig, Ini!" sagte Andlau ernst.

„O Gott, gar nicht!" rief sie; „ich freue mich wirklich, den Clemens dort zu sehen. Thue mir den Gefallen," setzte sie scherzend hinzu, „und werde ein wenig eifersüchtig; Du hast jetzt die beste Gelegenheit. Ich möchte gern wissen, wie Du Dich in eifersüchtiger Stimmung, und ich mich ihr gegenüber benehmen würde."

„Du weißt, Faustine, bei mir kann darum nie

von Eiferſucht die Rede ſein, weil ich keinen Rival anerkenne. Ein Gut, wonach ein Andrer die Hand ausſtreckt, überlaſſe ich ihm gern."

„Ich weiß, daß Du ein ſchroffer Mann biſt."

„Aber nicht für Dich."

„O doch! auch für mich! Du biſt wie ein Felſen; daran rank' ich mich als Epheu mit geſchmeidigen Armen empor und ſchmücke ihn ſo gut ich kann. Aber der Felſen bleibt ernſt und unbewegt, und ich weiß nicht einmal, ob es ihm eine Freude iſt." — Ihre Augen ſtanden voll Thränen.

„Du kränkſt mich, Ini," ſagte Andlau mit tiefer Zärtlichkeit; „Du weißt recht wohl, daß Du meine einzige Freude, mein ganzes Glück auf der Welt biſt. Es wäre eben ſo kindiſch, wenn Du daran zweifeln könnteſt, als wenn ich es Dir alle zehn Minuten wiederholen wollte."

„Ich verſtehe nur nicht zu zweifeln, wenn ich liebe; ſonſt, Anaſtas, würd' ich mir wol bisweilen Gedanken machen."

„Und was für Gedanken? böſe oder gute?"

„Ich würde mir vorkommen wie die Eidergans."

„Das iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft" — ſagte er lachend.

„Nein, gewiß nicht für die Menſchen! denn die ſchieben dem armen Vogel Kreideeier ſtatt der wirklichen ins Neſt, weil er die Gewohnheit hat, ſich die Federn auszurupfen, um die Eier damit zu erwärmen. Unermüdlich rauben die Menſchen den weichen Flaum

und machen ſich bequeme Kiſſen daraus, und unermüdlich rupft ſich der Vogel kahl für die unerwärmbaren Kreideeier."

„Und die Nutzanwendung?" fragte Andlau etwas erſtaunt.

„Was ich an Liebe und Zärtlichkeit im Herzen habe, ſtreue ich, ohne mich zu beſinnen, vor Dir aus, und bin gewiß glücklich genug, daß Du es mir geſtatteſt, denn wo ſollte ich ſonſt damit bleiben? Aber Du, Du nimmſt abſichtlich den weichen Flaum fort, damit ich mir immer etwas Neues und Friſches, immer eine andere Weiſe aufdenken möge, um Dir zu ſagen, wie ich Dich liebe."

„Wenn Du das von mir glaubſt, ſo beſtrafe mich und denke Dir nichts Neues auf."

„Das würde mir aber ein großer Zwang ſein."

„Du ſiehſt, liebe Fauſtine, unſre Natur ändern wir nicht. Du mußt die Fülle, die Glut, die Pracht der Deinigen aushauchen durch Wort und Bild und Ausdruck. Ich, der ich ohnehin nicht Deinen Reichthum habe, muß ſtumm und anbetend zu Dir emporſehen. Nennſt Du das Mangel an Theilnahme und Liebe?"

„Nein, nein, Anaſtas! ich ſagte Dir ja, daß ich die Gedanken nicht dazu kommen laſſe, ſich wirklich auszubilden."

„Es wäre auch ſchade um Dich, wenn in Deine lichte reine Seele Zweifel und Zwieſpalt verfinſternd fielen. Du biſt ein Kind des Lichts, meine Ini."

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichts — ſteht in der Bibel."

„Ich dachte auch ſo eben nicht daran, Deine Klugheit zu preiſen" — ſagte Andlau lachend.

„Du biſt mein Verſtand, ich brauche keinen beſondern;" antwortete ſie, und drückte die Stirne an ſeine Wange. Die Locken fielen graziös über ihr Geſicht herab; die ſchlanke weiße Geſtalt ruhte friedlich in ſeinem Arm. Sie ſah aus wie eine junge Birke mit frühlingsgrünem, wehendem Gezweig an einen Felſen gelehnt.

Dieſe beiden Menſchen lebten in und mit der Welt, wie auf einer goldenen Klippe, die mitten im Meer für ſie emporgeſtiegen. Sie liebten ſich ſo, daß ſie zwar den Stürmen ausgeſetzt, doch nicht vor ihnen zu beugen ſich glaubten. Denn mochte Fauſtine auch zuweilen klagen über Andlau's immer gehaltenes Weſen, ſo war das doch nur ſo wie die Nachtigall Töne in ihrem Geſang hat, die gleich herzzerſchmelzender Klage klingen, weil übermächtige Sehnſucht in ihnen widerhallt. Fauſtine war eine von den flammendurſtigen Seelen, die in jedem Moment des Lebens die Nektarſchaale des Glücks verlangen und leeren, ohne Rauſch, ohne Taumel, ohne Uebermuth; mit dem Bewußtſein, daß ſie ihnen zukomme, und darum nicht trunken wie die Sterblichen, ſondern wie die Ueberirdiſchen, beſeligt! Aber nur an großen Jubelfeſten und nicht an Wochentagen wird ſie den Menſchen gereicht, und Troſt und Beſchwichtigung dafür fand

Fauſtine immer bei Andlau. War er nicht von der Glut, ſo war er doch ſtets von der Höhe ihrer Empfindungen und wie ein Firſtern von unwandelbarem Licht. An dieſem Abend, als ſie mit Andlau von dem Spaziergang nach der Neuſtadt heimkehrte, wo ſie künſtleriſche Beobachtungen über Mondſcheinbeleuchtung angeſtellt, verweilte ſie auf der Brücke und ſprach:

„Anaſtas! ich muß mir einen Zaubergeſang aufdenken, womit ich, wie die alten theſſaliſchen Zauberinnen, den Mond vom Himmel herabziehe. Er hat Geheimniſſe, die ich ergründen möchte. Sein Strahl berührt mich ſo kalt, daß ich ſchaudere, wie von einem Leichenfinger berührt, und ſein Glanz iſt doch ſo magiſch, wie der eines geliebten Auges, in das man immer hineinblicken möchte.“

„Laß den Mond in ſeiner Sphäre, und nimm Deinen Shawl zuſammen, Jni.“

„Und ich denke, wenn ich ihn ganz nahe bei mir hätte, ihm gleichſam Aug' in Auge ſchauete, ſo würd' er nicht ſo leichenkalt ſein. Um ſeiner Schönheit willen thut mir ſeine Kälte leid, die gewiß ein großer Fehler iſt.“

„Beſonders hier auf der Brücke. Nimm Deinen Shawl zuſammen; die Luft weht kalt über die Elbe.“

„Ich thu' es, lieber Anaſtas! — Aber ich möchte wiſſen, ob die Geſtirne nicht einen weſentlichen und räthſelhaften Einfluß auf den Menſchen und ſeine Schickſale haben; ob der Stern, welcher in dem Au-

genblick unſrer Geburt uns begrüßt, für immer unſer Freund und mit uns in Verbindung bleibt."

„Dies zu beweiſen und zu berechnen, mühten ſich in frühern Zeiten die Aſtrologen ab. Unſre Tage der ſcharfen Analyſe und der materiellen Induſtrie ſind dieſer nebulöſen Wiſſenſchaft abhold, und ich meine, die Ueberzeugung ſei uns heilſamer und förderlicher, daß wir ſelbſt mehr Einfluß auf unſer Schickſal haben, als Sonne, Mond und der ganze geſtirnte Himmel."

„Es kann wol Irrthum ſein — dennoch bild' ich mir ein, daß die Sonne mich lieb hat, weil ich an ihrem Herrſchertage geboren bin, am 22. Junius. Das iſt der längſte Tag des Jahres, da ſteht ſie am höchſten über unſerm Haupt, da tritt ſie das mächtige Reich des Sommers an. Und nur wenn die Sonne hoch über mir ſteht, iſt mir das Leben eine Luſt, weil ich dann nicht abgeſperrt von Erde, Licht und Luft bin, ſondern ihr friſches, ſchaffendes Regen theile und genieße. Im Sommer, mein' ich, könne mir kein Unglück, nichts Böſes widerfahren: die Sonne lächelt mich an! iſt ſie nicht das Auge Gottes? — O Anaſtas, ich habe wol Recht, die himmliſche Sonne zu lieben, die mir Freuden bereitet, wie eine gute Mutter."

„Ich ſagte Dir ſchon heute, Du wärſt ein Kind des Lichts."

„Und der Stürme, Anaſtas! denn auch im Gewitter, unter Donner und Blitz, bin ich geboren. Darum thun mir die Stürme nichts! ſie brauſen über

mein Haupt dahin, ſie zerwühlen mein Haar und mein Kleid, ich drücke beide Arme kreuzweis über meine Bruſt, und ſenke den Kopf und laſſe ſie ſauſen — ich horche auf die Stimme des Ewigen in ihnen. Und auch der Donner ſchreckt mich nicht! nicht die leiſeſte Bangigkeit, die unwillkürlich, körperlich faſt, ſein ſoll — beſchleicht mich im Gewitter. Wenn der Donner pomphaft über den Himmel, um hohe Berge und in tiefe Thäler rollt, ſo mein' ich, daß große Geiſter, aus ihren ewigen Wohnungen herabſteigend, die arme kleine Erde mit dröhnendem Fußtritt berühren, wie ein alter in Eiſen gewaffneter Ritter das Hüttchen des Landmanns. Und die Blitze gar! die gelten alle, alle mir! die greifen und züngeln nach mir, die möchten mein Gürtel ſein, meine Krone, meine Lanze — und ich Schwache, ich Bewußtloſe verſtehe nur nicht, ſie zu brauchen. O die Blitze haben große Dinge mit mir vor! tödten will mich keiner, auch nicht blenden! als ich zuerſt das Auge aufthat, hab' ich ſie ja geſehen, und ſtarb nicht und erblindete nicht. Aber verſengen und aufzehren wollen ſie alles Irdiſche — auch bei mir, glaub' ich. Darum ſehe ich immer empor und breite die Arme aus zum Himmel, wenn es blitzt. Siehſt Du, das Alles verſteh' ich, aber den Mond verſteh ich nicht."

„Aber ich, Ini, denn er ſpricht eine unpoetiſche Sprache, die mir ſehr geläufig. Sein kühler Strahl iſt ein Wegweiſer, daß man ſpät Abends nach Hauſe, und nicht auf der Elbbrücke gehen ſoll, wo böſe Ko-

bolde ſich tummeln und uns mit eiſigem Athem anhauchen. Sie ſuchen Dir zu ſchaden, und Du ahnſt ſie nicht — da muß ich dann Wache halten."

„O Du biſt gut!" ſagte ſie und drückte innig ſeine Hand. Er führte ſie in ihre Wohnung und ſuchte dann die ſeine auf.

Zwei Tage ſpäter ſagte Mengen auf der Terraſſe zu Feldern:

„Du wollteſt mich ja der ſchönen weißen Statue verſtellen, die vorgeſtern hier zeichnete, Gräfin ... wie heißt ſie?"

„Obernau; eine Statue iſt ſie nicht; dafür aber heute früh auf mehre Monate verreiſt;" — entgegnete Feldern.

„Schade!" ſagte Graf Mengen; „aber ſie wird wiederkommen, und dann! — Manche Menſchen ſehen ſo wunderbar aus, daß ich übers Gebirg klimmen würde oder auf die Thurmſpitze ſteigen, um ihnen wenigſtens Einmal gründlich ins Antlitz zu ſehen, und habe ich das gethan, ſo vergeſſe ich ſie nie."

„Dein Geſandter wird ja von der Badereiſe Tochter und Enkelin hieher bringen. Ob die junge Perſon hübſch iſt?"

„Sehr hübſch, nach einem Portrait zu urtheilen, doch zu jung, um Eindruck zu machen."

„Und die Mutter?"

„Nicht mehr jung genug."

„Die diplomatiſche Laufbahn iſt doch äußerſt an-

genehm! Nicht nur, daß Ihr wie die Windrose für alle Weltgegenden und alle Classen der Gesellschaft eingerichtet seid: Ihr findet auch, wohin Ihr entsendet werdet, überall ein Haus, in dem Ihr zu Hause seid wie in dem eigenen, ohne die Unbequemlichkeit, welche häufig mit letzterem verbunden ist."

„Der Soldat hat seine Kameraden, der Beamte seine Collegen, was — beiläufig gesagt — unbeschreiblich philisterhaft klingt; und beide haben ihre Chefs; ich sehe keinen besondern Vortheil in unsern Verhältnissen, als höchstens den, daß unser Chef seinem einsamen Secretär ganz genau auf die Finger sehen kann. Ich bin zuweilen dieser Stellung überdrüssig zum Todtschießen! Wäre Cäsar nicht groß durch sein Leben und seinen Tod, so wär' er es durch sein berühmtes Wort vom Ersten und Zweiten."

„Wir arbeiten rottenweise in einem weit ärgern Joch, als das ist, worin Ihr einzeln arbeitet; also habt Ihr doch immer die größere Chance für Euch, bald der Erste zu werden, und nicht in einem armseligen Dorf, sondern in irgend einer Weltstadt. Ich hätte mich auch gern der Diplomatie gewidmet, aber Rücksichten wiesen mich in eine andere Carriere, in der das Leben und die Gesellschaft geringere Ansprüche an uns machen."

„Du bist verlobt, hörte ich sagen ...." —

„Seit vier Jahren."

„Welche Geduld, mein lieber Feldern! — und Deine Braut lebt hier?"

„In der Nachbarschaft, auf dem Lande — Du wirst sie kennen lernen.“

„Ich würde mich auch gern verheirathen.“

„Ah, das freut mich! Auch schon verlobt?“

„Nein,“ sagte Mario lächelnd, „und am wenigsten vier Jahr. Ein weibliches Wesen hat mir noch nicht den Wunsch eingeflößt, mich zu verheirathen, sondern aus der öden Oberflächlichkeit des Lebens möchte ich mir in dessen Tiefe eine Zuflucht bereiten, wo ich dem Gewirr unerreichbar bliebe, wo andre Geister walteten, als die, welche für und in unserm Beruf uns zur Seite stehen. Ich möchte erfahren, ob es denn kein anderes Glück giebt, als das, welches unser unruhiges Bemühen, unsern Ehrgeiz, unsre Eitelkeit belohnt, d. h. aufreizt, indem es sie momentan befriedigt. Ich möchte ein stilles, dauerndes, unerschütterliches, schützendes Glück, das wie ein schattiger Fußpfad neben der breiten, sterilen Lebensheerstraße dahinliefe. Das Alles, mein' ich, müsse eine Frau mir geben und mir sein! Doch die, zu der ich dies Vertrauen haben könnte, hab' ich noch nicht gefunden.“

„Du machst wahrscheinlich große Ansprüche, lieber Mario .... — “

„Ganz und gar keine! ich verlange nur, daß wir so zu einander passen, wie zwei mal zwei vier ist.“

„Das ist freilich eine sehr bescheidene Forderung“ — sprach Feldern lächelnd.

Oberwalldorf war in lebhafter Aufregung. Eine feſtliche Taufe und ein wochenlanger Beſuch galten in dem häuslichen, geregelten Leben für merkwürdige Begebenheiten. Heute ſollte Fauſtine eintreffen, morgen die Taufe ſein. Adele, eine ſehr hübſche, aber kugelrunde Frau, rollte ſich mit unglaublicher Behendigkeit und unermüdlicher Geſchäftigkeit durch das Haus, um ihre ſämmtlichen Anſtalten und Einrichtungen zum neunundneunzigſten Mal zu überſchauen und zu beſprechen, obgleich alle Dienſtboten, gleich Kanonieren mit brennender Lunte bei ihren Kanonen, ſchußfertig und des Winkes gewärtig bei ihren Geſchäften waren. Hinter Adele her zog, wie eine wilde Jagd, ihre Kinderſchaar, bei der man die gute Mannszucht, welche im Domeſtiken-Corps herrſchte, ſehr vermißte. Ihre Kinder zum Gehorſam zu gewöhnen, dahin hatte die gute Adele es noch nicht gebracht. Sie waren ihr von Hauſe aus über den Kopf gewachſen, und dieſe Frau, ein Muſter von Ordnung und Pünktlichkeit, duldete, daß ihre Kinder, wenn es ihnen gefiel, ihre Einrichtungen in die kläglichſte Unordnung brachten. Wurde es einmal ſo arg, daß ſie eine Züchtigung für unumgänglich hielt, ſo trat ihr Mann dazwiſchen und ſagte, er könne nicht leiden, daß ſeine Kinder gemißhandelt würden. Er ſelbſt verlor die Geduld mit ihnen nur dann, wenn ſie an ſeine Heiligthümer, Schreibtiſch und Bücherſchrank, unheilige Hand legten. Vielleicht den größten Zorn ſeines Lebens hatte er empfunden, als ſeine älteſte

Tochter in ihrem vierten Jahr seine Abwesenheit aus dem Zimmer benutzt hatte, um auf einen Stuhl vor dem Bücherschrank zu klettern, und seine sämmtlichen Werke, so weit sie ihren Händen erreichbar, auf den Fußboden zu schleudern. Damals hielt er ein Strafgericht, dessen Schrecknisse sich traditionell bei den Kindern fortpflanzten, so daß sie dreister eine Löwenmähne, als die Schriften des Papa berührt haben würden.

„Kommt nun herunter, Kinder" — sagte Adele, in das für Fausline bestimmte Zimmer tretend, wo die Kleinen verweilt waren, während sie die Runde durch die übrigen Gastzimmer gemacht. Aber die Kinder hörten und sahen nicht; denn drei rollten sich in der vom Bett herabgerissnen grünseidnen Decke kopfüber, kopfunter auf der Erde herum; und die beiden älteren voltigirten mit der höchsten Behendigkeit vom Bett auf den Fußboden und so wieder hinauf. Alle fünf kreischten, glühten, schwitzten, zappelten, balgten sich nebenher — kurz, es war ein außerordentlicher Spaß, den nur die Mutter nicht goutirte. Es gab ihr einen Stich durchs Herz, die derben Lederschuhe auf dem feinen Bettbezug umhertrampeln zu sehen. Sie rief zur Ordnung! doch leichter hätte sie eine Heerde junger Füllen als ihre Kinder zusammentreiben können. Da nahm sie ihre Zuflucht zu einer Kriegslist und: „Ein Wagen! die Tante kommt!" rufend, verließ sie schnell das Zimmer. Die Kinder stürmten augenblicks ihr nach und die Treppe hinab,

und Adele hatte das Schlachtfeld gewonnen, auf welchem nach zehn Minuten wieder die frühere Zierlichkeit herrſchte.

Endlich kam Fauſtine. Sie hatte ſich heute von Andlau getrennt, und das Gefühl, wie einſam ſie ohne ihn auf der Welt ſtehe, beängſtigte ſie. In der Familie unſrer Geſchwiſter wird es uns ſelten heimiſch. Mag uns der Bruder oder die Schweſter noch ſo lieb und werth und vertraut ſein — die Schwägerin, der Schwager, deren Eltern, deren Vetter und Muhmen, ſind eben fremdartige Elemente, die uns häufiger abſtoßen, als anziehen, vielleicht darum, weil man von uns begehrt, daß wir für Perſonen, die unſerm Blute fremd und unſrer Neigung fern ſind, Liebe und Freundſchaft hegen ſollen, welche Gefühle man doch gern nach eigener Wahl vertheilt. Seit zwei Jahren war Fauſtine nicht hier geweſen. Als ſie ſich Oberwalldorf näherte, vergaß ſie etwas ihre Traurigkeit. Es lag äußerſt freundlich am Eingang eines Thals, durch welches ein raſcher Waldbach ſtrömte, der weiter hinab ſich in den Main ergoß und höher hinauf Schneide- und Sägemühlen trieb. Die Wohnungen der Landleute lagen zwiſchen blühenden Gärten; Wieſen und Felder grünten üppig; die Berge, welche das Thal zwiſchen ſich nahmen, waren mit gemiſchtem Laub- und Nadelholz bedeckt: es war keine großartige, aber eine wohlthuende, liebliche Natur. Das Wohnhaus, das man aus Artigkeit das Schloß nannte, lag mitten im Beſitzthum, von Ulmen um-

geben, alterthümlich ohne Pracht, wodurch es ein etwas vernachläſſigtes Anſehen hatte, was indeſſen nur Nebendinge betraf. Das Wappen über der Eingangsthür war beſchädigt, künſtliche Steinmetzarbeit an einem Erker war ganz herabgefallen und die Urne verſiegt, welche ein verſtümmelter Triton im Hof über einem Waſſerbecken hielt. Alles Weſentliche war ſolid.

Die ganze Familie umringte lärmend Fauſtinens Wagen, und es gab ein Gejubel beim Empfang, daß Niemand ſein eigen Wort hören konnte. Ein Paar Kinder ſtiegen in denſelben und befahlen dem Poſtillon, ſie im Hof umher zu fahren, wozu er durchaus nicht geneigt war. Für ſeine abſchlägige Antwort tröſteten ſie ſich damit, daß ſie abpacken halfen.

„Erinnern Sie ſich noch meiner?“ fragte endlich eine ſanfte, wohlklingende Stimme hinter Fauſtine.

„Recht gut!“ — wollte ſie ſagen, und blickte ſich nach dem Sprechenden um, doch erſchrocken fuhr ſie zurück, denn ein baumlanger, ſchwarzer Mann, mit einem Bart wie ein Jupiter, ſah auf ſie herab.

„Ich bin ja der kleine Clemens,“ ſagte der Rieſe, und ein mitleidiges Lächeln über Fauſtinens Schreck legte ſich in ſeine freundlichen Augen.

„Find' es begreiflich, daß Sie das Bürſchchen nicht erkannt haben,“ ſagte Walldorf mit ſchallendem Gelächter; „ſieht ja aus wie der wilde Mann auf den Harzgulden, nur anſtändiger, verſteht ſich! war immer von tüchtigem Schrot und Korn. Was ein Haken werden will, krümmt ſich bei Zeiten — ob-

gleich der Clemens nichts weniger als gekrümmt iſt, ſondern gerade und unverbogen an Leib und Seele."

„Das freut mich" — ſprach Fauſtine mit einem Lächeln, ſo lieblich, wie Clemens ſchon vor vier Jahren gemeint hatte, es gleiche dem Sonnenſtrahl.

„Sie ſehen aber ganz aus wie damals!" rief Clemens.

„Das freut mich auch," entgegnete ſie.

„Willſt Du nicht irgend etwas genießen, liebe Ini?" fragte Adele; „Du mußt recht Hunger haben; den ganzen Tag im Wagen geſeſſen — das macht müde — gelt?"

„Weder hungrig noch müde, Adelchen! ich habe ja nichts dabei zu thun."

„Aber das Nachteſſen will ich denn doch früher anordnen."

„Nicht meinetwegen! ich danke Dir tauſendmal, und werde Dir zehntauſendmal danken, wenn Du nicht die geringſten Umſtände für mich machſt. Ich bin nicht blöde und werde fordern, was ich brauche — wenn Du es erlaubſt."

„Sehr verſtändig!" ſagte Walldorf. „Ungenirt müſſen Wirth und Gäſte ſein. Ehe ich es vergeſſe! welchen Namen wollen Sie denn Ihrem Pathchen geben?"

„Welchen Sie wollen, beſter Walldorf."

„O nein! die Gevattern legen dem Pathchen einen ihrer Namen bei — ſo ſchickt es ſich."

„Ich glaubte, das ſei altmodiſch."

„Kann wol sein; d'rum hab' ich's gern."

„Gefällt Ihnen denn Faustus oder Faustin für Ihren Sohn?"

„Nein, ganz und gar nicht! liebe nicht das Romantische, Abenteuerliche, wobei einem Räuber- und Gespenstergeschichten einfallen. Möchte Ihnen aber doch gern eine Ehre anthun. Haben Sie keinen Lieblingsnamen?"

„O ja, Anastasius."

„Gut! so soll der kleine Mann Anastasius genannt werden. Wird aber schlecht fahren — das arme Bübchen!"

„Wobei? warum?" riefen Alle.

„Bekommt die Duodez-Ausgabe meiner beobachtenden Berechnungen von Oberwalldorf. Ein garstiges Format, das! nicht Fisch, nicht Fleisch, weder imponirend noch zierlich. Sollte der Himmel keinen Sohn mehr bescheeren, so bin im Stande, die Duodez-Ausgabe ganz und gar zu streichen; dann bekäme er den Sedez, der ein allerliebstes Spielzeug ist, mit Krähenfedern geschrieben ... —"

„Faustine kennt es, lieber Max" — sagte Adele.

„So? Ei!" sprach er, ungemein erstaunt, daß seine Frau ihn in dieser Unterhaltung störte, denn sie war so daran gewöhnt, daß sie für ihre Person nicht mehr darauf achtete, als auf fallende Regentropfen; doch jetzt hörte sie mit dem Ohr ihrer Schwester.

Die Kinder stürmten herein und drängten sich dann, Faustine gewahrend, scheu und bewildert in

einem Winkel des Zimmers zuſammen, wo ſie mäuschenſtill die Tante angafften, einige mit den Fingern im Munde, andre an den Knöpfen drehend.

„Wollt Ihr nicht ſchlafen gehen, Kinderchen?“ fragte Adele.

Da erhob ſich ein Lärm, wie die Hühner machen, wenn ſie Abends zum Schlafen auffliegen, und unter endloſen Gutenacht-Wünſchen und -Küſſen zogen ſie ab, denn die Tante war ihnen noch zu fremd, um nicht ſtörend zu ſein.

Der Tauftag ging vorüber mit vielem Geräuſch und vieler Langeweile, wenigſtens für Fauſtine, die keine Feſte liebte, welche wochenlang vorbereitet waren. „Sie haben immer einen ſauerſüßen Beiſchmack,“ ſagte ſie, „von all den Verdrießlichkeiten, Umſtändlichkeiten, Plagen und Qualen, welche die Feſtgeber während der Vorkehrungen ausgeſtanden haben.“

Hernach lebte ſie in ihrer Weiſe, ſtörte Keinen, und ließ ſich nicht ſtören, las, zeichnete, ging ſpazieren. Adele fand nichts unbegreiflicher, als daß man zum Vergnügen ſpazieren gehen könne. Sie ging in den Garten, um zu ſehen, ob die Kirſchen reiften oder ob die Kartoffeln blühten, zuweilen aufs Feld, um ihren Flachs zu inſpiziren; aber nur für dieſe Zwecke trugen ihre Füße ſie über die Schwelle des Hauſes. Walldorf, wie die meiſten Männer, deren Geſchäfte ſie viel im Freien und auf den Beinen erhalten, nannte den Spaziergang einen Zeitverderb. Männer hingegen, welche eine Lebensweiſe führen, welche ſie

viel über den Arbeitstisch bückt, betrachten ihn als eine Arzenei, die sie täglich in einer gewissen, nach Stunden gemessenen Dosis einnehmen müssen. Alles sehr erniedrigend für den lieblichen, freien, zwecklosen, vornehmen Spaziergang, der seinen verborgenen Reiz nur dem enthüllt, der ihn ohne Nebenabsicht auf Dienst und Nutzen genießt. Ein Rezept ist nicht über das zu geben, was zu einem angenehmen Spaziergang gehört, denn nach Regeln wird er nicht construirt. Hingegen ist sehr leicht zu sagen, was nothwendig nicht zu ihm gehört: Gesellschaft. Man muß allein sein oder mit einem geliebten Menschen gehen; denn Letzteres ist keine Gesellschaft: man ist nur zu Zweien allein.

Clemens begleitete zuweilen Faustinen, um ihr irgend eine hübsche Aussicht, oder einen prächtigen Baum oder einen versteckten Fußpfad in den Bergen zu zeigen. Nach und nach geschah es täglich. Wenn Adele sich arbeitsam mit ihrer Näherei Abends vor die Thür in den Garten setzte, und Walldorf mit der Pfeife langsam vor dem Hause auf und nieder ging, machte Faustine gewöhnlich eine Viertelstunde lang diese ermüdende Promenade mit ihrem Schwager, und trat dann eine größere mit Clemens an. Er war ein ganz liebenswürdiger Mensch, sanft und weich an Gemüth, wie die kolossalen Gestalten gewöhnlich sind. Zu ihren riesigen Körperkräften gab ihnen die ausgleichende Natur eine milde, wohlwollende Seele, welche sie unfähig macht, ihre Kraft auf brutale Weise

zu gebrauchen. Nur ausnahmsweise sind sie Raufbolde und Händelmacher. Die Kleinen, die sich auf die Fußspitzen recken müssen, damit man sie erblicke — das sind die Krakehler, die Zanksüchtigen; die thun patzig, damit kein fremder Ellbogen um ihre Nasenspitze spiele. Doch, zum Ersatz, weil sie oft so lächerlich sind — versteckte die ausgleichende Natur in die kleinen Figürchen die großen Genies.

Clemens hatte schon vor vier Jahren eine besondere Zuneigung für Faustine gehabt. Er war etwas schläfriger Natur damals; Bruder und Schwägerin trugen, ihrer Eigenthümlichkeit nach, nicht dazu bei, ihn zu ermuntern, wol aber Faustine, die mit dem unbeholfenen blöden Menschen sprach und scherzte, bis er etwas seine eckige Scheu verlor. Dafür blieb er ihr innig dankbar. Weil er ihr in dem Zeitpunkt begegnet, wo er anfing, das Leben mit andern als kindischen Augen zu betrachten, glaubte er, daß sie diese Wendung und Lichtung seines innersten Wesens veranlaßt habe, und so knüpfte er seine lieblichernste Erkenntniß an ihre lieblichernste Erscheinung. Jedes Mal, wenn er seinen Bruder besuchte, hoffte er heimlich Faustine in Oberwalldorf zu finden — immer umsonst! aber er bewahrte eine stille Sehnsucht nach ihr, wie man sie im Winter nach dem lang ausbleibenden Frühling empfindet. Handlung, Thätigkeit, welcher Art sie seien, sind den Einbildungen entgegen, wie Wasser dem Feuer, und ein Paar Studien- oder Arbeitsjahre, was sag' ich! Monate, bisweilen Wo-

chen, bringen einen jungen Kopf sehr schnell ins rechte Gleis. Aber da Clemens sich keineswegs einbildete, Faustine zu lieben, sondern sie nur als das Holdseligste betrachtete, was ihm auf der Erde begegnet, so bewahrte er ihre Erinnerung in immer gleicher Frische. Und auch jetzt war sie ganz, ganz wie damals; denn sie that nicht gern einen Schritt vorwärts, den sie später hätte zurückthun müssen. Sie that sehr oft Schritte, die gewagt, regellos, nicht zur Nachfolge einladend waren, doch war es einmal geschehen, so stellte sie sich fest und sagte heimlich: „nur nicht zaghaft! nur immer vorwärts! wer gelenkige Glieder hat, muß springen und klettern, darf sie nicht einrosten lassen.“ Das, in Beziehung auf sich selbst. Für Andere hatte sie einen Takt in der Seele, der ihre Schritte so abmaß, daß kein fremder Gang dadurch beeinträchtigt wurde — so glaubte sie wenigstens.

Einst fand sie Clemens unter den Ulmen des Hofes, als sie am Morgen einen Spaziergang machen wollte.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen! Morgens brauch' ich Sie nicht,“ sprach sie freundlich.

„Brauchen Sie mich nicht!“ wiederholte er.

„Nein,“ sagte sie unbefangen, „am Morgen geh' ich nicht so weit, daß ich mich verirren könnte, es wird zu heiß! und dann ist's ja heller Tag! Abends fürchte ich, daß die Dunkelheit über mich einbrechen könnte — dann brauche ich einen Beschützer.“ Sie nickte ihm freundlich zu, und ging fort.

Dies war ganz wahr. Nebenbei dachte ſie, es könne ihn in ſeinen gewohnten Beſchäftigungen ſtören — „und ich mag Niemand ſtören," fügte ſie hinzu. „Anaſtas! den ſtör' ich nie, der lebt für mich, meinetwegen, der kann mit mir ſpazieren gehen vom Morgen zum Abend; Clemens nicht! Clemens nur, wenn er nichts Anderes, nichts Beſſeres verſäumt."

Aber Clemens war mit dieſer Rückſicht keineswegs zufrieden und ſagte ihr am Abend:

„Gönnen Sie mir doch einige liebliche Stunden mehr in Ihrer Nähe für die Paar elenden Tage, die Sie noch hier ſein werden."

„Sie dürfen keinen zu lebhaften Geſchmack an meinem nichtsthueriſchen Leben finden, entgegnete ſie, es iſt unglaublich anſteckend."

„Ja, ſo lange Sie da ſind. Wenn Sie uns verlaſſen haben, gewinnt die alte Thätigkeit ihr altes Recht — und ein neues dazu: ſie muß zerſtreuen helfen."

„Die Verſtändigkeit der Männer iſt außerordentlich groß," rief Fauſtine ſcherzend; „ſie werden durch ſie geſchützt und nie um ein Haar breit weiter fortgezogen, als ſie es ſich vorgenommen haben."

„Billigen Sie es nicht?" fragte er ernſthaft.

„Ich billige Alles, was Andern gut thut, wenn es mich nicht verletzt," antwortete ſie lachend.

„Und wenn es Sie verletzt?"

„So mag ich nicht mehr Richter ſein. Wie Brutus über meine Söhne zu Gericht ſitzen und ihnen das Leben abſprechen — könnt' ich nicht. In Ermange-

lung der Söhne habe ich an meinen Neigungen und Meinungen Lieblinge und Schooßkinder, denen ich es gern gönne, daß ſie ihr und mein Glück im Leben machen. Durch ſolche Schooßkinder ſind wir Alle verletzbar."

„Sollte wirklich großer Kraftaufwand nöthig ſein, um ſie, wenn ſie Verräther waren, hinrichten zu laſſen?"

„Vielleicht nicht! — aber um ſie als Verräther zu erkennen — ein großer. Unſer ganzes Weſen liegt in der Deutung, die wir den Dingen geben; die Deutung iſt der Keim, woraus unſre Meinung als Stamm entſpringt, der ſich dann wieder in das zahlreiche Gezweig der Anſichten theilt und verbreitet. Geb' ich meine Meinung auf, ſo geſtehe ich ein, daß ich ſtatt eines geraden Baumes einen verkrüppelten gezogen habe, der umgehauen werden muß. Wo ich lieblichen Schatten fand, finde ich eine Wüſte; wo Blattgeſäuſel und Vogelſang — einen öden, todten Fleck. O ich kann's begreifen, daß es der Tod ſein könne, eine Meinung aufgeben zu müſſen."

„Sollte nicht das Bewußtſein der beſſeren Erkenntniß uns vor der Verzweiflung über den Irrthum ſchützen?"

„Aber auf der Grenze zwiſchen jenem Bewußtſein und der Verzweiflung — ſtirbt man einſtweilen. Georg Forſter ſtarb aus Gram, am gebrochnen Herzen, als die franzöſiſche Revolution eine Wendung nahm, die ſeiner Meinung nicht entſprach."

„Georg Forſter war ein enthuſiaſtiſcher Menſch,

deſſen Feuereifer ihn aufgerieben haben würde, wenn auch die Revolution all ſeine Hoffnungen realiſirt hätte.“

„Ja, Freund! mehr als Fiſchblut gehört allerdings dazu, um an etwas Anderem, als am Alter zu ſterben. — Aber ein andrer Georg, gewiß kein Enthuſiaſt in der Bedeutung, welche Sie dem Worte beilegen, nämlich der von Frundsberg, ward vom Schlag gerührt, als bei der Eroberung Roms die verwilderten Kriegsknechte ſeinem Befehl nicht mehr gehorchten.“

„Er würde viel beſſer daran gethan haben, auf irgend eine Weiſe ſeinen Einfluß wieder zu gewinnen, als ſich todt darüber zu ärgern, daß er ihn verloren.“

„Er ſah ein, daß ſeine Zeit aus war, darum ſtarb er! Als Carl V. ſah, daß ſeine Zeit aus war, d. h. daß er ſie nicht mehr beherrſchen könne, legte er die Krone nieder. Er mochte nicht zum Schein Kaiſer ſein und Frundsberg nicht zum Schein Feldherr, weil beide eine hohe Meinung von ihren Würden hegten.“

„Sie ſind erſchrecklich gelehrt mit all Ihren geſchichtlichen Beiſpielen.“

„Die geben mehr Nachdruck, als wenn ich nur von unſer eins rede.“

Clemens hatte während des Gehens einen großen Strauß von Wald- und Wieſenblumen gepflückt. „Er iſt prächtig,“ ſagte Fauſtine, „aber ich kann unmöglich mit dieſer Garbe mich befrachten.“ So trug er ihn denn geduldig, und ſie nahm ihn nur dann und wann, und drückte ihr Geſicht hinein, als wollte ſie es in Duft und Friſche baden. Nach einer Stunde waren

die Blumen welk, matt und zerknickt. Nichts iſt ſo ſchnell verwelkt, als eine Waldblume.

„Tragen Sie doch nicht mehr die Blumen," ſagte Fauſtine.

Clemens reichte ſie ihr. Sie warf ſie fort.

„O Gott!" rief er beſtürzt, und blieb ſtehen.

„Beſter, ich brauche meine Hände nothwendig zum Sprechen, das wiſſen Sie ja längſt."

„Aber ich hätte ſie ja gern getragen."

„Sie taugten nicht mehr. Blumen ſind nur ſchön, ſo lange ſie im Zuſammenhang mit der Erde ſind. Fehlt ihnen der, ſo haben ſie nach fünf Minuten Leichenanſehn und Todtengeruch. Ich pflücke nie Blumen."

„Aber dieſe waren nun einmal gepflückt!"

„So wollen wir ſie dem Elemente geben, das ihnen angenehm ſein wird für ihren gegenwärtigen Zuſtand" — ſprach Fauſtine ſcherzend, kehrte um, hob den Strauß auf, und warf ihn in den Bach, der äußerſt lebendig mit ihm thalab über Stock und Stein ſprang. „Den Tanz hätten ſich die ſtillen Blumen wol nicht träumen laſſen! Ob er ſie amüſirt?"

„Sie ſind recht grauſam, Gräfin."

„Und Sie wol gar ſentimental?"

„Warum gönnten Sie mir die Blumen nicht?"

„Alſo Ihretwegen lamentiren Sie?" rief Fauſtine und lachte herzlich. „Ich meinte, das Schickſal der Blumen errege Ihr Mitleid, aber Sie bejammern ein verlornes Kräuterkiſſen, gut gegen Zahnweh oder dgl.

Denn daß Sie sie etwa als Andenken an diesen Spaziergang aufheben wollten, kann ich nicht glauben."

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?" sagte Clemens etwas verstimmt.

„Weil er dazu nicht wichtig genug war! wir haben gar nicht über besonders interessante Gegenstände geredet."

„Das thut mir leid — für Sie. Mir ist Alles interessant, was und worüber Sie reden."

„Das ist brav, an Allem Interesse zu finden."

„Keineswegs ist das mein Fall! nur an Allem, was Sie sagen."

„Da Socrates zu den Füßen einer Diotima lauschend und lernend gesessen hat, so ist's wol keine Schmach, wenn ein Mann glaubt von einer Frau profitiren zu können. Nur bin ich leider nicht gescheut und weise genug dazu."

„O" — sagte Clemens; aber Faustine unterbrach ihn schnell:

„Nur keinen Gemeinplatz! für mich bin ich klug genug — vielleicht! doch für Andre ganz gewiß nicht. Bei mir darf Niemand in die Schule gehen; die Praxis des Lebens, das Eingreifen, das Handanlegen, sind mir unerträglich, und die Männer sind dafür, wenn nicht geboren, doch erzogen. Wer nicht arbeitet wie eine Dampfmaschine, gilt nicht. Wer am Längsten am Schreibtisch sitzt, ohne leberkrank — und am Längsten: „Rechts um! links um!" kommandirt, ohne brustkrank zu werden — wem die Augen nicht

übergehen und die Geduld nicht ausgeht — der kann was werden, kann es zu etwas bringen, wie man sagt. Aber da ich glaube, daß man es leichter auf seine eigene Hand, als in Reih' und Glied zu etwas bringt: so würde ich gern Deserteurs, Ueberläufer, und sie wissen — das ist schimpflich."

„Ach, Gräfin," sagte Clemens aus voller Brust, „Sie sind unbeschreiblich liebenswürdig."

„Die ächte Liebenswürdigkeit ist immer unbeschreiblich," entgegnete sie, „denn sie besteht aus den Elementen, die nicht mit Worten wiederzugeben sind."

„Ja, das fühlt man Ihnen gegenüber! Nehmen Sie es nicht übel! ich weiß wol, man sagt nicht so geradezu Complimente, aber ich denke, Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen keine sagen will, — sondern mehr, weit mehr! oder weniger — wie Sie es betrachten wollen."

Faustine ließ die Unterhaltung fallen. Nächsten Tags schrieb sie an Andlau:

„Anastas, ich bin traurig! die Tage laufen mir „wie Wasser zwischen den Fingern durch: es bleibt „nichts davon zurück, und wovon nichts zurückbleibt, „das lebt man ja nicht, man träumt es höchstens, „und ach! ich lebe so gern! Wie ich mich fürchte, „sterben zu müssen, ohne gesehen, gekannt, erkannt zu „haben! Was? wirst Du fragen. Alles, Lieber! „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft! ja, die Zukunft „sogar. Müßte man sie nicht eben so gut aus ihren „beiden Gefährtinnen beurtheilen können, wie der Arzt

„die Diagnose einer Krankheit stellt. Freilich gehört
„dazu tiefe Wissenschaft und ernster Scharfblick, und
„nicht alle Leute sind Aerzte, und nicht alle Aerzte
„sind geschickt und glücklich. So tröste ich mich selbst.
„Doch die Sehnsucht bleibt. Dann sehe ich mit un-
„aussprechlichem Erstaunen Menschen an, die so gar
„nichts davon empfinden. Zuweilen beneide ich sie,
„und denke, eine unendliche Fülle von Glück mache sie
„unempfindlich für das, was außerhalb ihrer Sphäre
„liegt. Aber wenn ich mich besinne, so sehe ich wol
„ein, daß ein enger Gesichtskreis nur für den taugt,
„dessen Auge darauf eingerichtet ist, und dann erstaune
„und beneide ich nicht mehr. Wollte ich zu meinem
„Schwager sagen: „ich möchte gern die Zukunft
„wissen" — so würde er mir antworten: oben im
„Dorfe wohnt eine Kartenschlägerin; aber glauben sie
„denn das dumme Zeug? — Er ist sehr brav, mein
„Schwager, tüchtig, redlich, rechtschaffen, kränkt und
„betrügt niemand, und meine Schwester ganz eben so,
„beide wie nach einem Muster zugeschnitten, was zwei
„Menschen wol sein müssen, um glücklich mit einander
„zu leben. Wir sind uns auch Alle recht gut; allein,
„müßte ich mein Leben hier beschließen, so glaub' ich,
„es würde sehr bald beschlossen sein: ich langweilte
„mich todt. Mein Gott, was habe ich denn bei Dir
„für Unterhaltung von außen? da leb' ich ja auch
„zuweilen Tage und Wochen ganz einsam, ganz still
„— aber nie beschleicht mich diese seelenabspannende
„Mattigkeit. Immer giebt es etwas zu denken für

„uns. Hier giebt es immer nur etwas zu thun.
„Du weißt, es giebt eine Krankheit, den Veitstanz,
„ſo anſteckend, daß wer die Verrenkungen ſieht, Luſt
„bekommt ſie nachzumachen. Sehe ich hier das Treiben
„und Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, ſo iſt
„mir bisweilen zu Muth, als müſſe ich in der allge-
„meinen Thätigkeit und zum allgemeinen Beſten meine
„Händ' und Füße ſchwenken, ſo gut wie alle Uebrigen
„— aber die wunderlichen Glieder wollen ſich bei
„mir nicht anders brauchen laſſen als zu nichts-
„nutzigen Dingen. O Anaſtas, wie dank' ich Dir,
„daß Du nicht auf meine Schultern die Laſt eines
„ſolchen betriebſamen, ſorglichen, ſchaffenden Lebens
„gewälzt haſt. Ich würde gar nicht wiſſen, wie ich
„mich dabei benehmen ſollte. Adele ſagt zwar: das
„lernt ſich! — aber ich kann nur die Dinge ler-
„nen, die ich ſchon weiß. Adele intereſſirt ſich für
„nichts, als für ihre Wirthſchaft und für ihre Kinder,
„was gewiß ſehr achtungswerth iſt; wenigſtens ſcheint
„mir, es gehöre die größte Selbſtverleugnung dazu,
„für dieſe kleinen unbändigen Geſchöpfe in ſteter Auf-
„merkſamkeit zu ſein und nichts zu beachten, als was
„mit ihnen in Verbindung zu bringen iſt. Daher
„red' ich auch nur über ihre Kinder mit ihr. Kinder
„ſind etwas allgemein Menſchliches, für die Jedermann
„ſich intereſſirt; aber um für dieſe eine beſondere
„Zärtlichkeit zu hegen, muß man eben Vater und
„Mutter ſein. Ich gebe zuweilen Erziehungsanſichten
„zum Beſten, nicht weil ich glaube, daß ſie Nutzen

„ſtiften könnten, ſondern lediglich, um aus den per-
„ſönlichen Beziehungen heraus zu kommen; Einmi-
„ſchung in Erziehung ſeiner Kinder verträgt Niemand,
„und hat Recht zu glauben, daß kein Dritter dieſen
„Punkt ſo überdacht hat. Anſichten über die Oeko-
„nomie hab' ich aber gar nicht, und muß mich bei
„ſolchen Geſprächen ſchweigend und hörend verhalten,
„was auf die Dauer nicht amüſant iſt. Dafür räche
„ich mich an Clemens Wallborf; mit dem rede ich
„und er hört mir zu; von Antworten iſt nicht viel
„die Rede. Antworten nach meinem Sinn giebt mir
„niemand, als Du. Ich ſehne mich ſie zu hören.
„Sie zu leſen — bin ich überdrüſſig. Der fatale
„Ueberdruß! muß er ſich überall einſchleichen? Nun,
„ich hoffe, Du nimmſt es nicht übel, daß Deine
„Gegenwart mir lieber iſt, als Deine Briefe."

Clemens war halb gekränkt in ſeiner Eitelkeit und halb betrübt in ſeinem Herzen, daß Fauſtine ihn ganz in früherer Weiſe behandele. Was ihn anfänglich erfreute, gnügte ihm nicht mehr. Bin ich denn noch immer ein knabenhafter Schüler in ihren Augen? fragte er zuweilen leiſe; und gern hätte er laut an ſie ſelbſt dieſe Frage gerichtet. Aber wenn ſie Ja ſagte! Er fürchtete ſich vor dieſem Ja. Was könnte ich ihr auch ſonſt ſein? ſetzte er ſeufzend hinzu; braucht ſie überhaupt einen Menſchen zu ihrem Dienſt und kann ein Menſch ihr genügen? Ach, ich wollte ſie ja nur auf der Hand tragen, wie einen Schmetterling.

Fauſtine hatte keine Ahnung, daß Clemens oder

irgend ein anderer Mann ein Intereſſe für ſie hegen könne, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme und des Wohlwollens überſtiege. Eine tiefe Neigung einzuflößen, ſchien ihr unmöglich, weil ſie keine erwidern zu können glaubte, und ſie hatte die feſte Ueberzeugung, dies ſtehe ihr, ſo zu ſagen, auf der Stirn geſchrieben. Die Männer wüßten es auf ein Haar, behauptete ſie, wo ihre Liebenswürdigkeit Eindruck mache und wo nicht, und „verlorne Liebesmüh" ſpielten ſie nie. Clemens war für alle Menſchen, mit denen er lebte, ſo freundlich, hatte ſtets ein ſo gutes Lächeln, ein ſo ſanftes Wort, daß ſie ſich verwundert haben würde, ſie, die Verwöhnte, wenn er es nicht doppelt für ſie gehabt.

Als er einmal unermüdlich Ball mit den Kindern geſpielt, ſagte ſie:

„Sie ſind ein herziger Menſch, der eine recht liebe Frau verdient."

Clemens ſah ſie groß an. Sein Bruder ſagte:

„Denkſt Du denn ſchon an eine Frau, Clemens?"

Clemens wandte ſich zu ſeinem Bruder, ſah den an und ſchwieg.

„Warum ſollte er nicht?" fragte Adele ſtatt ſeiner.

„Er iſt ſo jung, ſo unerfahren in der Landwirthſchaft....." —

„Ach, Guter!" rief Fauſtine, „auf tiefe Wiſſenſchaft wartet die Liebe nicht."

„Und du warſt ja auch nicht viel älter, als wir uns verheiratheten," ſetzte Adele hinzu.

„Die Weiber mögen doch nichts lieber als selbst heirathen oder wenigstens Heirathen stiften" — sagte Walldorf und lachte donnernd über seine Bemerkung, die ihm eben so neu als geistreich vorkam.

Adele sagte empfindlich: „Ich dächte, das wäre sehr schmeichelhaft für Euch."

Faustine rief: „Immer besser, sie stiften, als sie stören! — aber was meint denn Clemens dazu?"

„Daß es Zeit hat," sprach er lakonisch.

„Seht ihr, wie gut ich meinen Bruder kenne!" rief Walldorf triumphirend. „Er macht erst eine tüchtige Schule gründlich durch, kauft dann ein Gut in meiner Nachbarschaft und läßt sich nieder. Während der Zeit ist die Josephine heran gewachsen .... gelt, Clemens?"

„Da muß er lange in die Schule gehen," sagte Faustine, „wenn er auf Ihre Josephine warten soll. Wie lange rechnen sie denn die Lehrzeit?"

„Nun, sieben Jahr gewiß! ich fing bei vierzehn an, und verdarb dazwischen nicht meine Zeit mit Studien auf Gymnasien, Universitäten und was weiß ich! doch darf ich nicht sagen, daß ich vor dem einundzwanzigsten Jahre meine Lehrzeit vollendet hab'. Er fängt in dem Alter an, als ich aufhörte. Ist nicht meine Schuld! hab' ermahnt und gepredigt."

„Jeder hat seine Weise, guter Max" — sprach Clemens gelassen.

„Und nicht wahr, auch seine Weise eine Frau zu nehmen?" fragte Faustine.

„Gewiß!“ entgegnete er; „ich würde nie eine heirathen, die unter meinen Augen erwachsen wäre.“

„Warum denn nicht?“ fragte Adele, wieder ganz empfindlich.

„Weil ich gern von meiner Frau glauben möchte, daß sie für mich vom Himmel herabgefallen wäre.“

„Ueberspannte Ansichten!“ brummte Walldorf.

„Das gefällt mir!“ rief Faustine, und klatschte vergnügt in die Hände; „ich hab' es gern, wenn der Mann etwas mehr von seiner Frau wünscht und erwartet, als daß sie ihm die Suppe nicht versalze.“

„Bei den hochgespannten Forderungen kommt selten ein sonderliches Glück zum Vorschein!“ — bemerkte Adele; „dafür kann ich einstehen, daß meine Töchter ihren Männern nie die Suppe, noch irgend eine andre Speise versalzen werden; aber wenn die begehren, daß meine Töchter sich wie überirdische Genien benehmen sollen, so muß ich antworten: versucht's in Gottes Namen! ich habe nie etwas Ueberirdisches weder an ihnen bemerkt, noch für sie gewünscht.“

„Das ist nun so verschieden!“ — sagte Faustine. „Hätte ich eine Tochter, und ein Mann bewürbe sich um sie, weil er doch eben eine Köchin oder, wenn's hoch kommt, eine Wirthschafterin braucht: so würde es mich sehr kränken.“

„Mit Unrecht!“ rief Adele, „gemeinsame Sorgen verbinden so herzlich.“

„Ich glaube selbst, daß es thörig ist,“ entgegnete Faustine gelassen, „und der Himmel hat mir diese

Thorheit erspart, indem ich keine Tochter habe. Allein daran hab' ich nie gezweifelt, daß Sorge und Mühe, zusammen durchkämpft, zusammen getragen, die Herzen aneinander binden. Ich will ja auch sehr gern Haushälterin sein und Magd und Alles — aber ich will nur, daß der Mann mich als Faustine begehre mit all meinen Fähigkeiten, und nicht als Magd."

„Ich erstaune!" sagte Walldorf, und ließ die Hand mit der Pfeife sinken.

„Ueber meine verständigen Ansichten?" fragte sie.

„Nein; daß Sie nicht grade heirathslustig, aber doch heirathsfähig sprechen, — das überrascht mich unaussprechlich."

Faustine war äußerst belustigt durch ihren Schwager. Sie lachte sehr und fragte:

„Warum sollte ich nicht heirathsfähig sein? finden Sie mich zu alt?"

„O," sagte er mit einer verbindlich sein sollenden Verbeugung, „eine so schöne Frau wird nie alt."

„Bravo! Sie üben sich in der Galanterie. Also jung und schön genug wär' ich! — doch nicht reich genug etwa?"

„Nebensache, das! aber .... nehmen Sie's nicht übel, ich dachte, Sie wollten ganz auf gleichem Fuß mit dem Mann leben — und das geht doch nicht an. Darum mein freudiges Erstaunen bei Ihrer demüthigen Aeußerung, die vom Gegentheil zeugt. Ja gewiß! der Mann muß herrschen und die Frau gehorchen — dazu ist sie geboren."

„Gott," rief Faustine, „wie komisch sind die Männer! ganz ernsthaft bilden sie sich ein, der liebe Gott habe unser Geschlecht geschaffen, um das ihre zu beglücken!"

„Zu beglücken!" verbesserte Walldorf.

„Das kommt Euch gegenüber auf Eins heraus! Der gute Gott schuf nicht das Lamm, damit der Wolf es fresse, und nicht die Fliege, damit der Vogel sie erschnappe — sondern Lamm und Fliege, weil sie in seine Schöpfung gehören und auch ihre Lust am Leben haben sollen. Und die eine Hälfte des Menschengeschlechts wäre geschaffen, damit die andre sie brutalisire?!"

„Welch ein Ausdruck...." —

„Ihr wollt winken, und wir sollen kommen — ein Wort sagen, und wir sollen anbeten — lächeln, und wir sollen auf die Knie fallen — zürnen, und wir sollen verzweifeln — Alles auf allerhöchsten Befehl, den ihr von Gottes Gnaden decretirt. Was ist das anders als uns brutalisiren? — ich frage. Das ist Euch schon zur Natur worden! in diesem Sinn richtet Ihr die bürgerlichen Verhältnisse ein, erzieht Ihr die Kinder, schreibt Ihr Bücher. Himmel! wenn ich neuere Romane aufschlage, besonders französische, was erdulde ich für Aerger! In ewiger Anbetung, wie der Pater Seraphicus im Faust, schweben die Frauen vor ihren Geliebten, und die lassen es sich gnädig, zuweilen auch ungnädig, gefallen. Könnt' ich nur Bücher schreiben — ich kehrte das Ding um, und brächte den guten alten Sprachgebrauch, der jetzt ganz wider-

sinnig ist: »Er ist ihr Anbeter« — wieder zu Ehren. Ich werde es auch gewiß noch thun, nur um meiner Empörung Luft zu machen, und vielleicht giebt mir der Aerger liebliche Inspirationen."

„Willst Du denn, daß die Frauen das Regiment führen?" fragte Adele.

„Nein, ich will nur, daß die Männer mit ihnen umgehen wie mit ihres Gleichen, und nicht wie mit erkauften Sclavinnen, denen man in übler Laune den Fuß auf den Nacken stellt, und in guter Laune ein Halsband oder ähnlichen Plunder hinwirft. Das demoralisirt die Frauen, es stumpft ihr Zartgefühl ab. Heut lassen sie sich eine Brutalität gefallen, um dafür morgen einen neuen Hut zu bekommen. Ich war einmal bei einer Freundin, ihr Mann kam von der Jagd heim, sehr verdrießlich, weil die Schnepfen sich nicht hatten wollen schießen lassen. Er warf sich aufs Sopha und commandirte: »Charlotte!« — sie stellte sich. »Knöpfe die Kamaschen ab!« große, schwere, plumpe, beschmutzte, lederne Kamaschen! Sie that es. Hernach sagte ich ihr: »Ich war recht verwundert, daß Du nicht den Bedienten riefst.« — Sie antwortete: »Das hätte meinen Mann noch verdrießlicher gemacht, und er würde mir nicht den Gefallen thun, meine Rechnung bei dem Juwelier zu bezahlen, was ganz nothwendig ist.« — Ich rief: »Du bist ja wie Esau, verkaufst Dein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht!« — Diesen Vergleich mit Esau hat sie mir, beiläufig gesagt, nie vergeben. Aber diese Behandlung

verdirbt die Frauen so, daß, wenn der Mann spricht: »Ich habe Kopfweh, bleibe doch heute Abend zu Hause« — so entgegnet sie: »Sehr gern, allein dafür bekomme ich doch dies oder das!« — Clemens — wandte sie sich plötzlich an diesen — wenn Sie dereinst nicht Ihre Frau als ein Wesen Ihrer Art behandeln, so sage ich Ihnen die Freundschaft auf."

„Als ein Wesen höherer Art wird er sie betrachten, das hat er uns ja vorhin gesagt" — warf Walldorf spöttisch hin.

„Ich wollte Ihnen gönnen, wenn Sie ein Wesen fänden, welches das verdiente und rechtfertigte" — sagte sie freundlich zu Clemens.

Jedes ihrer Worte grub sich in sein Herz. Nur war es ihm unbegreiflich, wie sie ihm eine Frau wünschen konnte. Ahnet sie denn gar nicht, daß es für mich nur eine Faustine und gar keine Frauen giebt? fragte er sich heimlich. Er war zerstreut und blieb es auch, als er mit ihr spazieren ging. Er sprach wenig, doch das fiel Faustinen nicht auf, sie wußte, wie gern er ihr zuhörte. Er achtete auch nicht auf den Weg, und das fiel ihr auch nicht auf, weil sie sich immer unbekümmert von ihm führen ließ, und die ungebahnten Stege sehr liebte.

„Wo sind wir denn eigentlich?" fragte sie endlich, als sie aus einem dichten Gehölz auf eine Wiese heraustraten, die rings von Wald umgeben war und durch die ein sumpfiger Bach langsam floß. „Es ist recht schauerlich hier! — muß ich über den Bach?"

„Freilich!“ ſagte Clemens, und ohne weiter zu fragen, nahm er ſie zierlich auf den Arm und trug ſie hindurch. Als Fauſtine drüben wieder feſten Fuß gewonnen, ſagte ſie verdrüßlich:

„Das verbitte ich mir! ich kann meine Füße gebrauchen! — Wohin nun?“ Sie ſchüttelte ihr Kleid ab, als wollte ſie ſeine Berührung abſtreifen. Sie that es ganz unwillkürlich und das eben kränkte ihn tief. Er antwortete auf ihre Frage:

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Warum trugen Sie mich denn durch den Bach, wenn's unnütz iſt?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Nun ſo gehen Sie, bitte, den Weg ſuchen.“ Sie ſetzte ſich auf einen Stein. Clemens blieb unbeweglich neben ihr ſtehen. „Sind Sie zu ermüdet?“ fragte ſie.

„Nein, ich möchte Sie nur um etwas fragen.“

„Was zaudern Sie denn? es iſt ſo unbehaglich hier! — Alſo?“

„Weshalb ſchüttelten Sie vorhin Ihr Kleid ab, als krieche garſtiges Gewürm darauf?“

„Ich mag nicht, daß man mich anfaßt,“ ſagte ſie und lachte. „Nehmen Sie es nicht übel, es iſt eine Eigenheit. Und da Sie mich sans rime et sans raison durch den Bach getragen, ſo ſehe ich wirklich nicht ein, weshalb ich Ihnen dankbar ſein ſoll.“

„Ich bin recht unglücklich!“ rief er.

„Weil Sie den Weg verloren haben?“

„Nein, den Kopf.“

„Das ist freilich übel,“ sprach sie ernst. „Suchen Sie erst jenen, dann finden Sie auch wol diesen wieder. Es wird regnen, glaub' ich.“

Clemens sprang über den Bach zurück und verschwand im Gehölz. Faustine wartete; die Zeit wurde ihr lang. Es dunkelte zwar noch nicht, allein finstere Wolken zogen sich herauf. Ihr graute auf dem öden Fleck. Sie beschloß, mit dem Bach zu gehen, ohne die Rückkehr ihres Gefahrten abzuwarten. Einige Regentropfen fielen. Sie stand auf und ging durch die Wiese, durch das Gehölz, und stand nach einer tüchtigen Viertelstunde auf der Landstraße. Der Clemens hat wirklich den Kopf verloren, dachte sie; dies ist ja das Thal von Oberwalldorf, und der kleine sumpfige Bach, der mir ein treuerer Führer gewesen ist, als er, fällt dort in unsern großen, wohlbekannten Waldbach. Nur nie auf Menschen sich verlassen, immer auf die Natur! — Es regnete stark. So kam sie tüchtig durchnäßt, aber wohlbehalten nach Hause, wo sie ihr Abenteuer der staunenden Schwester erzählte und sich sehr über Clemens Ungeschick lustig machte. Adele sagte:

„Er wird Dich jetzt suchen und in Todesangst sein.“

„Freilich wird er das!“

„Du hättest ihn doch lieber erwarten sollen?“

„Dort auf der unheimlichen Wiese sitzen und mich

naß regnen lassen? Nein, seine Unachtsamkeit verdient die kleine Strafe."

„Solche Widerwärtigkeiten hat man von den Promenaden! Du wirst den Schnupfen bekommen und er ...." —

„Vielleicht den Husten!" sagte Faustine lustig. „Das ist ja kein Unglück! aber ich werde nicht mehr mit ihm spazieren gehen."

Clemens hatte den Weg wieder zurückmachen wollen, den sie gekommen. Da er ihn aber nicht beachtet, so kam er seitab zu einem Köhler, dessen Buben er mitnahm, um den Heimweg sich zeigen zu lassen. Auf die Waldwiese zurückgekehrt, fand er zu seinem Entsetzen Faustine nicht mehr. Statt gradeswegs nach Oberwalldorf zu gehen, fing er an umher zu irren und zu suchen, er rechts, der Bube links. Es regnete, es dunkelte; er begegnete keiner Seele, kein Hirt, kein Kohlenbrenner, der sie gesehen hatte! Daß ihr ein Unglück zugestoßen, glaubte er zwar nicht; es gab hier keine Räuber, keine gefahrvollen Abgründe; aber verirrt konnte sie sein, geängstigt. Er raufte sich das Haar aus vor Verzweiflung. Endlich that er, was er gleich hätte thun sollen, und gethan haben würde, wenn er eben nicht den Kopf verloren: er ging nach Oberwalldorf, um die Schloßbewohner, und sollte es Noth thun, auch die Dorfbewohner nach Faustine auszusenden — dachte er. Die Thurmuhr schlug elf. Sonst war um diese Stunde das ganze Schloß dunkel. Heute Licht in

einigen Zimmern! Sie iſt nicht da, ſonſt wären ſie wol ſchlafen gegangen — dachte er. Er trat in den Saal. Sie war da. Er flog auf ſie zu, ergriff ihre Hände, küßte ſie mit ſtürmiſchem Entzücken und ſank dann halb ohnmächtig auf einen Stuhl, keines Wortes mächtig. Walldorf beſprengte ſein Geſicht mit Waſſer, Adele hielt ihm Aether vor. Fauſtine ſah zu.

„Was dachten Sie denn eigentlich?“ fragte ſie, nachdem er ſich erholt.

„Nichts!“ ſagte er. „Sonſt würd' ich wol das Richtige gedacht haben. Meine Angſt war zu groß.“

Als er am andern Tage eine Promenade vorſchlug, antwortete ſie:

„Das haben Sie verſcherzt! ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren. Sie laſſen mich einſam auf der ſumpfigen Wieſe.“

Er gelobte und flehte. Aber Fauſtine ging nicht mehr. Ihre Abreiſe rückte ganz nah heran, und ſie verbarg nicht, wie ſehr ſie ſich darüber freute. Clemens war wie vernichtet. Am letzten Abend, als ſie zufällig allein waren, faßte er Muth und fragte:

„Wüßte ich nur, ob Sie ohne Verdruß an mich denken!“

Auf Fauſtinens Lippe ſchwebte ein Lächeln, das ſoviel bedeutete, als: ich denke ja gar nicht an Dich. Sie ſagte gleichgültig:

„Sie haben mir gar nichts Leides gethan.“

„Doch! jenen Abend auf der Waldwieſe....“ —

„Das ſollt' ich übel genommen haben? nein,

guter Clemens, beruhigen Sie ſich. Wir ſcheiden wie wir uns fanden — als gute Freunde."

„Und thun die nichts für einander?"

„Schwerlich!" rief ſie heiter. „Freunde thun ſchon wenig genug für einander — aber gute Freunde wünſchen ſich glückliche Reiſe, und damit Baſta!"

„Würden Sie mir nicht erlauben Ihnen zu ſchreiben?"

„Da ich ſchwerlich Zeit haben würde, Ihnen zu antworten, ſo mein' ich, daß Sie von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch machen möchten."

„Sie ſind von einer eiſigen, übermenſchlichen Kälte! Fünf Wochen haben Sie hier gelebt, ſo freundlich, ſo liebenswürdig, daß es eine Wonne war, mit Ihnen zu verkehren, Sie zu ſehen, ſich von Ihnen anſtrahlen zu laſſen — und nun gehen Sie, als wäre Alles Spaß oder gar nicht geweſen."

„Ich gehe mit derſelben freundlichen, theilnehmenden Beſinnung, die ich beim Kommen hatte. Kummer über meine Abreiſe zu affectiren würde gewiß lächerlich ſein. Ich bin ſehr gern hier geweſen, zwiſchen guten Menſchen, aber ich gehe auch gern; denn heimiſch bin und werde ich hier nicht."

„Und wann werd' ich Sie wiederſehen?"

„Müſſen Sie mich denn durchaus wiederſehen?"

„Durchaus!" ſagte er feſt. „O Gott, nur ſehen! das können Sie mir doch gönnen?"

„Wenn es Ihnen zu etwas hilft, Sie fördert — gern! wenn nicht — ungern! Ueberlegen Sie ſich das."

„Sie ſind ſchauerlich, Fauſtine!“

„Hab' ich denn Unrecht? — Kommen Sie, wir wollen Schach ſpielen.“

Sie ſpielten; doch Clemens ſo unaufmerkſam, daß Fauſtine ihm ſeine Königin nehmen konnte.

„Die Königin iſt fort, das Spiel iſt aus,“ ſagte er und verließ das Zimmer.

Der allgemeine Abſchied am nächſten Morgen war herzlich und kurz. Einen beſondern nahm Clemens nicht. Fauſtine kam zu Andlau mit jubelvoller Freudigkeit.

„Nun will ich wieder leben,“ ſagte ſie. „Ich muß zum Leben einen weiten Horizont, einen hohen Standpunkt, eine ſchöne Ausſicht, eine reine Atmoſphäre haben — Alles haben, was ich auf hohen Bergen finde, und was Deine Nähe, Dein Umgang, Dein Weſen mir geben. Ohne Dich wandle ich im Thal umher, immer den Ausgang ſuchend, immer auf die Berge verlangend, durſtend nach Luft, nach Freiheit, nach Dir, Anaſtas!“

Strahlendes Glück lag auf ihrem ſchönen Antlitz, aber ſie weinte. Sie ſchloß Andlau mit jener Kraft in die Arme, welche den Mann ſchauern macht, weil er darin die Herrſchaft der Seele über den Körper wahrnimmt. Er iſt von Kindheit auf gewöhnt, deſſen Kräfte zu üben, er führt die Waffen, er theilt die Wellen, er bändigt die Pferde; Ernſt und Scherz, eiſerne Nothwendigkeit und fröhliche Erholung machen ihn ſtark. Neigung, Gewohnheit, Erziehung machen heutzutage aus der Frau ein gebrechliches Weſen;

aber man stelle sie mit einer Leidenschaft dem Manne gegenüber, und er wird zittern — so wie man beim Erdbeben zittert.

Andlau suchte immer Faustinens wetterleuchtendes Wesen zu beruhigen. Sie war zauberhaft schön mitten in den Stürmen der Empfindung, so wie im Grunde alle Menschen nur dann schön sind, wenn sie sich in ihrem eigenthümlichen Element bewegen; allein er liebte sie so sehr, daß er weniger Freude darüber hatte, sie in ihrer Herrlichkeit zu sehen, als er Furcht empfand, daß die häufige Wiederkehr oder die Dauer solcher Momente das irdische Leben aufzehren könnten. Die Liebe sorgt stets um das Geliebte, obgleich ihre Sorge fast immer so überflüssig wie Andlaus Furcht ist. Kein Fisch ist gestorben, weil man ihn ins Wasser gelassen hat. Der Himmel und ich — pflegte Faustine zu sagen — wir müssen uns ausdonnern; das ist unsre Natur, und ihr Leute mit euern Blitzableitern langweilt uns sehr.

„Warum weinst Du denn jetzt, Ini?" fragte Andlau; „ehe Du bei mir warst, hattest Du doch einen Grund — aber jetzt?...." —

„Pedant!" rief sie; „soll ich mich etwa nach Regeln freuen? Wenn Jubel, Küsse, Liebkosungen nicht ausreichen, so kommen Thränen und Klagen an die Reihe. Jenes ist Glück im Sonnenlichte, dieses im Mondschein. Auf die Beleuchtung kommt's ja nicht an, wenn's nur überhaupt etwas zu beleuchten giebt."

„Aber Thränen erinnern doch an Schmerz, und ich

möchte gern, daß Du bei mir ohne Schmerz glücklich wärest, befriedigt, ruhig. — "

„O, ich bin außerordentlich ruhig."

„Nun so ſetze Dich zu mir und erzähle mir von Deinem Leben."

„Erzählen — ja! ſitzen — nein! Das Sitzen, lieber Anaſtas, iſt eine entſetzliche Erfindung. Zum Gehen, Stehen und Liegen iſt der Menſch geſchaffen, das zeigt ſeine ſchöne, lange, geſtreckte Geſtalt, die vom krummen, geknickten, verbogenen Sitzen ganz krüppelhaft wird. Meine Gedanken verroſten, wenn ich ſitze, und das macht nicht ruhig, ſondern nur ſchläferig. Ruhig bin ich, wenn alle Kräfte in Bewegung ſind und wie die Strahlen einer Fontäne ſpringen. Ruhig bin ich, wenn meine Seele eine große Landſchaft iſt, wo im Weſten die Sonne purpurgolden glüht, und unter ihr Blitze gleich Silberſchlangen aus dem Gewölk auftauchen, wo im Oſten der Mond friedlich hervorkommt, wie ein unſchuldiges Kind, das von fern einer Schlacht zuſieht, wo der Donner wie ein geſchlagener, grollender Feind ſcheu entflieht, indeſſen die Vögel ihre Siegeshymnen anheben, wo die ganze Erde opferraucht und glänzt wie ein geſchmückter Altar — o mein Anaſtas, dann bin ich himmliſch ruhig! und **nur** dann."

Sie warf ſich auf das Sopha, ganz erſchöpft. Andlau kniete neben ihr nieder und wollte ihren Kopf an ſeine Bruſt legen; aber ſie ſagte:

„Laß mich! da ſteht ein Piano, es wird ſchlecht genug ſein, aber ſpiele! ich habe Dich ſo lange nicht gehört! und nie ſprichſt Du lieblicher zu mir als in Tönen.“

Andlau küßte ihre wunderſchönen Füße, und ſetzte ſich ans Piano. Er ſpielte vortrefflich; am liebſten und am ſchönſten phantaſirte er. Er fing zuweilen an nach Noten zu ſpielen, aber wenn ein Akkord oder eine Melodie oder irgend etwas kam, was ihn frappirte, ſo verließ er den Componiſten, und löſte in eigener Weiſe jenen Akkord auf. Er überdachte in Tönen den Tongedanken des Componiſten, ſo wie man Randbemerkungen auf ein Buch ſchreibt. Muſik! das iſt eine Kunſt! alle andere Künſte ſind keine, ſie haben immer ihr Vorbild in der Natur, und wollen die nachahmen, wenn's hoch kommt — ſie verklären. Menſchenform und Menſchenweſen zu idealiſiren, oder den Raum zu verherrlichen, worin der Menſch ſein Treiben hat — iſt ihr Ziel, lieblich wie jedes Ziel, das über die Befriedigung des materiellen Bedürfniſſes hinausgeht. Aber der Marmorgott und die gemalte Heilige werden unſersgleichen, gehen mit uns Hand in Hand! aber die Poeſie, welche die natürliche Sprache des unbefangenen Menchen iſt, giebt unſre eigenen Gedanken mit unſern eigenen Worten uns wieder! Die Muſik hingegen verſchönt nicht dieſe Welt und ihre Erſcheinungen, ſondern überwölbt ſie mit einer zweiten, in der wir ſchweben gleich körperloſen Engeln, die Flügel haben unter einem ſtrahlen-

den, liebenden, gläubigen Angeſicht. Und das bewirkt ſie durch Klänge, welche auf Zahlen ſich gründen, durch Zahlen bezeichnet werden können, und aus der Zuſammenſtellung von Holz und Metall zauberiſch, fabelhaft, hervorgelockt werden. Nach klugen, tiefſinnigen, regelrechten Berechnungen, entdeckt die Muſik über der Erde eine neue Welt, wie Columbus auf der Erde es gethan — eine Welt voll primitiver Kraft und Herrlichkeit, eine Welt, in der jeder ſein Eldorado ſucht, und zwar ohne Klugheit und Tiefſinn zu haben, und ohne die Regel zu verſtehen! ein Paradies, worin jeder Zutritt hat, der eine Seele empfing. Kinder, Wilde, Greiſe, zu unentwickelt oder zu ſtumpf für die Schönheiten des Meißels und Pinſels, nehmen Theil an dem Zauber der Muſik, und Wiegenlied und Grabgeſang geleiten unſre erſten und unſre letzten Schritte im Leben. Die Poeſie hieß in ihrer Frühlingszeit „die heitre Kunſt," und damals mit Recht, denn ſie mußte aus der harmloſen Sprache, der noch die Eierſchaalen der Rohheit und Unbeholfenheit anklebten, den buntgefiederten, tirilirenden Vogel herausſchälen, den man Minnelied nannte, und der unter Muſikbegleitung, als Improviſation, oft nach ſelbſterfundener Melodie, bei glänzenden Feſten und frohen Gelagen zur Erhöhung der Luſt über die Lippen des Dichters ſchwirrte. Seitdem ſind aber lange Jahrhunderte vergangen, und die Poeſie hat ſich im Laufe derſelben mißlaunig wie eine alte Jungfer in die Einſamkeit zurückgezogen, und ſich auf Gelahrt-

heit und Schulmeistereien geworfen, weil sie doch gern, wie alle alten Jungfern, ein Wörtchen mitredet, und weil ein dozirender Ton, bald spöttisch lächerlich machend, bald superklug ermahnend, am meisten Effect macht bei den spöttischen, superklugen Leuten unserer Zeit. Sie ist nun ein Stubenhocker, ein Bücherwurm, die Poesie! hat die Beine unter dem Schreibtisch und Dintenflecke an den Fingern, treibt finanzielle und administrative Speculationen, schreibt Hymnen über Dampfmaschinen und Oden über Trottoirs von Asphalt, und wenn Jemand sie sich anders vorstellen kann, als mit einer blauen Brille über einer impertinenten Nase, den beneide ich um seine frische Phantasie. Das bischen Heiterkeit, das noch in der Welt, hat sich in die Musik geflüchtet, und wo es nur ein Fest giebt, für vornehm oder gering, in frescogemalten Sälen oder unter grünen Bäumen, Musik muß dabei sein. Nie wird munterer geplaudert, als wenn es Musik giebt: in jeder Soiree, bei jeder Tafel kann man sich davon überzeugen. Und das Volk nun gar! Wie schmaust der Wiener so behaglich seine gebackenen Hähnel, mit welchem Wohlgefallen trinkt der Dresdner seinen miserabeln Kaffee, wenn es nur Musik dabei giebt. Wie es in Berlin zugeht, weiß ich nicht. Ich habe gehört, daß das Volk viel Weißbier trinken soll, kann mich aber nicht davon überzeugen, weil ich gar keine Menschen erblicke, die wie „das Volk" aussehen. Geputzt und geziert, geschniegelt und gebiegelt wie unser einer, habe ich wol im Thiergarten große Schaaren gehen und sitzen sehen;

aber sie kamen mir Alle vor, als sprächen sie: „wir sind viel zu gebildet, um uns mit etwas so Gemeinem wie essen und trinken abzugeben.“ Wenn wirklich „Volk“ in Berlin existirt, so muß es ausgeschieden wie Parias leben. Man dringt nicht zu ihm. — Dies Alles nur so beiläufig. Eigentlich wollt' ich sagen: da die Musik von Orpheus an bis zum Rattenfänger immer Wunder gethan, so ist es kein Wunder, daß sie auch Faustinens rasches, heißes Herz zur Ruhe brachte.

Ohne sich länger in Kissingen aufzuhalten, ging sie mit Andlau nach Belgien, dessen alte Geschichte und alte Künste sie mehr interessirten, als dessen moderne industrielle Betriebsamkeit.

Graf Mengen lebte ziemlich einsam in Dresden. Die Häuser einiger Minister gaben dann und wann den Ueberresten der zerstreuten Gesellschaft Gelegenheit sich zu sehen; jedoch war kein Nerv und kein Magnet darin, am wenigsten für ihn. Die Oberfläche des Lebens mußte sehr schillernd sein, sollte sein Auge an ihr haften bleiben, und um in die Tiefen hinabzusteigen, muß man einen andern Impuls haben, als Neugier und momentane Theilnahme. Stolz, kalt und rein ging er durch die Welt, nichts fürchtend, als aus seinem innern Gleichgewicht zu kommen, in Schwankungen zu gerathen und die Herrschaft über sich zu verlieren. Das geschieht aber leicht, wenn man sich in die Tiefen des Lebens hineinwagt. Dante zagte

in der Hölle und war geblendet im Himmel; aber er ging, weil Beatrice es gebot und ihm den Führer schickte. Nicht Alle haben eine Beatrice und einen von ihr gesendeten Virgil. Mengen hatte keine. Er liebte den Umgang mit Frauen — als Unterhaltung und weil die Eitelkeit eines schönen und gescheuten Mannes immer ihre Rechnung dabei findet. Doch ward er besser von Männern verstanden, als von Frauen. Er lachte viel; darum hielten ihn die Frauen für sehr lustig; die Männer wissen aus Erfahrung, daß der Mann oft lacht, weil es sich für ihn nicht schickt zu weinen. Mario lachte über seine eigenen kolossalen Wünsche und ihre winzige Erfüllung; er lachte über das Maskenspiel, welches Kopf und Herz treiben, wenn dem einen Theil daran liegt, sich auf drei Minuten von dem andern hintergehen zu lassen; er lachte über den Sieger, wenn Verstand und Gefühl ihre kleinen Händel zusammen ausfochten, und sprach zu ihm: morgen wirst du der Geschlagene sein; er lachte über sich selbst, wenn er sich gegen die Macht der Empfindung durch Spott und Scherz wie hinter Wall und Mauer verschanzte; er lachte, weil er sehr ernst war, ein fester Pilot, der seinen Nachen ungefährdet durch die Strömung zu bringen sucht, indessen die Brandung des konfusen, strudelnden Lebens ihn die wunderlichsten Sprünge, wellauf, wellab, machen läßt. Und weil er lachte, so behielt er den frischen Muth, welcher nie die Arme schlaff sinken läßt. Jeder Zustand, jedes Verhältniß war ihm ein neuer Sporn,

eine höhere Stufe. „Sei dir selbst getreu — hatte sein Vater zu ihm gesagt, als der fünfzehnjährige Mario das älterliche Haus verließ — sei bereit für das, was Du als recht erkannt, nicht blos zu sterben, das ist bisweilen dem Jünglinge sehr leicht, sondern zu leben, und das ist fast immer sehr schwer. Aber es lohnt nicht der Mühe des Lebens, wenn Du nur das Leichte thun willst." Dies war der Segen, den der Vater dem Sohne gab, und als der Sohn ihn zu seiner Richtschnur machte, ward der Vater sein Freund; denn nach denselben Grundsätzen leben und handeln — das stiftet Freundschaft zwischen Männern; Mario betete seinen Vater an. Trotz der großen Selbstständigkeit, zu welcher dieser ihn früh gewöhnt, brachte er Alles vor des Vaters Forum, was — nicht der Entscheidung, die traf er selbst — der Billigung bedurfte. „Das war recht," sagte dann der alte Mengen, und Mario erwiderte: „Ich wußte es." Bei großen und kleinen Dingen, bei ernsten und unwichtigen Gelegenheiten, erklang oft die Stimme des Vaters, ohne daß Mario daran dachte, vor seinem Ohr. Er liebte einst eine Frau, ein schönes, liebliches, verlockendes Wesen. Es mußte zu irgend einer Entscheidung kommen. „Nun, Mario?" fragte ihn der alte Mengen, obgleich er funfzig Meilen von dem Sohn entfernt war, und Mario zerbrach die Fesseln. Ein andres Mal hatte er die tollkühne Wette gemacht, auf der Balustrade eines hohen Kirchthurms frei umherzugehen. Er begann die gefahrvolle Pro-

menade und war faſt am Ziel, als der Schwindel ihn ſo gewaltig packte, daß Blei in ſeinen Füßen und ein Flor auf ſeinen Augen lag. Da hörte er ſeinen Vater: „Aber Mario!“ ſagen; der Schwindel wich, er ging um den Thurm. — In jeder Kriſis, auf jedem Wendepunkt des Schickſals gab ihm ſein Vater hülfreich die Hand.

Mit Feldern verkehrte Mario ziemlich viel, obgleich kein tieferes Intereſſe Beide verband, als Erinnerung an die luſtigen Studentenjahre. Feldern, in Vermögensumſtänden beſchränkt, mit trocknen Arbeiten überladen, von gewöhnlichen Fähigkeiten, nur dem Wunſch nachgehend, ſobald wie möglich die Geliebte in das beſcheidne eigne Hüttchen zu führen — war ziemlich gleichgültig gegen allgemeine Verhältniſſe, ſobald ſie nicht auf irgend eine Weiſe ihn berührten. Er that das Nächſte, das ihm Vorliegende, pünktlich und treu, aber nur, weil es eben ſein Geſchäft war, und ohne Faden daraus zu ziehen, die er zu eigenen Webereien hätte verbrauchen können. Von Marios raſtloſem Vorwärtsſtreben, von deſſen glühender Theilnahme an jeder Erſcheinung der Zeit, von deſſen regem Ehrgeiz, durch ſelbſtſtändiges Handeln und Wirken mehr zu ſein, als eine Null, welche die Zeit in ihrem großen Rechenexempel gebraucht, um die Zahl voll zu machen — hatte Feldern keine Vorſtellung. „Miniſter werd' ich doch nicht,“ ſagte er einſt zu Mario, als dieſer ihn gefragt, warum er nicht eine Stelle annehme, die man ihm, zwar mit überhäufter

Arbeit und ohne pecuniäre Verbesserung, aber in einem höheren Collegium, vorgeschlagen.

„Wie kannst Du so genügsam sein!“ rief Mario ungeduldig; „warum Du nicht so gut Minister wie ein Anderer? Als man den nachmaligen Papst Johann XXIII. fragte, weshalb er nach Rom gehe, antwortete er: um Papst zu werden! und wurde es. Man muß nur Hand anlegen, und vor allen Dingen die Zuversicht haben, daß in der Sphäre, die wir durchwandern, das Höchste uns erreichbar sei.“

„Aber ich bin genügsam, das liegt in meinem Character! ein kleines Glück, nur recht rund, nur recht ruhig, das befriedigt mich. Ein großes würde mich betäuben, verwirren, trunken machen, und in dem Rausch würde ich es nicht festhalten können. Und dann der Neid! und dann die Scheelsucht! und dann die feindlichen Blicke und Worte, die den Glücklichen treffen: Basiliskenaugen bei Katzenbuckeln! und dann die Launen der Gönner, welche immer sultansmäßig mit den Lieblingen verfahren — die Glücksgöttin selbst nicht ausgenommen — und dann die innern Anfechtungen ....“ —

„Bester Feldern, nimm's nicht übel, Du sprichst wie ein zaghaftes Frauenzimmer. Ist denn die ganze, große, reiche, prächtige Welt nicht für uns Alle da? und nicht blos als ein Tafelaufsatz von Glas und Porzellan, den wir, die Hände unterm Tischtuch, bewundern — sondern als eine Arena olympischer Spiele, wo es

zwar Staub giebt, Getöse und Geschrei, Pferdegestampf und Wagengedränge — aber Triumph am Ziel."

„Und was wird uns für den mühsam errungenen Triumph?"

„Ein grüner Kranz."

„Nun wahrlich, Freund, Du bist genügsam, ich erwartete doch wenigstens, mit einem goldnen Diadem oder einer Rosenkrone Dich geschmückt zu sehen! aber ein schlichter, grüner Kranz! ...." —

„Ja, ein schlichter, grüner Kranz!" rief Mario und seine Augen flammten von tiefem Feuer, „Gold- und Purpur- und Blumenkränze wären ja Lohn, und wer mag denn dafür belohnt werden, daß er sein Ziel erreicht hat? das Bewußtsein will er! und der schlichte, grüne Kranz ist ein Symbol des Bewußtseins."

„Und das genügt Dir wirklich vollkommen? nach keinem andern Glück verlangst Du? kein heitrer Genuß des Errungenen würde Dich freuen?"

„O," sprach Mario lachend, „was das Verlangen betrifft, so verlange ich ein ganz foudroyantes Glück — wenigstens! sonst aber nichts! nichts Halbes, nichts Mittelmäßiges, nichts Theilbares, sondern eben — Alles. Und wie es dann mit dem Genuß beschaffen sein mag — das mögen die Götter wissen, die allein solch Glück verleihen können. Bis jetzt war streben mein Leben, und der Genuß des Erstrebten war ein kurzer, rosenroth verträumter Schlaf, aus dem ich noch immer erwacht bin, begierig nach fernerem Leben."

„Und bist Du glücklich mit diesen Gesinnungen? ich meine, abgeschlossen in Dir, sicher, ruhig, befriedigt?"

„Glücklich nenne ich nur den, welcher Spielraum findet, all seine Kräfte zu entwickeln und dadurch sein Wesen zu höchstmöglicher Vollendung zu bringen. Selten wird es dem Menschen so gut, daß alle seine Knospenanlagen Blüthen — noch seltener, daß sie Früchte werden — es kommen zu viel Stürme! Wenn Du nur fertige Menschen glücklich nennst, so bin ich nicht glücklich, und werde es dann auch vielleicht nie werden. Mir scheint, wer in der Jugend abgeschlossen, ist im Alter verdorrt, oft vor dem Alter — ein versteinter, bemooster Säulenheiliger. Ich mag keiner sein. Ich will auf der Erde stehen und mit allen Sinnen ihrer Lieblichkeit mich freuen."

„Und Du denkst ernsthaft daran, Dich zu verheirathen?"

„Zuweilen — für die Zukunft. Ich denke, es muß angenehmer sein, eine Sonne zu werden, um welche ein ganzes Planetensystem sich bewegt, als ein Planet zu bleiben, der die Familiensonne umkreist. Der Fixstern gefällt mir zwar am Besten durch seine grandiose Unabhängigkeit; aber die unruhige, bewegliche Seele verträgt sich nicht mit der Fixstern-Natur."

„Doch gehört sie einigermaßen zur Ehe."

„Ich meine, die Ehe giebt sie."

„Wenn man die Fähigkeit dafür mitbringt."

„Diese zu entwickeln, werd' ich meiner künftigen

Frau überlaſſen. Aber wann werd' ich die Bekanntſchaft Deiner Braut machen?"

„Willſt Du morgen mit mir hinaus?"

„Gern."

Sie ritten am andern Tage das heitre Elbufer gen Meißen hinab. Der Landſitz von Fräulein Cunigundens Eltern lag auf halbem Wege dorthin. Mario forderte ſeinen Freund auf, ihm eine Beſchreibung der Geliebten zu machen."

„Sie würde parteiiſch ausfallen," entgegnete Feldern; „Cunigunde iſt nicht eigentlich ſchön, wenigſtens glaub' ich, daß ihre Schweſtern ſchöner ſind ...." —

„Diable! ſie hat Schweſtern? warum ſagteſt Du mir das nicht früher? Du mußt wiſſen, ich hüte mich ſehr, in ein Haus eingeführt zu werden, wo unverheirathete Töchter ſind. Man ſteht oft mit dem linken Fuß noch auf der Schwelle, und ſoll ſchon mit dem rechten vor den Altar treten."

„Cunigundens Schweſtern ſind allerliebſt."

„Und ſie ſelbſt?"

„Allerliebſt wäre keine Bezeichnung für ſie."

Es wird eine häßliche, verſtändige, grundgute Perſon ſein — dachte Mario, und wandte das Geſpräch. Bald war das Ziel erreicht. Durch ein Gitterthor, an dem zwei prächtige Linden Wache hielten, ritten ſie in einen zierlichen, gartenmäßigen Hof, vor das nette Landhaus, unter deſſen um einige Stufen erhöhten Vorhalle Damen arbeitend ſaßen. Feldern

ward freundlich empfangen, und stellte der Frau von Stein und ihren beiden jüngsten Töchtern Graf Mengen vor. Dann fragte er nach Cunigunden. Sie war mit dem Vater in den Weinberg gestiegen, um zu sehen, ob die Trauben noch nicht reifen wollten — was seine einzige, aber ihm durchaus genügende Beschäftigung war. Eben als Feldern sie aufsuchen wollte, kam sie mit dem Vater zurück. Mario stand versteinert bei ihrer Erscheinung. Ist Feldern toll geworden, dachte er, oder will er mich necken! diese Person soll nicht schön sein? nicht einmal so schön, wie die beiden kleinen albernen Schwestern? er ist blind — er ist rasend! — Feldern näherte sich äußerst zärtlich der Braut; aber — war es die Gegenwart des Fremden oder lag es überhaupt in ihrer Weise — sie empfing ihn kühl. Sie machte eine so graziös ausweichende Bewegung, daß es ihm nicht möglich war, sie zu umarmen, und als sie Hand in Hand neben ihm stand, da sah sie ihn zwar recht freundlich an, aber, o weh! sie sah auf ihn herab, sie war größer als er — vielleicht nur einen halben Zoll, jedoch größer! — Nun, das wird nimmermehr gehen, dachte Mario.

Frau von Stein sprach gescheut, und das ist immer angenehm; Herr von Stein nur, wenn er gefragt wurde, und das ist bei bornirten Leuten auch angenehm; Cunigunde fast gar nicht; ihre Schwestern plapperten so viel wie möglich. Die Conversation stockte nie. Dennoch ward es Mengen nicht behaglich, und

er verstand es doch sonst so gut, in jedem Kreise heimisch zu werden! Eine verstimmte Saite verdirbt das ganze Concert für ein feines Ohr. Cunigunde war diese verstimmte Saite. Ihre Befangenheit, ihre Zerstreutheit wirkte ansteckend auf ihn, den einzigen Unbefangenen des Zirkels. Die Uebrigen mußten wol daran gewöhnt sein. Aber wie konnte der Verlobte es sein! Wenn das Mädchen meine Braut und immer so zerstreut bei mir wäre, dachte Mario, so würd' ich um alle Schätze der Welt nicht sie heirathen. Wäre er so verliebt wie Feldern gewesen, er würde sie doch geheirathet haben!

Cunigunde trug einen großen runden Strohhut, dessen breiter Rand Gesicht, Schultern und Nacken fast ganz verschattete. Feldern bat sie, den Hut abzunehmen.

„Die Sonne!" sagte sie ablehnend. Da aber die Vorhalle gegen Osten lag, so fiel kein Sonnenstrahl hinein, und sie setzte hinzu: „Die Mücken!"

„Wie unfreundlich!" sagte Frau von Stein halblaut.

Cunigunde nahm schweigend ihren Hut ab. Sie hatte wunderschönes dunkelbraunes Haar, das sich in schweren Zöpfen um ihre Schläfen legte und sich dann im Nacken zu einem griechischen Knoten verband. Feldern nahm eine Weinrebe, die ihren Hut wie ein Kranz umschlang, und drückte sie auf ihr Haar. Sie sah aus wie Ariadne — aber ohne Verzweiflung über den treulosen Theseus, und ohne Triumph über die

Liebe des Bacchus. Sie freute ſich nicht darüber, daß der Bräutigam ſie reizend fand, ſie duldete es; und nur es dulden heißt: es erdulden. Heißes Roth überflog momentan ihr feines, edles Antlitz und ſie warf einen dunkeln melancholiſchen Blick auf Feldern. Später, als ſie und ihr Schmuck unbemerkt waren, machte ſie eine raſche Wendung des Kopfs, wodurch die locker hängende Rebe herab fiel. Feldern konnte ſich keines Lächelns, keiner Aufmerkſamkeit von ihrer Seite erfreuen, aber Mengen konnte es noch weniger. Nicht nur, daß ſie nicht ſprach — ſie ſah auch Niemand an. Manche Menſchen brauchen gar nicht zu reden, nur zu blicken, und man wähnt eine tiefſinnige Muſik zu hören, ein Gemälde des innerſten Weſens ſich aufrollen zu ſehen — ſolche Magie hat das Auge. Menſchen, die reden, ohne aufzublicken, müſſen ein hinreißendes Organ oder einen außerordentlichen geiſtigen Reichthum haben, wenn ihre Rede jenen Eindruck machen ſoll. Ein unſichtbar Sprechender überzeugt nur halb, und reißt nie hin. Das Antlitz iſt wahrer als die Worte. Worte lügen ſo oft; eine Miene, ein Lächeln, ein Zucken der Augenwimper oder der Lippe ſagen oft das Gegentheil von dem, was das Wort ſagt, und offenbaren dadurch die eigentliche Meinung. Das Wort iſt ein kluger, berechneter, feiner Zögling des Geiſtes; aber der Ausdruck der Bewegung, das Mienenſpiel, iſt ein Kind der Seele, und die Seele durchſchimmert es, wie der Körper ein Muſſelinkleid durchſchimmert. Cunigunde mochte die Abſicht

haben, ihre Seele zu verhüllen; dies Spiel gelingt zuweilen denen gegenüber, welchen daran liegt, daß es gelinge; wer aber nicht dabei betheiligt iſt, erkennt das Spiel. Sie ſah Niemand an — man hätte glauben dürfen, daß ſie in ſich ſelbſt verſunken ſei; allein ſie hob doch bisweilen ihr Auge und dann war es leicht zu erkennen, daß ſie in die Zukunft verſunken war, ſolch ein heißer Durſt lag in dieſem Auge. Aber nicht nach Liebe, nicht nach Glück! nichts Sehnſuchtsvolles, nichts Träumeriſches! Ein Schiffer, der das Land erreichen mögte, und den die Brandung nicht landen läßt, mag dieſen Ausdruck haben.

Es wurde Muſik gemacht und mit gutem Geſchmack ſolche, welche ſich für einen häuslichen Kreis ſchickt. Cunigundens Schweſtern ſangen zweiſtimmig, mit jungen friſchen Stimmen heitre und launige Volkslieder und neckten Cunigunde mit ihrer Abneigung gegen mehrſtimmigen Geſang. Sie ſei ſo einſiedleriſch, ſagte die Eine; und die Andere: ſie möge nicht Takt halten mit einem Zweiten.

„Ich kann es nicht," ſagte Cunigunde, „ich würd' es ja gern thun."

„Nun, ſo ſingen Sie allein" — bat Feldern, und ſie ſang mit einer ſchönen, aber eiskalten Stimme und ohne Leben im Vortrag, ſo viel und was er wünſchte. Beim Abſchied entließ ſie ihn gerade ſo, wie ſie ihn empfangen hatte. Kein inniger Blick, geſchweige ein inniges Wort, war zwiſchen ihnen gewechſelt.

Kaum saßen die Freunde zu Pferde, als Mario ausbrach:

„Du hattest ganz Recht: allerliebst ist keine Bezeichnung für Deine Braut! sie ist ja wirklich bildschön, ohne alle figürliche Redensart! ich meine, schön wie ein Bild."

„Ich glaubte, die Schwestern würden Dir besser gefallen."

„Pester! ich verbitte mir diese Beleidigung meines Geschmacks. Zwei weiße schnatternde Gänschen und ein Schwan! Wann wirst Du Dich verheirathen?"

„Im November, denk' ich."

„Das ist ein Monat, in welchem ich regelmäßig das Leben im Norden verwünsche. Du thust sehr Recht, ihn Dir zum Rosenmonat umzuwandeln! — Aber sie ist äußerst schweigsam — Deine Braut."

„Ihre Art so!"

„Gott, was sind die Frauen schön, wenn sie schön sind."

„Du bist ja ganz in Extase" — sagte Feldern mißtrauisch.

„Wie kann Dich das befremden, Dich, der Du vier Jahr lang unter ihrem Zauber stehst und sogar die Qual der langen Sehnsucht ertragen kannst."

„Was mir gewiß ist, nur in die Ferne geschoben, macht mir keine Qual."

„Und wartest Du nicht? erzeugt Erwartung nicht Ungeduld, und nennst Du Ungeduld nicht Qual?

O laß das nicht Fräulein Cunigunde hören, sie würde nicht mit Deiner steifchen Kälte zufrieden sein."

„Jeder muß am Besten wissen, wie er mit der Geliebten umzugehen hat" — sagte Feldern übellaunig.

Er sollte es wenigstens — schwebte schon auf Marios Lippen; aber er hielt die kränkende Bemerkung zurück und sagte: „Schade, daß die Eisenbahn noch nicht fertig — Du würdest dann manche schöne Stunde mehr genießen können. Es ist doch hübsch, daß die Liebe, auf die von den administrativen und industriellen Köpfen keine andere Rücksicht genommen wird als die, welche die Propagation des Menschengeschlechts betrifft, auch von Dampfmaschinen und Eisenbahnen ihren Vortheil zieht. Es giebt keine Pyrenäen mehr, sagte Ludwig XIV. großsprecherisch, und log obenein bis auf diese Stunde, wo die Pyrenäen sich dadurch sehr bemerklich machen, daß sie Frankreichs Influenza nur theilweise nach Spanien hineinschlüpfen lassen. Aber wir können mit voller Wahrheit sagen: für Liebende giebt es keine Trennung mehr. In vier Wochen bin ich mit dem Dampfschiff, vom Rhein ausgehend, auf der andern Hemisphäre. Wie Untreue und Pflichtvergessenheit vorfallen sollten, ist gar nicht zu begreifen, denn in jedem Moment muß man gewärtig sein, von einem lieben Besuch überrascht zu werden, und wenn man seiner Liebsten nur keine Zeit läßt zum Vergessen: so wird man es auch nicht. Es ist bewundernswürdig, wel-

chen guten Einfluß die Dampfmaſchinen auf die Moralität haben. Und dann wagen verſtockte Finſterlinge zu behaupten: deren Verfall und der Fortſchritt der Induſtrie gehen Hand in Hand."

Feldern antwortete einſylbig. Er forderte nie mehr in Zukunft Mario auf, ihn zu ſeiner Braut zu begleiten, und da er es nicht that, ſo ſprach auch Mario den Wunſch nicht aus. Wirklich intereſſirte ihn Cunigunde nicht genug, um ihn zu veranlaſſen, Felderns Eiferſucht zu reizen. Und Feldern war allerdings eiferſüchtig, nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand, ſondern im Allgemeinen, weil er, trotz des vierjährigen Brautſtandes, ſo unbekannt in dem Herzen ſeiner Braut war, wie die Alten im Ozean. Manche beſchränkte und ſelbſtzufriedene Leute macht ſolche Unbekanntſchaft erſt recht ruhig. Sie denken: da exiſtirt nichts weiter, als was ſie ſehen und verſtehen. Andre aber, die weniger beſchränkt und ſelbſtzufrieden ſind, macht es unruhig, weil ſie fühlen, daß ihr Auge und ihr Verſtand nicht ausreicht, daß da viel vorgehen mag, was ſie nicht ergründen können, und daß es doch eigentlich eine große Demüthigung iſt, ein geliebtes Weſen nicht zu verſtehen. Das giebt der Liebe ihre Göttlichkeit, daß ſie, wie Gott, das Verſtändniß der Seelen hat. Der Verſtand zweifelt, die Forſchung grübelt, die Vernunft prüft — die Liebe weiß. Aber das ängſtigende, loſe, unzuſammenhängende, verliebte Weſen, das die Leute Liebe nennen, kann freilich nicht viel wiſſen. Das räth ſo herum, auf gut Glück,

auf Gerathewohl, irret, trifft, trifft aber nie den Mittelpunkt des Seins, nie den Moment, wo die Knospe der Aloe aufſpringt, welche alle hundert Jahr nur Einmal blüht. Iſt ein Mährchen! iſt eine Fabel! ſprechen die Klugen; die Naturforſcher wiſſen nichts von ſolcher Aloe! — Aber die Dichter wiſſen von ihr, meine Herren und Damen; wer hat nun Recht? Die Dichter ſind ein uraltes, myſtiſches Volk, das ganz andre Dinge geſchaffen hat, als eine Aloe, die nur alle hundert Jahre Einmal blüht. Bei den chaldäiſchen Schäfern iſt's in die Schule gegangen, und die Prieſter von Memphis und von Dodona ſind ſeine Zöglinge geweſen. Schlagt nach den Homer! die Götter hat er geſchaffen. Was wüßte man denn von dem ganzen Olymp, wenn der alte Homer ihn nicht ſo genau beſchrieben? Schlagt nach den Moſes. Die ganze Welt hat er geſchaffen. Die weiſeſten Hypotheſen ſpäterer Jahrhunderte taugen nur dann etwas, wenn ſie mit ſeiner übermenſchlichen und doch ſo ganz menſchlichen Poeſie übereinſtimmen. Was die Geſchichts- und Naturforſcher auch entdeckt haben mögen — Homer und Moſes ſind noch nie dabei zu kurz gekommen. Verlaßt euch auf die Dichter, meine lieben Menſchen, ſelbſt wenn ſie euch von der fabelhaften Aloe erzählen, die nur alle hundert Jahr Einmal blüht. In der dürren, heißen Wüſte des Lebens, wo die Bäche verſiegt ſind und die Bäume verſandet, wo kein Lüftchen weht und kein Vogel ſingt, unter dem brennenden Aequator des Herzens — da

ſteht ſie doch und blüht allen Naturforſchern zum Trotz — aber freilich — nur alle hundert Jahr Einmal. Wer kann aber wiſſen, ob die hundert Jahr nicht gerade um ſind, wenn er vor ſie hin tritt?

Wenn Jemand mein Büchlein ungeduldig fortwirft, ſo kann ich es ihm kaum verargen. Er hat ſich darauf präparirt, eine kleine Geſchichte zu leſen, und ich erzähle ihm Mährchen! Er verlangt, daß ich ihn — nicht, daß ich mich ſelbſt amüſire. Es iſt recht ſchwer, Autor- und Leſerkopf unter einen Hut zu bringen.

Die Zeit vergeht mit derſelben Schnelligkeit, wenn man in beſtändigem Wechſel und in ruhigſter Einförmigkeit lebt. Wieder ein Tag vorbei! ſpricht der, welcher zwölf Stunden friedlich bei ſeiner Arbeit verbracht hat, und der, welcher die Sehenswürdigkeiten eines fremden Ortes wie ein Irrwiſch durchrannt iſt. Dann gehen Beide zu Bett: der Ruhige dankt Gott für ſeinen Frieden, und bittet ihn um ein wenig amüſante Abwechſelung; der Unruhige dankt ihm für ſeine amüſanten Drangſale und bittet ihn um ein wenig Erholung. Zuweilen denkt auch Keiner an Dank und Bitte, und dieſer ſtreckt nur ermüdet ſeine Füße aus, und Jener eben ſo ermüdet ſeine Arme. Es iſt erſtaunlich, wie im Grunde die Menſchenſchickſale ſich gleichen.

„Wieder ein Sommer dahin!“ ſagte Fauſtine, als ſie mit Anbau Ende Oktober bei kurzen Tagen und nebeligem Wetter in Mainz auf der Heimkehr

begriffen, eintraf. „Wie ſoll ich es präſtiren, die ganze Welt zu ſehen? bald reicht das Geld nicht aus, bald die Zeit nicht! heut wollen die Verhältniſſe es nicht dulden, und morgen giebt's Umſtände, die es unmöglich machen. Am liebſten ſchnürte ich mein Bündelchen, zöge Männerkleider an, und ſtreifte umher. Es ſieht nur etwas vagabondenmäßig aus, ich könnte in keinen Salon gelangen, und eine Gräfin Obernau, der die Salons verſchloſſen ſind, iſt eine verlorne Perſon. Dafür zu gelten, kann ich mich nicht entſchließen, und ſo muß ich mir denn den Hauptſpaß des Lebens verſagen."

„Du biſt im Mittelpunkt Deines Weſens ſo feſt, Ini; wie können die Radien, welche davon auslaufen, in ſolcher ewig zitternden Bewegung ſein? Wäre meine Seele nicht der Deinen gewiß, ſo würdeſt Du mir große Sorge machen."

„Iſt unnütz!" ſagte ſie; „mein Herz iſt feſt; darauf kannſt Du Felſen bauen. Giebt es etwas Zuverläſſigeres in der Natur, als die Magnetnadel? nun, ſie zittert immer hin und her, und weiſt doch unverrückt gen Norden. Nur in der Polnähe weicht ſie ab. Dahin komme ich aber nicht. Ich bleibe im Tropenklima. Wollen wir nicht in den Dom gehen? Es regnet nur ein ganz klein Bischen."

„Du biſt eine unermüdliche Kirchengängerin! wir haben gewiß über hundert Kirchen in dieſen drei Monaten beſehen, und wie wenige darunter gefunden, die in reiner Vollkommenheit den Gedanken des Baumeiſters

auf die Nachwelt gebracht. Zerstört, geflickt, übermalt, ausgebaut, angebaut, ruinirt durch barbarische Vernachlässigung und barbarische Geschmacklosigkeit, standen sie da, wie wunderschöne Menschen mit Kröpfen am Halse und Warzen auf der Nase."

„Leider wahr! aber mein Auge ist ein geschickter Operateur und trennt die Auswüchse vom Körper. Und dann ist diese Stadt mit ihrem Dom noch eine von den alten entstandenen, keine moderne gemachte, die plötzlich aufschießt, weil der Monarch eine hübsche Avenue zu seinem Schloß haben will, oder weil die Leute reich werden wollen, und darum Häuser auf Actien bauen. Wie ich sie hasse, diese characterlosen, flachen, öden Häuser mit ihren hundert tausend blanken Fenstern! Kann da Häuslichkeit drin gedeihen, kann da Treue drin wohnen? Wenn ein Wagen vorbeifährt, zittern Thür und Fenster; wenn der Wind weht, bebt das ganze feige Ding, als bäte es ihn unterthänigst um Verzeihung, daß es wagt noch auf den Füßen zu stehen! O ihr lieben, stillen, alten Häuser, die ihr bescheiden mit der schmalsten Seite auf der Gasse steht, um eure Nachbarn nicht zu beeinträchtigen, um euch nicht in die Breite zu verflachen, wie gut bin ich euch! hinter euren starken Mauern und sparsamen, aber weiten Fenstern, in eurer verschwiegenen Tiefe, in euren traulichen, geräumigen, gewölbten Zimmern, da ist's doch noch möglich, Gedanken zu haben, welche sich auf Häuslichkeit beziehen. Wär' ich ein Mann, so holte ich

mir nur aus solchem Hause eine Frau. Mädchen, in einem modernen Hause erzogen, sind es für fremde Augen! alle Welt guckt da hinein und fragt neugierig: was thust du? was treibst du? Die Sonne scheint in all die Fenster wie in einen Glaskasten hinein, wo die Blumen vor der Zeit blühen müssen, und für die Mädchen ist Schatten gut, stiller, kühler, grüner Schatten — da bleiben sie frisch, frisch von Wangen, frisch von Seele. Es existiren aber gar keine Mirakelmädchen mit frischen, apfelblütnen Wangen mehr! sie müssen so viel lernen, so viel schöne Künste treiben — das fatiguirt, und glaub mir, es hängt Alles mit den modernen Häusern zusammen. Wär' ich ein Mann, ich schlenderte durch die alterthümlichen Gassen, und schaute rechts, und schaute links. Da auf einmal, in jenem dunkeln Hause, wo über der gewölbten Thür drei Eicheln ausgehauen sind, im Erdgeschoß, am offnen Fenster, das mit Gitterstäben geschützt ist, die aber so weit geschweift sind, daß die Katze in dem Ausbug Raum hat, und der große Blumentopf, aus welchem sich die Kapuzinerkresse emporrankt — verstehst Du, lustige Kapuzinerkresse, kein sentimentaler Epheu — da sitzt ein herziges Mädchen und arbeitet fleißig. Sie arbeitet nicht hastig, nicht gebückt wie eine Magd, wie um's liebe Brot — sondern aus anmuthiger Gewohnheit an Beschäftigung. Gute Gedanken steigen mit der Nadel hinauf und herab, vom Kopf zum Herzchen, und die schelmischen Lippen summen ein Lied. Das Haar

hängt ihr leicht und lose, wie Gott will, an den Wangen herab, die Augen — wenn sie sie aufschlägt — blicken ernst und verweisen gleichsam dem Munde seinen Muthwillen — das Mädchen müßte meine Liebste werden! Alle Tage ginge ich zweimal vorüber, einmal am Morgen, einmal am Abend; grüßen thäte ich nicht, das wäre befremdlich; aber ohne Gruß würden wir nach und nach ganz bekannt. Dann legte ich mir einmal Morgens den Zwang auf, nicht vorbeizugehn, damit Abends ihre Augen fragten: aber wo warst du denn heute früh? — O Anastas, komm, wir wollen das Haus suchen und das Mädchen. Heirathen kann ich es zwar nicht...." —

„Aber ich kann es" — sagte Andlau neckend.

„Eben so wenig!" rief Faustine, und warf muthwillig und stolz den schönen Kopf zurück, als brauche sie sich nicht einmal die Mühe zu geben, ihn anzusehen, um ihn zu fesseln.

„Und welchen Ersatz willst Du denn dem armen Mädchen dafür bieten, daß es nicht geheirathet wird?"

„Ich will es malen."

„Brav! das wird ein hübsches Bildchen werden," sagte Andlau, und machte trotz Nebel und Wind einen Spaziergang mit ihr. Er freute sich ihres schönen Talents — nicht blos weil es ihm Wonne war sie zu bewundern — sondern weil er es betrachtete als einen Canal, in welchen der übervolle Strom ihres Wesens wohlthätig, ohne die Ufer zu zerstören,

sich ergoß. Ihren Phantasien lieh er immer Gehör. Ihren Gedankensprüngen setzte oft sein Urtheil, seine Meinung, Schranken; niemals seine Laune. Darum war Fausline außerordentlich durch seinen Umgang verwöhnt; sie fand jeden andern langweilig und steril, wo sie nicht dieser Theilnahme, dieser Ermunterung, diesem Verständniß begegnete. Er hatte sie daran gewöhnt, sich rücksichtlos, absichtlos, in unbefangener keuscher Freiheit vor ihm zu offenbaren; darum wurde es ihr schwer, in die zurückhaltenden, abwehrenden Formen der Gesellschaft sich zu fügen, und sie that es auch nur innerhalb selbstgewählter Grenzen, die angeborner Takt und kein Herkommen ihr bestimmten; aber eben deshalb fühlte sie sich nur bei Andlau glücklich. „Mon aller n'est pas naturel, s'il n'est à pleines voiles, sprech' ich mit Montaigne — sagte sie — wenn ich in der kleinen Nußschale oberflächlicher Gespräche und nichtsbedeutenden Verkehrs balanciren muß, so legt sich dieses Unbehagen gleich einer eisernen Schlafmütze auf meine Stirn, und lieber rede ich in dreimal vierundzwanzig Stunden keine Sylbe, als in einer Stunde unaufhörlich von den Fliegen, die brummen, und den Mücken, die stechen." Andlaus Liebe war ihr die Frühlingsluft, in welcher sie, wie die Lerche, ihre Flügel ausbreitete, sich hob, und steigend und singend hängen blieb.

In Frankfurt fand Andlau einen Brief vor, der ihm den Tod seiner Mutter meldete, und den Wunsch seiner beiden Brüder, ihn bei der Regulirung der

Geschäfte zu sehen. „Sie brauchen mich," sagte Andlau; „sie wollen einen Zeugen haben, daß Keiner von ihnen mit dem Pistol in der Hand dem Andern einen Napoleon mehr, als ihm zukommt, abgefordert hat."

„Du willst in den Elsaß?" fragte Faustine ungläubig; „willst mich verlassen; Anastas, thu' es nicht! Ich in Dresden, Du jenseit des Rheins — das liegt zu weit auseinander!" Sie schlang die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn, ängstlich und fest wie ein junger Vogel unter den Flügel der Mutter. Sie hatte die großen diamantenen Augen einer Gazelle, und mit diesen Augen sah sie ihn so zärtlich und traurig an, daß er sie mit seinen Küssen schloß, denn er fühlte, wie sein Herz an diesen Strahlen zerschmolz.

„Ich kann meinen Brüdern nützlich sein," sagte er, „vielleicht dazu beitragen, daß Alles in Liebe und Güte abgethan wird. Meine Mutter mag ihren Liebling, meinen jüngsten Bruder, bevorzugt haben, und ich fürchte sehr, Alo[illegible] wird es sich nicht wollen gefallen lassen. Jeder handelt für seine Familie, jeder behauptet, das Recht seiner unmündigen Kinder vertreten zu müssen...." —

„Himmel!" unterbrach ihn Faustine, „wie hasse ich all diese Verhältnisse, welche unter der Firma: Familie! den Menschen in gefühlempörende Zustände bringen. Kaum hat ein Wesen die Augen zugethan, welches für uns das Ehrwürdigste unter der Sonne war, so stürzen wir heißhungrig über den Nachlaß her,

und zanken uns im Angesichte der geliebten Leiche um die klägliche Erbschaft. Alle Andacht und Trauer geht unter in Berechnungen und Auseinandersetzungen. Und dann heißt es: meinetwegen führe ich nicht diesen Prozeß und werfe ich nicht dies Testament um, aber meine Kinder! — Muß man denn seiner Kinder wegen Scandal treiben, so gehe man doch lieber auf die Landstraße und plündere den ersten besten englischen Reisewagen aus, als mit dem Bruder um drei Batzen zu hadern."

„Liebe Jni, ich will ja versuchen, ob ich meine Brüder daran verhindern kann."

„Ja, das schmerzt mich eben, Anastas! Wenn sie Dich ruhig an das Grab Deiner Mutter treten ließen, wenn Ihr Euch an diesem Grabe freundlich und ernst die Hände drücken wolltet, so spräche ich zuerst: gehe hin! — aber um zu verhindern, daß sie sich bei dieser unglückseligen Erbschaft todtschlagen oder bestehlen, dazu bist Du viel zu gut! dazu ist die Polizei da, ich meine die Juristen, die Grenzwächter auf dem Mein- und Dein-Gebiete, die Flurschützen, welche aufpassen, daß keiner eine Traube vom Weinberg nasche — aber sie selbst dürfen naschen für ihre Mühe."

Doch was Faustine auch vorbringen mochte, Andlau blieb bei seinem Entschluß.

„Einige Wochen vergehen schnell; das hast Du ja im Lauf des Sommers erfahren," sprach er; „und welche Freude, wenn wir uns nach der Trennung wiederhaben!"

„Weil ich es bereits erfahren habe," entgegnete Fauſtine weinend, „ſo bin ich ja mit dieſer Erfahrung gleichſam abgefunden; ich brauche ſie nicht mehr. Und wie kannſt Du wiſſen, ob nach einigen Wochen Alles abgethan ſein wird! Nimm mich wenigſtens mit, als Dein Page verkleidet etwa."

„Ich werde Dich erſt nach Dresden bringen," ſagte Andlau, ohne den letzten Vorſchlag ſonderlich zu beachten, „und dann zurückreiſen."

„Du biſt ein eiskalter Menſch!" rief ſie und warf unwillig ſeine Hand aus der ihrigen.

„Das kann wol ſein," entgegnete er ſanft.

„Und ich ſehe durchaus nicht ein, warum ich Dich liebe."

„Das hab' ich nie eingeſehen, und es Dir auch oftmals geſagt."

„Aber da ich Dich nun einmal liebe — rief ſie, wieder mit ſüßer, ſchmeichleriſcher Stimme — ſo ſchmerzt mich tödtlich die lange, dumpfe Trennung! Dich nicht?"

„Fauſtine, Du kennſt mich, Du weißt, daß mein Leben in Dir iſt, daß Du nicht blos mein Glück, nicht blos meine Liebe, nein! mein Glaube und meine Hoffnung biſt, daß Deine Kriſtallſeele mich gleichgültig gemacht hat gegen alle ſtaubigen, buntgefärbten, flitterhaften Erſcheinungen, daß neben Dir nichts, unter Dir eine Welt ſteht, daß ich von der Ewigkeit nichts wünſche, als Dich, weil ich in der Ewigkeit nur Dich, den ſchönſten Gottesgedanken,

ſehe; — das weißt Du, und fragſt, als ob Du nichts wüßteſt! Mache mir nicht das Herz ſchwer, und glaube nur, ich vermiſſe Dich durch die Trennung weit mehr, als Du mich. Du ſetzeſt Dich an Deine Staffelei und malſt und erſchaffſt, und vergißt bei Deinen Schöpfungen alle Schmerzen, vielleicht alles Glück. Die Phantaſie pflanzt goldene Stäbe rings um Dich her, und Deine Trauer rankt ſich an ihnen empor und Du ſtehſt ſchnell in einer duftenden, blühenden Laube, die Du ſelbſt gezogen haſt. Der Menſch deutet die Dinge, wie er ſie verſteht, nach ſeinen Fähigkeiten; Du biſt ſo reich, daß Dir die Welt ein Golkonda iſt. Ein vorübergehendes Leid wird für Dich ein Brunnen tiefer Freuden werden — das ſollteſt Du doch wiſſen!"

„Ja," ſagte ſie, „ich mag aber doch kein Leid! mag nicht aus dem tiefen Brunnen mühſam das helle, reine Freudenwaſſer emporziehen! Ich thue es nur, wenn ich eben muß, weil ich meine, es ſei doch beſſer, als die Arme ſchlaff herabhängen zu laſſen; aber lieb hab' ich ſolche Arbeit nicht."

„Hernach, Engel, ruhſt Du doppelt ſüß bei mir."

„Aber einſtweilen trägt mich Niemand auf Händen..... muß ich ganz allein auf der harten Erde ſtehen...." —

„Wünſcheſt Du einen Stellvertreter?"

„Nein."

„Sonſt könnteſt Du ja Clemens Walldorf kommen laſſen," ſagte Anblau lächelnd, „der, nach Allem

was Du mir von ihm erzählt haſt, überglücklich ſein würde, Dich auf Händen tragen zu dürfen."

„O ja," erwiederte Fauſtine gelaſſen, „das glaub' ich recht gern! ich habe nur nicht die heilige Zuverſicht, daß wir nicht Beide der Sache überdrüſſig werden könnten. Ich würde fürchten, er ließe mich fallen oder ich ſpränge herunter."

„Aber bei mir haſt Du es nie gefürchtet?"

„Nie!" ſagte ſie ſorglos.

Ein ſolches „nie" — iſt die größte Ehre, welche eine Frau einem Manne erzeigen kann.

Andlau hatte ſo oft ſchon Aehnliches von ihr gehört und geſehen, daß er nicht überraſcht davon ſein konnte; allein hingeriſſen und bezaubert war er immer von Neuem durch die anmuthige Nachläſſigkeit, die gedankenloſe Grazie, mit der ſie ſtets das zu treffen wußte, was ſie inſtinktmäßig als das Schönſte erkannte.

„So lange ich noch bei Dir bin, will ich mein ſchönes Vorrecht nicht blos figürlich gebrauchen" — ſagte er, hob Fauſtine empor, und hielt ſie in beiden Armen an ſeine Bruſt gedrückt; — „Sonnenſtrahl, Roſenduft, meine Ini, biſt Du für mich Weib geworden? wirſt Du mir nicht verſchweben in den beweglichen, unfaßbaren Elementen, woraus Du durch ein Wunder geſchaffen biſt, wie die Venus aus dem Schaum des Meeres? oder haſt Du ſelbſt das Wunder gethan, und wie eine Fee Dich ſichtbar in der Welt gemacht?"

Fauſtine lag graziös auf ſeinen Armen, ihr Haar hing aufgelöſt herab, ihre Augen waren halb geſchloſſen, nach ihrer Art. Wenn es nichts zu ſehen gab, ſparte ſie ſich gern die Mühe ſie zu öffnen, und blickte nach innen. Sie ſprach:

„Rede nur weiter, es klingt gar lieblich! ich freue mich, wenn Du einmal mit meinen Worten ſprichſt und aus Deiner kühlen Weiſe heraustrittſt.“

„Aber ich verweichliche Dich zu ſehr!“ ſagte er, wie ſich beſinnend, und ſtellte ſie auf den Fußboden zurück und küßte ihr lockiges Haar, als ſei es der Schleier einer Heiligen. Er trieb Abgötterei mit ſeinem lieblichen Idol.

Seiner Abſicht treu, um ihr die Langweiligkeit der einſamen, herbſtlich trüben Fahrt zu ſparen, brachte er ſie nach Dresden, und Fauſtine, die, wenn ſie glücklich war, wol in die Ewigkeit hinüber ſah, jedoch nicht über das irdiſche Heute hinweg — dachte nicht daran, daß am erreichten Ziel der Abſchied ihr bevorſtehe, und war während der Reiſe ſo liebenswürdig, daß Andlau ſelbſt zu glauben anfing: er bringe den Wünſchen ſeiner Brüder ein unermeßliches Opfer. Manche Menſchen werden immer liebenswürdiger, je mehr Augen ſich auf ſie richten; nicht aus Eitelkeit, ſondern weil ihnen der allgemeine Beifall Zuverſicht giebt und ſie anregt. Andere ſind am liebenswürdigſten einer einzigen Perſon gegenüber, wenn dieſe ihrer Eigenthümlichkeit zuſagt; viel Augen, viel Fragen, viel Einwürfe ſtören ſie. Es kommt dabei ſehr

auf die jedesmaligen Gaben an, ſogar auf phyſiſche. Wer witzig iſt, wer ſchlagende Antworten giebt, wer eine elegante Form des Ausdrucks, ja, gar ein wohltönendes Organ beſitzt, fühlt ſich behaglich in dem größeren Zirkel. Wo Ernſt und Sinnigkeit vorherrſchen, wo die Rede nicht ſchimmert, wo der Ton der Stimme leiſe iſt, da ſind weniger Zuhörer willkommen. Fauſtine, wie faſt alle einſam, d. h. ohne großen Familienkreis, lebenden Perſonen, hatte eine leiſe Stimme. Wo eine bedeutende Schaar von Geſchwiſtern iſt, mit denen man doch auf gleichem Fuß ſtehen — oder von Kindern, denen man befehlen muß — da wird die Stimme von ſelbſt laut und tönend; ſie ſoll gehört werden und bisweilen dominiren; aus dem Hauſe bringt man dieſe Gewohnheit in die Geſellſchaft hinüber. Wer allein lebt, ohne Kinder, ohne Hausweſen, nur mit einem oder zwei Menſchen in vertrautem Umgang, der iſt nicht im Stande, in einem übervollen Salon zu ſprechen, es müßte denn ſein, daß Alles ſchwiege, wenn er redete. Fauſtine hatte eine leiſe Stimme, die immer leiſer wurde, je inniger und eindringlicher ſie ſprach. Es ward zuletzt wie ein Klingen der Seele, aber ganz verſtändlich, ſo wie man die Aeolsharfe und das Murmeln des Baches ganz genau verſteht. Daher ſprach ſie in der Geſellſchaft nur mit ihren Nachbarn rechts und links, ſie machte kein allgemeines Aufſehen, aber der jeweilige Nachbar war captivirt, wenn ſie ſprach, — was auch nicht immer geſchah. Den Wecker an

der Uhr ſtellt man auf eine beſtimmte Stunde: dann ſchnurrt er ſein Stückchen ab; der Menſch iſt keine Sprechmaſchine, die ihr gegebenes Thema abhaspelt. Von innen muß er angeregt werden, nicht von außen, wenn er etwas Geſcheutes hervorbringen ſoll. In Fauſtinen war Alles vereinigt, um ſie Andlau gegenüber am liebenswürdigſten zu machen; ein Hauptgrund aber war der, daß er ſie liebte. Es iſt die ſchwierigſte Aufgabe für eine Frau, auf die Dauer und durch lange Jahre hindurch, liebenswürdig wie keine Andre für den Mann zu bleiben, mit dem ſie verbunden iſt. Die entnervende Gewohnheit weht über ihn hin, wie feuchte Luft über eine Harfe, und die Saiten erſchlaffen. Ihre Liebe reicht nicht aus. Aber die Sache wird ihr ſehr leicht gemacht, ſobald er ſie liebt; und dies ſeltene Glück hatte Fauſtine.

Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft in Dresden fuhr Andlau ſeiner Heimath zu. Beim Abſchied ſprach er zu Fauſtinen, nachdem er alle Ausdrücke der Liebe und Zärtlichkeit erſchöpft hatte:

„Nun zum Schluß das Wichtigſte: Ini, vergiß mich nicht.“

„Das iſt ein abgebrauchter Scherz, Anaſtas!“

„Kein Scherz, Ini! Du weißt ja noch gar nicht, was Du Alles vergeſſen kannſt.“

„O Alles, Herz, Alles, nur aber Dich nicht!“ ſie umfaßte ihn mit ſtürmiſchem Schmerz, und als er gegangen, und die Thür hinter ihm zugefallen war, da

meinte sie, ihr Schutzgeist habe sie verlassen, da sank sie auf die Knie und rief:

„Er ist fort! er ist fort! o mein Gott, bleibe du nun bei mir!“

Sie fühlte sich unaussprechlich einsam, obgleich ihre Freunde und Bekannten sie sogleich aufsuchten, sie einluden, auf jede Weise suchten sie zu zerstreuen.

„Andlau ist fort, ich langweile mich überall“ — sagte sie ebenso aufrichtig als unverbindlich zu Frau von Eilau, mit der sie sehr liirt war.

„Eben darum werden Sie sich nicht mehr bei mir langweilen, als hier in Ihrer Einsamkeit;“ entgegnete diese liebreich. „Sie werden ganz hypochondre zwischen Ihren vier Wänden, unter Menschen müssen Sie sich ein wenig Gewalt anthun, und Selbstüberwindung ist für uns Alle eine gute Schule.“

„Meinen Sie? nun, so will ich heute Abend zu Ihnen kommen — wenn ich es über mich gewinne. Es werden doch nicht viel Leute bei Ihnen sein?“

„Das weiß ich nicht! Da ich nie Jemand einlade, können eben so gut zwanzig Personen mich am Abend besuchen, als zwei. Aber seit wann sind Sie denn menschenscheu?“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Seit Andlau fort ist“ — sagte Faustine melancholisch. Sie hatte keinen andern Gedanken.

Mitten im Salon der Frau von Eilau stand ein großer runder Tisch und Fauteuils rings umher, worauf die Damen saßen, Tapisserie nähten, plauderten. Die Herren schoben Stühle und Tabourets dazwischen

— Worte weniger. Rechts daneben ſtand Frau von Eilaus Theetiſch, woran ſie ſo ſaß, daß ſie zugleich das Theegeſchäft beſorgen und an den Geſprächen des runden Tiſches Theil nehmen konnte. Links war eine Schachpartie etablirt. Dies Alles in der Mitte des Zimmers, damit jede einzelne Perſon zugänglich und uneingeſperrt ſei. Hinten an der Sophawand ward eine ſolide Boſtonpartie gemacht, und die Spielenden bekümmerten ſich nicht um das Vordertreffen. Frau von Eilau ſagte zu Feldern:

„Es iſt über neun Uhr; die Obernau kommt ſchwerlich mehr. Gehen Sie doch morgen früh gleich zu ihr und machen Sie ihr in meinem Namen ernſte Vorwürfe.“

„Aber ſie mag krank ſein“ — ſagte Feldern.

„Keineswegs! nur verdrießlich, nur eigenſinnig.“

„Auf jeden Fall gehe ich morgen früh zu ihr, und hätte nicht ſo lange gezögert, wenn ich nicht dieſe letzten acht Tage draußen geweſen und erſt vor einigen Stunden heimgekehrt wäre.“

„Und wie geht es Cunigunden jetzt?“

„Beſſer! ſie erholt ſich langſam.“

„Bleibt es bei dem feſtgeſetzten Vermählungstage?“

„Ich darf es nicht hoffen, kaum wünſchen! ſie iſt von einer ängſtigenden Nervenſchwäche.“

„Das ſchöne, kräftige Mädchen! welch ein Jammer! wie kann denn eine armſelige Erkältung ſolche Umwandlung bewerkſtelligen?“

„Die Aerzte wiſſen keinen andern Grund, als Erkältung bei der Weinleſe.“

„Die Schröder-Devrient verliert ganz ihre Stimme,“ hieß es am runden Tiſch, „ſie wurde auch eiskalt als Norma aufgenommen.“

„Schade um ſie, ſie war eine pompöſe Norma.“

„Dieſe Gleichgültigkeit wird ihr ſehr wehe thun! wer auf den Triumph des Augenblicks angewieſen iſt, will in jedem Augenblick Triumphe.“

„Natürlich! wie ſollen dieſe Künſtler denn wiſſen, ob ihnen Auffaſſung und Darſtellung gelungen, wenn das Publikum kein Zeichen des Beifalls giebt? Die Malibran, von der man doch hätte glauben können, daß ſie zum Voraus des tobendſten Beifalls gewiß ſei, hörte und ſah nichts vor Befangenheit, bis jubelnder Applaus ihre erſte Scene belohnt hatte. Dann war ſie ſicher.“

„Gott, welche traurige Exiſtenz, trotz eines weltberühmten Talents ſo abhängig von der Laune des Publikums zu ſein! Jeder andre Künſtler darf an die Nachwelt appelliren; der Schauſpieler hat es nur mit ſeinen Zeitgenoſſen zu thun. Wer ihn nicht ſah, nicht hörte, weiß nichts von ihm.“

Die Thür öffnete ſich. Fauſtine trat ein. Frau von Eilau rief:

„Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Leute!“ ging ihr entgegen und umarmte ſie herzlich.

Fauſtine legte beide Hände auf ihre Schultern, und ſagte eben ſo herzlich:

„Liebe, Sie sind eine so kluge Frau! sprechen Sie doch, bitte, mit Ihren eigenen Gedanken und nicht mit denen eines ganzen Volks. — Bon soir! wie geht's? charmirt Sie wiederzusehen!" — wurde mit den Uebrigen gewechselt.

Als Faustine eintrat, schlug der Mann, welcher ganz mit der Schachpartie und mit einer schönen Gegnerin beschäftigt war, die Augen auf und erkannte sie. Es war Graf Mengen. Sie sieht aber doch aus wie eine schöne Statue, dachte er, den ersten Eindruck festhaltend. Faustine war wieder ganz weiß gekleidet, und dann stand sie so graziös! Schön tanzen können manche Frauen, schön gehen — wenige, schön stehen — die allerwenigsten. Woran es liegt, weiß ich nicht, vielleicht an der Ungewohnheit, vielleicht an zu engen Schuhen, vielleicht an einem Mangel an Selbständigkeit. Die meisten wackeln. Ruhig zu stehen, ist die Hauptsache beim Stehen; aber darum darf es doch nicht schwerfällig, nicht bewegungslos, nicht plump, nicht niet- und nagelfest aussehen. Es muß eine Ruhepause zwischen der vergangenen und der kommenden Bewegung, es muß verschwebend, nicht wurzelfassend im Erdboden, sein. Eine Frau, die schön steht, gleicht einer Königin, um die sich Dienerinnen — der Sonne, um die sich Planeten bewegen. So stand Faustine. Sie hatte sich spät und schwer entschlossen zu gehen, da sie aber einmal in der Gesellschaft war, so war sie nach ihrer Art munter und triumphirend; nur so zeigte sie sich

den Gleichgültigen. Konnte ſie das nicht über ſich gewinnen, ſo blieb ſie daheim.

Feldern ſagte: „Wie freu' ich mich, daß Sie wieder bei uns ſind, anbetungswürdige Gräfin.“

„Grüß' Sie Gott, Herr von Feldern!“ antwortete Fauſtine. „Sie hätten aber doch wol ſagen können: angebetete Gräfin! da ſogar Junker Tobias ſagt: »Ich bin auch einmal angebetet worden.«“

Mengen horchte hoch auf. Aber ſie ſcherzt ja! ſprach er zu ſich ſelbſt; ſo ſchön und ſo munter — das iſt recht ſelten. Schönheiten begnügen ſich gewöhnlich damit, ſchön zu ſein. Sie wollen ſich nicht ſelbſt — Andere ſollen ſie amüſiren! das macht ſie kläglich langweilig. — Zu dieſen hochverrätheriſchen Geſinnungen gegen die Schönheit veranlaßte ihn ſeine Gegnerin im Schach: Lady Geraldin, die das non plus ultra von Liebenswürdigkeit gethan zu haben wähnte, dadurch, daß ſie ſich zeigte und ſich anblicken ließ.

Fauſtine ſetzte ſich zu Frau von Eilau. Die Herren und Damen der Tafelrunde verbargen ſie faſt ganz vor Mengens Blick, der nur dann und wann ihren Kopf wahrnahm, wenn ein Anderer ſich rechts oder links bog. Er hätte für ſein Leben gern dieſen Kopf ununterbrochen betrachtet, ſtudirt — man konnte ihn ſtudiren wegen der intereſſanten Miſchungen des Ausdrucks — er ſchob ſeinen Stuhl bald ſo, bald anders, aber es half ihm zu nichts, als daß Lady Geraldin fragend ihn anſah und einen ſeiner Sprin-

ger nahm. Er mußte ſich gedulden. Dieſer Kopf, der über einer mit Schwan beſetzten Mantille ſchwebte, wie der Mond über lichtem Gewölk, und der bald auftauchte, bald hinter Wolken verſchwand, hatte etwas ſeltſam Reizendes: er kam immer mit einem neuen Ausdruck zum Vorſchein. Fauſtinens Augen faßten ihren Gegenſtand feſt an, wie mit einer ſichern Hand; ſie forſchten nicht, ſie fragten kaum, ſie wußten; ſie verhehlten und überſchleierten auch nichts, ſie waren wolkenlos und vertrauenerweckend, wie der Himmel; unbekümmert, als gäbe es nichts Häßliches auf der Welt zu ſehen, und rein, als wären ſie nie der Gemeinheit begegnet. Die Augen eines Engels! dachte Mengen. Um ihren Mund gaukelten Muthwille, Schalkheit, Stolz, Bewußtſein der Ueberlegenheit, Spott. Und der Mund eines Menſchen! fügte er hinzu. Aber das warme Colorit, das bewegliche Mienenſpiel, die weichen Umriſſe verſchmolzen den Engel und den Menſchen zu einem äußerſt lieblichen Weibe. Und gerade dieſe Miſchung iſt ſo anziehend! Das allgemein Menſchliche macht, daß ſolch Geſicht uns gleich ganz vertraut anblickt und uns gewinnt, indem es uns glauben macht, wir hätten einen lieben Freund, der ſo ausſieht. Und wenn wir es genauer beobachten, ſo wird es durch das Charakteriſtiſche dermaßen individualiſirt, daß wir nach zehn Minuten die Ueberzeugung gewinnen, es ſei lediglich für dieſe Perſon geſchaffen, vielleicht gar, ſie ſelbſt habe es ſich geſchaffen — was im Grunde je-

der Menſch thut, der zum Bewußtſein gekommen. Die Richtung der Seele drückt dem Körper ihren Stempel auf.

Lady Geraldin hatte das Spiel gewonnen; Mario ſtand auf; da ſagte ſie gleichmüthig:

„Sie haben mich abſichtlich gewinnen laſſen; das mag ich nicht. Noch eine Partie!“

Mit freundlichem Grimm gehorchte er, und beſchloß, ſo gut zu ſpielen, daß ſie in fünf Minuten matt ſein ſollte. Allein ſie war ihm gewachſen: es ging nicht ſo raſch. Am runden Tiſche wurde lebhaft geredet.

„So heirathet der junge, reiche, geſcheute Mann, der eine der erſten Partien in Europa hätte machen können, dieſe intriguante Perſon, die wenigſtens zehn Jahre älter iſt, als er“ — beſchloß Jemand eine Tagesgeſchichte.

„Deſto früher wird er ihrer überdrüſſig werden.“

„Und auf ein zärtliches Glück iſt es wol nicht von ihrer Seite abgeſehen! ſie will einen glänzenden Namen, Vermögen, welches ſelbſt im Fall einer Scheidung ihr ausgemacht iſt....“ —

„Bravo! im Ehecontract die Scheidung zu bedenken — das gefällt mir! das iſt eine Vorſicht im grandioſen Styl.“

„Ich nenne das gemein“ — ſprach Fauſtine ruhig.

„Eltern können aber wirklich kaum mehr ohne jede mögliche hypothekariſche Sicherheit ihre Töchter

einem Manne anvertrauen. Nach zwei, drei Jahren iſt die Sache zu Ende, wie ein Schauſpiel, und die ganze Zukunft eines Mädchens zerſtört."

„Ich weiß wol!" entgegnete ſie; „aber ich finde es entadelnd für ein Mädchen, wie ein Ballen Waaren aſſekurirt, hin und her ſpedirt zu werden. Kaufmänniſch gemein, gehört dieſe Inſtitution ganz einer Zeit an, die gleich der Schlange, nach der Edda, an den Wurzeln des Baumes nagt, der den Himmel und die Götter trägt. Das Gefühl wird an der Wurzel untergraben. Ein Mädchen ſoll die Zuverſicht haben, daß weder Himmel noch Hölle ſie von ihrem künftigen Gatten trennen können. Hat ſie die nicht, ſo heirathe ſie ihn nicht."

„Aber ſie hatte ſie oft, und verliert ſie nur ſpäter."

„Ich meine blos, daß ich einen Kaufmann nicht achte, der auf ſeinen Bankerott ſpeculirt, um reicher zu werden, als er vor demſelben war."

„Vertheidigen Sie denn gar nicht Ihre arme Couſine?" wurde ein junger Mann gefragt.

„Nach zehn Jahren werd' ich es thun! ſo lange Zeit brauche ich, um die Wendung der Dinge zu beobachten! in zehn Jahren müſſen ſie ſich auf eine oder die andere Seite geneigt haben, und dann kann man etwas Anderes vorbringen, als Muthmaßungen und Vorausſetzungen."

„Ich finde auch wirklich die Zumuthung etwas ſtark," ſagte Fauſtine lachend, „daß wir alle Dumm-

und Thorheiten unſerer Verwandten vertreten und vertheidigen ſollen. Ich danke Gott, wenn es mir bei meinen eigenen gelingt."

„Wie können Sie ſich ſelbſt ſo verleumden!" rief Feldern.

„Keine Verleumdung!" antwortete ſie; „aber das Wort Dummheiten iſt Ihnen zu kräftig, nicht wahr? alſo will ich lieber ſprechen: meine allerliebſten kleinen Thorheiten machen mir ſo viel zu ſchaffen, daß ich nicht Zeit habe, die anderer Menſchen wahrzunehmen. Allerliebſte kleine Thorheiten, beſter Feldern, können Sie nun doch einmal Ihrem Schützling, dem Menſchengeſchlechte, nicht wegleugnen, ſo viel Mühe ſich auch Ihr gutes Herz deshalb giebt."

„Es iſt wirklich wahr, der Herzog von *** hat auf einem Maskenball in Pilgertracht dem Herrn *** ein bairiſches Adelsdiplom überreicht — ſelbſt überreicht, en masque! iſt das nicht himmliſch?" ſagte einer der Herren.

„Ein Scandal iſt es! eine Entwürdigung! — Nicht himmliſch, ſondern himmelſchreiend! — Eine verbeſſerte Auflage von der altmodiſchen Form: beſſer Ritter, als Knecht!" — rief man durcheinander.

„Warum denken die Fürſten nicht Belohnungen aus, welche auf ihre Koſten gehen?"

„Weil es ihnen bequemer iſt, auf die unſern zu geben."

„Und weil der Belohnte ſo ſehr viel lieber »von« vor ſeinen Namen ſchreibt, als »Ritter des und des

Ordens neunundneunzigster Classe« — hinter denselben der Kürze wegen!"

„Der Adel sollte beim Bundestage einkommen gegen diesen Mißbrauch."

„Den die Fürsten treiben! wir sind keine Reichsritterschaft mehr und müssen uns Alles gefallen lassen, vom Plebs des Volks und der Fürsten."

„Und dann," sagte Faustine, „klingt Herr von Fischer von Schmerlenbach und Herr von Schwarz von Mohrenland so durch und durch plebejisch, daß es keiner Seele einfallen wird, sie in einer alten Chronik oder einem Turnierbuch zu suchen; und das ist ja der alleinige Spaß, den wir noch von unsern Namen haben."

„Ich verlange keinen Spaß von meinem Namen, gnädigste Gräfin, sondern Ehre."

„Daß weiß ich, Graf Kirchberg," antwortete sie freundlich; „weil Letzteres lediglich von unsrer Persönlichkeit abhängt, so hat es ja gar keinen Einfluß auf Sie, ob der Herr Peter — Baron von Petershausen wird. Dalberg und Berlichingen klingen doch anders, nicht blos für unser Ohr, auch für das unsrer Gegner und Rivale, und das eben, daß etwas Unfaßbares darin liegt, etwas Idealisches, tönender als der Geldbeutel, gewichtiger als Berge von Akten, zauberhafter als die schwarze Kunst der Industrie — das ist mein Gaudium! Ich bitte um Verzeihung wegen dieses Studentenausdrucks, aber ich bleibe beim Gaudium! — Die Leute zucken die Achsel über den leeren Schall des Wortes: er ist von Adel; sie machen sich lustig

über den Adel, sie suchen bald ihn mit Füßen zu treten, bald ihn zu überflügeln, sie coudoyiren ihn — hier mit der sterilen Aufgeblasenheit des Reichthums, dort mit dem würdigern Bewußtsein des Verdienstes, und wenn ihnen die Möglichkeit eröffnet wird, in die Reihen der gehöhnten Kaste einzutreten, so wischen sie den plebejen Schweiß von der Stirn, holen Athem, lassen sich nieder, kurz, sie zeigen, daß sie am Ziel sind. Meine lieben Freunde, ist denn das kein Gaudium für uns?"

„Man kann sich freilich über Alles lustig machen," sagte Kirchberg, „aber diese Sache hat doch auch ihre sehr traurige Seite. Freilich lassen diese Leute, eingedrängt und eingeschoben — gleichviel! sich zwischen uns nieder, und dafür drängen sie uns, wie der Kuckuck den Hänfling, aus dem Neste. Sie bekommen den Grundbesitz in die Hände. Viehhändler, Fabrikanten, Banquiers kaufen uraltadlige Herrschaften. Der Erdboden wird unterminirt für die Aristokratie; sie steht nur noch auf einer dünnen Erdschicht — überall! sogar in Oesterreich, wo der Banquier Sina jährlich für mehre Millionen ungarische Besitzungen kauft, und wo überhaupt die ganze Finanz mit unbeschreiblich bitterm Haß dem Bestehen der Aristokratie zusieht. Sie können ihr ihren frivolen Uebermuth nicht vergeben! als ob ein schwerfälliger besser wäre! Wenn diese Leute oben sein werden, so werden sie mit Fäusten schlagen, wo wir mit dem Schwert."

„O der Uebermuth, der uns immer zum Mißbrauch

der herrlichſten Gaben und Kräfte verlockt," rief Fauſtine, „iſt für Völker und Individuen das, was ich die Erbſünde nenne."

„Ach wie gut," ſagte eine Dame, „daß ich endlich einmal eine verſtändliche Erklärung von der Erbſünde bekomme! Bitte, gute Gräfin, können Sie mir nicht eben ſo kurz und faßlich erklären, was Sie unter der Sünde gegen den heiligen Geiſt verſtehen?"

„Die Dummheit," — ſagte Fauſtine.

„Oh!" rief die Dame beſtürzt.

„Ja, die Dummheit, die ſich gegen die beſſere Erkenntniß ſträubt."

„Weil ihr die Einſicht fehlt."

„Nein, weil es nicht in ihren Kram paßt. Die dümmſten Leute ſind pfiffig und ſchlau, wenn es ihren Vortheil gilt, und nur dumm, wenn ihnen die Sache gleichgültig, aber ſtockdumm, wenn ſie zu ihrem Nachtheil iſt. Was der Menſch nur ernſtlich verſtehen *will*, das verſteht er auch."

Nach dieſen Worten wickelte Fauſtine ſich in ihre Mantille und glitt aus dem Salon. Als Mario endlich mit einem erlöſungsfrohen: „Matt!" die Augen aufſchlug, war ſie verſchwunden. Er that innerlich das Gelübde, in drei Monaten kein Schachbrett anzuſehen — ſo ärgerlich war er. Lady Geraldins Verſicherung: ſie habe ſich gut unterhalten — was eine große Auszeichnung für ihn ſein ſollte — dünkte ihn gar kein Erſatz. Er hatte zwar kein Wort von dem verſtanden, was Fauſtine geſagt, allein

es ſchien ihm, als habe ihr allerliebſter Mund das Brevet empfangen, nichts Alltägliches vorzubringen. Er war im höchſten Grade verſtimmt.

Fauſtine ſchrieb an Andlau:

„Anaſtas, mein Vielliebes, komm bald zurück, „ich beſchwöre Dich. Zehn Tage ſind es erſt, ſeit „Du gegangen, aber jeder Minute in dieſen zehn „Tagen hab' ich ihre Länge angefühlt, habe empfunden, „daß ſie ſechzig Secunden hat. Du wirſt mir Vor„würfe darüber machen, wirſt mir ſagen, ich ſei nicht „einfältig genug, um mir ſelbſt einen ſolchen Dämme„rungszuſtand zu erlauben, und dies und das! aber „wie ſoll ich ihn denn vermeiden? Bin ich allein, „ſo denk' ich: Allons, meine Hände und Gedanken, „tummelt euch, zerſtreut mich. Bin ich unter „Menſchen, ſo möchte ich ihnen daſſelbe zurufen. „Aber eine Zerſtreuung auf Commando iſt ein Hand„werk, welches nur in der untergeordneten Sphäre „unſrer Thätigkeit getrieben wird. Rede ich, ſo thut „es mir leid, daß Du mir nicht zuhörſt; ſchweige ich, „ſo thut es mir leid, daß meine Gedanken ſo in der „Stille umkommen. Es iſt ein Nichtgenügen in „dieſer Exiſtenz, welches mich aufreibt, weil doch „immer der brennende Wunſch da iſt, es auszufüllen. „Menſchen, welche große Heilige geworden ſind, müſſen „durchaus auf dieſem Punkt geſtanden haben, als ſie „ſprachen: Ich will mich aufmachen und zum Vater „gehen! — Aber es gehört ein gewaltiges Genie „dazu, um ein Heiliger zu werden; ich meine, ein

„gewaltiges, beflügeltes, weltüberwindendes, Glück „und Schmerz geringachtendes Herz; und was ich „von dieſen Eigenſchaften beſitze, reicht nur gerade aus, „mich an das Deine zu legen. — Du wirſt ſagen: „ich ſei im vergangenen Sommer und auch früher „ſchon auf einige Wochen von Dir getrennt geweſen, „und hätte mich darein geſchickt. Ja, Herz! im „Sommer! da iſt es ganz anders, weil die Natur „mir zugänglich iſt. Die Sonne iſt mein Plafond, „der Himmel repräſentirt meine vier Wände, da giebt's „Freiheit und Schönheit, Luſt und Leben. Jetzt bin „ich eingemauert wie eine verbrecheriſche Nonne, be„drückt, geängſtigt. Der Sturm heult, es regnet „und ſchneit durcheinander, die Wolken wiſſen nicht, „wohin ſie ſollen, die Paar armen dürren Blätter, „welche noch am Baum feſthielten und welche jeder „Windſtoß abwirbelt, wiſſen nicht, was mit ihnen „geſchehen wird, und flattern gepeinigt umher, die „Bäume ringen in Verzweiflung ihre Aeſte, wie dürre „abgemagerte Hände, und es geht ein Aechzen und „Heulen und Wimmern durch die Natur. Wie ſollte „ich dieſe Deſolation nicht empfinden! ich fürchte mich „— und es kann mir doch Niemand ein Leid thun! „mich friert — und es iſt doch ganz warm und be„haglich in meinem Zimmerlein! Furchtſam und zitternd „möcht' ich mich verbergen und erwärmen an Deiner „Bruſt, mein Freund! mein Engel! — Wenn nur „kein Unglück einbricht! auf dieſe unbeſtimmte Angſt „ſollte ich gar nichts geben, weil ſie mich immer fern

„von Dir überfällt; aber doch ſehe ich mich um in
„der Welt nach der Wolke, die über meinem Haupte
„hängt, und wage nicht einen Schritt vorwärts zu
„thun, aus Beſorgniß vor einem verborgenen Abgrund.
„— — — So weit ſchrieb ich geſtern Abend. Weil
„lauter Geſpenſter um mich tanzten, mochte ich nicht
„unter ihrem Einfluß den Brief beenden; ich ging
„ſchlafen, und heute, wo die Sonne am Himmel
„ſteht, hab' ich meine Bangigkeit ziemlich verloren.
„Beachte ſie nicht, d. h. halte mir keine Strafpredigt
„deshalb. Ich weiß ſelbſt, wie wenig es ſich für einen
„verſtändigen Menſchen ſchickt, gleich einer Wetterfahne
„abhängig von Wind und Wetter zu ſein. Aber
„bedenke die geringen Anlagen, welche ich zu einem
„verſtändigen Menſchen habe, und Du wirſt Nachſicht
„üben — gelt? — Ueberdies bin ich ſelbſt meiner
„Geſpenſterſcheu müde, — ich will arbeiten! das
„bannet böſe Geiſter. Und wer kann mir denn etwas
„anhaben? Draußen ſcheint die Sonne, freilich nur
„ein mattes, ſchwächliches Novemberſönnchen, weil
„die Erde an ihrem Gängelband ſo weitab gelaufen
„iſt, als ſie nur kann; aber drinnen wohnt die Liebe,
„und gar nicht novemberlich, glaube mir! Darum
„werde ich gut malen! Der Genius der Kunſt hat
„einen ſo ſtarken Flügelſchlag, daß er meine Atmo-
„ſphäre mit dem reinſten, feinſten Aether erfüllt. A
„tout prendre. Anaſtas, bin ich doch eins der glück-
„lichſten Geſchöpfe auf der wunderſchönen Gotteswelt.
„Das muß Dich unausſprechlich glücklich machen;

„denn was ich von Glück weiß, weiß ich durch Dich.
„Gott mit Dir, wie ich es bin!"

Sie führte ihren Vorsatz aus und widmete sich mit dem regsten Eifer der Malerei. Sie malte den ganzen Tag; sie speiste in später Stunde, um keine Zeit zu verlieren. Dann, um etwas frische Luft zu athmen, fuhr sie spazieren, weil sie im Finstern nicht gehen konnte. Endlich beschloß sie ihren Tag damit, daß sie die Abendstunden mit ernster Lectüre von geschichtlichen Werken hinbrachte. Für die Gesellschaft war sie unsichtbar. Frau von Eilau, Feldern, Graf Kirchberg besuchten sie zuweilen am Abend. Letzterer fragte einmal:

„Wie lange denken Sie dies einsiedlerische Leben fortzuführen, Gräfin?"

„Ich weiß nicht," sagte sie, „aber es ist mir so angenehm, daß ich es gern immer führte. Man muß nur den Kopf sehr voll und die Phantasie sehr beschäftigt haben, um es zu ertragen und Vergnügen daran zu finden. Ich vermisse nichts, denn meine guten Freunde suchen mich auf."

„Aber wir vermissen Sie in größern Cirkeln."

„In Gottes Namen!" sagte Faustine lachend.

„Sie glauben es nicht?" rief er eifrig.

„Ja, ja! ich glaube es sehr gern! die Leute unterhalten sich gut mit mir, weil ich immer sage, was ich denke, immer von innen heraus rede, und das ist ihnen neu. Aber was habe ich davon, für gleichgültige Menschen eine Amüsements-Maschine zu sein?"

„Allgemeines Intereſſe zu wecken und zu gewähren, iſt ein Vorzug, um den Tauſende Sie beneiden würden, und den Sie nicht ſo ſpöttiſch wegwerfen ſollten. Jeder reichbegabte Menſch hat eben durch ſeine Gaben die Verpflichtung übernommen, ſie im weitmöglichſten Kreiſe wirkſam werden zu laſſen. Thut er es nicht, ſpeichert er ſeine Schätze auf, ſei es des Goldes, ſei es der Weſenheit ....“ —

„So iſt er ein Geiziger!“ unterbrach Fauſtine. „Ach, guter Graf, der Vorwurf trifft mich nicht. Giebt es ein Geſchöpf, das immer und ewig zu geben bereit iſt, ſo bin ich es — nur nicht für alle Welt! Und wenn ich es bedenke — ja ſelbſt für alle Welt! ich lüge nicht, ich heuchle nicht, ich verſtecke nicht meine Herzensempfindung, ich gebe immer Wahrheit — wer thut mir ein Gleiches?“

„Aber Sie weiſen doch zuweilen Menſchen von ſich ab.“

„Wenn ich fühle, daß wir nicht zuſammenpaſſen.“

„Nein, von Hauſe aus.“

„Ich bitte um ein Beiſpiel.“

„Nun, als Feldern Sie vorgeſtern gebeten hat, Ihnen ſeinen Freund Graf Mengen vorſtellen zu dürfen, haben Sie es ganz verdrießlich abgelehnt.“

„Verdrießlich? o das iſt ein Feldernſcher Einfall! er iſt ein wenig empfindlich, der gute Feldern, und wenn ich nicht gleich auf der Stelle mit offnen Armen ſeinem Freund entgegen eile, ſo ſpricht er: ich ſei verdrießlich. Ich habe ihn nur gebeten, noch ein wenig

zu warten. Wenn ich in beſſerer geſelliger Laune ſein werde, will ich Graf Mengen herzlich gern empfangen."

„Iſt es Ihnen nicht ſehr auffallend, daß der ſonſt allerdings höchſt empfindliche Feldern das Verhältniß zu Fräulein Stein erträgt?"

„Wie ſo? was iſt vorgefallen?"

„O gar nichts! ſie zeigt nur eine äußerſt geringe Sehnſucht, ſeine Frau zu werden."

„Es ſchickt ſich nicht anders."

„A la bonne heure! aber ſie zeigt dezidirt das Gegentheil!"

„Herr des Himmels!" rief Fauſtine, „er wird ſie alsdann doch nicht heirathen?"

Kirchberg zuckte die Achſeln. Sie fuhr fort:

„Lieber Graf, gehen Sie auf der Stelle zu Feldern und bitten Sie ihn, zu mir zu kommen."

„Wollen Sie ihm verbieten, ſie zu heirathen? können Sie es? — Sonſt aber .... was haben Sie ihm über dieſen Punkt zu ſagen?"

„Nichts, als ihn zu beſchwören, ſie nicht zu heirathen."

„Das iſt mißlich, theure Gräfin. Vielleicht wird er es von ſelbſt nicht thun, denn die Hochzeit iſt ins Ungewiſſe verſchoben, bis zur gänzlichen Herſtellung von Fräulein Stein; und ich glaube — die erfolgt nie. Was wollen Sie ſich in unbehagliche Verhältniſſe miſchen, da beide Perſonen Ihrem Herzen nicht nah genug ſtehen, um Ihnen über das Verdrießliche einer ſolchen Einmiſchung hinweg zu helfen — für die man ohnehin ſelten Dank findet?"

„O ihr Weltmenſchen!“ rief Fauſtine. „Oberflächliches Herumtreiben in der Geſellſchaft begehrt Ihr von mir! ſchwatzen und tanzen, witzeln und kokettiren ſoll ich! Wenn ich ſage: das langweilt mich — ſo antwortet Ihr ganz ernſthaft: Es iſt Pflicht, mit den Nebenmenſchen umzugehn! Und wenn ich es dann auf meine Weiſe thun will, ſo heißt es: Halt! halt! nur nicht mit der Thür ins Haus gefallen! nur nicht gleich treuherzig die Hand geſchüttelt! nur kein ehrliches, wohlmeinendes Wort geſprochen! nur immer geflittert und geflattert — das iſt ganz genug! — O Kirchberg, ich mag Euch Menſchen nicht leiden.“

„Ich verdenke es Ihnen nicht, holde Gräfin, ich mag ſie auch nicht leiden, und eben darum iſt es eine ſolche Erquickung, einem Weſen wie Ihnen zu begegnen, daß Sie vor Keinem Ihr Daſein verhüllen ſollten.“

„Sie ſind en train mir Liebenswürdigkeiten auszukramen,“ ſagte Fauſtine lachend; „ich kann ſie nur leider gar nicht brauchen. Ein Paar Notizen über Feldern wären mir lieber.“

„Die kann ich leider nicht geben!“ antwortete Kirchberg in demſelben Ton, und ging.

Schon zwei Monat waren vergangen; Andlau kam nicht wieder. Die Geſchäfte ſeiner verſtorbenen Mutter waren in großer Unordnung. Seine Brüder hatten lebhafte Neigung, ihren Nachlaß zu theilen, gar keine — ihn zu entwirren. Er ſtand mit ſeiner grandioſen Uneigennützigkeit ſo frei zwiſchen ihnen beiden, daß ſie gleiches Vertrauen zu ihm hegten und ihn beſchworen,

das Ganze in seine Hand zu nehmen, um es zu schlichten. „Das Gut meiner verstorbenen Mutter muß „erst verkauft werden — schrieb er an Faustine — „das mag sich bis zum Frühling hinziehen: so lange „müssen wir Geduld haben, meine Ini! dann bin „ich frei, und doppelt meiner Freiheit froh, weil ich „sie durch ein Opfer mir erkauft habe. Meine Ge„schäfte sind langweiliger Art! ich muß hier und dort„hin fahren, muß mit diesen und jenen Leuten unter„handeln — nun, das ist nichts für Dich! Dir soll „ich von andern Dingen erzählen! Süße und Liebe, „wer kann auch anders, als von süßen und lieblichen „Dingen zu Dir sprechen? wer kann anders, als zu „Deinen Füßen niedersinken und Dich anbeten, nicht „weil Du schön, nicht weil Du anmuthig bist, nicht „weil Du diesen oder jenen Vorzug hast, sondern nur „weil es eine Wonne ist, ein Geschöpf anzubeten, das, „wie von silbernen Flügeln getragen, über die stau„dige Erde hingeht. Der Gedanke an Dich ruhet „mich aus, wenn ich müde bin von dem künstlichen „Treiben der Menschen; erfrischt mich, wenn mir die „Seele welk wird von ihrem Lügenhauch; erhebt mich, „wenn Zweifel an Treue und Wahrheit mich be„schleicht. Du bist für mich das Compendium der „Schönheit. In Dir hab' ich Alles vereint, und „ein Atom Deines Wesens beseelt mir jede Erscheinung „des Lebens. Die Frauen haben größern Einfluß „auf die Männer, als umgekehrt. Sie sind so subtil, „daß sie in das gesammte Lebensgeäder des Mannes

„wie Balsam oder wie Gift eindringen. Obgleich es „ihrer Eitelkeit schmeichelt, wollen die Frauen doch „nichts von diesem immensen Einfluß wissen, weil „sie sich vor der Verantwortung fürchten, welche er „nach sich zieht. Aber er ist unleugbar. Hier stirbt „ein Mensch, weil ihm seine Liebste untreu gewesen „ist, ein gemeiner Mensch — hör' an die Geschichte: „Es war ein wunderhübsches Bauermädchen auf dem „Gut meines jüngsten Bruders, das einzige Kind ihrer „Eltern, der Stolz des Dorfes, Braut von einem „jungen Knecht, der nicht reich war, nicht hübsch, „kurz keine andern Vorzüge hatte, als den, daß er „sie und sie ihn liebte. Ein reicher Bauersohn aus „der Nachbarschaft, so wie ein Jäger meines Bruders, „hatten um das Mädchen geworben und waren spöt„tisch abgewiesen worden; sie hatte ihren Schatz! „Diesen Herbst sollte die Hochzeit sein. Ehe es so „weit kam, schien wol eine Veränderung mit dem „Mädchen vorgegangen, aber wie das gewöhnlich „geht: das fiel Allen erst ein, nachdem die Sache sich „aufgelöst hatte. Drei Tage vor der Hochzeit geht „sie mit ihrem Bräutigam zum Jahrmarkt in die „Stadt. Da tritt bei einer Bude ein junger Soldat, „etwas betrunken, zu ihr heran, und sagt ein Paar „Worte, die das Mädchen und ihren Bräutigam „zittern und erbleichen machen. Letzterer ruft dem „Soldaten zu: »Du lügst!« und der erwidert lachend: „»Es steht ja der Verena auf die Stirn geschrieben.« „Da, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ohne

„ein Wort zu sprechen, nimmt der Knecht das Messer,
„welches er eben gekauft, und stößt es dem Mädchen
„bis ans Heft in den Busen. Sie starb binnen
„vier und zwanzig Stunden, unaufhörlich wiederholend,
„daß ihr Liebster ganz recht daran gethan, sie zu tödten,
„denn sie sei ihm falsch gewesen und habe auch keinen
„ruhigen Tag mehr gehabt, seit sie sich mit dem Sol-
„daten zu weit eingelassen. Der Soldat, schnell er-
„nüchtert, beschwor die Aerzte, das Mädchen zu retten,
„und betheuerte immer bei Seele und Seligkeit, er
„habe nur in trunkenem Muthe gesprochen, er wisse
„nichts von dem Mädchen. Der unglückliche Mörder,
„in Kerker und Banden, sagt nichts als: »Ich will
„sterben, denn das Verenli ist falsch gewesen und die
„Welt taugt nichts.« Weiß der Himmel, welch Urtheil
„man ihm sprechen wird. Ist das nicht eine hübsche
„Geschichte? Du meinst, nur in höhern Ständen,
„unzerstreut durch Arbeiten und geringe Bedürftig-
„keiten der Existenz, könne sich die Liebe bis zur inten-
„sesten Leidenschaft ausbilden, und nichts halte ihr
„besser das Gleichgewicht, als wenn man sich um
„das tägliche Brot bemühen müsse. Hier hast Du
„einen Beweis vom Gegentheil. Vielleicht ist's eine
„Ausnahme; wie ich denn überhaupt eine gewaltige,
„dauernde Liebe zu den Ausnahmen rechne, beim
„Volk und bei den Vornehmen. Jene kommen nicht
„dazu, weil ihre Seelenkräfte unentwickelt bleiben beim
„sterilen Handwerk; diese, weil das hohle, entnervende
„Treiben der Gesellschaft auf sie wirkt, wie Regen-

„ſchauer auf Vogelflügel: ſie verlieren ihre friſche „Elaſtizität. Und ſelbſt wenn bei allen Claſſen die „Energie ſich vollkommen entfaltet hätte, ſo würde „man deshalb kaum häufiger die Liebe finden, denn „ſie iſt wie das Genie etwas, was man empfängt, „nicht erſtrebt; und man könnte ſie in ihrer Un„willkürlichkeit capriciös nennen, wenn man ſie „nicht lieber göttlich nennen mag. Lebe wohl, Du „— meine Göttin mag ich nicht ſagen: ſie ſteht „kläglich außer dem Bereich des Lebens, als habe ſie „Schiffbruch gelitten! Mein Engel — iſt ſo abge„braucht wie die Roſenwangen und Lilienhände der „Dichter, welche nach gerade ganz welk ſein müſſen! „Was bleibt da übrig als: meine Ini, lebe wohl."

Als Fauſtine dieſen Brief empfing, war ſie fertig mit ihren Gemälden, fertig mit ihren Büchern, fertig mit Phantaſie, Beſchäftigung und Geduld. Sie hielt es für eine Unmöglichkeit, wenigſtens drei Monat noch dieſe Lebensweiſe fortzuführen, denn nicht ihr Körper allein, auch ihr Geiſt ward abgemattet durch die wechſelloſe, ſpannende, ſchaffende Richtung ihrer Gedanken. Wenn mir der Himmel doch irgend etwas recht Schönes beſcheeren wollte, dachte ſie, ſo eine ächte Weihnachtsfreude, ich könnte ſie brauchen.

Es war ganz dunkel in ihrem Zimmer, ſie lag auf dem Sopha von wachen Träumen ſo umſchwirrt, daß ſie faſt dem Einſchlafen nahe war, denn ſie hatte angeſtrengt gemalt, um keine unvollendete Arbeit ins nahende neue Jahr hinüber zu nehmen. Sie hörte

die äußere Thür des Vorzimmers aufgehen, hörte darin flüstern und leise auftreten; aber sie mochte nicht klingeln und fragen, was es da gebe. Plötzlich fiel ihr ein, Andlau könne sie mit seinem Besuch überraschen wollen, und sie sprang auf. Doch eben so schnell nahm sie ihre vorige Stellung wieder ein, der Scherz sollte ihm ganz gelingen, sie wollte ihn erst erkennen, wenn er vor ihr stand. Sie blieb unbeweglich; nur ihr Herz schlug athemraubend in jubelnder Erwartung. Die Thür ging auf. Kaum aber war eine Männergestalt eingetreten, von der Faustine nicht einmal die äußern Umrisse erkennen konnte, so wußte sie auch, daß dies nicht Andlau war. Sie richtete sich auf, schellte, und fragte zu gleicher Zeit mit eiskaltem Tone:

„Wer ist so gütig, mir diesen seltsamen Besuch zu machen?"

„Ich! nehmen Sie es nicht übel" — war die Antwort.

„Clemens Walldorf? willkommen tausendmal! — Aber, Bester, man läßt sich melden bei einer Dame."

„Ich fragte Ihre Kammerfrau, ob Sie zu Hause, allein, und wohl wären...." —

„Da wußten Sie freilich Bescheid, aber ich nicht! — Und was wollen Sie denn nun eigentlich hier in Dresden?"

Es war eine Lampe hereingebracht und vor ihr auf den Tisch gestellt; sie war zufällig wundervoll beleuchtet. Glänzende Lichtstreifen fielen auf ihr

ſchwarzes Atlaskleid und verriethen ihre liebliche Geſtalt. Der weiche Nacken, die zarten Hände tauchten aus den dunkeln Falten auf, und die Farben, welche dem Anzug fehlten, lagen alle auf ihrem holden Antlitz. Clemens war bewundernd in ihren Anblick verſunken, und vergaß zu antworten.

„Bitte, geben Sie mir meinen Arbeitskorb von jenem Tiſche," ſagte Fauſtine; „ich finde es zwar nicht ſehr verbindlich, Tapiſſerie neben der Unterhaltung zu machen, aber Sie ſcheinen kein Freund der Converſation zu ſein und deshalb auch wol kein Feind der Tapiſſerie."

Clemens ermannte ſich, holte den Korb; ſtatt ihn aber ihr zu geben, behielt er ihn und ſagte:

„Sie frugen, was ich hier wolle? nun, zum Beiſpiel den Inhalt dieſes Körbchens beſehen. Darf ich?"

„Würden Sie ſich doch nicht muthwillig die Plage des Beſehens auf, hier, wo wirklich Augen und Seele zum Genuß mannigfacher Schönheit aufgeſpart werden ſollten."

Clemens unterſuchte genau die kleinen Arbeitsgeräthſchaften des Körbchens: „Fingerhut und Scheere von Kokosnuß? das iſt ſauber gemacht und dauerhaft nebenbei, zu dauerhaft für eine vorübergehende Mode. Ein Flacon von Hyalit, ein Bleiſtift in Schildkröt: Etui mit Silber eingelegt — niedlich! Aber welche abſcheulich plumpe Nadelbüchſe von Porzellan!"

„Abſcheulich? Unglücklicher! ſie iſt anbetungswürdig, denn ſie iſt rococo."

„Ein Erbstück Ihrer Urgroßmutter vielleicht, und respectabel als solches ....“ —

„Nichts von respectabel! das ist ein unmodisches Wort, und rococo ist modisch par excellence.“

„Wie Sie befehlen! wenn es nur nicht schön sein soll. Dies Täschchen von russischem Leder mit Ihren Visitenbillets gefällt mir besser. Ah! ein Brief. — (Es war Raphaels letzter Brief.) — Es muß angenehm sein, Ihnen schreiben zu dürfen.“

„Viel angenehmer, mit mir zu plaudern.“

„Sind Sie mit mir zufrieden, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe?“

„Ich bin ganz damit zufrieden. — Jetzt legen Sie die Sächelchen wieder hübsch ordentlich in den Korb. So. Das grüne Gewölbe wäre exploitirt!“ Sie lachte so munter, daß Clemens auch ganz heiter ward. Er rief:

„Dresden gefällt mir herrlich. Morgen besehe ich die Bildergallerie — die Ihre.“

Felderns Eintritt störte seine Heiterkeit, und noch mehr störte es ihn, daß Faustine sagte:

„Meine anachoretische Laune ist vorüber! ich werde viel ausgehen und mich sehr freuen, wenn man mich häufig besucht. Graf Mengen, mein bester Feldern, soll mir sehr willkommen sein. Ich schmachte förmlich nach Gesellschaft, nach Mittheilung, nach Anregung.“

„Und warum haben Sie es zu diesem Punkt kommen lassen, gnädige Gräfin?“

„Künstlerlaune, lieber Feldern! ich bin zwar nur

eine armſelige kleine Dilettantin, aber ich habe große Anlagen zu einer ächten Künſtlerin, nämlich immenſe Launen. Ich treibe Alles by fits and starts."

„Dadurch wird die tiefe Einheit Ihres Innern doppelt intereſſant."

„Alle Welt ſagt, ich ſei intereſſant! ich wüßte gern, was ſich alle Welt unter dieſem Worte denkt — und ob überhaupt etwas."

„Ein Gemiſch von Eigenſchaften, die ſich ſcheinbar widerſprechen: tiefer Ernſt und Kindesheiterkeit, z. B. eine ſanfte Seele und ein ſtarkes, muthiges Herz, Laune und Gemüthlichkeit, männliche Entſchiedenheit und jungfräuliche Grazie —"

„Habe ich denn das Alles?" fragte Fauſtine verwundert.

„Nein, weit mehr," ſagte Clemens trocken.

Feldern ſah ihn überraſcht an, er glaubte bereits den höchſten Grad der Bewunderung an den Tag gelegt zu haben. Fauſtine ſagte:

„Lieber Feldern, ich empfehle Ihnen dieſen meinen jungen Freund hier, Herr von Walldorf, Bruder meines Schwagers, der hergekommen iſt, um recht gründlich Dresden kennen zu lernen."

„Ganz und gar nicht," ſagte Clemens, wieder ſehr trocken.

„So geben Sie ſelbſt Ihre Gründe an," entgegnete Fauſtine.

„Ich bin gekommen, um Sie zu ſehen, und nun da dieſe Abſicht erreicht iſt —"

„Fahren Sie nach Oberwalldorf zurück?“ rief sie lachend.

„Will ich schlafen gehen.“

„Um morgen in besserer Stimmung wiederzukommen — hoff ich.“

Feldern sah dem Abgehenden nach und sagte:

„Der junge Mann scheint keine besonders gute Erziehung genossen zu haben.“

„Keine gute, das ist wahr! aber zum Glück auch keine schlechte, sondern gar keine. Daher fehlt ihm Manches, aber verdorben ist nichts. Nehmen Sie sich freundlich seiner an.“

„Sobald Sie ein Gleiches für meinen Freund Mengen thun.“

„O der hat es nicht nöthig, ist seit sechs Monaten hier, hat festen Fuß gefaßt in der Gesellschaft und überall —“

„Wenn Sie wüßten, wie er Ihre Bekanntschaft wünscht!“

„Sonderbar! was weiß er denn von mir?“

„Er hat Sie zweimal gesehen, in der Ferne zwar nur —“

„Ach,“ rief Faustine, „er hat mich gesehen! Ja, dann begreif' ich.“ — Feldern lächelte. „Warum lächeln Sie?“ fuhr sie fort; „muß ich Ihnen denn auseinandersetzen, was doch sehr einfach, daß der frische, unvorbereitete Eindruck einer Persönlichkeit genügend ist, um uns ihre Bekanntschaft wünschen oder meiden zu lassen. Dann haben wir keine Vor-

urtheile für oder gegen, und die unbefangene Seele weiß, was ſie brauchen kann und was nicht. — Es iſt wirklich ein Jammer, daß man gar nicht mehr unbefangen ſprechen darf! Alles wird uns als Eitelkeit gedeutet."

„Wenn die Deutung Sie nicht trifft, ſo werden Sie mir deshalb nicht zürnen."

„Nein! nur bedauern, daß Sie ſich ſelbſt um das Vergnügen bringen, an die Unbefangenheit zu glauben."

„O Gräfin, man muß ſehr jung, ſehr unerfahren, oder ſehr verliebt ſein, um das zu glauben — nicht den Frauen gegenüber: das iſt unmöglich! Nur einer einzigen Frau gegenüber! Es liegt ein Abgrund von Lügenhaftigkeit in ihnen!"

Fauſtine entſetzte ſich faſt, den ſonſt ſo gemeſſenen, vorſichtigen Feldern ſo heftig ſich äußern zu hören. Welche Erfahrung, welche Kränkung mußte ihn getroffen haben, um einen ſo ungewöhnlichen Ausbruch zu veranlaſſen! — Ehe ſie noch eine Erwiderung gefunden, wendete aber Feldern das Geſpräch, indem er ſagte: „Alſo morgen darf ich Mengen herführen, und Sie entſchuldigen, daß es früh geſchehen wird, denn ich muß hinausreiten, und die Geſchäfte wälzen ſich erdrückend auf mich."

Er ging bald. Was ſind das alles für confuſe Zuſtände! dachte Fauſtine; darf man ſich gar nicht mit den Menſchen einlaſſen, ohne im Sturm umgewirbelt zu werden, wie jene Verdammten in Dantes Hölle? Darf man Keinem die Hand reichen, ohne

befleckt oder verwundet zu werden? Und warum ſtehe ich denn ſo friedlich-glücklich zwiſchen all dem Wirrſal? O mein Anaſtas! —

„Endlich!“ ſagte Mario, als er am nächſten Tage vor Fauſtinen ſtand.

„Grade zu rechter Zeit!“ ſagte Fauſtine. Beider Blicke begegneten ſich und ſanken in einander wie zwei gefaltete Hände. Er fühlte, daß die ungekannte Königin ſeiner Seele ihm nahe war. Er ſprach ungewöhnlich wenig; er ließ Feldern reden, und Kirchberg, den er ſchon vorfand, und Clemens, der ſpäter kam, und ſie, die allein für ihn mit ſüßer Melodie und nicht mit Schellengeklingel redete. Und wenn ſie es that, ſo ſah er ſie an mit einer Befriedigung, als habe er durch ein glückſeliges Ohngefähr die Löſung eines ſeltſamen Problems gefunden. Clemens ſah ſie an mit geſpannter Unruhe, mit leidenſchaftlicher Angſt, ob ihr Auge länger, lieber auf einem andern Gegenſtande ruhe; Mario — als wolle er ſeinen Blick zu einem Teppich machen, der ihr zartes, traumähnliches Weſen ungefährdet und unverletzt tragen dürfe. Heute, bei hellem Tageslicht und in der Nähe, kam ſie ihm nicht ſo blendend vor wie im Salon von Frau von Eilau, nicht ſo majeſtätiſch wie auf der Terraſſe; das eigene Zimmer gab ihr einen Anſtrich von traulicher Häuslichkeit. Sie ſelbſt und Alles um ſie her war ſo friedlich, ſo bequem. Kein Fußtritt war auf dem ſtarken Teppich zu hören; tiefdunkelrothe Vorhänge fielen lang über die Fenſter herab, verhüllten

die Aussicht auf Schnee und Reif; fingen den matten Strahl der Wintersonne auf und gaben ihm eine glühendere Färbung. Die Thür nach einem zweiten Zimmer war geöffnet; auch dort dieselbe blaßgraue Tapete, derselbe Teppich, dieselben dunkelrothen Vorhänge. Diese gleichmäßige Farbentemperatur that dem Auge, und dadurch auch der Seele wohl. Es war nur Alles so schnurgerade verschieden von dem, was man sonst zu erblicken pflegt! Ein Gemälde hing in dem ersten Zimmer, auch eins von denen, welche man nicht häufig sieht: es war eine sehr gelungene Copie vom Titianischen Christus mit dem Zinsgroschen, von der Dresdner Gallerie. Clemens fragte, ob sie es gemalt.

„Nein," sagte sie, „ich kann nicht copiren. Ich thue vorschnell stets etwas von dem Meinigen hinzu, und das wäre doch Jammerschade um dies himmlische Bild gewesen."

„Keins von allen auf der ganzen Gallerie hat mich so angezogen, wie dieses Bild," sagte Mario, „und überhaupt niemals hab' ich einen Christus gesehen, der mit seinem feinen, durchschmerzten, edlen, und so überaus geistreichen Gesicht, mehr der Idee entsprochen hätte, mit welcher ich ihn verkörpere."

„Das freut mich!" rief Faustine; „es theilen gar Wenige meine Vorliebe. Im Allgemeinen finden die Christusbilder von Guido Reni, Carlo Dolce und Bellini mehr Beifall. Es kommt immer auf die Idee an, welche wir selbst davon mitbringen. Mir scheint, Himmel und Erde sind wol nie in einem so

engen Raum, mit ſo geringen Mitteln, in ſo grandioſer Simplicität zuſammengeſtellt worden."

„Aber können Himmel und Erde ſich je ſo nah kommen, wie in dieſem Gemälde?" fragte Mengen.

„O ſie ſind es ja immer! immer!" rief Fauſtine lebhaft; „immer und ganz untrennbar! aber dennoch ſo weit geſchieden wie Chriſtus und der Phariſäer, wie Himmel und Erde bleiben, wenn ſie auch in unſerm Horizont ſich vereinigen. Denn die Sinne vereinen nur, und die Seele trennt."

„Und vereint!"

„Aber einzig und allein das Gleichartige — und das nenne ich Liebe."

Leichenbläſſe legte ſich bei dieſen Worten über Felderns Züge. Er ſtand auf und ging. Fauſtine ſah Kirchberg fragend an; der machte ein diplomatiſch ablehnendes, lächelndes Geſicht, und ſie erſchrak wie Jemand, der zu viel gefragt hat. Mengen ſah das und ſagte ruhig:

„Die Partie geht wahrſcheinlich zurück, weil die beiden Leute ſich durchaus nicht conveniren. Mir war das auf den erſten Blick klar."

„Man ſagt —" ſprach Kirchberg.

„Das iſt nicht wahr!" rief Fauſtine.

„Was denn, gnädige Gräfin?" fragte er befremdet.

„Ein: man ſagt! iſt von Hauſe aus nicht wahr," wiederholte ſie.

„Wol möglich und ich will es wünſchen! indeſſen

ſagt man doch, daß eine liaison de bas étage die Heirath unmöglich mache.“

„Kirchberg!“ ſprach Fauſtine mit ganz leiſer, gedämpfter Stimme und ihre Augen ſprühten Funken; — ſagen Sie von einer Frau, was Sie wollen! es wird ſchlecht von Ihnen ſein, aber es thut nichts. Doch von einem Mädchen, einem ſchönen jungen Mädchen — wie wagen Ihre Lippen das! — Vor den Frauen habt ihr Männer keinen Reſpect mehr, et elles vous le rendent bien! aber vor den Mädchen habt doch um Gottes willen noch Achtung, denn aus deren Reihen wollt ihr ja eure künftigen Gattinnen, die Mütter eurer Kinder wählen! ich begreife wirklich nicht, daß ihr vor dieſen Geſchöpfen nicht das Knie beugt. Es rührt wol daher, daß kein Mann ſich vorſtellen kann, was es eigentlich iſt: ein Mädchen. Er ſieht immer das Unvollendete, das Unentwickelte darin; ich ſehe das Unangetaſtete. Ach, ich wollte, alle Mädchen ſtürben in ihrem achtzehnten Jahr.“

„Dieſer Wunſch würde wol keinen Anklang bei den jungen Damen finden,“ entgegnete Kirchberg lachend.

„Ich meinte nicht die jungen Damen — die können meinetwegen leben, bis ſie alte Damen werden,“ ſagte Fauſtine, — „ſondern die Mädchen.“

„Ich finde da in der That keinen Unterſchied.“

„Keinen Unterſchied!“ rief Fauſtine, in höchſter Verwunderung die Hände zuſammenſchlagend; —

beſter Walldorf — Graf Mengen — weiß wirklich keiner der Herren den Unterſchied zwiſchen einem Mädchen und einer jungen Dame?"

Clemens ſtarrte unverwandt und ſtumm Fauſtine an; ihm waren alle Frauen der Welt ſo gleichgültig, daß er nur zwiſchen ihnen und ihr einen Unterſchied machte. Auch war er gar nicht gewöhnt an dieſe Art der Unterhaltung. Er verhielt ſich paſſiv. Er verſtand nicht, in Fauſtinens zwiſchen Ernſt und Scherz ſchwebendes Weſen einzugehen, er wollte ihr immer in allem Ernſt ſein Herz ſagen, ſonſt aber nichts.

Mengen hingegen war hiebei recht in ſeinem Elemente. Als Fauſtine ſich zu ihm wandte, ſagte er:

„Das Mädchen iſt ein friſch vom Himmel herabgeflatterter Engel: der wird gern zur Heimath wieder auffliegen. Die junge Dame iſt bereits auf der Erde etwas in die Schule gegangen, hat gelernt ihre ſchneeweißen Schwingen im Salon zuſammenfalten, damit ſie niemand geniren, und wird wünſchen, die ganze Schulzeit durchzumachen."

„Nun, das iſt doch Etwas!" entgegnete Fauſtine; „die Herren mögen ſich bei Graf Mengen bedanken, daß er ſie von dem Verdacht der Blindheit frei ſpricht."

„Wir ſind gar nicht blind," ſagte Clemens, „wir mögen nur nichts ſehen, was uns nicht intereſſirt."

„Wirklich?" fragte Fauſtine; „ich meinte, nur Frauen wären ſo einſeitig! Männer aber betrachteten und bedächten Alles, was ihnen vorkommt, um über

Alles ein Urtheil zu haben. Darum ſind ſie ja eben ſo unerhört langweilig."

„Darum?" ſagte Mario lachend.

„Freilich! — ſo unfriſch, ſo gleichgültig, ſo ohne Meinungen, die ihnen wie Blut in den Adern pulſiren! denn was giebt's zu ſagen über Dinge, die dem innerſten Weſen fremd bleiben? Gemeinplätze, Hypotheſen, vage Theorien, Sophismen: die ganze Bagage des exercirenden Soldaten — Verſtand. Wir aber ziehen als echte Krieger ohne alle Bagage in die Schlacht und kämpfen begeiſtert."

„O gnädige Gräfin," rief Mario, „die Begeiſterung iſt dem Manne doch viel eigenthümlicher, als dem Weibe! Ich nenne nicht die augenblickliche Exaltation, welche Leib und Leben, Seel' und Seligkeit wagen und opfern läßt, allein Begeiſterung, ſondern auch feſtes Beharren, unverbrüchliche Richtung, ausdauerndes Handeln in einem und demſelben Sinne, für eine und dieſelbe Idee, mit einer und derſelben Wärme und Kraft."

„Das iſt Character" — ſagte Fauſtine.

„Aber was alimentirt den Character, wenn nicht Begeiſterung? welch ein dürres, unerquickliches, unwirkſames Weſen wird daraus, wenn der Character nur wie ein Maulthier immer vorwärts trabt, und ſeine Laſt über das Gebirge fortſchafft. Ohne Freudigkeit an dem einmal Erfaßten, ohne Andacht zu ihm, ohne Befriedigung in ihm, ohne Triumph mit ihm — ward nie etwas Großes geleiſtet, und was

iſt die Quinteſſenz dieſer Empfindungen, wenn nicht Begeiſterung? was iſt der Pulsſchlag, der ihnen Leben zuſtrömt, wenn nicht Begeiſterung? Begeiſterung iſt der elektriſche Schlag, der die Kette der Exiſtenz durchſtrömt, und die Geſchichte beweiſt, daß nur Männer ihn empfingen."

„Nur Männer?" unterbrach Fauſtine; „und die Prophetinnen der Hebräer! und die todverlachenden Römerinnen! und die Prieſterinnen der Germanen! und die Heldinnen von Saragoſſa!"

„Die Richtung nehme ich aus. Wo das Herz des Weibes getroffen wird, wo die Liebe es berührt, ſei es ausſchließlich für einen Menſchen, oder für das Vaterland, oder für Gott — da ſchlägt der elektriſche Funke ein, da lodert die Begeiſterung auf. Aber ſelbſt dann begnügt ſich das Weib damit, für das Geliebte zu leiden und zu ſterben. Zum Schaffen, zum Handeln, zum die Welt aus ihren Fugen Heben, wird das Weib nie angeregt, nie! wohl verſtanden, nie durch Begeiſterung. Durch Intriguen, durch Laune — ja, damit amüſirt ſie ſich zuweilen. Noch keiner Frau iſt es eingefallen, den Geliebten unſterblich zu machen, wie Petrark die Laura und Dante die Beatrice; ſie beherrſchen nicht einmal die Kunſt! viel weniger die Wiſſenſchaft! die Frau ſoll noch geboren werden, welche im Stande iſt, für eine abſtracte Idee ſich zu begeiſtern bis zum gelaſſenen Erdulden von Kerker und Verfolgung, wie z. B. Galilei mit ſeinem „e pur si muove!" Ein weib-

licher Socrates läßt sich nun vollens gar nicht denken!"

„Doch war die schöne und weise Hypatia, welche unter Kaiser Theodosius II. einen Lehrstuhl zu Alexandrien einnahm, wie Socrates Lehrer der Jugend; und gleich ihm fand sie den Märtyrertod, welchen ihres Ruhms und ihrer Wissenschaften neidische Feinde über sie verhängten. Uebrigens — da Männer die Geschichte schreiben, und da die Geschichte sich überhaupt mehr mit Darstellung der Thatsachen, als mit Entwickelung der Motive beschäftigt — kann niemand wissen, ob nicht, während ein Dutzend Männer auf der Lebensbühne agirt und tragirt, eine Frau im Souffleurkasten ihnen ihre Rolle vorspricht."

„Davon bin ich überzeugt," entgegnete Mario, „die Frauen haben grenzenlosen Einfluß auf uns. Wo ein Mann ruinirt ward, trug gewiß eine Frau die erste Schuld."

„O Graf Mengen!" rief Faustine, „Sie sind unerhört parteiisch für Ihr Geschlecht! Ganz der nämliche Vorwurf läßt sich umkehren und bleibt eben so wahr."

„Aber der ruinirte und gesunkene Mann kann durch eine Frau erhoben und gebessert werden. Läßt sich diese Behauptung auch umkehren?"

„Ich glaube kaum. Die gesunkene Frau steht nicht wieder auf. Ein böser Mann ruinirt so gründlich, daß ein guter nicht mehr retten kann. Unser Einfluß aber ist stärker im Guten, als im Bösen."

Clemens, der immer ruhig zugehört, hob jetzt an: „Keineswegs! wenn Sie mir befehlen, den Einen aus dem Waſſer zu holen, und den Anderen ins Waſſer zu werfen, ſo thue ich beides mit gleichem Vergnügen.“

„Gott behüte mich vor einem ſo blind ergebenen Freund!“ rief Fauſtine. „Auf Menſchen Einfluß zu haben, iſt Genuß; dabei kommt es doch auf meine Eigenthümlichkeit an! aber eine willen- und gedankenloſe Maſchine kann Jeder regieren. Ich ſage mich Ihnen gegenüber von allem Einfluß los und ledig.“

„Sie üben ihn unwillkürlich.“

„Ich will aber nicht!“ ſagte ſie, und kreuzte ihre Arme über der Bruſt, als wickele ſie ſich in ſich ſelbſt zuſammen, um niemand zu berühren, wie man wol thut, wenn man im Gedränge von Menſchen ſteht oder geht.

Mario fühlte, daß es Zeit ſei zu gehen; es kam ihm zudringlich vor, den erſten Beſuch über die Gebühr auszudehnen. Er dachte heimlich: wenn ſie nur ſchwiege, wenn ſie nur ſich nicht bewegte, wenn ſie nur überhaupt gar nicht ſie wäre, ſo würde ich ja ſehr gern gehen. — Kirchberg war längſt fort. Nun ging auch Clemens. Da überwand ſich Mengen und ſtand auf. Er ſagte nur noch:

„Feldern ſagte mir vor längerer Zeit, Sie wären zu beſchäftigt mit Ihrer Kunſt, um Freude am geſelligen Umgang zu finden, und als ich fragte, was

Sie malten, entgegnete er: Bäume. Würden Sie die Gnade haben, mich einmal dieſe Bäume ſehen zu laſſen, welche Sie ſo lange verſchattet haben?"

Fauſtine lachte. „Bäume, ſagt Feldern, hätte ich gemalt? das iſt doch poſſierlich, nur Bäume auf meinen beiden Bildern zu ſehen! Wenn Sie Morgens kommen wollen, werd' ich ſie Ihnen zeigen."

„Morgen?" verwandelte Mario ihr Wort.

„O ja, morgen." Er ſchied eben ſo beglückt, wie Clemens verdrießlich, und Fauſtine dachte: ein angenehmer Mann! warum lernte ich ihn nicht früher kennen? ich hab' es meinem Abſperrungsſyſtem zu danken. Das taugt nie etwas! die Cholera ſchließt es nicht aus, wol aber intereſſante Bekanntſchaften."

Feldern ritt auf der öden, beſchneiten Chauſſee den wohlbekannten Weg zu der Braut. Im Hauſe begegnete er zuerſt dem Vater und fragte haſtig nach Cunigunden.

„Es geht nicht beſſer," ſagte der alte Mann wehmüthig und eine zerdrückte Thräne machte ſein ſonſt nichtsſagendes Auge beinahe ſchön. „Kommen Sie zu ihr."

Er brachte ihn vor ihr kleines enges, ſchmuckloſes, nonnenhaftes Zimmer. Da ſaß Cunigunde vor einem Tiſchchen und las in der Bibel. Er ging voran.

„Wie geht es Dir, mein Kind?" fragte Herr

von Stein, und legte zärtlich ſeine Hand unter ihr Kinn.

„Gut, mein lieber Vater," antwortete ſie, dieſe Hand küſſend.

„Nicht wahr, Du ſtirbſt mir nicht, mein frommes, mein beſtes Kind?" Er ſtreichelte ihre Wangen, ihre Stirn, ihr Haar.

„Nein, mein lieber Vater," ſagte ſie mit melancholiſcher Zärtlichkeit zu ihm aufblickend. Als er aber ſprach: „Feldern iſt auch da; darf er kommen?" da glitt ein Schauer über ihr mildes Geſicht, ein Krampf, ein Grauen.

„Ja," ſprach ſie. Der Vater ließ das Paar allein.

„Nun, Cunigunde!" ſagte Feldern, und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Guten Abend, mein lieber Feldern!" war Alles, was ſie vorbrachte. Ihre Bruſt hob ſich in unbeſchreiblicher Beängſtigung.

„Haben Sie mir weiter nichts zu ſagen? können Sie kein Vertrauen zu mir faſſen? Reden Sie doch nur, aber mit einem einzigen Grund."

„Ich habe mich müde geredet! und einen Grund habe ich nicht."

„So beharren Sie alſo darin aus Eigenſinn, aus Laune, mich fortzuweiſen, mich — Ihren treuen, erprobten und bewährten Freund, den Sie jahrelang als Ihren künftigen Gatten betrachtet haben?"

„Keine Laune, o Gott!“ ſeufzte Cunigunde und rang die Hände.

„Nun, liebe Cunigunde, ſo ſprechen Sie nur das Warum aus! Sobald ich weiß, was zwiſchen uns liegt, will ich es ändern, vermeiden, oder auch ganz Sie aufgeben. Nur aber ſo kommt es mir wie eine Geiſtesbefangenheit, wie eine Krankheit vor, die über kurz oder lang weichen wird, und der ich unmöglich mein Glück, meine Zukunft, und vielleicht die Ihre — opfern kann.“

„Sie ſprechen ſo gut, ſo verſtändig, daß ich Sie ganz und gar begreife! beſſer Sie begreife, als mich ſelbſt — denn ein Warum kann ich Ihnen nicht ſagen, aber heirathen kann ich Sie auch nicht.“

„Dann iſt es nicht anders möglich, als daß Sie einen Andern lieben.“

„Ihre fixe Idee, die ich ſchon hundertmal verneint habe!“

„Einen Andern, deſſen Sie ſich ſchämen, der Ihrer unwürdig iſt....“ —

„Iſt es denn eine ſolche Schmach zu lieben, daß ich den Mann, den ich liebte, nicht einmal meiner würdig achten ſollte?“

„Weshalb nennen Sie ihn denn nicht?“

„Weil ich keinen liebe.“

Feldern ſtand mit heftiger Ungeduld auf und ging in dem Zimmerchen hin und her. Endlich blieb er vor Cunigunden ſtehen und fragte ſcharf:

„Wen wollen Sie heirathen?“

„Niemand" — ſagte Cunigunde und ſah ihn befremdet an; „das wiſſen Sie ja. Wollte ich heirathen, ſo könnte ich gewiß am leichteſten Sie heirathen, den ich achte, den ich kenne, der brav, treu und rechtſchaffen iſt, der mich herzlich lieb hat...." —

„Cunigunde!" rief Feldern zärtlich, legte den Arm um ihre Schulter und bog ſich zu ihr herab. Doch ſein Kuß ſtreifte nur ihre Wange, denn ſie wendete den Kopf, ſchloß die Augen und ſagte mit zitternder Angſt:

„Erbarmen!"

Tief gekränkt ließ Feldern den Arm ſinken. Er ſagte verletzt und hart:

„In Ihrem Benehmen liegt Lüge oder Wahnſinn."

„Keine Lüge! jedes Wort iſt reine Wahrheit. Ich heuchle keine Achtung, kein Vertrauen zu Ihnen — ich hege es wirklich. Darum habe ich den Muth gefaßt, Sie zu bitten, mein Wort zu löſen."

„Das iſt aber — wenn nicht Wahnſinn, doch Verſchrobenheit, Ueberſpannung, Sentimentalität! Was wollen Sie denn? etwa katholiſch und Nonne werden? die religiöſe Schwärmerei verrückt zuweilen die klarſten Köpfe."

„Ich mag nicht Nonne werden — niemals!" rief Cunigunde, und ein friſcher, roſiger Hauch des Lebens überſtreifte ihr Antlitz und machte es ſo ſchön, daß Feldern trotz ſeines Unmuthes bewundernd und lächelnd ſagte:

„Es wäre auch schade, wenn Sie den Kloster-beruf hätten! — Aber was soll denn eigentlich aus Ihnen werden, Cunigunde?"

„Was Gott will!" — sie faltete die Hände, legte sie auf die Bibel und neigte das Haupt.

„Aber wie soll sein Wille sich Ihnen offenbaren, wenn Sie verstockt sind, und auf Wunsch, Rath, Bitte Ihrer besten Freunde nicht hören?"

„Meiner besten Freunde? ja, das ist es eben — ich habe gar keine Freunde!"

„Ihre Eltern — mich...." —

„Ja, Sie, mein lieber Feldern, Sie sind wirklich mein Freund, und es ist nur gar zu traurig, daß diese Angelegenheit Sie selbst zu nah betrifft, um ganz unbefangen zu sein. Und meine Eltern? ach mein armer, harmloser Vater, der grämt sich um mich, der möchte alle Welt fröhlich wissen, seine Lieben zuerst; drum thut er ja Alles, was die Mutter will. Und meine Mutter ist eine kluge Frau, und auch eine gute Frau! sie meint es gewiß gut mit uns Allen, auch mit mir. Sie spricht: ich sei arm und was ich denn weiter wolle, als einen braven Mann; und so lange ich im Elternhause, hindere ich die Versorgung meiner Schwestern, da ich die schönste von ihnen, und deshalb die begehrteste sei. — Sonst aber hab' ich keine Freunde und weiß auch Niemand, den ich mir zum Freunde wünschte, als...." —

„Nun, als?" fragte Feldern gespannt. Und da sie schwieg: „Graf Mengen etwa?"

„Wen?“ ſagte Cunigunde zerſtreut.

„Graf Mengen, der im Spätſommer mit mir einmal hier war.“

„Ach nein! keinen Mann. Eine Frau, eine himmliſche, wunderbare Frau, der Sie mich im vorigen Winter auf dem Maskenball vorgeſtellt haben: die Gräfin Obernau. Ich habe ſie nur das einzige Mal geſehen, aber ich kann ſie gar nicht vergeſſen! wie ſie anſah und ausſah, wie ſie ging und ſtand, wie ſie ſprach und lächelte, immer fiel mir „das Mädchen aus der Fremde“ ein, und ob ich nicht auch eine arme Hirtin ſein könne, der ſie eine Gabe brächte.“

„Liebe Cunigunde, Sie ſind wirklich ein wenig ſentimental! Das Liebesgefühl lebt in Ihrem Herzen, aber es ſcheint Ihnen zarter, überirdiſcher, engelhafter, eine Freundin zu lieben, als einen Freund, und ſo quälen Sie ſich und mich. Die Gräfin Obernau iſt zwar eine äußerſt anmuthige Perſon, aber da nicht Jeder die Kraft und die Selbſtändigkeit hat, ſo frei das Leben zu beherrſchen, ſo dürfte ſie nicht als Richtſchnur für allgemeine Verhältniſſe dienen.“

„Das begehre ich nicht; ich wünſchte nur, daß ſie mich liebte. Wünſchen Sie das nicht auch für ſich?“

„Ganz und gar nicht — obſchon es ſehr angenehm iſt, mit ihr zu leben. Möchten Sie bisweilen ſie beſuchen, ſo will ich ſie darum bitten; ſie erlaubt es gern. Die Monotonie und Einſamkeit Ihres Le-

bens hier mag auch Ihre Nerven abſpannen; vielleicht thut ſanfte Zerſtreuung, ohne Tumult, ohne Geräuſch, Ihnen gut. Theure Cunigunde, ich würde Sie ſo gern geneſen und glücklich ſehen."

Cunigunde gab ihm dankbar die Hand, froh der Ausſicht, welche er vor ihr eröffnete. Sie wußte nichts Beſtimmtes davon zu hoffen; deshalb war ihr, als ginge ſie dadurch ihrem Glück entgegen, ihrer Befreiung, ihrer Erlöſung. Ihr ſchönes Geſicht, welches durch lange, reine Schmerzen unausſprechlichen Adel hatte, lichtete ſich an der Hoffnung auf, wie eine frierende Blume am Sonnenſtrahl. Freundlicher, als ſeit Monaten, ſchieden die Verlobten. Feldern dachte: Fauſtine hat zwar wunderliche und etwas unpraktiſche Anſichten von den geſelligen und bürgerlichen Verhältniſſen, aber Niemand iſt weniger ſentimental, als ſie. Cunigundens Ueberſpannung wird in ihrer klaren Atmoſphäre weichen, und iſt ſie nur erſt gewichen, ſo bin ich ja des Mädchens gewiß, das für keinen Andern Neigung gefaßt hat, ſondern nur überhaupt ruhigen, kühlen Temperaments iſt. Das werden die beſten Frauen — Frauen, auf die man ſich verlaſſen kann, ohne Schwankungen, ohne beſorgnißerregende Allüren — Frauen, die den Mann nie hinreißen und ihm ſtets gefallen. Solche Fauſtine entzückt, aber wer hat den Muth, ſie zu heirathen? nicht einmal Andlau. Weibern gegenüber, die immer wie in einem Regen von Brillantfeuer ſtehen, kommt man ſich ſo dunkel, ſo inferieur, ſo dumm vor, daß

enorme Selbſtverleugnung dazu gehört, um ſie zu lieben. Vielleicht liegt aber in ihrer Liebe Lohn für dieſe Demüthigung.

Der ſtarke Mann fürchtet nicht zu der Geliebten emporzublicken; er fühlt die Kraft in ſich, mit einem Schwung ihr zur Seite zu ſtehen. Der eitle und ſchwache Mann hält ſie gern in ſeinem Niveau; er fürchtet die Ueberſtrahlung, und fühlt nicht die Kraft, ein Gegengewicht in die Schaale zu werfen.

Mengen fehlte nicht am nächſten Morgen bei Fauſtine. Der Bediente öffnete ihm den Salon. Er war leer. Mario ging hindurch und betrat das zweite Zimmer, welches er geſtern nur durch die Thür geſehen. Heute ſah er ſich darin um; denn dies war augenſcheinlich das Gemach, worin Fauſtine ſich am meiſten aufhielt. An dem einen Fenſter ſtand ihr Schreibtiſch, nichts frappirte ihn auf demſelben, als Andlaus Portrait in Aquarel ſehr ſchön und ſehr ähnlich gemalt; ein denkender, ernſter, melancholiſcher Kopf. Sieht man ihr gegenüber nicht heiterer aus? dachte Mario. Am andern Fenſter ſtand ein Tiſch mit Leſepult und verſchiedenen Büchern, und ein tiefer Lehnſtuhl davor. An der einen Wand eine breite, niedrige, aus einzelnen Polſtern zuſammengeſetzte Ottomane. Ihr gegenüber ein großer Toilettenſpiegel, an dem nachläſſig eine Echarpe und eine kleine Tafftſchürze hingen. An der Hinterwand ſchloſſen dunkel-

rothe Vorhänge den Alkoven. — Ein Zimmer iſt das weitere Ueberkleid eines Menſchen: es verräth deſſen Formen und etwas von dem Weſen bleibt darin zurück. Darum ſieht man ſo gern das Zimmer eines berühmten oder eines geliebten Menſchen; man wird darin die Seele gewahr. Mario hatte ſich friedlich auf die Armlehne des großen Fauteuils geſetzt, und ſah ſich um. Er wartete nicht auf Fauſtine; ſie ſchien ihm gegenwärtig.

„Tappt nicht Jemand da herum?" rief ihre goldene Stimme durch eine Thür, die nur angelehnt war.

„Ich harre Ihres Befehls," ſagte Mario, öffnete die Thür und ſtand in einem kleinen Cabinet, das man Atelier nennen konnte, denn es war ganz für die Malerei eingerichtet: nur ein Fenſter, bis zur Mitte von unten auf zugeſetzt; Bilder, Zeichnungen, Kupferſtiche, Skizzen von oben bis unten an den nackten Wänden, kein Ameublement als einige Staffeleien, ein paar Tiſche, worauf Mappen, Zeichengeräth, ein Todtenkopf, Gypsabgüſſe von Armen und Beinen — und zwei Strohſtühle, worauf auch allerlei Utenſilien lagen.

„Setzen Sie ſich," ſagte Fauſtine. Sie ſaß vor einer Staffelei und arbeitete.

„Das hat hier ſeine Schwierigkeiten," ſagte Mario und ſah ſich lachend um.

„Iſt es Ihnen unbehaglich hier, ſo erwarten

Sie mich im Salon. In zehn Minuten bin ich mit dieſer Anlage fertig."

„Ich muß mich nur arrangiren dürfen" — ſagte Mario und kniete neben ihr nieder.

„Das geht auch" — antwortete ſie und malte gelaſſen weiter.

Er betrachtete ſie. Ihr Anzug war der unvortheilhafteſte von der Welt: ein weißes Linonhäubchen, welches ſo dicht ihr Geſicht umſchloß, daß kein Haar zu ſehen war, eine große graue Schürze und graue Vorärmel. Für jede andre Frau würde es eine völlige Abweſenheit aller Eitelkeit verrathen haben, in dieſem Anzug Beſuch zu empfangen. Bei Fauſtine aber bedeutete es nichts, als daß ſie mehr an ihr Bild, als an ihre graue Schürze dachte. Sie ſaß ſtumm da, die Lippen ein wenig geöffnet, als lauſche ſie auf etwas; mit den breiten Augenliedern zuweilen ganz raſch die Augen zudeckend, wie um ſie auszuruhen: die Lachtauben haben dieſe Bewegung. Endlich wendete Mario ſeinen Blick ihrer Arbeit zu.

„Warum den finſteren Todtenkopf malen?" fragte er; „was wiſſen denn Sie vom Tode, Sie, bei der Licht und Wärme — und das iſt Leben! — zu Hauſe ſind?"

„Ich wollte auch das Leben malen," antwortete ſie, „aber dazu fiel mir eben nichts Anderes ein, als eine Fülle von Blumen und der Todtenkopf dazwiſchen, halb verſteckt, und doch Alles überragend. Sie haben ganz Recht! mit dem Tode hab' ich nichts zu

ſchaffen, ſo gar nichts, daß ich ihn nicht einmal verſtehe. Aus einer Form der Exiſtenz zu einer andern übergehen, heißt bei mir nicht Tod, ſondern eine neue Lebensentwickelung. Leben muß man, wie man liebt: durch Ewigkeiten hindurch. Wer nicht dieſe Ueberzeugung hegt, weiß nichts vom Leben, nichts von der Liebe. Wer nicht das Weltall zu einem Quell macht, aus dem er Leben und Liebe ſtets neu und friſch ſchöpft, ſollte nur gar nicht dazu Miene machen. Sie ſehen, ich bin eine entſchiedene Gegnerin des Todes; aber dem Körper gönne ich gern ſein Ausruhen im Grabe, obgleich er dabei ſo garſtig wird, wie mein alter Todtenkopf hier."

„Warum verdient der Leib dies Ausruhen, der ſich doch nicht halb ſo viel anſtrengt, als der Geiſt? einen körperlichen Schmerz haben wir nach vierundzwanzig Stunden total vergeſſen; von dem geiſtigen bleibt immer eine Narbe, oft eine Wunde zurück. Körperliche Ermüdung — was iſt denn das? man hat ein paar Nächte durchſchwärmt — dann ſchläft man aus! ein ſehr angenehmes Mittel gegen Ermüdung! — Aber gegen geiſtige Müdigkeit, die auf Ueberanſtrengung folgt, und Flug und Schwung lähmt, giebt's keine angenehme Mittel, ſondern Sturzbäder von Widerwärtigkeiten etwa, und Mora der Leidenſchaft, und ähnliche Kuren, welche der geſchickte Arzt Schickſal zu verhängen weiß."

„Daher hat aber auch der Geiſt ſeine Freude, ſeinen Spaß, ſein Glück, ſein Fortkommen — und

der arme, arme Leib nichts von dem Allen! Wie muß das Blut rennen, die Nerve hüpfen, die Muskel ringen, wie müſſen die Sinne, dieſe faulen Knechte und ſtummen Diener der Seele, ſich abarbeiten, danaidenmäßig! denn wenn nun der Leib meint, er habe ſich ein Vergnügen arrangirt, ſo tritt plötzlich ſein Tyrann auf, Geiſt, Seele, wie er heißen mag! und ſpricht: »Mit nichten, mein Guter, der Abhub der Tafel kommt dir zu!« — Dann ſchmauſt der Tyrann die beſten Biſſen, und trinkt vom Champagner nur den Schaum, und der arme Leib ſteht demüthig hinterm Stuhl und freut ſich, daß es ſeinem Herrn ſo gut ſchmeckt. Man kann ſich gar nicht wundern, wenn er manchmal zur Unzeit verdrießlich wird, ſich lang ausſtreckt und ſagt: »Suche Dir einen andern Knecht! ich hab's ſatt.«"

„Die Emanzipation des Fleiſches, wie das Modewort heißt, welches jetzt gepredigt wird — entſpricht alſo wol ganz Ihren Wünſchen?"

„Unſinn, lieber Graf, kläglicher Unſinn, wie er von Leuten mit fixen Ideen nicht anders zu erwarten iſt. All dieſe Prediger ſind mit der Monomanie der Gleichheit behaftet, die ſich durch eine Art von Berſerkerwuth gegen Alles, was bisher dominirt und primirt hat, äußert. Die ariſtokratiſche Inſtitution, daß Vernunft, Verſtand, Wille den Plebs der Sinne beherrſche, ſoll nicht mehr gelten, nicht — weil ſie nicht gut und nützlich wäre; ſondern tout bonnement, weil etwas Hochadliges darin liegt, rohes, un-

gebildetes Volk — gehorchen zu lassen. Im Mittelalter verliehen die Städte an Ritter und Herren das Bürgerrecht, und das war eine große Ehre, denn sie traten dadurch in eine ehrenwerthe Verbindung. Jetzt, wo alles Zünftige, als der Gleichheit und Freiheit widersprechend — abgeschafft wird, taucht plötzlich eine Zunft von Literaten auf, welche das Bestialitätsrecht verleihen möchte. Aber ich denke, sie werden es wol für sich behalten dürfen. — So. Nun bin ich mit der Anlage fertig. Jetzt sollen Sie die bewußten Bäume sehen."

Sie erhob sich, stellte ein Gemälde auf die Staffelei, und sprach zu Mario:

„Setzen Sie sich davor hin."

Es war ein schroffer Felsenabhang über dem Meer. Eine Tanne und eine Birke, mit seltsam verschlungenen Zweigen, standen am äußersten Rande dieses Abhangs und bildeten den Vorgrund. Die Birke war ganz unbelaubt; ihr weißer Stamm, die schlanken Zweige schienen zu zittern und zu frieren im Sturm. Die Tanne breitete ihre Aeste, worauf einzelne Schneeflocken gestreut waren, schützend aus, gleich starken Armen. Der Himmel war winterlich hart, eisgrau, im Westen kupferroth. Tief unten dämmerte das Meer.

Nach einiger Zeit stellte Faustine ein zweites Gemälde auf die Staffelei: ganz derselbe Gegenstand, aber im Frühling und im Morgenlicht. Die Birke, frisch und sonnenglänzend, schmückte die Tanne mit

ihrem wehenden, ſchwebenden Laube, wie mit feſtlichen Guirlanden.

„Gefallen Ihnen die Bäume?“ unterbrach Fauſtine endlich das Schweigen.

„Sie verſtehen zu malen!“ entgegnete Mario. „Sie verſtehen die Dinge aufzufaſſen, und ihnen mit dem Pinſel ein poetiſchwahres Gewand umzuhängen. Aber wundern dürfen Sie ſich nicht, daß Feldern, und vielleicht hundert Andere, nur eine ſchöne Landſchaft in dieſem Bilde ſehen. Bilderſchrift iſt ein tiefſinniges Studium, wozu mehr gehört als des Kunſtkenners Geſchmack und Urtheil. Sie iſt ein Sanskrit, nur von Wenigen verſtanden.“

In demſelben Augenblick trat Clemens ein und ſagte:

„Verzeihung! ich bin vom Diener hergewieſen.“ Dann raſch hinter Mario tretend und das Gemälde betrachtend, rief er hocherfreut: „Die Tanne kenne ich! Sie haben ſie einmal auf einem Spaziergang in Oberwalldorf flüchtig gezeichnet: dabei habe ich ſie mir eingeprägt. Es freut mich, daß Sie an etwas aus jener Zeit gedacht, wenn nicht an Menſchen, doch an den Baum!“

„Ich denke an Alles, was der Erinnerung werth iſt,“ ſagte Fauſtine.

„Oder der Hoffnung!“ rief Clemens.

„Ja; und lieber noch!“ entgegnete ſie, und machte eine Bewegung, welche die Herren einlud, mit

ihr das Atelier zu verlaſſen. Schürze und Häubchen blieben darin zurück.

Mario und Clemens mißfielen ſich ungemein — gegenſeitig, wie das gewöhnlich der Fall iſt. Seltſam, daß nichts auf der Welt zwei Menſchen, die ſich einander völlig fremd ſind, herzlicher verbindet oder feindlicher entzweit, als die Liebe für eine dritte Perſon — je nach der Beſchaffenheit, dem Colorit, der Temperatur dieſer Liebe. Der Freund, der Bruder der Geliebten wird unſer Bruder, unſer Freund; wer aber Miene macht, ſie auf unſere Weiſe anzubeten, iſt unſer Erzfeind. Clemens haßte Mario, weil er eiferſüchtig auf ihn war. Er fühlte, daß Mario Fauſtinen beſſer als er gefallen könne, denn er war unbeholfen und ſie hatte die gewandten Menſchen ſo gern: „die Menſchen, welche ihr zartes Händchen nur mit einem weißen Glacé-Handſchuh anfaſſen — murmelte Clemens — und davon bin ich kein Liebhaber, obgleich ich, ihr zu Gefallen, auch recht gern weiße oder himmelblaue oder maigrüne Handſchuhe anziehen würde.“ — Mario hatte Clemens einen Augenblick mit dem unverhohlenen Erſtaunen betrachtet, welches durch deſſen brüskes Auftreten überall, wo man an beſſere Manieren gewöhnt war, hervorgerufen werden mußte. Dann aber beachtete er ihn gar nicht mehr als ein ſelbſtändiges Weſen, ſondern nur dann, wenn Jener auf irgend eine Weiſe gegen Fauſtine anſtieß. Sie ſelbſt litt gar nicht durch das unvortheilhafte Licht, worin Clemens ſich zeigte.

„Es iſt den jungen Leuten ſehr heilſam, wenn ſie merken, was und wie viel ihnen fehlt, um in der Geſellſchaft angenehm zu ſein" — ſagte ſie einſt. „Wenn ſie von der Univerſität kommen, ſind ſie ſo aufgeblaſen wie eine Mongolfiere, und gleich dieſer, ihrer Himmelfahrt und des bewundernden Staunens des verſammelten Volks gewiß. Warum ſo aufgeblaſen? entweder haben ſie ſich brav herumgehauen, oder ſie haben enorm getrunken, oder der Himmel hat ſie mit einem pompöſen Bart erfreut, oder ſie haben in irgend einem Examen ſich nicht verblüffen laſſen —"

Clemens, der anſpruchloſeſte Menſch unter der Sonne, war nur auf ſeinen Bart eitel; deshalb unterbrach er gereizt Fauſtine und rief, weil er doch nicht die Bart-Stolzen vertheidigen konnte:

„Sie haben gut reden, ſpöttiſch und klug! ſollten Sie ſich examiniren laſſen, würden Sie auch vielleicht nicht beſtehen."

„Das käme noch darauf an" — entgegnete ſie unverzagt.

„Und" — ſagte Mario — „ſich nicht verblüffen zu laſſen iſt gewiß eine eben ſo wichtige als richtige Regel darüber. Wenigſtens einmal hab' ich mich bei deren Befolgung mit Ruhm bedeckt. Ich wurde mit drei Gefährten examinirt. Alles ging charmant, bis der Examinator nach der Tages- und Jahreszahl irgend eines obſcuren Edicts fragte. Nur zufällig hätte man dies behalten und beantworten können. Meine Gefährten ſchwiegen. Es iſt aber doch allzu verdrießlich, wenn ein

Menſch viermal fragt ohne eine Antwort zu bekommen: alſo nannte ich tapfer ein Datum, als ich gefragt wurde. Da ſagte der Examinator ſehr bedächtig: »Es iſt zwar nicht dieſer Monatstag, ſondern jener, und auch nicht dieſe Jahreszahl, ſondern jene, welche das Edict bezeichnen; aber man ſieht doch!«"

„Aber man ſieht doch," rief Fauſtine und klatſchte fröhlich in die Hände, „wie leicht es iſt, mit einiger Geiſtesgegenwart gut zu beſtehen."

„Aber man ſieht doch," ſagte Clemens, „wie leicht es iſt, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen."

„Ja," antwortete ſie, „auf die Manier und die Manieren kommt freilich ſehr viel an."

„Das ſollten oberflächliche Menſchen ſagen dürfen, aber Sie nicht! Sie müſſen auf das Weſen ſehen."

„Sehr gern! ſobald das Weſen ein goldener Apfel in ſilbernen Schaalen iſt — wie es in der Bibel heißt. Iſt aber der goldene Apfel in ein Igelfell gewickelt, ſo bin ich verwundet und abgeſchreckt beim Anfaſſen, und tröſte mich nur allmälig durch den Gedanken an den köſtlichen Inhalt. Was ſoll mich aber tröſten, wenn ein gemeiner, rothbäckiger, ſaurer Apfel im Igelfell liegt? nehme er ein Silberflor-Mäntelchen von guten Manieren um, ſo wird er zwar nicht ſonderlich genießbar, allein doch recht gut anzuſchauen ſein. Gute Manieren ſind meine gebornen Freunde; wo ich ſie finde, werd' ich mich —

nicht immer heimiſch, das liegt in einer andern Sphäre — jedoch nie unheimlich fühlen. Schlechte Manieren ſind meine gebornen Tyrannen, machen mich zaghaft, machen mich bald übertrieben höflich, um auf meiner Seite doppelte Schranken zu haben, und bald ſo ungeduldig, daß ich rufen möchte: Geht zu Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, mit denen ihr zu verwechſeln ſeid."

„Und was nennen Sie ſchlechte Manieren haben?"

„Eben verwechſelbar mit Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſein" — ſagte Fauſtine gelangweilt, und Clemens beruhigte ſich; denn das paßte nicht auf ihn.

Feldern wollte ſein Cunigunden gegebenes Wort erfüllen. Er bat Fauſtine um die Gnade, ſeiner Braut zuweilen ihre Geſellſchaft zu gönnen. Er ſagte:

„Ich bin des günſtigſten Einfluſſes Ihres lichten Weſens auf das krankhaft ſentimentale meiner Braut gewiß."

Fauſtine ſah ihn ſcharf an und erwiderte: „Sie ſcheinen mir beſtimmte Grenzen ſetzen zu wollen; aber Sie ſollten wiſſen, daß ich mich denen nicht füge, ohne ſie wenigſtens im vollen Umfang zu kennen. Erwarten Sie etwas Beſtimmtes von mir, wie z. B. daß ich Fräulein Stein einige Anleitung in der Malerei gebe, oder dergl., ſo ſagen Sie es nur gerade heraus; ich werde es gern thun."

„Cunigunde malt nicht," entgegnete Feldern, „und

überhaupt iſt es nicht ein Lehrmeiſter, den ſie in Ihnen finden möchte, ſondern eine Freundin."

„Wer das in mir ſucht, dem komme ich entgegen mit vollem, offnem Herzen, und ich bin Fräulein Stein im Voraus dankbar für ihr Zutrauen. Aber, mein beſter Feldern, vergeſſen Sie nicht, daß ich nicht die Perſon bin, welche je ihre Meinung zurückhält, und daß, wenn man mich um Rath fragt, keine Rückſichten mich hindern, ihn nach meiner Ueberzeugung zu ertheilen."

Hätte Feldern den Muth gehabt, Fauſtinen ſein geſpanntes Verhältniß zu Cunigunden offen darzulegen, ſo hätte ſie ihn beſchworen, die widerſtrebende Braut fahren zu laſſen, und auf keinen Fall ſie ſelbſt mit einer Perſon in Verbindung zu ſetzen, deren Anſichten ſie theilte. Aber Feldern beharrte in ſeinem Eigenſinn, Cunigundens Benehmen als eine nervöſe Sentimentalität zu betrachten, welche der Zerſtreuung, der freundlichen Theilnahme, der rückkehrenden Jugendkraft weichen würde. Wich ſie — warum ſollte er vorſchnell Fremde von der obwaltenden Spannung unterrichten? Wich ſie nicht — und dieſen Fall mochte er kaum ſich ſelbſt heimlich geſtehen — ſo erfuhr das Publikum ja immer früh genug den eclatirenden Bruch. — Jetzt ſetzte er ihr aber nur auseinander, wie anmuthig und belebend ihr Umgang für ein junges kränkelndes Mädchen ſein müſſe, dem in einer beſchränkten Häuslichkeit, bei einer ſtrengherrſchenden Mutter und einem ſchwachen, geiſtloſen Vater, ſolcher

Verkehr durchaus entzogen sei. Faustinens Sympathie ward rege. Cunigunde kam ihr wie ein Echo ihres eignen Wesens vor. Ungeduldig, wie sie war, rief sie endlich:

„Nun, ich sehe ihr mit derselben Theilnahme entgegen, die sie für mich geäußert hat! bringen Sie nur recht bald sie zu mir."

Cunigunde war entzückt durch diese Botschaft, welche Feldern am Nachmittag ihr hinaustrug, Frau von Stein zufrieden, daß doch irgend etwas im Stande sei, die Tochter aus der unnatürlichen Gleichgültigkeit aufzurütteln, und Herr von Stein sehr gern bereit, mit ihr nach Dresden zu fahren und ihr ein kleines Amüsement zu verschaffen.

Faustine dankte in ihrer Seele dem Himmel, der ihr so gnädig von allen Seiten Menschen zusandte, mit denen sie sich gut unterhielt. Mario war da, täglich, ja, wenn sie es gewünscht hätte, stündlich; Mario, der sie so gut verstand, auf Ernst und Munterkeit einging, stets das zu sagen wußte, was, wenn es ihr auch nicht gefiel, doch sie zum Widersprechen anregte, woraus hervorgeht, daß es keine flache Aeußerungen waren; Mario, um den allmälig eine hohe Leidenschaft starke Wellen schlug, die sein Herz umdrängten und ihn zu dem schönen „Stern der Meere" hintrugen, welcher alle Wogen zu einem Element des unermeßlichsten Glanzes verwandelte; Mario, an den sie so oft, so gern, mehr als sie wollte, dachte — nicht um ihn zu lieben, aber um sich an diesem Da-

sein voll seltner Kraft und seltner Gaben zu freuen und zu erquicken — so wähnte sie.

Dann war auch Clemens da; doch weder erfreulich noch erquickend für sie — wie sie es früher wol gewähnt. Die letzten Tage in Oberwalldorf hatten ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß er eine lebhafte Neigung für sie hege; aber sie glaubte sich auf eine Weise gegen ihn benommen zu haben, die auf immer jede Hoffnung in ihm tödten und ihm das Unstatthafte seiner Empfindung dargethan haben mußte. Als er in Dresden erschien, hielt sie ihn für erwacht aus seinem Traum, denn es war ihr unmöglich, an eine dauernde Liebe ohne Erwiderung zu glauben, und sie hoffte ihm vielleicht von einigem Nutzen bei seinem Eintritt in die Gesellschaft zu sein, und seine frische, unverdorbene Seele vor bösen Einflüssen zu bewahren. Doch das gestaltete sich sehr bald ganz anders. Clemens hatte keineswegs ein Gefühl aus seiner Brust verbannt, das ihn einst berührte, wie der Sonnenstrahl die eingewickelte Raupe. Faustine war ihm nun einmal zur Hieroglyphe für Schönheit und Glück geworden: bei ihr verstand er jene, durch sie verstand er dieses. Aber das Wesen, das uns in den zwiefachen Himmel der Schönheit und des Glücks erhebt — lieben wir es nicht? ist Liebe etwas Andres, als Offenbarung unendlicher Schönheit und unendlichen Glücks? — So dachte Clemens in den langen öden Tagen, die auf Faustinens Abreise von Oberwalldorf folgten, und daß sie ihn nicht liebe, dachte

er auch wol zuweilen, aber nie ohne den demüthigen Zuſatz: wie hätte ich auch das verdient? iſt's nicht meine Seligkeit, ihr mein Herz zu geben? das ihre will ich ja gar nicht. Wird nicht der Bettler von der Fürſtenkrone erdrückt? aber nehmen ſoll ſie mein Herz; nehmen muß ſie es — wenn ſie es in den Staub träte .... nein, das kann ſie nicht! ſie muß den Werth eines Herzens erkannt haben, ſo wie die Gottheit ihn erkennt. Mit dieſen Gedanken kam er aus dem Einerlei ſeines beſchränkten thätigen Lebens nach Dresden. Hier ſah er Fauſtine in ganz andern Verhältniſſen als zu Oberwalldorf. Sie war umringt, bewundert, gefeiert, Männer und Frauen wünſchten ſehnlichſt ihren Umgang, ihre Bekanntſchaft; wer ihr nahte, huldigte ihr, und was mehr iſt — huldigte ihr gern. Ihm kam es vor, als ob alle Männer ſie liebten, das Herz vor ihr niederlegten; als ſei das ſeinige dadurch im Werth nicht, aber im Preiſe geſunken. Wodurch ſollte er denn ihre Augen, die verwöhnten, auf ſich ziehen? Er verlief ſich unter der Menge. Er wurde eiferſüchtig, wie ein Kind, ohne Gegenſtand, ohne Grund. Dies Aufpaſſen, dies Haſchen, dies Lauern machte ihn unzufrieden mit ſich ſelbſt, und deshalb wurde er verdrießlich und Fauſtine zur Laſt, die gar nicht wußte, was mit dieſem Menſchen anfangen, als — ihn wegzuſchicken, und dazu hatte ſie kein Recht. Bisweilen, wenn er allein mit ihr war, rührte ſeine Andacht ſie, und ſie war freundlich und herzlich nach

ihrer Weiſe; wie ſie ſelbſt ſie bezeichnete: „Ich bin freundlich gegen alle Menſchen — die mir gefallen,“ — aber ſobald ſie freundlich war, gerieth Clemens in Entzücken, und ſie mußte ſpotten und lachen, um dadurch ſeine Freudenflammen ein wenig zu dämpfen. Kamen nun gar andre Menſchen hinzu, gegen welche ſie gleichmäßig freundlich war, weil ſie ihr keine Veranlaſſung gaben, ihr Benehmen zu ändern; kam vollens der gehaßte Mario, von dem Clemens ſehr ſchnell erkannte, daß er für Fauſtine in einer andern Reihe, als ihre gewöhnlichen guten Freunde ſtehe, nämlich in gar keiner und ganz abgeſchieden — ſo tobten Wogen von Groll und Bitterkeit durch ſeinen ſonſt ſo ſanften Sinn, und ſein Mangel an Erziehung veranlaßte ihn zu einem Benehmen, welches ihn bald lächerlich, bald unerträglich machte. Fauſtine hatte gehofft, die Furcht, lächerlich zu erſcheinen, würde ihn, der nicht ohne Schüchternheit war, in ſeinen Grenzen halten, aber die Leidenſchaft überſprang und überwog jede Rückſicht. Jetzt war Fauſtine ganz gleichmäßig ernſt gegen ihn und er kam ſeltner. Sie fragte ihn einmal, wo und mit wem er ſeine Zeit hinbringe, und er antwortete:

„Mit jungen Künſtlern! ich will auch Maler werden.“

Sie lachte, aber ſie freute ſich, daß er doch irgend eine Beſchäftigung habe, da das nichtsthueriſche Leben ihm, dem Arbeitgewohnten, leicht gefährlich werden konnte.

Cunigunde kam. Fauſtine empfing ſie mit der ganzen Holdſeligkeit, die ſie bezaubernd machte, und die immer, wenn ihr Herz berührt wurde, wie eine Glorie ſie umfloß. Sie waren lieblich anzuſehen, die beiden ſchönen Geſtalten! Cunigunde glich der Nacht mit ihrem dunkeln Haar, das ſich in ſchwe ren Locken um ihr vornehm feines, regelmäßig edles, mehr ſchmerzens- als krankheitsblaſſes Geſicht ringelte; die ſchmalen Lippen waren feſt geſchloſſen, ſie hatten ſelten gelächelt, nie geküßt; die länglichen Augen faſt immer geſenkt, doch wenn die Wimpern ſich hoben, ſo brach hinter ihrem ſchwarzen Gitter ein geheimnißvoller Strahl an, der gleich einem feuchten, zitternden Mondlichtſtreif zum Himmel ſtieg, oder vom Himmel kam. Fauſtine dagegen war wie der Tag hell, durchſichtig, ein Kryſtall, worin Purpur, Gold, Azur und Roſenroth ſich ſchmolzen. Ihren Kopf konnte nur ein Dichter erfinden, Cunigundens — ein Bildhauer. Sie war die in Frauenform verhüllte Eſſenz einer halbromantiſchen, halborientaliſchen Poeſie — Leidenſchaft und Phantaſie vorherrſchend, zwei Dinge, die ſich gewöhnlich einander ausſchließen, und in ihr ſich vereinigten, wie der Lucifer ins Morgenroth hineinſtrahlt. Aber nicht die Nacht allein — auch der Tag hat ſeine Geheimniſſe. Wer kann am hohen Sommermittag den Blick aufwärts kehren und in den Himmel hinein ſehen, der wie polirter Stahl leuchtet und funkelt? es wird ſtets ein zitternder Schleier, wie von durchſichtigen Goldflittern, vor den Augen

hängen; und dieſe Atmoſphäre umgab Fauſtine, dieſe Atmoſphäre war es, welche ſie ſchied von der Maſſe der nüchternen Menſchen und ſie für Einzelne unwiderſtehlich machte. Sie ſtand darin, wie die Palme in der tropiſch blühenden Oaſe, wie die Peri in ihrem feenhaften Reich. Und dieſe Atmoſphäre zerſchmolz alle Feſſeln an Cunigundens eingekerkerter Seele eben ſo plötzlich, wie ſie die Schwingen von Marios freier Seele verſengt hatte. Sie erzählte Fauſtinen ihre einfache, kurze, traurige Geſchichte: wie ſie vor vier Jahren mit Feldern ſich willig und gern verlobt habe, wie es ihr aber trotz deſſen jetzt eine Unmöglichkeit ſei, ſeine Gattin zu werden, und wie ſie als eine Kranke behandelt werde, weil ſie keinen Grund für dieſe Umwandlung anzugeben wiſſe. Sie ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Melancholie:

„Hypochonder und nervenſchwach nennt man mich! Ach, nicht die Nerven — die Seele iſt ſchwach! die fürchtet eine Laſt auf ſich zu laden, der ſie nicht gewachſen iſt.“

„Nennen Sie Ihre Seele nicht ſchwach, ſondern klar!“ rief Fauſtine. „Allen Zügeln, allen Lenkungen zum Trotz, läßt ſie ſich nicht durch die Verhältniſſe beſtechen, ſondern erkennt den Weg, auf welchen ihr Heil nicht liegt. Haben Sie je ſo verſtändig, ſo überlegt mit Herrn von Feldern geſprochen?“

„Wie oft! aber er verſteht mich nicht. Ich denke, daß Männer nicht gleich uns Fühlfäden an ihren Seelen haben.“

„In gewöhnlichen Zuſtänden mögen wir ihnen an Takt und Feinheit überlegen ſein," ſagte Fauſtine, Andlaus eingedenk, mit tiefer Innigkeit; „aber wenn ein Mann liebt — und das geſchieht öfter, als die Frauen es eingeſtehen wollen — ſo umfängt er wie eine Senſitive das Geliebte, und fühlt früher, ſtärker jede dämmernde Regung, jede Wolke der Empfindung, jeden keimenden Dorn der Mißſtimmung, jede ſchwellende Knospe des Glücks. Aber freilich — lieben muß er. Liebe iſt ewig der Ring des Djemſchid, welcher das Verſtändniß der Dinge verleiht."

„Feldern liebt mich .... ſagt er" —

„Ja ja," ſprach Fauſtine und ein Schatten von Cunigundens Melancholie legte ſich auf ihre blütenweiße Stirn, Erinnerungen zogen wie finſtre Träume ihrem innern Auge vorüber — „die Männer lieben auf allerlei Weiſe, und es giebt freilich eine, die uns elender macht, als je ihr Haß uns machen könnte. Von der rede ich nicht; denn wenn ich von ihr redete — fügte ſie mit dem leiſeſten, bebenden Ton hinzu, aber ihr Auge flammte und ihre Wange glühte — ſo könnte ich nicht anders als ſie verfluchen."

Sie preßte krampfig beide Hände vors Geſicht und ſchüttelte den Kopf, daß ihre Locken wie Bäche die Hände überrieſelten. Dann warf ſie Kopf und Haar zurück, ihr Anblick tauchte beruhigt aus der Flut der Erinnerungen auf und ſie ſtrich lächelnd, träumeriſch über die Stirn, als hätten Geſpenſter ſie geneckt.

„Erſchrecken Sie nur nicht über mein raſches, heftiges Weſen," bat ſie lieblich. „Ich habe nun einmal eine Seele, deren Normalzuſtand ein fiebernder iſt. Damit hat man goldenſelige Phantaſien oder grauſige Phantasmagorien; aber letztere kommen mir ſelten und immer ſeltner. Von Ihnen wollen wir ſprechen. Sagen Sie mir, wie ſich Ihr Schickſal in Ihrer Familie geſtalten würde, wenn ſie entſchieden mit Herrn von Feldern brächen?"

„Ich glaube faſt, daß ich zu gleicher Zeit mit meiner Familie brechen würde, denn meine Mutter iſt nicht daran gewöhnt, daß wir ihren Wünſchen entgegen handeln und ſie wünſcht meine Verheirathung."

„Nun?" fragte Fauſtine geſpannt, als Cunigunde nach dieſen Worten ſchwieg.

„Ich habe keine Ausſichten, keinen Troſt, keine Hoffnung. Meine Zukunft iſt eine undurchdringliche Nacht. Was ich auch thun möge — Schmerz und Kampf ſind mir auf jedem Wege gewiß! doch Elend nur in der Verbindung mit Feldern."

„Gott!" ſagte Fauſtine, „welch unglaubliches Leid verzweigt ſich durch anſcheinend friedliche, einfach glückliche, harmloſe Verhältniſſe. Ueberall nagt und ſchleicht und brennt ein Gift, und Keiner kann den Andern retten, nicht einmal den Geliebteſten. Jeder muß ſeinen Kampf ſelbſt durchfechten, und mit ſeinem Blut bezahlen, und für Jeden iſt er immer ſo, als wäre noch nie etwas Aehnliches dageweſen; denn immer ſind die Umſtände ſo verſchieden, daß

Niemand ſein eignes Beiſpiel als einen Rath darbieten darf."

Sie ſprachen viel miteinander, wie alte Freundinnen, und das erleichterte Cunigundens zuſammengepreßtes Herz wenigſtens von der beſchämenden Qual, mit ihren tiefſten, heiligſten Empfindungen als eine beklagenswerthe Kranke dazuſtehn. Sie blieb den ganzen Tag bei Fauſtinen. Sie ſang ihr vor — und nicht mit der kalten, ſeelenloſen Stimme, wie ſie einſt in Mengens Gegenwart auf Felderns Wunſch geſungen, ſondern wie man eben ſingt, wenn das Herz überfließt. Fauſtine hörte ihr mit wahrer Andacht zu, denn ſie war immer andächtig, ſobald ſie einen Herzſchlag vernahm, und ſann nach, ob ſie nichts für Cunigunde thun könne, ihr einen Zufluchtsort ſchaffen, ihr Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz an die Hand geben; und dazwiſchen fiel ihr ein, ob Andlau nicht unzufrieden ſein würde über ihre Einmiſchung in ſo zarte Verhältniſſe, und ob ſie kein Unrecht gegen Feldern beginge, der ihre Vermittelung zur Vereinigung, nicht zur Trennung geſucht. Sie hatte ihn zwar gleich auf ihre Handlungsweiſe vorbereitet — — da kam Feldern. „Ich werde ihm gleich reinen Wein einſchenken," ſagte ſich Fauſtine heimlich. So wie er gemeldet war, veränderte Cunigunde ſich augenſcheinlich, wurde gezwungen, ſcheu und befangen. Sie verließ das Piano, die Kehle hatte keinen Ton, die Bruſt keinen Athem mehr, und als er eben in den Salon getreten war, ſagte ſie ängſtlich:

„Ich begreife nicht, warum mein Vater nicht kommt mich abzuholen; es muß ſchon recht ſpät ſein.“

Zum Glück langte Herr von Stein bald darauf an, und hätte er auch recht gern Fauſtinens Einladung, den Abend bei ihr zuzubringen, angenommen, ſo kam ihm doch Cunigunde ablehnend zuvor. Sie bat Fauſtine um Erlaubniß, ſie in ihren einſamen Stunden einmal wieder beſuchen zu dürfen, erhielt ſie gern, und ſchied dankbar.

„Wie finden Sie Cunigunde, gnädige Gräfin?“ fragte Feldern erwartungsvoll.

„Eben ſo ſchön als liebenswürdig — und verſtändig.“

„Und verſtändig? — dann hat ſie nicht ehrlich zu Ihnen geſprochen.“

„Sie hat! warum ſollte ſie nicht?“

„Weil ſie ſich ihrer Thorheit ſchämt.“

„Feldern!“ rief Fauſtine heftig, „die Thorheit dieſes Mädchens iſt tiefſinnige Weisheit.“

„Hüten Sie ſich, in der nebulöſen Schwärmerei, in der vagen Exaltation wahren und kräftigen Schwung des Gefühls wahrnehmen zu wollen.“

„Cunigunde iſt ruhig und klar in ſich, ſo weit es ein zwanzigjähriges Mädchen ſein kann: ſie will nicht einen Mann heirathen, den ſie nicht liebt, und das nenne ich vernünftig.“

„Aber während vier langer Jahre hat ſie ihn heirathen wollen.“

„Sagen Sie lieber, daß während dieſer Jahre die Einſicht ihres Irrthums ſich in ihr entwickelt hat.“

„Wie oft ſoll es den Frauen erlaubt ſein, ſolchen Irrthum zu begehen?“ fragte Feldern gereizt und bitter.

„Erlaubt — nie; zu vergeben — immer;“ ſprach ſie ſehr ſanft.

Feldern ſchwieg eine Weile; dann fragte er wieder: „Und was wird das Schickſal Cunigundens ſein, wenn ſie bei ihrem Willen beharrt? Wird ſie einen Mann finden, der ihren exaltirten Anſprüchen genügt? wird ſie ihr herrliches Weſen an einen Unwürdigen verſchleudern?“

„Cunigunde ſieht ſo ernſt und feſt aus, als brauche ſie nicht die Stütze, welche ein Mann geben kann, um ihren Weg durch das Leben zu machen. Gewiß iſt's, daß ſie keine ſolche wünſcht, da iſt die Gefahr nicht groß, an einen Unwürdigen zu gerathen.“

So begann Feldern allmälig die Möglichkeit einer Trennung zu faſſen, und er war mit Fauſtine in ernſte Ueberlegung dieſes wichtigen Gegenſtandes vertieft, als Clemens höchſt unwillkommen Beide ſtörte. Eintretend warf Clemens einen zornfunkelnden Blick auf Feldern und einen vorwurfsvollen auf Fauſtine, zog einen Lehnſtuhl, ſetzte ſich bequem zurecht und fragte hämiſch:

„Störe ich etwa?“

„Ja,“ ſagte Fauſtine ſehr unmuthig.

„Behüte der Himmel!“ rief der rückſichtvolle Fel-

dern, „dies Geſpräch kann ja in jeder Minute unterbrochen und wieder angeknüpft werden."

„Das iſt ſchön!" ſagte Clemens. „Ich war heute zweimal vergeblich vor Ihrer Thür, Gräfin Fauſtine, Mittags um zwölf, Nachmittags um vier Uhr: beide Mal ſagte mir der Diener, Sie wären nicht zu Hauſe. Jetzt ging ich wieder vorbei, und da ich Licht in Ihrem Salon ſah, kam ich herauf, in der feſten Ueberzeugung, dieſelbe Antwort zu bekommen" —

„Aber Sie täuſchten ſich, wie Ihnen das ſchon Millionen Mal paſſirt iſt", ſagte Fauſtine kaltblütig, ohne ſeine Impertinenz zu beachten, für welche Feldern ihn ſprachlos mit ſtrafenden Augen anſah. Dann wendete ſie ihm den Rücken und unterhielt ſich mit Feldern über Vorfälle in der Geſellſchaft und Erſcheinungen in der Kunſt und Literatur. Eine momentane Pauſe benutzte Clemens, um im veränderten, demüthigen Ton die Frage zu thun:

„Sie waren doch nicht etwa krank heute, Gräfin Fauſtine?"

„Nein, ich war ſehr wohl," antwortete ſie kühl und kehrte ſich wieder zu Feldern mit einer gleichgültigen Bemerkung über die bodenloſe Geſprächigkeit irgend einer Dame. „Es thut mir immer leid um all' die ſchönen Worte, die ſie ſo kreuz und quer und mit vollen Händen ausſtreut. Man kann viel durch ein Wort ausrichten, wenn man nur nicht ſich und andre daran gewöhnt hat, daß man die Worte mißbraucht. In ihrer Zuſammenſtellung kann eben ſowol als in

ihrer Betonung eine deutliche Nüancirung veränderter Zuſtände liegen. Wenn Jemand an mich ſchreibt: »meine theure Fauſtine!« — der ſonſt ſchrieb: »liebe Ini,« oder kurzweg: »Ini« — denn in der bloßen Nennung des Namens ohne verherrlichende Adjectiva liegt die tiefſte, koncentrirteſte Innigkeit — ſo weiß ich, daß ſeine Zärtlichkeit eine retrogade Bewegung gemacht, welche ſich im nächſten Brief, den ich vielleicht nach einem halben Jahr erhalten werde, in Hochachtung umgeſetzt hat, was mir die: »verehrte Gräfin!« ankündigt."

„Iſt Ihnen das wirklich ſchon begegnet?" fragte Clemens neugierig. Er ſuchte an der Converſation Theil zu nehmen, von der Fauſtine ihn ſo abſichtlich ausſchloß. Aber wenn ſie auch erwiderte:

„Ich ſpreche nur beiſpielsweiſe von mir" — ſo würdigte ſie ihn doch keines Blicks, und Clemens verzweifelte innerlich, daß er ſich von ſeiner kindiſchen Eiferſucht hatte hinreißen laſſen, die ihm jetzt ſo thöricht und unpaſſend wie möglich erſchien.

Nachdem Feldern gegangen, ſagte Fauſtine zu Clemens, der noch immer ganz unbeweglich in ſeinem Lehnſtuhl verharrte:

„Gute Nacht, Herr von Walldorf."

Er fuhr zuſammen. „Herr von Walldorf?" fragte er verwirrt.

„Ja, ich meine Sie."

„Und was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich

plötzlich so fremd behandeln, mich fortschicken, obgleich ich Sie heute den ganzen Tag nicht gesehen?" —

„Mir haben Sie nichts gethan! merken Sie sich das ein für alle Mal: eine Unart trifft nicht mich, sondern den, der sie begeht. Ihr schlechter Ton verletzt mich noch mehr in Ihrer, als in meiner Seele, weil er von einer außerordentlich starken Indelicatesse zeugt. Ich müßte Sie wie ein Kind behandeln und Ihnen jedes unpassende Wort verweisen, wenn es mir nicht zu langweilig wäre als Bonne aufzutreten, einem vernünftigen Menschen gegenüber. Da ich das nicht mag, werde ich Sie fremd und förmlich behandeln, um Sie auf diese Weise an die Schranken zu erinnern, welche Sie stets geneigt sind zu überspringen. Aber ein Mann, der mich dazu zwingt, wird mir über kurz oder lang unausstehlich. Die Männer sind von Natur täppische Gesellen! ward das nicht durch Erziehung und Sitte gesänftigt, so behüte mich der Himmel vor ihrem Umgang."

Clemens rang die Hände. „Wie kann ein scherzhaftes Wort —"

„Niemand versteht besser den Scherz als ich," unterbrach Faustine; „darum habe ich auch sehr gut verstanden, daß Sie nicht scherzen, sondern sehr ernsthaft sein wollten, was wirklich bei dieser Gelegenheit nicht blos ins Gebiet des Scherzes, sondern in das der Lächerlichkeit fällt."

Sie lachte, und Clemens rief erleichtert „Gottlob!"

Faustine sagte mit ihrem gewöhnlichen sanften

Ton und hellen Blick: „Ich bin ja so gern die Freundin meiner Freunde! zwingen Sie mich doch nicht, Ihr Zuchtmeister zu sein. Dazu sind ja die Feinde gut.“

„O, Sie sind eine Himmlische!“ rief Clemens beseligt und ergriff ihre Hand; setzte aber langsam hinzu, als Faustine die Hand losmachte: „Nur aber grausam.“

„Sehen Sie je, daß ein andrer Mann alle Augenblicke meine Hand anpackt?“ fragte sie ein wenig gelangweilt.

„Nein; aber es liebt Sie auch Keiner wie ich.“

„Irrthum! Alle haben mich lieber, als Sie. Alle vermeiden mir lästig zu werden und mir zu mißfallen.“

„Aber für Einen könnten Sie doch eine Ausnahme machen?“

„Und warum das?“

„Eben weil er Sie liebt.“

„Das genügt nicht! ich muß ihn wieder lieben.“

Er sah sie an. Sie saß auf dem Sopha, in die Ecke zurückgelehnt, das feine goldene Kettchen, woran ihre Lorgnette hing, nach ihrer Gewohnheit um die Finger schlingend und wieder ablösend, der Kopf seitwärts gesenkt, der Blick zerstreut, so zerstreut, daß Clemens, der auf dem Punkt gewesen war, ihr zu Füßen zu fallen und um ihre Liebe zu bitten und zu flehen, selbst ganz zerstreut wurde, und gleichsam beruhigend halblaut zu sich selbst sprach:

„Sie kann wol nicht lieben.“ — Und damit ging er.

Mengen klagte auch am nächſten Tage über Fauſtinens Unſichtbarkeit, aber es geſchah in einem andern Ton. Für ihn war es wirklich, als habe die Sonne nicht geſchienen. Eine Stunde, oft nur eine halbe Stunde, bei ihr zugebracht gab ihm eine Freudigkeit, die dreiundzwanzig Stunden lang anhielt. Er konnte ſie nicht ſo oft ſehen, als er wünſchte; denn wenn auch eine einzige Minute ſchon ihm ein Glück war, ſo ſehnte er ſich doch immer nach ihrer Allgegenwart, und wenn er auch arbeitend und beſchäftigt am Schreibtiſch ſaß, ſo war es ihm doch oft, als beuge ihr Kopf ſich lieblich über ſeine Schulter, als ſehe ſie mit ihrem magnetiſch anziehenden Auge in das ſeine. Dieſe geträumte Allgegenwart verrieth genugſam ſeine Wünſche. Aber er beſorgte allein die Geſchäfte. Während der Abweſenheit des Geſandten, im Sommer, hatte er ſie übernommen, und gern; ihm war Arbeit eine Luſt; ſie waren ihm geblieben. Der alte kränkelnde Chef hatte ihn lieb und nahm oft ſeine Geſellſchaft in Anſpruch. Die Welt desgleichen, mit der er ſich eingelaſſen, ehe er Fauſtine gekannt. Jetzt waren ihm all' dieſe Verhältniſſe höchſt läſtig. Er mußte zwiſchen ihnen und ihr die Zeit theilen, die Zeit, welche bei ihr unſchätzbar wurde; denn in jeder Secunde gewahrte er einen neuen Reiz, eine neue Gabe bei ihr, und bei Andern nichts, als das tauſendfältig abgehaspelte Einerlei der nach außen gerichteten Oberflächlichkeit. Ihr Weſen war ſo tief, daß er oft ihre Anmuth darüber vergaß;

aber die Form, worin ſie ſich hüllte, war ſo verſchwebend leicht, ſo heiter, ſo ſüß und lieblich, daß es Thorheit ſchien, bei dieſer Grazie den Ernſt zu ſuchen. Gerade dies ſeltene Gemiſch vom Höchſten und Einfachſten — da die meiſten Menſchen weder das Eine noch das Andre, und nur ausgezeichnete das Eine oder das Andre ſind — war ihm anfänglich ſo überraſchend und ſpäter ſo feſſelnd entgegengetreten, wie er nie geglaubt, daß ein Weib es könne. Wenn er in ihr Zimmer trat und die Thür hinter ihm zufiel, wenn er ſie immer ernſt beſchäftigt, leſend, malend, ſchreibend, nachdenklich wie eine Muſe fand, und wenn ſie dann ſo fröhlich, wie ein der Schule entronnenes Kind, Bücher und Pinſel fortwarf und ausrief: „Ein geſprochenes Wort iſt mir lieber, als zehntauſend gedachte! jetzt wollen wir plaudern!“ — oder ein ähnlicher Ausruf, der immer einen Gedanken verrieth oder enthielt, und auf den, als Begrüßung, Niemand rechnen konnte: — ſo war er in eine Region entrückt, die ſein Fuß noch nie betreten, und in der er ſich doch heimiſch fühlte, wie in ſeinem angeſtammten Eigenthum. Bisweilen fielen ihm die erſten Aeußerungen ein, welche er über Fauſtine gehört; aber er ſchenkte ihnen keinen feſten Glauben. Es wird ſo viel Wunderliches in der Welt geſchwatzt! Doch hatte er nicht den Muth, Fauſtine zu fragen. Es war, als fürchte er ſich, etwas zu hören, was ihm weh thun müſſe. Allein dieſe Furcht nahm eine Maske vor und ſprach: „warum dies offne Weſen

nach etwas fragen, was sie mir unfehlbar ungefragt sagen wird."

Doch von ihrem Verhältniß zu Andlau sprach Faustine nie. Sie hielt es nicht für nöthig, das Warum und Weshalb ihres Thuns darzulegen. Sie that. Mißfiel das, so ertrug sie es. Sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen nur, war ihr nie eingefallen. „Andre müssen uns entschuldigen," pflegte sie zu sagen; „wer für sich selbst Entschuldigungen aussinnt, könnte ja lieber das Mittel aussinnen, ihrer nicht zu bedürfen." — Auch von Andlau selbst sprach sie wenig, und nie anders als zufällig zu Personen, die ihn nicht kannten.

Einmal kam Mengen zu ihr und fand sie umringt von Charten des Orients. Er fragte, was sie studiere.

„Meine Reise in den Orient," entgegnete sie und entwickelte ihm den Plan, dem sie die Frage anhing, ob er nicht von der Partie sein wolle. Er willigte mit Jubel ein, und Faustine rief alle historische und poetische Erinnerungen auf, welche gerade über diese Reise einen so mächtigen Zauber verbreiten. Auf einmal sagte sie:

„Einer von Andlaus Freunden ist Consul in Alexandrien geworden. Das schrieb er mir heute, und dieser Freund nun ist der Grundstein zu meiner egyptischen Hoffnungs-Pyramide."

„Sobald Herr von Andlau Sie begleitet, bin ich

überflüſſig" — ſagte Mengen ſehr kalt, „und ich denke, Sie dispenſiren mich dann gern."

„Weshalb wollten Sie ſich um die Freude bringen?" fragte ſie lieblich; „und kann ich denn je von zu vielen Freunden umringt ſein?"

„Ach, Sie machen mich zu Ihrem Sclaven — nicht zu Ihrem Freund."

„Wenn ich das thue — ſo haben Sie Recht, ſich von mir loszumachen; aber ich thue es unbewußt."

„Es iſt ſchöner, in der Sclaverei bei Ihnen, als in ſchwer erkämpfter Unabhängigkeit fern von Ihnen zu leben."

„Bilden Sie ſich nur nicht ein, daß ich Ihnen für dies Compliment danken werde;" rief Fauſtine lachend; „denn erſtens iſt's eine Fadaiſe, und zweitens haſſe ich die Sclaverei zu ſehr für mich, als daß ich ſie Andern auflegen möchte. Wer nicht aus freiem Willen bei mir iſt, bei mir bleibt — der kann lieber heut' als morgen gehn; Rückſichten und Pflichten dürfen ihn nicht halten. Ich ſtürbe lieber vor Hunger, als daß ich ein Stück Brot von der Hand annähme, welche ohne überquellendes Erbarmen, ohne antreibende Liebe, nur aus dürrer Verpflichtung es mir darböte. — Gehen Sie doch, Graf Mengen, gehen Sie, wenn Ihre Freiheit durch mich beeinträchtigt wird — ich halte Sie nicht."

„Unbewußt — wie Sie ſelbſt ſagten."

„Nun, wenn Sie nicht gehen können, ſo müſſen

Sie auch nicht klagen. Man muß Feſſeln brechen, nicht gegen ſie rebelliren."

„Sind Sie wirklich im Beſitz dieſer ſeltenen Stärke in jedem Augenblick, zu jeder Epoche Ihres Lebens?"

„Mein Leben iſt ſo unausſprechlich einfach und einfarbig geweſen, daß ich nur ein einziges Mal Gelegenheit hatte, einen unbeſieglichen Entſchluß zu faſſen. Da revoltirte ich freilich, aber es war eine Revolution, aus der eine neue Aera für mich hervorging: deshalb hatte ich ein Recht dazu. Seitdem habe ich, Gottlob! weder Kraft, noch Kämpfe, noch Entſchlüſſe nöthig gehabt, was alles ſehr unbequeme Dinge ſind. Aber der Mann ſollte doch immer unter den Waffen ſtehn! er iſt von ſo verſchiedenen Seiten anzugreifen. Leidenſchaften, die wir kaum ahnen, beherrſchen ihn oder verſuchen es wenigſtens; er muß nach allen Seiten auf der Hut ſein. Wir haben es immer nur mit der des Herzens zu thun, was aber freilich auch die Sturm- und Wetterſeite iſt."

„Charakter haben — Wort und That, Meinung und Handlung in die genaueſte Uebereinſtimmung, und beide dahin bringen, daß ſie Eins, daß ſie unſere Weſenheit, daß wir ſelbſt Character werden: darin liegt die ganze menſchliche Würde, und um ſie ſtets zu behaupten, iſt oft eine übermenſchliche Kraft erforderlich."

„Mag ſein übermenſchlich!“ rief Fauſtine mit ſtrahlendem Blick, „doch zweifle ich nicht, daß ſie im entſcheidenden Moment Ihnen zu Gebot ſtehen würde. O, Mengen, wenn Ihr klares, herrliches, entſchiedenes Antlitz im Widerſpruch mit Ihrem Weſen wäre, ſo wär' es mir ein Schmerz. Sie dürfen nicht lügen! nicht von der gemeinen Wortlüge rede ich, ſondern von der feinen, welche im Sein nicht hält, was die Erſcheinung verſpricht. Nicht wahr, Sie werden immer ganz Sie, und ſo ſein, wie ich Sie erkannt habe?“

Sie bog ſich vor, und ſah ihm feſt ins Auge, und ihr Blick berührte den ſeinen wie der Strahl der aufgehenden Sonne das Meer. Am liebſten wär' er vor ihr niedergekniet und hätte ihr ewige Huldigung gelobt. Aber er begnügte ſich, ganz leiſe mit den Lippen ihre feine Hand zu berühren, die erſt gegen ihn ausgeſtreckt, nun vor ihm auf dem Tiſche lag. Darauf ſprach ſie:

„Ich habe das Gelübde verſtanden und nehme es an.“

„Doch nun,“ rief Mengen, ſich zuſammennehmend, um nicht das Gefühl ausbrechen zu laſſen, „nun müſſen Sie mir irgend etwas geben, was mich ſtets daran erinnert, was mich nie verlaſſen wird.“

„Das iſt billig!“ ſagte ſie. „Herzog Chriſtian von Braunſchweig trug ſtets einen Handſchuh von Eliſabeth von der Pfalz am Barett. Ich denke, mein

gelber Handſchuh würde von ſehr gutem Effect auf Ihrem ſchwarzen Hut ſein.“

Mario war aufgeſtanden und ging aus dem Salon in Fauſtinens Zimmer, an ihren Schreibtiſch. Da ſtand eine kleine, ſehr ſchöne, flache etruriſche Schaale und in derſelben lagen Ringe und Petſchafte. Mario nahm dieſe Schaale und brachte ſie Fauſtinen. Sie ließ den Inhalt durch ihre Finger gleiten und wählte endlich einen einfachen, ſtarken Ring mit einer großen Perle und der Deviſe: „Qui me cherche, me trouve.“ — Sie fragte: „Iſt Ihnen der Ring recht?“

Statt der Antwort hielt Mengen ſeine Hand hin und bat ſie, den Ring ihm anzuſtecken und zwar an den ſogenannten Ringfinger. Sie wollte es ſchon thun, da beſann ſie ſich plötzlich und ſagte langſam:

„Nein, der Finger wird dereinſt einen andern Ring tragen, welchem der meinige weichen müßte. Gönnen Sie ihm einen Platz, von dem er nicht verdrängt werden kann. — Keine Einwendungen!“ rief ſie lebhaft; „ich bin eigenſinnig! ich will meinen eigenen Platz! ſei er ſo klein wie möglich — ich will meinen eigenen, unantaſtbaren Platz — oder gar keinen. Sie haben die Wahl.“

„Sie haben zu befehlen,“ erwiderte Mario. „Ich meine nur, daß Sie jeden Platz zu einem unantaſtbaren machen.“

„O ja, wenn ich mich gleich auf einen ſolchen ſtelle, der nicht mit den Anſprüchen der Welt in Col-

liſion kommt. — Sehen Sie, an Ihrem kleinen Finger nimmt ſich der Ring ganz hübſch aus," ſetzte ſie hinzu und ſchob ihn an.

„Nun erzählen Sie mir auch ſeine Geſchichte," bat er.

„Leider hat er keine", entgegnete ſie lachend. „Vor Jahren hab' ich ihn mir ausgedacht, ihn machen laſſen, ihn drei Tage getragen — dann bei Seite gelegt. Er bezeichnet nur meine damalige Seelenſtimmung. Die Menſchenherzen kamen mir vor wie verſenkte Perlen, nach denen niemand fragt. Das war ein Irrthum — Taucher fragen wol nach ihnen! darum gehören ihnen auch die Perlen."

Am Schluß des Geſprächs war Mario ſo glücklich, daß er ganz vergeſſen hatte, wie niedergeſchlagen er am Anfang geweſen. Fauſtine aber fiel, nachdem er gegangen, die Frage aufs Herz: ob Andlau ſehr mit dieſem verſchenkten Ringe zufrieden ſein würde. In ſeiner Gegenwart hätte ſie ihn gewiß verſchenkt und ſeiner Einwilligung ſicher ſein können; allein in ſeiner Abweſenheit!.... Der Vorſatz, es ihm morgen zu ſchreiben, beruhigte ſie. „Es kam ja ganz einfach" — ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ich bin nur ſo ſehr daran gewöhnt, auch das Alltäglichſte mit Anaſtas zu theilen, daß mir das Ungetheilte wie eine Laſt auf der Bruſt liegt. Ich kann's wirklich nicht ertragen, ſo einſam für mich zu exiſtiren, und wenn Clengen nicht hier wäre!.... Gottlob, daß er es iſt."

Ob dieſe Freude an ſeiner Gegenwart Andlaus

Rückkehr überdauern würde, ob sie kein Unrecht an Mario thue, wenn das nicht der Fall — das kam ihr nicht in den Sinn. Sie glaubte das Recht zu haben, sich aus voller Seele dieser ansprechenden Erscheinung freuen und ihr hingeben zu dürfen; sie sah darin keine Gefahr. Wenn man dies nur Leichtsinn nennen wollte, so würde man dennoch Faustine Unrecht thun, obgleich wol in ihrem Wesen jene leichtblütige Mischung war, welche den Leichtsinn erzeugt. Aber das Leben war ihr eine Aufgabe, sich zur möglichsten Vollendung durchzuarbeiten, und jede Begegnung sollte ein neuer Hammerschlag sein, um das Götterbild aus der rohen Felsmasse befreien zu helfen. Sie war von einer tiefen Herzensreinheit; nicht von der des Kindes, welches überhaupt von keiner Schuld weiß. Ihr heißes Herz verstand jede Schuld, jede Schwäche — nur nicht für sich selbst. Sie maß sich nie bei, die Absicht des Schöpfers mit den Geschöpfen erkannt zu haben: nur für sich hatte sie dieselbe erkannt und sie lag in dem kleinen Wort: aufwärtsstreben. Jede Gemeinheit der Lüge, der Heuchelei, der Gefallsucht war ihr fremd — eben ihrer reinen Natur nach, welche jeden Schein verachtete, und zu der hatte sie eine Zuversicht, die auf nichts begründet und durch nichts gerechtfertigt war. Was ihr begegnete, nahm sie von höherer Hand gesendet an, um es zu ihrem Besten zu verarbeiten, ohne Jemand dadurch zu beeinträchtigen. Aber wo zieht sich der Faden einer Existenz so einsam hin, daß kein

fremder ſich mit ihm verſchlinge und verwebe? daß dieſer nicht breche, wenn der Knoten in jenem zerriſſen wird?

Indeſſen kam der Brief für Andlau am nächſten Tage nicht zu Stande, wenigſtens nicht ſo, wie es Fauſtinens Abſicht geweſen. Sie wurde im Schreiben überraſchend geſtört, indem Frau von Stein ſich bei ihr melden ließ. Fauſtine empfing ſie äußerſt artig, aber jene nahm nicht ſonderlich Rückſicht darauf, und begann ſogleich damit, ihr zwar in zierlichen Phraſen, allein ganz unverhohlen Vorwürfe über den ungünſtigen Einfluß zu machen, den ſie auf Cunigunden geübt. Das Mädchen ſei nun erſt recht in ſeinem Eigenſinn beſtärkt, und ſowol Feldern, als ſie ſelbſt hätten ganz das Gegentheil erwartet. Fauſtine antwortete mit einiger Befremdung, daß ſie Cunigunden gar keinen Rath gegeben, weil er nicht von ihr verlangt ſei, und daß ſie das Mädchen ſchon allzu entſchieden gefunden habe, um glauben zu können, daß ihr oder irgend ein anderer Rath von beſtimmender Wirkung ſein könnte. „Aber nur eine Kranke konnte ich nicht in dem ſchönen, edlen Geſchöpf erblicken," fügte ſie hinzu, „und das mag allerdings ſie erkräftigt haben."

„Jede Ueberſpannung iſt Krankheit der Seele," fiel Frau von Stein ihr ins Wort; „und Ueberſpannung iſt Alles, was uns durch überfeinerte Anſprüche an Glück unſerer Beſtimmung entfremdet, wol gar entzieht. Cunigunde iſt unbemittelt und ihre Zu-

kunft durch nichts, als durch eine Heirath zu ſichern. Für jedes Mädchen iſt es wünſchenswerth und ehrenvoll, die Gattin eines ſo wackern Menſchen zu werden, wie Feldern. Ich aber wünſche nicht blos Cunigundens, ſondern auch ihrer Schweſtern wegen, meine älteſte, ſchönſte Tochter zu verheirathen; denn die beiden jüngern werden ſtets durch ſie in Schatten geſtellt ſein, wenn ſie im älterlichen Hauſe bleibt. Mir muß das Glück all meiner Kinder am Herzen liegen, und iſt die Eine thöricht, ſo dürfen die Andern nicht darunter leiden."

„O Gott," ſeufzte Fauſtine, „Cunigunde leidet aber."

„Ja, gegenwärtig, weil unſer Aller Mißvergnügen ſie drückt. Hat ſie ſich nur erſt überwunden und den Schritt gethan, welcher ihr jetzt unmöglich ſcheint, ſo wird ihr reines Herz in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht die nöthige Stärke und Erhebung finden, um ſie mit ihrem Schickſal auszuſöhnen. Und überdies geht ſie ja keinem entſetzlichen Schickſal entgegen. Feldern iſt ein Mann, den eine verſtändige Frau lenken kann, wie ſie will —"

„Führe uns nicht in Verſuchung!" ſagte Fauſtine mit einem Ton, vor dem Frau von Stein unwillkürlich verſtummte. Nach einer Pauſe, in welcher Beide ſich ſcharf fixirten, ſagte Fauſtine: „Den geliebten Mann zu beherrſchen, iſt ein momentaner Triumph unſres Herzens, das mit ſeiner Glut zuweilen den fremden Widerſtand ſchmilzt und doch

ſchon heimlich bereit iſt, den errungenen Scepter niederzulegen. Den ungeliebten Mann zu beherrſchen, iſt eine Entwürdigung, weil nur zwei niedrige Mittel dieſe Herrſchaft geben können: die Heuchelei der Frau, die Sinnlichkeit des Mannes; — und ſie anwenden zu müſſen wäre kein entſetzliches Schickſal? Wenn alle Welt ſagt, der Mann iſt glücklich dadurch! und wenn er ſelbſt ſich vollkommen glücklich fühlt! und wenn es die höchſte Ehre einer Frau ausmacht, den Gatten zu beglücken — ſo ſage ich dennoch, durch dieſe Mittel iſt die Frau entwürdigt — nicht vor der Welt, denn was weiß die Welt von einem reinen Herzen? und das allein giebt Adel und Würde; — aber vor ſich ſelbſt. Haben Sie doch Mitleid mit Ihrer Tochter, führen Sie nicht ſie in Verſuchung."

Aber Fauſtinens Anſichten konnten keinen Eindruck auf Frau von Stein machen, welche ihr Leben lang nach den entgegengeſetzten gehandelt hatte. Sie ſagte daher:

„Bei der ſchneidenden Verſchiedenheit unſerer Meinungen werden Sie ſich gewiß nicht wundern, Frau Gräfin, wenn ich wünſche, daß meine Tochter keinen fernern Gebrauch von Ihrer Erlaubniß macht, Ihren Umgang fortzuſetzen."

Fauſtine ſagte traurig: „Alſo nicht einmal mich ſehen ſoll die arme Cunigunde?.... Wenn es ihr nun aber eine Freude wäre?" ſetzte ſie bittend hinzu.

„Ich begreife nicht," entgegnete Frau von Stein

ſcharf, „welch ſeltſames Intereſſe Sie an meiner Tochter nehmen.“

„Ich liebe das Liebenswürdige“ — ſprach Fauſtine ſanft.

„Doch hat es einen gehäſſigen Anſtrich, ſtörende Verhältniſſe zu begünſtigen.“

„Der Vorwurf trifft mich nicht“ — ſprach ſie noch ſanfter, und ſogar Frau von Stein wurde entwaffnet durch ihre Anmuth, und ſchied freundlicher, als ſie gekommen, aber unerſchütterlich in Betreff Cunigundens.

Kaum war Fauſtine allein, als ſie einen Brief erhielt. Die Aufſchrift von unbekannter Hand machte ihr Herz ängſtlich ſchlagen. Das Fremde iſt ſo ſelten etwas Gutes. Sie erbrach athemlos den Umſchlag und fühlte ſich wahrhaft erleichtert, als ſie die Unterſchrift: Cunigunde — las. Dieſe ſchrieb:

„Meine Mutter wird Ihnen ſo eben ſagen, daß „ich Sie nicht mehr ſehen ſoll, Holdſelige! Das betrübt mich tief; denn nicht nur, daß ich Sie immer ſehen möchte: ich habe auch eine dringende „Bitte, die ich jetzt ſchriftlich an Ihr Herz legen „muß. Mein guter Vater iſt mit mir einverſtanden, er billigt meinen Schritt, er unterſtützt meine „Bitte. — Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen „bin ich Arme leider dem älterlichen Hauſe eine Laſt „geworden. Es iſt bitter für ein Kind, das zu erkennen; doppelt bitter mir, weil ich ſelbſt daran „ſchuld bin und es doch nicht auf die Weiſe än-

„dern kann, welche man von mir wünſcht. Aber „das Haus verlaſſen, wo ich Allen, nur nicht mei„nem armen lieben Vater, im Wege bin — das „kann ich allerdings und das will ich. Dazu müſ„ſen Sie, Sie wahrhaft Gnädige, mir behülflich ſein. „Sie haben Verwandte und Freunde in der Ferne, „die Ihrem Wort, Ihrer Bitte gern Gehör geben „werden. Ach, für ſich ſelbſt haben Sie wol nie „gebeten, Ihrem unausgeſprochenen Wunſch ſind ge„wiß Alle zuvorgekommen. Nun denn, ſo bitten „Sie für mich, daß man mich aus Menſchenliebe „aufnehme, eine Freiſtatt mir gönne, einen Wir„kungskreis mir anweiſe, den meine geringen Fä„higkeiten ausfüllen können. Einen andern Anſpruch „an dieſe große Barmherzigkeit, als den, daß ich ſie „bedarf, habe ich freilich nicht, denn ich bin ein un„bedeutendes, unentwickeltes Weſen, das denen, die „ſich meiner annehmen wollen, nichts verheißen kann, „als Dankbarkeit. Aber wenn Sie das Gewicht „Ihrer Bitte für mich in die Schaale legen, ſo ſinkt „ſie gewiß herab. Zürnen Sie mir, weil ich dieſe „Zuverſicht zu Ihnen habe? — Mein letztes Wort iſt: „möchte ich ſo bald wie möglich ſo fern wie möglich ſein.“

Nachdem Fauſtine mit tiefer Rührung dieſen Brief geleſen, ſchrieb ſie ihn ab, erzählte Andlau ausführlich Cunigundens Geſchichte und auf welche Weiſe ſie darin verflochten ſei, beſchwor ihn, bei ſeinen Schwägerinnen und wo man Vertrauen zu ihm habe, nach einer Freiſtatt für Cunigunden zu ſuchen, ſchloß

die Copie in ihren Brief, und dachte erſt, nachdem er geſiegelt, daß kein Wort von der geſtrigen Begebenheit darin ſtehe. Aber dies iſt auch wichtiger — fügte ſie hinzu und ſchickte den Brief augenblicklich zur Poſt. — Daß ſie dem armen Clemens verſprochen hatte, ſich heute auf dem Baſſin des großen Gartens im kleinen Eisſchlitten von ihm fahren zu laſſen — war ebenfalls gänzlich ihrem Gedächtniß entſchwunden, und fiel ihr erſt dann ein, als er in ſpäter Abendſtunde ſich bei ihr anmelden ließ. Sie war eben an ihre Toilette gegangen, um ſich auf einen glänzenden Ball zu begeben, wo ſie mit Mengen über die Vorfälle des heutigen Tages plaudern wollte, alſo konnte ſie Clemens nicht annehmen. Eine halbe Stunde ſpäter trat ſie in den geſchmückten Saal.

Mengen ſtand mit Feldern ſo, daß er den Eingang im Auge hatte, und obgleich er lebhaft mit dem Freunde ſprach, ſo flog doch ſein zerſtreuter Blick unabläſſig dorthin. Feldern war ſehr niedergeſchlagen, weil der Bruch mit Cunigunden unwiderruflich, und ſeine Achtung vor ihrem feſten Willen ſeine Neigung nicht verminderte.

„A revoir!“ ſprach Mengen plötzlich; „hernach reden wir weiter darüber.“

„Heute nicht mehr,“ ſagte Feldern lächelnd, denn er folgte Marios Augen und ſah Fauſtine. Sie ſtand an der Thür, die Unmöglichkeit einſehend, durch den Kreis der Tänzer und das Gedränge der Zuſchauer zu brechen. Sie lehnte an dem Pfeiler mit

übereinander geſchlagenen Armen — eine Stellung, die den meiſten Frauen wegen zu enger Kleidung unmöglich ſein dürfte — und die Rechte tändelte mit dem Fächer, den ſie ſinnend an den Lippen hielt, nachdem ihre Gedanken nicht mehr durch die Umgebungen beſchäftigt waren. Das meergrüne Kleid, die leichten, lang herabfallenden Locken, die ſtille Traurigkeit, welche ſich wie ein ſilberner Schleier auf ihre weichen Züge legte, gaben ihr etwas ſo Aetheriſches, daß Mario, während er ſich Bahn zu ihr machte, unabläſſig ſie im Auge behielt, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie kein Traumgebild ſei, oder um, wenn ſie ein ſolches ſei, doch wenigſtens wahrzunehmen, wie ſie ſich in Duft auflöſe.

„Welch ein allerliebſt verdrießliches Geſichtchen bringen Sie auf unſern muntern Ball, Gräfin Fauſtine" — ſagte er, als er ſie endlich erreicht.

„Es iſt übel, daß jede Trauer einen verdrießlichen Beiſchmack hat," antwortete ſie gelaſſen.

„O keine Trauer heute!" bat er, „ich bin glücklich — noch von geſtern, glaub' ich! und dann hab' ich die Nachricht bekommen, daß meine zweite Schweſter dem Ziel ihrer Wünſche, der Verbindung mit einem längſt Geliebten, durch unvorhergeſehene günſtige Umſtände ganz nahe iſt. Die beiden Menſchen haben ſich abgequält und abgezehrt, und nun iſt plötzlich das Glück da."

„Sagen Sie lieber, die Qual iſt aus! ob das Glück nun kommt, iſt fraglich."

„Sie hoffen es doch! — Wollen Sie mit mir walzen, Gräfin Fauſtine?"

„Ich kann heute keine luſtigen Leute leiden, Graf Mengen."

„Ich bin nicht luſtig, nur heiter."

„Wenn die Heiterkeit ſich auf äußere Dinge und Zeichen legt, wird ſie luſtig."

„Nun, wie ſoll ich ſein, um Ihnen zu gefallen?"

„Theilnehmend" — ſagte ſie und eine Thräne trat in ihr Auge.

Mengen erbleichte. Sie weinte und er hatte ſie geneckt, in guter Abſicht zwar, um ſie von der Traurigkeit zu zerſtreuen, die er beim erſten Blick in ihrem Geſicht entdeckt; aber ſie weinte. Er nahm ihren Arm unter den ſeinen und führte ſie zu einem ruhigeren Platz in einer Fenſterniſche. Da ſagte er erſt:

„Was iſt Ihnen widerfahren?" — Und Fauſtine erzählte. Zum Schluß bat ſie ihn, ſeinerſeits ſich zu bemühen, damit Cunigundens Wunſch erfüllt werden möge. „Feldern ſelbſt muß uns dafür dankbar ſein," fügte ſie hinzu, „wenn er nur das geringſte ächte Gefühl für dies edle Geſchöpf hat."

Mengen hatte geſpannt zugehört. Er war beglückt, weil nicht Fauſtine perſönlich von einem Leiden heimgeſucht; und zwiefach beglückt, weil er im Stande war, das fremde, welches ihr ſo zu Herzen ging, zu heben. Er ſagte:

„Thun Sie mir den Gefallen, ſich recht innig

über die Verlobung meiner Schweſter Matilde zu freuen."

„Recht gern, mein lieber Mengen, beſonders darüber, daß Sie ein ſo zärtlicher Bruder ſind, denn ich habe Sie nun doch einmal lieber, als Ihre mir unbekannte Schweſter Matilde."

„Aber dieſe Verlobung macht ja, daß meine jüngſte Schweſter, eine allerliebſte Perſon, nun ganz allein bei den Eltern ſein wird, weshalb ich den Auftrag habe, eine junge und liebenswürdige Geſellſchafterin für ſie ausfindig zu machen."

„Mengen! lieber Beſter! iſt es wahr?" fragte Fauſtine mit innerm Jubel.

„Und da könnte ich wol keine liebenswürdigere finden, als Fräulein Stein."

Die Thränen rollten raſch und heiß aus Fauſtinens Augen. „Dank!" ſagte ſie, „o tauſend, tauſend Dank!" Sie drückte ſeine Hände, ſie ſah ganz verklärt aus.

„Sie ſind ein Engel!" ſagte Mario raſch und leiſe.

„Ich nicht," ſprach ſie und trocknete die Augen; „aber Sie! Sie bringen ja eine himmliſche, eine rettende, troſtreiche Botſchaft."

„Wer ſich ſo freuen kann, iſt ein Engel! der gewöhnliche harte, kalte, engherzige Menſch hat kein ſolches Mitgefühl."

„Wenn Sie wüßten, wie froh Sie mich machen! dies iſt der erſte gute Augenblick, den ich heute ge-

habt. Ich konnte gar nichts für Cunigunden thun! solch Weſen paßt nicht überall hin. Unter meinen nähern Bekannten konnte ich niemand ausfindig machen, mit meiner Schweſter würde ſie nicht harmonirt haben — und nun nehmen Sie mir die ſchwere Sorge vom Herzen. Nicht wahr, Sie ſchreiben gleich morgen früh an Ihre Eltern? ich werde Ihnen Cunigundens Brief ſenden, damit die Ihrigen ſich überzeugen mögen, wie anſpruchlos ſie auftritt. Nicht wahr, Sie zweifeln nicht, daß es uns glücken wird, ſie aus ihren trüben Verhältniſſen zu erlöſen? Machen Ihre Eltern, macht Ihre Schweſter beſondere Anſprüche an die Geſellſchafterin?"

„Gar keine, als daß ſie muſikaliſch ſei."

„Das iſt Cunigunde! ſie ſingt lieblich."

„Sie hat freilich eine glockenreine Stimme, aber ihr Geſang ließ mich eiskalt."

„Kurz, ſie ſingt und ſpielt das Piano — das iſt die Hauptſache. — O ich bin froh über die Verlobung Ihrer Schweſter Matilde!.... Wollen wir walzen?"

Sie tanzte ſelten, weil ſie es übernatürlich langweilig fand, den Tanz, dieſen jubelnden Ausdruck des Frohſinns, bis zur Ermüdung und Erſchlaffung durch lange Stunden, gleich einer aufgegebenen Arbeit, auszudehnen. Es würde ihr eben ſo unmöglich geweſen ſein, einen ganzen Abend hindurch zu tanzen, als zu lachen. Was ſie auch that — es geſchah nie ohne eine innere Nothwendigkeit. Darum

tanzte ſie auch wie Niemand ſonſt, obſchon ihre Bewegungen ſo regelrecht waren, wie vom Tanzmeiſter eingeübt.

Fauſtine wollte Mario eine Freude machen, darum tanzte ſie mit ihm. Als mehre andre Herren ſie um gleiche Gunſt baten, ſagte ſie lachend:

„Sie kommen zu ſpät!“ — und war zu keinem Schritt zu bewegen; was man denn freilich wunderlich genug fand.

„Ich mußte heute doch einen Spaß haben,“ ſagte Fauſtine zu Mengen, „nachdem ich einen ſehr hübſchen verſäumt — eine Fahrt auf dem Eiſe im großen Garten mit Walldorf; Alles wegen der bewußten Angelegenheit. Auch mein Diner hab' ich darüber verſäumt! um vier Uhr war ich in Schreiberei vertieft, und hernach, als meine gewohnte Speiſeſtunde vorüber — hatte ich keinen Hunger mehr.“

„Es muß immer Jemand Ihnen zur Seite ſtehn, der für Sie ſorgt: ſonſt begreife ich nicht, wie Sie durch das Leben kommen ſollen, Gräfin Fauſtine.“

„Es iſt mir auch unbehaglich genug.“

„Für das verlorne Diner kann ich Ihnen freilich keinen Erſatz bieten. Wollen Sie ſich aber morgen von mir im Eisſchlitten fahren laſſen, ſo ſind Sie wol ſicher, daß Sie mich erfreuen.“

„Ich bin heute in gnädiger Stimmung für Sie — dann thue ich Alles, was man wünſcht, und ſage gewiß nicht Nein.“

„Thun Sie das je, wenn ein Anderer Ja sagt?"

„Wenn ich nicht diesem Andern gegenüber meine Selbständigkeit dadurch verloren, daß ich ihn liebe — so muß ich allerdings für mich selbst denken und handeln, und dann kann es kommen, daß ein sehr dezidirtes Nein seinem Ja begegnet. Uebrigens hasse ich Nein und Ja, und all diese trocknen, scharfen Worte, die plötzlich den sanften Lauf der Dinge hemmen, wie die Schleuse den Bach. Bei Menschen, die überhaupt sich verstehen, folgt die ganze Entwickelung des Charakters, des Verhältnisses so unumgänglich klar aus dem ersten Verständniß — welches nichts ist, als die erste Begegnung in ihrer primitiven Frische — daß eine Frage, auf welche Ja oder Nein folgt, mir ganz possierlich vorkommen würde. Fragte mich Jemand: lieben Sie mich? so könnte ich doch gewiß nichts Besseres thun, als dem Tropf den Rücken zukehren, der das Ja oder Nein nicht längst gemerkt hat."

„Die Frauen lassen uns so häufig in Zweifel über ihre eigentlichen Gefühle, und treiben so häufig allerliebste Koketterie mit fremden, daß solche unschuldige Frage uns armen, schlichten Männern erlaubt sein dürfte."

„O die Männer sind rührend in ihrer Einfachheit!" rief Faustine höchst belustigt. „Wesen, die immer sich arrangiren, berechnen, auf ihrer Hut sind, sollen sich plötzlich zu einer Simplizität erheben, welche die Gefährtin der Kindesunschuld ist oder — der weltgroßen Leidenschaft, denn diese wirft allen den Flitterkram

der Eitelkeit und der Mode von der brennenden Stirn und dem mächtig ſchlagenden Herzen."

„Gräfin Fauſtine," ſagte Mario ganz ernſt, „Sie werden mich von Vorurtheil für mein Geſchlecht befangen nennen — dennoch iſt es meine tiefſte Ueberzeugung, daß ein Mann leichter als das Weib eine weltgroße Leidenſchaft faßt."

„Für das Spiel, zum Exempel, für's Gold, für den Ruhm — ja, das glaub' ich."

„Nein, grade die Leidenſchaft, welche Sie im Sinn hatten."

„Gut! auch für die Frauen."

„Nicht für die Frauen, Gräfin Fauſtine, für eine Frau."

„Richtig! ich beſinne mich, daß Sie auch nur den Mann der Begeiſterung fähig halten. Sie ſind conſequent, lieber Mengen, conſequent in der Verblendung und Parteilichkeit. Nicht wahr, nur die Männer ſind conſequent?"

„Der Ausgleichung wegen ſind die Frauen eigenſinnig."

„Das kommt auf eins heraus."

„Nicht ganz; der Eigenſinn beharrt bei Grillen und Launen. Zur Conſequenz gehört das Fundament einer beſtimmten Anſicht, welche zur Richtſchnur wird beim Aufbau des Gebäudes."

„Aber dieſe Richtſchnur kann eben ſo falſch wie eine Grille ſein."

„Falſch allerdings — dann muß der Baumeiſter ſein Gebäude niederreißen. Aber es iſt doch kein ſolcher Wirrwarr in ſeinem, als in demjenigen Kopf, der ohne Plan baut, der heute für eine corinthiſche Säulenhalle ſchwärmt, morgen eine gothiſche Thür dahinter wölbt, und übermorgen das Ganze mit einem chineſiſchen Dach krönt.“

„So geſchmacklos ſind die Frauen nicht!“ rief Fauſtine entſetzt.

„Ihr Künſtlerauge ſtößt ſich an den falſchen Proportionen —“

„Und ſollte das nicht auch die Seele thun?“

„Ja, wenn ſie unverwirrt iſt, wenn ſie ſich nicht von ihrem erſten Plan abbringen läßt, ſobald ſie den Grundſtein dazu gelegt. Aber ſagen Sie ſelbſt, ſagen Sie die Hand auf dem Herzen: kann man zu einer Frau dieſe Zuverſicht haben? Sind ſie nicht immer ſchwankend, weil ſie ſchwebend — zerbrechlich, weil ſie zart — lenkſam, weil ſie beweglich ſind? Gräfin Fauſtine, ſind Sie ſicher, daß dieſe Cunigunde, welche jetzt vor unſer Aller Augen einen doriſchen Tempel aufführt, in dem nur ernſte Götter wohnen können — in dieſem ſtrengen Styl beharren werde?“

„Nein!“ rief ſie faſt ängſtlich; „aber ſchön wird er immer bleiben. Und überhaupt — wo iſt denn der Mann, der ſo endet, wie er begonnen hat? erfüllt er alle Erwartungen, entſpricht er allen Wünſchen, überwindet er alle Verſuchungen? reißt nie der Faden, aus welchem er das Gewebe ſeines Lebens bildet?“

„Er reißt, allein einen andersfarbigen knüpft er nicht an.“

„So denken wenig Männer! daß Sie zu den Ausnahmen gehören, glaube ich gern.“

„Die Frauen klagen über den Wankelmuth der Männer, die Dichter ſingen davon, dicke Bücher ſind damit voll geſchrieben — und wer mag ergründen, ob der erſte Zweifel an Treue, und ſomit der erſte Schritt zum Wankelmuth, nicht zuerſt durch die erſte Geliebte in die Bruſt des Mannes gehaucht ward!“

„Was iſt Ihnen denn begegnet, daß Sie die Frauen ſo ſehr haſſen oder gering achten?“ fragte Fauſtine mild und traurig.

„Welch eines Frevels beſchuldigen Sie mich, weil ich zu äußern wage, daß mit der unſäglichen Grazie des Weibes ſelten jene Kraft ſich paart, welche unſer Erbtheil worden iſt, und welche nothwendig dazu gehört, nicht um eine weltgroße Leidenſchaft zu faſſen — wol aber um ſie feſtzuhalten. Mich hat nie eine Frau verletzt, vielleicht deshalb — ſagte er lächelnd — weil ich Keiner mein ganzes Herz hingegeben; und wenn ich ſage, daß ſie ſchwach ſei, ſo hindert mich das keineswegs, ſie zu lieben, ja, die am innigſten zu lieben, deren fliegende Seele ewig eines Schutzes, einer Zuflucht, eines unwandelbaren Haltpunktes bedürfte.“

„So muß es auch ſein,“ ſagte Fauſtine. Beide ſchwiegen, ernſt, in tiefen Gedanken. Unbegreiflich, daß ein Mann auf der Welt außer Anaſtas ſo geſinnt iſt — ſprach Fauſtine heimlich zu ſich ſelbſt.

Unbegreiflich! wiederholte ſie und ſah Mengen tief und forſchend an. Aber das letzte: Unbegreiflich! hatte ſie, ohne es zu wollen, laut ausgeſprochen.

„Mir ſcheint es ſehr natürlich“ — antwortete er, und nach einer Weile, da ſie ſchwieg, rief er: „Wollen Sie mich beurlauben, Gräfin? ich habe nicht umhin können, der Lady Geraldin eine ihrer ewigen Schachpartien zu verſprechen.“

„Thun Sie, was Sie thun müſſen,“ ſagte Fauſtine boshaft.

„Nur wenn Sie mir Urlaub geben.“

„Sie ſind nicht in meinem Dienſt, wie in dem der Lady Geraldin: wie könnte ich Ihnen Urlaub geben.“

„Wünſchen Sie wirklich, daß ich nicht zur Schachpartie gehe?“

„Warum ſoll ich es nicht wünſchen?“ fragte ſie unbefangen, und ſah ihn groß an.

„Dann bleibe ich gewiß auf dieſem Platze an Ihrer Seite.“

„Das habe ich ja nur gewollt! erzählen Sie mir von Ihrer jüngſten Schweſter, deren Gefährtin Cunigunde nun bald ſein wird.“

„Meine Schweſter Marie iſt achtzehn Jahr alt, ziemlich geſcheut und ſehr hübſch mit blondem Haar und braunen Augen.“

„Das iſt eine äußerſt trockne Beſchreibung,“ ſagte Fauſtine beluſtigt.

„Ach,“ rief Mario, „was kann ich Ihnen von Andern erzählen! Immer und ewig möchte ich Sie

reden hören und, wenn ich sprechen müßte, von Ihnen selbst zu Ihnen sprechen."

„Himmel, das wäre langweilig für mich!"

„Das glaube ich nicht! Giebt es ein Wesen, für das Sie sich lebhafter interessiren, als für Sich selbst?"

„Schlimm genug, wenn das der Fall — und ich kann es nicht leugnen. Denn wie soll ich Respect haben vor irgend einer Wesenheit, wenn ich nicht bei meiner eigenen anfange? und habe ich überhaupt erst diese Achtung für menschliche Entwickelung und menschliches Streben gefaßt, wie sollt' ich nicht suchen, zuerst mich selbst durchzuarbeiten? Das ist unser Ziel, das ist unsere Seligkeit. Muß der Mensch nicht stets diesen letzten Zweck alles Seins im Auge behalten?"

„Und nebenbei den unerschütterlichen Stützpunkt der ewigen Moral: daß diese Seligkeit durch kein Unrecht zu erringen ist! Wer sich mit seinem raffinirten Egoismus im Weltall isolirt, indem er alles Leben nur als den Born betrachtet, welcher ihm frische Nahrung zuströmt, der wird bald genug vogelfrei zwischen seines Gleichen sein, aber nicht frei — nicht geschützt in seiner Eigenthümlichkeit und durch sie, weil er keinen Respect vor der fremden hat."

„O, ich mag nicht vogelfrei sein! Ich will ja nur das Bächlein sein, welches in das große Meer des Alls zurückströmt und spurlos verschwindet — wie gern! wenn nur mein Lauf klar und meine Welle rein gewesen."

Marios Blick hing unverwandt an ihr; aber der Strahl ihres Auges glitt bei diesen Worten an ihm vorbei und stieg leuchtend wie eine Girandola gen Himmel. In diesem leuchtenden Strahl zerschmolz ihr Herz und wallte empor, wie das Opfer von der Altarflamme verzehrt als Weihrauch aufsteigt. Es war etwas in dieser Frau, was sie befähigt hätte, eine große Heilige zu werden: der schmachtende, unauslöschliche Durst nach dem Ewigen.

Mario dachte heimlich wie einst Clemens: und kann sie denn überhaupt lieben? länger lieben, als den Augenblick, wo die Sonne der Liebe ihre jungen Strahlen in die Welt hineinwirft? fester lieben, als das Lüftchen, welches süß und schmeichelnd meine Stirn umweht und verſäuſelt? tiefer lieben, als eine Fee, welche drei Minuten lang den Geliebten beseligt und dann ihn verläßt? — —

So war es zwei Uhr Nachts geworden. Fauſtine wollte fahren. Ihr Bediente war nicht da; Mario ließ ihn umsonſt durch den seinigen suchen. „Der Mensch muß krank geworden sein," sagte sie, „das ist ihm nie begegnet.... oder was kann ihm sonst widerfahren sein?" Sie beunruhigte sich heftig; sie wollte nach Hause und fürchtete sich. „Könnte er nicht auch meinen Schrank erbrochen, Geld genommen und entflohen sein? es war freilich nicht sehr viel da —" Mengen lachte, aber er sagte:

„Mein Wagen ist zu Ihrem Befehl; ich werde

Sie begleiten und dann ſogleich nach dem Abtrünnigen forſchen.“

„Ach, guter Mengen, wie freundlich von Ihnen!“ ſeufzte Fauſtine.

Er gab ihr ſeinen Mantel um, führte ſie herab und fuhr mit ihr fort. Sie ſagte:

„Nun kann ich Ihnen Cunigundens Brief gleich mitgeben! und morgen ſchreiben Sie Ihren Eltern und fügen ihn bei. Wann können wir Antwort haben?“

„Späteſtens in acht Tagen.“

„Wenn ſie günſtig lautet, aber erſt dann, theil' ich ſie Cunigunden mit.“

Fauſtinens Wohnung war bald erreicht. Im Vorzimmer kam ihre Kammerjungfer ihr wie gewöhnlich entgegen. Fauſtine fragte:

„Wo iſt Ernſt?“

„Vor einer Stunde iſt er gegangen, die gnädige Gräfin abzuholen. Aber Herr von Walldorf iſt noch hier.“

„Welcher Einfall, Jeannette, um dieſe Stunde Beſuch anzunehmen!“ rief Fauſtine heftig.

„Ernſt hat es gethan, gnädige Gräfin, ich nicht.“

Fauſtine öffnete raſch die Thür des Salons und trat ein; Mengen mit ihr. Eine Lampe brannte ziemlich dunkel in dem großen Gemach, in deſſen entfernteſtem Winkel Clemens ſaß, im Lehnſtuhl vergraben, die Arme auf den Knien, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.

„Herr von Walldorf!“ ſagte Fauſtine zürnend.

Er fuhr auf und ſah ſie beſtürzt an.

„Ich glaube, er hat geſchlafen!“ ſprach ſie halb unmuthig, halb lachend zu Marie.

„Ich glaube, das thut ihm noth“ — antwortete Marie, ſchüttelte Walldorfs Arm und ſagte: „Wollen Sie mich begleiten? die Gräfin kommt ermüdet vom Ball und iſt unſer ganz überdrüſſig.“

„Ihrer vielleicht“ — warf Clemens über die Schulter ihm zu und ſprach dann zu Fauſtine: „Sie kommen zu dieſer Stunde, in dieſer Verkleidung — was ſoll das bedeuten?“

War Fauſtine erſtaunt geweſen über die Ruhe, womit Mengen Walldorfs Antwort hingenommen, ſo wuchs dies Staunen, als er ihr jetzt gelaſſen ſeinen Mantel abnahm, der noch um ihre Schultern hing, und ihr das Wort abſchnitt, das auf ihren Lippen ſchwebte, indem er ſagte:

„Die Gräfin giebt Ihnen ſicher morgen die intereſſanteſten Notizen über den Ball, doch heute iſt es wirklich zu ſpät. Kommen Sie mit mir, beſter Walldorf.“

„Aber Mengen, ich begreife Sie gar nicht! laſſen Sie ſich doch nicht mit dem Unbeſcheidenen ein!“ rief ſie.

„Sie müſſen Nachſicht mit ihm haben — er hat ſtark getrunken.“

Fauſtine unterdrückte nur halb einen ängſtlichen Ausruf und ergriff Maries Hand. Das erregte

Walldorfs Zorn. Er nahte ihr, leichenblaß, und fragte mit ſtarker Stimme:

„Warum fürchten Sie mich?“

„Gar nicht,“ ſprach ſie haſtig. Aber ihr Arm lehnte auf Marios, und der fühlte, wie ihre ganze Geſtalt zitterte. Er wollte dieſe peinliche Scene für ſie beenden und ſprach:

„Wenn Sie mir den Brief geben könnten? und dann, gute Nacht!“

Fauſtine ging raſch in ihr Zimmer, er folgte ihr bis zur Thür. Auf der Schwelle empfing er den Brief, ihren dankbaren Händedruck, den freundlichſten Blick — dann ſchloß ſich dieſe Thür .... auch vor ihm. Er empfand das, wie einen leiſen Schmerz, ganz heimlich und ganz tief in der Seele; doch er hatte nicht Zeit, dieſer Empfindung nachzuhängen. Clemens hatte ſich auf ein Sopha geſetzt, die Beine über ein Tabouret gelegt, ein kleines Polſter unter den Kopf geſchoben, ſich ſo bequem wie möglich etablirt. Mario nahm ſeinen Mantel um, ſetzte den Hut auf und fragte:

„Iſt's Ihnen gefällig, Herr von Walldorf?“

„Nein, ich warte auf die Gräfin Fauſtine! ſie ſoll mir Rede ſtehen, weshalb ſie mir heute Mittag ihr Wort gebrochen, und heute Abend mich fortgeſchickt hat.“

„Aber ſie hat ſich in ihr Zimmer begeben: ein Zeichen, daß wir gehen können.“

„Oder, daß ich ihr folgen darf.“ Er ſtand auf,

doch etwas ſchwankend. Mario kochte innerlich vor Wuth, dennoch wollte er glimpflich mit Clemens umgehen, um Fauſtine nicht noch mehr zu ängſtigen. Darum entgegnete er:

„Dann müſſen Sie doch auf ihren Befehl warten.“

„Richtig!“ ſagte Clemens, und ganz vergnügt über dies Argument, welches ihm erlaubte ſich zu ſetzen, nahm er ſeine bequeme Stellung wieder ein.

Mengen warf Hut und Mantel ab, und etablirte ſich neben Clemens ganz auf die nämliche Weiſe. Als der Anſtalten ſah, welche ein dezidirtes Poſtofaſſen verkündeten, fragte er verdrießlich:

„Mit welchem Recht laſſen denn Sie ſich hier nieder?“

„Da Sie vor dem Zimmer der Gräfin Wache halten, ſo darf ich mir wol auch dies Vergnügen machen.“

„Die ganze Nacht hindurch?“

„Die ganze Nacht.“

„Es wird hier aber recht kalt werden.“

„Ich habe meinen Mantel.“

„Zwei Wachen ſtehen doch nie auf einem Poſten. Zwei ſind überall zu viel und Einer iſt genug.“

„Diesmal iſt auch Einer überflüſſig.“

Clemens gab allmälig dem Einfluß nach, den die behagliche Stellung auf ihn übte: er wurde immer ſchläfriger. Nach fünf Minuten murmelte er:

„Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles ſtände wohl.“

„Oho, alter Falſtaff!“ rief Mario lachend und klopfte ihn auf die Achſel, „dazu kann Rath werden, komm nur mit mir.“

„Du biſt ein braver Junge, Heinz, nur etwas leichtfertig,“ ſtammelte Clemens. Und bald hatte Mengen ihn den Händen ſeines Dieners übergeben. Dann fuhr er auf den Ball zurück — im Grunde nur, um von dem verſchollenen Ernſt Nachricht einzuziehn; denn als ihm ſein Jäger nach einer halben Stunde meldete, Ernſt ſei da, fürchterlich betrunken, ſo befahl er jenem, ihn mit ſich zu führen und begab ſich dann ſelbſt nach Hauſe. Dort ließ er Ernſt hereinkommen, der weinſelig, Fauſtinens Mantel über dem Arm, erſchien, und mächtig erſchrak, als ſtatt der Gebieterin ein ernſter Mann vor ihm ſtand, der drohend fragte:

„Wer hat Dich dazu verführt, Dich ſo ſchmählich zu betrinken?“

„Der Herr von Walldorf,“ ſtammelte Ernſt, halb ernüchtert.

„Lüge nicht!“ ſagte Mengen ſtreng.

„Der Herr von Walldorf, auf meine Ehre! wenn der Herr Graf mir erlauben wollen, mich ſo vornehm auszudrücken. Er kam und ſprach: er habe den Befehl von meiner gnädigen Gräfin, ſie zu erwarten, und er könne es mir durch einen Doppel-Friedrichsd'or beweiſen. Das war klar. Ich ging. Auf dem Ball hieß es, der würde noch lange dauern. Es war kalt, eine Weinſtube nah — ich trank ein Paar

Gläſer Champagner — vielleicht ſind's auch Flaſchen geweſen — man berechnet das nicht! die Zeit vergeht ſo ſchnell —"

„Die Frau Gräfin will heute nichts von Dir wiſſen. Geh mit meinem Jäger und ſchlaf Deinen Rauſch aus .... aber den Mantel ſollſt Du nicht mit Dir herum ſchleppen."

Ernſt hing den Mantel über einen Stuhl und ging niedergeſchlagen ab. Mario nahm den Mantel und betrachtete ihn ſo aufmerkſam, als ob er ihn hätte taxiren ſollen, und ſo erfreut, als ob ihm ein Wunder der Welt in die Hände gefallen. Er war von dunkelrothem Atlas, mit weißem Tafft gefütttert, warm und leicht, um die Toilette nicht zu chiffonniren; weich, um ſich dennoch feſt darein wickeln zu können. Vor Marios Phantaſie ſchwebte Fauſtinens lieblicher Kopf über dem Purpurſtoff, wie ein Stern über der Abendröthe, und ihre graziöſe Geſtalt hüllte ſich in die reichen Falten, und ihre ſchneeweißen Hände blitzten draus hervor. Er drückte ſein glühendes Antlitz feſt in den Mantel, der weiche ſchmiegſame Atlas legte ſich ſanft wie ein Kuß an ſeine Wangen, an ſeine Lippen — mit einer heftigen Bewegung ſchleuderte Mario den armen Mantel weit von ſich, holte tief Athem, ſtrich ganz erſchöpft die Locken aus der Stirn und ſchellte. Der Jäger kam. Er ließ ſich entkleiden, doch unfähig ſchlafen zu gehen, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, um einen Brief an den Vater zu beginnen. Kaum ſaß er, ſo fiel ſein Blick auf den Mantel, der

an der Erde lag. Das iſt aber kein Platz für etwas, was ſie trägt — dachte Mario, ſtand auf, nahm den Mantel, küßte ihn, als wolle er ihn wegen der ſchlechten Behandlung um Verzeihung bitten, ſetzte ſich zum Schreiben, behielt ihn dabei auf ſeinen Knieen, und ſchrieb nun wirklich ſo eindringlich und herzlich über Cunigunde, daß er der günſtigſten Antwort gewiß ſein durfte. „Das war ein guter Tag!“ ſprach er halblaut nach Beendigung des Briefes; ich habe den Engel in ſeiner Glorie geſehen, und ich habe ihm dienen dürfen.

Er ſuchte die Ruhe, indem er ſein Haupt auf den geliebten Mantel bettete, und durch ſeine Träume gaukelte, weinte und lächelte Fauſtine.

Clemens erwachte früh, unbehaglich, wüſt im Kopf, öde in der Seele. Der ganze geſtrige Abend war ihm wie Geld unter den Händen weggekommen. Er konnte ſich auf nichts beſinnen. Er rief ſeinen Diener, einen ſtämmigen, unterſetzten Burſchen, den er aus Oberwalldorf mitgebracht.

„Johann,“ ſagte er, „wer hat mich über Nacht hierher begleitet?“

„Das weiß ich nicht, gnädiger Herr.“

„Kam ich allein?“

„Nein, gnädiger Herr! ein ſehr großer, blaſſer Herr, gewiß ſo groß wie Ew. Gnaden, aber viel dünner — und ein Jäger, kamen mit herauf.“

„War ich denn krank, Johann?“

„Ne, gnäd'ger Herr, das eben nicht," sagte Johann mit stupidem Lachen.

„Jesus Maria!" rief Clemens entsetzt, „und ich war bei ihr gewesen! unmöglich! bin ich denn an Körper und Seele umgewandelt? kann ich nicht mehr einen erbärmlichen Tropfen Weins vertragen!"

„Na, gnäd'ger Herr," sagte Johann begütigend, „ich sollte meinen, es wäre wol mehr als ein Tropfen gewesen."

„Ich will mich ankleiden!" rief Clemens. Er that's im Fluge und stürmte eben so zu Mengen. Er haßte Mengen; aber er wollte doch wissen, ob er Faustine auf irgend eine Weise gekränkt, und ob der Gehaßte ihn zum Dank verpflichtet habe. Mengen war noch nicht aufgestanden, doch Clemens ließ sich nicht abweisen. Jener befahl die Vorhänge aufzumachen, Clemens setzte sich vor sein Bett — und starrte ihn sprachlos an, denn der ihm wolbekannte Mantel Faustinens lag auf Marios Bett. Dieser hatte, plötzlich erweckt, den unseligen Mantel vergessen, er wußte nicht Walldorfs ungemessenes Staunen zu deuten, und wartete ruhig auf eine Erklärung desselben und des frühen Besuchs. Als aber Walldorfs Zähne hörbar zusammenschlugen, wähnte er, Clemens werde durch die Erinnerung an sein gestriges Betragen gedrückt, und deshalb sprach er freundlich:

„Das kann wol einmal passiren, lieber Walldorf, und —"

„O zum Teufel!“ rief Clemens außer ſich, „der Mantel gehört —“

„Der Gräfin Fauſtine!“ ſagte Mario eiskalt, aber innerlich durchzuckte ihn ein gewaltiger Schreck über ſeine Unbeſonnenheit.

„Und das läugnen Sie nicht einmal?“ ſtammelte Clemens.

„Warum ſollte ich?“ fragte Mario unbewegt.

„O, Fauſtine! Fauſtine! in welche Hände biſt Du gefallen!“ jammerte Clemens und rannte durch das Zimmer.

„Herr von Walldorf, Ihr geſtriges Benehmen war zu begreifen und daher zu entſchuldigen, Ihr gegenwärtiges iſt aber weder das eine noch das andre. Haben Sie die Güte, mir Ihr Anliegen ſo kurz wie möglich vorzutragen, damit ich es ſo bald wie möglich erfüllen könne.“

„Graf Mengen, wie kommt dieſer Mantel hieher?“

„Auf dieſe Frage bin ich nicht Ihnen, ſondern der Gräfin Fauſtine die Antwort ſchuldig; daß ich ihr dieſe Rechenſchaft nicht ſchuldig bleiben werde, davon mögen Sie ſpäter Zeuge ſein. Uebrigens, Herr von Walldorf, bitte ich Sie, meine Verehrung für dieſe liebenswürdige, ſchutzloſe Frau niemals nach der Ihren zu beurtheilen, welche für dieſe letzte Eigenſchaft einen empörenden Mangel an Rückſicht an den Tag gelegt.“

Clemens wußte genug — für ſeine Perſon. Und das, was er weiter wiſſen wollte, erfuhr er jetzt doch

nicht. Also lief er fort, auf die Promenade, hin und her vor Faustinens Fenster. Vielleicht würde sie ihn sehen, ihn rufen — allein durch Faustinens purpurrothe Vorhänge schimmerte der Tag so dämmernd, daß er ihre Augenlieder überstreifte, ohne sie zu heben. Sie schlief nicht mehr, sie träumte nur noch halb und halb, es war ihr lieblich zu Sinn — sie wußte selbst kaum warum. Cunigundens freundliche Zukunft wird es sein! meinte sie.

Nachdem Clemens vergeblich einige Zeit auf und ab gerannt, entschloß er sich nach einigen Stunden, Faustinen seinen Besuch zu machen, unbefangen, gleichmüthig, als sei nichts vorgefallen, und es darauf ankommen zu lassen, wie sie ihn empfangen würde. „Gott," dachte er, „wenn sie nur diesen Menschen nicht liebte! der macht sie gleichgültig gegen mich! in Oberwalldorf war sie anders ... nicht anders gegen mich, nicht freundlicher .... aber dort konnt' ich nicht glauben, daß sie für irgend einen Mann — Andlau etwa ausgenommen — lieblicher sein könne; ja sogar ihre Empfindungsweise für Andlau kränkte mich nicht so — nicht so tief, nicht so bitter. Zeit, Treue, Gewohnheit, gaben ihm Rechte — ich weiß ja Alles, ich mache mir ja keine Chimären! ich verlange ja nichts, als daß sie mir erlaube mein Herz vor ihr niederzulegen, als daß sie freundlich meine Liebe anlächle, sie dulde! statt dessen weist sie sie ab, drängt mir das Wort in den Busen zurück oder verdreht es mir auf der Lippe, während sie an diesen Menschen

ihre Liebe verſchwendet. — Der Teufel mag wiſſen, in welchem Grad!

Durch ſolche und ähnliche Vorſtellungen regte er ſeinen Zorn und ſeine Leidenſchaft dermaßen auf, daß er halb vernichtet bei Fauſtinen eintrat und keines Wortes mächtig neben ihr auf das Sopha ſank. Sie wähnte, wie Mario vorhin, die Erinnerung an ſeine Ungezogenheit quäle ihn, und dadurch ward ſie in ihrem Vorſatz, den geſtrigen Vorfall gänzlich zu ignoriren, noch mehr beſtärkt. Sie frühſtückte, denn Clemens, dem die Secunden zu Ewigkeiten wurden, hatte ſich in den Stunden verirrt.

„Brav, daß Sie ſo früh kommen! ich fürchtete ſchon, Sie würden mir meine geſtrige Abtrünnigkeit nicht ganz verziehen haben. Das kam aber ſo.“ Sie erzählte ihm, wodurch ſie geſtört worden ſei, und dann vom Ball, der elegant und amüſant geweſen, und dann, daß Mengen ſie heut im Eisſchlitten fahren wolle — Alles ſo ſchlicht, ſo natürlich, wie die Unbefangenheit, und freundlich, wie die Güte thut, die einen Andern aus peinlicher Lage befreien mögte. Doch Clemens in ſeinem aufgeregten Zuſtand war nicht dafür empfänglich. Er ſah nur eine geſchickte Heuchelei. Das überwältigte ihn, er ſchlug verzweiflungsvoll beide Hände vors Geſicht. Die erſte Bewegung Fauſtinens war, mißtrauiſch von ihm wegzurücken. Doch ſie beſann ſich, daß er unmöglich Morgens um zehn Uhr im Rauſch ſein könne, und ſeine Deſperation auf Rechnung ſeiner Beſchämung ſchrei-

bend, faßte ſie ſich, blieb neben ihm ſitzen, zog ſeine Rechte von ſeinem Geſicht herab, und ſagte:

„Guter Clemens, beruhigen Sie ſich.“

Da blickte er ſie an, ſchüttelte den Kopf und rief:

„Aber Sie ſtrafen ja den lieben Gott Lügen!.... Ja ja!“ fuhr er fort, als Fauſtine tödtlich erſchreckt ihn ſprachlos anſah — „jetzt fällt die Maske! doch, wenn man nichts ahnt, nichts weiß, und nur Ihr Geſicht ſieht, ſo würde Jeder meinen, der liebe Gott habe ſeinen Lieblingsengel auf die Welt geſchickt, um die Menſchen von ihm zu grüßen, und vielleicht iſt das auch ſeine Abſicht mit Ihnen geweſen. Aber dies himmliſche Antlitz lügt! es wohnt nichts dahinter — als ein lügenhaftes Weib.“

Fauſtine erhob ſich. Sie ſtand vor Clemens ſo hoch, ſo groß, als ſei ſie plötzlich um einen Fuß gewachſen. Kalt und befehlend zeigte ſie mit der ausgeſtreckten Rechten nach der Eingangsthür, und ohne Clemens eines Blickes zu würdigen, ging ſie königlich ſtolz aus dem Salon in ihr Zimmer und verſchmähete es die Thür hinter ſich zu ſchließen. Sie ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch, legte den Kopf in beide Hände, um ſich zu beſinnen, ob Clemens verrückt oder betrunken, krank oder unverſchämt ſein möge, brachte es nicht heraus, und ſchrieb, um ſich zu zerſtreuen, ein Paar herzliche Zeilen an Cunigunde, als Antwort auf ihren geſtrigen Brief. So war eine Viertelſtunde verfloſſen. Clemens ſaß noch immer regungslos auf dem Sopha. Er bereute ſein Beneh-

men — besonders deshalb, weil er, mit der Thür ins Haus fallend, Faustinen Waffen in die Hand gegeben. Darum hob er ganz demüthig an:

„Ich bin noch hier, Gräfin Faustine."

„Wider meinen Willen, Herr von Walldorf," sprach sie eisig von ihrem Schreibtisch herüber.

Er stand auf, ging bis zur Schwelle ihres Zimmers und bat:

„Wenn ich ein Verbrecher bin, so geben Sie mir durch die Beantwortung einiger Fragen dreist den Todesstoß."

„Sie sind ein Wahnsinniger," sagte sie gelassen und legte die Feder hin.

„Kamen Sie nicht heute Nacht in Graf Mengens Begleitung nach Hause?"

„Ja."

„In seinen Mantel gehüllt?"

„Ja."

„Warum das?"

„Weil der meine samt meinem Bedienten verschwunden war und noch ist."

„Ich bitte um Vergebung! der Mantel ist da, ich habe ihn vor zwei Stunden gesehn."

„Wo denn?"

„Wo? Sie fragen? .... Gräfin, haben Sie in der That den Muth, zu fragen?"

„Himmel!" rief sie sehr ungeduldig, „hing er als Wetterfahne an der katholischen Kirche, oder fuhr

ein neuer Fauſt auf ihm durch die Luft, oder was ſonſt!"

„Er lag in Graf Mengens Zimmer — auf deſſen Bett."

„Nun das iſt mir lieb! der gute Mengen! ſo hat er den Ernſt aufgefunden — ich war ſchon ganz verzagt. — Weiter im Examen, Herr von Walldorf! Sie ſehen, ich bleibe keine Antwort ſchuldig."

„Ich bin zu Ende."

„Das thut mir leid."

„Warum?"

„Weil es mir nicht geglückt iſt, Ihnen den Todesſtreich zu geben, d. h. Ihren wahnſinnigen Hirngeſpinnſten, denn Sie ſehen zwar ganz petrifizirt aus, aber gar nicht klar und verſtändig."

„Fauſtine!" rief Clemens und warf ſich ihr zu Füßen, „haben Sie Mitleid mit mir. Wie kann ich klar ſein, wenn die raſendſte Leidenſchaft, Eiferſucht, meine Beſinnung, mein Urtheil verſtümmelt, und wenn alle äußern Zeichen mich gräßlich in dem Verdacht beſtärken, daß — Mengen glücklicher iſt als ich."

„Das wünſch' ich ihm aus tiefſter Seele," ſprach Fauſtine finſter.

Clemens fuhr auf und ſagte mit hämiſcher Bitterkeit: „Daran hab' ich nie gezweifelt! ich wußte es — als ich den Mantel bei ihm ſah."

„Verſchonen Sie mich mit dieſem ewigen Mantel!" rief ſie ungeduldig.

„Er muß doch ſein, wo die Beſitzerin iſt — oder war."

Der tiefe Unmuth in Fauſtinens Zügen ging plötzlich in eine ſo tiefe Trauer über, daß Clemens wie niedergedonnert abermals zu ihren Füßen hinſank. Sie ſagte nur: „Clemens!“ — aber es lag ein herzzerſchneidender Vorwurf in ihrem leiſen, zitternden, melancholiſchen Ton.

„Vergebung!“ ſtammelte er mit gerungenen Händen.

„O,“ ſagte ſie, „nicht mich haben Sie am tödtlichſten gekränkt: Sich ſelbſt — die reine Blüthe Ihres Gefühls! .... Stehen Sie auf, Herr von Walldorf, gehen Sie! Sie können doch künftig nicht mehr den Muth haben, mir feſt ins Auge zu ſehen, unwillkürlich würden Sie es niederſchlagen, und einen ſolchen Menſchen kann ich nicht in meiner Nähe dulden — gehen Sie!“

„Sei gnädig, Fauſtine!“ ſeufzte Clemens, und drückte ſeine Stirn auf ihre Füße. Doch mit unſäglichem Widerwillen machte Sie mit dem Fuß eine abwehrende Bewegung und wiederholte:

„Gehen Sie.“ — Und er ging. — Große Thränen quollen aus ihren Augen. Sie blickte mit tiefer Sehnſucht Andlaus Bild an und ſagte: „Anaſtas, mein Freund! kommſt Du denn nie wieder mit Schutz und Schirm für Deine Ini?“

Da hörte ſie im Vorzimmer Marios Schritt. Schnell trocknete ſie die Augen. Es war vielleicht ihr größter Schmerz, daß ſie ihm den Grund ihrer Betrübniß nicht ſagen durfte. Das machte ſie verdrießlich. Sie empfing ihn nicht eben freundlich, als er mit den Worten eintrat:

„Darf ich für den Sünder Ernſt um Gnade bitten?"

„Der iſt an Allem ſchuld!" rief ſie unmuthig.

„Iſt Ihnen Unangenehmes widerfahren?" fragte Mario ſehr beſorgt.

„Nein, gar nichts," ſagte ſie verlegen — „ich meinte nur geſtern .... und dann, wo iſt mein Mantel?"

Aha, dachte Mario, Clemens hat bereits geplaudert. Laut ſagte er ruhig:

„Ich nahm ihn geſtern Abend dem weinſeligen Ernſt ab, um ihn vor den Rauchwolken der Bedientenſtube zu ſchützen; jetzt hängt er wieder auf deſſen Arm." Dann erzählte er ihr, daß und wie Ernſt zu dem Rauſch gekommen, und ſie rief:

„Mit Trunkenen hab' ich nichts zu ſchaffen! den einen hab' ich ſo eben fortgeſchickt, und der andere mag auch gehen."

„Theure Gräfin, möchten Sie nicht ignoriren?"

„Nein! Clemens beharrt in einem fortwährenden Rauſch, der mir ganz läſtig iſt, und was ich jetzt von ihm erfahren, Beſtechung meines Bedienten, trägt nicht dazu bei, ihn in meiner guten Meinung herzuſtellen."

„Aber Ernſt, der zum erſten Mal dieſen Fehltritt begangen und ihn mit Thränen bereut hat...."

„Nun, ſo ermahnen Sie ihn, reden Sie ihm ins Gewiſſen, nehmen Sie ihm Schwur und Eid ab, liebſter Mengen! ich verſtehe mich nicht auf

Strafpredigten, und behalte ganz gern einen, ſeit Jahren treu ergebenen Diener.“

So vermittelte Mario den Frieden; und bald war es ihm auch gelungen, die Unmuthswölkchen aus Fauſtinens Seele zu verſcheuchen, denn ſie hatte die reizbare Beweglichkeit eines Kindes, und jeder goldene Apfel eines Gedankens, den man auf ihren Weg warf, hemmte ihren flüchtigen Atalantenlauf. Mario erzählte ihr von einer Heirath, welche als eine ſchauerliche Mesalliance, nicht ſowol des Standes, als auch des Alters und aller äußern Verhältniſſe, die Gemüther in Bewegung ſetze.

„Der Mann iſt ein Künſtler,“ ſagte Fauſtine.

„Aber hoch in Jahren aber ohne die geringſte Spur von Schönheit! was hilft es der Frau, ihn alle Abend drei Stunden lang glänzend und gefeiert zu ſehen, wenn vor ihren Augen der Nimbus ſchwindet?“

„O wir ſind capriziös! drei Stunden täglich den Liebſten bewundert zu ſehen, alle Seelen beherrſchend, alle Blicke fixirend — das mag eine große Befriedigung ſein.“

„Dann kommt er matt, unſchön, abgeſpannt heim, ein in die Raupenhülle zurückgekrochener Schmetterling....“

„Ach, Beſter! die Frau bekommt den Mann ſehr häufig in unſchöner Geſtalt zu ſehen, ohne daß er zuvor die Welt entzückt! Und dann glaub' ich, daß es faſt unmöglich iſt, den Zauber zu ergründen, welcher über den intimen Umgang aller Kunſtmenſchen

ausgebreitet ist, und daher auch schwer, ihm zu widerstehen, wenn man dafür empfänglich. Launen mögen sie haben, heftig, zerstreut, wild mögen sie sein — dennoch besitzen sie eine Magie, die mit dem allen versöhnt — und das ist vielleicht der höchste Triumph der Kunst."

„Es fragt sich doch, ob diese Magie fürs Leben ausreicht. Welcher junge Mann ist nicht einmal in eine Schauspielerin, Sängerin bis zum Wahnsinn verliebt gewesen, und wie selten entspringt daraus ein dauerndes Verhältniß."

„Weil überhaupt ein solches nicht aus jugendlichen Aufwallungen hervorgeht."

„Nein, weil jene Erscheinungen nur im Besitz der Magie sind, welche für einen Moment blendet, ohne zu fesseln."

„Sie haben freilich die eigene Erfahrung für sich" — sagte Faustine launig — „dagegen kann ich nicht streiten. Künstler aller Art sind und bleiben aber doch meine geborenen Freunde, für die ich mich vorzugsweise interessire — nur müssen es wahre Künstler sein, schaffende, begeisterte, keine Nachahmer, keine Handwerker."

„Das Genie hat das nämliche Schicksal wie die Tugend: sie sind beide in der Minorität auf unserer mittelmäßigen Erde. Ein großer Künstler ist eben so selten, als ein großer Mensch."

„Hört er Ihrer Meinung nach auf ein Mensch zu sein?"

„Halb und halb! es kommen Inſpirationen über ihn — er weiß nicht woher! es ſteigen Bilder vor ihm auf — er weiß nicht von wannen! ſtreitende und ringende Gewalten werden in ihm rege, die kein äußerer Anlaß, keine innere Leidenſchaft geweckt! er ſagt Dinge, die er noch nie gedacht! er ſchafft Gebilde, deren Gleichen er nicht geſchaut! Allein er kann nichts der Kraft gebieten, welche ſie aus dem Nichts hervorruft. Er muß warten, bis ein Gott, ein Dämon, ein Genius ſie ihm einhaucht. Er beſitzt höhere Gewalt, als die gewöhnlich menſchlichen, ſogar die allerglänzendſten Fähigkeiten; aber er wird von einer noch höheren Gewalt beſeſſen. Er ſchreibt Geſetze vor, er ſtürzt Gebräuche und Meinungen, er beginnt und endet Epochen, wie ein Gott; aber er iſt zugleich ein blinder, gehorſam dienender Prieſter im Tempel des Gottes. Und dieſe wunderſamen Miſchungen, welche eſſentiel ſeine Weſenheit ausmachen, ſtellen ihn gewiſſermaßen ſeitab von den ſelbſtbewußten Menſchen. Ich geſtehe, daß ich immer eine Art von Scheu vor ihnen habe, die ſonſt meiner Natur fremd. Man iſt nie ſicher bei ihnen, ob ſie bergan oder bergab ſteigen — ob ſie Himmelslichter in die Tiefe leuchten, oder unterirdiſche Flammen am Himmel ſtrahlen laſſen wollen — ob ſie ihre immenſen Gaben wie der Reiter bändigen, oder wie das Roß ihnen gehorchen. Ich liebe ſie nur par distance — in ihren Werken.“

„Das iſt recht weltmenſchlich kalt geſprochen!

Sie fürchten nur, in eine Sphäre fortgewirbelt zu werden, der Sie nicht gewachsen sind. Bedenken Sie nur, welche unermeßliche Wohlthat ein einziger Künstler für lange Zeiten und kommende Geschlechter werden kann, und Ihr Herz muß schlagen für ein Wesen, das von Gott zu einem Segen der Menschheit auserlesen ward, und das diese hohe Ehre vielleicht mit ungekannten und ungemessenen Schmerzen bezahlt hat."

„Aber durch welche Wonnen werden diese Wehen des ringenden und schaffenden Genius compensirt! ich denke mir, daß wenig Menschen eine Empfindung hatten, derjenigen gleich, womit Rafael vor seiner vollendeten Sixtinischen Madonna gestanden."

„Vor der vollendeten? kaum! — der Genius ist éminemment strebend, findet weder Genuß noch Befriedigung in dem Ueberwundenen, dem Geleisteten. Wenn die Conception in ihm aufgeht, dann glaub' ich, feiert er seine seligen Mysterien, gegen deren tiefsinnige, glühende, unirdische Trunkenheit unsere kleinen mäßigen Freuden freilich sehr grau aussehen mögen. Doch jener Rausch ist ein Moment, und dann steht er plötzlich in dem nüchternen Leben."

„Wir Alle stehen in dem nüchternen Leben und ohne jenen compensirenden Rausch —"

„Es muß demjenigen schwer werden, einen Schoppen aus der Hand der schwarzaugigen Kellnerin zu nehmen, dem Hebe die Schaale kredenzt hat. Er wird unwillkürlich vergleichen, den Wein mit dem Nektar,

das Mädchen mit der Göttin, und Vergleiche ſtören die Genußfähigkeit. Wir aber begnügen uns tout bonnement mit dem Wein und der Sterblichen, denn wir wurden nicht aus dem Olymp auf die Erde geſchleudert. So wird er auch immer das, was er gewollt, mit dem vergleichen, was er geſchaffen hat, und gewiß in der Erſcheinung nur einen Schatten ſeiner urſprünglichen Idee finden. Ich hab' einen Freund — er iſt aber nicht Maler, ſondern Dichter — der ſpricht: All meine Schöpfungen kommen mir vor wie gefallene Engel! ſie haben wol noch etwas, was an ihren Urſprung mahnt, doch die Glorie iſt verſchwunden, ſeit ſie die ſinnliche Form annahmen. Mich grämt's aber wenig! ich verkehre mit den ungefallenen Geiſtern, und ſchneide ihnen nach beſten Kräften ein Mäntelchen von Staub zurecht, worin ſie ſich den Menſchen offenbaren."

„Sehen Sie, Ihr Freund fühlt ſich glücklich! das ſpricht für meine Anſicht. Wie heißt er denn? kennt man ihn als Dichter?" fragte Mario neugierig.

„Man kennt ihn wol.... freilich nicht als Dichter, ſondern —"

„Nun? ſondern? Sie ſagten ja eben —"

„Sondern als Dichterin."

„Alſo eine Frau?" ſagte Mengen gedehnt.

„Ja, zum Unglück nur eine Frau, die Ihre Anſicht theilt," ſagte Fauſtine neckend.

„Und warum nannten Sie dieſe Frau Ihren Freund?"

„Weil für mich das Genie geſchlechtslos iſt. Mag ein Fledermäuschen oder ein Titane ſchaffen — ſein Genie iſt mein Freund.“

„Und trauen Sie mir nicht dieſelbe Unbefangenheit zu?“

Fauſtine lachte herzlich. „Excellent! haben Sie mir je Anlaß zu dieſem Vertrauen gegeben? Sie halten die Frau nicht der Begeiſterung fähig und nicht der Leidenſchaft: iſt es möglich, ohne dieſes zweiſchneidige Schwert ſich Bahn zu brechen auf dem Pfade der Kunſt? Nein! — Sie glauben gar nicht, daß das Genie mit einer Frau Mißheirath ſchließen, ſich gleichſam an ſie verplempern könnte. Es braucht eine Hülle ſechs Fuß lang, tiefe Baßſtimme, Collier grec, — darin hat es Raum. Ein Genie, ihr wunderlichen Herren, muß genau ſo ausſehen wie ihr ſelbſt! Trüg' es ein Muſſelinkleidchen, und das Haar aufgeflochten, ihr würdet ihm für euer Leben gern einen ſtattlichen ſchwarzen Bart malen, damit es doch ein klein wenig für ſeine Würde befähigt wäre! — Nein, guter Mengen, wenn Ihnen das Genie eine Hand reicht, die halb ſo ſchmal iſt als die Ihre, ſo machen Sie ſicher nicht Ihren Freund daraus!“

„Möglich! weil ich, wie geſagt, dieſe Leute am liebſten in gehöriger Entfernung beobachte und bewundere. In der Nähe findet man ſchwer den richtigen Geſichtspunkt, von wo ſie betrachtet und beurtheilt ſein wollen. Das macht und giebt Verwirrung. Ich liebe die Klarheit.“

„Dann laſſen Sie uns in den großen Garten gehen: da iſt jetzt Alles von einer geſpenſtiſchen Klarheit. Der Himmel ſo blau, die Erde ſo weiß, das Eis ſo hell, die Bäume ſo nackt — o dieſe Klarheit, wie iſt ſie kalt!“

Sie ſchüttelte ſich vor Graus und ging ſich zum Spaziergang und zur Eisfahrt anzukleiden. Mengen ſah ihr nach. Es war ihm, als ziehe ein Glanzſtreif hinter ihren Schritten, wie Nachts im Mondſchein auf dem Waſſer hinter dem Schwan. Ich liebe die Klarheit, wiederholte er halblaut und ſetzte ſich in tiefen Gedanken aufs Sopha. Was hält mich ab, bei ihr dahin zu gelangen? Eine einzige Frage und Alles iſt entſchieden!... aber ſie lacht mich aus, ſprach ſie geſtern, wenn ich die Frage thue. Die Sonne iſt auch nicht klar, doch licht, himmliſch licht, wie ſie. — —

Fauſtine war längſt wieder eingetreten und in der Thür ſtehen geblieben, als ſie ſeine ſinnende Stellung wahrnahm. Er bemerkte ſie nicht eher, bis ſie faſt ſchüchtern ſeinen Namen ausſprach. Dann fügte ſie hinzu:

„Ich unterbreche ungern Jemand in ſeinen Gedanken, weil ich nicht weiß, aus welchem Eden ich ihn heimrufe.“

„Fürchten Sie nichts! Sie bringen es“ — ſagte Mario mit tiefer Innigkeit, ſehr verſchieden von dem ſcherzenden Ton, mit welchem er ſonſt wol ein huldigendes Wort zu ſagen pflegte. Und ſo blieb

er auch in den Stunden, die er mit ihr verbrachte. Beim Scheiden rief er:

„Und nun vergehen faſt vierundzwanzig Stunden, bis ich Sie wiederſehe?“

„Warum? kommen Sie heut Abend zu Frau von Eilau — da werd' ich ſein.“

„Ich kann nicht — ich habe nothwendig —“

„So jammern Sie nicht!“ rief Fauſtine ungeduldig.

„Ich werde kommen,“ ſagte Mario froh, denn er ſah wol, daß ſeine Weigerung, nicht ſeine Klage ſie verdroß, und Fauſtine lächelte eben ſo froh als er.

Am Abend jedoch verging eine Viertelſtunde nach der andern und Mario kam nicht zu Frau von Eilau. Anfangs war Fauſtine unmuthig, dann unruhig, endlich geängſtigt. Zuerſt ſchob ſie dies unbegreifliche Ausbleiben den Geſchäften zu, darauf unvorhergeſehenen Störungen, zuletzt irgend einem Unglücksfall. Sie dachte an Clemens, ob der ſich nicht zu weiß Gott welcher Thorheit Mario gegenüber habe hinreißen laſſen. Schauerliche Möglichkeiten tauchten vor ihr auf und umflorten ihren Blick. Sie ſank im Sopha, und ihr Kopf auf die Lehne zurück. Seit einer Stunde wurde Muſik gemacht, und zwar ſo gute, daß Niemand daran dachte, Converſation zu machen, welche durch mittelmäßige hervorgelockt wird, wie die Maus aus ihrem Verſteck. So blieb Fauſtine ungeſtört und kaum beachtet. Aber die Muſik ſchwirrte wie Mückengeſumm in ihr

Ohr. Sie war auf dem Punkte, die Gesellschaft zu verlassen, um wenigstens der Qual des Wartens in ihrem einsamen Zimmer überhoben zu sein. Da, ganz leise, um nicht zu stören, ging die Thür auf. Es war Mengen; Faustine hatte aber schon so oft umsonst nach dieser Thür geschaut, daß sie entmuthigt nicht mehr die Augen aufschlagen mochte, und so saß sie ihm gegenüber, ganz blaß, die Wimpern so tief gesenkt, als wären sie geschlossen, um den Mund mühsam verhaltene Trauer — er konnte nicht anders als glauben, ein großer Unfall habe sie betroffen, und um ihr ein Zeichen zu geben, daß eine Freundesseele gegenwärtig, fiel ihm nichts Anderes ein, um die Störung unbekümmert, als seinen Stock fallen zu lassen. Alle Blicke kehrten sich vorwurfsvoll gegen ihn, doch er beachtete sie nicht, denn die seinen waren auf Faustine gerichtet, und sie sah jetzt auf, sah und erkannte ihn, und augenblicklich war sie verwandelt, strahlend, heiter, glücklich. Mengen verging vor Ungeduld über den Virtuosen. Mit dessen Schlußakkord stand er neben Faustine und fragte:

„Was war denn das — vorhin?"

„Ich fürchtete, Sie würden nicht kommen. Da langweilte ich mich."

„Sonst nichts ist Ihnen geschehen?"

„Ists nicht genug, anderthalb oder zwei Stunden zu warten? und gar für mich, die ich nie Jemand warten lasse? Ich mag über keinen Menschen diese Folter verhängen."

„Wir hatten keine Stunde verabredet! konnte ich ahnen? —"

„O nein, nein! Sie konnten nicht ahnen! aber nun wissen Sie ein für alle Mal."

Feldern kam täglich zu Faustinen. Sie hatte ihm die Schritte mitgetheilt, welche sie für Cunigunde gethan. Auch er fand es am Besten für sie und für sich, sie aus dem Elternhause zu entfernen.

„Wenn mir die Möglichkeit abgeschnitten ist, sie wiederzusehen," sprach er, „so werd' ich leichter an die Unmöglichkeit unserer Verbindung glauben. Kann ich zu ihr, so will ich sie sehen, und sehe ich sie, so will ich sie besitzen."

„Sie sind recht aufrichtig, mein bester Feldern," entgegnete Faustine überrascht, „ich habe Sie niemals so offen reden hören."

„Wenn man nichts zu hoffen noch zu verlieren hat, entweder weil man Alles oder weil man Nichts besitzt, so wird man höchst aufrichtig. Der Bräutigam beim Hochzeitsschmaus sagt unbefangen: ich bin sehr glücklich! und der Bettler an der Straßenecke sagt eben so unbefangen: ich bin sehr elend. Lust und Leid haben Kinder, die sich frappant ähnlich sehen — sie müssen also wol aus derselben Familie stammen."

Faustine erkannte in diesen und ähnlichen Aeußerungen Felderns Marios Einfluß, der sich treu be-

mühte, ihm eine Unabhängigkeit von den überraſchenden Schickſalswendungen zu geben, wie er ſelbſt ſie bisher bewahrt, und ſehnlichſt wünſchte ſie, es möchte doch auch für Clemens ein ſolcher Nothhelfer ſich finden, denn ſie — das fühlte ſie lebhaft — konnte keinen Einfluß mehr auf ihn wünſchen, und deshalb ihn auch nicht haben. Er war für ſie wie von der Erde vertilgt, ſpurlos verſchwunden, ließ ſich weder bei ihr noch irgendwo bei ihren Bekannten ſehen, und ſie hätte glauben dürfen, er ſei abgereiſt, wenn nicht eine bange Ahnung ihr zugeflüſtert, daß er ſich ſchwerlich ohne Abſchied, ohne Verſöhnung von ihr trennen würde. Wo war er alſo? umkreiſte er ihre Wohnung? bewachte er ihre Schritte? ließ ſich von ſeiner raſenden Leidenſchaft nicht das Wahnſinnigſte fürchten? — Die Beſtechung ihres Bedienten fiel ihr zuweilen ein, wenn ſie allein war. Sie gerieth in eine höchſt unbehagliche Spannung, und fuhr zuſammen, wenn ſie Stimmen und Tritte im Vorzimmer nicht ſogleich unterſcheiden konnte. War Mengen bei ihr, ſo erſchien dieſe Angſt ihr ſo kindiſch, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, ſie ihm anzuvertrauen. Auch war es ihr peinlich, Mario auf Walldorfs Spur auszuſenden. Sie wußte zu gut, wie rückſichtslos Clemens war, wie leicht er gerade dieſen Gehaßten abſichtlich kränken und verletzen mochte. Als aber die Woche ohne irgend ein Lebenszeichen von ihm verſtrichen, da beſchwor ſie Feldern, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Sie ſagte ihm offen

Alles, was zwiſchen ihm und ihr ſtatt gefunden, und ſchloß damit:

„Ich kann mich nicht direct nach ihm umthun, weil er aus dem geringſten Beweis von Theilnahme gleich ganz unerhörte Folgerungen zieht, die ihm Schaden thun, weil ſie ſich nie realiſiren, aber mich in die widerlichſte Verlegenheit ſetzen.“

Feldern verſprach ſein Beſtes zu thun und ihr im Lauf des Tages Bericht, wenigſtens über ſeine Anweſenheit in Dresden, abzuſtatten. Ein Brief von Andlau trug nicht dazu bei, Fauſtine zu erheitern. Er ſchrieb ihr über Cunigundens Angelegenheiten in dem kühlen Ton der Ueberlegung, der ihr ganz unerträglich war, wenn ſie bereits für oder wider Partie genommen. Man ſollte doch nur nie in einer ſolchen Entfernung Dinge beſprechen, die heute anders ausſehen als morgen, murmelte ſie, ſondern nur ſolche, die nie wechſeln und nie altern! Freilich kenne ich Cunigunden ſehr wenig — freilich iſt es eine mißliche Sache, eine paſſende Stellung für ſie ausfindig zu machen — freilich erntet man faſt immer Verdruß und Undank aus Einmiſchung in Familienverhältniſſe — aber ich habe mich nicht dazu gedrängt, und die Art, wie ich da hinein verflochten bin, kann gewiß keinen Schatten auf mich werfen. Und ſogar wenn es ein Schatten wäre — es ſollte mich nicht kränken, denn ich habe etwas Gutes gewollt; und ein Fleck iſt es ſicher nicht. — Andlaus Antwort war da — und nicht eben troſtreich. Wenn Mario keine beſſere

bekam, was ſollte mit Cunigunden werden? Sie grübelte ſich matt und müde. Da flog die Thür auf und Mengen freudeſtrahlend ins Zimmer, einen offnen Brief in der Hand.

„Cunigunde iſt willkommen!“ rief er, „und zwar gleich auf der Stelle. Meine Mutter hat ihren alten Kammerdiener hergeſchickt, um ſie auf der Reiſe zu begleiten — daher die etwas verzögerte Antwort: er brachte mir den Brief. Sind Sie zufrieden?“ — Er kniete neben ihr nieder und blickte glückſelig in ihr Auge, aus welchem wieder der himmliſche Strahl aufleuchtete.

„O Mengen!“ ſagte ſie nur, und legte die Hand auf die Bruſt; die andre gab ſie ihm, und er behielt ſie in der ſeinen ohne ſie zu küſſen, lange, friedlich, andächtig, immer wie verzaubert in ihr Antlitz ſchauend. Spät drückte er heftig ſeine Lippen in die ſchmale zarte Hand — da ſtand Fauſtine auf und ſagte:

„Lieber Mengen, ſagen Sie, bitte, dem Ernſt, er möge einen Boten beſorgen, ich will ſogleich Cunigunden ſchreiben, damit ſie ſich bereit mache; vielleicht kann ſie dann ſchon morgen reiſen. O wie wird ſie ſich freuen! wie dankbar Ihnen ſein —“

„Das wäre ganz **hors de saison**! ich habe in Ihrem Dienſt gehandelt, da mußte ich wol des Gelingens ſicher ſein.“

Feldern war gradeswegs zu Clemens gegangen. Der breite Johann ſchien zweifelhaft, ob er ihn bei ſeinem Herrn einlaſſen ſolle oder nicht; da er aber

vereits gesagt, er sei daheim, so mußte er ihm die Thür öffnen. Der zierliche, ordnungliebende Feldern erschrak vor der Verwüstung, die in diesem großen, vielleicht ursprünglich eleganten Zimmer herrschte. Kleidungsstücke an der Erde, Teller auf den Stühlen, Flaschen, Karten, Ueberbleibsel vom Frühstück und von Cigarren auf den Tischen, Schläger und Pistolen auf dem Bett, Gläser überall, zwei Feldbettstellen neben einander aufgeschlagen, und Clemens im Schlafrock, mit verwildertem Bart, geisterbleich, krankhaft, mitten im Zimmer stehend, den einen Arm um den Kopf geschlungen, der andere schlaff herabhängend.

„Hier sieht es ja aus wie in einem Lager," sprach Feldern eintretend; doch der scherzhafte Ton kam ihm nicht von Herzen.

„Ja," sagte Clemens gleichgültig, „wir sind zwei Tage und zwei Nächte beisammen gewesen, da muß man seine Anstalten treffen, so gut es gehen will. Wir waren unserer sieben; ein Paar schliefen zur Zeit. Wir wechselten uns ab. Es ging recht gut: Nur aber heute, am dritten Tage, da wurden die dummen Jungen stöckisch und gingen — der eine rechts, der andre links; zum Essen, zum Schlafen — was geht's mich an."

„Sie sind also wol recht lustig gewesen?"

„Lustig? nun ja, wie man's nehmen will. Lärm gab's genug, Wein auch, Karten auch, und ich hoffe, Sie sind nicht der Meinung, daß Weiber dabei sein müssen, um die Sache ganz lustig zu machen."

„Gott bewahre!“ ſagte Feldern, Clemens war ihm beängſtigend, ſchien halb im Rauſch, halb geiſtes- halb körperkrank. „Würden Sie aber nicht auch gut thun, ein wenig friſche Luft einzuathmen? die dicke, heiße Atmoſphäre des Zimmers ſtimmt die Nerven herab, beklemmt die Bruſt. Sie ſehen recht fatiguirt aus.“

„Ich bin es,“ ſprach Clemens und ſetzte ſich auf einen Tiſch, von dem er die Karten herabſchleuderte.

„Ich glaubte Sie krank, weil ich Sie ſo lange nicht bei der Gräfin Fauſtine getroffen.“

„Umgekehrt! weil ich nicht mehr zu der Gräfin Fauſtine gehe, bin ich krank, d. h. ich würde krank werden, wenn ich nicht vorzöge, luſtig zu leben.“

„Es iſt ganz hübſch, luſtig zu leben, ſo zwei, drei Tage — doch dann, Beſter, wird man des Spaßes überdrüſſig —“

„Wie aller Dinge auf dieſer ſublunariſchen Welt und des Lebens zuerſt.“

„Sie ſind noch ſehr jung, Herr von Walldorf —“

„Ich werde morgen zweiundzwanzig Jahr, und das nennt man jung. Allein ich bin zu meinem Unglück in dieſen letzten Monaten alt geworden, uralt, wie die Steine —“

„Indeſſen ſind Sie doch noch auf Vergnügungen bedacht —“

„Nein! auf Zeittödtung.“

„Wollen Sie einen Spaziergang mit mir machen?“

„Da müßte ich mich erſt ankleiden.“

„Freilich! von Kopf bis zu Fuß.

„Und das iſt doch nicht der Mühe werth! Sagen Sie mir, Herr von Feldern, iſt denn etwas der Mühe werth, daß ich darum meinen kleinen Finger rege?“

„Ja, die Pflichterfüllung.“

„Aber wenn man gegen Niemand auf der Welt Pflichten hat?“

„Sie fragen wunderlich! haben wir nicht die ganze Menſchheit?“

„Bah!“ rief Clemens, ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, und hob nach einer Pauſe an, ohne ihn zu erheben: „Kommen Sie aus eignem Antriebe zu mir?“

Feldern mochte keine Unwahrheit ſagen; überdies war etwas ſo Troſtloſes in Walldorfs Zuſtand, daß er ihm die kleine Freude gönnte und die Frage verneinte.

„Sie ſchickt Sie alſo? ſie denkt an mich?“ rief Clemens mit ſchwermüthiger Freude. „Aber wie könnte es auch anders ſein, da ich ſtets an ſie — nicht doch! nur ſie denke! Solche Gedanken müſſen zu einem Netz werden, das allmälig ihre Seele umſpinnt und zu mir hinüber zieht.“

Feldern dachte an das, was ihm Fauſtine über Walldorfs übertriebene Folgerungen geſagt; deshalb ſprach er halb ſcherzend, doch mit einem Anflug von Bitterkeit:

„Darauf ſollten wir es nie anlegen. Frauenſeelen ſind ſo ſubtil, daß unſere plumpen Gedanken ſie nicht fangen, und ſo capriciös, daß ſie ſich oft ohne unſer Zuthun fangen laſſen.“

„Meinen Sie? ohne unſer Zuthun? Alſo auch Ihnen haben die Frauen weh gethan! O das Leid, welches dies Geſchlecht über die ganze herrliche Schöpfung verbreitet, iſt namenlos, und der Mann verloren, der von einem Weibe Heil begehrt! Und gerade, daß die engelhaften ſo dämoniſch ſind! Die Menge? o die ſchaut man an, ohne daß die Bruſt ſich hebt, das Herz klopft, das Blut ſiedet, die Arme ſich ausbreiten! das Alles iſt für Eine, die zwiſchen den Uebrigen ſich ausnimmt wie ein Mährchen zwiſchen Tagesgeſchichten.... ſagen Sie mir, fallen Ihnen nicht immer Mährchen ein, wenn Sie — dieſe Frau ſehen, z. B. das von der Prinzeſſin, von deren Lippen Roſen fallen, wenn ſie lächelt, und von deren Wimpern Perlen, wenn ſie weint. Dieſe Frau hat Augen! —“

„Alle Frauen haben Augen!“ unterbrach Feldern, etwas überdrüſſig der Rhapſodie — und es iſt gut, daß man ſich deſſen zuweilen erinnert, um nicht in Monomanie zu verfallen, denn die Frau, die kein Auge für uns hat, ſollte für uns auch keine Augen haben.“

„Sehr richtig! ſehr philoſophiſch! O wie bedaure ich, auf der Univerſität das Studium der Philoſophie ſo gänzlich verabſäumt zu haben. Die Weisheit in

eine Wiſſenſchaft gebracht, kam mir ſo ſpaßhaft zugeſtutzt vor, wie der Baum, dem der Gärtner eine Thierform giebt, damit man doch wiſſe, was ſo ein dummer Baum bedeute. Aber es iſt wirklich ſo übel nicht erfunden! Bei einem Löwen, einem Adler, weiß Jeder genau, was er zu denken hat, die ganze Geographie, die ganze Naturgeſchichte, Millionen Reiſebeſchreibungen — kurz, die vernünftigſten und zweckmäßigſten Gedanken knüpfen ſich daran. Aber bei einem ſimpeln Baum ſchweifen ſie ins Blaue. Man kann denken an den Baum im Paradieſe, von dem Eva den famöſen Apfel ſpeiſte — oder an den Upasbaum auf Java, der wie die Regierungen zur Peſtzeit in dem falſchen Verdacht einer allgemeinen Landesvergiftung ſteht — oder an die Linde auf dem Schloßhof von Nürnberg, welche die Kaiſerin Cunigunde pflanzte, Zweige nach unten, Wurzel nach oben, um ihrem Gemahl ihre ſchneeweiße Unſchuld zu beweiſen. Kaiſer Heinrich II., zubenamt der Heilige, war ihr Gemahl, und es muß doch ein prekäres Ding mit der Unſchuld der Weiber ſein, da ſogar ein Heiliger ihr mißtraut. Ferner an den Lorbeerbaum auf Isola bella, worin Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort bataille ſchnitt — oder an die Eiche bei Pleiſchwitz in der Nähe von Breslau, in deren hohlem Stamm ein Schuſter und ein Schneider ein Paar Hoſen und ein Paar Schuh machten, welche noch gezeigt werden — vielleicht hatten ſie eine Wette gemacht, ſonſt begreife ich nicht, weshalb

ſie dieſe Werkſtatt ſich wählten — oder an die »ſieben Schweſtern« hier im großen Garten — oder an die Tanne von Oberwalldorf, welche Gräfin Fauſtine in ein ſchönes Bild gebracht .... da bin ich wieder bei ihr, und fing doch an bei der Philoſophie.“

Er ſtand auf, ſchlang wieder den Arm um den Kopf und ſchwieg. Feldern ſprach beſorgt:

„Sie ſind wirklich krank, lieber Walldorf; das wüſte Treiben dieſer Tage hat Ihre Nerven fürchterlich aufgeregt und Ihr Blut verbrannt. Sie müſſen hier heraus, die Unordnung um Sie her macht Sie konfus. Kleiden Sie ſich an. Ich warte gern. Dann gehen wir, und während der Zeit wird hier Ordnung gemacht.“

„Meinetwegen!“ ſagte Clemens, und rief Johann. Unter Johanns löblichen Eigenſchaften glänzte nicht die eines gewandten Kammerdieners hervor, und da ſein Herr nicht in der Stimmung war, dieſem Mangel durch eigene Theilnahme abzuhelfen, ſo dauerte die Toilette ziemlich lange, und Feldern hatte Muße, zwiſchen den Trümmern dieſes Schiffbruchs der Ausgelaſſenheit ſich auf allerlei Hiſtörchen zu beſinnen, die er Clemens erzählte, um ihn aus ſeinem Hinbrüten aufzurütteln. Doch das war verlorne Mühe. Clemens blieb unempfänglich für Alles, was nicht Fauſtine war, und hätte Feldern ihn gefragt, was er von dem Mann im Monde denke, ſo würd' er geantwortet haben:

„Ich ſterbe aber, wenn ich ſie nicht wiederſehe.“

„Und wenn Sie ſie wiederſehen, betragen Sie ſich ſo — ſeltſam, daß eine Frau, die leicht mit aller Welt zu leben verſteht, nicht mit Ihnen fertig werden kann.“

„Das iſt es eben! ſie muß nicht mit mir umgehen, wie mit aller Welt.“

„Wenn Sie bei dieſem Verlangen beharren, kann ich Ihnen freilich nicht meine Vermittelung anbieten.“

„O Gott, machen Sie, daß ich ſie wiederſehen darf, und ſie ſoll mich behandeln wie ſie wolle, ich laſſe mir Alles gefallen, Alles! nur keine Verachtung und auch keinen Widerwillen, aber auch keine Kälte und hauptſächlich keine Gleichgültigkeit. Und dann ſoll ſie mich nennen »lieber Clemens,« nicht »Herr von Walldorf.« Es hat Niemand außer ihr mich »lieber Clemens« genannt, vielleicht meine Eltern, das weiß ich nicht mehr, ſie ſtarben früh! Mein Bruder hat eine andere Art ſich auszudrücken, und für die übrigen Leute bin ich »Walldorf.« Sie ſagt bisweilen »lieber Clemens!« das iſt, wie wenn die Nachtigall im Winter ſchlüge, und wollte ſich Jemand unterfangen, mich nach ihr ſo zu nennen, ich würde ihm den verwegenen Mund mit einer Kugel ſtopfen. Endlich ſoll ſie mir die Hand geben. Das thut ſie nie! Ich habe geſehen, daß ſie Mengens großen Windhund auf den ſpitzigen Schlangenkopf geſtreichelt — aber mir giebt ſie die Hand nicht! Und welche Grazie liegt in ihren Handbewegungen! nur

ſie zu ſehen, iſt, als regne es Blüthen. Alſo die Hand —"

„Ich erſtaune, daß Sie Bedingungen machen, und noch dazu ſolche, welche kaum die Liebe erfüllen würde. Was ſoll Gräfin Fauſtine veranlaſſen, ſie anzunehmen?"

„Die Barmherzigkeit."

Sie waren ein Paar Stunden umhergegangen. Feldern fühlte ſich erdrückt von dieſer dem Wahnſinn ähnlichen Leidenſchaft, deren Hoffnung auf nichts baſirte und deren Verlangen Alles umſchloß. Er ſagte, er wolle Fauſtine erzählen, wie unglücklich Clemens ſich fühle, ihr mißfallen zu haben, und dann müſſe er das Weitere ruhig erwarten und vor allen Dingen keine ſchlechte Geſellſchaft an ſich heranziehen, die ihn für jeden Verkehr mit der guten unfähig mache.

„Thut nur nicht preziös mit eurer guten Geſellſchaft!" rief Clemens ärgerlich; „in ihr fallen Dinge vor, deren keine ſchlechte ſich ſchämen dürfte. Iſt die Geſellſchaft ſchlecht, d. h. gemein und roh, nun, ſo iſt auch das rohe Wort und der gemeine Scherz am rechten Platz, und Niemand wird dadurch beleidigt. Aber in der guten, der feinen, der gebildeten, der eleganten, was wird da geredet! zierlich immer und mit pikanten Wendungen — die gröbſten Unanſtändigkeiten: Asa foetida aux coulitures. Beſonders die alten Männer haben recht ihr hölliſches Behagen dran, und das macht auch den jüngern Courage. Was man untereinander ſchwatzt — nun, das hat nicht

viel zu bedeuten, aber mit Frauen ſollte man doch das loſe Maul beherrſchen. Wär' ich eine Frau, mir würden bei ſolchen Geſprächen die Finger jucken, um rechts und links eine Ohrfeige zu geben. Das ſchickt ſich aber beileibe nicht! Sie ſitzen da und thun, als hörten ſie nicht recht hin. Aber ſie hören doch — mögen ſie ärgerlich, mögen ſie verlegen ſein — hören müſſen ſie. Manche mögen ſich auch wol ſehr amüſiren; dahin kommt's! Und dazwiſchen wachſen Mädchen auf, ſtehen einſam junge Frauen, jung und ſchön, wie Fauſtine. Wenn ein gewiſſer alter Mann, deſſen Namen ich vergeſſen habe, bei ihr eintritt, ſo möchte ich ihn gleich wieder zum Fenſter hinaus ſpediren. Da legt er ſich auf einen Lehnſtuhl hintenüber, damit der Bauch Raum habe, der Stock ſteht zwiſchen ſeinen Knieen und die Hände ruhen auf deſſen Knopf. Von dem rothen, fetten Geſicht iſt nichts zu ſehen, als ein gallertartiges Unterkinn, Hängebacken und Wurſtlippen. Die Naſe zählt nicht, die Augen ſind von den Runzeln der Augenlieder verſchüttet, wie ruinirte Teiche vom zuſammenfallenden Erdreich — und dieſe Maſchine hebt an zu erzählen .... weiß der Teufel was. Und man mag dazwiſchen reden — er wartet auf eine Pauſe! man mag ihm geradezu Schweigen gebieten — er ſchweigt und hängt an die nächſte Bemerkung eine Anekdote im verbotnen Styl! Wo ſolche Menſchen reden dürfen, ſieht man nicht den Nutzen der Cenſur ein. Nein, mit eurer guten Geſellſchaft bleibt mir nur vom Halſe. Wer ein

Paar Jahr darin gelebt, iſt hieb- und ſchußfeſt und weiß Beſcheid! Hinge es von mir ab, nicht drei Tage ließe ich Fauſtine dazwiſchen. Wenn ſie dem alten Molch gegenüber ſitzt und das Goldkettchen immer haſtiger, immer heftiger um die Finger wickelt, iſt ſie anbetungswürdig. Einmal lachte ſie, aber im Zorn, das war prächtig —“

Und wieder ging er auf Fauſtine über, und wie ein Monomane vertiefte er ſich in Extravaganzen bei ſeiner fixen Idee, indeſſen er über andre Gegenſtände klar und verſtändig urtheilte. Trotz ſeines Mißfallens an der guten Geſellſchaft verſprach er denn doch, ſeine gar ſo luſtigen Kumpane etwas fern zu halten und Feldern kam ganz abgeſpannt bei Fauſtine an, die in heiterſter Laune ſehr gern auf ſeinen Wunſch einging, Clemens wieder zu Gnaden aufzunehmen. Deſſen Bedingungen theilte er ihr aber nicht mit, auch nicht ganz genau den Zuſtand, in welchem er ihn gefunden; er fürchtete, Fauſtine möchte dadurch etwas aus ihrer verſöhnlichen Stimmung gebracht werden, und er hielt es für ganz nothwendig, daß ſie nicht ihre Hand von Clemens abziehe, wenn aus ihm etwas Tüchtiges werden ſolle. Aber daß morgen ſein Geburtstag ſei, ſagte er Fauſtine.

Als Clemens in der Frühe des nächſten Tages zu ihr kam, rief ſie freundlich:

„Nun, mein verlorner Sohn, dies Kränzchen ſoll zugleich Ihre Heimkehr und Ihr Wiegenfeſt feiern“ — und warf ihm einen Kranz der erſten Frühlings-

blumen entgegen. „Schönere Sinnbilder der Hoffnung, als dieſe unter Schnee und Eis gekeimten Blumen, weiß ich nicht Ihnen zu geben, und die Hoffnung iſt doch das, womit wir uns am liebſten beſchäftigen.“

„Ich halte nicht viel von der Hoffnung,“ entgegnete Clemens.

„Genügen Ihnen die Realitäten ſo ganz?“

„Sie genügen mir ſo wenig, daß es mir nicht der Mühe werth vorkommt, Träume von ihnen in die Zukunft hineinzuſchieben — und das thut die Hoffnung.“

„Aber unwillkürlich blickt der Menſch in die Zukunft, wie er, wenn er am Fenſter ſteht, zum Himmel blickt, und wie an dem Wölkchen oder Geſtirne auftauchen und dahin ziehen, ſo dämmern in ihr Bilder der Hoffnung auf. Haben Sie ſchon Ihre Abreiſe nach Oberwalldorf feſtgeſetzt?“

„Ich habe noch nicht daran gedacht.“

„Und was ſagt Ihr Bruder dazu?“

„Nichts — vermuthe ich. Er ſagt überhaupt ſo wenig, wenn er auch ziemlich viel ſpricht. Da wir aber nicht correſpondiren, ſo weiß ich gar nichts von ihm.“

„Ich wundre mich, daß Ihr Aufenthalt hier Ihnen ſo zuſagt.“

„Sie ſind ja hier! — ich meine .... Sie leben ja auch in Dresden.“

„Ich habe nirgends eine andre Beſtimmung.“

„Weshalb wollen Sie mich ins Exil des Landlebens ſchicken, das doch in der That erdrückend iſt,

wenn nicht Intereſſen und Pflichten des Herzens dies Kleben an der Scholle und Sorgen um die Scholle adeln."

„Und was hält Sie ab dieſen höhern Intereſſen nachzugehen? In ſchöner, kräftiger Jugend ſtehen Sie brav und unabhängig da, nicht eben reich — das iſt ſehr gut, da wird man zur Thätigkeit angeſpornt. Alſo kaufen Sie ein Landgut Ihrem Vermögen angemeſſen, ſuchen Sie eine liebenswürdige Lebensgefährtin und werden Sie recht, recht glücklich, lieber Clemens — das iſt mein Wunſch zu Ihrem Geburtstage."

„Wünſchen Sie aufrichtig, mich glücklich zu ſehen?"

„Wenn ich Nein ſagte, würden Sie es glauben? — Ich lüge nicht, weil ich die Wahrheit bequemer finde, als die Lüge. Das ſollten Sie doch wiſſen."

„In der Welt macht man aus Gewohnheit, nicht um zu lügen, viel ſchöne Worte."

„Ich auch! wenn mir nichts Beſſeres einfällt! — Doch Freunden gegenüber nenne ich leere ſchöne Worte Lüge, weil ſie etwas Anderes dahinter erwarten; die Welt aber nicht: die empfängt die Münze, womit ſie zahlt — ein redlicher Handel."

„Gut denn! ſo müſſen Sie mein Glück nicht blos wünſchen, ſondern auch etwas dafür thun."

„Thun? ach, meine gebrechliche Hand webt leichter die fliegenden Sommerfädchen der Theorie, als das derbe Schiffstau der Praxis. Was kann ich für Sie thun? .... ein hübſches Bild für Sie malen —"

„Ihr eigenes?“

„Nein, daran mögen Andere ihre Kunſtfertigkeit üben! ich habe zu viel mit mir ſelbſt zu ſchaffen, um mich auch noch zu malen! — Und Sie beſuchen kann ich —“

„Wann? wo?“

„Nun, wenn Sie verheirathet ſind und ein hübſches Haus haben.“

„Das liegt Alles zu fern.“

„So will ich mich beſinnen! mit der Zeit fällt mir vielleicht noch etwas ein.“

Aber Fauſtine war ſo gelangweilt durch die ungewohnte Anſtrengung, jedes Wort ſo einzurichten, daß es eine Barriere vor Clemens ſchob: daß ſie nicht zu ihrer gewöhnlichen Freiheit gelangte und herzlich froh war, als die Ankunft Cunigundens und ihres Vaters das Zwiegeſpräch unterbrach.

Frau von Stein hatte ihre Tochter kalt entlaſſen mit der Weiſung, die große Selbſtändigkeit, welche ſie in ſo jungen Jahren ihren Eltern gegenüber behauptet, auch nun für ihr ganzes Leben und unter allen Verhältniſſen zu bewahren, damit ſie nicht in den Verdacht kindiſchen Trotzes gerathe. Da indeſſen Jeder, der überhaupt einen Willen habe, berechtigt ſei ihn geltend zu machen, ſo billige ſie, daß die Tochter auf eigenem, wenn auch überraſchendem Wege, zum Glück zu gelangen ſuche. Cunigundens Schweſtern weinten — und tröſteten ſich. Nur der Vater war ſehr betrübt und Cunigunde voll tiefen Schmerzes, ihn

verlaſſen zu müſſen. Sie liebte den beſchränkten, lenkſamen, geduldigen Mann, nicht mit kindlicher Zärtlichkeit, nicht mit Verehrung, aber mit jenem tiefen Mitleid, das vielleicht Antigone für den blinden Vater empfand. Ach, auch der ihre war ja blind, konnte nicht allein ſtehen in dem verwirrten Leben, weil er nicht fähig war, es zu überſchauen, und bedurfte einer Führerin, einer mildern, als die deſpotiſche Gattin war. Das war ſein frommes Kind — wie er Cunigunde nannte — ihm ſtets geweſen und er bedauerte ihren unerſetzlichen Verluſt, aber vollkommen reſignirt.

„Sie iſt jung, ich bin alt," ſagte er, „da muß man an ihre Zukunft denken. Alte Leute haben keine! Und verloren hätte ich ſie ja doch, ſobald ſie ſich verheirathet hätte. Und dann wäre ſie unglücklich geworden, ſagt ſie; das würde mir das Herz abſtoßen. Nun kann ja der liebe Gott es ſo fügen, daß ſie noch einmal ſehr glücklich wird, ſogar, daß ich es noch erlebe."

Cunigunde ſaß immer neben ihm und hielt ſeine Hand in der ihren. Ihre Lippen zitterten, aber ſie weinte nicht und ſprach faſt gar nicht. Es war eine herbe Wehmuth in ihr, über die Art, wie ſie aus dem Vaterhauſe einſam in die Fremde ging. Ehedem hatte ſie ſich dies Scheiden wol anders gedacht, an der Hand des Gatten, einer ſchönen Beſtimmung zu — doch das war lange her, war noch ein Bild aus ihrer erſten Jugendzeit, wo ſie noch nicht ihre eige-

nen Ansprüche an den künftigen Gatten kannte. Seitdem war es anders in ihr worden; wie und wodurch — wußte sie nicht. Es kam ihr eben nur vor, als habe sie ausgeschlafen. Doch der Tag, zu welchem sie erwacht war, lag kühl und farblos da, und sie fröstelte bei dem Gedanken, da hinein zu müssen.

Mengen kam, erneuerte die früher gemachte Bekanntschaft mit Herrn von Stein und Cunigunden, und erzählte so viel und so herzlich von seiner Familie, besonders von seinem Vater, daß Allen ganz traulich und heimisch dabei zu Sinn ward. Matildens Hochzeit sollte nächstens sein. Faustine sagte:

„Das freut mich für die Liebenden und noch mehr für Sie, theure Cunigunde. Es bringt uns den Menschen näher, wenn wir ein Familienfest mit ihnen gefeiert haben. Wir sind nicht fremd in dem Kreise, wo wir einmal theilnehmend gelächelt oder geweint."

„Und ich werde Ihnen bald folgen, mein Fräulein, und Ihnen Briefe und Nachricht von den Ihren bringen," sagte Mario; „denn ich bin sehr entschlossen, etwas so Frohes, wie eine Hochzeit, nicht bei den Meinen ohne mich vorübergehen zu lassen."

„Etwas so Frohes?" fragte Faustine; aber Mario hörte es nicht, weil Herr von Stein ganz vergnügt sprach:

„Es freut mich recht, Herr Graf, daß Ihnen eine Hochzeit wie eine Fröhlichkeit vorkommt. Sonst war es Mode, daß es lustig und hoch dabei herging.

Es gab Feste und Schmausereien Tage, ja Wochen lang. Zum Hochzeitstage selbst gebrauchte man einen ganzen Tag, wie sich das gehört, damit aller Putz, alle Ehren, alle Lustbarkeit, aller Scherz sein Recht bekomme, und nicht ein Ehrentag mit zwei oder drei kümmerlichen Stunden abgefertigt werde, wie es jetzt wol geschieht, wo man sich am Morgen oder am Abend trauen läßt, einen Bonbon ißt, in den Wagen steigt und in die weite Welt fährt."

„Das gefällt mir doch sehr gut, lieber Herr von Stein," sagte Faustine.

„Ja, meine gnädige Gräfin, das glaub' ich gern! die schöne junge Frau ist wol am liebsten mit dem Gemahl allein. Aber du grundgütiger Gott! sie werden beide noch so lange beisammen sein, daß es sehr gut ist, wenn sie in der ersten Zeit ein wenig gestört werden, damit sie nicht nach drei Monaten einander überdrüssig sind. Und dann die Uebrigen! warum sollen die leer dabei ausgehen? an einer Hochzeit nimmt die ganze Welt Theil, mit Fug und Recht, denn zwei Menschen, die losbändig in ihr umherirrten, erbauen sich plötzlich ein Hüttchen und schmücken die Welt mit Menschen und mit Glück. Das ist für jedermann wichtig. Drum erhielten sonst alle Hochzeitsgäste ein Stückchen vom Strumpfband der Braut zum Andenken. Freilich jetzt sind die Leute gewaltig steif geworden. Der harmlose Scherz macht ihnen keinen Spaß mehr, und sie zucken die Achseln über den veralteten, plumpen Gebrauch, worin doch wahrhaftig

Andacht war. So unterstützt denn jetzt die Gleichgültigkeit der Uebrigen den Wunsch des Liebespaars, und die wichtigste Angelegenheit des Lebens wird mit einer ganz unstatthaften Heimlichkeit vollzogen, als ob man sich ihrer schäme. Hätte meine Cunigunde geheirathet" — Der Blick der Tochter begegnete bittend dem seinigen, darum fügte er hinzu: „Aber sie will nicht! Es ist kurios, daß heutzutage, wo ein Bräutigam rarer ist als ein Nordlicht, gerade mein Mädchen keinen will. Nun, wir wollen nicht weiter davon reden. Es wird ja wol Alles am Besten sein, wie der liebe Gott es fügt."

Der Tag ging recht gut hin. Mengen war fast immer da. Cunigunde schöpfte Zuversicht aus seinen Worten. Feldern kam in der Absicht, ihr Lebewohl zu sagen; doch er kehrte im Vorzimmer wieder um. Ihm war, als spiele er in der Scene nur eine Nebenrolle. Am nächsten Morgen wollte Cunigunde reisen, es war Alles für sie in Bereitschaft gesetzt. Sie nahm einen kurzen, heftigen Abschied von Faustine; sie wollte nicht weich werden, vielleicht ihres Vaters wegen. Der alte Mann erbat sich Faustinens Erlaubniß, sie zuweilen besuchen und mit ihr von Cunigunden reden zu dürfen. Diese sagte zu Mario auf Faustine deutend:

„Sie bringen mir also bald Nachricht von meinem Liebesengel!" — dann ging sie mit Herrn von Stein in einen Gasthof, und am andern Morgen, als die Sonne aufging, waren Vater und Tochter schon ge-

trennt, und Cunigunde ging gefaßt ihrer Bestimmung entgegen.

„Und Sie gehen nun auch?" fragte Fauſtine niedergeſchlagen Mengen; „ich werde recht einſam ſein. Wenn doch Clemens lieber ginge ſtatt Ihrer."

„Ich komme bald wieder," ſagte Mario; „meine Eltern wünſchen es, wollen mich ſehen —"

„Das begreife ich! wenn wir uns aber nur wiederſehen."

„Warum ſollten wir nicht? wir ſind jung."

„O, das iſt kein Grund! im Gegentheil, junge Menſchen werden häufiger getrennt, als alte." — Fauſtine blieb ſo niedergeſchlagen, daß auch Mario davon angeſteckt wurde, und wenigſtens an dem Abend in keine leichtere Stimmung kam. Doch gerade dieſer mächtige, unleugbare Einfluß Fauſtinens beſtimmte ihn, eine Entſcheidung herbeizuführen. Gehöre ich ihr ſo ganz an, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo werde ſie denn auch mein eigen! und was fürchte ich denn? ſie iſt ja frei, ich bin es! aber wird ſie wollen? ſie muß wollen, wenn ſie mich liebt .... Wenn! — o verdammter Zweifel, den nur der Kopf ausbrütet, und das Herz nicht hegt!" —

Acht Tage vergingen bis zu Mengens Abreiſe, und Fauſtine blieb in einer Nebelwolke von Traurigkeit. In der Region der Gefühle iſt dieſer Zuſtand der unbehaglichſte, weil er keinen Kampf zuläßt, weil man warten muß, bis Sonne oder Wind den Nebel zerſtreuen; und oft der gefährlichſte, weil man mit

umdämmerten Blicken häufig bis an den Rand des Abgrunds tappt, zuweilen in ihn hinabstürzt. „Wie kann er gehen!“ dachte Fauſtine; „ſieht er, fühlt er nicht, wie nothwendig er mir iſt? nothwendig, wie die friſche Luft, wie der Frühling! — Ach, der Frühling kommt und er geht!“ — Bisweilen machte ſie ſich ſelbſt Vorwürfe, wiederholte ſich, daß einige Wochen ſchnell verſtrichen, daß er heimkehren würde, daß auch Andlau, nach ſeinem letzten Brief zu ſchließen, bald kommen müſſe, und daß alsdann für ſie Alle eine Erhöhung des Reizes im lebendigen Verkehr eintreten könne. Aber das lag ſo fern, gleichſam hinter den Nebelwolken ihrer Traurigkeit. Sie ſah es nicht klar. Der Schmerz der Entbehrung lag ihr näher, als der Troſt des Genuſſes einer zweifelhaften Zukunft. Sie wußte nicht, ob Mengen und Andlau an einander Behagen finden würden: Beide waren ſchroff und ſcharf, dieſer eiſig, wenn er unangenehm berührt ſich fühlte, und jener in demſelben Maaß ſchneidend — zwei Naturen, die mit gezogenem Schwert ſich gegenüberſtehen mußten, ſobald ſie nicht Hand in Hand gingen.

Fauſtine war in ihrer tiefſten Seele beklemmt und unheimlich. Hätte ſie den Muth, die Stärke und die Beſonnenheit gehabt, den Verhältniſſen feſt ins Auge zu ſehen, ſo wäre ihr bald genug klar geworden, daß in Marios Entfernung ihrer Aller Heil liege, und ſie hätte durch ein gefaßtes: „Fahre hin,“ dem Schickſal vorbeugen können, das ſie zerbrach, als es in ſeiner

vollen Macht über sie herbrauste; sie hätte durch eine ruhige Darlegung ihrer innersten Seelenverbindung mit Andlau Mengen auf einmal, ehe er ein Wort gesagt, durch einen einzigen kurzen Schmerz, in sein altes Gleichgewicht, wenigstens äußerlich, zurückgestellt, und in dem seinen das ihre gefunden; sie hätte Alles das thun können, was sie nicht that, eben weil ihr Muth, Stärke und Besonnenheit fehlten.

Gegen Clemens war sie während dieser Zeit viel freundlicher, oder eigentlich sanfter als sonst, wo sie ihm nicht leicht irgend ein Wort hingehen ließ, ohne es zu rügen, sobald es über seine Grenze sprang. Jetzt hörte sie nicht so scharf hin, oder sie hatte Mitleid mit seiner Thorheit. Was den Frauen ihr Mitleid für Schaden thut — das ist nicht zu beschreiben und nicht zu begreifen! wenigstens nicht von den Männern zu begreifen, welche für die Frauen alle mögliche Empfindungen, nur kein Mitleid hegen. Im Haß und in der Liebe als Ueberwinder, vernichtend, grausam, vor den Frauen zu stehen, ist ihre Wonne, ihre Lust, ihr Triumph, — ihre Natur! und die Frau, die darüber klagt, ist falsch: es hat noch jeder Simson seine Delila gefunden! — Aber daran thut der Mann unrecht, in jeder Mitleidsäußerung ein Liebeszeichen zu sehen. So weit müßte er aus seiner Natur heraustreten und die fremde Eigenthümlichkeit erkennen. Mitleid ist eine Tochter des allgemeinen Wohlwollens, und die Frau hat viel mehr Wohlwollen für den Mann, in welchem sie von Hause

aus eine Stütze und den Begründer ihres Glückes ſieht, als er für ſie hat, die er doch nur à tout prendre, als eine ſichre Beute betrachtet. Daher wird die Frau durch eines Mannes Neigung zwar nicht immer zur Erwiderung, doch gewiß immer zum Mitleid geſtimmt — vorausgeſetzt, daß ihr keine Verbindung mit ihm droht, wie es bei Cunigunden und Feldern war — und ſie wird Dinge thun und ſagen, die ihm ja nur den Mangel an Liebe freundlich verbergen ſollen. In ſolchem Verhältniß iſt es nur ſeine, niemals ihre Schuld, wenn er ein Lächeln, einen holden Blick, ein ſüßes Wort als ein Verſprechen künftiger größerer Gaben betrachtet. Die Frau iſt gleich dem Kinde, heftig, glühend, leichtgerührt; hernach vergißt ſie das, und das macht ihr der Mann zum Verbrechen. Es iſt aber ihre Natur, ſo wie die ſeine Barbarei iſt. Nur nie Mitleid mit dem Manne geäußert! er mißbraucht es alle Mal.

Clemens jubelte heimlich: „ich wußte wohl, daß ich ſie rühren würde!“ Anfänglich war ſein brennendſter Wunſch nicht weiter gegangen, als ſeine Liebe geduldet — nun wünſchte er ſchon, ſie erwidert zu wiſſen. Er geſtand es ſich freilich nicht ein, aber im Herzen rechnete er ſchon darauf; denn was wär' es für eine wunderliche Liebe, die keine Erwiderung begehrt? ich denke, es wäre gar keine Liebe. — Mengen geht — ſo lautete Walldorfs Rechnung — ſie wird ihn vermiſſen, weil er ihr eine angenehme Geſellſchaft iſt, doch von einer Neigung kann nicht zwi-

schen ihnen die Rede sein, da diese Trennung statt findet. Hingegen wird Andlau kommen — aber ist denn da noch die alte Liebe? fast sechs Monat hat er sie verlassen, und sie lebte während der Zeit ruhig und heiter. Wo ist der Mensch, der, wie ich, ohne ihren Blick in Verzweiflung untergeht? Nein, mir, meinem lodernden Herzen gehört sie einzig an. — Bisweilen saß er ihr viertelstundenlang schweigend gegenüber und sie schwieg auch. Sie malte oder zeichnete. Clemens kam gern in den frühen Morgenstunden, wo er gewiß war, sie allein zu treffen; spätern Besuchen räumte er das Feld, und war am glücklichsten, wenn er sie ungenirt bei ihren gewohnten Beschäftigungen, die sie seinetwegen nicht unterbrach, häuslich und traulich fand. Darum begehrte er auch keine Conversation von ihr. Sie durfte sich in ihre Arbeit, ihre Gedanken vertiefen. Das that sie auch. Fiel es ihr dazwischen ein, es sei doch sehr unfreundlich, sich gar nicht um des armen Clemens Anwesenheit zu kümmern, so sah sie lieblich zu ihm auf, oder nickte ihm einen holden Gruß, gleichsam seine Nachsicht erbittend, zu. Er aber meinte dann, sie freue sich über seine Anwesenheit; und sagte sie, um doch einigermaßen für seine Unterhaltung zu sorgen:

„Da liegt ein hübsches Buch, lieber Clemens, lesen Sie doch ein oder das andere Capitel;" — so war er glückselig, weil er dachte: sie wünscht, daß ich bleibe — sonst könnte sie mich ja gehen heißen. — Faustine wünschte aber hinsichtlich seiner gar nichts,

als ihn vor Ausartung der Thorheit in Verwilderung geschützt zu wissen.

Am Vorabend von Mengens Abreise waren mehre Personen bei ihr. Er selbst kam spät. Sie hatte sich in eine große Lebhaftigkeit hinein gesprochen, um damit ihre Trauer zu umschleiern. Gleichgültige werden stets dadurch getäuscht. Jemand fragte: wie sie zu ihrem seltsamen Namen gekommen, und sie sagte:

„Mein Vater hatte eine solche Liebe zu dem Götheschen Faust, daß er, um in jedem Augenblick seines Lebens an dies Meisterwerk erinnert zu werden, seinen beiden ersten Kindern den Namen Faust und Faustine beizulegen beschloß. Meine Mutter bebte vor diesen barbarischen Namen, sie hatte ganz andere Lieblinge. Als der Zeitpunkt kam, wo ein Kindlein geboren werden sollte, gab es manche kleine Debatte, und unsäglich war die Freude der Eltern, als nicht Eines, sondern zwei zugleich das Licht dieser Welt erblickten, und nun Jeder einen Lieblingsnamen auf der Stelle anbringen konnte. So ward ich Faustine, meine Schwester Adele getauft. Meine arme Mutter starb im Wochenbett, und mein Vater hatte auch nicht lange die Freude, durch mich an sein geliebtes Gedicht erinnert zu werden: er blieb im Felde. Für mich hat aber mein Taufpathe, Faust, stets ein ganz besonderes Interesse gehabt, unabhängig von dem Zauber seiner Poesie und seiner grandiosen Weltanschauung. Ich wollte immer mein eigenes Schicksal in diesem rastlosen Fortstreben, in diesem Dursten und Schmach-

ten nach Befriedigung finden — aber der zweite Theil hat mir das unmöglich gemacht. Ich denke, es ſchreibt wol jeder von uns ſeinen eigenen zweiten Theil zum Fauſt, der Göthesche iſt allzu individuel."

Graf Kirchberg ſagte: „Das ſind' ich nicht! es iſt das treue Bild aller Menſchen, die wie die alten Titanen mit großer Kraft den Oſſa auf den Pelion thürmen, Studien, Forſchungen, Leiſtungen auf ihre Gaben, um damit dem Himmel abzutrotzen und abzuringen, was er dieſem Streben nicht gewähren kann: Befriedigung. Der Strom der Sinnenluſt hat im Entſtehen noch Nerv, weil der Quellpunkt, die Liebe, ihm Nahrung giebt, aber breit, und dürftig dennoch, zerfließt er in der Steppe des Ueberdruſſes und des unbeſtimmten, auf kein hohes, feſtes Ziel gerichteten Verlangens. Dann verſucht Fauſt dem Ehrgeiz, dem Weltglanz, der Welteitelkeit einiges Vergnügen abzugewinnen; aber es bleibt ein ſchaaler Spaß für ihn, ohne Saft und Kraft, und daſſelbe bleibt ihm die Kunſt, der er ſich darauf in die Arme wirft. Das in ihr und mit ihr Erzeugte, Euphorion, verſchwindet, weil es nicht aus der Begeiſterung geboren iſt, und ſomit hat auch die Kunſt ihren Reiz für ihn verloren. Endlich probirt er es gar mit der Wohlthätigkeit, mit der allgemeinen Menſchenliebe, doch die Lauheit, das vage Mißvergnügen bleiben ihm zur Seite, und dieſer ununterbrochene Seelenregen macht ihn ſo matt, daß er ganz froh iſt, endlich mit guter Manier in die elyſäiſchen Gefilde des Himmels einpaſſiren zu dürfen."

„Gut, das ist eben eine Richtung!“ rief Faustine; „ich sehe aber nicht ein, warum der Faust seelenmatt werden muß. Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schooß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst! so ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen! so strenge er all' seine Kräfte und sporne all' seine Gaben an, damit er doch Etwas zu Tage fördere — und sei es nur gerade Etwas, woran Mephistopheles seine Weltironie üben könne, der jetzt in dieser beängstigenden Atmosphäre nur noch zu armseligen Späßen Gelegenheit findet, mit Gauklerkunststücken sich helfen muß, und aus seiner grandiosen Lucifer-Region in die Kategorie der kläglichen, dummen Teufel fällt. Die Kräfte eines Faust dürfen brechen — nicht erlahmen. Sind sie gebrochen im rastlosen Kampf: so gehe er heim nach Gretchens öder Hütte, und suche dort im Tode, was er im Leben umsonst gesucht: ein Haus für die Ewigkeit. Der göttlichen Barmherzigkeit und der reinen Liebe sind keine Grenzen gesetzt; heben sie die matte Seele in den Himmel — warum nicht die ringende Feuerseele?“

„Schreiben Sie doch einen zweiten Theil zum Faust“ — sprach Feldern scherzend.

„Nein, ich lebe ihn lieber,“ entgegnete sie. „Schreiben ist nur ein Surrogat für leben.“

„Oder ein Widerhall des Lebens, der an jedem

Busen sich bricht und zu einem neuen, klingenden Ton wird" — sagte Feldern.

„Ach!" rief Faustine, „unsre Brust ist gar nicht mehr im Stande, die Millionen von Widerhallen aufzufangen, die wie Bienenschwärme gegen sie losgelassen werden. Seit das Bombardement der Menschheit durch Kugeln so ziemlich aus der Mode gekommen, ist dafür das durch Bücher eingetreten, welches, wie eine Influenza, seine Zeit durchgrassiren muß. Ich regrettire im Grunde das Kanonen-Bombardement! man riskirte zwar in einem solchen den Geist aufzugeben, allein der Kopf wurde dann doch mit fortgeschossen. Die Bücher hingegen lassen die physischen Köpfe friedlich zwischen den Schultern sitzen, und nur der geistige wird von ihrem Bombardement betäubt und verdummt. Ich hoffe, noch vor Ende dieses Jahrhunderts wird jeder auftauchende Schriftsteller nach irgend einem Botany-Bay gesendet."

„Welch' ein vandalischer Haß gegen die armen, liebenswürdigen Schriftsteller, die Ihnen doch gewiß von Robinson an bis zur heutigen Stunde unsägliches Vergnügen gemacht haben."

„So so! Sie leben mir vor, sie denken mir vor — ich lebe und denke aber lieber auf meine eigene Hand, schlecht und recht, wie ich's eben verstehe, als einem Andern nach."

Als Mengen kam, bemerkte er sogleich Faustinens innere Aufregung. Sie sprach; aber dann und wann hielt sie mitten im Satz inne, weil sie keinen Athem

mehr hatte. Ihre Augen glänzten; aber dann und wann ſanken die Augenlieder tief und müde herab.

„Sie ſind fatiguirt, Gräfin," ſagte Mario ſanft, und ſetzte ſich zu ihr.

„O, zum Sterben!" entgegnete ſie, ſich im Fauteuil zurücklehnend.

„Man muß nicht ſo viel reden, wenn einem nicht danach ums Herz iſt."

„Dann ſchweigen Sie nur, Mengen! Sie thun ja nie danach, wie es Ihnen ums Herz iſt." — Er ſah ſie fragend an. — „Nun ja," fuhr ſie fort, „Sie reiſen und würden doch viel lieber, trotz Hochzeit und Freudenfeſten, hier bleiben."

Er antwortete ihr nicht, aber er verwickelte die Anweſenden in Geſpräche, womit die Zeit hinging ohne Fauſtinens Bemühen. Als man aufbrach, wünſchte man ihm eine glückliche Reiſe, und all' die freundlich banalen Phraſen erklangen, welche denen ſo weh thun, über die der Schmerz des Abſchieds einbrechen wird. Fauſtine ſaß regungslos auf ihrem Platz. Sie grüßte mit den Augen die Scheidenden. Nun war ſie mit Mario allein. Schweigend, mit untergeſchlagenen Armen, ſtand er eine Weile vor ihr, denn die Gefühle wogten in ſeiner Bruſt und erſtickten die Worte. Da ſtand ſie auf, legte beide Hände gefaltet auf ſeinen Arm und ſagte bebend:

„Auf Wiederſehen, Freund!"

„Kann ich denn ſo von Ihnen ſcheiden?" fragte er eben ſo leiſe und faßte ihre Hände in die ſeine;

— „o Fauſtine, ich kann nicht!“ rief er dann mit überſtrömender Heftigkeit und drückte ſie an ſein Herz, als wolle er dies brauſende Herz oder die geliebte Geſtalt zerbrechen. —

„O, das iſt nicht recht!“ ſagte ſie, immer mit demſelben Ausdruck von Trauer im Blick und Ton.

„Vergebung, Fauſtine,“ ſprach Mario ſanfter und ſeine Hand glitt leiſe über ihr Haar, ihre Wange hinab — „ſiehſt Du, ich liebe Dich —“

Da ſtand ſie auf einmal frei, ſeinem Arm entwunden, vor ihm. Sie bog den Kopf zurück, der plötzlich in einer Verklärung ſtand, welche nur überirdiſcher Triumph verſchmolzen mit bachantiſchem Jubel auf das Menſchenantlitz gießen; ſie breitete die Arme aus, doch nicht zu ihm, ſondern empor zum Himmel, und mit der nämlichen Extaſe im Ton ſagte ſie: „Er liebt mich!“ —

„Wohin denn mit dieſer wehenden Glut, Fauſtine, wenn nicht zu mir?“ rief Mario entzückt und ſchlang den Arm um ſie, als wolle er ſie an ſeine Seite feſſeln.

„Er liebt mich!“ wiederholte ſie mit derſelben ſchwärmeriſchen Innigkeit. Sie umfaßte ſeinen Kopf mit ihren beiden Händen, ſah ihn an, ſchüttelte dann langſam den ihren und ſagte träumeriſch: „Das iſt aber doch wol nicht wahr.“

„Nicht wahr! o Fauſtine, haſt Du nicht gefühlt, wie mein Weſen allmälig mit dem Deinen verſchmolzen iſt, wie mein Herz gelernt hat in Deiner Bruſt

zu ſchlagen, mein Geiſt in Deiner Richtung zu fliegen, mein ganzes Sein mit Dir Schritt zu halten. Iſt das nicht Liebe, Fauſtine?"

Wie die roſenrothen Gletſcher immer blaſſer und blaſſer werden, wenn die Nacht heraufſteigt und zuletzt in ſchattengleichem Grau daſtehen, ſo erbleichte ſie; ſie hing zerbrochen in Marios Armen und ſagte tonlos:

„O, das iſt aber entſetzlich!"

„Warum, Fauſtine? Engel, Du liebſt mich —"

„Ich!" rief ſie und fuhr mit der flachen Hand über die Stirn; — „ich .... Sie? — Sie irren ſich ſeltſam, Graf Mengen."

Entſetzen, als habe der Blitz zu ſeinen Füßen die Geliebte erſchlagen, zerwühlte plötzlich Marios glückſtrahlendes Antlitz. Er ſtieß Fauſtine von ſich und ſagte mit einer vernichtenden Drohung im Ton: „Fauſtine!"

Sie ſank in den Lehnſtuhl wie eine welke Blume, die das Haupt unter dem rollenden Donner beugt. Dicke Thränen quollen langſam unter den Wimpern vor, die Locken hingen aufgelöſt an den entfärbten zarten Wangen herab. Sie war jetzt bezaubernd durch den unausſprechlichen Gram ihres ganzen Weſens, wie ſie es drei Minuten vorher durch deſſen unausſprechliche Glut geweſen war. Mario hatte nicht die Kraft ſie zu verlaſſen, obgleich er im erſten Augenblick ſchon eine Bewegung nach der Thür gemacht. Er kniete vor ihr nieder und ſprach:

„Fauſtine, wie können Sie lügen?"

„Ich lüge nicht!“ flüſterte ſie ohne aufzublicken.

Er legte ſeine Hände gefaltet auf ihre Kniee und ſprach: „Sehen Sie mich an, feſt und ruhig, und nun antworten Sie mir: „liebſt Du mich nicht, Fauſtine?“

„Nein!“ ſagte ſie faſt unhörbar, aber unwillkürlich ruhte ihr Auge mit ſo himmliſcher Zärtlichkeit auf ihm, daß er entzückt ausrief:

„Deine falſchen, lieblichen Lippen lügen! Dein Auge ſpricht Ja! ich glaube ihm.“

„Nein, nein!“ rief ſie in heftiger Angſt und hielt beide Hände vor den Augen; „kehren Sie ſich nicht an die verrätheriſchen Augen, der Mund ſpricht die Wahrheit.“

„Fauſtine,“ ſagte Mengen und ſtand auf, und ſeine zürnende Stimme wurde noch ſchauerlicher durch die Bebungen, welche die gewaltigſte Aufregung ihr gab — „wenn Du mich wirklich nicht liebſt, wenn Alles nur ein Spiel, die Beluſtigung für einen leeren Augenblick geweſen, wenn Du die ganze Grazie Deiner Weſenheit nur als eine gemeine Koketterie verſchwendet, wenn Du ſolche Nichtachtung fremder Gefühle hegſt, daß Du lebende, ſchlagende, blutende Herzen anatomirſt zu Deiner Belehrung oder Deinem grauſamen Vergnügen: ſo habe ich keinen Ausdruck für meine Verachtung.“

„Mario!“ ſchrie Fauſtine und glitt auf ihre Kniee zur Erde herab — „ich liebe Dich.“

Er hob ſie auf, zog ſie ſtürmiſch an ſeine hoch-

ſchlagende Bruſt und drängte in einem Kuß die Seligkeit und die Sehnſucht zuſammen, welche dies Wort in ihm auflodern ließ. Aber Fauſtine begegnete nur ſcheu dieſer Glut. Sie machte eine ganz kleine Bewegung, ſo leiſe, jedoch ſo unwiderſtehlich, daß die Liebe ihr gehorchen muß, und daß doch nur die Liebe ſie errathen kann; — und ſeine Arme umſtrickten nicht mehr wie ein Netz ihre Geſtalt, und er fragte gepreßt:

„Warum drängſt Du mir das übervolle Herz in den Buſen zurück, Fauſtine? O laß es an dem Deinen ruhen, mein geliebter Engel! jetzt weiß ich ja die Wahrheit.“

„Noch nicht ganz, Mario,“ antwortete ſie dumpf.

„Aber das Weſentliche: Du liebſt mich. Und morgen fährſt Du mit mir zu meinen Eltern, als meine Braut, als mein Weib — wie Du willſt! aber mit mir, denn Du liebſt mich, Fauſtine!“ Er ſchlang ihre Locken um ſeine Finger.

Sie ſagte melancholiſch: „Laß mich los! es hilft doch nichts! wir müſſen ſcheiden.“

Da ſchrie er plötzlich heftig auf: „Andlau?“ — Fauſtine neigte bejahend das Haupt und Mengen ſank wie zerſchmettert in einen Stuhl.

„Siehſt Du wol, wie viel ſchwerer Dir jetzt als vor fünf Minuten die Trennung wird?“ ſagte ſie gelaſſen; „O hätte ich das Liebeswort verſchwiegen!“

„Rede, Unglückſelige, rede!“ rief Mengen; „warum denn Trennung? wer hat ein heiligeres Recht an

Dir, als ich? und wenn ein Anderer es gehabt hat, geht es nicht auf mich über von dem Moment an, wo Du mich liebst? Ich will Dich haben, Fauſtine, ohne Theilung, ganz und gar" —

„Das begreif' ich," unterbrach ſie ihn. „Aber kann ich denn einen Tag glücklich ſein, wenn ich das ganze Schickſal eines Andern, eines geliebten Menſchen, zertrümmere? Kannſt Du es dann noch durch mich, bei mir, ſein? unmöglich, Mario, unmöglich, wie die Sonne unmöglich zur Mitternacht über unſerm Haupt ſtehen kann! Und das ſollſt Du ſelbſt entſcheiden!"

„O Fauſtine! Du liebſt mich, nur mich: das wird entſcheiden."

„Nein, Mario, ich liebe Andlau, den Mann, dem ich mein ganzes Geſchick aus freiem, vollem Herzen in die Hand gegeben, und der es wie ein Gott unwandelbar liebend und treu gelenkt hat."

„Und nicht mich, Fauſtine? beſinne Dich, Herz! wirklich nicht mich?"

Sie ſank zu ſeinen Füßen nieder, umſchlang ſeine Kniee und legte ihren Kopf darauf. Er wollte ſie aufheben, doch ſie bat: „Laß mich hier liegen, Mario, und frage mich nicht ſo, Du — Menſch gewordner, lichter Sonnenſtrahl! wie ſollt' ich Dich nicht lieben?" Sie weinte heftig. Er richtete zärtlich ihr glühendes Antlitz in ſeiner Hand empor und ſprach:

„Mein Engel, erzähle mir nun Alles, was Dich

betrifft. Es iſt ſo dunkel um mich her! wenn ich Alles weiß, wird es mir hell werden, damit ich entſcheiden könne, entſcheiden, wie der Mario es muß, den Du liebſt. Darum die Wahrheit, Herz, die reine Wahrheit, wie vor Gott."

„Wie vor Gott!" wiederholte ſie feierlich, und ſtand auf. Sie waren ſchön die beiden Geſtalten einander gegenüber. Mario ſaß in ſeiner gewöhnlichen Stellung mit untergeſchlagenen Armen ſeitwärts am Tiſch, und die Kerzen warfen nur ein Streiflicht über ihn. Aber ſein marmorbleicher Kopf mit den vornehm ſtolzen, aber durch die Macht der Empfindung für den Augenblick melancholiſchen Zügen, mit dem tiefen, geiſtreichen, glühenden Auge und dem dunkeln Gelock, hob ſich, gleich einem Gemälde von Velasquez oder Murillo, lebhaft von der dunkelrothen Lehne des Fauteuils ab, welche ihn hoch überragte. Fauſtine ſtand vor ihm, im vollen Kerzenlicht, blaßroth gekleidet, blühend, weich, ſchwebend, halb ſinnlich, halb ſeeliſch, hingehaucht wie von Guido Renis Pinſel, etwas vom Johannes, etwas von der Magdalena im Ausdruck, der in jeder Secunde wechſelte, ſo wie ſie die Scala der Gefühle durchflog. — Er — ruhig, feſt, entſchloſſen, nicht unerſchütterlich, aber kampfbereit und unermüdlich, die Siegesfahne tragend, vielleicht in den Tod, doch gewiß nicht in den Untergang. Sie — ſchwankend, und immer ungewiß laſſend, ob ſie fallen, ob ſie in den Himmel auffliegen werde. Er — ganz Mann. Sie — ganz Weib.

„Rede, mein Engel," ſagte Mario ſanft; „keine Frage, keine Einwendung, kein Blick ſollen Dich ſtören."

„Was habe ich denn eigentlich zu ſagen?" fragte Fauſtine ſich ſelbſt, träumeriſch die Hand an die Stirn legend. „Alltägliche Schickſale, ein Leben ohne gewaltige Ereigniſſe, eine Perſönlichkeit ohne überwiegende Vorzüge — das ward mir, das bin ich. Und innere Zuſtände, Skizzen der Seele, kann man die einem Andern vors Auge führen und hindern, daß ihm der Glanz zu grell, und der Schatten zu ſchwarz erſcheine? die Wahrheit wird durch das Wort ſo hart, daß ſie, wenn nicht lügenhaft, doch unglaublich, doch übertrieben erſcheint. Ich aber habe von nichts, als von innern Zuſtänden zu ſprechen; Begebenheiten darfſt Du nicht erwarten. — Aus der Penſion in Mannheim, wo meine Schweſter und ich, die armen Waiſen, erzogen waren, kamen wir im ſiebzehnten Jahr zu unſrer Tante, welche ein ſchönes Landgut in der Nähe von Bamberg bewohnte. Ich war ein junges Mädchen, wie alle übrigen — glaube ich. Ich kann mich im Grunde gar nicht darauf beſinnen, wie und was ich war, ſo lange mein Weſen in ſeiner kühlen, grünen Knospe bewußtlos wie ein Kind in der Wiege ſchlummerte. Ernſt war ich wol, doch auch heiter; ſtill, aber innerlich lebhaft. Bilder wogten in mir, Geſtalten tauchten auf, Erſcheinungen zogen vorüber mit einer Fülle, in einer Lebendigkeit, welche mich ſchon zwiſchen meinen Penſionsgefährtinnen zu ihrer Scheherazade machten, zu einer kleinen Impro-

viſatorin, die aber gewiß ſich ſelbſt weit mehr, als den Kreis ihrer Zuhörer amüſirte. Später gab ich dieſen Phantaſien keine Worte mehr, ſondern Bilder; ich zeichnete. Das macht ſehr ſtill, weil die Hand bedächtig und das Auge vergleichend verfahren muß, wenn der Kopf auch brauſt. Dies Talent, grade für mich, mag wol eine beſondere Gnade des Himmels geweſen ſein: die beſtimmte Form gab mir Haltung. Mit der Poeſie hingegen, deren Schützlinge zwang- und mühelos von der Form nicht mehr brauchen, als was ſie in ihren Fingerſpitzen zuſammenfaſſen, hätte ich gewiß den Phaëtons-Gang und Sturz erlitten. — Von Liebe wußte ich nichts weiter, als was in den Dichtern ſteht, und das iſt, ſo lange man es nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand überträgt, etwas ſo Farbloſes wie das Prisma, ehe man es zwiſchen Auge und Sonne hält. Ich liebte meine Bilder, meine Bücher, die Blumen, die Vögel, die ganze Natur, die ganze Menſchheit, den guten Gott, der dies ſamt und ſonders geſchaffen hat, — Alles en bloc. Meine Tante am wenigſten; denn ſie war intriguant, und ſolche Charactere ſtoßen mich von Grund aus ab, weil ich ohne Waffen gegen ſie bin, mögen ſie mich gewinnen oder mir ſchaden wollen. Ich fühle mich bei ihnen beklemmt wie irgend ein ſcheues Thierlein des Waldes, das die fangende Schlinge ahnt. Ich hatte Scheu vor meiner Tante. Die Männer waren mir am liebſten, welche am beſten tanzten und dabei nicht allzu fade plauderten. Huldigungen ver-

langte ich nicht — vielleicht darum wurden ſie mir oft zu Theil in der oberflächlichen Manier, die zwiſchen ganz jungen Leuten ſtatt findet. Nur Graf Obernau behandelte die Sache ernſter. Er war Rittmeiſter, ſieben und zwanzig Jahr alt, aus vornehmem Geſchlecht, ſehr reich und ſehr ſchön — wenn man dies Prädikat den regelmäßigen Zügen, der ſtolzen Geſtalt und guten Haltung beilegen will, welche in manchen Familien ſelbſt dann noch erblich ſind, wenn ſchon der Adel der Geſinnung und die Kräftigkeit des Blutes erloſchen, die zuerſt dieſen Stempel ausprägten. Ich gefiel dieſem Manne auf eine mir ewig unerklärbare Weiſe, d. h. er verliebte ſich am erſten Abend, wo er mich bei der Tante ſah, dermaßen in mich, daß er auf dem Heimritt zu einigen Kameraden ſagte: »Der Teufel ſoll mich holen, wenn das nicht meine Frau wird.« Seine Kameraden zweifelten durchaus nicht daran, da eine ſo glänzende Partie wie Obernau ſchwerlich abgewieſen wird, und er überdies ein ſogenannt guter Menſch war, Jedem Geld borgte, Jedem im Duell ſecundirte, keinen Spaß verdarb, und nebenbei von ſolcher Schwäche war, daß Jeder, der in ſeine Launen einzugehen und ihm ein wenig zu ſchmeicheln verſtand, ihn lenken konnte, wie ein Kind. Solch ein Kamerad, der vornehm und reich iſt, außer den guten Connexionen auch noch den ſtets gefüllten Beutel hat, und obenein das gute Herz, welches mit beiden aushelfen läßt — wird von allen jungen Männern zärtlichſt geliebt. Kaum hatte Obernau

mir ſultaniſch das Schnupftuch zugeworfen, ſo würde kein junger Mann, zehn Meilen in der Runde, ſich zwiſchen ihn und mich geſtellt haben. Es war gleichſam ein allgemeines ſchweigendes Uebereinkommen, daß er und ich für einander paßten und gehörten. Obernau und immer Obernau war vor meinen Augen und an meiner Seite, oder ſchwirrte vor meinem Ohr; denn der Tante konnte nichts Erwünſchteres kommen, als ſeine paſſionirte Neigung, und ſie trug Sorge, mir von ihm ſtets in einem Ton zu reden, der Eindruck auf mich machen mußte. Nämlich zuerſt lobte ſie ſeine guten Eigenſchaften, dann beklagte ſie den böſen Einfluß, welchen ſchlechte Rathgeber und eigennützige Freunde in ſeinem wohlwollenden, vertrauenden Herzen gewonnen, und ſchloß endlich damit, eine gute, edle Frau könne ihn leicht zu ſich emporheben und ihn zu einem neuen, beſſern Menſchen umwandeln — und das ſei der herrlichſte Beruf des Weibes. Ich hatte zwar kein Vertrauen zu dem Herzen meiner Tante, aber großes zu ihrer Klugheit. Was ſie da ſagte, kam mir verſtändig und gut vor, und iſt es auch, wenn nur das Weib, welches ſich dieſem heroiſchen Beruf widmet, in ſich klar, feſt und abgeſchloſſen genug iſt, um nicht ſelbſt dabei herabgezogen zu werden. Ich armes, unerfahrnes Geſchöpf, ohne Leidenſchaft, ohne Schmerz — dieſen zwei Binde- und Löſeſchlüſſeln des Weſens — konnte das damals nicht in Ueberlegung ziehen. Ich dachte, was die ganze Welt gut und zweckmäßig finde und was einen

Menſchen glücklich mache, daß müſſe ich thun, und ich verlobte mich mit Obernau. Wollte ich ſagen, er ſei mir gleichgültig oder gar zuwider geweſen, und ich ſei zu dieſer Partie beredet oder gezwungen: ſo würde ich lügen. Nein, ich war ihm recht gut, und gab ohne Widerſtreben ſeiner Werbung Gehör. Ich wollte ja auch meine herrliche Beſtimmung erfüllen und recht etwas Gott und den Menſchen Wohlgefälliges vollführen. Ueberdies ſah ich meine ſeit drei Monaten verheirathete Schweſter äußerſt glücklich mit einem Manne, der mir unerträglich ſchien; daraus zog ich den Schluß, der grade umgekehrt richtig iſt: der Mann ſei am liebenswürdigſten in der Ehe — und die Anſtalten zur Hochzeit wurden gemacht.

„Je näher aber der Zeitpunkt kam, deſto beklommener ward mir. Ich, die nie träume, die nie eine bange Vorempfindung des Gewitters ſpüre, wandelte umher, als ſolle ein quälender Traum in Erfüllung gehen oder ein Unwetter losbrechen. Wenigſtens bilde ich mir ein, daß dieſe Schwüle, dieſe Schwere, dieſe Angſt ohne Grund und ohne Namen, denjenigen heimſuchen müſſe, welcher Traum und Ahnung kennt. Zu wem ſollte ich reden? die Tante liebte nicht Erörterungen der Gefühle, wenn ſie Entſcheidungen herbeiführen konnten, welche ihren Abſichten widerſprachen; ſie wies ſie nie ab, doch mit ſchlauer Geſchicklichkeit wußte ſie ſtets ſie zu vermeiden. Meine Schweſter, wie geſagt, war verheirathet: das war eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns. Sie war jetzt

die Frau eines Mannes, nicht meines Gleichen, kein Mädchen mehr! kaum daß ſie mir noch wie meine Schweſter vorkam. Es giebt eine Jungfräulichkeit des innern Seins, rührender und reizender als die, welche der Myrtenkranz repräſentirt, weil ſie unendlich ſeltner iſt. Aber leider! leider! geht ſie oft vor dieſer und faſt immer mit dieſer verloren! ſie widerſteht nicht der materiellen Genußſucht. Meine Schweſter war in kurzer Zeit ganz fraulich worden, verloren in ihren Familien- und Haus-Intereſſen, und mit unendlichem Behagen ſich darin zurecht ſetzend, wie der Vogel auf ſeinem Neſt. Sie gehörte zu den weiblichen Weſen, die von der Geburt an, möchte ich ſagen, Frauen ſind und im Hauſe Wurzel faſſen und Blüten treiben. Sie iſt glücklich dabei geworden, weil Temperament, Sinnesart, Character mit ihrem Schickſal Hand in Hand gingen, und weil man von ihr ſagen darf — was ich jedoch nie ohne einen leiſen Schauder auszuſprechen wage: — ſie würde jeden Mann glücklich gemacht haben; — und dies wird doch zuweilen als Lob von einem Mädchen geſagt! Nun, ich habe es nie verdient. —

„Aber an wen ſollte ich mich wenden in meiner Herzensangſt? Sehr verſtändig, wie mir ſcheint, wendete ich mich an Obernau, und ſagte ihm an einem ſchönen Abend, wo wir allein im Garten waren und die melancholiſche Herbſtnatur mit heimziehenden Wandervögeln und herabrieſelnden Blättern mich noch trauriger ſtimmte, daß ich ihn lieber nicht heirathen wolle.

»Ein romanhafter Mädchengedanke!« antwortete er ſpöttiſch wegwerfend. Ich verſtummte blöde, und ſann acht Tage lang darüber nach, ob er nicht wirklich Recht habe. Bisweilen kam es mir auch ſo vor, aber als über dieſem Beſinnen der Hochzeitstag mir bis auf vierzehn Tage nah gerückt war, ſo fand ich, Obernau habe Unrecht, und abermals verkündigte ich ihm meinen Entſchluß und bat ihn dringend, mir mein Wort zurückzugeben. Statt der Antwort ſprach er: »Jni, Du ſiehſt zum Küſſen lieblich aus, wenn Du bitteſt! ich wäre ein großer Narr, wollte ich Deinen Willen thun.« Indeſſen da er ſah, daß ich weinte, fragte er, ob ich etwa einen Andern, etwa den und jenen, den er nannte, heirathen wolle. Zufällig waren das närriſche, fade, dümmerliche Leute, und Obernaus Frage kam mir poſſierlich vor — oder war es nervöſe Aufregung — kurz, ich brach in lautes Lachen aus, und Obernau ſagte beruhigt und beruhigend: »Wenn Du keinen Andern lieber haſt, ſo kannſt Du mich mit gutem Gewiſſen heirathen.« Trotz dieſer Verſicherung war aber immer eine Stimme in mir wach, die mir zurief: thu' es nicht! und zum dritten Mal, doch nun unter tauſend heißen Thränen und mit bangem Flehen, bat ich um meine Freiheit. Da wurde er endlich anders, er gab das ſpöttelnde, ſcherzende Weſen auf, womit er bisher meine Einwendungen zunichte gemacht, er beſchwor mich, ihn nicht grenzenlos unglücklich zu machen, er liebe mich zu ſehr, um von mir laſſen zu können, er wolle Alles

thun, Alles ſein, was ich gut und recht fände, er lag zu meinen Füßen, er weinte — ich hatte in meinem Leben weder ihn noch irgend einen Mann in ſolcher Bewegung geſehen, es machte einen ſchauerlichen, gewaltigen Eindruck auf mich, ich dachte kindiſch: wohlan, lieber unglücklich ſein, als unglücklich machen! — nicht wiſſend, daß in der Ehe eins aus dem Andern folgt — ich bat ihn tauſendmal um Vergebung, und wünſchte nun ſelbſt den Hochzeitstag mit einer fieberhaften Ungeduld herbei, in der Hoffnung, mein Schickſal müſſe ſich lieblicher in der Entſchiedenheit, als in der Erwartung ſtellen. Ich ward ſeine Frau. Der Stab war über mich gebrochen! — ſo kam ich mir vor, ſo komme ich mir noch jetzt vor, wenn ich an den Moment denke, von welchem doch ſchon manches Jahr mich trennet."

Fauſtine ſenkte ihr Haupt wie gebrochen, und legte das Geſicht in beide Hände; ihr Buſen flog krampfhaft, ſie bebte vom Scheitel zur Sohle, und als ſie nach einer Pauſe die Hände ſinken ließ, war ihr ſonſt ſo blumenzartes, holdſeliges Antlitz ſtarr, marmorbleich, tragiſch. „Ja," ſagte ſie mit herzzerſchneidender Wehmuth, „von der Fauſtine, die damals unterging, mag jetzt wol keine Spur übrig ſein, denn ſie fiel der Schmach anheim! Ja ja! auf meine unſchuldige, reine Stirn wurde der Stempel der Schmach gedrückt, und ich — ich habe es gelitten und es überlebt!"

Sie ging im Salon auf und ab, mit heftigen,

ungleichen Schritten. Sie rang die Hände. Sie dachte nicht an Marios Gegenwart, nicht an seine Liebe — nur an ihre Vergangenheit; und mehr zu sich selbst, als zu ihm, sprach sie mit tiefer Bitterkeit:

„Giebt es denn auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Schmach, welche der gleich kommt: einem Manne zu gehören, ohne ihn zu lieben? O ich glaube, ein ganzes Leben von Verworfenheit wird mit diesem Begriff bezeichnet. Doch nein! nein! ich irre mich! ich war ja seine Frau, am Altar ihm angetraut — dann hat es nichts zu sagen — für die Menschen." Sie lachte in sich hinein.

„Ruhig, Faustine, aus Barmherzigkeit mit Dir, sei ruhig!" bat Mario erschüttert.

„Schweigen Sie, Graf Mengen! Sie haben mein Leben wissen wollen — da dürfen Sie mich nicht stören, wenn wir bei einem so wichtigen Punkt angelangt sind. Kennen Sie nicht die Sage von jenem Nixenbrunnen, dessen Wasser, hat man den schweren Steindeckel einmal abgewälzt, immer höher, immer höher steigt, den Rand überquillt und das Land rings umher in eine brausende Wogenflut verwandelt? O, diese unermeßliche Flut von ungekanntem, von mißkanntem Weh in der Brust eines Weibes erschüttert sogar eine Männerbrust, wenn es sich einmal nicht als Klage, nur als Schrei, äußert! dann muß es gewiß etwas welterschütterndes sein! Aber ach! als Abnormität wird es betrachtet! Krankhaft an Leib oder Seele, verschroben, überspannt nennt man eine Frau,

nachdem man ſie ohne Barmherzigkeit in die Arme des Erſten Beſten, der ſie nach ihr ausſtreckt, geliefert hat, und ſie nun mit unüberwindlichem Entſetzen wahrnimmt, was von ihr gefordert wird, was ſie gewähren ſoll. Von einer Millien Ehen wird eine aus Liebe geſchloſſen. Die Beweggründe der übrigen kommen in keinen Betracht; weil ſie immer auf hausbackene Nützlichkeit zielen, ſind die einen grade ſo gemein oder grade ſo würdig als die andern. Aber neunmal hundert neun und neunzig tauſend neun hundert Frauen verlangen es eben nicht anders; achtundneunzig verlangten es wol anders, einſt, vor langen Zeiten, auf die ſie ſich ſelbſt nicht mehr recht beſinnen können, ſo untergewirbelt ſind ſie; nun haben ſie ſich gefügt, aus Kälte, aus Verſtändigkeit. Und eine, nur eine, aber doch eine, eine Einzige unter der Millien, die verlangt es anders und, feiner oder ſchwächer organiſirt, kann ſie nicht zahm ſich fügen, und fühlt doppelt die Demüthigung, weil ſie zu ſchwach iſt ſie abzuwehren. O dieſe Eine! ſie kommt nicht in Betracht vor euren Geſetzen, es kann kein eignes Recht für ſie geſchaffen werden, Gott und Menſchen ziehen die Hand von ihr ab — denn im Namen Gottes iſt ihr Segen verheißen worden, wo ſie Unheil gefunden, und die Menſchen hohnlächeln ob der Phantaſterei, welche da einen Tempel erbauen möchte, wo ein ekler Sumpf liegt. O dieſe Eine! — es giebt Schmerzen, vor denen die Welt das Knie beugt, ſtrahlende Schmerzen, geputzte Schmerzen, roſen-

rothe Schmerzen, Triumphbogenſchmerzen! aber mit dieſem Schmerz kokettirt man nicht, den vergräbt man ſcheu im Buſen, wie man das Krebsgeſchwür am Buſen mit unſäglicher Beſchämung verbirgt. Doch das Gift des Geſchwürs durchſchleicht allmälig das Geäder des Körpers und dringt in Mark und Blut, und dieſer Schmerz wird zu einem Gift, zu einer Quinteſſenz von Haß, Bitterkeit, Verzweiflung, Empörung, Verachtung und Groll, wovon die Seele krank werden und verderben muß, und Keiner, Keiner hat einen Blick des Erbarmens dafür. O dieſe Eine! — das iſt nicht eine von den Schlechteſten geweſen! nicht um den Glanz und den Genuß der Welt zu haben, iſt ſie in dies Jammerlabyrinth gerathen! nur kindiſch, nur unerfahren, nur jugendlich ſelbſtvertrauend ſprang ſie, ein ſorgloſer Schwimmer, von dem ſtillen Felſen ins rauſchende Meer, um einem Andern die liebende, die hülfreiche Hand zu bieten! aber der iſt zu Hauſe in dem wilden Element, der zieht die Arme in den Strudel hinein, in die Tiefe hinab, ſie ſinkt — und Keiner rettet ſie!... Sind denn nicht Männer da?... ja doch!... da ſtehen ſie, fauniſch, neugierig, lüſtern vor dem troſtloſen Geheimniß dieſer Ehe, und rathen und räthſeln, und deuten und deuteln, und bringen es am Ende zur ſonnenklaren Evidenz, daß dieſe Frau die begehrungswürdigſte auf dem Erdboden iſt. Ja doch!... wo es eine unglückliche Frau giebt, — jung und hübſch, comme de raison! — da fehlt ein halbes Dutzend ritterlicher Männer nicht, welche

ſich die Ehre ſtreitig machen, dieſer holden Augen Thränen zu trocknen, dieſer friſchen Lippen ſchmerzliches Zucken in ſüßes Lächeln zu wandeln. Sie ſind ja die gebornen Beſchützer der Schönheit — die edlen Männer! — O dieſe Eine! ich will ja gar nicht weinen, weil ich gerade unter der Million es ſein mußte; ich weine nur, weil überhaupt ſolch Elend auf dieſer ſchönen Welt ſtatt findet.

„Aber damals weinte ich über mich. Ich kam mir ſelbſt unmenſchlich entwürdigt vor durch die Leidenſchaft, die ich erregte, ohne ſie zu theilen, und das Geſchöpf, welches der Mann mit dem Fuß vom Sopha auf die Straße ſchleudert, ſchien mir weniger erniedrigt, als ich mich fühlte; — denn es ſteht außer dem Geſetz, denn es macht keinen Anſpruch auf Ehre; aber ich, unter dem Schirm des Geſetzes, umringt von jeder Schutzwehr, welche der Ehre heilig, jung, unverdorben, ſittlich rein, ich ſah mich plötzlich in der Gewalt eines Menſchen, deſſen furchtbares Recht über mich dadurch geheiligt ſein ſollte, daß er in einer Kirche vor vielen Zeugen gelobt hatte, es immer zu üben. Was ging das mich an? ich mußte ihm das Recht geben: nur ſo begriff ich es! nur ſo konnte es nicht entadelt werden. Ich ſah bisweilen die Leute ganz erſtaunt an, wenn ſie mich mit Achtung behandelten — die übrigens der vornehmen, reichen Frau nie fehlt — ich hätte fragen mögen: was fällt euch ein! der willenloſe, dumpf gehorchende Sclav, zählt der mit in der menſchlichen Weſenreihe? und ſteht

mir's nicht wie ein Brandmal auf der Stirn, daß ich Sclavin bin? Ich hüllte mich in meinen Gram wie in ein Panzerhemd, und waffnete mich mit meiner Erbitterung wie mit einem scharfen Schwert, und behandelte die Männer mit einem Uebermuth, mit einer Verachtung, vor welcher sie in den Staub fielen und in Anbetung geriethen. Aber ich, die weit sehnlicher wünschte, einen Gegenstand der Liebe und Verehrung zu finden, als es zu sein, zerfiel mit mir selbst immer unheimlicher, immer tiefer, je greller der Widerspruch zwischen der äußern Erscheinung und dem innern Sein sich gestaltete. Ich wurde von meinem Mann geliebt, und empfand für ihn den unbesieglichsten Widerwillen. Die Welt huldigte mir, indessen ich mir selbst verächtlich vorkam. Man pries meine Verhältnisse glücklich und beneidenswerth, und ich fühlte mich in ihnen unaussprechlich elend. Hätte ich wenigstens den Trost gehabt, Obernau etwas über sein leeres, wüstes Treiben zu erheben, so würde mir das einigen Muth eingeflößt haben. Doch die Sclavin dient dem Gebieter nur, wenn er es befiehlt; außerdem ist sie ein Spielwerk, welches unbeachtet im Winkel steht. Ich will gern glauben, daß es mir auf einem gewissen Wege sehr leicht geworden wäre, unumschränkte Herrschaft über ihn zu gewinnen; allein, konnte ich meinen Gemahl nicht ehren, so mochte ich ihn doch wenigstens nicht beherrschen, nicht diese Flitterkrone für den Preis erkaufen, den er darauf gesetzt haben würde. Ich ging meine Wege, er ging die

ſeinen. Er bekümmerte ſich gar nicht um mich, ſobald ich nur zu gewiſſer Stunde nicht fehlte. Ich war ja ſeine Frau und er liebte mich! folglich, welche Ehre für mich!

„Ich war immer mit Männern umgeben; ich ritt mit ihnen, ich fuhr mit ihnen, ich ſchwatzte mit ihnen, nicht weil ſie mir gefielen, ſondern weil ſie ſich an mich drängten, und weil ich gegen ſie impertinent ſein oder ſie ganz ignoriren durfte, kurz, weil ſie nicht die Rückſichten heiſchten, welche zum Umgang mit Frauen erforderlich, und weil überdies Obernaus beide Schweſtern mir das eigene Geſchlecht noch mehr verleideten, als er ſelbſt das männliche. Die eine war in meinem Alter und verheirathet, eine dürftige, enge Natur, welche ſich nicht darüber zufrieden geben konnte, daß mein Fuß kleiner und mein Auge größer als das ihre war. Die andre, ein junges Mädchen von vierzig Jahren, hatte vor Zeiten ein Leben geführt, welches die Bewerber um ihre Hand nothwendig, trotz ihres Vermögens, abſchrecken mußte. Jetzt reizlos, früh gealtert, kränklich, ſprach ſie von ihrem nie verſtandenen Herzen, welches ſie ganz dem lieben Gott zugewendet habe, weil kein Menſch dieſes Kleinods werth ſei. Gewiß iſt es, daß kein Menſch den lieben Gott um dies Kleinod beneidet hat, und daß die äußerlich werkthätige, innerlich ſterile Frömmigkeit meiner Schwägerin Crescenzie mich gemahnte wie eine Schaale lauwarmen Waſſers, worin man vorſichtig die Fingerſpitzen wäſcht und ſie dann ſäuberlich mit einem Battiſttüchlein ab-

trocknet, aber nicht wie ein frisches, kühles, stärkendes Bad, worein man sich begierig stürzt, um den Staub des Lebens abzuwaschen. Meine Schwägerin Naudine ging umher, die Leute fragend, ob sie je eine Person gesehen, welche mir an Koketterie, Eitelkeit und Leichtsinn gleich käme, und meine Schwägerin Crescenzie erzählte den Leuten wehklagend, mit gen Himmel gehobenen Augen und Händen, wie unglücklich ich ihren Bruder mache.

„Freilich war er nicht glücklich, der arme Obernau, doch ich hätte ja ein ganz andres Wesen sein müssen, als ich war, um ihn zu beglücken. Das hatte ich dunkel geahnt, das hatte er, der mich nur mit den Augen der Sinne ansah, nicht glauben wollen. Er kannte von der Liebe nichts, als was die Sinnlichkeit ihm zuflüsterte, die mich empört, wenn ihr nicht die Seele ihren himmelblauen Mantel umgeschlagen — und so lebten wir, miteinander schauerlich verbunden, in einander schauerlich getrennt. O, ich habe viel gelitten! ich fühlte wohl das Drückende, das Pflichtlose unsers Verhältnisses. Wenn Obernau nicht da war, stellte ich mir seine guten Eigenschaften vor, und schob alle seine Fehler auf Rechnung der vernachlässigten Erziehung. Dann hing ich meine früheren Plane zu seiner Bildung und Erhebung daran, und nichts schien mir leichter, als mit einiger Kraft und einigem guten Willen ihn in eine andere Sphäre zu versetzen. Aber dann kam er, und sein erstes Wort: »Komm her, Ini, küsse mich« — war ganz hinreichend, um

mir die grauſige Ueberzeugung wieder aufzudrängen, welche nur momentan unterdrückt war, daß kein Mittel in meiner Macht ſtehe, um günſtig auf ihn einzuwirken, weil ich ihn ja leider! leider! nicht liebte. Bisweilen kam er in tiefer Nacht heim, der Himmel mag wiſſen, aus was für Geſellſchaft! Hatte der Wein ſeinen Kopf montirt, ſo überſtieg ſeine Brutalität alle Vorſtellung. Doch mitunter hatte er geſpielt, und wie ſich von ſelbſt verſteht, bedeutende Summen verloren — dann war er verdrießlich, müde und niedergeſchlagen, dann verwünſchte er ſeine Freunde, das wüſte Leben mit ihnen, ſeine eigene Schwäche; — und dann war ich ihm wieder gut, ſo wie früher als Braut, und drang in ihn, den Abſchied zu nehmen, mit mir zu reiſen. Er ging ganz auf dieſen Vorſchlag ein: das dienſtliche Verhältniß drückte ihn; die Kameradſchaft langweilte ihn; er wollte mit mir reiſen, ſich aufhalten, wo es mir gefiele; ich ſollte in Paris, in Rom malen, ſo viel ich Luſt hätte — ich ſchlief ein mit der feſten Zuverſicht auf eine, wenigſtens äußerliche Aenderung meines Schickſals, wo ich im Genuß der Reiſeabwechſelung und der Kunſtausübung Zerſtreuung und Freude finden würde. Aber ach! wenn Obernau nicht mehr müde und abgeſpannt war, ſo kamen ihm meine Vorſchläge »romantiſch« vor — ein Lieblingswort, daß er faſt gegen jede meiner Aeußerungen anwendete — ihm gefiel nichts beſſer, als in Bamberg zwiſchen ſeinen Kameraden und guten Freunden fortzuleben, und ich mußte manchen plumpen

Spott über meine Liebe zur Natur und Kunst anhören. Aeußerlich ertrug ich das mit kalter Verachtung; aber es grämte mich, daß Obernau nicht die geringste Theilnahme für mich empfand, und es erbitterte mich, das er dennoch es wagen konnte, von seiner Liebe zu mir zu sprechen und Erwiderung zu fordern, als sei sie sein Recht. Und ließen gar meine Schwägerinnen sich einfallen, denselben Ton anzustimmen, so wies ich sie herbe zurück, und sie rächten sich dafür, indem sie gegen ihren Bruder über meine Schroffheit wimmerten, und ihn endlos beklagten, an eine seelenlose Puppe sein schönes Herz zu verschwenden.

„Wie lange ich diese Existenz ertragen, welchen Act der Verzweiflung ich am Ende begangen haben würde — das weiß ich nicht mehr! wogende Nebelmassen liegen auf jenem Ehestandsjahr, und gern wende ich meinen Blick von ihnen ab, der lichten Erscheinung zu, welche meinem Schicksal eine versöhnende Wendung gab. Ich lernte Andlau kennen, und ich liebte ihn. Gott! ich Arme, ich Bedürftige, ich Hartverletzte — mit welcher unaussprechlichen Wonne, mit welcher lautlosen Ueberraschung sah ich aus dem alltäglichen, langweiligen Schwarm eine Gestalt auftauchen, bei der es mir wohl ward, bei der ich mich in meinem innersten Wesen geschützt und frei fühlte! Ein armes, kleines Fischlein, das im Eismeer geschwommen und gefroren, und sich an Eisschollen blutig gestoßen hat, und nun plötzlich in die lauen, sonnigen Wellen der Südsee versetzt wird,

muß dieſe friedliche Seligkeit genießen. Es fiel mir gar nicht ein, daß meine Pflicht gegen Obernau im Geringſten verletzt werden könne durch dies Gefühl, für das ich keinen Namen wußte und wiſſen mochte. Ich nannte es nicht Liebe, denn bei dem Wort fiel mir meines Mannes Liebe ein, und ich mochte mein Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln laſſen. Aber ich liebte ihn! meine Seele blühte auf vor ſeinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor ſeinem Blick, die Welt ſchlug für mich das Auge auf, wenn ich in das ſeine ſchaute — in dies ernſte, denkende Auge, das forſchend, prüfend, wägend auf den Gegenſtänden ruhte, und ihnen Werth und Bedeutung zu geben ſchien, je nachdem es nach der Prüfung mehr oder minder befriedigt war; und das bei mir allein die Forſchung vergaß, um in heller Freude zu glänzen. Und wohl mir, daß er es vergaß! unentwickelt, kindiſch, dumpf und befangen, wie ich damals war, hätte ich nimmermehr vor der Analyſe des Verſtandes beſtehen können; aber er liebte mich und vergaß daher mich zu analyſiren. Ich war ihm wie ein Meteor zwiſchen dem regelrechten Planetenſyſtem der Geſellſchaft. Unter andern Verhältniſſen würd' ich mich vielleicht in derſelben acclimatiſirt haben; jetzt, aus Scheu ihr zu gleichen, blieb ich in meiner primitiven Natur, aufrichtig, ſtolz, sauvage, unabhängig, leidenſchaftlich — eine Charactermiſchung, die man wol als eine Reaction des allgemeinen Geſellſchafts-Characters betrachten darf, die

aber nicht eben bestimmt sein mag, um einer Frau eine glückliche Zukunft in der Welt zu sichern. Ein gewöhnlicher Mann würde dies sehr bald zu seinem Vortheil benutzt haben: Andlau wurde dadurch gerührt. Er wollte meinem erotischen Wesen etwas von seiner phantastischen Glut nehmen, damit es besonnen in der kühlen Atmosphäre der Welt gedeihen könne — aber daran scheiterte seine Kraft, denn das tiefe Feuer, welches bis jetzt in meiner Brust geschlummert, weil kein Lufthauch es angefacht, brach nun mächtig hervor und verzehrte seinen Willen. Die Liebe brannte wie zwei Altarflammen in unsern Herzen. — — Was sagte die Welt dazu? O die Welt! tausend gemeine Verhältnisse duldete sie, und abertausend noch gemeinere begünstigt sie! aber wo eine starke Leidenschaft auftaucht, da schreit sie Zeter! die keusche, sittsame Welt. Herzen, die im Schlamm ersticken, sucht sie fein säuberlich abzuwaschen; Herzen, die in Glut verlodern, streut sie in alle vier Winde. Ich nahm keine Rücksicht darauf. Mein Leben hatte einen andern Polarstern, als das Urtheil der Menge, und ich sagte höchst unbefangen, wie glücklich ich mich fühle, endlich einen Mann gefunden zu haben, den ich achten könne, weil Pferde und Hunde, Wein und Karten ihm nicht als die höchsten Güter und wichtigsten Interessen des Lebens erschienen. Obernau spottete sehr oft über meine romantische Liebe zu Andlau, aber er suchte nicht sie zu stören, vielleicht weil er meiner überdrüssig war, vielleicht weil er mich

nicht fähig hielt, eine mächtige Liebe zu erwiedern; wenigſtens meinte er ganz ehrlich, ich müſſe von Marmor und Erz ſein, indem ich bei der ſeinigen ungerührt geblieben.

„In meinem jungen brauſenden Kopf hatten ſchon Flucht und jede mögliche gewaltſame Trennung gegohren, da eine Scheidung bei uns Katholiken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es gab Augenblicke, wo ich mir die Zuflucht eines Kloſters wünſchte, um nur dem Druck meiner unſeligen Ehe zu entfliehen; denn die Liebe geht ihren Entwickelungsgang, und da mußte es mir bald unerträglich werden, daß mein äußeres und mein inneres Weſen ſchauerlich zerſpalten war durch mein Verhältniß zu dieſen beiden Männern. Was Eins war — getrennt! was ewig Zwei blieb — verbunden! Das iſt ein Rechenexempel, bei deſſen Löſung das Gehirn wirbeln kann! — Nur frei ſein; danach ſchmachtete ich, wie nach Waſſer in der Wüſte. Nur frei ſein; das war das Angſtgebet, welches ich zum Himmel emporſchrie. Und Gott hörte mich. Wie ein Gefangener durch Erdbeben — ſo gewaltſam, ſo ſchauerlich wurde ich frei.

„Andlau war eines Tags bei mir, und eben ſo traurig und niedergeſchlagen als ich, mochten wir nicht ſprechen und auch nicht unſrer Melancholie uns hingeben. Wir ſetzten uns an das Piano und ſpielten. Die Muſik machte mich weich, Thränen entſtürzten meinen Augen und als er mich zärtlich umſchlang, lehnte ich die Stirn an ſeine Wange und weinte zum

Sterben! Da trat plötzlich Obernau mit seiner Schwester Crescenzie ein und rief mit knirschender Wuth: »Du hast Recht, Schwester!« Dann stürzte er in sein Zimmer, holte zwei geladene Pistolen, welche stets im Schranke hingen, und begehrte, Andlau solle sich auf der Stelle mit ihm schießen. Dieser verweigerte es kalt. Obernau wurde immer rasender; Andlau blieb ruhig, beschwor ihn mich zu schonen, kein Aufsehen zu machen, indessen ich wie eine Statue wort-, gedanken-, besinnungslos dastand, und nicht eher meine Fähigkeiten wiederfand, als bis ein Schuß fiel und Andlau zu meinen Füßen hinsank. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte! ich ließ anspannen, ihn in seine Wohnung schaffen, Aerzte rufen, ich begleitete ihn. Keinen Augenblick verlor ich in Unentschlossenheit, Verzweiflung, Zaghaftigkeit. Keinen Augenblick wich ich von seiner Seite. Obernau, die ganze Welt, waren nicht mehr für mich da. Ich gehörte dem an, der für mich litt, unschuldig und qualvoll litt. Ich weiß nichts aus jener Zeit, als daß ich ein Paar Wochen Tag und Nacht vor seinem Schmerzenslager saß und um sein Leben flehte. Obernau begehrte, ich solle zu ihm kommen, bald bittend, bald drohend; seine Verwandten forderten dasselbe. Ich hatte nur eine Antwort: »Nie kehre ich in das Haus eines Mannes zurück, der sich und mich im Angesicht der ganzen Welt erniedrigt hat.« Unerschütterlich blieb ich dabei. Obernau wollte sich nicht scheiden lassen, sei es aus Haß oder aus Rache. Mir einerlei! ich ging mit

Andlau nach Nizza, seine verwundete Brust brauchte mildere Luft. Zwei Jahr lang kämpften meine Liebe, Sorgfalt und Pflege ihn dem Tode ab. Zwei Jahr lang war ich in steter zitternder Angst um ihn. Doch mitten in dieser Angst war ich glückselig — bei ihm, für ihn lebend, nichts von der Welt wissend, wünschend, verlangend. Meine Tante war kurz vor der Katastrophe gestorben, und hatte mir, der Frau eines reichen Mannes, nur das Pflichttheil, meiner Schwester das ganze Vermögen hinterlassen. Von meinem kleinen Erbe lebte ich damals wie ich jetzt lebe, einfach, schlicht, unabhängig, aber damals unsäglich froh durch den mir so neuen Genuß der Freiheit. Meine Liebe war nicht erkauft, ward nicht bezahlt! ich fühlte mich weder gekränkt, noch erniedrigt, noch gedemüthigt! in meiner Freiheit fühlte ich mich auf derselben Stufe stehend mit dem Mann, den ich so unaussprechlich verehrte, während ich mich durch meine Abhängigkeit tief unter dem Mann gefühlt hatte, den ich nicht achtete. Als Andlau endlich genesen, machten wir eine Reise durch Italien. Wie ging mir das Leben auf im Doppellicht der Liebe und der Kunst! wie entwickelten sich meine Fähigkeiten! welcher Strom von vielseitigem Glück umrauschte mich, und wie froh, wie sicher, wie bewußt meines Glücks und meines Rechts daran stand ich im Nachen, und ließ ihn durch Andlau lenken!

„Da starb Obernau, und ich war frei mit meiner Hand zu schalten. Aber ein unermeßlicher Widerwille

gegen die Ehe hatte ſich zu feſt in meine Bruſt geniſtet, als daß ich eine zweite hätte ſchließen mögen. Die zwei Jahre meiner Verheirathung hatten mich überſättigt mit bittern Empfindungen: der Gemahl war mir peinigend geweſen, ſeine Familie feindlich, die Welt gleißneriſch, ich mir ſelbſt verächtlich; keinen Schutz hatte ich gefunden gegen die bitterſte Demüthigung, keine Stütze für meine rathloſe Unerfahrenheit, keinen Troſt für meine innere Zerfallenheit; zweifelnd an Gott, an den Menſchen, an mir ſelbſt, ſtand ich in grauſiger Einſamkeit da, unbegnügt, unbefriedigt, tantaliſch nach Hesperidenfrüchten ſchmachtend und, wenn mir eine in die Hand fiel, wenn meine Lippen ſie berührten, augenblicklich den Sodomsapfel in ihnen erkennend. Bei Andlau — wie anders! ſtets war ich gehoben, nie herabgezogen; ſtets fühlte ich ein Vorwärtsſchreiten, eine Entwickelung, keinen Stillſtand, kein Zurückgehen, kein Verſinken. Ich war glücklich, und fühlte mich durch dies Glück befähigt und ſtark gemacht, in dieſer eigenthümlichen Weiſe es feſtzuhalten. Dies Glück und dieſe Weiſe ließen mich in meiner vollen Selbſtändigkeit und doch zugleich in der Sphäre des Weibes, welches ſeine Ausbildung und Befriedigung allein in der Liebe findet. Es war eine unendliche Gewißheit in mir, welche keines endlichen Symbols bedurfte, und eine endliche Feſſel verſchmähte. Vielleicht jedem andern Mann gegenüber würde dieſe Zuverſicht eine ungeheure Thorheit ſein: bei Andlau iſt ſie nur eine richtige Würdigung ſeines Charakters.

Aber mir ſelbſt gegenüber iſt es die größte Thorheit geweſen, denn die unendliche Gewißheit wankt, und der Platz, der wie ein Fels unter meinen Füßen war, iſt Triebſand geworden."

„Darum, Fauſtine, mußt Du ihn verlaſſen," ſagte Mario ernſt und ruhig, ſtand auf und nahm ihre Hand: „da, wo Du bisher geſtanden, iſt es nicht mehr ſicher für Dich. Stütze Dich getroſt auf meinen Arm, ich hebe Dich über alle Schwankungen hinweg. Ich danke Dir, daß Du mir Dein Schickſal enthüllt haſt, und doppelt danke ich Dir, weil ich darin nichts ſehe, was uns trennt."

Fauſtine blickte ihn ſprachlos an und fuhr mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu überzeugen, daß ſie wache.

„Nichts! denn Du liebſt mich, und Andlau — liebſt Du nicht mehr; denn wenn Du ihn noch liebteſt, ſo wäre Dein Auge nie anders, als mit dem gleichgültig freundlichen Blick auf mich gefallen, den Du für alle Welt haſt —"

„Ja, ſiehſt Du — das iſt unmöglich!" rief ſie.

„Nun, Fauſtine, ich liebe Dich: Du weißt es, ich habe es Dir geſagt und Du mußt es auch ohne Worte wiſſen; aber da ich es Dir geſagt habe, ſo will ich auch nicht von Dir laſſen, denn Dich bindet nichts an einen Andern, ſobald Dein Herz Dich nicht bindet, und Dich aufgeben, zurücktreten, von Nothwendigkeit der Selbſtopferung reden — das thut nur eine matte Liebe, die ſich nicht ſtark genug fühlt,

für die Geliebte eine alte Welt aus ihrer Axe zu heben und eine neue hineinzulegen. Wer zu einer Frau spricht: ich liebe Dich! — und nach diesem Wort nicht bereit ist, mit ihr eines Weges zu gehen, und sollte der in die Hölle führen — freudig bereit ist, weil er die Zuversicht hat, die Hölle in Himmel verwandeln zu können durch Liebe — der ist feig, Faustine, und der Feigling ist keiner Liebe fähig. Ich bin nicht feig! ich habe den Muth, Dich mit Allem zu versöhnen, mit Vergangenheit und Zukunft, und mit jedem Verhältniß, das Dich bisher verwundet oder abgestoßen hat. Du wirst mein Weib, Faustine!"

„O dann bin ich aber von erbärmlicher Untreue!" sagte sie dumpf.

„Und was wärest Du, wenn Du zwischen zwei Männern stehen bliebest, beide verzaubertest, jedem halb, keinem ganz gehörtest? und was wärst Du, wenn Du mit einem gespaltenen Herzen zu demjenigen Dich zurückwendetest, den Du geliebt hast, und zu ihm sprächest: ich liebe einen Andern, aber Dir will ich treu sein? — Du liebst das Schöne, Gute und Hohe, wo Du es findest, Faustine: das macht Dich liebenswürdig; und Du bist zu sehr von der Gegenwart beherrscht, um Dich dauernd an eine Persönlichkeit zu fesseln, sobald Dir diese nicht ganz überwältigend entgegentritt: das macht Dich schwach. Ich will diese Schwäche nicht vertheidigen, weil Du mir Sophisterei vorwerfen, oder mich beschuldigen könntest, ich spräche für meinen eigenen Vortheil;

aber glaube mir, wenn Du meine Schweſter wäreſt, würd' ich Dir nichts Anderes ſagen als: Untreue iſt ein zerriſſenes, halbes, ſchwankendes Weſen, iſt Widerſpruch in der Seele; mach' den zunicht durch eine ſcharfe Entſcheidung, durch einen unwiderruflichen Schritt, und Du haſt Dich frei gemacht, Dich ins Gleichgewicht geſtellt, haſt das Störende fallen laſſen und das Fördernde ergriffen; wähle. Wähle, Fauſtine!" rief Mario, und die ruhige Gelaſſenheit, mit der er bisher geſprochen, ging in die bewegteſte Leidenſchaftlichkeit über; „wähle! jetzt, gleich, auf der Stelle! in einer halben Stunde verlaſſe ich dies Zimmer, und es hängt von Dir ab, ob ich es je wieder betreten werde, oder nicht. Denn ſo, wie es bisher zwiſchen uns geweſen, kann es jetzt, nachdem das Liebeswort geſprochen ward, nicht mehr bleiben —"

„O warum nicht?" unterbrach Fauſtine; „Sie ſind ſtark, Mengen, Sie können Alles!"

„Alles Menſchliche, Fauſtine, nichts Uebermenſchliches! ich liebe Dich! die Liebe will Eins ſein mit dem geliebten Gegenſtand. In Deiner Nähe bleiben, unter dem Zauber Deiner Holdſeligkeit, und dieſen Wunſch nicht mit jedem Athemzug, wie die Luft die mich umgiebt, begierig einzuſaugen — dazu reicht meine Stärke nicht hin. Haſt Du aber die Ueberzeugung, daß Deine Verbindung mit Andlau Dir und ihm noch die frühere Befriedigung gewähren könne, ſo ſcheide ich jetzt auf immer von Dir; das kann ich allerdings. Doch meine Liebe zu Dir endet da-

rum nicht! ſo lange mein Herz ſchlägt, ſchlägt es für Dich! ſo lange meine Augen offen ſtehen, wachen ſie über Dich! ſo lange ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, gehört er Dir! ſo lange ich auf dem Wege fortgehe, den ich ſeit meiner Kindheit gewählt, durch meine Jugend fortgeführt habe, und mit dem ich als Mann gleichſam verſchmolzen bin — folge ich Dir! Du gehörſt zu meiner innerſten Weſenheit, Fauſtine, denn durch Dich iſt mir das Verſtändniß der Liebe geworden. Und Du ſollteſt mich nicht genug lieben, um nicht ganz mir gehören zu wollen? o das werd' ich nimmer glauben. Und wenn Du Nein ſprichſt mit Worten und Nein durch die That — dennoch werd' ich Dir nicht glauben!"

„Da haſt Du Recht, Mario!" rief ſie.

„Jetzt haſt Du entſchieden, Fauſtine: Du willſt mir gehören. O Engel, habe Dank! Du liebſt mich!" — Marios Stimme zitterte und ſein Auge war feucht, als er ſo ſprach; von ſeinen Zügen war jede Spur des Selbſtbewußtſeins weggeſchmolzen, welches ihm ſonſt etwas ſo Kühles, ſo Verpanzertes gab, daß man leicht glauben durfte, ſein Herz bleibe unangefochten hinter der eiſernen Bruſtwehr. Fauſtine ſah ihn an; Freude und Wehmuth, Wonne und Schmerz wogten in ihrem Buſen; ſie erkannte, daß ſein Glück in ihrer Hand lag: der Augenblick beherrſchte ſie, die Gegenwart ſiegte; ſie vergaß die Vergangenheit und dachte nicht an die Zukunft. Sie ſagte nichts, aber ſie

nahm ſeine Hände, faltete ſie und legte ſie um ihren Hals, wie ein Joch. Dann fragte ſie:

„Haſt Du verſtanden, Mario?“

Aber Mario antwortete nicht, und Fauſtine ſah ſich zum erſten Mal dem Ausbruch einer Leidenſchaft gegenüber, neben welcher die eigne Glut ihr blaß und kalt erſchien.

„Kann Dich denn wirklich die Liebe beſeligen?“ fragte ſie.

„Die Deine kann es, Fauſtine!“ entgegnete Mario, „und jetzt begehr' ich den Beweis dieſer Liebe.“

Sie ſchlug die erſtaunten Augen groß zu ihm auf, als er ſie bei der Hand nahm und aus dem Salon nach ihrem Zimmer führte. Da, vor ihrem Schreibtiſch, ließ er ſie los und ſagte bittend:

„Jetzt ſchreibe, Fauſtine.“

„O Gott,“ ächzte ſie und ſänk in den Lehnſtuhl, „ich kann nicht!“

„So muß ich es thun!“ ſagte Mario gelaſſen.

„Biſt Du wahnſinnig?“ rief ſie außer ſich; „nein! keine andre Hand, als die meine, ſoll ihm den Dolch ins Herz ſtoßen; denn das thue ich, das weiß ich!“

„Ja,“ ſagte Mario, „ihm oder mir.“

Fauſtinens Zähne ſchlugen krampfhaft zuſammen und ihre Hände waren eiskalt. Mario fuhr fort:

„Die halbe Stunde iſt ſogleich verronnen, Fauſtine! ſchreibe! Du mußt Dich entſchließen. Nach dem Entſchluß hört die Qual auf. Das Unwiderrufliche überſtrömt die Schwankungen ſo beruhigend, wie

Oel die tobenden Wellen. Ich will ja nicht Deinen Willen beherrſchen; ich will ja nur, daß Du ihn ausſprechen ſollſt. Schreibe, Fauſtine."

Sie war ganz von ihm beherrſcht. Seine Beſtimmtheit, die ſich um ſeine Leidenſchaft legte, wie ein Schild vor eine nackte Bruſt, beſchämte ſie, die Schwankende.

„Ja," ſagte ſie, „Du biſt zuverſichtlich, weil Du ganz göttlich-zuverläſſig biſt. Aber ich — darf ich mich auf mich ſelbſt verlaſſen?"

„So verlaſſe Dich auf mich, Fauſtine, und ſchreibe! Sieh, Du kannſt ja nichts Anderes thun. Geſetzt, Du ſtießeſt mir den Dolch ins Herz — was wollteſt Du hinterher beginnen? gegen Andlau ſchweigen? das iſt Dir unmöglich! überdies würd' er errathen, daß Du nicht die Alte biſt, und fragt er, wie willſt Du leugnen, lügen können! — Oder Du ſagſt ihm, was Dir begegnet iſt: glaubſt Du, daß er im Stande ſein wird, es zu verſchmerzen? Wenn's eine Laune von Deiner Seite geweſen wäre — wenn Du in einem müßigen Augenblick Gefallen an mir gefunden und Dich neckend und lieblich mit mir amüſirt hätteſt — ja, darüber könnte er lächeln und ſich tröſten. Kann er das jetzt, Fauſtine?"

„Nimmermehr," ſagte ſie, und nahm entſchloſſen die Feder. Sie ſchrieb:

„Anaſtas, Dein letztes Wort beim Abſchied iſt „Wahrheit worden: ich habe Dich vergeſſen. Nein! „nicht Dich, aber mich. Ich meine, ich hab' vergeſ-

„ſen, daß ich nur in Dir leben konnte oder wollte. „Wir dürfen uns nie wiederſehen, Anaſtas. Mit „dieſer Entſcheidung ruinire ich Dein Leben! darum „wag' ich auch nicht, Dich um Vergebung zu bitten. „Du wirſt am Beſten wiſſen, wie Du zu denken „haſt an Fauſtine."

Ihre Schrift war unkenntlich, keine Spur der ſonſt ſo ſichern, leichten Hand. Mario couvertirte das Blatt. Dann ſagte er:

„Nun die Adreſſe, Fauſtine."

„Jetzt mach' ich ein Todesurtheil fertig" — murmelte ſie, und adreſſirte nach Nürnberg; denn ſo hatte Andlau es in ſeinem letzten Brief beſtimmt.

Mario ſiegelte den Brief mit Fauſtinens Siegel und ſteckte ihn zu ſich, indem er ſagte:

„Morgen früh werd' ich, bei der Poſt vorbeifahrend, ihn ſelbſt abgeben."

Dies Alles hatte er gelaſſen und leidenſchaftlos geſagt und gethan. In ſeinen Augen war eine andre Handlungsweiſe unmöglich für Fauſtine; ſie hatte ihren Willen erkannt und ausgeſprochen, ſie mußte ihn thun. Nun aber überſtürzte ihn die Fülle des ſeligſten Bewußtſeins wie eine Jubel-Symphonie. Er ſank vor Fauſtine nieder, umſchlang ſie mit beiden Armen und wiederholte immer, als ob er ſich mit dem Wort vertraut machen müſſe:

„Du liebſt mich, Fauſtine! o, Du liebſt mich."

„Das muß wol wahr ſein," ſagte ſie finſter, und ließ die Hände ſinken, mit denen ſie bisher das

Antlitz bedeckt hielt. Kaum sah sie aber in Marios Augen, so entzündete sich auch in den ihren ein helles Freudenlicht, sie war wieder die glühende, funkelnde Schönheit, wieder das liebedürstige Weib. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und fragte mit jenem Uebermuth, den die Liebe so graziös auszusprechen weiß:

„Du bist aber wol nicht glücklich, Mario?"

„Nicht ganz, Faustine!"

„O, Sie sind nicht glücklich?" sagte sie traurig, und ihre Hände sanken wie gelähmt herab; „dann hab' ich gewiß unrecht gethan."

Mario stand auf und sah sich im Zimmer um, indem er sagte:

„Als ich Dich in jener Ballnacht heimführte und den tollen Clemens hier fand — als ich dort auf der Schwelle stehen blieb und nicht dies Gemach betreten durfte — ja, damals ahnte ich kaum, welch Glück mir heute beschieden werden sollte! Aber ganz glücklich kann ich erst dann sein, wenn Du ganz mir angehörst, und darum flehe ich Dich an, Faustine, reise morgen mit mir zu meinen Eltern und laß den Vermählungstag meiner Schwester auch den unsern sein."

„Ach, ich soll Dich heirathen?" rief sie ängstlich.

„Wie dann nicht?" fragte er stolz. „Meinst Du, ich würd' es mir gefallen lassen, daß die Frau, der ich mein Leben weihe, meinen Namen zu tragen verschmähte? meinst Du, ich könnte mich zufrieden geben in einem schiefen, aller Mißdeutung fähigen Verhältniß, wenn dieses durch nichts motivirt wird,

als durch die Laune der Frau? — Wie ſoll ich ſie ſchützen, wenn ſie nicht öffentlich freiwillig unter meinen Schutz getreten iſt? wie ſie ehren, wenn ſie mir nicht die Auszeichnung ſchenkt, die mich dazu befähigt, indem ſie mich von der Menge trennt? — Tauſende können Dir huldigen, Einzelne können Dich lieben, Dein Gatte kann Dich ſchützen und ehren — er allein ſo, wie es Dir gebührt."

Vor einer Stunde ungefähr hatte Fauſtine ihren vollen Widerwillen gegen die Ehe ausgeſprochen; allein Mario dominirte ſie dermaßen und rüttelte mit ſo kräftiger Hand an ihren bisherigen Ueberzeugungen, indem er ſeine entgegengeſetzten leidenſchaftlos ausſprach, daß ſie ſich unfähig zum Widerſtand fühlte. Sie ſagte nur:

„Und er ſoll dein Herr ſein — ſteht in der Bibel. Wohlan, Mario, ich werde Dich heirathen."

Er hob ſie auf und an ſein Herz. „Komm!" rief er.

Sie nahm ihre letzte Kraft zuſammen und ſagte: „Nein! geh zu Deinen Eltern, ſie wiſſen ja nichts von mir, nichts von uns, Mario! erzähl' ihnen doch erſt, daß wir uns lieben! frag' ſie doch erſt, ob ich ihnen willkommen bin! In acht oder vierzehn Tagen bringſt Du mir einen Gruß von ihnen — der wird mir Muth und Zuverſicht geben. Jetzt geh, Mario!"

„Aber in dieſen acht oder vierzehn Tagen wirſt Du gewaltige Erſchütterungen und wilde Aufregungen zu beſtehen haben — fürcht' ich —"

„Du meinſt, ich könnte wol auch von Dir abfallen?“ fragte ſie mit trübem Lächeln.

„Nein! aber in Gram Dich verſenken —“

„Ich werde denken, daß Du glücklich biſt,“ unterbrach ſie ihn, „und dann muß der Gram weichen; denn in meiner Seele iſt nichts ſo ſtark, als der Gedanke an Dich.“

Sie war aufs Aeußerſte erſchöpft und kaum im Stande, ſich aufrecht zu halten; ihre Wangen brannten und ihre Hände waren eiſig. Mario ſah es, doch konnte er ſich ſchwer zum Abſchied entſchließen. Er rief:

„Was kann nicht Alles geſchehen in vierzehn Tagen! ich laſſe die Hochzeit fahren und bleibe hier!“

Aber Fauſtine beharrte darauf, daß er ihr von den Eltern ein Liebeszeichen bringe. Als der Morgen graute, ging Mario. Fauſtine ſank in einen eiſernen Schlaf. Er hatte die Pferde mit Sonnenaufgang beſtellt; aber längſt war die Sonne aufgegangen und der Wagen gepackt und angeſpannt — er konnte ſich nicht zur Abfahrt entſchließen; ihm war, als drohe Fauſtinen Gefahr. Wer kann ihr ein Leid zufügen oder ihr weh thun? fragte er ſich unaufhörlich; Andlau etwa? aber der thut es nicht! — Endlich ſprang er in den Wagen und ließ bei Fauſtinen vorfahren. Es war acht Uhr, ſie konnte aufgeſtanden ſein. Er eilte hinauf und fragte. Die Kammerjungfer antwortete, die Gräfin ſchlafe wol noch, denn ſie ſei erſt um fünf Uhr zu Bett gegangen. Mario bat ſie zu-

zuſehen, ob die Gräfin nicht vielleicht ſchon wach ſei, und als das Mädchen etwas befremdet ſeinen Wunſch erfüllte, und in Fauſtinens Zimmer ging, folgte er ihr auf dem Fuße nach. Das ganze Zimmer glänzte in blutrothem Licht; die Vorhänge von Fenſter, Alkoven und Bett fingen den feurigen Strahl der Aprilſonne auf, ihr Widerſchein überrieſelte alle Gegenſtände und ſtach grell in Marios Augen. Unheimlich berührte ihn dieſe brennende Farbe in dem ſtillen Zimmer, noch unheimlicher Fauſtinens leichenhafte Bläſſe. Sie ſchlief. Er trat an ihr Lager und betrachtete einen Augenblick mit ängſtlicher Sorgfalt dies ſchöne, zarte Geſicht, welches, wie eine Blume, noch die Spuren des nächtlichen Sturmes verrieth — ſo abgeſpannt waren ihre Züge. Dann bog er ſich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn.

„Anaſtas?“ fragte ſie halberwacht und lächelte.

„Du träumſt alſo nicht von mir?“ fragte Mario traurig.

„Ich träume nie,“ rief ſie und richtete ſich raſch auf; „oder träum' ich jetzt? weshalb biſt Du noch hier?“

„Weil ich Sorge um Deine Einſamkeit habe, mein Engel! Komm mit mir! mein Wagen ſteht unten bereit. Ich bin furchtſam für Dich .... um Dich.“

Er war neben ihr niedergekniet. Sie legte den Arm um ſeinen Hals, den Kopf an ſeine Bruſt und ſagte:

„O laß mich, Herz, ich bin todtmüde, ich muß ſchlafen .... ſo ſchlafen.“

Lange hielt er ſie in ſeinen Armen; ſie ſchlief nicht, aber ſie ſchien betäubt, ſprach nicht, und drückte ihn nur zuweilen ganz leiſe an ſich. Er ſchwieg auch und ſann nach, ob dieſe Ermattung körperlich oder ſeeliſch ſei. Sind die Nerven ſchwach oder iſt's das Herz? ſchwach biſt Du, mein armer Engel! — Der Wunſch ſie mitzunehmen, ſogar gegen ihren Willen, ſtieg immer mächtiger in ihm auf; da ließ er ſie zurück aufs Lager ſinken, nahm mit inbrünſtiger Zärtlichkeit von ihr Abſchied, und eilte hinab. Als er fort war, murmelte Fauſtine:

„Wär' ich doch mit ihm gegangen.“ Ein Chaos wogte in ihr. Die Elemente, aus denen ihre neue Erde ſich geſtalten ſollte, hatten ſich noch nicht aus der Gährung ausgeſchieden.

Andlau empfing Fauſtinens Brief in Nürnberg. Er las ihn, ohne ihn zu verſtehen, einige Male. Endlich verſtand er das: „Wir können uns nie wiederſehen.“ — Ihm war, als würd' es Nacht am hellen Mittag. „Pferde! geſchwind! fort nach Böhmen!“ rief er. Er wollte nur fort; wohin, war ihm ganz gleichgültig; fort! fort! was die Pferde laufen konnten. Beim Pferdewechſel ſagte er gewöhnlich nur: „Vorwärts! immer die große Straße.“ Zuweilen trat ein Poſtbeamter an den Wagen und nannte

fragend die nächſte Station; dann bejahete er ſchweigend. So fuhr er wie ein Todter durch den lieblichen leuchtenden Frühling, durch Prag, durch Breslau. Er wußte nicht, wo er war. Da kam er in eine alte, große, düſtere Stadt; Finſterniß ſchien auf ihr zu brüten, eine große Vergangenheit, eine trübe Gegenwart. Die mächtigen Häuſer mit ſtarken Böſchungen glichen Grabmälern oder Feſtungen des Todes.

„Halt!“ rief Andlau. Die Stadt gefiel ihm: es war Crakau. Er ging in die Kathedrale und ſtieg hinab zu den Gräbern der alten polniſchen Könige. Er lehnte ſich an einen Sarg: die Geierkralle wahnſinnigen Schmerzes, welche bis dahin ſeinen Buſen krampfig umſpannte, löste ſich in der Nähe des ewigen Friedens; zwei große Thränen fielen ſchwer aus ſeinen Augen auf den Staub der Todten, auf den Staub ſeines Glücks. Sein Führer, ein eisgrauer Pole, fragte ihn auf polniſch um die Urſache ſeiner Trauer. Andlau verſtand ihn nicht, ſchüttelte das Haupt und blickte zum Himmel. Da ergriff der Greis Andlaus Hand, folgte jenem Blick, und ſprach mit einer Thräne im erloſchenen Auge:

„Finis Poloniae!“ — So ſtanden ſie bei einander, der Mann und der Greis, das Leben und der Tod, Jeder von fremdem Volk, Jeder der Sprache des Andern unkundig, Jeder mit ſeinem eigenen einſamen Schmerz in der Bruſt; und doch Beide

verbunden durch das eine allgemeine, allbeherrſchende Gefühl: tiefe, unſägliche, untröſtbare Trauer.

Andlau ſchrieb aus Crakau an Fauſtine:

„Kein Wort Dir von Frage, Vorwurf oder Klage! „Werde glücklich, wenn es Dir möglich iſt; vergiß mich, „denn das iſt die Hauptbedingung zu Deinem künf„tigen Glück. Vergiß Deine ganze Vergangenheit! „Deinem Leichtſinn wird das nicht ſchwer fallen — „und lebe wohl.“

Er blieb vor der Hand in Crakau; ohne Fauſtine war ihm jeder Ort in der Welt gleichgültig; bei ihr — gehörte ihm die Welt mit ihrer Herrlichkeit, die Kunſt mit ihren Wundern, die Natur mit ihren Schätzen. Sie ſah die Steine an und erzählte ihm deren Geſchichte! die Jahrhunderte ſtanden vor ihr auf wie vor einer Magierin und ſie ließ in einer Kette von Ereigniſſen den goldnen Faden an ihm vorbeilaufen, an welchem die Vorſehung die Menſchengeſchlechter lenkt! die Ruinen erhoben ſich vor ihr aus dem Schutt und ſie ſtellte ihm den Gedanken der Erbauer hin! die ſtummen Bilder regten die Lippen vor ihr und vertrauten ihr die Bedeutung, welche der Maler ſeinen Heiligen, der Bildhauer ſeinen Göttern gegeben! die Natur redete zu ihr mit Stimmen der Elemente! wäre ſie allein in der todten Schöpfung geweſen, ſie würde dem Felſen Seele eingehaucht haben; ſolch ein überquellendes Leben war in ihr, ſo wußte ſie es auf Alles zu übertragen, was ſie umgab. Andlau kam ſich vor wie ein Eingekerkerter zwiſchen

ſchwarzen, ſtummen, kalten Mauern. Zuweilen überfiel ihn nagende Angſt um Fauſtinens ihm ſo ganz unbekanntes Schickſal. Er las ihre Briefe nach; ſie waren in der letzten Zeit unruhig, haſtig geworden. Er ſuchte einen Namen, der ihm Aufſchluß geben möge, aber ſie nannte nur obenhin einige fremde Namen, unter denen auch Marios war. Wie elend kann ſie werden! ſprach Andlau zu ſich ſelbſt. Die Qual um ihre Zukunft zernagte ihn mehr, als der Blick auf die ſeine. Er gehörte zu den Männern, von denen Mario einſt zu Fauſtinen ſagte: wenn der Faden ihres Geſchickes reißt, ſo knüpfen ſie keinen neuen an. Andlaus alte Welt war untergegangen — er ſuchte keine neue; er blieb auf den Trümmern wie ein Prieſter auf denen ſeines zerſtörten Tempels. Der Palaſt ſeines Glückes war in Schutt zerfallen; nach einer Hütte ſah er ſich nicht um. Zuweilen auch packte ihn der Ingrimm über Fauſtinens Schwäche, die ſie unfähig machte, einem lebhaften Eindruck mit Beſonnenheit entgegenzutreten. Wird ſie ewig Kind bleiben? rief er zornig; will ihr Weſen denn immer Blüten und nimmer Frucht tragen? — Dann, mitten in der Troſtloſigkeit, kam ihm der Gedanke: weil unzuverläſſig, ſei ſie auch unberechenbar, und vielleicht noch zu herrlicher Entwickelung beſtimmt. Nur wollte dieſer Gedanke nicht in ihm haften. Fauſtine hatte ſeine Exiſtenz zerbrochen: das Natürliche ſchien ihm, ſie müſſe auch die ihre zu Grunde gerichtet haben.

Nachdem Fauſtine ſeinen Brief empfangen, ward

ſie ruhiger. Bis dahin lebte ſie in unausſprechlicher Bangigkeit. Nun wußte ſie, daß ſie für immer unwiderruflich von dem Mann getrennt war, den ſie ihre irdiſche Vorſehung genannt, und der Throne und Triumphe ausgeſchlagen haben würde, hätte er ſie nicht mit ihr theilen dürfen. Und nicht etwa im brauſenden Rauſch der erſten Seligkeit hätte er das gethan. Nein! noch jetzt, nach ſieben Jahren, kniete er vor ihr mit derſelben Andacht, Huldigung und Freude, die er ihr bei der erſten Begegnung dargebracht. Die volle Friſche der Empfindung lag noch wie Morgenthau auf ſeiner Liebe; als ein Kleinod trug er ſie im Herzen. Nicht aus Pflichtgefühl, nicht als Mann von Ehre betrachtete er Fauſtine, als ein Weſen, daß ihm für die ganze Zukunft anvertraut ſei; nicht aus Rückſicht für ihre Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit hielt er ſich untrennbar an ſie gefeſſelt; was ihn tiefer rührte und inniger band, war ihre großartige, einfache Natur, die, Alles wegwerfend oder verſchmähend oder nicht bedürfend, was nicht Liebe war, ſich in die als in ihr alleinzigſtes Gewand hüllte. Er liebte ſie, mirakelmäßig, nicht mitleidig, ſondern bewundernd. Ach, die meiſten Frauen preiſen ihr Schickſal, wenn nach ſo vielen Jahren, in denen die friſche Schönheit, der Reiz des Beſitzes, die Neuheit des Glücks entflohen ſind — die Männer noch aus alter Gewohnheit, aus Dankbarkeit für ſüße Erinnerungen, zuweilen mitleidig einen Strahl der alten erlöſchenden Liebesſonne aufleuchten laſſen; und Fau-

ſtine, für die, wie durch ein Wunder, dieſe Sonne im Zenith ſteht, Fauſtine ſchaut nach einem andern Geſtirn.

Aber ſie that es. Alles dies ſagte ſie ſich tauſend Mal, wiederholte und prägte feſt ſich ein, was Alles ſie mit Andlau aufgab, aber — ſie gab ihn auf. Es giebt keinen Stillſtand für mich, dachte ſie, raſtlos muß ich vorwärts — und iſt das nicht eins und daſſelbe mit aufwärts? — Sie kehrte zu ihren alten Gewohnheiten, zur Malerei, zur Geſellſchaft zurück. Ihre Freunde fanden ſie nicht ſo frei, leicht und heiter wie ſonſt. Man war geſpannt, ob ſie ſich wieder ins alte Geleiſe zurückfinden werde. Clemens ging häufiger denn je bei ihr aus und ein, und nahm immer mehr die Allüren eines unentbehrlichen Freundes an. Sie wehrte ihm nicht, denn bei hundert Dingen war er ihr bequem und bei tauſend — gleichgültig. Er wünſchte glühend, ihr Alles zu erſetzen, jede Lücke auszufüllen, dann — wähnte er — bliebe ihr nichts übrig, als ſeine Liebe zu erwidern. Fauſtine ſprach weder von Andlau noch von Mengen: daraus folgerte Clemens, ſie ſei auf gutem Wege, Beide zu vergeſſen. Wenn man meint, Clemens ſei verrückt, ſo mein' ich, eine Liebe ohne Erwiderung ſei allerdings eine Verrückung: nur auf der Gegenſeitigkeit beruht ihre Wahrheit.

Mario ſchrieb faſt täglich. Seine hohe Sicherheit erquickte Fauſtine. Hätte er ihr geſagt, er müſſe ihr den Weg zum Orion bereiten, ſo würde ſie ſich darauf verlaſſen haben. Die hülfloſe Einſamkeit, in

der ſie auf der Welt ſtand, machte ihr dieſe Zuverſicht zum Bedürfniß. Der edle Mann ſchützt ſo gern, dachte ſie, und wer bedarf mehr des Schutzes als ich? — Marios Eltern waren nicht erfreut über den Entſchluß des Sohnes.

„Das ärmſte Mädchen, nur unbeſcholten, wäre mir eine liebere Tochter," ſagte Gräfin Mengen; und der Vater ſprach:

„Nach Deiner Beſchreibung muß ſie eine Circe ſein! Haſt Du Dich fangen laſſen, mein armer Mario?"

Mario lächelte. Der abſichtloſen, nachläſſigen Fauſtine wär' eine planmäßige Eroberung unmöglich geweſen. Seine Schweſtern warfen ſich entzückt in ſeine Arme, als ſie ſeine Verlobung erfuhren.

„Welch ein unbegreifliches Glück für Dich, Mario!" rief Matilde, und Marie flog zu Cunigunden, um ihr dieſe Jubelbotſchaft mitzutheilen. Dann mußte Cunigunde kommen, und den Eltern all das Gute und Schöne von Fauſtine erzählen, was ſie den beiden Schweſtern erzählt hatte, und Mario war gerührt von der tiefen Freudigkeit, mit der ſie es that.

„Sie hat mich getröſtet, geſtärkt und erhoben, als Alle mich niederbeugten; ſie hat mir zugelächelt, als Niemand von mir wiſſen mogte, und in dem entſcheidenden Moment, wo thätige Hülfe mir noth that, hab' ich ſie bei ihr gefunden."

Weit mehr noch erzählte Cunigunde von Fauſti-

nens Schönheit, Anmuth und Talenten, und ſagte zuletzt:

„Ich bin einmal darüber ausgelacht worden, dennoch muß ich ſie ſtets mit dem »Mädchen aus der Fremde« vergleichen; ich kenne ſonſt Niemand, der ihr ähnlich wäre, oder der mich an ſie erinnerte.“

„Ach Gott,“ ſeufzte Gräfin Mengen, „wie ſoll ein ſo extraordinäres Geſchöpf in den Familienkreis paſſen?“

„Wie die Sonne in die Welt, gute Mutter,“ ſagte Mario.

„Mario iſt aber einmal verliebt!.... ganz erſchrecklich verliebt!“ flüſterte Marie heimlich Matilden zu.

„Liebt Dich Fauſtine in demſelben Maße, wie Du ſie liebſt?“ fragte ihn der Vater.

„Die Liebe läßt ſich nicht meſſen und wägen,“ antwortete Mario lächelnd, „und bei Niemand weniger, als bei Fauſtinen. Ihre Liebe fliegt.“

„Und fliegt davon, mein Sohn!“ warf die Mutter ein; „ſolche Frauen — genial, ungewöhnlich, über dem Alltäglichen, und wie man ſie nennen mag! haben ſo ſelten die Klarheit, Ruhe, Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue, mit denen man einzig und allein glücklich ſein und machen kann.“

„Vor drei Monaten, liebe Mutter, hab' ich mir und Fauſtinen ſelbſt das Alles geſagt. Aber ich liebe ſie — und wie ſie nun einmal iſt, ſo beglückt ſie mich.“

„Und ſo ſoll ſie uns willkommen ſein!“ ſagte

der alte Mengen, und gab dem Sohn die Hand. Mario küſte ſie und rief:

„Ich wußt' es, Vater!"

Fauſtine ſaß vor der Staffelei und that die letzten Pinſelſtriche an einem meiſterhaften Gemälde. Es war dasjenige, welches ſie ſich einſt in Mainz ausgedacht hatte: ein junger Mann ging an einem Fenſter vorüber, hinter deſſen Gitter ein Mädchen ſaß, die Katze, die Kapuzinerkreſſe, die Arbeit — nichts fehlte. Mario ſollte kommen; ſie wollte ihn mit dieſem Bilde erfreuen, denn eifrige Arbeit — das wußte er — war ſtets ein krampfſtillendes Mittel für ſie.

Clemens trat ins Cabinet und hinter ihren Stuhl. „Das Bild würde mir außerordentlich gefallen," ſprach er, „wenn der Mann nicht dem Graf Mengen ähnlich wäre."

„Graf Mengen hat ein ſo frappantes Geſicht, daß ein Malerauge es gern auffaßt und darſtellt."

„Ich will es nicht leugnen! nur paßt es nicht in dieſe gothiſche Umgebung; — er ſieht ganz tatariſch aus."

„Tatariſch! Clemens! Sie haben wirklich kein Urtheil."

„Und Sie ein Vorurtheil."

Fauſtine zuckte ſchweigend die Achſeln. Nach einer Pauſe fragte ſie:

„Werden Sie denn nie nach Oberwalldorf heimkehren, Clemens?“

„Bin ich Ihnen läſtig?“ fragte er bitter.

„Zuweilen — durch Ihre bizarren Launen — ja.“

„Sie waren in Prag, nicht wahr, da oben auf dem Wiſſerad über der Moldau, wo man das Badezimmer der Libuſſa zeigt?“

„Ja, ja! aber ich ſprach von Oberwalldorf.“

„Wiſſen Sie, was in jenem Badezimmer geſchah?“

„O ja! die Königin Libuſſa, ſtolz auf ihre Unabhängigkeit, wollte keinen Mann Einfluß über ſich gewinnen laſſen, und, wenn auch aller Schwäche des Weibes unterliegend, nie ſchwach erſcheinen und immer frei bleiben. Deshalb ließ ſie die Männer, denen ſie eine momentane Gunſt geſchenkt, aus jenem Gemach in die Moldau ſtürzen.“

„Sie ſind die Königin Libuſſa im modernen Gewande, ohne die wilde Sinnlichkeit, ohne die blutige Grauſamkeit. Hört eine Perſönlichkeit irgendwie auf Ihnen homogen zu ſein, und hätte ſie Ihnen das Innerſte des Lebens dargebracht — Sie laſſen ſie in die Moldau ſtürzen.“

Bitterer Schmerz durchbebte Fauſtine; ſie gedachte Andlaus und rief:

„Das iſt wirklich nicht ganz unwahr.“

„Aber ich laſſe mich weder in die Moldau noch nach Oberwalldorf ſchleudern,“ fuhr Clemens aufgeregt fort.

„O, Sie!“ ſagte Fauſtine und ſah ihn verwundert an, „für Sie bin ich nicht die Königin Libuſſa geweſen. Ihnen hab' ich keine Liebesverheißung gegeben —“

„Vielleicht auch Andern,“ unterbrach Clemens ſie gereizt, „aber mir gewiß! Sie haben mich in Ihr Leben aufgenommen! wenn eine Frau wie Sie das thut, ſo iſt es eine Liebesverheißung, denn Sie müſſen fühlen, daß dem, der in Ihrer Nähe lebt, Ihre Liebe eine Bedingung der Exiſtenz wird, oder haben Sie das etwa nicht gewußt bei mir?“

„Ich habe Sie um mich geduldet, weil ich keinen andern Weg offen ſah, um Sie zur Erkenntniß über mich zu bringen. Ich hatte Wohlwollen für Sie, ich habe Mitleid mit Ihnen —“

„Ah, Du haſt Mitleid mit mir!“ rief Clemens, warf ſich vor ihr nieder, und umſchlang ſtürmiſch ihre Knie.

„Ich hatte Mitleid mit Ihnen, muß ich ſagen,“ rief Fauſtine ungeduldig, und ſtand lebhaft auf; „allmälig geht es über in Widerwillen, und nicht durch meine Schuld! Ich begreife Sie nicht, Clemens! wenn mir ein einziges Mal geſagt oder gezeigt würde, daß man mich nicht liebt, ſo würde ich eher ſterben, als mich einer zweiten Abweiſung ausſetzen.“

„Es iſt hart zu ſterben, wenn man liebt!“ ſagte er finſter.

„Aber wer ſpricht denn vom Sterben? Sie ſollen

ja leben, froher, glücklicher als bisher. Nur ein klein wenig Vernunft, guter Clemens —"

„Braviſſimo, Gräfin Fauſtine! wenn Sie die Vernunft predigen, ſo mag ich es wol noch zu einer recht freudenreichen Exiſtenz bringen!" rief Clemens und lachte grimmig. „Doch einſtweilen, bis es ſo weit kommt, ſchwimme ich auf dem Meere des Lebens an das dünne Brettchen der einzigen Hoffnung geklammert, Du werdeſt mir, wie Leukothea dem Geliebten, dem gefährlich Schiffenden, die rettende Binde zuwerfen — dereinſt, Fauſtine, nicht wahr, dereinſt? ich will warten, warten .... o bis in die Ewigkeit hinein, aber ich will und muß darauf hoffen dürfen — ſonſt .... laſſe ich mich ſterben."

„Thun Sie, was Sie wollen — nur hoffen Sie nichts von mir, Clemens" — ſprach ſie ſehr beſtimmt.

„Weder für Gegenwart noch Zukunft?"

„Weder für Gegenwart noch Zukunft — ſo wahr ich Fauſtine bin."

„Gut, gut!" ſagte Clemens; eine fürchterliche Zerſtörung glitt über ſein Geſicht. Sie ſah es nicht, denn ſie hatte ſich wieder an die Staffelei geſetzt. „Eine Gnade!" fuhr er fort; „ſagen Sie mir, wem gehört Ihre Zukunft?"

„Mir — und Gott!" antwortete ſie feſt.

„Sie zwingen mich, die Frage anders zu ſtellen," ſagte er gelaſſen; „wem gehören Sie in Zukunft?"

„Sie nehmen ſich das dreiſte Recht einer Frage,

die ich nicht Luſt habe zu beantworten," entgegnete ſie kalt.

„Mein Gott, einem Freunde, der für immer ſcheidet, kann man doch wol dieſen Beweis von Zutrauen geben," ſprach er ſanft.

„Ah, Sie gehen?" rief Fauſtine freudig.

„Ja, ich gehe, Fauſtine!"

„Und wann? und wohin?"

„Wohin? das weiß ich nicht; aber wann? morgen .... gewiß morgen."

Fauſtine athmete erleichtert auf; morgen ſollte Mario kommen, alſo traf Clemens nicht mehr mit ihm zuſammen.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte er.

Sie gab ihm ſchweigend die Hand. Zwiſchen Vorwurf und Trauer ſprach er:

„Sie geben mir die Hand zum erſten Mal, ſeit wir uns kennen!"

„Es ſoll nicht zum letzten Mal ſein" — erwiderte ſie freundlich.

„Wer weiß, Gräfin! es kommt immer anders als man meint! darum ſein Sie gnädig und beantworten Sie mir die Frage, die ich vorhin wagte — wenn ſie auch allzudreiſt iſt. Bedenken Sie — es iſt die letzte.... ich gehe ja morgen! und iſt's für Andre ein Geheimniß, ſo verlaſſen Sie ſich auf mein ewiges Schweigen."

Sein feierlicher Ernſt in Blick und Ton ſtimmte auch Fauſtine ernſt. Sie ſagte nichts; aber ſie legte

den Finger auf Marios Portrait im Gemälde. Clemens verſtand ſie. Er ſtützte ſich auf ihren Stuhl und die Lehne blieb in ſeiner Hand. Entſetzt blickte ſie ihn an und rief angſtvoll:

„Gehen Sie, Clemens! um Gottes Barmherzigkeit willen verlaſſen Sie mich — ich fürchte mich vor Ihnen, Sie ſehen aus, als bebrüteten Sie eine Unthat.“

Er fuhr mit der Hand übers Geſicht: „Eine Unthat? o nein, Gräfin! nur eine That!“ — Dann nahm er den Hut und ſagte: „Ich werde noch Abſchied von Ihnen nehmen.“ Damit ging er.

In Fauſtine hatte ſich die Angſt feſtgeſetzt, Clemens könne Marios Leben wollen; das ihre oder ſein eigenes — daran dachte ſie nicht; nur an Mario. In namenloſer Unruhe ging ſie in den Zimmern umher, denn ſie konnte nicht mehr den Pinſel halten, alle Nerven zitterten. Bald griff ſie im Vorüberſtreifen ein paar Akkorde auf dem Flügel, bald trat ſie an den Bücherſchrank, um Lektüre zu ſuchen, die ſie nicht fand, bald ſetzte ſie ſich erſchöpft nieder und ſummte halblaut eine Melodie ohne Worte, bald legte ſie ſich ins Fenſter und blickte rechts und links mit jener ſeltſamen Stupidität, die den erſten beſten Gegenſtand ergreift, um von quälenden Gedanken und Vorſtellungen loszukommen, ſo daß man ſich z. B. auf der heimlichen Frage ertappt: „Wird jenes Vögelchen ſich auf einen Aſt oder auf ein Dach ſetzen?“ und man ſieht dem Vogel nach, ſo lange man ihn gewahr werden kann. Während der

Zeit hat das Herz gleichsam still gestanden und nach Luft geschnappt, nun gehts wieder weiter in athemlosem Lauf.

Endlich ging sie zu Frau von Eilau, fand aber dort so viel Menschen, daß ihr nicht die gehoffte Zerstreuung ward. Nur in der Conversation mit zwei oder drei Personen amüsirte sie sich, weil sie Aufforderung zur Mittheilung fand. In größeren Kreisen, wo man Lärm machen muß mit seinen Worten, um gehört zu werden — nur gehört, nicht verstanden! da verstummte sie und war fast immer zerstreut. Heute mehr denn je. Aber man kannte das; es fiel nicht auf. Graf Kirchberg setzte sich zu ihr und versuchte Töne anzuschlagen, die in ihr den Wiederhall weckten. Es gelang nicht.

„Ich habe nicht verstanden," erwiderte sie auf eine seiner Bemerkungen.

„Dann muß ich mich sehr konfus ausgedrückt haben," sagte er lächelnd, „denn Sie pflegen Salomos Ring bei sich zu tragen, vermittelst dessen man die Sprache auch der unvernünftigen Creatur versteht."

„O!" rief sie, ohne den Scherz zu beachten, „wenn man sich unbehaglich fühlt, wie konfus und windschief erscheinen alle Worte, Zustände, Menschen! man ist nicht im Stande, das ABC herzusagen! man starrt einen Freund zerstreut wie einen Fremden an! man meint, man werde in den nächsten vierundzwanzig Stunden stecken bleiben wie in einem Sumpf. Ken-

nen Sie ſolche Momente?" — Ohne ſeine Antwort zu erwarten, fuhr ſie im veränderten Ton fort: „Wo der Pflug über ein Menſchenherz geht, iſt die Hand Gottes da, um Samen für die Ewigkeit hineinzuſtreuen: das glauben Sie doch auch, Graf? denn wenn man es nicht glaubt, wie ſoll man ſich tröſten, den Pflug mit eigner Hand über ein Herz gelenkt zu haben?"

„Ich würde mich auch nur in dem Fall tröſten, daß dies Herz — das meine wäre," entgegnete Kirchberg. „Es hieße dem Egoismus zu leichtes Spiel machen, wenn der nichtsachtende Leichtſinn oder die rückſichtloſe Leidenſchaftlichkeit ſich einbilden dürften, der liebe Gott werde die Wunden, die ſie ſchlagen, mit Balſam heilen."

Fauſtine ſchauerte zuſammen und wurde leichenblaß. Graf Kirchberg fragte, ob ſie krank ſei.

„Mir iſt bange," ſagte ſie und verließ die Geſellſchaft. Bei ihrem Diener erkundigte ſie ſich beſorgt, ob Niemand in ihrer Abweſenheit ſie habe beſuchen wollen. Er verneinte es. Daſſelbe that ihre Kammerjungfer, die ſie, zu Hauſe angelangt, gleichfalls befragte. Dennoch ſah ſie ſich geſpannt im Zimmer um; fürchtete ſie Clemens — hoffte ſie Marios Nähe? ſie wußte es nicht! immer traten Beide zuſammen vor ſie hin.

„Jeannette, ich freue mich heute recht zu Bett zu gehen!" ſagte ſie zu der Jungfer.

„Ach!" rief die ganz erfreut, „das habe ich noch

nie von der gnädigen Gräfin gehört! und es giebt doch gewiß nichts Angenehmeres und Bequemeres auf der Welt, als ſolch weißes, friſches, ſtilles Bett. Ich würd' es noch mal ſo gern machen, wenn gnädige Gräfin ſich immer dazu freuen wollten."

„Behüte der Himmel, Jeannette! ich darf nicht immer ſo träge ſein."

Jeannette ſah das durchaus nicht ein und verrichtete ſchweigend ihren Dienſt. Fauſtine ſchlief bald; und ohne Träume, ohne Unruhe, wie einem Kinde, ging ihr die Nacht hin. Es giebt einzelne glückliche Organiſationen, die zugleich ſtark und biegſam genug ſind, um dem Körper zu geſtatten, daß er im Schlaf ſein Recht behaupte und nicht zu leiden habe von den Kämpfen und Mühen der Seele. Wachend iſt er ihr getreuer, dienſtwilliger Sclav, ſchlafend ihr Herr: ſie liegt in Feſſeln, denn er borgt ihr nicht die Organe, durch welche ſie ihre Herrſchaft bethätigen kann. Wie im Lethe gebadet war Fauſtine jeden Morgen; es währte immer eine Zeit lang, bis der grelle Tag mit ſeinen Beſchwerden ſich Platz machte in der dämmernden Kühle, womit die Nacht ſie umhüllt hatte. Morgens war ſie auch am ſchönſten. Das iſt nur ausnahmsweiſe der Fall bei Perſonen, die über 16 Jahr alt ſind. Je älter man wird, um deſto mehr bedarf man der Excitation, der Bewegung, des Putzes, der Lichter, um ſchön zu ſein; es wird eine factice Schönheit. Die meiſten Menſchen ſtehen fatiguirt auf; der Traum hat ſie mehr geplagt als der Schlaf erquickt.

Fauſtine ſtand heiter auf, denn: „heute kommt Mario!“ dachte ſie. Sie ging auf den Balkon; die grünenden Bäume, der wolkenloſe Himmel, die zwitſchernden Vögel kamen ihr vor wie freundliche Verheißungen. „Mario!“ ſagte ſie halblaut, mit ſtillem Jubel. Da, wie ein Schiffer, der am Horizont das kleine Wölkchen, den unfehlbaren Boten des Ungewitters, entdeckt — da ſagte ſie dumpf: „Wo iſt jetzt wol Anaſtas? was wird aus Clemens .... mein Gott!“ Der Tag kam über ſie. Indem meldete Ernſt den Herrn von Walldorf, der ſo früh ſich empfehlen wolle. Sie ließ ihn eintreten. Clemens ſah verwildert aus; ihr fiel ein, ob er nicht berauſcht ſein könne, und die Angſt, welche ſie ſchon mehrmals in ſeiner Nähe empfunden, befiel ſie von Neuem. Aber er ſagte ruhig:

„Im nächſten Monat wird es ein Jahr, daß Sie nach Oberwalldorf kamen. Wiſſen Sie wol noch, was Sie mir dort Alles bei unſern Spaziergängen erzählt haben?“

„Nicht eine Sylbe, beſter Clemens.“

„Das vermuthete ich ſchon! ich will Sie auch nur an ein einziges Wort erinnern. Sie ſagten von Georg von Frundsberg und von mehren Anderen: Er ſah ein, daß ſeine Zeit aus war, darum ſtarb er.“

„Ja, das hab' ich geſagt.“

„Und Sie freuten ſich darüber.“

„Ich fand es natürlich für jene energiſchen Menſchen.“

„Meine Zeit iſt auch aus, Fauſtine,“ ſagte er feſt.

„Sie haben noch keine Zeit gehabt," entgegnete ſie ebenſo feſt.

„Doch! doch! die der Hoffnung!"

„Die Hoffnung, von der Sie ſprechen, war ein Irrthum; kein tüchtiger Menſch lebt für einen ſolchen."

„Ferner ſagten Sie damals, Fauſtine: Auf der Grenze zwiſchen dem Bewußtſein der neuen Erkenntniß und der Verzweiflung über den Irrthum — ſtirbt man. Ich ſtehe auf jener Grenze und ich ſterbe."

„Warum foltern Sie mich, Clemens?" ſagte ſie traurig.

„Das iſt nicht mehr als billig, ſchöne Königin Libuſſa! für die Martern, die Du ſeit einem Jahr über mich verhängt haſt, ſollſt Du wenigſtens einen Moment mit mir und durch mich leiden." Clemens murmelte dies zwiſchen den Zähnen, und hatte Fauſtinens Hände über dem Gelenk in ſeiner Linken zuſammengefaßt. Sie konnte nicht von der Stelle, und verſuchte es auch nicht, denn ſie ſah, er hatte einen Entſchluß gefaßt, dem ſie mit ihrer geringen Kraft nicht würde wehren können.

„Nun? wie wollen Sie mich foltern?" fragte ſie muthig; „Sie ſehen, ich warte darauf."

„Du biſt recht tapfer, wie ſich das ſchickt für eine Königin! .... Und Du fürchteſt Dich wirklich gar nicht vor mir?"

„Ich fürchte nur den Mann, den ich achte und liebe," ſprach ſie kalt.

Da zog Clemens ein Piſtol aus der Bruſttaſche,

ſetzte es in den Mund und drückte ab. Seine Hand packte im Todeskrampf noch feſter die ihren; ſie fiel neben ſeiner Leiche ohnmächtig hin. Die entſetzten Dienſtboten und die übrigen Hausbewohner eilten herbei mit Geſchrei und Gejammer. Durch all' den Tumult machte ein Mann ſich ſtürmiſch Platz, drang ins Zimmer, das blutroth im Morgenlicht glänzte, ſah neben einer entſtellten Geſtalt die leichenähnliche Fauſtine, und rief:

„O! warum ließ ich ſie hier zurück?" — Mario trug Fauſtine zum Wagen, der noch vor der Thür hielt, ließ umkehren, und reiſte ſogleich mit ihr zu ſeinen Eltern.

„Auch der Genius hat ſeine Bürden!" ſagte ich am Grabe von Leopold Robert in Venedig. Bei dieſen Worten hob ein Mann das Haupt und ſah mich an, ſo ſcharf, ſo forſchend, und zugleich ſo überzeugt, daß ſein Blick mich frappirte, denn in der halb neugierigen, halb gleichgültigen Welt tragen die meiſten Blicke ihr nüchternes Gepräge, und die Neptune der Fontänen ſchauen nicht viel bedeutender drein, als das Menſchenauge. Dieſer Mann hatte ſchon am Grabe geſtanden, als wir herzukamen. Unbeweglich, die Arme untergeſchlagen, den Kopf geſenkt, ſo tief geſenkt, daß der auf die Stirn gedrückte Hut das Geſicht verbarg, dunkel gekleidet, glich er einer Statue von Baſalt. Ohne Rückſicht auf ihn hatten wir geplaudert. Reiſen ſind nicht die Schule, wo man das Rückſichtnehmen

lernt. Gleichgültig wie an einer Mauer ſtreift man an all' den Unbekannten hin. Um ſo mehr überraſchte mich dieſer Blick. Der Mann mußte uns verſtanden, unſerm Geſpräch zugehört haben, war vielleicht Bruder, Verwandter, Freund Roberts, vielleicht auf irgend eine Weiſe in deſſen Schickſal verflochten. Sei es Furcht, ihn verletzt zu haben, oder Intereſſe für den Todten, ich fragte:

„Sie kannten wol Leopold Robert, mein Herr?"

„Nur aus ſeinen Bildern," entgegnete er.

Gegen meine Gewohnheit beharrte ich wie ein Inquiſitor bei dem fragenden Styl: „Sind ſie ſelbſt Künſtler?"

„O nein! die Bürde des Genius wurde mir nicht auferlegt," ſagte er und lächelte traurig.

Ich erröthete vor Aerger; ich kann's nicht leiden, wenn man mir meine Worte nachſpricht. Er fuhr lebhaft fort:

„Darum iſt es eine ſchwere Bürde, weil die Welt ſie nicht anerkennen will! Der Begabte ſoll ein Vollkommner ſein. Weil er Menſch bleibt, wird er geläſtert. Man denke nur an Byron und tutti quanti."

Mein Begleiter ſagte: „Extravaganzen ſind indeſſen nicht als die Glorie — ſondern nur als die Ausgeburt des Genies zu betrachten."

„Es iſt nur übel," rief ich, „daß viele Leute die natürlichen Allüren des Genies extravagant nennen. Columbus wurde wie ein Narr behandelt, Galilei wie ein Verbrecher! freilich — nicht alle Genies haben

ſich ſo glorreich gerechtfertigt, und Leopold Roberts Manen müſſen ſich vielleicht unterthänigſt bedanken, wenn man achſelzuckend ſpricht: Er war Hypochonder, der Arme!"

„Ja ja!" ſagte der Fremde, „denn Wahnſinn und Sünde klingen härter."

Er hatte während des Sprechens die Haltung wenig verändert, nur den Kopf gehoben, aus dem dunkle Augen ungewöhnlich ernſt und ſtrahlend hervorblickten. Sie warfen einen wundervollen, ich mögte ſagen, verſöhnenden Glanz über ſeine ſcharf ausgeprägten Züge, und als er nach jenen Worten das Haupt wieder ſenkte, ſo daß die Augen verdeckt wurden — da trat mit ihnen das ganze Geſicht in Schatten zurück.

Wir gingen fort. Nachmittags begegneten wir ihm in der Markuskirche; er grüßte, und es entſpann ſich eine Unterhaltung, die mir gefiel, denn er war ein ſehr angenehmer Mann, von lebhaftem Verſtande und von ruhigen Manieren, weltvertraut und weltverachtend, aber nicht blaſirt, nicht abgeſtumpft, ſondern nur durch das Beſte gleichgültig gegen das Geringe. Wir waren acht Tage zuſammen in Venedig. Er hatte ein Kind bei ſich, einen prächtigen, ſechsjährigen Knaben mit funkelnden Augen, voll Luſt und Muthwillen, unbändig wild, verwegen — ganz wie ich Knaben liebe. Sie werden früh genug zahm werden! Daraus, daß Beide in Trauer waren, und an der inbrünſtigen Zärtlichkeit, die Beide

für einander hatten, erkannte man Vater und Sohn. Keine Spur von Aehnlichkeit war zwiſchen ihnen! Sonſt, wenn auch die Züge ſich nicht gleichen, ſind es Mienen, Ausdruck, Bewegungen; hier — nichts! Ich fragte auch ganz überraſcht, als ich den Kleinen zuerſt ſah:

„Iſt es Ihr Sohn?"

„Sie wundern ſich, daß ich ein ſo ſchönes Kind habe, nicht wahr?" ſagte er, und ſein Blick wickelte den Knaben gleichſam in Liebe ein. „Ja, es iſt mein Sohn, nur ſieht er aus wie ſeine Mutter, durch und durch wie ſie .... und ſo iſt er auch."

Er ſchwieg plötzlich. Wir frühſtückten im Café Florian, und der Knabe ſprang auf dem Markusplatz umher, ſtreute den Tauben, die ſich dort in Schaaren aufhalten, Brotkrumen hin, unterhielt ſich mit den Gondolieren italieniſch, mit den Waſſerträgerinnen deutſch, und amüſirte ſich über alle Maßen, ſo daß man förmlich neidiſch werden konnte. Zuweilen trat der Vater, wenn er lange nicht ſeiner anſichtig geworden war, vor die Arkaden und rief mit ſeiner tönenden Stimme:

„Bonaventura!" — dann kam der Kleine gelaufen, athemlos, glühend, warf ſich in die Arme des Vaters und ſah ihm in die Augen auf eine unbeſchreiblich graziöſe Weiſe, neckend und lieblich, wie ein Amor — oder wie eine Frau.

Mein Aufenthalt in Venedig ging zu Ende. Am

Vorabend der Abreiſe bat ich den Fremden um ſeinen Namen.

„Graf Mengen," ſagte er.

„Mario Mengen?" rief ich erfreut.

„Mario Mengen."

„Glücklicher!" rief ich; dann fiel mir ein, wie unpaſſend dieſer Ausruf ſei; aber ich konnte doch nichts Anderes ſagen als: „Armer Glücklicher!"

„Sie kannten alſo Fauſtine?" fragte er.

„So wie Sie Leopold Robert" antwortete ich.

Ich war nach Dresden gekommen, damals, vor Jahren, gleich nach jener tragiſchen Cataſtrophe mit Clemens, hatte viel darüber gehört, und bald darauf auch von ihrer Heirath mit Mengen. Hernach ward ſie in der Kunſtwelt ſo gefeiert, daß wol Niemand iſt, der nicht von ihr gehört hätte. Dies ſagte ich ihm. Er fragte, ob ich mich genug für ſie intereſſire, um ihrem Leben folgen zu mögen ohne Ungeduld, und ohne vorſchnellen Unwillen — dann wolle er von ihr erzählen. Mein Herz ſchlug vor Freude, denn ich liebte ſie, graziös und genial wie ſie war. Solche Perſonen werden ſo viel getadelt und — ich will's nicht ſtreiten — verdienen auch ſo viel Tadel, daß der Gedanke, ich würde liebend und bewundernd von ihr reden hören, mich erquickte. Wir gingen die Riva der Slavonier entlang nach dem öffentlichen Garten. Da iſt's am einſamſten in ganz Venedig; denn die Italiener gehen lieber in den Straßen ſpazieren als unter grünen Bäumen. Der Garten iſt

auf einer Landſpitze angelegt: große Raſenplätze und breite Alleen von weißen Akazien, die, eben in voller Blüte, mit ihrem feinen Arom die Abendluft durchſtrömten. Wir ſetzten uns ſo, daß wir vor uns in die Lagunen hinaus ſahen, rechts auf die Stadt, die zauberhaft zwiſchen Himmel und Waſſer im Golde der ſinkenden Sonne ſchwebte, und links, in weiter Ferne, auf die ſchneeweiße Alpenkette. O! Venedig iſt gar ſo ſchön! — —

Ich hatte in der Hand einen Strauß von dunkelrothen Nelken — meine Lieblingsblume. Mario ſah ſie unverwandt an; endlich ſagte er:

„Ich werde zwar nicht ohnmächtig wie die Prinzeſſin Lamballe, wenn ſie Veilchen ſah, und nicht tiefſinnig, wie Ritter Parcival, als er drei Blutstropfen im Schnee ſah — doch erinnert mich die dunkelrothe Nelke jedesmal an Fauſtine. Dieſe Blume kommt ſelten zur Vollendung, entzückt uns ſelten in ihrer reinen Form als glühende Liebesfackel, oder als Köcher voll zartgefiederter Liebespfeile. Iſt der Kelch ſehr gefüllt, ſo platzt er, die Blätter fallen traurig heraus, zerflattern, verwelken; iſt er dürftig gefüllt, ſo platzt er zwar nicht, aber die Blume bleibt auch dürftig. Faſt eben ſo ſelten wie eine Nelke bringt der Menſch ſich zur Herrlichkeit: er verwildert oder ermattet. An Fauſtine war das Wunder geſchehen, ſie hatte die Glut, die Fülle, die Pracht ihres Weſens unzerſplittert beiſammen. Sie wollte nicht immer Eins und daſſelbe — wenigſtens wollte ſie es nicht in unver-

änderter Geſtalt — aber was ſie jedesmal wollte, das wollte ſie ganz. Sie war ein leidenſchaftlicher Charakter, und daher nur ſchwankend, ehe ein energiſcher Entſchluß in ihr Wurzel gefaßt. Um ein großartiger Charakter zu ſein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen ſich ſelbſt.

„Nach dem Tode des unglückſeligen Clemens brachte ich ſie ſogleich zu meinen Eltern, und nach drei Wochen, als ſie meine Frau ward, war ſie auch ſchon deren geliebteſtes Kind, denn dieſe pompöſe Frau, die ſich nur zu zeigen brauchte, um für ihre Erſcheinung allein jeder Huldigung gewiß zu ſein — dieſe Sibylle mit dem Seherblick und den Prophetenlippen, heimiſch in der Kunſt, vertraut mit der Wiſſenſchaft — war heiter wie ein harmloſes Kind und anſpruchlos wie ein junges Mädchen, das die eigne Anmuth nicht ahnt. Auf der einen Seite hätte eine Matrone nicht mehr imponirt, und dem verwegenſten Mann nicht ſtrenger ein leichtes Wort auf den Lippen getödtet durch ihren unbefangenen Ernſt; auf der andern Seite lagen die Jugend, die Neuheit, die Unkenntniß und die Verheißungen, die ſo reizend um Neulinge in der Welt ſchweben. Das war ſie. Bis dahin hatte ſie außerhalb der Welt gelebt, und ſich ihr nicht wie ein Feind — dazu war ſie ihr zu gleichgültig — aber wie ein Fremdling gegenüber geſtellt. Bis dahin mogte ſie nicht in die hergebrachten Verhältniſſe eingehen; ſie verſtand nicht das Familienglück, denn ſie war ein verwaiſtes Kind — nicht

die Ehe, denn ſie war ein gequältes Weib geweſen — vielleicht nicht einmal die Liebe, obgleich ſie Andlau mächtig geliebt hatte, denn ſie wollte ſich durch die Liebe außerhalb aller Schranken frei fühlen; und nur innerhalb Schranken kann Freiheit beſtehen, außerhalb liegen Willkür und Auflöſung. Das erkannte ſie; jede Erkenntniß war ihr eine Wonne, ſie liebte mich glühend, weil ſie mir ſie verdankte.

„Ein Jahr früher hatte ich zu meinem Freund Feldern geſagt: „ich begehrte kein andres Glück, als ein foudroyantes, das mich gerade im Mittelpunkt meines Weſens träfe. Es war mir geworden! Fauſtine ſtrahlte in meine Seele hinein wie ein tauſendfarbiger Diamant, wie ein indiſches Gedicht, Stern und Roſe, Glanz und Duft. Das unbedeutendſte Weib, der ſtupideſte Mann werden belebt und verſchönt durch die Liebe, ſo daß ſie uns erfreuen und intereſſiren können. Und nun Fauſtine! bald entzückte ſie mich, bald machte ſie mich zittern, bald bewunderte ich ſie! Herz, Sinne, Geiſt — Alles fand bei ihr Nahrung, Befriedigung, Anregung. Ich wurde nie müde ſie zu betrachten; wie in Rafaels Arabesken Genien aus Blumen keimen, ſo ſchwebte ihre Seele in und über ihrer holdſeligen Geſtalt, die zart und durchſichtig genug war, um jeder Regung leicht zu folgen. Ihre Augen waren von jener unbeſtimmten grauen Farbe, die man bei Augen blau zu nennen pflegt, und die darum ſo ſchön iſt, weil ſie alle Schattirungen annimmt — vom lichteſten

Azur in der Freude, vom tiefſten Schwarz in der Leidenſchaft. Ebenſo wechſelnd war auch ihr Teint, transparent, kräftig; an ihrem Colorit errieth ich ihre Stimmung. Mit dieſer Friſche kontraſtirte ſeltſam dunkles Geäder ums Auge, das, wenn es nicht von Krankheit herrührt, einem blühenden Kopf wundervollen Reiz von Melancholie und Leidenſchaft giebt, wie z. B. bei der ſogenannten Fornarina in der Tribüne zu Florenz. Ich wurde auch nie müde ſie zu beobachten. Es war etwas Unergründliches, Geheimnißreiches, Einfaches in ihr, etwas von der primitiven Friſche des Naturlebens, durch welches alle Elemente ſpielen und blitzen; in ihr ſtand das Gewitter neben der Sonne, und das Mondlicht neben der Aurora. Sie war von einer Leidenſchaftlichkeit, die man hätte fiebernd nennen dürfen, wenn Körper und Seele ihrer nicht gewachſen geweſen wäre. O, wie ſie mir entgegenflog, wenn ich nach kurzer Abweſenheit wiederkehrte! ſie erkannte meinen Schritt im Vorzimmer, faſt ohne ihn zu hören, ſie lief mir entgegen, ſie hing ſich um meinen Hals — ſo trug ich ſie fort! Goldfunken lagen auf ihrem Haar, unter dem Sammet ihrer Wange rieſelte das Blut, ſilberne Streifen ſchlangen ſich durch das ſchwarzblaue Auge. Und ihre Stimme! o der goldne Klang, der Lerchenjubel, wenn ſie dann ſagte: „Mario!“ — In den Modulationen dieſer Stimme lagen wieder Analogien mit Naturzuſtänden; erzählte ſie von ihrer gleichgültigen, halbvergeſſenen Kindheit, ſo war es, als fließe ein ſchma-

ler, ſeichter Bach durch eine grüne Ebene: ihr Ton war gleichmäßig ſanft, vibrirte nicht, weil damals das Herz nicht vibrirt hatte. Aber er zitterte traurig wie das Rauſchen fallender Blätter, ſobald ſie mit dumpfem Trübſinn von ihrer Ehe ſprach. Bemerkten Sie je am hohen Mittag, im heißen Sommer, das leiſe, ſchwere, athemloſe Flüſtern, das durch die Natur weht? zittern die Blätter, oder die Flügel der Inſekten, oder die Wellen im See, oder Schilf, Gras und Blume in der brennenden Berührung des magnetiſchen Sonnenſtrahles? Nun, ſo war es, wenn Fauſtine in meinem Arm ruhte, mit ihren weißen Zähnen oder brennenden Lippen meine Wange berührte, ohne ſie zu küſſen, und Worte flüſterte, die nur die Liebe hören darf, weil die Liebe nur ſie erfindet. Beachteten Sie je den wilden, jauchzenden Schrei der Schwalbe, wenn ſie Abends durch das Wolluſtbad der Luft, gleich einem dunkeln Blitz, ſchießt? Dieſer Ton des höchſten Jubels rang ſich bisweilen in einem abgebrochnen Laut aus ihrem Buſen; und dann girrte ſie wie eine verblutende Taube, wenn die Melancholie ſchwerer Erinnerungen über ſie kam. Alle Temperamente waren in ihr vereint zur Quinteſſenz. Heftig, eiferſüchtig, würde ſie wie eine ächte Andaluſierin den kleinen Dolch im Strumpfband getragen haben, um den Geliebten zu vertheidigen oder — zu ſtrafen. Aber bei allen Angelegenheiten des Lebens hatte ſie eine Fügſamkeit in den fremden Willen, die ſich nie verleugnete, und die ich tauſendmal auf harte

Probe ſtellte; denn ich wollte, daß ſie ſich fügen lernen ſollte — nicht mir! ach, daß ſie mich liebte, war mein Triumph, nicht, daß ich ſie dominirte! — aber dem anerkannten feſten Geſetz. Ich glaubte, die allmälige Gewöhnung würde auch ihre innerſte Weſenheit nach und nach zügeln können. Zeitenlang war ſie weichlich, üppig wie eine Orientalin, lag halbe Tage auf dem Divan mit halbgeſchloſſenen Augen, träumend, denkend, dichtend, und langweilte ſich nicht — während ſie dann plötzlich von vernichtender Langweil ſprach, wenn ich am wenigſten es vermuthete, und ſich, um ihr zu entgehen, lernend oder ſchaffend in die Region des Gedankens oder der Begeiſterung warf. Hatte ſie ſich dann in irgend einem Werk als den Genius gezeigt, den die Welt anerkannt hat, ſo trieb ſie kleine unbedeutende Kunſtfertigkeiten, um ihre Geſchicklichkeit auch in dieſem Fach zu prüfen; doch ſie amüſirte ſich nur ſo lange damit, bis ſie es zur Fertigkeit gebracht; dann ſah ſie ſich nach etwas Neuem um. Jede vollendete Arbeit war ihr gleichgültig — gleichgültig haben, beſitzen, genießen! Streben war ihr alleiniges Glück, und der Moment, wo ſie das Erſtrebte mit der Fingerſpitze berührte — ihre Seligkeit. Sollte ſie aber feſthalten, ſo ermattete ihre Hand.

Gleich nach unſrer Verheirathung gingen wir nach Florenz, wohin ich als Geſchäftsträger geſendet ward. Fauſtine verließ gern Deutſchland. Völlig veränderte Umgebungen ſchickten ſich für ihre veränderten Verhältniſſe. Anfangs fürchtete ſie, irgendwo in Italien

Andlau zu begegnen, denn ſie war gewiß, daß er dorthin gegangen, und ſie meinte, er könne nichts thun, um ſie zu vermeiden, da er ja gar nicht wiſſe, wie ſie heiße, noch lebe. Dieſe Unkenntniß quälte ſie.

„Es würde ihm ein Troſt ſein, mich glücklich zu wiſſen," rief ſie, „und die Furcht, daß ich mich ſelbſt ſo elend gemacht haben könnte als ihn, iſt gewiß ein Gift in ſeiner Wunde."

Sie trauerte um ihn, zuweilen bis zum tiefſten Gram; aber ſie wünſchte nie anders gehandelt zu haben; darum ſuchte ich nicht ihr die Trauer zu nehmen. Wenn ſie bereut hätte, würd' ich troſtlos geweſen ſein. Die Erinnerung an Clemens trat zuweilen wie ein Geſpenſt oder ein Fiebertraum vor ſie hin. Sie rang die Hände und Todtenfarbe überzog ihr Antlitz: ſie marterte ſich ab mit Combinationen, wie ſie dieſer Cataſtrophe hätte vorbeugen können.

„O Gott," ſagte ſie oft, „ich hätte ja aber eine ganz andre Fauſtine ſein müſſen, wenn ich Alles ganz anders hätte machen ſollen! die furchtbarſten Erſchütterungen, die gewaltſamſten Zuſtände hab' ich überdauert; ich liebe und hoffe ſo wie einſt; keine Gabe, keine Fähigkeit iſt in mir untergegangen; nichts Heiliges iſt mir zum Mährchen worden; ich glaube an die unberechenbare Gotteskraft im Menſchen, die ihn auf immer neue, unvorhergeſehene Bahnen, aber nie zum Untergang führt; — erfülle ich nicht auf dieſe Weiſe meine Beſtimmung?"

So ſprach ſie ſich ruhig, und immer ſeltner kamen

die Beängſtigungen. Ihr Malertalent entfaltete ſich wunderbar; der Glanz der italieniſchen Färbungen ſchwebte um ihren Pinſel, der mit Allen in Glut und Kräftigkeit rivaliſiren durfte, und von Keinem an Phantaſie übertroffen ward.

Bonaventura ward im erſten Jahr geboren. Mario iſt der Name, den der Erſtgeborne in meiner Familie ſeit langen Zeiten zu führen pflegt; aber Fauſtine bat und flehte:

„Es giebt nur einen Mario für mich! ich kann Niemand außer Dir ſo nennen, von keinem zweiten Mario Glück erwarten! gieb ihm einen andern Namen!"

Sie ſprach dieſe Laune ſo zärtlich für mich aus, daß ich ſie hingehen ließ, und warnte ich ſie halb im Ernſt, halb im Scherz vor ihrem unlöſchbaren Durſt nach „etwas Anderem" — wie ſie ſelbſt es nannte, dann rief ſie:

„O fürchte Dich nicht! ich liebe Dich, Mario!"

Sie liebte auch Bonaventura, aber meinetwegen; für ihn ſollt' ich arbeiten und ſorgen, mit ſeiner Erziehung mich angenehm beſchäftigen, in ihm ihre Seele, ihr Weſen wiederfinden — „wenn ich einſt todt ſein werde," ſagte ſie. Sie knüpfte nicht ihre Zukunft an das Kind. Wenn ſie meine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für den Knaben bemerkte, war es ihr ſtets wie ein Troſt für mich. Sonſt dachte ſie nicht häufiger an den Tod, als ich oder jeder Andere es thun würde, der den ernſten Gedanken vertragen kann und den Tod weder wünſcht noch ſcheut.

Vier goldne Jahre verlebten wir in Florenz. O, ſie war glücklich! die ſelige Ueberzeugung hab' ich! ſtrahlend glücklich — zuweilen, in Momenten der Liebe, der Begeiſterung, wenn ein neues Bild vor ihr auftauchte, ein neuer Gedanke in ihr erwachte, wenn ſie die Lava ihres Herzens vor mir ausſtrömen ließ, des innigſten Verſtändniſſes gewiß; dann rief ſie:

„O wäre doch das Leben eine ununterbrochene Kette ſolcher Momente! Träte doch nie eine Abſpannung, Nüchternheit, Oede an die Stelle des Enthuſiasmus, der Thatkraft, der Fülle! Folgte doch nur nicht auf den höchſten Schwung die tiefſte Ermattung!"

„Wären wir doch Götter und nicht Menſchen!" entgegnete ich lächelnd.

„Oder gäbe Gott uns etwas ſo Dauerndes, ſo Wechſelloſes, daß, trotz aller Schwankungen der Sinne und des Geiſtes zwiſchen Verlangen und Befriedigung, die Seele in einem permanenten Bewußtſein tiefſter, unwandelbarſter Befriedigung bliebe."

„Mir hat Gott dies Wechſelloſe gegeben, Fauſtine!" ſagt' ich: „die Liebe zu Dir! Tauſendmal kann ich geirrt — hundertmal gefehlt haben: allein die Liebe zu Dir hat mich nie anders als ſtark und gut gemacht. Dies Bewußtſein iſt etwas Ewiges."

„O Mario!" rief ſie, und warf ſich in meine Arme mit der intenſen Leidenſchaft in Blick, Stimme und Geberde, die ſtets mein ganzes Weſen vibriren machte; — „Mario, dieſe Liebe zu mir iſt mein Triumph, meine Rechtfertigung, meine Glorie! aber

ſiehſt Du denn nicht ein, daß ſie heute in den Himmel hebt und morgen in die Hölle ſchleudert? Mario! auf Augenblicke der Extaſe, wo Seel' an Seele ruht, wo ich kein Wort brauche, um Dir mein Innerſtes zu offenbaren, wo wir ſind wie das Himmelblau, das alle andre Farben in ſich auflöſt — folgen andere .... da hab' ich Dir nichts zu ſagen, wenigſtens nichts, was ich nicht ebenſo gut allen Menſchen ſagen könnte; da ſind wir in Kleinigkeiten verſchiedener Meinung, und eben weil es Kleinigkeiten ſind, denkt Jeder, der Andere könne wol nachgeben; da haſt Du ein dringendes Geſchäft, wenn ich mit Dir umherſtreifen mögte, oder ich ſitze tief in Farben vergraben, wenn Du kommſt mit mir zu plaudern; da iſt Dein Blick kälter, Dein Geſpräch unbelebter, Dein Kuß ruhiger, Dein ganzes Weſen gleichgültiger; da fühle ich, daß Du durchaus das Nämliche bei mir findeſt; da betrüb' ich mich denn unſäglich, und weder Dein glänzendes Lächeln noch Deine ſonore Stimme, bei denen mir doch ſonſt zu Muth wird, als bräche der Tag an, haben genug Gewalt über mich, um Niedergeſchlagenheit und Trübſinn zu verjagen, die mich erſchlaffend anwehen, wie der Scirocco. Dann denk' ich: wäre die Liebe rechter Art, ſo könnte nie ein ſolcher Moment eintreten. Die Seligen ſind gewiß niemals niedergeſchlagen — die Seligen jenſeit des Grabes. O wie gut verſtehe ich den alten Montaigne, der da ſagt: **Il n'y a de satisfaction çà-bas que pour les ames ou brutales, ou divines.** Ge-

ſchöpfe vom Mittelſchlag wie ich, haben es auch nur mittelmäßig."

„Nun Fauſtine," entgegnete ich, „auch ich kann mit fremden Worten reden! Novalis ſagt: Und da kein Sterblicher den Schleier der Iſis heben kann, ſo wollen wir ſuchen Unſterbliche zu werden."

„Ja, das wollen wir! und Du biſt ein Engel!" rief ſie.

Dies Geſpräch fand ſtatt, als wir einſt bei Sonnenuntergang nach San Miniato heraufſtiegen, und unter den Cypreſſen bei dem Kloſter von San Francesco raſteten. Ich lehnte an einer Cypreſſe und blickte auf ſie herab; ſie ſaß auf einer Stufe der Treppe, und hatte ihre Hände gefaltet um ihre Knie gelegt; ihr Hut war zurückgefallen, der Abendwind wehte ihre Locken hin und her, ihr Geſicht war von innerer Glut, ihr blaßrothes Kleid von der ſinkenden Sonne in Feuer getaucht. Plötzlich hob ſie die Hände zu mir empor und rief:

„Mario! ewig anbeten — das würde mich beſeligen."

„Das verdient kein Menſch!" ſagte ich.

„Nein! aber Gott," antwortete ſie. Sie hatte Recht — immer Recht; darum fiel mir auch damals dies Wort nicht weiter auf, um ſo weniger, da ſie plötzlich zu künſtleriſchen Betrachtungen überſprang, und behauptete: in meiner gegenwärtigen Stellung hätte ich große Aehnlichkeit mit dem Antinous des Palaſtes Braſchi in Rom. Ich lachte über

dies allzu ſchmeichelhafte Compliment; doch ſie ſagte ernſthaft:

„Sträube Dich und lache immerhin! die Aehnlichkeit bleibt. Antinous denkt nach über ſeinen Kaiſer Hadrian, für den er ſich freiwillig den Tod im Nil gegeben, damit die Prieſter in ſeinen Eingeweiden das künftige Schickſal des Kaiſers leſen möchten — denn ſo hatte das Orakel geboten; darauf ließ der Kaiſer ihm göttliche Ehren erweiſen, und ihn als ägyptiſche Gottheit, mit der Lotosblume über dem Haupt, darſtellen. Was half das dem Antinous? er hat doch vor der Zeit ſterben müſſen! Mario! Mario! wirſt Du auch ſterben müſſen? Meinetwegen ſterben? ich bringe auch den Untergang denen, die mich lieben!"

„Aber nicht denen, die Du liebſt, Fauſtine," ſagte ich, und nahm ihre Hand.

„O doch! doch!" antwortete ſie mit jener himmliſchen Melancholie, die ihren Blick, ſonſt ſo rein, klar und ſchwer wie Gold, in ein dunkles nächtliches Meer verwandelte, das unter dem Mondſtrahl zittert. Sie ſtand auf, und wir gingen ſchweigend nach S. Miniato, denn ich ſtörte ſie nicht in ſolchen Momenten der Erinnerung; Zerſtreuung wäre ungeſchickt geweſen und Aufforderung ſich mitzutheilen würde ſie noch mehr in den Gegenſtand verſenkt haben. Zuweilen wandelte es mich an wie Eiferſucht, daß Schatten Macht über ſie haben konnten — Schatten nenne ich, was für ſie todt und unfähig war ihr neuen Schwung zu geben. Sie brauchte ihre und die fremde Weſenheit

immer ganz voll, ganz beiſammen: darum war die Gegenwart ihre Tyrannin und darum auch meine Eiferſucht nie von Dauer.

Sie war ſeltſam anders als ihr Geſchlecht! Wir ſprachen einmal über die Corinna, worin uns alles Andere beſſer gefiel als die eigentliche Liebesgeſchichte; und ich ſprach meine Verwunderung aus, wie ein ſo glanzvolles Geſchöpf dieſen trübſeligen Oswald lieben könne.

„Mitleid! Mitleid! liebes Herz!“ rief ſie; „aber davon habt ihr Männer gar keinen Begriff, und ich auch nur einen halben; denn ich bringe es mit dem Mitleid nicht weiter, als mich lieben zu laſſen, nicht ſo weit, um wieder zu lieben. Der Gegenſtand meines Mitleids wird kleiner als ich, und ich bedarf eines größeren, der mich ganz umfängt, hebt und trägt. Aber die meiſten Frauen ſind gutmüthiger und rührbarer als ich. Stirbt doch gar Corinna wegen dieſes trübſeligen Oswalds! Das iſt mir nun vollkommen unbegreiflich! Für die Liebe leben, für den Geliebten leben oder ſterben, wie's kommt, das iſt einerlei! — Aber nur nicht ſterben, weil ein Mann mich nicht mehr liebt! Die Männer müſſen um die Frauen ſterben, ſo ſchickt ſich's; das habe ich von jeher behauptet.“

„Ja,“ ſagte ich, „Du haſt darüber wunderſam despotiſche Anſichten.“

„Despotiſch? möglich! doch nicht wunderſam. Die Liebe iſt unſer Element, unſer Königreich; Ihr nehmt nur dann und wann eine Steule darin ein, bringt's

auch wohl zu einem Ehrenposten oder dergleichen. Wir sind heimisch, wo Ihr fremd — Herrin, wo Ihr Einwanderer seid; dies Bewußtsein macht despotisch: wir wollen lieben über Alles, und lieben, nichts als lieben, Königin sein, von allen Gaben strahlend, im Reich der Liebe! Darum, Mario, begreife ich, daß eine Frau sterben kann, wenn sie nicht mehr liebt! macht ihr Herz seine Pendelschwingungen nicht mehr, so steht das Uhrwerk ihres Lebens still. Lieben ist: sich einem Gegenstand weihen; aber muß der Gegenstand durchaus derselbe bleiben? sind in uns keine Fortschritte, keine Umwälzungen, die einen andern bedingen? können wir bei zwanzig Jahren reif genug sein, um unsre Entwickelung bei dreißig und deren Ansprüche vorherzuwissen und uns gleich von Hause aus dafür einzurichten? Ich meines Theils hatte vor zehn Jahren kaum eine Ahnung von Allem, was ich geworden bin. Es mag ein hohes Glück sein, beim Eintritt ins Leben der Seele zu begegnen, mit der wir, bis zum Austritt aus demselben, verbunden bleiben; aber es ist ein seltner Glücksfall, daß zwei Menschen durchaus gleichen Schritt halten in ihrer Entwickelung, und daß keiner den andern überflügelt. Darum sollte man nicht eine Ausnahme zur Richtschnur machen wollen; nicht sagen: nur das Festhalten an einem Gegenstande ist Liebe."

„Vielleicht hat man zuweilen darin Unrecht, Faustine!" entgegnete ich; „nur bleibt es gewiß, daß häufig in dem Wechseln mehr Selbstliebe als Liebe

liegt. Glaubſt Du nicht, daß ein Menſch in Opfer und Entſagung bis zum Tode ebenſo ſehr der Vollendung entgegenreifen könne, als indem er Andern das Opfern überläßt? Denk an Vinzenze Sonsky!"

„Ach, Vinzenze!" rief Fauſtine; „ich beuge mich gern vor ihr, denn mehr als ſie kann der Menſch nicht thun. Aber das iſt ein trauriges Beiſpiel! ſie hat ſich geopfert, und doch iſt Niemand beglückt, ſie ſelbſt todt, ihr Mann einſam im Alter, Ohlen einſam in der Jugend. O ſage mir, daß Du glücklich biſt, Mario."

Wenn ſie in den Ausdruck der Liebe überging, war ſie unwiderſtehlich; darin war ſie ein Genie wie in ihrer Kunſt; dadurch beherrſchte ſie mich ſo maßlos, daß ich oft mit Erſtaunen wahrnahm, wie ſie meine Beſonnenheit ſchwanken machte, meine Beſonnenheit, die ich mit ſo eiſernem Willen mir angearbeitet hatte! Vom erſten Augenblick unſrer Bekanntſchaft an war meine Seele ihr unterthan. Fauſtine veränderte nicht meine Richtung, aber indem ich dabei beharrte, ſah ich nach ihr, wie nach der Buſſole hin, und in den Außendingen des Lebens behielt ich deshalb unumſchränkte Gewalt, weil ſie zu träg und zu gleichgültig gegen deren Handhabung war. Oft in dieſen vier Jahren hatte ſie mich gebeten, eine Reiſe in den Orient mit ihr zu machen; oder wenigſtens nach der Schweiz, die ſie noch nicht kannte. Meinen Erziehungsprojecten zufolge ſollte ſie ſich aber an den geregelten, einförmigen Gang der Exiſtenz, im Verkehr mit Andern, wie in

der bürgerlichen Stellung gewöhnen. Ich ſchlug es ihr unerbittlich ab, und ſagte, ich hätte kein Geld dazu. Das glaubte ſie leicht, und deshalb ſagte ſie ganz ruhig:

„Ich werde ſuchen etwas zu verdienen.“

Sie ſchickte ein eben vollendetes Gemälde zur Kunſtausſtellung nach Mailand, wie ſie pflegte. Nach zwei Monaten händigte ſie mir eine Anweiſung an meinen Banquier in Florenz auf 8000 Franken ein. Ich fragte, ob ſie eine plötzliche Erbſchaft gemacht.

„Nein!“ antwortete ſie; „ich hatte nach Mailand geſchrieben, man ſolle den Ezzelino verkaufen, wenn ſich Liebhaber fänden: das iſt geſchehen. Können wir nun in den Orient?“

Ich war ganz verdrießlich; das wunderſchöne Gemälde ging nach Rußland! ich ſagte, wenn ſie mir genau ein ähnliches male, dann wollten wir reiſen. ich wußte wol, daß ſie es nicht thun würde. „Dieſelbe Gedankenfrucht zweimal reifen laſſen — kann ſogar der liebe Gott nicht“ — ſagte ſie. Aber ſie malte Neues, und immer Schöneres. Dazwiſchen dichtete ſie viel, meiſtens Lieder, tiefſinnig und lieblich wie ſie ſelbſt war, denen nichts zur Vollendung fehlte, als daß ſie ſich ein wenig Mühe gegeben hätte, um ſie zu corrigiren. Wenn ich ſie dazu ermahnte, ſo entgegnete ſie, damit wolle ſie ſich beſchäftigen, ſobald die Zeit des Produzirens für ſie vorüber ſei. „Vor meinem Tode will ich es thun, damit die Welt wiſſe, was ſie eigentlich an mir gehabt hat; vorher

lohnt's der Mühe nicht! die beste Berühmtheit hebt nach dem Tode an! wer populär war, wird selten unsterblich," sagte sie.

Ich neckte sie bisweilen mit ihrem Ruhmdurst.

„O," rief sie, „Bedürfniß des Ruhms ist nur Bewußtsein der Zukunft! wer nicht an seine eigne Zukunft glaubt, verdient auch keine Gegenwart; und man sagt mir doch — und ich meine mit Recht — ich sei ein großes Talent. Daß meine Gemälde nur in der Mode und deshalb zukunftlos sein könnten — fällt mir oft schwer aufs Herz. Ich weiß wol, daß ich einen köstlichen Schatz besitze; jedoch, ob ich ihn zu Kleinodien oder zu Münzen oder zu was weiß ich! verarbeite: das weiß ich nicht, wenigstens nicht genau. Wir irren uns über den Werth unsrer Schöpfungen, wie Mütter über die Schönheit ihrer Kinder. Von seinem Gedicht »Afrika« erwartete Petrark die Unsterblichkeit, und fand sie durch seine Sonette. Es wäre doch traurig, wenn ich nur Afrikas hinterließe!"

Endlich ging ich auf die orientalische Reise ein; ich gönnte Faustinen und mir diesen Genuß. Ueberdies halte ich eine solche Anfrischung der Lebenselemente nicht blos dem Künstler nothwendig, sondern Allen, die sich jahrelang nur mit ihrem Geschäft und Beruf abgegeben haben. Man wird allzu einseitig, sobald man sich ihm ausschließlich widmet. Die Einseitigkeit hat auch ihr Gutes: sie macht zufrieden, sie lehrt das Geringe schätzen, sie erhält sogar einen gewissen Grad von Unschuld, indem sie manche Illusionen

läßt — aber nicht alle Seelen ſind für dieſe friedliche Beſchränkung geboren. Der Eine fliegt lieber, der Andre geht lieber — Jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit! Die Schattenſeiten ſeiner Vorzüge hat jeder Charakter, jede Lage; aber man bemerkt ſie nur bei ausgezeichneten Charakteren und in ungewöhnlichen Lagen, weil bei den alltäglichen Miſchungen kaum der Unterſchied zwiſchen Licht und Schatten wahrgenommen wird. Das iſt in der Ordnung! man ſieht nicht hin, wenn Jemand im Gehen ſtolpert; will aber Jemand fliegen und die Schwingen brechen, ſo ſieht es das ſtumpfeſte Auge.

Wir reiſten zuerſt nach Deutſchland, um meine Eltern zu beſuchen und ihnen Bonaventura zu präſentiren. Meine Schweſtern waren jetzt alle drei verheirathet und mäßig glücklich mit kleinen Sorgen und manchen Freuden. Cunigunde war Braut. Nichts glich unſrer Ueberraſchung, als ſie uns den Verlobten vorſtellte, einen benachbarten Landpfarrer von der Sorte, die man jetzt die fromme zu nennen pflegt, mit geſcheiteltem Haar und niedergeſchlagenen Augen, aus denen zuweilen haſtige, ſtechende, inquiſitoriſche Blicke ſchoſſen, die unbehaglich mit dem ſalbungsvollen Ton kontraſtirten, und der ganzen Erſcheinung etwas Falſches gaben. Fauſtine wünſchte ihm Glück zu der Braut; bei Cunigunden erſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Hernach ſagte ſie zu mir:

„O Gott, welch ein matter, triſter Geſell! gegen den war ja Feldern ein Heros! Und dieſe klare, be-

ſtimmte Cunigunde kommt mir ganz verwirrt vor, denn ſie ſpricht von dieſem Menſchen, als ſei er wenigſtens ein Apoſtel."

„Lieber Engel," entgegnete ich, „Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, zu welchen Schritten die Furcht treibt — eine alte Jungfer zu werden! die liebenswürdigſten, ausgezeichnetſten Mädchen, zu denen Cunigunde gewiß zu zählen iſt — verfallen bei dieſer Lebenskriſis faſt immer in ein Fieber, das ihnen die Beſonnenheit raubt. So iſt's Cunigunden gegangen! und da ſie dieſen Mann unmöglich lieben kann, ſo hat ſie ſich für ihn fanatiſirt. Wahrſcheinlich wird ſie ſpäter aus Stolz und Beſchämung nie eingeſtehen, daß ſie nicht vollkommen glücklich iſt; aber ſie wird es gewiß nicht! eine Ehe dauert etwas zu lange für den Fanatismus."

„Und Feldern iſt doch ein ſchlichter, unverſchrobener Menſch," ſagte Fauſtine niedergeſchlagen, „trotz ſeiner Vorliebe für die conventionellen Formen. Sie ſind ihm das, was ihm die Kleidung iſt: ein Geſetz, das der Anſtand gegeben hat. Aber dieſer Mann, ſo gezwungen einfach, ſo manierirt ſchlicht — kann deſſen Seele wahr ſein?"

Meine Eltern freuten ſich meines Glücks in Weib und Kind. Fauſtine war Aller Liebling, Aller Stolz. Die geiſtige Ueberlegenheit, welche mittelmäßige Frauen ſo unerträglich macht, daß man ſie wie eine läſtige Appanage betrachtet, etwa wie einen vornehmen Namen bei großer Armuth — ſchien Fauſtinen gegeben, um

zu beweiſen, daß die ſuperiorſte Frau die liebenswürdigſte ſei. Sie falkete ſtill ihre Flügel zuſammen, damit Niemand bemerken dürfe, daß er keine habe; aber ſie ſchüttelte ſie und flog auf, bei der geringſten Anregung, und ließ in unſern Kreis den Glanz der Aether, die Blüten ihrer Region hineinſpielen.

Dann fuhren wir die Donau hinab nach Conſtantinopel, Griechenland und Paläſtina. Erwarten Sie keine Beſchreibung der Reiſe, Gräfin! gedenke ich jener Tage, ſo wühlt die Erinnerung wie eine himmliſche Harpye in meinem Herzen. Fauſtine war ſelig, war von einem Reichthum, einer Vollendung, einer Süßigkeit, wie noch nie. Berauſcht von den Quellen der Urgeſchichte und der Urpoeſie, die jenem Boden entquollen, ſagte ſie:

„Ich bin allzu glücklich! hier muß ich ſterben — wäre der Tod nicht allzu grauſig. Ich will leben ohne zu altern, ſchaffen ohne zu ermüden, genießen ohne mich abzuſtumpfen, forſchen ohne zu zweifeln, ruhen ohne mich zu langweilen! glaubſt Du nicht, Mario, daß dies Alles hier, in dieſen primitiveren Zuſtänden, leichter zu erreichen ſei, als da draußen, in der verſchrobenen, abhetzenden occidentaliſchen Civiliſation?"

„Vor allen Dingen glaube ich, daß Du Dich binnen Jahresfriſt glühend zur europäiſchen Civiliſation zurückſehnen würdeſt, gegen die Du freilich oft genug zu Felde ziehſt, wenn Du ihr bequem im Schooß ſitzeſt," ſprach ich.

„Und Bonaventuras Erziehung ruft uns zurück! er iſt nun bald vier Jahr alt, da muß er denn in irgend eine gelehrte Schule geſteckt werden, und ſeine ſchöne, friſche, jauchzende Kindheit mit Studien von Dingen hinbringen, deren eine Hälfte er nicht braucht, und deren andre er vergißt. Armer Bonaventura! wärſt Du mein Sohn allein, ſo erzög' ich Dich hier, fern von der demoraliſirten Geſellſchaft, fern von dem Wuſt pedantiſcher Gelahrtheit, mit der Bibel, der Geſchichte, der Poeſie und der Natur; und wärſt Du zum Jüngling herangereift, ſo ließe ich Dich nach Europa in alle Länder, zu allen Nationen, auf alle Univerſitäten ziehen, um die Gegenwart durch unmittelbare Anſchauung kennen zu lernen. Die Männer-Erziehung iſt heutzutag unausſtehlich einſeitig! die armen Jünglinge werden mit Studien gepfropft, für das Procruſtes-Bett des Staatsdienſtes gepreßt, der von Allen daſſelbe Maß verlangt, das Genie herunter — den Dummkopf herauf zerrt. Lernen müſſen ſie! ob ſie das Gelernte verarbeiten und wiſſen — darum kümmert man ſich nicht. Die Meiſten verkommen in dem Sumpf des Lernens, ohne ſich zur Entwickelung geiſtiger Selbſtſtändigkeit zu erheben. Bonaventura! rief ſie und hielt den erſtaunten Knaben auf ihrem Schooß feſt; wenn Du in zwanzig Jahren eine Brille auf der Naſe haſt, Runzeln auf der Stirn, Falten um Mund und Augenwinkel, wenn Du pedantiſch biſt, mein Bonaventura, langweilig, unbeholfen, dürr an Leib und Seele, unerquicklich wie die

perſonifizirte Vernünftigkeit, gehörig eitel auf Deine negative Entwickelung, — ſo verklage ich den Staat beim lieben Gott, weil deſſen Geſchöpf und mein Sohn ſo kläglich mißhandelt ward von dem Alles verſchlingenden Moloch, dem wir unſre lieben Kinder auf die verſengenden Arme legen müſſen."

Ich bin aber der Meinung, daß Kinder in dem Lande und in den Verhältniſſen zu erziehen ſind, für welche die Geburt ſie beſtimmte. Exotiſche Erziehungen ſind faſt immer unverträglich mit der ſpätern Beſtimmung, und die Gewöhnungen der Kindheit ſo ſtark, daß oft ein trauriger Zwieſpalt entſteht, wenn man nicht geſucht hat, ſie, wenigſtens approximativ, jener anzupaſſen. Auf dieſe Einwendung entgegnete Fauſtine:

„Ich hab' auch nur geſagt: wenn Bonaventura mein Sohn allein wäre! — jetzt biſt Du mein Herr und der ſeine."

Der Orient war der Culminationspunkt meines Glücks. Nach Florenz zurückgekehrt, nahm Fauſtinens Weſen eine andre Richtung. Ein Hauch von Melancholie hatte immer um ſie geſchwebt, wie ein leichter Duft um Gebirge: jetzt verdichtete er ſich oft zu Wolken, die ihre Heiterkeit überſchatteten und ihre Beweglichkeit lähmten. Es geſchah ohne äußere Veranlaſſung; ſie war nicht kränklich, ſie hatte keine der Verdrießlichkeiten, der winzigen Sorgen, welche reizbaren phantaſtiſchen Perſonen unerträglich ſind, keinen

Unfall — es kam wie eine Schickung über ſie: es war da. Iſt es eine traurige Mitgift des Genies, daß er im Geben ein Cröſus und im Genießen ein Ueberſättigter iſt — oder wähnt er leicht, das vorgeſteckte Ziel nicht erreicht zu haben und nie erreichen zu können — oder läßt alles Erreichbare eine Lücke in ihm, und alles Sichtbare eine Oede — oder fühlt er vorahnend ſeinen Flug erlahmen — oder haben dieſe glühenden, dürſtenden, ſtrebenden Creaturen unaufgelöſte Geheimniſſe zwiſchen ſich und dem Schöpfer, die ſie auf alle Weiſe zu enträthſeln ſuchen — genug, Fauſtine war verändert. Viele, ich weiß es, werden ſagen: das Schickſal hatte ſie verwöhnt, ſie war überſättigt von Glück, ſie machte ſich Chimären, weil die Wirklichkeit ſich für ſie erſchöpft hatte, man muß in ſich das Genügen finden, und wer das nicht thut, iſt ohne innern Gehalt, und Alles, was die Klugheit der Welt und die ſchnöde Mittelmäßigkeit zu ihrem eignen Vortheil vorzubringen wiſſen. Aber Fauſtine war nicht das Kind, das in Thränen ausbricht, weil es nicht den Mond haſchen kann, und ihr Schickſal iſt darum ſo traurig, weil es der Mittelmäßigkeit gleichſam gewonnenes Spiel giebt, indem ſie Fehler beging, die jener nie einfallen würden. Es iſt auch traurig lehrreich, indem es zeigt, wie der glorioſeſte Menſch untergeht, ſobald er ſein Ich in der Welt [illegible], ſei es auf die feinſte, die geiſtigſte Weiſe. Aber das wird die Menge ſchwerlich bemerken! ſie verſteht nur die Beſtrebungen für das Ich, inſofern

ſie ſich auf Vermögen, Anſehen, ſchöne Kleider und ähnliche Aeußerlichkeiten beziehen.

„Jetzt mag ich nicht mehr reiſen!“ ſagte Fauſtine; „ich weiß nun, daß die Erde überall dieſelbe iſt, und der Menſch iſt es auch. Nur die Oberfläche wird bei jener durch das Clima, bei dieſem durch das Temperament verändert. Das Neue iſt immer etwas Altes, und etwas Anderes iſt immer daſſelbe; nur das äußere Kleid ward gewechſelt. Das kann uns keine volle Befriedigung geben.“

„Volle Befriedigung iſt mir undenkbar für den menſchlichen Zuſtand auf der Erde,“ ſagte ich, „der Moment, wo ich inne würde, am Ziel alles Strebens zu ſein, und keine Arena der Wünſche und Kämpfe mehr fände, würde mich troſtlos machen, ſtatt mich zu befriedigen. Fertig ſein und doch nicht vollkommen — iſt wie das Leben in harter Gefangenſchaft.“

„Das äußere Leben kann fertig und das innere ſtrebend ſein,“ ſagte ſie, „z. B. im Kloſter.“

„Oder in jedem andern Verhältniß,“ ſetzte ich hinzu, „z. B. in der Ehe.“

Sie war nicht trübe, nicht unzufrieden, nicht erkaltet gegen mich, nur von einer unbeſieglichen Schwermuth. Ich bat, ich beſchwor ſie zu malen, zu dichten.

„Wozu?“ antwortete ſie. „Was nicht erſter Ordnung iſt, braucht gar nicht zu ſein, und erſter Ordnung ſind etwa zwei oder drei Bücher und ebenſo viele Kunſtwerke: ſie beſtimmten eine Zeit, ſie brachen eine

Bahn, ſie gaben eine Richtung. Dies hängt nicht ſowol von dem ab, der ſie ſchrieb, malte oder baute, ſondern davon, daß Gott ihn im rechten Moment, als er ein tüchtiges Werkzeug brauchte, auf die Welt ſchickte. Ein ſolcher Genius iſt für alle Zeiten groß; nur für eine Epoche es zu ſein, iſt demüthigend! denke doch: Gluck wird unſterblich genannt, aber von 1000 Menſchen gähnen 999 bei ſeiner Muſik."

„Nach dem Urtheil der Menge darfſt Du nicht hören, denn zuweilen beherrſcht falſcher Geſchmack, durch irgend welche Laune einer Sommität ſanktionirt, lange Epochen. Während des Bauſtyls der Renaiſſance war der gothiſche verachtet; erſt jetzt lernt man allmälig ihn bewundern."

„Freilich, er iſt erſter Ordnung!" ſagte ſie traurig.

Wie dieſe Muthloſigkeit mich grämte! wie ich ſie anflehte, mir deren Grund zu ſagen! ich warf ihr Mangel an Vertrauen vor.

„Nein!" rief ſie, „meine Seele liegt offen vor der deinen! aber Du, Marie, Du willſt nicht ſehen, was ich doch ganz klar und deutlich ſehe, daß meine Zeit aus iſt. Schweig! ſchweig!" rief ſie, als ich antworten wollte; „weshalb ſollte ich das nicht ſehen? weiß doch die Waſſerlilie ihre Zeit, ſteigt zum Blühen auf die Wellen empor, und ſinkt dann in die Tiefe zurück, befriedigt, ſtill, mit dem Schatze ſeliger Erinnerungen. Die Blume weiß, wann ihre Zeit vorüber iſt, und der Menſch bemüht ſich, es nicht zu

wiſſen! Dieſe Jahre mit Dir, Mario, waren meine höchſte Blütezeit!"

„Du liebſt mich nicht mehr!" rief ich mit bitterm Schmerz.

„Thor!" ſagte ſie ruhig, mit jenem ekſtaſiſchen Lächeln, das ich nur auf ihrem Antlitz geſehen habe; „Thor! haſt Du nicht das Tabernakel meines Herzens berührt? iſt nicht Bonaventura Dein Sohn? Nein, Mario, ich liebe Dich, ich habe nichts ſo wie Dich geliebt, ich werde nach Dir nichts lieben, aber über Dir — Gott! O Engel, meine Seele hat mit der deinen in ſolchen Ekſtaſen der Liebe und Begeiſterung geſchwelgt, daß Alles, was ihr in dieſer Region widerfahren kann, nur Wiederholung, und vielleicht .... eine matte ſein dürfte. Wir haben mein Herz ſo nach ſeinen Schätzen durchgraben, daß die Goldminen .... vielleicht erſchöpft ſind. Ehe die troſtloſe Gewißheit uns kommt —"

„Fauſtine!" ſagte ich — ich weiß nicht, mit welchem Ton; denn ſie fiel mir zitternd in die Arme und ſprach ganz, ganz leiſe:

„Ah, wenn Du mir zürnſt, hab' ich keinen Muth Dir meine Seele zu entfalten."

Ich erkannte wohl, daß ich ſie nicht einſchüchtern durfte, umarmte ſie und fragte gelaſſen, was ſie denn zu thun geſonnen ſei. Sie erwiderte:

„Ich will die Minen verſchütten! iſt noch edles Metall darin, ſo mög' es in der Tiefe ruhn! oben darauf will ich Blumen pflanzen."

„Aber was mögteſt .... was willſt Du thun?“ rief ich in Todesangſt.

„Ganz Gott angehören und in ein Kloſter gehen,“ ſagte ſie; ich aber ſprach beſtimmt:

„Nie, Fauſtine! nie, niemals.“

Ich bemühte mich, die Sache für eine momentane Aufregung zu halten, zu glauben, daß irgend ein Buch, irgend ein Geſpräch mit ihrem Beichtvater ſie lebhaft erſchüttert habe; doch ihre Lektüre beſtand grade jetzt aus den alten römiſchen Geſchichtſchreibern, und ihr Beichtvater, der zugleich der der halben Florentiner Welt war, Pater Gerolamo, war mir ſehr wohl bekannt als ein ruhiger, milder, kluger Mann, ohne alle ascetiſche Anforderungen.

Wir waren dazumal in Piſa, theils weil der Hof ſich für einige Monate dort aufhielt, theils weil Fauſtine eine beſondere Vorliebe für dieſe melancholiſche Stadt hatte. Wir bewohnten den Palaſt Lanfranchi am Lung' Arno, wo Lord Byron während ſeines Aufenthalts in Piſa wohnte, und bei uns lebte Graf Kirchberg, ein alter Freund Fauſtinens, der ſo eben nach Italien gekommen war. Zufällig oder abſichtlich — ich weiß es nicht — äußerte er einmal im Geſpräch mit mir, Andlau ſei von den Aerzten ſeiner Geſundheit wegen nach Italien geſchickt, er glaube nach Rom. Ich bat Kirchberg, nichts davon gegen Fauſtine zu erwähnen, ſie ſei ohnehin in einem krankhaft erregten Zuſtand. Er fand das auch, denn er hatte ſie wirklich lieb. Nur Gleichgültige ſahen

uns mit immer gleichem Auge an. Wir machten täglich weite Spazierritte mit ihr, daran fand sie viel Vergnügen; und fast täglich auch ging sie in das Campo santo, „um Studien zu machen," wie sie sagte. Doch umsonst begehrte ich, daß sie dort Zeichnungen und Skizzen entwerfe.

„Ich sehe und denke — ist denn das nicht genug? sehen nicht die meisten Leute, ohne zu denken?" fragte sie.

„Für Dich ist's nicht genug, Du mußt schaffen!" rief ich, und wie aus einem Munde mit mir sprach Kirchberg, der gegenwärtig war:

„Sie müssen produziren."

„Immer soll ich mich ganz extraordinär benehmen, Ihr wunderlichen Leute," sagte sie mit ihrer alten Heiterkeit; „aber doch nur grade so weit, wie Euch das Ungewöhnliche nicht extravagant erscheint. Ach, wie seid Ihr so schwerfällig, Ihr Subtilen! — Aber heut' hab' ich wirklich Lust, das Innere des Campo santo zu zeichnen; Ihr könnt allein spazieren reiten!"

Dieser Entschluß wurde dahin abgeändert, daß sie erst mit uns einen Spazierritt machte, worauf wir sie zum Campo santo begleiteten und ihr Pferd mitnahmen. Sie blieb allein unter der Obhut der Kustoden. In zwei Stunden sollte ich ihr den Wagen schicken. — Ich war höchst befremdet, als der Wagen leer zurück kam und der Diener meldete, der Kustode habe gesagt, die Signora sei schon vor einer Stunde

fortgefahren. Ihr Zeichnenbuch brachte er; der Kuſtode hatte es im Campo ſanto auf der Erde gefunden. Ich glaubte, Bekannte hätten Fauſtine zu einer Spazierfahrt entführt; doch war mir bänglich zu Muth, weil ſie niemals beſtimmte Stunden verſäumte. Jetzt war es halb 5; um 5 ſpeiſten wir, aber ſie war um halb 6 noch nicht da. Dies überſchritt all' ihre Gewohnheiten! mich befiel unſägliche Angſt, Kirchberg konnte mich nicht beruhigen; ich ließ aufs Gerathewohl anſpannen. Da kam ſie auf einmal, zu Fuß, im Reitanzug, leichenblaß, verſtört, athemlos. Wie zerbrochen fiel ſie in meine Arme, und ächzte:

„Er iſt da! er iſt da! er ſtirbt und will mich nicht ſehen.“

Andlau war in Piſa, todtkrank an ſeinen alten Bruſtwunden. Der milde Tag hatte ihm große Sehnſucht gegeben, das Campo ſanto zu ſehen, und er war in Begleitung ſeines Arztes hingefahren. So wie Fauſtine ihn gewahrte, erkannte ſie ihn, trotz der Verwüſtung der Krankheit, und flog ihm mit einem Weheruf entgegen. Andlau aber ſtreckte die Hand abwehrend aus, und ſank ohnmächtig in die Arme des Arztes. So ward er in den Wagen und in ſeine Behauſung gebracht; Fauſtine begleitete ihn verzweiflungsvoll. Der Arzt beſchwor ſie, den Kranken zu verlaſſen, als er wieder zur Beſinnung gekommen, da ihr Anblick ihn tödtlich erſchüttere.

„Er ſoll mich auch nicht ſehen,“ ſagte ſie und

rang die Hände; „aber laſſen Sie mich nur hier im Vorzimmer, damit ich ihn ſehen kann.“

So blieb ſie zwei Stunden. Andlau erholte ſich momentan.

„Er fragte nicht den Arzt nach mir, und wo ich geblieben ſei,“ ſagte Fauſtine traurig; „da fiel mir ein, wie Du beſorgt ſein müßteſt, Mario, und ich kam heim.“ — Dies erzählte ſie Alles ſo haſtig, ſo abgebrochen, daß wir ſie kaum verſtehen konnten. Kirchberg ging ſogleich zu Andlau; er kannte ihn aus früherer Zeit. Sie gab ihm einen Diener mit, der ihr jede Stunde Nachricht bringen ſollte. Anfangs lautete ſie immer gleichförmig. Fauſtine ging den ganzen Abend auf und ab im Zimmer und ſagte zuweilen:

„Mario! Mario! Mario! ich tödte ihn! dem Clemens hab ich Leib und Seele getödtet;.... Ihm, das Herz.... und jetzt auch den Leib.“

Gegen Mitternacht kam Kirchberg und fragte Fauſtine, ob ſie noch einmal Andlau ſehen wolle? er werde den Morgen nicht erleben. Sie ſtürzte ſich in den Wagen; Kirchberg begleitete ſie. Er ſagte mir hernach, ſie habe ſogleich neben Andlau niedergekniet, der mit geſchloſſenen Augen und ſchon über den Todeskampf hinaus auf dem Bett gelegen. Sie ſagte faſt unhörbar: „Anaſtas!“ — und er, der nichts mehr beachtete, hörte auf ihre Stimme, öffnete die Augen, lächelte, verſuchte die Hand ihr zu rei-

chen, ſagte „Ini!“ und verſchied. Ihr gehörte jeder Hauch ſeines Lebens, auch der letzte.

In der folgenden Nacht, bei Fackelſchein, fuhren wir in einer Barke mit ſeiner Leiche den Arno hinab nach Livorno, wo ſie auf dem proteſtantiſchen Gottesacker ihre Ruheſtatt fand. Fauſtine war dabei. Sie ſchien abſichtlich all dieſe Emotionen zu ſuchen, vielleicht in der Hoffnung, ihrem Schmerz dadurch einen Ausweg zu bahnen. So macht man Wunden größer, damit die Kugel oder der Splitter herausgenommen werden können. Aber bei ihr blieb der Splitter. Sie verfiel in herzzerreißende Trauer. Zuweilen ſagte ſie mit heißer Sehnſucht:

„O, wenn Gott mir doch einen großen Gedanken in die Seele hauchen wollte, ſo wie ſonſt, daß ich ihn ausbilden, ihn auch Andern verſtändlich machen, und mich daran erfreuen könnte! aber nichts! nichts! meine Seele iſt dürr und öde, keines Aufſchwungs mächtig, ausgeſperrt aus ihrem alten Himmel der Begeiſterung, der Phantaſie, der Kunſt. Laß mich einen neuen ſuchen, Mario! den, welchen die Religion uns verheißt. Laß mich den Reſt meines Lebens einzig Gott weihen, und in ein Kloſter gehen.“

„Du tödteſt Dich!“ ſagte ich mit dumpfer Verzweiflung.

„Nein,“ antwortete ſie, „dort werd' ich ſtill werden. Mario, dies Fieber in mir, das durch nichts auf der Welt geſtillt werden konnte, nicht durch die Liebe, nicht durch den Schmerz, nicht durch das

Glück, nicht durch den Genuß, durch nichts, nichts, was sonst der Menschen Lust und Wonne oder ihre Vernichtung ausmacht — dies Fieber, das mich rastlos umhertreibt, obgleich ich wohl weiß, daß es nur genährt, nicht beschwichtigt wird durch die Aufregungen — o, laß mich versuchen, ob die Entsagung alles dessen, was ich bisher so glühend geliebt und gesucht, mir Befriedigung giebt. Die Unmöglichkeit calmirt die wildesten Wünsche. An Klostermauern scheitert der äußere Reiz. Anfangs werd' ich selig darüber sein; dann wird eine Epoche der Verzweiflung kommen, wo meine unbändige Natur sich gegen den Zwang auflehnt; endlich aber legen sich Kämpfe und Stürme, der Friede kommt, die Ruhe in Gott —"

„Die Ruhe im Grabe!" rief ich.

„Mein geliebter Mario," flehte sie, „gönne mir ein wenig, nur ein ganz wenig Ruhe diesseit des Grabes! wenn Du wüßtest, Herz, wie müde ich bin — nicht des Lebens, nicht der Liebe — aber vom Leben und Lieben, so würdest Du mich selbst auf andern Weg führen."

„Du schlägst einen falschen ein," sagte ich; „denn Du willst all Deinen Pflichten treulos werden. Hast Du nicht vor Gott gelobt, in Noth und Tod bei mir auszuharren? hast Du nicht die Kindheit Deines Sohnes zu bewachen und seine Jugend zu leiten? hast Du nicht den Genius zu pflegen? diese Gabe,

himmliſch wie keine, — weil ſie für Andere eine Stimme des Troſtes, der Wahrheit, der Kraft wird."

„Ach," unterbrach ſie mich, „Du glaubſt noch an meinen Genius, mein armer Mario! und ich erreiche, was ich auch ſchaffen möge, nie das, was ich gewollt. Am letzten Schöpfungstage ſah Gott, »daß es gut war«; die Menſchen ſprechen: der Genius mache gottähnlich, denn aus dem Nichts bilde er Wunder und Welten; ſo müßte ich denn doch auch ſehen, »daß es gut iſt«, und mich ruhen in dieſem Bewußtſein."

„Fauſtine!" rief ich, „vergiß nicht, daß der Dornenkranz untrennbar vom Strahlenkranz iſt; die tiefſten Schmerzen haben den höchſten Genius geboren! wer auferſtehen will, muß ſich ans Kreuz ſchlagen laſſen! wer gen Himmel fahren will, muß die Höllenfahrt nicht ſcheuen. Mit welchem Recht willſt Du bequem nur die Glanzſeiten genießen?"

Dieſe und ähnliche Vorſtellungen hatten den Erfolg, daß ſie ſich mit gewaltiger Kraft emporriß, und in einem Moment der ſublimſten Inſpiration den „Moſes" ſchrieb, dies Gedicht, welches die brennende Farbenpracht und die myſtiſche Tiefe des Orients gleichſam abkühlt und aufklärt in den Kryſtallfluten ihrer Andacht, Sehnſucht und Begeiſterung. Ueber die Erhabenheit der Gedanken, über die Weltumfaſſung der Anſchauungen, über den lyriſchen Schwung der Darſtellung — breitet die Melancholie ihrer Seele einen duftigen, bläulich dämmernden Hauch, wie er

in Kirchen ſchwebt, halb Weihrauchaarom, halb gedämpftes Sonnenlicht. O ſie hat mit einem glorreichen Schwanengeſang von der Welt Abſchied genommen! So lange ſie daran arbeitete, und bis ſie das Manuſcript zum Druck nach Deutſchland ſchickte, war ſie faſt ſo lebendig, ſo angeregt, ſo friſch wie in ihrer beſten Zeit. Nachdem es fort war, ſank ſie zuſammen: der Erfolg war ihr gleichgültig.

„Ich habe mich erſchöpft," ſprach ſie; „Höheres kann ich nicht — Geringeres mag ich nicht leiſten. Ich habe das Meine gethan! nun iſts genug für die Welt! nun muß ich gehen, mein geliebter Mario, und wie die alten Anachoreten einzig mit Gott verkehren. Ich ſcheide nicht gleich einer büßenden Magdalene, ich glaube nicht, im Staub und in der Aſche mit blutigen Kaſteiungen das gutmachen zu müſſen, was ich gefehlt habe. Ich will nur Aug und Seele unmittelbar in Anſchauung Gottes verſenken, ſtatt, wie bisher, in ſeinen Werken und Geſchöpfen ihn zu lieben und zu verherrlichen, und ſtatt mich durch das Sichtbare an das Unſichtbare — durch das Vergängliche an das Ewige erinnern zu laſſen."

Ich erinnerte ſie an Bonaventura und an das Glück, worauf ſie verzichte durch die Trennung von ihm. Mit einer Glut und Innigkeit, die mich vor dem Gedanken zittern machten, daß all dieſe Flammen unter dem Schleier lodern ſollten, verlodern — oder verzehrend ſich nach innen wenden; rief ſie:

„Die Trennung von Dir überwiegt jede andere!

Dich nicht zu ſehen, nicht mit Dir die Gedanken auszutauſchen, nicht vor Dir die Seele hinzubreiten, nicht für Dich Sonnen, Sterne und Flammen funkeln zu laſſen, nicht in dem Liebesglanz Deiner Augen das Herz zu baden — Mario! Mario! das iſt ein wahnſinniger Schmerz, den ich nicht überwinden könnte, wenn ich nicht glaubte, ein Opfer bringen zu müſſen."

„Aber Du opferſt mich!" rief ich.

„Nicht Dich, nicht mich!.... ſondern uns," ſagte ſie. Sie hielt nach ihrer anmuthigen Art meinen Kopf zwiſchen ihren Händen, und ſah mich an mit ihrem ſeltſam zauberhaften Blick, dem kein Mann widerſtehen konnte. Er glitt in die Seele wie ein langſamer Blitz, ſo intenſiv zerſchmelzend und verſengend. Ich hatte ihr oft geſagt, ſie brauche nicht für einen dereinſtigen Platz im Himmel zu ſorgen, ſondern nur den heiligen Petrus mit dieſem Blick anzuſchauen, er werde ihr alsbald die Pforte öffnen. Mich überfiel die unermeßliche Größe des drohenden Verluſtes, und ich ſprach mit harter Bitterkeit:

„Und was willſt Du denn eigentlich werden? Soeur [illegible] etwa? und Deine Nerven beben beim Anblick einer Verſtümmelung, und die Luft eines Krankenzimmers macht Dich ohnmächtig! — Oder Urſulinerin, die kleinen Kindern das Buchſtabiren und das Einmaleins beibringt? .... und Du wirſt ungeduldig, wenn Deine raſchen Worte und Gedan-

ken nicht ſchnell genug Verſtändniß und Antwort finden!“

Sanft und demüthig antwortete ſie: „Nein, Herz, die irdiſche Geſchäftigkeit war nie mein Gebiet. Du haſt ganz Recht: darin bin ich ungeſchickt. Ich bedarf eines ganz abgeſchiedenen und beſchaulichen Lebens, heilige Bücher leſen, Pſalmen dichten, die Orgel ſpielen, viel, viel beten! ich finde, was ich brauche .... bei den Vive sepolte.“ — Die Vive sepolte! ſchon der Name macht ſchaudern! —

Ich beſuchte den Pater Gerolamo, und that ihm einen Eid, daß er die Beichte nicht verletze, indem er mit mir von Fauſtinens innerſtem Seelenzuſtande ſpreche. Ich ſagte ihm genau Alles, wie ſie ſich über ihr Vorhaben gegen mich äußerte, und er verſicherte, daß ſie gerade ſo auch zu ihm rede, und ſich durch die Einwürfe nicht ſtören laſſe, welche er ihr anfangs gemacht.

„Es iſt eine Vocation, Signor,“ ſprach er gelaſſen und überzeugt.

Fauſtine war in ihrem Entſchluß ſo feſt und ſicher, daß ihre Ruhe zuweilen auf mich überging, und mich ihr Glück, wie ſie es nun einmal begriff, hoffen ließ, ganz fern, ganz leiſe. Daß das meine in Trümmer ging, bekümmerte mich am wenigſten, und ich zürnte ihr nicht, weil ſie nicht darauf Rückſicht nahm. Ich ſagte mir, ich hätte auf wunderſame Schickſale gefaßt ſein müſſen von dem Augenblicke an, wo ich Fauſtine in mein Leben verwebt;

denn unbeſeligt und unverwundet bleibe Keiner in dem Verkehr mit ſolchem Weſen; — Gott habe für außerordentliche Geſchöpfe außerordentliche Prüfungen und Entwickelungen aufgeſpart, und Fauſtine, die ſich nie in vaporöſer Religionsſchwärmerei verloren, möge wirklich im Gefühl der Unzulänglichkeit menſchlichen Glückes, prophetiſch eine beſſere Zukunft für ſich wahrnehmen. In Augenblicken der Exaltation wiederholte ich mir, ein Herz wie das ihre könne an keinem Menſchenherzen Genüge haben, und nur von Gott, dem Herzen des Alls, verſtanden, gewürdigt, erfüllt werden. O ich ſann mir erhabene Tröſtungen auf und — gab meine Einwilligung. Der Papſt löſ'te unſere Ehe, und ertheilte Fauſtine die Dispenſation, ohne Noviziat den Schleier bei den Vive sepolte in Rom nehmen zu dürfen. Sie ſchritt der Erfüllung ihres Schickſals entgegen, zuverſichtlich, hoffnungsreich. Sie ging, wie Moſes, einſam auf die Höhe des Nebo, um hinüber zu ſehen in das erſehnte Canaan.

Kein Wort, keine Sylbe von den Verzweiflungen des Abſchieds und der letzten Trennung! Es giebt Geiſter, die dem Magus überlegen ſind und ihn tödten, wenn er ſie hervorruft! — — Ich war Zeuge ihrer Einkleidung. Bis zum letzten Moment wollt' ich ſie ſehen! kein profanes Auge ſollte länger als das meine auf ihr ruhen! — die ſchönen Locken fielen — der Schleier ſank über die holde Geſtalt, das begeiſterte Antlitz, die glühende Bruſt — die Sonne

meines Lebens verſank in Wolken! — — — Und wenn nur ihr eine neue Aurora gedämmert hätte! aber nein, nein, und tauſendmal nein! .... Denn ſie iſt todt, Gräfin, Sie wiſſen es ja, vor fünf Monaten iſt ſie geſtorben, kaum anderthalb Jahr nach ihrer Einkleidung. Der Beichtvater ihres Kloſters ſchrieb mir, ſie ſei an kurzer Krankheit gottſelig verſchieden, und der Biſchof des Kloſters, ein Cardinal in Rom, den ich wohl kannte, ſchrieb daſſelbe, und viel Lobpreiſungen ihrer Demuth, ihrer Milde, ihrer Frömmigkeit dazu. Das ſollte mich tröſten, meinten ſie; mich tröſten dafür, daß ſie — o nicht an jener kurzen Krankheit, — ſondern am langen Gram, an der bittern Enttäuſchung, vielleicht an der zernagenden Reue geſtorben iſt. Denn die Ueberzeugung iſt unerſchütterlich in mir: zum dritten Stadium des Kloſterlebens, das ſie einſt mir beſchrieb, iſt ſie nicht gelangt; das zweite hat ſie aufgerieben. Sie hat ſich die Flügel im Käfig wund geſchlagen, und iſt daran verblutet. Sie hat zu ſpät eingeſehen, daß unſer Leben, wie das des Moſes, nichts iſt, als der Hinblick nach dem verheißenen Canaan: ſie hat ihre glorioſe Natur in dumpfer Troſtloſigkeit zu Ende geben laſſen, und ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt! — Ruhe Dir, Du ruheloſes Herz!

Von mir hab' ich nichts zu ſagen. Sie werden fühlen, daß ſeit meiner Trennung von ihr die Sonne mir kälter iſt, die Nacht länger, mein Auge trüber, meine Bewegung ſchwerer, mein Gedanke langſamer;

daß mir die jubelnde Freude am Leben, an der Natur, an der Kunſt erſtorben iſt, weil ſie es nicht mehr durchgeiſtet; daß mir zu Muth iſt, als könne mein Herz ſeine bei ihr gelernten Pendelſchwingungen nicht ausſchwingen. Jetzt ruft mich der kürzlich erfolgte Tod meines herrlichen Vaters nach Deutſchland. Ja, todt iſt der Mann, den ich am meiſten verehrt habe, todt das Weib, das ich einzig geliebt habe! aber der Gegenſtand meiner ſüßeſten Hoffnungen lebt, blickt mit Fauſtinens Auge, ſpricht mit ihrer Stimme, liebt mit ihrer Glut, iſt ihr Vermächtniß.... und mein einziges Kind."

Mario ſchwieg, und faltete die Hände um Bonaventuras Haupt, der längſt auf ſeinem Schooß eingeſchlafen war. Zwei Thränen rollten langſam über ſein ſtolzes, undurchdringliches Antlitz, das jetzt, im Mondlicht, noch bleicher als gewöhnlich war. Ich liebe Männer, denen nicht der Gram, nicht der Schmerz, ſondern Freude und Rührung eine Thräne erpreßt.

Wir ſchüttelten die Hände. Dann ſtand Mario auf, nahm Bonaventura auf den Arm und ging ans Ufer zu einer der Gondeln, die dort immer ſtationiren. Leiſes Plätſchern im Waſſer verkündete, daß er fortfuhr. Ich habe ihn nicht wiedergeſehen, denn in derſelben Nacht verließen wir Venedig — aber gehört, daß ihm im Herbſt ſein Poſten in Neapel angewieſen worden ſei.

Damals ſagte ich zu meinem Gefährten: „Frauen

wie Fauſtine ſind der Racheengel unſeres Geſchlechtes, welche die Vorſehung zuweilen, aber ſelten auf die Erde ſchickt, und denen die Allerbeſten unter Euch verfallen; denn nur die Allerbeſten unter Euch ſind zu dem bereit, wozu die meiſten Frauen bereit ſind: ein Herz für ein Herz, ein Leben für ein Leben, eine ganze Exiſtenz für eine ganze Exiſtenz zu geben, und ſie wähnen, dieſen Tauſch bei ſolchen Frauen zu finden, deren glutvolle Unerſättlichkeit eine Bürgſchaft unerſchöpflichen Gefühls zu geben ſcheint. Ein ſo ſtrahlendes Weſen, meinen ſie, müſſe ein verklärtes ſein; aber mit nichten! eine ſolche feingeiſtige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht — zuerſt den Andern, dann ſich ſelbſt. Die mittelmäßigen Männer hüten ſich vor ihnen; ſie, die ewig Bedürftigen, wollen immer haben; die Beſſern unter Euch wollen auch geben. Nehmt Euch vor den Fauſtinen in Acht! Es iſt nicht mit ihnen auf gleichem Fuß zu leben! Es iſt immer die Geſchichte vom Gott und der Semele — Nein! nicht vom Gott — vom Dämon.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Ulrich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

№ 5532 *

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlicher Hofbuchhändler.

1841.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Ulrich.

Erſter Band.

Der Eintritt ins Leben.

Drei junge Mädchen verließen an demſelben Tage eine berühmte Erziehungsanſtalt in Heidelberg. Die Gräfin Erberg brachte ihre Tochter Unica nach dem älterlichen Schloſſe Hochhauſen im Rheingau zurück; der Banquier Marana kam mit ſeiner Frau aus Frankfurt, und führte ſeine Tochter Clotilde zur Saiſon nach Baden-Baden; Margarita endlich blieb bei ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Ringoltingen in Heidelberg.

Es waren drei ſchöne, ſechszehnjährige Mädchen. Als ſie, Abſchied nehmend, ſich alle drei umſchlangen, und die friſchen Geſtalten, die lieblichen Köpfe zu einer Gruppe vereinigten, war es ein reizendes Bild. Unicas ſtolze und Clotildens üppige Schönheit erhielten einen, ſonſt ihnen fremden Glanz, durch die Rührung des Abſchieds, und Margaritas ſtille Geſtalt, die nichts war, als eine verkörperte Seele, war nur in ſolchen

Momenten schön, wo diese Seele berührt ward. Fünf Jahr hatten die Mädchen hier mit einander gelebt — nicht glücklich, o nein! das erhabene Wort: Glück! darf nicht an die Dämmerungszeit der Existenz verschwendet werden! Vor Sonnenaufgang giebt es freilich keine Gewitter, sie kommen erst mit der Sonne herauf; dennoch wird man höchstens mit momentaner Sehnsucht aus des Tages Licht und Glück in das kühle Morgengrau zurücksehen. Aber friedlich hatten die Mädchen hier gelebt, fröhlich, ruhig, wenn auch von tausend Wünschen und zahllosen Hoffnungen bewegt. In früher Jugend sind Wünsche und Hoffnungen so unbestimmt, daß sie sich in jede Form gießen lassen, und viel zu überschwenglich, um ein bestimmtes Gepräge zu tragen. Erst wenn der Wunsch eine Gestalt und die Hoffnung ein Ziel bekommt — dann werden beide etwas: das Bewußtsein ist erwacht und mit ihm die Unruh des Strebens.

Dies schien bereits der Fall bei Unica zu sein, so jung sie auch war; weniger bei Clotilden, am wenigsten bei Margarita, die eine so kühle, feste, grüne Knospe war, daß man nicht ahnen konnte, welche Blume — ja, ob überhaupt eine — sich daraus entfalten werde. Weil das der Zukunft angehört, will ich jetzt nur von Unica sprechen.

Gräfin Erberg war eine feine, blasse, nérvös-lebhafte Frau, mit einer teinte von Sentimentalität,

welche zuweilen denjenigen Personen eigen ist, die ihre Gefühle immer unterdrücken oder unterordnen mußten, und Gott danken, wenn sie ihnen irgend einen Ausweg gestatten dürfen, möge der ein richtiger oder ein falscher sein. So, heftig, exaltirt, krankhaft beinah, liebte Gräfin Erberg ihre Tochter, und brachte sie triumphirend nach Hochhausen, wo Graf Erberg mit seinem unbeweglichen, starren Ernst Frau und Kind empfing.

Hätte des Vaters Starrsinn und der Mutter übergroße Reizbarkeit sich in Unica verschmolzen, so würde daraus ein prächtiger, sonnenwarmer, durch Kraft temperirter Charakter worden sein; aber spröde geschieden lagen die beiden undurchgearbeiteten Elemente in ihr, und heut ward sie von dem einen — morgen von dem andern beherrscht. Der Einsamkeit oder sich selbst gegenüber, war sie sentimental; bei dem lindesten Widerspruch eigensinnig. Der fürchterliche, unzerbrechliche Eigensinn ihrer Kindheit, der sich unter des Vaters strenger Erziehung immer mehr entwickelt und ihn veranlaßt hatte, sie andern Händen zu vertrauen, war mit der erwachenden Vernunft von ihr gewichen; aber wird er nicht mit neuer Gewalt erwachen, und sich gegen die unabweisbaren Hindernisse und Hemmungen der Freiheit stemmen, statt sie zu lösen? so fragte sich Gräfin Erberg oft heimlich, wenn ihr Blick zärtlich auf Unicas schönem,

stolzem Antlitz ruhte, wo der scharfe Augenaufschlag und der fest gezeichnete und noch fester geschloßne Mund etwas wie von einem gefaßten Entschluß verriethen.

Unica lebte heiter und zufrieden bei ihren Eltern, die, ohne je Hochhausen zu verlassen, einen angenehmen geselligen Kreis um sich versammelten, Dank der hohen Gastfreiheit des Grafen und der liebenswürdigen Freundlichkeit der Gräfin. Jetzt war Unica der Magnet, der Manche anzog und festhielt. Am ersten Jahrestag ihres Austritts aus der Pension sagte Unica zu ihren Eltern:

„Heute bekam ich Briefe; Clotilde zeigt mir ihre Verlobung mit einem Grafen Ostwald an, und Margarita hat ein Töchterlein. Kennst Du die Ostwalds, lieber Papa?"

„Nein, sagte Graf Erberg finster; ich denke aber, dies wird ein Lieutenant aus einer alten zurückgekommenen Familie sein, da er eine reiche Banquierstochter heirathete".

„Clotilde ist hübsch und klug genug, um, auch ohne Vermögen, einen Grafen heirathen zu können und vollkommen an ihrem Platz zu sein, entgegnete Unica; hat doch Margarita, die nicht so schön, nicht so klug und fast arm ist, einen Fürsten geheirathet".

„Eine Ringoltingen und eine Marana! sagte der Graf mit herbem Lächeln; deutsches Ritterblut

ist Gold, genuesisches Kaufmannsblut ist Blei: wirst mans in die Wagschaale, mag Beides gleich schwer sein, doch abstrahirt man von dieser Krämerprüfung, so bleibt ewig das eine edles — das andre unedles Metall".

„Ich sehe nicht ein, Papa, sagte Unica mit purpurrother Wangenglut, warum mein Blut von Hause aus etwas Anderes sein soll, als das von Clotilde Marana".

„Weil seit Jahrhunderten in vornehmen Familien Gesinnungen herrschen und Lebens- und Handlungsweise bestimmen, welche auf Ehre und Freiheit basiren, indessen die Richtung einer Krämerfamilie schnurstracks diesem Prinzip zuwiderläuft, denn für ein Paar Goldrollen giebt der Kaufmann Ehre und Freiheit hin, ohne daß er es achtet, so abgestumpft ist er durch die ihm angeborne Richtung auf Erwerb. Charakterzüge pflanzen sich nicht minder in Familien fort, als Gesichtszüge — darum sage ich mit voller Ueberzeugung, daß Dein Blut edler ist, als das einer Marana; sorge Du dafür, daß es auch edler bleibe! denn es kann leicht befleckt werden, und jener Graf Ostwald, der die Marana heirathet, weil sie reich ist, verdient von seiner Familie ausgestoßen zu werden".

„Aber kann er denn nicht Clotilde lieben"? fragte Unica schüchtern.

„Wenn ich das auch zugeſtände, ſo würde ich immer doch tadelnd ſagen: warum ſieht er ſich nicht zwiſchen ſeines Gleichen nach einer Frau um? es giebt dort ebenſo liebenswürdige Mädchen".

Unica ſchwieg; vielleicht hatte der Vater Recht.

Gräfin Erberg hatte im Lauf des Winters an Nervenzufällen gelitten und die Aerzte verordneten ihr den Gebrauch von Ems. Unica begleitete ihre Mutter, und Graf Erberg blieb einſam in Hochhauſen; ihn langweilte das Badeleben. Die Entfernung von wenigen Meilen machte es überdas ſehr leicht, daß die Familie ſich vereinigen konnte, ſobald der Vater es wünſchte — denn ſein Wunſch, oder vielmehr ſein Ausſpruch, war für Mutter und Tochter zwar nicht immer ein unwiderlegliches, aber gewiß ein unumſtößliches Gebot.

Unicas Freude war groß, als wenig Tage nach ihrer Ankunft auch ihre Freundin Clotilde, bereits als Gräfin Oſtwald, mit Mann und Eltern in Ems eintraf. Sie war höchſt geſpannt, nach Mädchenart, auf den Mann der Freundin; Graf Oſtwald mißfiel ihr über alle Maßen. Ein kleiner, magrer, brünetter Mann, hüſtelnd, bläßlich, gleichgültig, nur für ſeine Geſundheit beſorgt, welch ein Gegenſatz zur ſchönen, muntern, lebensluſtigen Clotilde! Sie war ſo ganz decontenancirt, daß ſie im erſten vertraulichen Ge-

ſpräch nicht umhin konnte ihr Erſtaunen über dieſe Wahl auszudrücken.

„Er iſt wirklich außerordentlich gut, entgegnete Clotilde äußerſt gleichgültig; ſchön iſt er freilich nicht..... vielleicht iſt er's geweſen! liebenswürdig auch nicht ſehr..... aber wir paſſen doch ganz zuſammen. Einen Kaufmann hätte ich nun und nimmermehr geheirathet! Margarita iſt Fürſtin worden, ich wollte doch wenigſtens Gräfin werden! Da ſollt' ich denn bald mit dem einen Bewerber friedlich auf ſeinem Gut leben, bald mit dem andern in irgend einer kleinen Stadt in Oſtpreußen vegetiren. Stell Dir vor, Unica! ein Graf ſo und ſo — da ich ihm einen Korb gegeben, mag ich doch ſogar Dir nicht ſeinen Namen ſagen — iſt Aſſeſſor in irgend einem Landſtädtchen, und wollte nicht mir zu Liebe ſeine Carriere, wie er es nannte, aufgeben. Wie kann man nur Aſſeſſor ſein, wenn man Graf iſt! da hätte mich ja am Ende jemand nennen können Frau Aſſeſſorin, ſtatt Frau Gräfin! Uebrigens war jener Graf-Aſſeſſor bedeutend angenehmer als mein guter Oſtwald! aber dieſer paßt doch beſſer für mich".

„Was verſtehſt Du denn eigentlich darunter"? fragte Unica ſehr erſtaunt.

„Nun, Oſtwald hat keine Güter, wie er denn überhaupt kein Vermögen hat; folglich brauch' ich nicht auf dem Lande zu leben. Er war im Dienſte

und hat ſogleich auf meinen Wunſch den Abſchied genommen, damit wir unſern Aufenthalt nach Gutdünken wählen können. Er liebt ebenſo ſehr wie ich die Elegance, die Bequemlichkeit.... in den drei Wochen unſrer Ehe ſind wir immer derſelben Meinung geweſen — das iſt doch angenehm. Apropos von angenehm! Valerian kommt"!

Unica, mit Purpur übergoſſen, fand keine Antwort.

„Alſo denkſt Du doch noch an Valerian? fragte Clotilde ſie umſchlingend; nun das iſt nicht mehr als billig! wenn Du wüßteſt, wie der arme Junge Dich liebt".... —

„Woher weißt Du das"? ſtammelte Unica ganz leiſe und ganz ungläubig.

„Ach, Du hältſt mich nicht für fähig des ſtolzen verſchloſſnen Valerian Vertraute zu ſein. Haſt ganz Recht, lieb Herzchen! geſagt hat er mir nichts; aber aus Eurem frühern Benehmen gegen einander combinir ich das. Damals, in Heidelberg, war ich noch ſehr unerfahren und konnte nur Eure gegenſeitige Theilnahme muthmaßen, doch ſeitdem bin ich weltvertraut worden, und habe deutlich aus meines Bruders vorſichtigen, ſchüchternen Fragen nach Dir ſeine Liebe herausgehört und aus den noch vorſichtigeren Briefen herausgeleſen".

„Ums Himmels willen, liebe Clotilde, rief Unica ſehr ängſtlich, Du irrſt ganz gewiß".... —

„Nicht! unterbrach Clotilde lachend. Und warum ſollte er Dich auch nicht lieben? etwa weil Du eine Gräfin biſt oder weil Dein Vater ein entſetzlich ſtolzer Mann iſt — wie man ſagt. O Liebchen, Valerian hat wahrlich nicht ſo lange ſtudirt, um Banquier in Frankfurt zu werden! Da mein Vater holländiſcher Conſul und über alle Maßen reich iſt, ſo wird es ihm ſehr leicht werden meinem Bruder die diplomatiſche Carriere zu eröffnen, und Valerian kann Baron, Graf, Kammerherr, Miniſter, Geſandter werden — kurz Alles, was ihn zu der vornehmſten Partie berechtigt: warum ſollteſt Du ihn denn nicht lieben und heirathen"?

„Bis er Geſandter iſt, werd' ich Zeit haben das zu überlegen", ſagte Unica ſcherzend, aber zugleich ſo ernſt, daß das Geſpräch abgebrochen war. Sie fühlte ſich außerordentlich verletzt durch Clotildens rückſichtsloſe Indelicateſſe, und der Gedanke, daß Valerian ſich ebenſo unvortheilhaft verändert oder ausgebildet haben könne, als ſeine Schweſter, ließ ſie dem Wiederſehen mit mehr Beſorgniß als Freudigkeit entgegen gehen.

Valerian kam. Im Hof des Kurhauſes in Ems waren eines Nachmittags ein Dutzend geſattelter Eſel ſamt ihren Treibern verſammelt, und die Geſellſchaft, welche ſie zu einem Spazierritte brauchen wollte, erſchien auch nach und nach. Clotilde, von einem hal-

den Dutzend junger Männer umgeben, ließ ihren Esel einmal über das andere umsatteln, bat die Damen um Gottes willen ihr zu zeigen, wie sie sich auf die kleinen unbequemen Sättel zurechtsetzten, zwang die Herren bei dem Sattelgeschäft Hand anzulegen, kurz — machte sich, so sehr sie konnte, zur Hauptperson. Da kam eine Reisekalesche gerollt, und fast eh der Postillion anhalten konnte, fiel Clotilde den Pferden in die Zügel und rief:

„Valerian! mein Bruder! komm doch, Ostwald! es ist Valerian"!

Das Schauspiel schwesterlicher Zärtlichkeit ward der Gesellschaft gegönnt; dann hätte Clotilde ihr gern den schönen Bruder vorgestellt und den Spazierritt gemacht; aber Valerian, ohne sich um die fremden Leute zu kümmern, verlangte nur nach den Eltern, die keine Liebhaberei für Eselpromenaden hatten, und Clotilde mußte ihn zu ihnen führen. Unica kam mit ihrer Mutter, nachdem jene gegangen waren, und erfuhr mit gewaltigem Herzpochen Valerians Ankunft, und gleich darauf setzte sich die Cavalcade in Bewegung, da niemand voraussetzen konnte, daß die Geschwister daran Theil nehmen mögten. Nur zwei der eifrigsten Verehrer Clotildens blieben, wie billig, von einer Partie zurück, der die Königin fehlte. Unica war zerstreut und schweigsam, und ritt still an der

Seite ihrer Mutter; sie hätte wol auch lieber heute die Partie aufgegeben.

Am nächsten Morgen war sie kaum mit ihrer Mutter am Brunnen erschienen, als Valerian Marana sie ehrfurchtsvoll begrüßte, und sie um die Gnade bat, ihn ihrer Mutter vorzustellen — denn weder seine Eltern noch seine Schwester waren zu so früher Stunde auf der Promenade. Gab es je einen schönen jungen Mann, so war es Valerian bei zweiundzwanzig Jahren — doppelt schön, weil er frei, unbefangen und heiter war und sich durch das Bewußtsein der Schönheit nicht, wie durch eine Last, der Fähigkeiten berauben ließ, um liebenswürdig zu sein: Er war noch ein wenig zu elegant und zu beweglich, um zu den Männern von ganz guten Manieren gezählt zu werden, doch seine ganze Erscheinung war die Verheißung einer glänzenden Zukunft.

„Der Bruder gefällt mir ungleich besser als die Schwester, sagte Gräfin Erberg später zu ihrer Tochter; er benimmt sich doch wie ein Mensch von Erziehung, aber die Clotilde ist ein allzu verzogenes Kind, um nicht in der Gesellschaft recht unangenehm zu sein. Drum rathe ich Dir auch Dich so fern von ihr zu stellen, wie Du nur kannst, ohne sie zu beleidigen. Eure Wege werden je länger je mehr aus einander führen".

Das hatte Unica auch ſchon inſtinktmäßig eingeſehen, und eben ſo klar, daß zwiſchen ihr und Valerian eine Vermittlerin wie Clotilde nur ſtörend ſein könne. Es dämmerte wirklich eine Liebe zwiſchen ihr und Valerian, die ihren dunkeln Urſprung in jener Zeit hatte, als er anderthalb Jahr lang Student in Heidelberg, und wegen ſeines artigen und feinen Benehmens wohlgelitten von der Vorſteherin der Penſion war, die ihm erlaubte ſeine Schweſter ziemlich häufig zu beſuchen. Auf den drei oder vier kleinen Bällen, welche in Unicas Heidelberger Leben wie hohe Feſttage ſtralten, war immer Valerian Marana der einzige junge Mann, von deſſen ganzer Art zu ſein ſie ſich nicht abgeſtoßen und verletzt fühlte, denn ſeine Lebhaftigkeit artete nie in Dreiſtigkeit aus, und die Huldigungen, welche er ihr von Anfang an darbrachte, war ſo ſchüchtern, wie ihre kleine Eitelkeit es nur wünſchen konnte. Und dieſe kleine Eitelkeit war ſehr groß! ſo groß, daß Unica nie auch nur die geringſte Anwandlung von Koketterie hatte, denn ſie wollte nicht gefallen, ſondern nur — angebetet ſein; nicht von vielen Männern, ſondern nur von dem liebenswürdigſten, geiſtreichſten, ſchönſten, eminenteſten in jeder Beziehung. Wenn ſie angebetet war — dann wollte ſie beglücken. Valerian war immer in der Adoration vor ihr; ſie ſtand wie ein Wunder von Schönheit, Geiſt und Talenten zwiſchen

ihren Gefährtinnen und hatte nur in der Schönheit an Clotilden eine Nebenbuhlerin. Die edlen, reinen Umrisse ihres Bildes prägten sich fest in seinen regen, frischen Sinn, und als er vor ungefähr achtzehn Monaten Heidelberg mit ihr zugleich verließ und eine andere Universität bezog, war Unica Erberg ihm der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit. Dieser Eindruck ward nicht geschwächt, als er sich ein halbes Jahr in der Pariser und Londoner Gesellschaft umhergetrieben, und nur erhöht, als er in Ems Unica wiedersah.

Beide fühlten es. Unica war aber zu wohlerzogen und Valerian zu bewußt seiner Unfertigkeit, als daß je eine Aeußerung dieses Gefühls statt finden konnte. Mehre junge Männer suchten sich um Unica zu bemühen; sowol sie als ihre Mutter waren gegen alle vollkommen gleich artig, und hatte Gräfin Erberg dem Einen am Morgen erlaubt die Promenade zweimal mit ihr auf und ab zu wandeln, so erlaubte sie es gewiß am Abend dem Andern. Wie verschwebend muß bei einem solchen Benehmen die Nüance sein, die eine Auszeichnung markiren soll! Und doch wußte Unica sie trotz ihrer Zurückhaltung mit aller Feinheit zu geben, und Valerian wußte, ohne gefragt zu haben, daß er bei ihr — hoffen dürfe.

Graf Erbergs plötzliche Ankunft erfüllte Mutter

und Tochter mit höchstem Erstaunen. Er sagte gleich muthig wie immer:

„Ulrich ist vorgestern in Malans angelangt, gestern zu mir gekommen; da er bald nach Petersburg zurückkehren muß, Dir, Liebe — (er wandte sich an seine Frau) — sein Compliment zu machen wünscht, und da ich gern einige Tage in seiner Gesellschaft und in der Euren zubringe: so bin ich gekommen und Ulrich kommt auch heute".

Heut Abend giebt Graf Oswald einen Abschiedsball, Papa, sagte Unica, tanzt mein Vetter"?

„Das weiß ich nicht, und ich denke, daß Du es heute Abend auch nicht erproben wirst, denn ich liebe nicht den Umgang mit Personen aus jener Familie, und ich meine, Du könnest Deinem Vater wol den Ball opfern".

„Wie Du befiehlst, Papa! aber Clotilde reist morgen ab, und wer weiß, wann ich sie wiedersehe". Eine Thräne blinkte in Unicas Auge, denn Valerian begleitete die Schwester zu den Eltern, die bereits abgereist waren.

Gräfin Erberg wagte nie eine Sylbe der Widerrede; sie bewunderte im Stillen Unicas Muth überhaupt irgend eine Einwendung zu machen.

„Ich hätte Dich nicht für so kindisch gehalten, Unica, sagte Graf Erberg nach einer Pause; die Freundin ist nur ein Vorwand — (Unica erröthete

heiß und ſchlug beinah zitternd die Augen nieder) — Du weinſt tout bonnement um den Ball! Wenn man ſo kindiſch iſt, kann man freilich nicht heirathen".

„Um Gotteswillen, Papa! rief Unica todtenbleich und umſchlang den Vater — befiehl mir Alles auf der Welt, nie mehr zu tanzen oder dergleichen — nur nicht zu heirathen"!

„Beruhige Dich! ich ſage Dir ja, Du biſt noch zu kindiſch".

„Gott ſei Dank!.....und Dir lieber Papa! rief ſie und küßte ſeine Hand; — und wie ſieht denn mein Vetter Ulrich aus"?

„Wie ein vornehmer Mann: aber hübſch iſt er nicht".

Das Geſpräch ward unterbrochen, indem ein Diener den Graf Ulrich Erberg meldete. Unica war in Spannung; ihres Vaters ungewöhnliche Theilnahme für dieſen doch nur ganz entfernten Vetter, deſſen Vormund er freilich geweſen, gab ihr ein unbeſtimmtes Mißbehagen für die neue Bekanntſchaft. Sie ſah den Eintretenden ſo ſcharf an, wie ſie nie einen Mann angeſehen. Aber es ſchien, als müſſe wenigſtens ein ganzer Liebeshof von ſchönen Frauen beiſammen ſein, um dieſem zerſtreuten, eiskalten Auge nur einen halben Blick abzugewinnen — ſo kühl, wenngleich mit der vollkommenſten, leichteſten Verbindlichkeit begrüßte Ulrich ſeine Couſine. Eine Frau

kann ſich über den Grad der Liebe täuſchen, die ein Mann für ſie hegt; über ſeine Gleichgültigkeit nie. Unica ſetzte ſich mit ihrer Tapiſſerie ins Fenſter und ſprach zu ſich ſelbſt: Dieſer Mann denkt nicht daran mich zu heirathen. Ihre Spannung ließ nach; ſie blickte dann und wann von ihrer Arbeit auf, und betrachtete ihn ein wenig, aber unbefangen, nur mit jugendlicher Neugier.

Ulrich Erberg war allerdings nicht hübſch zu nennen! er hatte ſehr edle, aber ſcharfe Züge, eine biliöſe Geſichtsfarbe, Augenbraunen die ſich faſt über der Naſenwurzel berührten, und die, verbunden mit dem rabenſchwarzen Bart- und Haupthaar ſein Geſicht etwas zu dunkel ſchattirten; um ſo mehr da ſeine Augen kein Licht in dieſe Finſterniß brachten: entweder lagen ſie halb verdeckt von breiten Augenliedern träumeriſch da, oder ſie thaten ſich auf um mit ſeltſamer Zerſtreutheit umherzuſchauen — was dann freilich kein anmuthiger Ausdruck iſt; aber der unbeſchreiblich edle Ausdruck ſeiner freien Stirn und ſeines kurzen feſten Kinns — aber ſeine prächtige Geſtalt, der ein ariſtokratiſches Erbtheil, ſchmale Hände und Füße, nicht fehlte, und ſein ruhiger, einfacher Anſtand — waren hinreichend, um ſeine Erſcheinung nicht unangenehm auffallend zu machen.

Daß ihr Vater lebhaftes Intereſſe für Ulrich hege, bemerkte Unica wol; aber er war ja der letzte

seines Namens, und ein tadelloser tüchtiger Mensch! sie suchte nach guten Eigenschaften bei Ulrich, um ihres Vaters Vorliebe auf etwas Anderes basiren zu dürfen, als auf den Wunsch ihn zum Schwiegersohn zu haben.

Clotilde, die sogleich die Ankunft der beiden Grafen Erberg erfahren hatte, kam selbst zu Unica, um die Gräfin zu bitten, sie möge sich doch nicht dadurch vom Balle zurückhalten lassen, sondern lieber die Herren bewegen auch zu erscheinen. Die Gräfin versprach es. Ulrich erwiderte auf den später gemachten Vorschlag, er werde glücklich sein sie begleiten zu dürfen, wenn er auch nicht eben ein eifriger Tänzer sei, und Graf Erberg versprach auf eine halbe Stunde zu erscheinen.

Der Ball war in voller Lebendigkeit, als er eintrat, und sein erster Blick fiel auf seine Tochter, die stralend von Freude und Schönheit mit einem jungen Mann walzte, den der Graf kaum ins Auge faßte, als seine ohnehin schon bleichen Wangen noch bleicher als gewöhnlich wurden.

„Wer ist Unicas Tänzer"? fragte er seine Frau mit so hastigem und gepreßtem Ton, daß sie ihn verwundert ansah, als sie ziemlich gleichgültig sagte: „Herr Marana, der Bruder der Gräfin Ostwald".

„So so"! murmelte er, fuhr mit der Hand über die Stirn und sprach mit Graf Ostwald und Ulrich.

„Da ist mein Vater! rief in einer Pause des Walzers Unica fröhlich; er liebt außerhalb seines Hauses so wenig die Gesellschaft, daß ich ihm recht dankbar für sein Erscheinen bin".

„Wir müssen es sein, entgegnete Valerian; wenn er nicht gekommen wäre, so hätten Sie wahrscheinlich vorgezogen Ihrem Herrn Vater Gesellschaft zu leisten".

Wenn ein Mann und eine Frau zusammen sprechen, die sich für einander interessiren, so reden sie oft von ganz gewöhnlichen Dingen und mit ganz gewöhnlichen Worten, so daß ein Dritter sich verwundern kann über die oberflächliche Conversation. Aber wie zwischen den sichtbaren Zeilen eines Briefes die mit sympathetischer Dinte geschriebenen nur dann zum Vorschein kommen, wenn der Hauch oder die Wärme sie berühren, so haben solche Gespräche ihre Mysterien, welche nur die Beiden enträthseln, die den ebenso mysteriösen Schlüssel dazu haben. Unica und Valerian sprachen in dieser Art zusammen. Am Schluß des Tanzes sagte er, er wolle sich durch seinen Schwager ihrem Vater vorstellen lassen, und sie entgegnete:

„Thun Sie das, und bald, mein Vater bleibt nicht lange".

Sie mischte sich unter die jungen Mädchen, aber sie folgte mit halbem Blick Valerian, um zu sehen,

wie ihr Vater ihn empfangen würde; gegen Clotilde war er von der kälteſten Artigkeit geweſen. Oſtwald ging zu Graf Erberg und fragte, ob er ihm ſeinen Schwager vorſtellen dürfe; der antwortete:

„Herr Graf, ich bin zu alt für ſo viel junge — und zu kurze Zeit hier für ſo viel neue Bekanntſchaften. Erlauben Sie mir mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen". Er verbeugte ſich, ging zur Gräfin, bat ſie Unica nicht zu viel tanzen zu laſſen, und entfernte ſich, während Oſtwald dem conſternirten Valerian die Antwort genau wiederholte und troſtreich hinzuſetzte:

„Es iſt ein alter Narr! laß ihn laufen".

Mit wahrer Herzensangſt war Unica dieſer Scene gefolgt. Ulrich näherte ſich ihr und bat um den ihm verſprochenen Walzer. Sie ſagte beklommen:

„Der Papa geht ſchon fort"!

„Das thut nichts, entgegnete Ulrich lächelnd und beruhigend, Sie dürfen noch bleiben, gnädige Couſine. Sie wiſſen, Ihr Herr Vater liebt nicht die Geſellſchaft, deren einzelne Individuen er nicht ſelbſt gewählt hat. Es wird ihm leicht zu eng, zu lärmend, zu viel, zu fremd....darum geht er auch jetzt".

Unica tanzte; aber ſie war ganz niedergeſchlagen. Valerian mußte ſich gekränkt fühlen — gekränkt durch ihren Vater, und ſie durfte nichts gutmachen....es

ſchickte ſich nicht! ihr war zu Muth, als müſſe ſie ihn um Verzeihung bitten.... aber es ſchickte ſich nicht! das dachte ſie alles, während ſie tanzte. So jung, ſo ſchön, ſo liebenswürdig, umringt von dem Glanz und der Heiterkeit eines Feſtes, mußte ſie ſchon lernen, daß Wermuth in jedem Freudenkelch iſt. Aber es wurde ihr ſchwer — ſo ſchwer, daß Ulrich ihre Veränderung wahrnahm, und fragte, ob ſie ermüdet oder unwohl ſei.

„Es iſt eine vernichtende Hitze“ ſagte ſie, und trat aus den Reihen der Tänzer in eine Fenſternische. Ulrich zog ſich zurück; er vermied ſichtlich auch die geringſte Annäherung an ſeine Couſine. Unica kehrte ſich um, lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, und zwei Thränen drängten ſich gewaltſam in ihre Augen.

„Sie tanzen nicht mehr, gnädige Gräfin“? fragte Valerian, plötzlich neben ihr ſtehend.

Unica fuhr zuſammen, wie bei einem Verbrechen ertappt. Sie hatte nicht den Muth Valerian anzuſehen; ſie fühlte, wenn er traurig ausſähe, würden ihre Thränen unaufhaltſam fließen. Sie ſchwieg.

„Ich wäre aber allzu unglücklich, fuhr Valerian nach einer Pauſe fort, in der er ein Wort von ihr zu erwarten ſchien — wenn ich mir auch Ihr Mißfallen ſollte zugezogen haben. Mögten Sie mir nicht die Beruhigung geben, daß dies nicht der Fall iſt?

Ach, Sie wissen nicht, wie sehr ich deren bedarf, und wie es mich ermuthigen würde.... für die Zukunft".

Valerian sprach so leise, besonders die letzten Worte, daß Unicas Herz wirklich ebenso aufmerksam sein mußte als ihr Ohr, um ihn zu verstehen. Sie wandte sich und sah ihn an; vielleicht eine Secunde sah sie fest in sein wunderschönes hellbraunes Auge, und wiederholte, ebenso leise als er:

„Ja, für die Zukunft"! — Dann setzte sie rasch mit niedergeschlagnen Augen hinzu: „Ich glaube, meine Mutter sucht mich"! — und glitt hinweg. Sie hatte keine Angst mehr, aber eine unaussprechliche Freude machte sie dennoch beklommen. Valerian hingegen fühlte sich befreit und in eine Sphäre entrückt, deren Herr er war. Welcher junge Mann sieht nicht in sich den König seiner Zukunft?

Der Ball ging zu Ende und der nächste Morgen brachte die Trennung. Aber auf deren schwarzes Gewand streute die Hoffnung ihre Goldflittern, denn Unica und Valerian glaubten einander gewiß zu sein, und solche Zuversicht macht glücklich.

Einige Tage darauf trat Ulrich seine Rückreise nach Petersburg an, und Graf Erberg kehrte mit seiner Familie nach Hochhausen zurück. Dort erzählte Unica ihrer Mutter, was zwischen ihr und Valerian vorgefallen war. Die Gräfin erstarrte vor Schreck und Ueberraschung, und sagte:

„Ein so unvorsichtiges Benehmen, das so ganz über alle Schranken dessen, was sich für ein junges Mädchen schickt, tritt, hätte ich warlich nicht von meiner Tochter erwartet".

„Liebe Mama, sagte Unica gelassen, hättest Du in meinem Benehmen auch nur eine Spur von Unschicklichkeit wahrgenommen, so würdest Du mich aufmerksam gemacht haben; allein trotz Deiner zärtlichen Sorgfalt und Wachsamkeit ist Dir nichts Tadelnswerthes in mir erschienen — wie könnt' ich also etwas begangen haben? Das ist wahr: drei Worte hab' ich gesagt ohne Deine Autorisation"....—

„Und ohne die Deines Vaters, arme Kleine", rief Gräfin Erberg mit Thränen und rang die Hände.

„Aber ich mußte es thun, liebe Mama, fuhr Unica fort, denn wenn ein Mensch seine Zukunft gleichsam in meine Hand legt, so muß ich ihm klar sagen, ob ich es annehme oder nicht".

„Ganz gewiß! allein wie konntest Du es annehmen"?

„Weil ich....Ihn liebe.... schon lange, seit Jahren".... —

„Ach mein armes Kind, laß nur diese Liebe fahren, denn Dein Vater wird ihr immer entgegen sein! so weit solltest Du ihn doch kennen".

„Der Papa liebt mich, ich bin sein einziges Kind, er wird mir mein Glück gönnen".... —

„Er wird Dir das gönnen und bereiten, was er als Glück erkannt hat"!

„Ich nehme das an, was ich als Glück erkannt habe".

„O Gott! seufzte die arme schwache Mutter, welche Stürme warten Deiner".

„Liebe Mama, sagte Unica schmeichelnd, ich fürchte nicht die Stürme, denn Du stehst doch auf meiner Seite".

„Nein, liebes Kind, durchaus nicht! Dein Vater und ich — wir haben nur einen Willen".

„Mißfällt Dir denn Valerian Marana so ganz und gar, liebe Mama"?

„Nein, er gefällt mir sogar sehr gut! aber nie werd' ich wünschen, daß Du ihn heirathen mögtest, denn Dein Vater wird es nicht wünschen".

„Aber mögtest Du mich denn lieber an der Seite eines andern, eines weniger liebenswürdigen Mannes, und unglücklich sehen"?

„Unica! brich mir nicht das Herz! Du weißt, ich kann Alles für Dich thun, nur nicht Deinem Vater widersprechend reden und handeln".

Mutter und Tochter umarmten sich zärtlich. Beide hatten doch etwas gewonnen: diese durfte ab und an von ihrer Liebe zu einer milden Vertrauten sprechen, und jene durfte ein wenig über die bevorstehenden Schicksale lamentiren, da in der Gegenwart Alles

licht und ruhig war. Unica lebte ganz für ihre Eltern; sie wollte sich dem Vater so lieb und angenehm wie möglich machen, sie war immer um ihn, ritt mit ihm spazieren, ging mit ihm auf die Jagd, las ihm ernste Geschichtswerke vor, die sie wenig amüsirten, sang und spielte ihm seine Lieblings-Musikstücke. Dabei suchte sie ihn daran zu gewöhnen, daß sie die Dinge anders betrachtete und beurtheilte als er. Bei Manchen erlaubte er das, diskutirte sogar mit ihr. Bei Andern sprach er seine Meinung aus, wie eine Richtschnur für seine Umgebung, begehrend, daß, wenn sie es auch nicht sei, man dennoch nach ihr handle. Das trat sehr hervor bei der französischen Revolution — oder wie man sie besser zu nennen hat — Evolution von 1830. Unica, wie damals fast alle junge Leute, enthusiasmirte sich für die Majestät des Volkes, für die neue Aera der Freiheit, für die Spontaneität eines großen, reinen Willens — ungefähr so, wie wir es fast alle gemacht haben. Gräfin Erberg ließ sich weder auf Enthusiasmus noch auf Abscheu ein, sondern wehklagte nur über das Geschick der vertriebenen Königsfamilie, und weinte besonders der „neuen Antigone" heiße Thränen. Graf Erberg sagte kalt:

„Wenn ein Mensch in die Hände von rabulistischen Advokaten und von wuchernden Krämern fällt, so ist er verloren an Ehre und Wohlfahrt. Geht er

unter durch ſie, ſo beklag' ich ihn, wie ich die Stupidität denn immer zu beklagen pflege. Gewinnt er durch ſie, ſo verachte ich ihn. Ich beklage das franzöſiſche Volk, ich verachte den König der Franzoſen".

„Den Mann, der ſich wie ein Pharus, rettend, erleuchtend, in das tobende Meer wilder Factionen ſtellt"? rief Unica.

„Der Mann, der gelaſſen etwas nimmt, was ihm nicht gehört, und obenein — ſcheinheilig nimmt. Eine Napoleonshand greift nach der Krone und ſetzt ſie ſich ſelbſt ſtolz aufs Haupt; da hab ich Reſpect vor dem Muth und der Kraft. Wer aber die Krone erſt in ſchmutzige Hände fallen läßt, und ſie dann aus dieſen nimmt als hätten ſie ein Recht an ihr — der hat eine kleine Seele. Du biſt aber freilich noch zu jung, um die Menſchen und ihre Beweggründe zu kennen; Dich blendet was neu, was ungewöhnlich iſt. In zehn Jahren, mein Kind, wollen wir über dieſen Gegenſtand diskutiren — wenn ich noch lebe."

In dem folgenden Winter nahm Graf Erbergs Geſundheit merklich ab. Im Frühling erholte er ſich zwar, aber er ſagte ſelbſt zur Gräfin:

„Ich bin ſechszig Jahr, das Alter kommt, vielleicht der Tod. Unica muß ſich verheirathen, ſie iſt jetzt neunzehn Jahr alt und verſtändig genug. Die Partien, die ſich ihr bis jetzt angeboten haben, ſtanden ihr nicht an: ſie hat ſie abgewieſen und ich war

damit zufrieden. Jetzt aber hab ich eine in jeder Hinsicht vortreffliche, und die muß sie annehmen".

„Nun"? fragte die Gräfin neugierig trotz ihrer Angst.

„Ulrich! er ist mit einer außerordentlichen Mission nach Berlin geschickt, dort erkrankt am Nervenfieber, und will sich in Malans erholen".

„Aber Ulrich, wandte die Gräfin schüchtern ein, schien sich vor zwei Jahren nicht im Geringsten für Unica zu interessiren".... —

„Unica war damals noch sehr Kind und hat sich seitdem erst schön entwickelt. Glaube mir, Ulrich käme nicht her, wenn er keine Absicht auf sie hätte. Ueberdies spricht ein Brief, den ich gestern erhielt, sehr bestimmt seine Gesinnung aus; er begehrt das Glück des Familienlebens. In diesen Tagen trifft er in Malans ein;.... ich muß doch heut hinüber reiten, und sehen, ob die Leute Alles geordnet haben, wie ichs befahl. Was ist's für Wetter, Unica"? fragte er die eben eintretende Tochter.

„Ein ächter Maitag, Papa"?

„Zieh Dich an, wir wollen einen Spazierritt machen".

Unica sprang fröhlich von dannen, und als sie bald nachher stolz, leicht und gewandt, wie eine liebliche Amazone, auf ihrem muntern Pferde dahinsprengte, so blickte Gräfin Erberg ihr nach zwischen

Trauer und Freude ſchwankend, und rang ihre ſchmalen weißen Hände.

Die Schlöſſer Malans und Hochhauſen lagen am Abhang des Niederwalds, über Rüdesheim, kaum eine Stunde von einander. Die Gegend dort iſt meiſtens Weinland, aber einzelne Schlöſſer, Ruinen und Parks, zahlloſe Dörfer und Städtchen, und vor allem der edle majeſtätiſche Rhein, bald näher, bald ferner von maleriſchen Bergformen begleitet, gewähren dem Auge die erquickende Abwechſelung, die unſre Seele ruhig macht. Man meint vielleicht, Einförmigkeit, Einfarbigkeit, Monotonie mache ruhig; mit nichten! ſie macht ſehr unruhig, denn unſre Seele müht ſich ab aus eigenen Kräften die fehlende Farbe und Bewegung zu erſetzen. Stromaufwärts ſieht man in weiter, geſegneter Ebene das uralte Mainz, welches noch in der Glorie der längſt verſchollenen Hohenſtaufen-Zeit, wie im Abendroth, daliegt. Stromabwärts verengt ſich das Flußbett, die Felſen treten ans Ufer hinan und ſchließen durch ihre Vorſprünge plötzlich das Gemälde, als wollten ſie ſich dem fernern Vordringen des Stromes entgegenſtemmen, damit er ſich nicht verflache in den holländiſchen Moräſten.

In den Elementen wohnen gute Geiſter — das glaube man nur! wer ſich in ihre Arme wirft, um ihr Leben und Weben zu genießen, den nehmen ſie

mit lieblicher Freundlichkeit auf, und machen ihn, momentan, zu einem ebenso freien und leichten Wesen, wie sie selbst sind. In der Luft, im Wasser, sind noch andre Essenzen, als Stickstoff- und Sauerstoff-Gas, andre Eigenschaften als die, daß sie unsre Stirn kühlen und unsern Durst löschen. Man muß es aber von ihnen begehren, ihnen Aug' ins Auge sehen, traulich mit ihnen verkehren, sie nicht oberflächlich abfertigen, als etwas, das zu unserm Dienst da ist; versucht es nur — Ihr werdet es erfahren. Wenn man an einem hellen Frühlingstag ins Freie tritt, ist es nicht, als streckten tausend Freundeshände sich nach uns aus, als lächelten tausend Liebesaugen uns an? fühlen wir uns nicht wunderbar erheitert und gehoben — mehr als durch irgend eine Freude, die uns vom Menschen kommt? meinen wir nicht durch die Lüfte schweben und auf den Wellen gehen zu können, weil sogar der Leib sich durchgeistet fühlt? Diesem Einfluß widersteht Niemand! sogar die schwerste, stumpfeste Natur hat ein physisches Wohlbehagen, je feiner sie ist, um desto mehr wird sie geistig angeregt.

Graf Erberg dachte an seine Tochter und ihr Glück. Unica dachte auch an ihr Glück, aber den Vater vergaß sie ganz dabei; Valerian schwebte allein vor ihrem Sinn, der unvergessene Valerian, von dem sie selten, selten hörte, weil Clotilde immer auf Reisen und nie die Correspondentin war, die Unica

ſich wünſchte — Valerian in ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, alle Hinderniſſe überwindend, alle Vorurtheile beſiegend — Apoll, der den Drachen getödtet hat, der unwiderſtehliche Gott! — Als der Vater ihr ſagte, daß Ulrich in Malans erwartet werde, freute ſie ſich deſſen für den Vater.

„Denn ich meines Theils, ſagte ſie ſcherzend, habe nicht übel Luſt auf Ulrich eiferſüchtig zu ſein, Papa. Du haſt ihn lieb wie einen Sohn".

„Er verdient es", antwortete der Graf.

Der Spazierritt nach Malans war ein gewöhnlicher; Graf Erberg beſorgte die Geſchäfte ſeines Neffen, und hatte dort immer Anordnungen zu machen und Aufſicht zu führen, die um ſo ſtrenger nöthig waren, da Ulrichs Vater den größten Theil ſeines Vermögens verſchwendet hatte — hauptſächlich für den Bau und die Einrichtung von Malans. Es war ein heiteres Schloß im italieniſchen Styl erbaut und geſchmückt, und mit den ſchönſten Parkanlagen umgeben. Großartige Treibhäuſer, eine Sammlung guter moderner Gemälde, Marmorcopien der berühmteſten Antiken, machten Schloß Malans zur Villa Sommariva des Rheins, und zum lebhaften Gegenſatz des Schloſſes Hochhauſen, das mit ſeiner Avenue einer vierfachen Kaſtanienallee — mit ſeinem Hof, vom Hauptgebäude, zwei Flügeln und einem Gitter regelmäßig umſchloſſen — mit ſeinem

prächtigen, feierlichen Garten im altfranzöſiſchen Geſchmack — mit ſeiner ganzen ruhig reichen, vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Einrichtung — ein durchaus ariſtokratiſches Anſehen hatte. Malans konnte einem Parvenu gehören, Hochhauſen nur einem vornehmen Mann. Hier herrſchte das conſervative Prinzip, dort das der Bewegung. Dort war der Glanz moderner Cultur in ihrer feinſten Blüte zu einem Brennpunkt vereint; hier wohnte die ſtolze Ruhe traditioneller Würde, die durch das Bewußtſein der Unantaſtbarkeit auch der Gegenwart imponirt. Zum Glück gehörte Malans einem jungen, und Hochhauſen einem alten Mann.

Unica und ihr Vater ritten durch den blühenden, duftenden Park.

„Papa! rief ſie, ich werde Hochhauſen ungetreu! mir gefallen dieſe Gruppen von Lila, Goldregen und Prunus weit beſſer, als unſre ernſthaften, geſchornen Hecken, an denen ſich kein Blümchen ſehen läßt".

„Die Blumen fehlen doch nicht, mein Kind".

„Nein! aber ſie ſtehen im Blumengarten, für ſich abgeſondert. Man hat in unſerm Garten gar keine Ueberraſchungen, denn man überſieht ihn, ſo immens er auch iſt; hier wird man all' Augenblick frappirt durch eine Ausſicht, eine Wendung, einen Baum, eine Blumenpartie".... —

„Und oft geſtört"!

„Stört Dich das Neue, Papa"?

„Nein! aber das nicht dahin Gehörende, und das kommt oft vor bei dergleichen modernen Anlagen, die es faſt immer auf den Effect abſehen".

„Mein Vetter würde mir wol erlauben, einen Zweig perſiſchen Flieders für die Mama abzubrechen.... wenn er hier wäre" ſagte Unica, blieb etwas zurück, und pflückte und pflückte, bis ſie eine förmliche Garbe hatte; dann ſprengte ſie dem Vater nach.

Aber regungslos vor Schreck blieb ſie auf dem Pferde ſitzen, als ſie unter dem Periſtyl ihren Vetter gewahrte; denn er mußte es ſein, er umarmte und begrüßte ihren Vater! aber, um Gottes willen, was war aus Ulrich geworden! gebeugt, abgezehrt, verwelkt, war er bis zur Unkenntlichkeit verändert, die Züge mager und hart, die Farbe krankhaft gelb, um den Mund eine nervoſe Beweglichkeit, die Stirn kahl, die Geſtalt knochig. Ein Schauder überlief ſie; ihr war, als trete ein Geſpenſt in ihren Frühling hinein. Ulrich trat zu ihr heran, um ſie zu begrüßen; ſie glaubte, es ſei in der Abſicht, ihr vom Pferd zu helfen, und ſprang haſtig und geſchickt herunter, ohne ſich auf ihn zu ſtützen und ohne ihn mit einer Sylbe zu bewillkommnen.

„Ich habe mich alſo wirklich dermaßen verändert,

daß Sie mich nicht erkennen, gnädige Couſine" — ſagte Ulrich lächelnd, aber traurig.

„Mein armer Ulrich! rief Graf Erberg, wie konnten wir auf eine ſolche Verwüſtung gefaßt ſein? und wie kamſt Du denn zum Nervenfieber? haſt Du überhaupt Nerven, Du, ſo ſtark! ſo kräftig"!

Er legte die Hände auf Ulrichs Schultern und ſah ihn wehmüthig an. Ulrich entgegnete:

„Die ungemein ſchnelle Reiſe in der böſen Jahreszeit hat mir die Krankheit zugezogen, ſprachen die Aerzte. In vierzehn Tagen werd' ich aber vollkommen hergeſtellt ſein.... das fühl' ich! Malans, der Frühling, Ihre Nähe, lieber Onkel, Ihre Freundſchaft — das Alles thut gut, beſonders wenn man es ſo lange entbehrt und vermißt hat, wie ich"!

Ulrich führte ſeine Gäſte in den Salon, der ungemein freundlich mit Gemälden, Vaſen und Blumen decorirt war. Er ſah ſich darin um und ſagte:

„Ich weiß nicht — iſt es die Freude hier zu ſein, oder iſt es Ihr Beſuch: genug, mir ſcheint, als habe Alles heute ein ganz beſonders feſtliches Anſehen".

„Wie freu' ich mich, daß Du ſo froh biſt, wieder einmal in der Heimat zu ſein, mein guter Ulrich! dies Gefühl ſtumpft ſich leicht ab, wenn man ſich jahrelang durch den blaſirenden Wechſel der Fremde hat blenden und betäuben laſſen; und mir däucht,

es war vor zwei Jahren nicht ſo lebhaft in Dir, als jetzt".

„Oh, damals"! ſagte Ulrich. Er ſtrich mit der Hand über die Stirn und ſchüttelte mit nervoſer Heftigkeit den Kopf, während die Hand matt herabfiel.

„Du biſt noch recht angegriffen", ſagte Graf Erberg beſorgt; wir wollen Dich verlaſſen, Du bedarfſt der Ruhe.... und morgen kommſt Du herüber — nicht"?

Sie ſchüttelten herzlich die Hände. Unica, immer ganz ſtumm, verneigte ſich, beſtieg ihr Pferd, und ritt davon, ohne eine Sylbe geſprochen zu haben. Die ſchönen Blumen hatte ſie im Vorſaal liegen laſſen. Kaum war ſie zwanzig Schritt geritten, als ſie tief Athem ſchöpfte und ausrief:

„Papa! die Pappeln ſehen aus wie Cypreſſen, das Schloß mit ſeinen weißen Säulen wie ein Mauſoleum, und Graf Ulrich wie eine Leiche".

„Ich bewundre den Bilderreichthum Deiner Phantaſie, wie ich ſo eben Deinen Mangel an Takt bewundert habe," ſagte Graf Erberg ſtreng.

Sie wagte nicht ſich zu entſchuldigen, und ſchweigend kehrten ſie nach Hochhauſen zurück. Unica flog ſogleich zu ihrer Mutter und machte eine ſo grauenhafte Beſchreibung von Ulrich, daß die arme Frau, eingedenk der Abſichten ihres Mannes, mit unaus-

ſprechlicher Beſorgniß auf den Moment hinblickte, wo ſie für Unica kein Geheimniß mehr ſein würden. Nur konnte ſie nicht glauben, daß Ulrich Heirathspläne haben, und daß ihr Mann ſie unterſtützen mögte, wenn jener wirklich dem Tode ſo nahe war, wie Unica es behauptete.

„Wie haſt Du denn Ulrichs Ausſehen gefunden"? fragte ſie ſpäter den Grafen.

„Außerordentlich angegriffen!.... aber er iſt ganz der Alte und Liebenswürdige" — war die Antwort.

Sie hatte Herzklopfen, als Ulrich am andern Morgen gemeldet ward; doch als ſie ihn ſah, ging jede andre Empfindung in Mitleid unter. Bei vierzig Jahren hat man einen ſchärfern Blick für die Spuren von Seelenſchmerz als bei neunzehn; und die lagen unverkennbar auf ſeinem Antlitz, in Haltung, Wort und Geberde. Etwas Langſames, Starres, Schweres — dann ein plötzliches Zuſammenzucken der erwachenden Beſinnung — eine reizbare Beweglichkeit, die unter einem gewaltigen und gewaltig bekämpften Einfluß in beſtändigen Bebungen zittert — ſind mehr der Seelenſtimmung als der körperlichen Schwäche zuzuſchreiben. Die Gräfin reichte Ulrich die Hand, drückte die ſeine und ſprach mit ihrer herzgewinnenden Güte:

„Ach, wie viel müſſen Sie gelitten haben".

Dieſe Worte, die ein Verſtändniß der innern Zu-

ſtände zu verrathen ſchienen, kamen über Ulrich wie der Südweſtwind über den Schnee; der zerſchmilzt. Ulrich ließ ſich in einen Fauteuil fallen und legte beide Hände vor's Geſicht, um ſeine Thränen zu verbergen; aber ſie wurden durch ein konvulſiviſches Zittern verrathen. Die Gräfin winkte ihrer Tochter das Zimmer zu verlaſſen, denn ſie meinte, der arme Ulrich müſſe zu irgend einem Ausbruch kommen; jedoch bei dem leiſen Geräuſch, das Unica machte, als ſie ſich erhob, fuhr Ulrich auf, ſchüttelte die Thränen aus den Augen und ſprach:

„Allerdings! ich hatte fünf Wochen das Nervenfieber.... eine böſe Krankheit". Dann machte er die Unterhaltung mit ſeiner ehemaligen Gewandtheit, der aber — wie es der Gräfin ſchien — eine Nüance von Zutraulichkeit beigemiſcht war, welche er ſonſt nur bei ihrem Mann hatte hervor-, aber bei ihr und Unica zurücktreten laſſen. Es iſt wirklich wahr, dachte ſie im Stillen, er iſt nicht umſonſt nach Malans gekommen; und ſie wunderte ſich, wie er einen für ihn ſo unvortheilhaften Zeitpunkt hatte wählen können, um als Bewerber aufzutreten. Aber die außerordentliche Weichheit von Ulrichs Manieren, die doch trotz ſeiner Kränklichkeit nicht den leiſeſten Anſtrich von Weichlichkeit hatten und der augenfällige Leidenszuſtand, mit dem er kämpfte, gefiel ihr und rührte ſie. Sie war eine von den Frauen, die aus

Mitleid mit einem Mann für ihn in die Hölle gegangen wären. Später sagte sie zu ihrer Tochter:

„Es ist seltsam, wie die Jugend übertreibt, weil sie keine Erfahrung, folglich keinen Maßstab hat! Du hast mich dermaßen auf eine entsetzenerregende Erscheinung vorbereitet, Unica, daß ich fast angenehm überrascht war, Graf Ulrich nur kränklich zu finden. Hast Du denn nie einen Kranken gesehen, um Dich so heftig vor ihm zu erschrecken"?

„Ich weiß nicht, sagte Unica, aber er hat mir einen unbegreiflichen Eindruck gemacht! mir stand das Herz still, als er wie ein Memento mori in der Herrlichkeit des Frühlings auftauchte".

Während der ersten Woche kam Ulrich täglich nach Hochhausen; später schlug Graf Erberg ihm vor, sich dort zu installiren, und nur wenn Geschäfte oder Neigung ihn aufforderten, nach Malans herüber zu reiten. Er sagte:

„Was willst Du denn allein wohnen, da Du bei uns ein Familienleben findest"?

Ulrich ging freudig darauf ein; er fühlte sich heimisch, weil er gern gesehen war. Seine Gesundheit empfand den wohlthätigen Einfluß des angenehmen, friedlichen häuslichen Kreises, und besserte sich mit raschen Schritten. Nach sechs Wochen war er wieder so kräftig wie ehedem. Er trieb mit Leidenschaft Schwimm- und Reitübungen, und eine gewisse innere

Agitation, deren er nicht immer Herr werden konnte, schien nicht von seinem körperlichen Befinden abzuhängen. Graf Erberg liebte ihn wie einen Sohn, Gräfin Erberg war ganz auf dem Wege dahin, und auch Unica ganz bereit in ihm einen Bruder zu sehen. Daß er den Wunsch hegen könne, sie zu heirathen, fiel ihr nicht ein einziges Mal bei. Sie hielt die Ueberzeugung ganz fest, welche sie zwei Jahr früher in Ems gewonnen: sie sei ihm vollkommen gleichgültig. Dazu kam noch, daß ihre Phantasie durch Ulrichs Wiedersehen in Malans zu sehr frappirt worden war, um nicht das Bild festzuhalten, welches sich ihr damals aufgedrängt hatte: sie sah in Ulrich immer einen Menschen, der dem Tode näher war als dem Leben; bei einem solchen setzt man keine Gedanken und Empfindungen voraus, die an die Erde knüpfen. So war sie denn vollkommen unbefangen gegen Ulrich, der sich gern dem Zauber ihrer anmuthigen Persönlichkeit hingab. Im stillen Gleise des Lebens kamen ihre Fehler nicht zum Vorschein, oder höchstens nur als Andeutungen ihres Charakters.

Ulrich kam eines Abends spät von Malans zurück. Graf Erberg rief ihm entgegen:

„Gottlob, daß Du kommst! nun kann ich doch noch eine vernünftige Schachpartie machen! Unica denkt sich Pläne aus — einer immer unsinniger, als

der andre! Ich mache ſie dreimal hinter einander matt, und dennoch behauptet ſie, ihre Pläne wären vortrefflich".

„Ja, ſagte Unica kaltblütig, indem ſie aufſtand und an Ulrich den Platz abtrat, ſie waren vortrefflich, und hätte ich nur mehr Uebung und Geſchicklichkeit, ſo hätte ich mit ihnen den Papa matt gemacht".

„Meine Couſine iſt allerdings ſehr hartnäckig in ihren Vorſätzen" — ſagte Ulrich lächelnd.

„Was wiſſen Sie von meinen Vorſätzen"? rief ſie verlegen.

„Ihre Conſequenz offenbart ſich bei jeder Gelegenheit, z. B. Sie leſen ein Buch zu Ende, wenn es Sie auch noch ſo ſehr langweilt und Sie bereits auf der dritten Seite inne geworden ſind, es ſei nicht des Leſens werth".

„Ja das thue ich, entgegnete Unica; es nicht zu thun halte ich für eine Ungerechtigkeit gegen den Autor. Kann er nicht auf den drei letzten Seiten ſublim ſein"?

„Du ſiehſt, lieber Ulrich, ſprach Graf Erberg lachend, daß die Conſequenz meiner Tochter auf höchſt grandioſen Meinungen und Anſichten baſirt, ſo daß man aus lauter Reſpect vor ſolcher Erhabenheit nicht den Muth hat, ſie zu bekämpfen".

„O, rief Unica, kämpfen Sie nur immerhin, Couſin, das macht mich recht feſt".

Aber vor der Hand begehrte Graf Erberg den Kämpfer auf dem Schlachtfelde des Schachbrettes.

Am andern Morgen ritten Ulrich und Unica ſpazieren — allein, weil Graf Erberg für mehre Stunden von Geſchäftsleuten in Anſpruch genommen war; ſonſt fehlte er nie, dieſe Promenaden machten ihm viel Vergnügen.

„Heut wollen wir uns mal neue wilde Wege ſuchen", ſagte Unica.

Die Wege waren denn auch wirklich, Dank dieſem Vorſatz, ſo neu und ſo wild, daß Ulrich hundertmal ſeine Nachgiebigkeit verwünſchte. Die Männer behaupten immer, die Art wie Frauen reiten ſei höchſt gefährlich. Mir ſcheint das nicht; aber es iſt hergebracht, daß die Männer ſich ängſtigen, wenn ſie mit Frauen reiten. Ulrich verfehlte denn auch nicht es zu thun. Er ſagte:

„Wenn Ihr Vater dabei iſt, hab ich keine Verantwortung, aber jetzt muß ich Sie ſchirmen vor — und retten aus Gefahr, und da ich nicht allmächtig bin, ſo beſchwör' ich Sie, ſich nicht muthwillig darin zu ſtürzen und z. B. die ſteilen Abhänge im Schritt herab zu reiten.

„Das kann ich thun! ſagte Unica. Aber ſehen Sie doch, Couſin, dort iſt eine Hecke, die wahrſchein-

lich einen Feldweg begrenzt, welcher uns auf ſichere Wege bringen wird. Wir müſſen über die Hecke ſetzen". Sie trieb ihr Pferd an.

„Iſt denn Ihr Pferd daran gewöhnt"? rief Ulrich.

„Das nicht! aber ich will es einüben".

„Nimmermehr kann ich das zugeben! Ich beſchwöre Sie, Couſine, laſſen Sie uns längs der Hecke reiten".

Aber Unica hörte nicht und flog über die Wieſe dahin. Da ſetzte Ulrich ihr nach, drängte ſein Pferd an das ihre, und ſtreckte die Hand nach ihrem Zügel aus. Doch ſie lenkte geſchickt ab, hob die Gerte und rief:

„Ich geb' Ihnen auf die Finger"! — Noch ein Paar Sätze und ſie war drüben, wohlbehalten. Als Ulrich wieder neben ihr ritt, ſagte er:

„Ich werde Sie bei Ihrem Vater verklagen".

„O ich bitte Sie, thun Sie es nicht! die Mama ängſtigt ſich nachträglich dermaßen, daß ſie mich den ganzen Sommer hindurch mit Thränen wird zu Pferde ſteigen ſehen; und dem Papa will ich meine Geſchicklichkeit lieber zeigen, als ſie ihm von Ihnen erzählen laſſen".

„Sie wollen ihn wahrſcheinlich ebenſo angenehm damit überraſchen wie mich"? fragte Ulrich lachend.

Aber er ſchwieg gegen die Eltern, weil ſie es wünſchte.

In der Mitte des Sommers ging er auf einige Tage in Geſchäften nach Frankfurt. Am Morgen ſeiner Abreiſe bat er Graf Erberg um Unicas Hand.

„Gottlob daß ſie Dir gefällt! ja, Ulrich, keinem Andern als Dir hab' ich ſeit Jahren Unica beſtimmt! Kennt ſie Deinen Wunſch"?

„Ich meine, ſie ſetzt ihn voraus; aber geſprochen hab ich noch nicht mit ihr".

„Gut! ich werd' es thun! Wenn Du aus Frankfurt kommſt, kann die Hochzeit ſtattfinden.

„Das wär' in acht Tagen"? fragte Ulrich etwas zweifelhaft.

„Warum denn nicht in acht Tagen? worauf wollt Ihr Euch denn noch beſinnen"?

„O, rief Ulrich, mich kann es nur beglücken, ſobald Unica".... —

„Bah! Unica!.... — Unica iſt Dir gut, das ſieht Jeder! da wird ſie heut ebenſo gern als übers Jahr Deine Frau".

Als Ulrich ſich den Damen empfahl, war er zum erſten Mal wahrhaft überraſcht durch Unicas Schönheit — vielleicht, weil er ſie zum erſten Mal mit den Augen des Beſitzers betrachtete. Sie trug ein weißes Kleid und ein kleines Morgenhäubchen mit einem blaßrothen Bande, das ihr ein frauenhaftes

Anſehen gab, und womit die Friſche, der Blütenſchmelz auf Stirn, Lippen und Augen reizend kontraſtirten. Er küßte ihre Hand, ſie drückte unbefangen die ſeine. Dann, als er ſchon im Wagen ſaß, lief ſie an's Fenſter und rief ihm zu:

„Daß Sie nur nicht vergeſſen, mir einen neuen Walzer von Strauß mitzubringen.... Couſin"!

Sie winkte ihm graziös mit der Hand einen Gruß zu, fort rollte der Wagen, über den Hof, durch das Gitter, die breite Kaſtanienallee herab. Unica ſah ihm nach, darauf kehrte ſie in den Salon zurück, der die Ausſicht nach dem Garten hatte, und wo ihre Eltern noch am Frühſtückstiſch ſaßen, und ſprach gedankenvoll:

„Wie man ſich doch an die Gegenwart eines Menſchen gewöhnen kann — es kommt mir jetzt, da Ulrich fort iſt, ganz ſtill und einſam vor".

„Er kehrt bald zurück, ſagte Graf Erberg, und wird ſich dann nicht mehr von Dir trennen; ich habe ihm Deine Hand zugeſagt und nehme freudig wahr, daß Dein Wunſch mit meinem Willen übereinſtimmt".

Glühendes Roth und Leichenbläſſe wechſelten in demſelben Moment auf Unicas Wangen; ſie ſank in einen Stuhl und ſtammelte:

„Wie? heirathen ſoll ich ihn"?

„Ja, ja! ich denke, das wird Dir nicht allzu ſchwer werden".

„Nicht ſchwer.... aber unmöglich, Papa"! ſagte Unica und ſtand auf.

„O mein Kind! rief die Gräfin, was ſagſt Du da, beſinne Dich"!

„Ja, beſinne Dich auf Deine Worte, ſprach Graf Erberg mit einem ſo eiſernen Ton, daß ein Schauer Unica überrieſelte; aber ſie beſchloß, ebenſo eiſern die Bangigkeit zu überwinden, und als der Vater fortfuhr: „Weshalb iſt es Dir unmöglich, Deinen Vetter zu heirathen"? entgegnete ſie, gleichſam mit einem vorbereitenden Grunde:

„Er iſt zu alt für mich"!

Graf Erberg zuckte die Achſeln. „Zu alt! ein Mann von achtundzwanzig Jahren"!

„Himmel! rief Unica, erſt achtundzwanzig Jahr! aber er ſieht aus wie achtundreißig.... da muß er ſehr kränklich ſein, und ein hypochondrer, nervenſchwacher Mann iſt mir unerträglich".

„Aber um Gottes willen, Unica"! bat die Mutter, beinah verlegen.

„Unica! ſagte Graf Erberg mit unbeweglichem Ernſt, ſpiele nicht länger Comödie! warum willſt Du Deinen Vetter nicht heirathen"?

„Weil ich einen Andern liebe", ſagte ſie, all ihre Kraft zuſammen nehmend.

„Und wer iſt dieſer Andre, meine Tochter"?

Die Gräfin lag halb ohnmächtig im Sopha, als Unica ruhig antwortete:

„Valerian Marana".

Doch Mutter und Tochter kamen — dieſe aus ihrer Faſſung, jene aus ihrer Furcht, als ſie die Wirkung wahrnahmen, die dieſer Name auf Graf Erberg machte. Er fuhr auf und rief:

„Marana"! — Dann ſank er wie gebrochen auf das Sopha zurück und murmelte dumpf: „Marana"! Dann erhob er ſich, verließ den Salon und ging in ſein Zimmer, das er hinter ſich verſchloß, während Unica und die Gräfin ganz betäubt zurückblieben.

„Komm, Unica, komm! ſagte endlich die Gräfin, nahm ihre Tochter unter den Arm und ging nach ihrem Zimmer, wo ſie ihr das Häubchen abnahm, ihr Haar und Wangen ſtreichelte und küßte, und fortfuhr: Liebes Kind, wie Du echauffirt biſt! Du machſt Dich krank und elend, und mich auch — und Deinem Vater zu trotzen iſt doch ganz unmöglich! heirathe doch Ulrich"!

„Wie kannſt Du das von mir begehren, Mama"! ſagte Unica vorwerfend.

„Weil Du Dich wirklich, Dir ſelbſt vielleicht unbewußt, für ihn intereſſirſt; weil, ſeit er hier iſt, Maranas Bild wirklich für Dich in Schatten getreten iſt, und weil das ein hohes Glück iſt, denn Dein Vater wird nimmermehr Deine Verbindung mit Ma-

rana zugeben. Ueberdas weißt Du nicht einmal, ob der noch an Dich denkt".

Das war Alles ganz wahr, doch dieſe Wahrheit ſehr ſchlecht berechnet, um auf Unica den richtigen Eindruck zu machen; ſie machte auch grade den entgegengeſetzten. Unica warf ſich in die Liebe für Valerian zurück, und lächelte ungläubig über die letzte Aeußerung der Gräfin. Je mehr dieſe ſie beſchwor, ihre thörichte, phantaſtiſche Liebe nicht dem Vater gegenüber zu behaupten, um deſtomehr beſchloß Unica, ſie feſtzuhalten, und mit dieſem Entſchluß ging ſie zum Vater, als er nach mehren Stunden ſie rufen ließ. Er war wieder in ſeiner gewöhnlichen Haltung und ſagte:

„Setze Dich, Unica, ich habe mit Dir zu reden. So. Mein Kind, wir wollen beide Etwas vergeſſen; ich — den Schmerz, den Du mir durch Deine ſeltſame Erklärung gemacht haſt; Du — Deine unſtatthafte Liebe für dieſen .... Herrn Marana. Ohne das Talent, Kleinigkeiten vergeſſen zu können — ja, Kleinigkeiten, mein Kind, Berührungen, welche nur die äußere Haut ritzen, die von ſelbſt wieder heilt, — ohne das könnten wir das Leben nicht ertragen, denn es bringt uns Wunden bei, die immerfort bluten, wenn auch nur nach innen. Du aber haſt ein ſchönes Leben vor Dir liegen, das Du nicht muthwillig verderben darfſt. Wohin Du blickſt, iſt Dir

ein ſicheres Schickſal bereitet: treue Eltern, ein edler Mann, eine unabhängige Stellung in der Welt, Vermögen, Schönheit und Geſundheit! — meine Tochter, danke Gott auf Deinen Knieen, Du biſt ein ſehr glückliches Geſchöpf, danke ihm, indem Du die Pflichten erfüllſt, die unzertrennlich vom wahren Glück — die eins mit demſelben ſind. Nicht wahr, Du thuſt es? — Deine Mutter und ich haben uns redlich bemüht, Dir das Beiſpiel eines pflichtgetreuen Lebens zu geben — ich hoffe, nicht umſonſt. Das Schickſal eines Kindes iſt die Ehrenkrone der Eltern; Du wirſt ſie nicht in den Dornenkranz der Unehre verwandeln".

„Vater! Vater! rief Unica heftig bewegt, wie magſt Du dies Wort gebrauchen! Unehre.... weil ich liebe".... —

„Durch ihren Gegenſtand adelt und erniedrigt die Liebe".

„Aber weißt Du denn etwas Unwürdiges von"....—

„Dieſem Herrn Marana? Nein. Ich weiß nichts von ihm, als daß das gemeine Blut ſeiner Mutter ſein Herz ſchlagen macht. Ich werde Dir eine Scene aus meinem Leben erzählen. Sie iſt lange her, über dreißig Jahr; ich war jung damals, von großer, ungebrochner Leidenſchaft. Ich liebte ein Mädchen, ein Mädchen von unnachahmlicher Schönheit, die Tochter eines Banquiers aus Brüſſel. Die franzöſiſche

Revolution hatte mich dazumal durch ihren Taumel angeſteckt. Weil mir daran lag, Schranken zu überſpringen, ſo wollt' ich ſie vor der ganzen Welt zertrümmert wiſſen; der Unterſchied der Stände war Barbarei, ſprach Hohn dem Verſtand und der Moral; der Bauermagd gebührte das Diadem der Fürſtin, ſobald ſie ſchön und gut war; das Alles — wie ſich von ſelbſt verſteht — weil ich eine Banquierstochter heirathen wollte. Aber mein Vater lebte, der feſte, ſtolze, unbeſtechliche Greis, kränklich, hinſterbend, doch unerſchütterlich in ſeiner hoch ariſtokratiſchen Geſinnung, die von einer ſolchen Verbindung keinen Begriff hatte. Er ſagte: „Dem Geiſt, deſſen Eſſenz dieſelbe für alle Menſchen iſt, ward durch die verſchiedenen Körper, in die er gebannt iſt, eine verſchiedene Richtung und Aeußerung angewieſen, und man findet das ganz natürlich. Wie ſollte denn der Geiſt der menſchlichen Geſellſchaft für alle Individuen mit demſelben Körper bekleidet ſein? Einförmigkeit iſt nirgends in der Natur! wo wachſen nur Eichen? wo gedeiht nur Gras? Aber Freiheit und Gleichheit ſind in der Natur: Eiche und Grashalm wächſt ſo hoch, wie jedes kann, und hat ſeinen Moment der Vollkommenheit, der nur ſo verſchieden iſt, wie Halm und Baum ſelbſt ſind. Aber in Wechſelwirkung ſtehen ſie zu einander: das Gras gedeiht im Schutz der Eichen und wird von den herabfallen-

den Blättern gedüngt, während es die Wurzeln der Bäume erwärmt und ernährt. Wer einen Wald fällt, um Grashalme über die Gebühr in die Höhe zu treiben, iſt ein großer Thor, ſogar wenn es ihm gelingt, daß ſie baumhoch werden. Ich frage nicht: wozu will er es brauchen? ſondern: womit will er es alimentiren? Was ich in Frankreich ſehe, ſind keine freie, wol aber haltungsloſe Menſchen. Jeder iſt auf die ſogenannte Menſchenwürde angewieſen, d. h. auf ſein Ich. Der Einzelne kann dadurch groß werden, die Maſſen werden brutal. Wir müſſen den Geiſt unſers Standes aufrecht halten, wenn auch der Eine oder Andre von uns ſich durch den Körper beeinträchtigt fühlen ſollte, angeſteckt durch die Schwindelei der Zeit". — So dachte und lebte er, freier, ſtolzer, reiner, als die überſchwenglichſten Republikaner; Edelmann vom Scheitel zur Sohle. Wollte ich Dir nicht zeigen, wie die Leidenſchaft ſich bis zu Wahnſinn und Sünde ſteigern kann, wenn wir uns ihrem Opiumrauſch hingeben: ſo würde ich nicht den Muth haben, Dir zu geſtehen, daß dies mein Fall war. Allein die Strafe blieb mir nicht aus. Mein Vater lag hoffnungslos krank und rief mich zu ſich. Das Mädchen, das ich liebte, war längſt ungeduldig über die Hinderniſſe unſrer Ehe, und ich ſah nur einen Beweis ihrer Liebe darin. Ich beſchwor ſie, nicht den Muth zu verlieren, die Zeit abzuwarten,

welche Alles ausgleichen werde;.... die Zeit, Unica.... war der Tod meines Vaters! ja, darauf rechnete ich! aus ſeiner Gruft ſollte mein Glück erblühen! o wol! wol! auf Verweſung wollt' ich mein Haus bauen.... es mußte einſtürzen. — Als ich ſo drei Monat an ſeinem Schmerzenslager geſeſſen hatte, als ich, der verbrecheriſche Sohn, den Segen des edelſten Vaters empfangen, und eben ſeine Leiche zur Gruft der Ahnen gebracht hatte — da erhielt ich einen Brief, worin jenes Mädchen mir ſchrieb, daß ſie, erkennend, wie lau meine Liebe in der That, wenn auch nicht in Worten ſei — da ſie in drei Monaten nicht ein ſo geringes Hinderniß, wie das abgeſchmackte Vorurtheil eines alterſchwachen Vaters habe heben können — ſich verlobt habe mit dem reichen und ſchönen Banquier Marana".

„Marana"! ſchrie Unica auf.

„Ja! das ſind die Eltern des Mannes, den Du.... heirathen willſt, wie ich ſeine Mutter heirathen wollte.... und unter denſelben Bedingungen — nicht wahr? ja ja! ich hab es verdient um meinen Vater".

„O, rief Unica, ich werde Valerian nicht heirathen, weil ich fühle, daß es mich von Dir trennen würde, Vater! aber ich mag keinen Andern".

„Willſt Du nur von einer Thorheit laſſen, um eine neue zu begehen? willſt Du auch, wie ich, zehn

Jahr Deines Lebens in finſtrer Abgeſchiedenheit verlieren, Deinem Charakter Zeit und Raum laſſen, all ſeine Ecken und Schroffheiten auszubilden, vielleicht menſchlich gut bleiben, aber ohne Liebenswürdigkeit, ohne Friſche, ohne Mittheilſamkeit? biſt Du durch Deine Gaben auf ſolche Exiſtenz angewieſen? — Einſt wird der Zeitpunkt für Dich kommen, wie er für mich kam, wo Du Dich in Deiner nutz- und freudeloſen Einſamkeit gleich einem dürren Aſt am Baum des Lebens fühlen wirſt, der zu nichts taugt, als abgehauen zu werden; dann wirſt Du Dich ſehnſüchtig umſchauen nach Glück, nach Liebe, und die Tage Deiner Jugend zurückwünſchen, wo Dir Beides ſo reich dargeboten wurde; allein Du ſelbſt haſt Glück und Liebe von Dir geſtoßen, und Deine Schönheit und Grazie ſind von Dir geflohen, denn nur momentan ſchmücken ſie ein liebeloſes Weib. Ich fand Deine Mutter; ſie hatte Mitleid mit mir — darum gab ſie mir ihre Hand. So edel ſind aber die Männer nicht! biſt Du nicht ſchön, jung und reizend mehr, ſo biſt Du doch noch reich, biſt meine Erbtochter — es giebt Männer genug, die nichts weiter begehren, und Du triffſt eine elende Wahl"!

„Vater, Vater! rief Unica außer ſich, ich will Ulrich heirathen, wenn kein andrer Ausweg bleibt! aber es iſt doch ein grauſames Schickſal, durch Furcht zur Ehe getrieben zu werden! und Ulrich wird mich

gewiß nicht heirathen wollen, wenn er dieſen Beweggrund erfährt".

„Ulrich wird Dich heirathen, wenn Du ihm einfach die Wahrheit ſagſt".

„Daß ich einen Andern liebe"?

„O ja, ſag' es ihm! über eine phantaſtiſche Liebe, die durch keine Hoffnung genährt und geſtützt wird, ſiegt ein Mann von Ulrichs tiefer Gemüthsart ſehr leicht, und in einem halben Jahr, vielleicht noch früher, wird neben ihm Dein Hirngeſpinnſt von Liebe gänzlich verſchwunden ſein".

„Es iſt kein Hirngeſpinnſt; ich liebe ſeit einer Reihe von Jahren".... —

„Wie alt biſt Du denn? Dein ganzes Leben iſt kaum eine Reihe von Jahren! und wie kann man einen Menſchen lieben, den man nicht kennt, den man weder im Familienkreiſe, noch in irgend einer entſcheidenden Lebenslage — den zwei Probirſteinen des Charakters — geſehen hat; mit dem man überhaupt nur in oberflächlicher Geſelligkeit verkehrt iſt, und zwar zu einer Zeit, wo die ganze Weſenheit ſo ſchwankend und unbeſtimmt iſt, wie das Wetter beim Frühlingsäquinoctium".

„Ich will gern glauben, daß Deine Gründe wahr und richtig ſind, Papa! dennoch iſt es nicht minder wahr, daß niemals ein Mann ſolchen Eindruck von Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hat, als Vale-

rian Marana, und vom Liebenswürdigen berührt werden, sich davon angezogen fühlen — ist das nicht.... lieben"?

„Du bist recht fein, Unica, sagte Graf Erberg mit halbem Lächeln, nur reicht Liebenswürdigkeit für die Ehe nicht aus. Sie ist eine zu ernste Sache, um nicht ihre Forderungen an den ganzen Menschen zu thun, nicht an eine seiner Richtungen. Nicht blos innere Zustände, Gleichheit der Gemüther, entsprechende Gewohnheiten müssen dabei berücksichtigt werden, sondern eben so sehr ein äußeres Gleichgewicht. Das findet vollkommen bei Dir und Ulrich statt: Ihr seid auf demselben Fuß und in denselben Gesinnungen erzogen — Ihr seid von ernstem Charakter — Ihr findet Geschmack an gleichen Beschäftigungen — Ihr dürft einander Achtung geben und abfordern — Ihr seid von einem Stande, Unica, und das ist sehr wichtig! denn es wird einer Frau schwer, dasjenige von ihrem Mann als Vorurtheil belächelt zu sehen, was ihr Vater geehrt hat, noch schwerer, sich in der Familie ihres Mannes heimisch zu fühlen, wo Sitten, Gewohnheiten und Maximen herrschen, die ihrer Familie allzu fremd sind, als daß je eine Verschmelzung beider eintreten könnte. Gesetzt Du hättest einen Banquier zum Schwiegervater: der spielt an der Börse — das ist sein Gewerbe; der wird dadurch reich — das ist seine Geschicklich-

keit; der überlistet, der betrügt — fein oder plump, gleichviel! — der ist auf alle Ränke der Wucherei eingeübt: nebenbei ist er Beschützer der hungernden Künste, Mittelpunkt einer haltungslosen Gesellschaft, wohlthätig, so weit die Ostentation es erlaubt: — ich frage nicht: glaubst Du, daß ich mit ihm harmoniren könnte, aber ich frage nur: könntest Du es? Unmöglich, mein Kind! Das würde aber Deinen Mann verletzen, und Du würdest nie aus dem Zwiespalt heraus kommen. Der reibt auf, mein Kind, wenn nicht die Liebe, doch gewiß das Glück. Bei einem Mann Deines Standes hast Du das nic zu fürchten. Dennoch können sich Zwiespalt und Mißverständniß einstellen, wo auch alles Aeußere dem vorzubeugen scheint; aber eben weil dem Eheschifflein so manche Klippen drohen, soll man nicht muthwillig Felsen ihm in den Weg schleudern. Wenn Du das Alles ruhig überlegst, so wirst Du nicht sagen, daß Furcht Dich zur Ehe mit Ulrich getrieben, sondern die Ueberzeugung, daß sie der Platz ist, den die Vorsehung Dir zu Deinem Glück angewiesen hat. Und in diesem Sinne wirst Du mit Ulrich reden und ihm die Wahrheit sagen. Jetzt umarme mich, meine liebe gute Tochter, und nimm den besten Segen Deines alten Vaters hin, und seinen herzlichen Dank dafür, daß Du, so lange Du lebst, ihm nichts als Freude gemacht hast".

Weinend ſank Unica in die Arme des Vaters, war Braut, ohne eigentlich ihre Zuſtimmung gegeben zu haben, und kam erſt bei der Mutter wieder zu voller Beſinnung, indem ſie, nach der Erzählung des Geſprächs mit Graf Erberg, dieſelbe fragte:

„Wie hat es denn aber ſo ganz anders kommen können, als ich dacht' und wollte"?

Gräfin Erberg überſchüttete ihre Tochter mit Liebkoſungen und Lobeserhebungen, pries ihre Entſagung und Selbſtverleugnung, malte ihr mit den lebhafteſten Farben des Vaters Zufriedenheit, Ulrichs Glück, ihrer Aller ſchönes, reiches Familienleben aus, und ſchloß mit den Worten:

„Weil Du ein edles, opferwilliges Herz haſt, darum, meine geliebte Unica, iſt es anders gekommen, als Du es in Momenten der Aufgeregtheit wähnteſt und wünſchteſt".

Dies zum Glück oder Unglück gewählte Wort: Opfer, machte Unica zwar ganz feſt in ihrem Entſchluß, dem Wunſch des Vaters zu gehorchen, aber ſie glaubte wirklich eine hohe Stufe von Tugend und moraliſchem Heroismus erreicht zu haben, und dafür von Ulrich eine Anbetung ohne Gleichen zu verdienen.

„Denn, ſagte ſie zur Mutter, an Schönheit, Geiſt, Lebhaftigkeit ſteht Valerian Marana weit über Ulrich, an Reichthum auch, an moraliſchen Vorzügen

gewiß ihm gleich; wodurch sonst kann er mich vergessen machen, was ich seinetwegen aufgebe, wenn nicht durch eine große, lange Liebe? wenn ich die in ihm finde, werd' ich mich allmälig von ihr gefesselt fühlen, aber jetzt ist es mir noch unmöglich, freundlicher an ihn zu denken, als an Valerian".

Der tröstende, bewundernde Zuspruch der Mutter, und die ungewöhnliche Herzlichkeit des Vaters, versetzten Unica in eine so freudig stolze Stimmung, daß sie fast ungeduldig Ulrichs Rückkehr erwartete. Am Vorabend derselben hatte sie lange am Piano gesessen, gesungen und gespielt; plötzlich sprang sie auf, umarmte ihre Mutter und rief:

„Herzensmama! morgen um diese Zeit hab' ich „Das Leben ein Tanz".

„Du sprichst vom Walzer und denkst an Deinen Bräutigam — gelt, Unica"? fragte der Vater lächelnd, und ihr tiefes Erröthen gestand es ein.

Hernach sagte Graf Erberg zur Gräfin:

„Gott, solch ein junges Mädchen! es wäre doch erbärmlich, wenn es nicht so rührend wäre! Diese Willfährigkeit, diese Schmiegsamkeit, diese Wachsweichheit, die sich in jede Form bringen läßt, sobald nur etwas, was wie Liebe aussieht, die Hand danach ausstreckt — können wahrlich den Mann besorgt machen, der sein Glück von einem solchen, jedem Eindruck offenen Wesen erwartet".

„Mehr noch die Frau, erwiederte die Gräfin, die, so ganz auf Liebe und deren Schutz und Führung angewiesen, allzu oft ohne sie den Weg finden muß. Ich weiß nicht, ob Ulrich ein ganzes Herz für Unica mitbringt. Es scheinen Stürme durch sein Leben gewiß zu haben, die das nicht voraussetzen lassen. Er hat manches Seltsame, was nicht auf einen ruhigen Seelenzustand deutet: lokale Abwesenheit der Gedanken, wenn auch nur auf Momente, krankhafte Abspannung, wie nach großen innern Kämpfen; eine übermäßige Reizbarkeit. Du bemerktest nicht seinen Zustand, als Unica neulich, nach ihrer Art mit einem frischen Blumenkranz bei Tisch erscheinend, einen Kranz von Erika trug. Ihm traten helle Schweißtropfen auf die Stirn, und ein nervoses Zucken der Lippen erfüllte mich mit Todesangst; ich denke immer, er fällt in Ohnmacht".

„Liebe, unterbrach der Graf, solche biliose Naturen sind fast immer von hoher Nervenreizbarkeit; der Duft der Blume, obgleich sie geruchlos ist, kann ihm zuwider sein; oder vielleicht war er sehr hungrig — das macht die stärksten Menschen nervos".

„Du solltest nicht spotten, lieber Erberg, denn mich leitet kein andres Interesse bei diesen Beobachtungen, als das für Unicas Glück. Und Ulrich hat wahrlich Wunderlichkeiten, von denen ich herzlich wünsche, daß sie nichts als solche sein mögen".

„Nun, was haſt Du erſpäht"? fragte Graf Erberg mit ſo guter Laune, wie die Gräfin in ihrer zwanzigjährigen Ehe nicht an ihm geſehen hatte: ſo ſehr beglückte ihn die Verlobung der Tochter.

„In tiefer Nacht reitet er nach Rüdesheim und kommt erſt Morgens heim".

„Woher weißt Du das"? fragte der Graf etwas verwundert.

„Durch ihn ſelbſt".

„Nun ſage mir ums Himmels willen, wenn er ſelbſt es Dir erzählt, was kannſt Du denn für Beſorglichkeiten haben".

„Neulich Nachts — ich hatte lange mit Unica geplaudert und ſaß noch vor ihrem Bett, nachdem ſie ſchon eingeſchlafen war, denn ſie iſt gar ſchön im Schlaf — hör' ich in den Zimmern über mir, wo Ulrich wohnt, leiſe gehen und darauf ebenſo leiſe Schritte die Treppe hinabkommen. Das wär' mir aber nicht aufgefallen, es konnte ſein Kammerdiener ſein, obgleich er den niemals ſo lange wachen läßt — wenn nicht nach einiger Zeit Hufſchlag im Hof erſchallt wäre. Ich ging ans Fenſter und ſah im Mondlicht ganz deutlich Ulrich langſam fortreiten, als eben die Schloßuhr eins ſchlug. Es war recht geſpenſtiſch! dieſer Eindruck, oder ich weiß nicht, was für Vorſtellungen, hielten mich mehre Stunden wach, und aus dem leichten Morgenſchlummer weckten mich

Hufſchläge. Ich ſprang auf, eilte ans Fenſter, und ſah mit wahrer Freude Ulrich wiederkehren, da war es halb fünf Uhr. Der Gedanke, ihn heimlich belauſcht zu haben, war mir unbehaglich, drum ſagt ich es ihm hernach. Er antwortete: es ſei ſeine Paſſion, Nachts zu ſchwimmen, drum reite er häufig nach Rüdesheim und ſchwimme im Mondlicht im Rhein. Ich ſagte ihm: er möge bedenken, daß er nicht allzu fern vom Felſen der Lorlei, der gefährlichen verlockenden Nixe, ſeine Natationen übe und ſich in Acht nehmen; da entgegnete er mit ſeinem traurigen Lächeln, das mir immer das Herz zerſchneidet: „Mir kann keine Lorlei etwas anhaben, ich bin geſeyt"!

„Deſto beſſer! O ihr Frauen! immer müßt Ihr Liebesgeſchichten vorausſetzen, ſollten ſie auch von der ſublimſten Art, nämlich mit Geiſtern ſein. — Aber nun, ernſthaft geſprochen: kein Menſch wie Ulrich, und ich denke, überhaupt Keiner — wird achtundzwanzig Jahr alt, ohne das eine oder andre mehr oder weniger ernſthafte Liebesabenteuer gehabt zu haben. Bei Ulrich mögen ſie von ſtürmiſcher Art geweſen ſein, denn er iſt ein innerlicher Menſch, wie ich es nenne zum Gegenſatz der Oberflächlichen. Ohne Erinnerungen wird er alſo nicht ſein; aber daß er keine geheimen Verhältniſſe in ſeine Ehe mitbringt — davon bin ich ſo überzeugt, wie von ſeinem Le-

ben, denn er iſt durch und durch Ehrenmann; und das, meine Gute, iſt doch das Einzige, was vernünftiger Weiſe von einem Mann zu begehren iſt.

Die Gräfin ſeufzte, wünſchte ihrem Mann gute Nacht, begab ſich in ihr Schlafzimmer und ließ ſich entkleiden. Dann ging ſie nach ihrer Gewohnheit in das Zimmer ihrer Tochter, um noch ein wenig mit ihr zu plaudern. Jedoch Unica ſchlief bereits; und nun ſetzte ſich die Gräfin ſtill neben dem Bett nieder, betrachtete mit einem Gemiſch von Wehmuth, Liebe, Stolz und Entzücken die ſchöne, ruhige Geſtalt, über die jetzt der Schlaf zu dem üppigen Reiz der Jugend den himmliſchen Frieden der Kindheit legte, — und verſank in ernſtes Nachdenken über die Verſchiedenheit der Anſprüche, welche beim Eintritt in die Ehe an beide Geſchlechter gemacht werden. Der Mann ſoll Alles kennen dürfen, das Weib nichts. Mehr noch! es ſoll in Zukunft nichts kennen wollen, als durch ihn. Mehr noch! ihm, der eine unbeſchränkte Vergangenheit hatte, wird auch eine ähnliche Zukunft, wenn nicht erlaubt, doch ſo leicht geſtattet, daß es der Erlaubniß zum Verwechſeln ähnlich ſieht. Mehr noch! gebrandmarkt ſoll das Weib ſein, das durch einen Andern zum Bewußtſein deſſen kommt, was der Mann nicht verſtanden hat in ihr zu wecken. „Unſinn"! ſagte die Gräfin unwillkürlich halb laut am Schluß dieſer Gedankenreihe. Für ſich ſelbſt würde

ſie ſich nie dieſen Ausſpruch erlaubt haben; für ihr Kind quoll er unbewußt aus ihrem Herzen. Doch ſchrak ſie darüber zuſammen und ſprach, wie um es gut zu machen, aber mit leiſer Bitterkeit: „O Gott nein! kein Unſinn! ich weiß ja, daß ein Mann, wenn er nur kein Mörder und Räuber iſt, immer noch gut genug iſt für die reinſte, engelhafteſte Frau; und daß, wenn er jenes iſt und ſie dieſes nicht mehr iſt, er dennoch über ſie Gericht halten darf".

Sie küßte zärtlich die reichen dunkelbraunen Zöpfe, die ſich aus Unicas Nachthäubchen drängten, und begab ſich zur Ruhe.

Am andern Tage kam Ulrich. Als Unica den Wagen in den Schloßhof rollen hörte, wechſelte ſie die Farbe; aber ihr Vater ſtand raſch auf, nahm ihre Hand, führte ſie dem Eintretenden entgegen und ſagte freudig und gerührt:

„Lieber Sohn, da haſt Du meine Unica! wenn ſie eine ſo gute Frau wird, als ſie gute Tochter iſt, ſo wirſt Du mit Deinem Loos zufrieden ſein".

„Ich gewiß! rief Ulrich ſehr bewegt; aber was ſagt Unica"?

„Ich hoffe es", ſprach ſie leiſe, doch feſt.

Dann wechſelte er mit der Gräfin einige herzliche Worte, und als das abgethan war, fragte Unica, wieder aus dem bräutlichen Verhältniß in das verwandtſchaftliche zurückfallend:

„Nun Couſin, wo haben Sie meinen Walzer"? Sie fühlte ſich noch nicht als Ulrichs Braut.

Er brachte den Walzer und einen koſtbaren Schmuck dazu. Unica legte ihn um ihren ſchlanken Hals, trat vor den Spiegel und rief vergnügt:

„Es iſt doch ein angenehmes Vorrecht der Verheiratheten, Diamanten tragen zu dürfen".

„Hab ich den Stein gut gewählt, Unica? fragte Ulrich liebreich; der Juwelier legte mir verſchiedene vor; bei dieſen Sapphiren fielen mir Ihre Augen ein — darum kamen ſie mir ſchön vor, und ich nahm ſie".

„Dachten Sie wirklich an meine Augen"? fragte ſie ungläubig.

„Ich würd' es nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre, entgegnete er lächelnd; ich habe nie ſo rein dunkelblaue Augen, wie die Ihren geſehen! ſie ſind ſo blau, daß der Stral, der von ihnen ausgeht, ein blaues Licht zu werfen ſcheint — grade wie der Sapphir thut".

„Nun iſt mir der Schmuck nicht blos erfreulich, ſondern lieb", ſagte Unica.

Einige Tage vergingen, in denen ihr Verhältniß ganz das frühere blieb; ſie waren freundlich zu einander, aber doch fremd. Es war kein Liebeswort zwiſchen ihnen geſprochen; ſie hatten ſich nie allein geſehen, nie das Bedürfniß empfunden, ſich einmal

ganz von der übrigen Welt ab- und zu einander zu kehren — nie die Nothwendigkeit der Liebe, die ganze Seele, voll, reich, verwirrt, selig, wie sie nun eben ist, auszusprechen oder auszustammeln. Unica fing an nachzudenken, ob Ulrich sie denn auch genug liebe; ob er nicht sehr verwegen gewesen, den Schmuck in Frankfurt zu kaufen, bevor er ihr Jawort gehabt; ob er sie nicht überhaupt als etwas sehr leicht Erreichbares betrachtet, indem er sich doch gar keine Mühe gegeben habe, ihre Zuneigung zu gewinnen. Dazwischen tauchte denn auch Valerians Bild auf, und Ulrich erschien ihr häßlich und alt, wie damals im Frühling. Sie faßte den Vorsatz, mit ihm zu reden und ihm ihr Herz zu enthüllen; sie wollte wahr gegen ihn sein — sprach sie zu sich selbst — nebenbei aber auch ihm bemerkbar machen, daß er sich ein wenig anzustrengen habe, um ihr zu gefallen. Ohne es sich einzugestehen, hoffte sie im Stillen, ihr Herz werde in seinen Augen gewinnen, sobald er es einem Andern abkämpfen müsse. Ihr war bange zu Sinn; die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden eifrig betrieben, in der nächsten Woche sollte sie statt finden. Ulrich war auch ernster als gewöhnlich.

Eines Morgens erwachte sie ungewöhnlich früh. Vor vier Wochen wäre sie wol wieder eingeschlafen: jetzt nicht mehr. Sie stand auf und ging in den

Garten. Da und im Schloß ſelbſt war noch Alles ſtill, keine Arbeiter, keine Diener in Bewegung und Thätigkeit, die Vorhänge der Schlafzimmer herabgelaſſen, die Fenſter geſchloſſen — nur nicht Ulrichs Fenſter. Unica rief ſchnell entſchloſſen herauf:

„Kommen Sie doch in den Garten, Couſin"!

Ulrich erſchien ſogleich im Fenſter und folgte dann ihrem Ruf. Er ſagte, augenſcheinlich erfreut:

„Es iſt gar liebenswürdig, daß Sie mir ein Paar Stunden ungetheilt ſchenken wollen".

„Ja, ſagte ſie verlegen, ich habe ganz nothwendig mit Ihnen zu ſprechen".

„Alſo haben Sie Vertrauen zu mir? Gott ſegne Sie dafür! Vertrauen und Wahrheit, Unica!..... Alles was ehrt, Alles was erquickt, Alles was tröſtet und adelt liegt in den zwei Worten. Ich nehme ſie wie ein heiliges Geſchenk von Ihnen an".

Er nahm ihre Hand und behielt ſie in der ſeinen. Sie gingen in einen breiten, unabſehbar langen Gang, zwiſchen baumhohen geſchornen Hecken. Unica ſagte:

„Werden Sie mir alſo gewiß nicht zürnen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich einen andern Mann liebe"?

Ulrich ließ ihre Hand los, ſah ihr überraſcht tief in die Augen und ſprach:

„Zürnen? o nein! aber ich bin befremdet, daß Sie mir und nicht Ihren Eltern Ihr Vertrauen ſchenken".

„Meine Eltern wiſſen es".

Und ſie begünſtigen nicht Ihre Liebe"?

„Mein Vater hat mir begreiflich machen wollen, daß es unmöglich ſei, mein Glück von ihr und durch ſie zu erwarten — und ich.... glaube ihm. Nur iſt es mir unmöglich, ſo ſchnell zu vergeſſen, als ich gehorchen kann, und ich ſage Ihnen dies, damit Sie ſich nicht verwundern, wenn ich nicht ſo glücklich oder ſo fröhlich ſein ſollte, wie es ſich vielleicht für eine Braut ſchickt".

„Sind Sie mir durchaus abgeneigt, Unica? ſagen Sie die Wahrheit — denn wenn das iſt, kann ich Sie unmöglich heirathen, Sie würden ſich und mich elend machen. Alſo: haben Sie eine beſtimmte Abneigung gegen mich? ich meine: ſcheint es Ihnen unmöglich, meine Frau zu werden"?

„Nein"! ſagte ſie unbefangen.

„So iſt denn Ihre Liebe todt oder nie lebendig geweſen, und ich denke, daß ich mit Zuverſicht Ihre Hand als mein vollſtändiges Eigenthum empfangen und als Bürgſchaft betrachten darf, daß das Herz ihr folgen werde".

Dieſe Wendung hatte Unica keineswegs erwartet, noch weniger den Nachſatz:

„Unica! Ihr Vertrauen lockt das meine hervor! wir ſind Beide im gleichen Fall, wir werden Beide mit einander Nachſicht haben müſſen. Wie tief oder

wie oberflächlich Ihr Herz getroffen sein möge, bleibe dahingestellt! unmöglich ist es von solchen Qualen gefoltert worden, wie das meine! unmöglich hat es so glühende Freuden und Schmerzen empfunden, so mit Engeln gespielt, so mit Dämonen gekämpft"....—

„O! Sie lieben noch"! rief Unica, und sie empfand ein heißes Weh im Busen".

„Nein, Unica, ich liebe nicht mehr, denn ich verachte! und ich verachte ebenso unermeßlich, wie ich geliebt habe. Denn das ist wahr: ich liebte so, daß meine Seele außerhalb mir in einer fremden Wesenheit lebte, und daß ich so — schwerlich je wieder lieben werde".

„O! rief Unica und ihre Augen wurden feucht, wenn Sie mich nicht lieben können — warum heirathen Sie mich"?

„Weil ich nie ein junges Mädchen sah, dem ich mein Glück mit größerer Zuversicht anvertrauen möchte, bei dem ich mehr aller Tugenden gewiß sein dürfte, welche das Weib zieren", sagte Ulrich mit der Einfachheit der Ueberzeugung.

„Aber warum heirathen Sie überhaupt, wenn Sie keiner Liebe mehr fähig sind"? fragte Unica mißtrauisch; ihr fiel plötzlich ein, daß sie eine reiche Erbtochter sei.

„Mißverstehen Sie mich nicht, sprach Ulrich sanft und traurig; ich bin wol der Liebe fähig, nur schwer-

lich einer ſolchen, wie ſie vier Jahr lang der Pulsſchlag meines Weſens war. Es muß wol etwas Verkehrtes, eine übertriebene Exaltation darin gelegen haben, denn ich liebte.... meine Chimäre, und um dahin zu kommen, muß man freilich von partiellem Wahnſinn befangen ſein. Das ſeh ich jetzt Alles ein, ganz klar, ganz deutlich. Dennoch kann mein Herz nicht laſſen von Gewöhnungen, die es ſich in jener Zeit zu eigen gemacht. Es bedarf eines goldenen Hintergrundes, der die Bilder und Geſtalten des Lebens lieblich und ernſt hervortreten läßt. Es bedarf der Liebe, Unica! ich weiß nicht, ob es ſo ſchwach oder ſo übervoll iſt — aber es bedarf der Liebe ſo ſehr, daß es ſich in Verzweiflungen aufreibt und den Zuſammenhang des Weltalls nicht findet, und ohne Muth, ohne Sporn, ohne Thatkraft iſt, und gleichgültig von den Wellen des Lebens ſich ſchaukeln oder ſich unterwirbeln läßt, wenn ein andres Herz nicht die Buſſole iſt, die ihm ſeine Wege weiſt; wenn die eigne und die fremde Liebe nicht zum Geſtirn der Zwillinge wird, das den Schiffenden heilig und glückverheißend iſt. Vielleicht iſt dieſer wilde, brennende, unlöſchbare Durſt nach Liebe — Thorheit, vielleicht eine ſo göttliche Gabe, daß ſie, ihrer Göttlichkeit wegen, zwiſchen der breiten und platten Alltäglichkeit wie eine Thorheit ausſieht. Ich kann das nicht entſcheiden, wenigſtens jetzt noch nicht.

Ich bin noch wund und blutig von den Krallen, die mich zerfleiſchten, als ich eine Engelshand auf meine Bruſt zu legen wähnte. Aber in dem Augenblick, wo mein Himmelreich wie eine elende Theaterdekoration verſchwand, und mir das gemeine Latten- und Sparrwerk zeigte, um die es ſich flimmernd gelegt, da ließ ich den Schmerz wüthen und mich zernagen, bis er matt werden möchte, oder ich. Jedoch die Ueberzeugung hielt ich feſt: die Geliebte kann lügen, die Liebe lügt nicht, ſie iſt die ewig ſtärkende, rettende, verſöhnende Macht; und wenn meine Seele auch jetzt in der Paſſionszeit ringt, ſo iſt das nur die Vorbereitung zur Auferſtehung. — In Berlin, vor meiner Krankheit, vor meiner Ankunft hier, traf mich das Entſetzliche“.... —

„Und gleich darauf wünſchten Sie die Verbindung mit mir“? fragte ſie eiſig.

„Zürnen Sie mir, weil Ihre Erſcheinung mich erfreut und erhellt wie der Tag? fragte Ulrich freundlich; darf ich mich nicht zutrauenvoll von den Stralen der Morgenſonne erwärmen laſſen, weil die Abendſonne in Wolken und Stürmen unterging? Vielleicht würden Sie es natürlich finden, daß die Grazie Ihrer Perſönlichkeit in mir eine höhere Leidenſchaft entzündete; die — ich läugne es nicht — werden Sie vermiſſen; aber die Liebe, die eine Quinteſſenz von innigem Vertrauen, heiliger Andacht, feſter Treue,

unwandelbarer Sicherheit ist — werden Sie nie vermissen! Sollte sie Ihnen nicht willkommner sein, als eine Leidenschaft, die Sie nicht erwidern könnten, und die mich in Ihren Augen lächerlich oder zudringlich, oder — nach dem, was ich Ihnen jetzt gestanden habe — falsch und heuchlerisch erscheinen lassen müßte"?

Unica schwieg. Sie hatte keine Worte, keine Gedanken, keine Ueberlegung, nichts als die einzige Vorstellung: Er liebt mich nicht, er soll mich aber lieben! — Ulrich nahm ihre Hand, bog sich vor und sah ihr unter den Hut: ihr Gesicht glühte, Thränen hingen an ihren Wimpern, sie athmete rasch und beklommen. Mit einer leichten Bewegung nahm er ihr den Hut ab, drückte ihren Kopf an seine Brust, und fragte:

„Unica, liebst Du mich"?

Hätte sie ihn angesehen und den Freudenglanz wahrgenommen, den diese Hoffnung über sein Antlitz warf, sie würde sich mit ihm versöhnt haben. Aber sie schloß die Augen, um ihre Thränen zu bemeistern, rief heftig:

„Nein"!

Und lief, pfeilgeschwind sich losmachend, den Gang hinab in einen Pavillon, wo sie sich athemlos auf einen Divan warf und über das Gehörte nachdachte. Ach, wie damals das entscheidende Gespräch mit ih-

rem Vater, ſo hatte auch dieſes eine überraſchende Wendung ihres Zuſtandes herbei geführt: was ſie von Ulrich heimlich erhofft hatte, war ihr für ihn geſchehen! Sein Herz war im Preiſe geſtiegen, ſeit ſie es von einer Leidenſchaft erfüllt ſah, die nicht ihr galt.

„O, rief ſie, er ſoll mich aber lieben, auch mit Leidenſchaft lieben! wenngleich ſie todt iſt für jene Frau, die er verachtet, was ich aber nicht glaube, ſo bleibt er doch der Leidenſchaft fähig.... warum nicht für mich? O, aus allen Kräften ſoll und muß er mich lieben.... und ich will es ihm nicht bequem machen! er ſoll mich nicht betrachten wie etwas, was uns mühelos zukommt, wie ein Geſchenk, das mein Vater allein zu machen hat".

Ihre Eitelkeit war verletzt, ihr Trotz gereizt. Wenn unſre Fehler ſich in uns ſchlachtfertig machen, ſo fühlen wir uns ſehr unglücklich.

Man klopfte an die Thür des Pavillons.

„Wer iſt da"? rief Unica, trocknete ihre Augen, ſtrich ihr Haar glatt und war ziemlich gefaßt, als ſie auf Ulrichs Antwort, daß er ihr den Hut bringe, die Thür öffnete und ihm entgegen trat.

„Nun? wir ſind doch Freunde"? fragte er und bot ihr die Hand.

„Unica legte zwei Fingerſpitzen hinein und ſagte kühl: „Das denk' ich"!

Er küßte dieſe ſchlanken, widerſtrebenden Finger, nahm ihren Arm unter den ſeinen und machte einen langen Spaziergang mit ihr, wo er ſich ſo einfach herzlich, theilnehmend und unbefangen ausſprach, daß Unica Mühe hatte, ihren Groll nicht zu vergeſſen. Ulrich war ſichtlich erleichtert durch das erſte Geſpräch; das kränkte ſie abermals: ſie fand ihn unzart, weil er zufrieden war, ihr die Wahrheit geſagt zu haben. Gegen ihre Mutter erwähnte ſie nicht dieſer Scene; ſie mochte Niemand wiſſen laſſen, daß Ulrich ſie nicht vergöttere. Darum nahm ſie auch freundlich ſeine herzliche Annäherung hin.

Der Hochzeitstag kam. Er ward nicht glänzend, aber würdig gefeiert. Wenig Gäſte, nur einige Freunde waren geladen, und die ganzen Dorfſchaften, die zu Hochhauſen und Malans gehörten. Sie kannten und ehrten ihren Herrn und liebten ſeine Tochter. „Unſere junge Gräfin, ſprachen ſie, iſt die reichſte und ſchönſte Jungfer rheinauf, rheinab; Gott behüte ſie"! — Drei junge Mädchen, in einem Alter mit Unica, wurden von ihr ausgeſtattet und an demſelben Tage in der Schloßkirche getraut. Endlos lange Tiſche waren in den breiten Gängen des Gartens gedeckt. Auf einem Platz, wo mehre dieſer Gänge ausliefen, ſtand unter einem buntfarbigen, ſäulengetragenen Baldachin der Brauttiſch — der Kern des Feſtes. Es gab Muſik, Tanz, ein prächtiges Feuerwerk. Dann ward es ſtill.

Unica hatte den Tag in wunderbarer Stimmung verlebt. War sie glücklich, war sie unglücklich — sie wußte es nicht genau. In manchen Momenten kam sie sich sehr glücklich vor, z. B. als sie in vollem Brautschmuck zu den Eltern ging und deren Segen erbat und empfing; und als sie vor dem Altar in Ulrichs Ja die tiefste Rührung zittern hörte; und als sie durch ein allgemeines jubelndes Lebehoch bei ihrem Austritt aus der Kirche von denjenigen empfangen ward, die in derselben keinen Platz mehr gefunden hatten. Aber dann fiel ihr ein, daß Ulrich sie doch im Grunde sehr wenig liebe, daß die Erinnerung an eine mißachtete Frau ihn gewaltsamer bewege, als seine gegenwärtige Zuneigung für sie; daß er gar nicht im Geringsten das Opfer berücksichtige, das sie ihm bringe. Dann sah sie ihn an, um seine Seele zu erforschen, und er begegnete ihrem ernsten Blick mit einem so heitern, mit einem so freundlichen Lächeln, einem so herzlichen Wort, und sein Auge ruhte auf ihr so befriedigt, so still, daß sie Lust hatte, ihn zu hassen und ihm recht weh zu thun. Denn er liebt mich ja nicht, dachte sie, wie kann er glücklich sein.

So stand sie in dem Zimmer, welches für das Brautpaar eingerichtet war, daneben lagen auf der einen Seite Ulrichs Zimmer und auf der andern ein Toiletten-Cabinet, aus dem eine kleine Treppe in die Gemächer führte, die Unica sonst neben ihrer

Mutter im untern Stockwerk bewohnt hatte. Die Kammerjungfer hatte ihren Dienſt gethan und ſich zurückgezogen. Unica, im Peignoir von weißem Muſſelin, mit blaßrothem Taffſt gefuttert, ſtand blaß und ernſt vor der Gräfin, die ſchüchtern fragte:

„Mein Kind....liebſt Du Ulrich"?

„O Mama, davon iſt gar nicht die Rede! rief Unica heftig, ſondern nur, ob er mich liebt".

„Nicht doch, mein Kind, er liebt Dich gewiß, aber er wird Deine Liebe begehren".... —

„Gut"! ſagte Unica ſo entſchloſſen, daß es hart klang.

Befremdet ſah die Gräfin ihre Tochter an, umarmte ſie und ſprach zärtlich:

„Gute Nacht, mein liebes Kind, Gott ſegne Dich"!

Dann ging ſie die kleine Treppe, in ihre Zimmer führend, hinab! Kaum fiel die Tapetenthür hinter ihr zu, als haſtig Unica den Riegel derſelben zuſchob, in fliegender Eil ihren Peignoir abwarf, einen ſeidenen Ueberrock anzog, einen Shawl darüber warf, um die Flüchtigkeit ihrer Toilette zu verbergen, und dann, Hut und Handſchuh nehmend, ins andere Zimmer lief. Da warf ſie die Vorhänge vor dem Alkoven zu und vor den Fenſtern auf, zündete mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Lichter an, die in zwei großen Armleuchtern auf dem Kamin und unter dem Spiegel ſtanden, und gab dadurch dem

Gemach das Anſehen eines Salons, der Geſellſchaft aufnehmen ſoll. Dann machte ſie die Flügel des einen Fenſters weit auf, zog einen Lehnſtuhl heran, ſetzte ſich und zog einen Handſchuh an. Kaum war ſie damit fertig, ſo trat Ulrich ein. Die Zugluft hob den ſchweren, ſeidenen Fenſterverhang, der geſpenſtiſch rauſchend ins Zimmer hinein flog. Der kühle Nachtwind, die hellen Lichter drangen ſchneidend auf Ulrich ein.

„Es iſt unheimlich hier", ſagte er, ging zum Kamin und löſchte die Lichter.

Als Unica ſah, daß er ihr Werk ebenſo ſchnell vernichtete, wie ſie es zuwege gebracht, rief ſie ängſtlich:

„Ulrich, laß die Lichter brennen! ich bitte..... Ulrich"!

„Wozu, liebe Unica"? fragte er und hing der Frage zwei Verſe aus Romeo und Julia an; aber er hatte Unica ins Auge gefaßt, und ſein Erſtaunen über ihren ſeltſamen Anzug war ſo groß, daß er davon abließ und raſch zu ihr ging. Sie hatte beide Handſchuh an, den Hut auf und ſah ſo vollkommen reiſefertig aus, daß Ulrich ſagte:

„Aber, liebe Unica, wenn Du noch heut Abend nach Malans fahren wollteſt — warum haſt Du es nicht früher geſagt"?

Er wollte ihre Hand nehmen; Unica zog ſie zu-

rück, ſtand auf, maß ihn mit eiſigem Blick von oben bis unten, kehrte ihm den Rücken und ſah zum Fenſter hinaus. Ulrichs erſte Bewegung war ein Schritt nach der Thür, ſeine zweite, mit der Hand über die Stirn zu fahren und den Kopf zurück zu werfen, wie er oftmals that, wenn er ein unbehagliches Gefühl bemeiſtern wollte. Dann ſprach er ſo gelaſſen, wie möglich:

„Liebe Unica, habe die Güte mir zu ſagen, was Du wünſcheſt"?

Sie wendete ſich halb um und ſagte über die Schulter trocken und befehlend:

„Ich will allein ſein".

Ulrich blickte ſie an mit einem unbeſchreiblichen Gemiſch von Stolz und Trauer und entgegnete:

„Warum ſtößt Du mich plötzlich zurück, Unica? es thut mir weh, und es wird Dir leid thun".

Ein Stral von Triumph glitt über ihr Antlitz, und noch ſchärfer ſprach ſie:

„Ich will allein ſein".

„So wirſt Du es jetzt.... und immer ſein"! ſprach er, ohne Schärfe, ohne Bitterkeit, ohne Groll, aber mit einer unbeſiegbaren Entſchiedenheit. Das hörte Unica heraus. Zweimal in der letzten Zeit war ſie in ihrem Willen zerbrochen; zum dritten Mal ſollt' es nicht geſchehen.

„Jetzt und immer" ſagte ſie trocken

Ulrich verbeugte sich stolz und ging in sein Zimmer.

Heftig war der Schreck von Gräfin Erberg, als sie bei ihrem Schwiegersohn schellen, dann gehen und viel Bewegung hörte. Sie hatte noch nicht die Ruhe gesucht und war in unbestimmter, banger Vorahnung in ihrem Gemach auf und ab gegangen. Unica ist krank! war ihr erster Gedanke, und sie eilte durch die Zimmer nach der kleinen Treppe, welche in Unicas Toiletten-Cabinet führte, fand aber dessen Thür verschlossen und flog nun der großen Treppe zu, um auf diesem Wege zur Tochter zu gelangen. Erstarrt blieb sie am Fuß derselben stehen, denn Ulrich kam ihr von oben herab entgegen, den Hut auf dem Kopf, und wirklich ganz so reisefertig, wie vorhin Unica geschienen.

„Mein Gott, was soll das bedeuten"? stammelte sie verwirrt.

„Fragen Sie Unica, gnädige Tante"? erwiderte Ulrich ernst.

„Aber wohin wollen Sie denn, mein guter Ulrich"? rief sie und nahm seine Hand.

„Nach Malans, gnädige Tante".

„Aber ich verstehe das nicht"! rief die arme Gräfin und rang die Hände.

„Ich auch nicht! darum bitte ich Sie, von Unica sich die Aufklärung geben zu lassen".

Indem kam Ulrichs Kammerdiener mit Caſſette und Portefeuille ſeines Herrn oben an die Treppe und blieb ſtehen, als er unten die Gräfin gewahrte. Sie ſagte mit nervoſer Haſt:

„Ulrich, ich beſchwöre Sie, bleiben Sie! Sie wiſſen nicht, was Sie thun....Sie werfen Schmach auf meine Tochter! Um Gottes willen, denken Sie an meinen Mann!.... Ulrich, Ulrich! Sie dürfen nicht fort"!

Er winkte dem Kammerdiener, die Sachen zurück zu tragen, und die Gräfin rief erleichtert:

„Erwarten Sie mich in meinem Zimmer.....ich beſchwöre Sie"!

Ulrich verbeugte ſich. Die Gräfin flog die Treppe hinauf und pochte an Unicas Thür. Als ſie keine Antwort erhielt und die Thür verſchloſſen fand, ging ſie in Ulrichs Zimmer und ſuchte von dort Einlaß, doch ebenſo vergeblich; denn Unica, nachdem ſie ſich rundum abgeſperrt, warf die Kleider fort, die ſie nur angelegt hatte, um ſich eine momentane Haltung zu geben und ging zu Bett, ſtolz wie ein Feldherr, dem das Schlachtfeld geblieben iſt; ihre Abſicht war gelungen: ſie fühlte, daß ſie Ulrich weh gethan hatte. Hinter den Damaſtvorhängen in ihrem Alkoven hörte ſie weder Klopfen noch Stimme der Mutter, die ganz troſtlos zu Ulrich zurück kam und ſich neben ihm

ins Sopha sinken ließ. Ulrich sah sie erwartungsvoll an.

„Haben Sie mir wirklich gar nichts zu sagen, gnädige Tante? brach er endlich das Schweigen; können Sie mir wirklich keinen Aufschluß geben — oder wagen Sie nicht es zu thun"?

„Wagen"? wiederholte die Gräfin gedankenlos.

„Nun, scheint es Ihnen kein Wagniß, mit einem rechtlichen Mann so zu spielen, daß man sich unter den Schutz seines Namens und seiner Ehre begiebt, weil man....sie für sich nöthig hat"?

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, guter Ulrich, sprach die Gräfin matt; ich möchte nur gern wissen, wodurch Sie zu einem so befremdenden Betragen gegen meine Tochter veranlaßt werden".

Ulrich wollte eine scharfe Antwort geben, aber er nahm sich zusammen, fixirte die Gräfin und sagte:

„Wissen Sie, daß Unica liebt"?

„Sie hatte eine frühere Neigung — wol mehr in der Phantasie, als im Herzen; und ich denke nicht, daß diese Sie auf irgend eine Weise beunruhigen dürfte".

„Das war auch in der That nicht der Fall, als Unica mir vor ungefähr vierzehn Tagen davon sprach. Eine wahre Liebe würde ihr nicht erlaubt haben, eine Verbindung mit mir einzugehen; ein oberflächliches Wohlgefallen haftet nicht in einer tüchtigen Seele;

ſo dacht' ich damals. Heute, nachdem Unica mir mit einem ſeltſamen Gemiſch von Trotz und Verlegenheit ihren Willen ausgeſprochen hat, der darin beſteht, daß wir einander ſo fern wie Fremde ſtehen ſollen — heute allerdings kommen mir andre Gedanken, und ich meine, ſie muß durch gewichtige Gründe beſtimmt worden ſein, eine Scheinverbindung mit mir einzugehen. Und iſt das kein Wagniß? glaubt ſie, daß ich es mir gefallen laſſen werde? hält ſie mich für ſo dumm oder ſo gemein, daß ich bereitwillig den Mantel der Liebe über ihr Vergehen decken ſollte"?.... —

Die Gräfin ſtieß einen hellen Schrei aus. Dann ſagte ſie ruhig und ſah Ulrich feſt an:

„Sie ſprechen in einem Fieberanfall; denn Sie, der ſeit Monaten täglicher Zeuge von Unicas unſchuldigem Leben und Sein waren, können unmöglich ſolche Aeußerung mit Beſonnenheit und Ueberzeugung machen. Ward je ein Mädchen gut und rein in die Arme ihres Gatten gelegt, ſo iſt es meine Unica".

„Liebe Tante, ſagte Ulrich ſanft, weil Unica dieſen Eindruck auf mich machte, ſo hatte ich eine wahre Ehrfurcht — ich muß beinah ſagen, eine wahre Andacht zu ihr, die ſo groß iſt, daß ich mit einer Laune gewiß jede Nachſicht gehabt haben würde. Aber glauben Sie mir, was ſie mir ſo eben zeigte, war keine

Laune, ſondern ein Entſchluß. Ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich Alles, was ich thue, mit Ernſt thue. Ich habe mich verheirathet, weil ich das Glück des Familienlebens begehre, weil es mir ein Bedürfniß iſt, das Gewebe meines Lebens in die Zukunft hineinzuſpinnen, in die Zukunft, welche wie ein freundliches Morgenroth in lieben Kindern uns anlächelt. Manche Herzen und Geiſter ſind einſiedleriſch, ſchaffen und arbeiten, um ſich ſelbſt zu genügen und ihre Kräfte und Gaben zu verbrauchen. Das kann ich nicht! für mich, um mich mag ich nichts thun, bin ich matt und ſchlaff, denn ich nehme kein Intereſſe an mir, ſobald ich nicht in mir den Quellpunkt ſehe, aus dem verwandte Exiſtenzen ſich alimentiren. Nur für die Welt zu ſchaffen — das genügt mir nicht. Ja, legte Gott die Welt in meinen Arm, ſo würde ich ein Atlas werden und ſie tragen, und durch dieſe Anſtrengung mich befriedigt fühlen — das weiß ich! da aber heutzutag in unſern wol ein- und abgerichteten Staaten der Einzelne nichts andres zu thun hat, als ſein Penſum ſo ſchnell wie möglich abzuarbeiten, um ſo bald wie möglich ein neues — und etwa einen Orden oder dergleichen Aeußerlichkeiten dazu zu bekommen: ſo begehre ich einen kleinen, engen, innigen Kreis, für den ich mit meinen beſten Kräften wirkſam ſein könne. Ich begehre Liebe und Vertrauen, denn ich werde beides nie täuſchen! —

aber was hab ich bei Unica gefunden? kann ich noch wähnen, irgend eine meiner Hoffnungen bei ihr erfüllt zu ſehen? Sie wollen nicht, daß ich Gedanken in mir aufkommen laſſe, welche das ſchöne, lichte Bild Ihrer Tochter verdunkeln; aber, theure Tante, Sie werden mir doch zugeben müſſen, daß alsdann Unicas ſpieleriſch kindiſches Benehmen, mit Verlegenheit ohne Grund und Eigenſinn ohne Zweck, ſich wunderlich ausnimmt gegen meinen tiefen Ernſt".

„O ganz, ganz gewiß, mein guter, lieber, herrlicher Ulrich! ſagte die Gräfin mit Thränen in den Augen. Sie ſind nur ein wenig zu heftig, zu haſtig.... aber das iſt der Fehler Ihres ganzen Geſchlechts! Biegen oder brechen, heißt es immer bei Euch!.... — Mein Gott, wenn Sie nun nach Malans gefahren wären — welch ein Scandal! Ich beſchwöre Sie, mit Unica Nachſicht zu haben. Sie iſt leider nicht frei von Eigenſinn, ſie läßt ſich nicht gern zu etwas zwingen. Daß ſie jene phantaſtiſche Neigung ihrem Vater gegenüber aufgeben mußte, brachte eine Mißſtimmung in ihr hervor, die vielleicht bis heute angehalten hat. Sie thut lieber das, was man nicht von ihr begehrt, als das, was man begehrt. Das iſt ſehr verkehrt — ſchwebt auf Ihren Lippen, beſter Ulrich! ich ſeh' es Ihnen an. Aber bedenken Sie, welch einen Widerſtand meines Mannes eiſerne Entſchiedenheit in einem leb-

haften Charakter erzeugen mußte — und Sie werden Nachsicht mit Unicas thörichtem Betragen haben, das ganz gewiß nur die Nachwirkung einer zu gewaltsamen Berührung ist. Versprechen Sie mir, nichts zu brüskiren, lieber Ulrich! Unica wird von selbst Ihren hohen Werth und die Reinheit Ihrer Gesinnung erkennen und lieben, und es für ein Glück halten, Ihnen ganz angehören zu dürfen. Nur aber, wenn Sie heute Nacht auf und davon fahren, so ist ein fürchterlicher éclat und ein gewisser Bruch die unausbleibliche Folge. Ersparen Sie jenen uns, den Eltern, und diesen sich selbst und Unica".

„Liebe Tante, entgegnete Ulrich; da wir waffenlos sind gegen die Kränkungen, welche Frauen uns zufügen, so wird es uns schwer, sie zu ertragen. Daher stellen wir die Frau, die uns absichtlich in unserm innersten Gefühl verletzt, so niedrig in unsrer Meinung, daß die uns zugedachte Kränkung uns nicht mehr erreicht. Daraus allein entsprangen die Aeußerungen, die ich vorhin ohne Ueberlegung machte. Ich bitte, halten Sie sie meiner Aufregung zu gut. Welch eine wahrhafte und innige Verehrung ich für Unica hege, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich den Andeutungen, die Sie mir jetzt gegeben, Folge zu leisten verspreche. Ich weiß nicht — fügte er mit seinem melancholischen Lächeln hinzu — was es für ein seltsames Schicksal ist, das mich immer

auf die Erwartung anweiſt, obgleich ich ſchon einmal ſo unnennbar gräßlich in ihr betrogen worden bin. Sollten die Verheißungen mich zum zweiten Mal täuſchen"?

„Lieber Ulrich, ſagte die Gräfin wehmüthig, glauben Sie denn, daß irgend Einem auf der Welt die Verheißungen von Glück und Liebe in Erfüllung gehen, die ſein eignes verlangendes Herz ihm macht? Sie ſind noch recht jung, wenn Sie in der That daran glauben. Wohl Ihnen! und noch mehr — wohl meiner Unica".

Sie ſtand auf, umarmte ihren Schwiegerſohn und ſagte:

„Nicht wahr, die Fahrt nach Malans iſt fürs Erſte aufgegeben"?

Er küßte ihre Hand, ging auf ſein Zimmer zurück und befahl dem treuen und verſchwiegenen Kammerdiener, gegen Niemand im Schloß dieſer nächtlichen Scene zu erwähnen.

Unica aber — während ihr Mann und ihre Mutter in Unruh und Zorn, in Sorge und Wehmuth die Zeit verbracht hatten — Unica war friedlich und ſorglos, und ſchlief den Schlaf der Gerechten.

Verlorne Jahre.

Ulrich und Unica begrüßten ſich ganz unbefangen am nächſten Morgen; ſie war mit ihrem Triumph zufrieden, und er war theils zu ſtolz, um irgend eine Unzufriedenheit zu äußern, theils wirklich geſpannt, ob und wie Unica es zu machen wiſſen werde, um von dem eingeſchlagenen Wege abzulenken. Zum erſten Mal in ihrem Leben wünſchte Gräfin Erberg nicht das Vertrauen ihrer Tochter, denn ſie hätte deren Betragen mißbilligen müſſen und wußte wol, daß ein ſolcher Tadel keinen guten Eindruck auf ſie mache; und Unica ſchwieg gegen die Mutter, weil ſie nicht geſtehen mochte, daß ihr Benehmen eine Strafe für Ulrichs Gleichgültigkeit ſein ſollte. Graf Erberg hatte keine Ahnung von dieſen konfuſen Zuſtänden; ſeine zuverſichtliche Ruhe hielt Alle im Gleichgewicht. Man fuhr fort, nur eine Familie auszumachen, und das junge Paar lebte abwechſelnd in

Malans und Hochhausen. Ulrich behandelte Unica mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit, die ihn bei allen Einrichtungen ihren Geschmack, ihre Gewohnheiten, ihre Beschäftigungen berücksichtigen ließ. Er besprach mit ihr seine Geschäfte und Angelegenheiten und alle zu treffenden Anordnungen. Er theilte ihre Spaziergänge, ihre Lektüre — er that Alles, was ein Mann für die geliebteste Frau thut; aber er that es ohne jenen beseelenden Hauch und Schmelz der Liebe, welchen nur ein gegenseitiges inniges Verständniß erzeugen kann. Einmal zurückgewiesen war er nicht der Mann, welcher zum zweiten Mal einen Schritt entgegen geht, und Unica fühlte fast Erbitterung gegen ihn und wiederholte sich heimlich alle Tage: „Er liebt noch jene andre Frau und ist freundlich gegen mich, damit ich jenes Gefühl nicht bemerken möge". — Zuweilen weinte sie, aber ganz im Stillen, und dachte, ob es nicht am Besten wäre, sich in Ulrichs Arme zu werfen und ihn zu bitten, er möge sie doch lieben. Das wäre in diesem Fall grade das Beste gewesen; aber man muß gestehen, es ist schwer, sich einem Mann in die Arme zu werfen, der sie nicht nach uns ausstreckt, und stand Ulrich nun gar vor ihr mit seinem ernsten, beinah finstern Gesicht, so fühlte Unica sich von einer Scheu befangen, die jede Regung von Zuvorkommenheit paralysirte.

Einige Monate waren so vergangen, als Ulrich

aus Berlin die Nachricht erhielt, daß daſelbſt die Schweſter ſeiner Mutter, die Gräfin Wettberg, ſamt ihrer älteſten Tochter an der Cholera geſtorben ſei, und eine jüngere Tochter hülflos zurückgelaſſen habe; denn der Graf Wettberg war längſt todt, und das einſame Kind hatte keinen näheren Verwandten als Ulrich. Es war Anfang Novembers, einer von den melancholiſchen, ſtürmiſchen, wolkenſchweren Tagen, in denen es iſt, als habe der Tag weder Muth noch Kraft, herzhaft die Augen aufzuſchlagen — ſo trübe und finſter iſt es vom Morgen bis zum Abend. Unica ſaß in ihrem Zimmer zu Malans vor dem Kamin, deſſen Glut das dunkle Gemach erleuchtete und erwärmte, und ſah dem wunderlichen Spiel der Flamme zu, wie ſie das dürre todte Holz umſchlingt, zerglüht, lebendig macht, fremde Kräfte und Eigenſchaften darin weckt, bis es ihr ähnlich oder von ihr aufgelöſt wird, und bis dann endlich Beide in der grauen Aſche untergehen. Unica hatte dabei ihre Gedanken — an Ulrich! daß es einen Valerian Marana auf der Welt gebe, hatte ſie wirklich ſeit Monaten vergeſſen, wünſchte auch keineswegs ſeine Liebe mehr — hingegen Ulrichs!.... Da trat Ulrich ein und ſagte ihr, daß er geſonnen ſei, nach Berlin zu reiſen. Nach Berlin; ſie ſchrak zuſammen; hatte er nicht dort im Frühling die Begegnung mit jener Frau gehabt, die er noch immer ſo leidenſchaftlich

liebte? Als Ulrich ihr die weitern Nachrichten mittheilte und sie fragte, ob es ihr nicht unlieb wäre, wenn er seiner Cousine eine Zuflucht in seinem Hause gäbe, rief sie:

„O sie ist mir willkommen! wie kannst Du zweifeln?.... aber geh' doch nicht selbst nach Berlin"!

„Fürchtest Du, ich könnte die Cholera mitbringen"? fragte er scherzend.

„Ja, ja! die Cholera, die abscheuliche Cholera! rief sie, des Vorwands froh, und bittre Eifersucht stieg in ihrem Herzen auf; — wie kann man nach einem Ort gehen, wo sie wüthet, wenn man nicht dazu gezwungen wird"!

„Meine Gegenwart scheint mir in der That nöthig in Berlin zu sein — theils meiner armen kleinen Cousine, theils eigner Geschäfte wegen. Du weißt, daß mir im Lauf des Sommers der Antrag gemacht ist, wieder in die Carriere einzutreten, und daß ich es vorläufig abgelehnt habe. Jetzt will ich es definitiv thun. In jene untergeordnete Stelle, die mir angeboten ward, kann Jeder hineinpassen, während ich hier meinen Wirkungskreis habe, den ich allein ausfüllen kann. Hätte ich die Ueberzeugung, daß grade mein Dienst von Nutzen sein könne, daß man grade meine Einsicht oder Talente begehre, so würd' ich wahrlich nicht den Preziösen spielen, denn ich halte es für Jedermanns Pflicht, dem

König — oder wie man jetzt ſpricht — dem Staat mit Gut und Blut zu dienen. Das will ich in Berlin ſagen und hinzufügen, man ſolle an mich denken, wenn es etwas zu thun giebt, wofür ich mich als beſonders tüchtig erwieſen habe. Alle Oberflächlichkeit wird mir je länger je mehr zuwider, denn in dem beſtändigen Contact mit der hohlen, bunten Gleißnerei der Welt nimmt der Charakter unbewußt etwas von dieſen Färbungen an, und die Beſchäftigung, wöchentlich zwei Depeſchen zu ſchreiben, iſt nicht ernſt und umfaſſend genug, um die Auswüchſe wieder abzuſchleifen".

Unica hätte ſich, während Ulrich ſo ſprach, überzeugen können, daß ihn keine hinterhaltigen Gedanken nach Berlin lockten, denn er ſprach ganz ſo einfach und ruhig, wie die Wahrheit zu thun pflegt; aber ſie war umſponnen von Eiferſucht und ſagte daher trocken:

„Du bleibſt alſo wol ziemlich lange in Berlin"?

„Drei Wochen mögen darüber hingehen".

„Nur drei Wochen! ich glaubte Monate"!

Ulrich bemerkte ihre Mißſtimmung und fragte: „Hätteſt Du vielleicht Luſt, die Reiſe nach Berlin mitzumachen, liebe Unica"?

Sie fühlte ſich entwaffnet durch ſeine große, immer gleiche Sanftmuth; aber zum Unglück ſetzte er aus wahrer Beſorgniß hinzu:

„Bedenke aber die Cholera, und ob die Eltern nicht in Angst um Dich vergehen werden".

„Vermuthlich! entgegnete sie kühl; ich wünsche auch keineswegs nach Berlin zu reisen, sondern nur".... — Sie stockte, denn sie wollte sagen: „daß Du auch nicht hinzureisen brauchtest". —

„Sondern nur"? wiederholte Ulrich.

„Daß es Dir dort gefallen möge"! rief sie verlegen.

„Es ist kein Ort, wo es mir gefallen könnte", entgegnete Ulrich melancholisch, stand auf und verließ das Zimmer.

Ihr war zu Muth, als müsse sie ihm den Weg vertreten und ihn anflehen, ihr zu sagen, was ihm im Frühling dort begegnet sei. Sie hielt sich fest an den Armlehnen ihres Fauteuils, um nicht aufzuspringen, und als die Thür hinter ihm zufiel, murmelte sie: Jene Erinnerungen haben mehr Gewalt über ihn, als ich und die Gegenwart. — Sie vergaß nur hinzuzusetzen: und das ist meine Schuld.

Während Ulrichs Abwesenheit lebte Unica in Hochhausen, und in einer so fortwährenden Unruh und Besorgniß, daß die Eltern, sogar die Mutter, sich überzeugt hielten, ihr Verhältniß sei das zärtlichste und innigste. Indessen hütete sich Gräfin Erberg vor der leisesten Frage, vor dem geringsten Wink. Sie fühlte zu fein, um nicht jede Einmischung in

eheliche Verhältniſſe als verletzend, ſtörend und gefährlich zu erkennen, ſogar von Seiten einer Mutter. Denn in dieſem Punkt giebt es nicht Mutter und Tochter mehr, ſondern nur zwei Frauen ſtehen ſich gegenüber, und jede hat nur ihrem Mann Rechenſchaft abzulegen und mit ihm Uebereinkommen zu treffen.

Ulrichs Rückkehr verzögerte ſich von einer Woche zur andern. Unica ſagte eines Tags in ihrer heftigen Weiſe zu Graf Erberg:

„Papa, ich ſterbe, wenn er zu Weihnachten nicht kommt“!

„Bah! er wird ja kommen! erwiderte der Vater und ſetzte lächelnd hinzu: erinnerſt Du Dich noch, daß Du ihn vor ſechs Monaten durchaus nicht heirathen wollteſt? wer hatte damals Recht, Du oder ich“?

„Unica brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater ſagte tröſtend:

„Armes Kind, Du biſt ganz nervenſchwach von Erwartung und Angſt! aber nach Ulrichs letztem Briefe darfſt Du ihn gewiß zu Weihnachten erwarten. Er wird das Feſt nicht einſam feiern mögen“.

So war es wirklich. Als Unica in der Avenue das Poſthorn hörte, lief ſie ſchon aus dem Zimmer und unters Portal, um ihn zuerſt zu ſehen, zu begrüßen. Und als er aus dem Wagen geſtiegen, fiel

ſie ihm um den Hals und rief athemlos: „Ulrich! ach Ulrich"! Doch kaum hatte ſie ihn eine Sekunde angeſehen, ſo zog ſich ihr Gefühl zurück, wie eine Schnecke in ihr hartes Haus; denn auf ſeinem Geſicht lag eine ſolche Verſunkenheit in Trauer, daß es eiſig und grell durch ihre Seele blitzte: „die alten Erinnerungen ſind aufgefriſcht worden". Eben als Ulrich, nicht gefaßt auf den zärtlichen Empfang, ſeine Ueberraſchung als Freude ausdrücken wollte, machte ſie ſich von ſeinem Arm los, ſein Kuß ſtreifte ihr Haar, und ſie eilte ihm voran zu den Eltern, wo ſie ganz erſchöpft in einen Lehnſtuhl ſank, während Ulrich die kleine Ida Wettberg hereinführte, die in ihrer tiefen Trauer, mit ihrem chiffonnirten Reiſeanzug und ihrem blaſſen, müden, erfrornen Geſichtchen, ein kleiner recht erbärmlicher Gegenſtand des allgemeinen Mitleidens ward. Gräfin Erberg paſſionirte ſich auf der Stelle für das verwaiſte Kind.

„Armes Engelchen, ſagte ſie zärtlich, mögten Sie doch etwas bei uns finden, was Sie an die Liebe Ihrer Mutter erinnerte"!

„Meine Mutter nannte mich — Du", entgegnete Ida, und ihre großen Augen blitzten ſeltſam hinter großen Thränen.

Alle ſahen ſie freundlich an wegen dieſer lieblichen Antwort, und Ulrich ganz überraſcht, denn er hatte bis jetzt noch nicht eine Spur von Grazie in

ihr wahrgenommen. Ihre Anwesenheit zerstreute die Aufmerksamkeit, und zog sie von Unica und Ulrichs Benehmen gegen einander ab; deshalb beschäftigte sich auch Unica angelegentlich mit ihr. Graf Erberg sagte:

„Ulrich, laß Dich nicht irre machen, weil Deine Frau schön thut mit der Ida und nicht mit Dir! glaube nur, sie ist während Deiner Abwesenheit ganz anders gewesen".

„Ja, sagte Unica unbefangen, die Cholera ist ein so gräßliches Gespenst in meinen Augen, daß der Gedanke mich fürchterlich peinigte, einen lieben Menschen in ihrem Bereich zu wissen".

„Und haben Sie sie etwa gehabt und es uns verheimlicht? fragte Gräfin Erberg. Sie sehen entsetzlich angegriffen aus, lieber Ulrich, fast so wie im Frühling nach dem Nervenfieber".... —

„Ganz so"! sagte Unica scharf.

„Die Atmosphäre war giftig in Berlin, antwortete Ulrich, aber die Cholera hab ich nicht gehabt.... Ida weiß es".

„O, ich glaubte es auch nicht"! rief Unica.

In dieser Weise lebte das Paar unter einander fort, innerlich sich immer mehr und mehr entfremdend, obgleich in Unica die Liebe immer tiefere Wurzel schlug, je mehr sie sich bemühte, jede Aeußerung derselben zu unterdrücken. Jeden Augenblick

fühlte Ulrich sich abgestoßen durch ihre schroffe Hülle, und immer gleichgültiger wurde er gegen ein Wesen, das sich ihm unzugänglich für das natürlichste Gefühl zeigte. Und diese Gleichgültigkeit kehrte sich auch gegen die Außenwelt. Er fand in Unicas Herzen nicht den Heerd, auf welchem das Feuer seines Herzens lodern durfte; er ließ es in sein Inneres zerstörend hineinbrennen. Er hatte keine Interessen, weil sie die natürlichsten nicht mit ihm theilen mogte; keine Freude, denn sie brachte ihn um die Gegenwart; keine Hoffnung, denn seine Zukunft war bei ihr. Anfangs dachte er daran, die Ehe auflösen zu lassen, doch bald änderte sich das. Wozu auch? fragte er sich selbst; ich werde nicht nach einer andern Frau in der Welt herumsuchen! sie, sie, die Einzige, hab' ich geliebt, und vielleicht war es ein Unrecht gegen Unica, daß ich, ohne eine ähnliche Liebe, sie heirathete. Dafür bin ich nun gestraft, Unica kann kein Herz zu mir fassen und ich bin müde, es von ihr oder von irgend einer Frau zu hoffen. Man muß das Leben hinzubringen suchen.

Er ging mit Unica für die Wintermonate nach Frankfurt und spielte dort wie rasend. „Im Winter spiel' ich, im Sommer schwimm' ich — sagte er oft, das sind meine Amüsements, denn in ihnen ist Kampf mit zwei unbezwinglichen Gegnern: dem Glück und dem Element".

Man bedauerte allgemein Unica. Ihr ungleiches Weſen, das aus ihrer innern Spannung hervorging, ward auf das Mißbehagen ihrer Ehe geſchoben, und die ſtolze Art, mit der ſie jede Huldigung kalt abwies, ward höchlich bewundert bei der ſchönen, augenfällig von ihrem Mann vernachläſſigten Frau.

Der Sommer in Malans änderte nichts. Hat ſich einmal ein ſchiefes Verhältniß feſtgeſetzt, ſo kann es durch gewöhnliche Zuſtände nicht aus ſeinen Angeln gehoben werden; es bedarf gewaltſamer Erſchütterungen, weil die innere Verkehrtheit, aus der es entſprungen iſt, nur wankt, wenn ſie in Grund und Boden zermalmt wird. Die Theilnahme der ganzen Familie richtete ſich jetzt ſo ausſchließlich auf Graf Erberg, bei dem die Bruſtwaſſerſucht dezidirt hervorgetreten war, daß Unica in der ſorgſamen Pflege den Kummer ihres Lebens — und Ulrich, ihr treu beiſtehend, die Oede des ſeinen vergaß. Damit ging wieder ein Jahr hin. Graf Erberg ſtarb. Er mochte die Spaltung zwiſchen Ulrich und Unica doch endlich wahrgenommen haben; da er aber keine Ahnung hatte, daß ſie von ſeiner Tochter ausgehen könne, ſo ſchob er die Schuld auf Ulrich, und ſein letztes Wort an den war:

„Habe Mitleid mit Unica". Er hielt ihre Hand und wollte ſie in Ulrichs legen; doch ſie zog ſie raſch zurück und rief heftig:

„Mitleid! welch ein entsetzliches Wort! glaube doch nicht, geliebter Vater, daß weder Ulrich noch irgend ein Mensch Mitleid mit mir zu haben braucht. Ich bin zufrieden".

„Und Du, Ulrich"? fragte Graf Erberg mühsam.

„Wenn Unica es ist — wie kannst Du bei mir zweifeln, theurer Vater"! rief Ulrich lebhaft, denn er sah die Veränderung, welche das Herannahen des Todes in den Zügen des Kranken machte, und winkte Unica rasch zu sich heran. Er zog sie mit sich auf die Knie neben dem Sterbelager, und sie umfassend sagte er: „Segne uns, lieber Vater".

Graf Erberg konnte nur die Hand über sie ausstrecken; als er sprechen wollte, that er seinen letzten Athemzug. Ulrich war tief ergriffen; er hatte den Todten herzlich geliebt, er achtete seinen Charakter, er dankte ihm seine Erziehung und all seine günstigen Verhältnisse. Der Wunsch, ihn in seiner Tochter fortzuehren und zu lieben, trat wie ein dringendes Bedürfniß vor Ulrichs Seele.

„Komm zu mir, Unica, rief er, der Vater ist todt, komm' an mein Herz".

Aber Unica dachte: „die Mahnung des Sterbenden wirkt; er hat Mitleid mit mir"! — Und statt in seine Arme zu sinken, beugte sie sich über die Leiche und sagte:

„Wie ein Vater kann Niemand lieben".

Sie war tief betrübt, ihre Mutter auch; denn seit den fünf Jahren ihrer Rückkehr aus der Penſion und beſonders ſeit den zwei letzten ihrer Verheirathung, war Graf Erberg bedeutend milder und theilnehmender geworden. Seine Wünſche waren erfüllt, er fühlte ſich zufrieden mt ſeinem Schickſal, mit ſeinem Leben, das Glück ſtimmte ihn weich, und nur der Weichheit hatte ſein feſter, edler Sinn ermangelt, um ihn liebenswürdig und beglückend zu machen. Als er ſo war, wie ſeine Frau ihn ihr Lebelang gewünſcht hatte — ſtarb er. Ach, wenn wir bedächten, daß der Tod uns immer über die Schulter ſieht, ſo würden wir gewiß einander das Leben leichter machen. Aber wir leben ſo beſinnungslos oder ſo leichtſinnig, oder ſo egoiſtiſch, als hätte der Moment, wo wir einem Andern weh thun, gar kein Gewicht, und es kann doch der letzte ſeines Lebens ſein; oder als hätten wir tauſend Jahre vor uns, um es wieder gut zu machen, und es kann doch der letzte unſers Lebens ſein.

Ulrich war der traurigſte von Allen — denn er hatte ein Herz verloren, und noch dazu das einzige, welches für ihn auf der Erde ſchlug. Ihn langweilte ſeine leere Exiſtenz. Es war nicht jene oberflächliche Langweile, die uns zuweilen ganz ungeduldig ausrufen läßt: O wäre doch nur dieſe Woche erſt überſtanden! ach, will denn dieſer Tag nicht zu

Ende gehen! — Es war jene unermeßliche Langeweile über die Nüchternheit des gesammten menschlichen Daseins, wovon das eigene nur eine Fraktion, ein Mikrokosmus ist. Der Tag, die Menschen, das Einerlei des Gehens und Kommens, des Thuns und Treibens, ekelte ihn an. Er führte eine ganz verkehrte Lebensweise, schlief bei Tage, wachte Nachts. In der Nacht schrieb er, besorgte er seine Geschäfte, ritt er aus, schwamm er im Rhein — oft bis zu solcher Ermüdung, daß er fühlte, noch eine Minute und er sank unter! aber grade das Bewußtsein: noch eine Minute Zeit zu haben, um sich zu retten, gab ihm jedesmal die nöthige Kraft. Des Morgens um acht oder neun Uhr ging er schlafen, und erst um vier, zur Speisestunde, kam er zum Vorschein. Dann war er äußerst freundlich, liebenswürdig und aufmerksam für seine Umgebung, aber — aus angeborner Gewohnheit, aus Instinkt, aus Gleichgültigkeit gegen sich selbst; und weil man fühlte, wie wenig Befriedigung er durch seine Liebenswürdigkeit fand: so war man auch unbefriedigt, denn Nehmen und Geben muß durch die Gegenseitigkeit im Gleichgewicht gehalten werden. Große Besitzungen und überhaupt Unicas bedeutendes Vermögen gaben ihm viel zu thun; er besorgte Alles auf das Pünktlichste, doch ohne eigentliches Interesse. Für seine Person brauchte er wenig — das Spiel abgerechnet; aber

er ſpielte immer glücklich, wie jenen Winter in Frankfurt, ſo jetzt in Wiesbaden, wo er zuweilen eine Nacht an der Bank zubrachte.

Ida war vom Anfang an bei Gräfin Erberg etablirt worden; ſie brauchte noch Gouvernante und Lehrer, Erziehung, Aufſicht, Unterricht. Alles das paßte mehr für Hochhauſen als für Malans. Ueberdas war es theils der Gräfin ein liebes Bedürfniß, eine junge Perſon um ſich zu haben, für die ſie mütterlich ſorgen dürfe, theils ſchien dieſe ihr unbequem für Unicas junge Ehe. Das war ein großes Glück für Ida. Durch ihre verſtorbene Mutter und Schweſter vernachläſſigt, hatte ſich in ihrem klugen, wilden Kopf ſchon viel Eigenſinn feſtgeniſtet, welcher durch beſtändigen Umgang mit Unica ebenſo hervorgerufen wäre, wie er durch den mit Gräfin Erberg gebrochen ward. Als ſie nach Hochhauſen kam, war ſie ein dreizehnjähriges, unbegreiflich wildes, tobſüchtiges Kind, einem Knaben ebenſo ähnlich als einem Mädchen, nichts weniger als hübſch, mager, eckig, aber geſchmeidig, mit Händen und Füßen, die zu groß für ihre Figur waren, mit Locken, die ihr immer, wie Gott wollte, um den Kopf hingen, und mit Augen von jener Klugheit, die uns in einem Kindergeſicht recht fatal ſein kann. Wenigſtens machte ſie dieſen Eindruck auf Ulrich. Er ſagte oft:

„In Schweden herrscht der Aberglaube, daß böse Geister aus Rache die Menschenkinder in der Wiege mit ihren Kindern vertauschen, welche letztere dann zwischen den Menschen nicht gut thun wollen; und wie so ein Poltergeist-Kind kommt Ida mir vor".

Nun aber war aus dem Poltergeistchen ein seltsam hübsches Menschenkind worden, das für die ganze Familie eine unbeschreibliche Erquickung war, als nach Graf Erbergs Tod Ulrichs und Unicas Verhältniß immer peinlicher und unbehaglicher hervortrat. Unica fand in Ida eine jüngere Schwester, die all' ihre Beschäftigungen, Gewohnheiten, ja sogar Stimmungen theilte und mit ihr durchmachte, eine Gefährtin, mit der sie plaudern, lesen, musiziren, gehen, reiten und arbeiten konnte, nach Herzenslust. Gräfin Erberg betrachtete Ida wie eine Gottesgabe für ihre Unica, die in dem Moment eine liebenswürdige Freundin finde, wo ihr Herz sich nach Mitgefühl sehne. Ulrich endlich unterhielt sich immer mit Ida, wenn er bei der oft kühlen und herben Unica nicht die Aufnahme fand, die er wol hätte erwarten dürfen. Deshalb waren auch Beide am liebsten in Hochhausen. Eines Tages sagte Ulrich zu seiner Frau:

„Unica, wie wär' es, wenn ich das kleine Landgütchen der Frau von Ringoltingen zu kaufen suchte, welches sich wie ein Messer, schmal und trennend,

zwiſchen Malans und Hochhauſen legt. Mich ſtört immer dies fremde Beſitzthum in unſrer nächſten Nähe".

Unica war ganz damit einverſtanden und konnte ihrem Mann auf ſeine Frage, wo die Beſitzerin lebe, die Antwort geben:

„Bei ihrem Schwiegerſohn, dem Fürſten Anton Thierſtein".

„Anton Thierſtein iſt ihr Schwiegerſohn, mein alter Bekannter aus den luſtigen Studentenzeiten? Das war damals ein wunderlicher Kauz! Wie iſt denn die Fürſtin? oder vielmehr wie war ſie in Eurer Penſion"?

„Sie war ſtill, ſagte Unica, aber ſtill, ſo ſtill"... —

„Nun wie ſtill denn"? rief Ida ganz ungeduldig.

„So ſtill, wie Du es Dir gar nicht vorſtellen kannſt, Ida! die Abendluft, das ſchwankende Blatt dort, die blitzenden Sterne ſind geräuſchvoll mit ihrem Weſen verglichen".

„Was war denn aber dahinter"? fragten Ulrich und Ida wie aus einem Munde.

„Ich wundre mich recht, daß Du, Ida, ſchon ſo verſtändig frägſt, erwiderte Unica; als ich in Deinem Alter war, dacht' ich nicht, daß Margaritas Weſen etwas Beſonderes ſei. Sie war weder die Klügſte noch die Geſchickteſte zwiſchen uns. Gab es eine Prüfung, ſo beſtand ſie nie gut. Daß man

ſie ſo laut fragte, daß Alle ſie anſahen, Alle auf ihre Antwort paßten, machte ſie verwirrt; ſie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. War ein kleines Conzert veranſtaltet, wo wir zu unſrer Uebung etwa vor zehn Perſonen, die wir überdas recht gut kannten, ſpielen ſollten, ſo bemächtigte ſich ihrer eine ſolche Befangenheit, daß ſie gewöhnlich ſchon nach den erſten Takten vom Flügel gehen mußte, mit dicken Thränen in ihren ſchönen Augen; denn ihre Augen waren ihre einzige, aber dafür auch eine ganz unvergleichliche Schönheit: dunkelgrau, ſammetweich, prächtig groß, orientaliſch durch Glanz und Ruhe, gaben ſie ihrem Geſicht einen Ausdruck von himmliſcher Sanftmuth, und da ſie kurzſichtig waren, ſo hatten ſie entweder den keuſchen, unſchuldigen Blick, der nicht ſieht und bemerkt, was für häßliche Dinge da draußen geſchehen, oder den träumeriſchen Blick, welcher glauben macht, daß er ganz wunderſame, überirdiſche Dinge wahrnehmen könne".

„Mein Gott! mein Gott! die Augen"..... — brach Ulrich aus.

„Kennſt Du ſie vielleicht"? fragte Unica ſchneidend.

„Wie ſollt' ich die Fürſtin kennen, da ſie aus Eurer Penſion auf das Schloß ihres Mannes im Schwarzwald gekommen iſt! ſagte er gefaßt; aber Du beſchreibſt ſo lebhaft, liebe Unica, daß Du mir

eine ebenſo große Sehnſucht nach dieſen Augen gegeben haſt, wie Novalis ſeinem Heinrich von Oſterdingen nach der blauen Blume".

„Du wirſt ſie befriedigen können, wenn Du zum Fürſten Anton reiſeſt, und ich werde mich freuen, wenn ſie Deiner Erwartung entſprechen. Zuweilen, mit einem gewiſſen innigen, freudvollen Lächeln, waren dieſe Augen bezaubernd, unwiderſtehlich. Aber das kam ſelten; es mußte ſie etwas ungewöhnlich Schönes berührt haben. War das der Fall, ſo ſprach ſie auch aus ſich heraus, ſo eindringlich, ſo überzeugend, daß wir oft ganz verwundert waren. Sonſt war ſie ſchweigſam. Nur Abends, wenn wir zu Bett gegangen und die Gouvernante noch nicht — dann erzählte Margarita uns Geſchichten, die ſie während des Erzählens erfand. Sie war eine geborne Improviſatrice, aber nur im Finſtern. Bei Tage konnte ſie nicht. „Dann ſeht Ihr mich ſo neugierig an, und das mag ich nicht", antwortete ſie, ſobald wir ſie baten, uns bei der Arbeit ihre Geſchichten zu erzählen. Dies war ihr Haupttalent und der Tanz, nicht ſowol Walzer und dergleichen, als die Tänze, welche ſie nach Melodien, die ihr beſonders gefielen, ſich ausdachte. Vielleicht würden mir ihre Geſchichten und Tänze jetzt nicht ſonderlich gefallen, damals aber entzückten ſie mich, und die ungezogene Clotilde Marana, die nichts leiden

konnte, was sie nicht besser hatte oder machte, sagte oft, fast widerwillig: „Könnt' ich tanzen wie Margarita, ich gäbe ihr all meine Talente dafür, und sie könnte sie brauchen".

„Wo lebt jetzt die Gräfin Oswald"? fragte Ulrich.

„Hier und da in der Welt, in Paris, in Italien.

„Und der Bruder — der junge Mann, der vor vier Jahren in Ems war"?

„Auch in Paris, wie ich gehört habe. Er soll in Belgische Dienste getreten sein".

„In Belgische"? fragte Ulrich verwundert.

„Oder in Französische — ich weiß es nicht genau. Aber da er die diplomatische Carriere machen wollte, so mußte er dahin gehen, wo er mit dem Reichthum des Vaters am leichtesten das ersetzen konnte, was gewöhnlich diese Laufbahn erheischt und was ihm fehlt".

„Er wird sich gut zu faufiliren wissen, sagte Ulrich; wenigstens schien er mir damals sehr gescheut und gewandt zu sein".

„Ja, sagte Unica, das war er auch".

So gleichgültig sprach sie und dachte sie von Valerian Marana.

Ida wollte noch mehr von Margarita wissen, aber Unica vertröstete sie auf Ulrichs Heimkehr.

„Ach Gott! sagte der, sie mag eine recht ge-

wöhnliche Frau geworden ſein! denn eine geflügelte ſchwebende Peri an Anton Thierſteins Seite — das wäre eine entſetzliche Anomalie, unter welcher die Arme bitter leiden müßte! er war ein ſchwerer, derber, trockener Menſch, und obenein geizig — ſchon als Student geizig"!

„Arma Margarita! ſeufzte Unica; es iſt doch recht ſchwer, für alle Menſchen, ohne Ausnahme, glücklich zu werden".

„So? ſagte Ida ungläubig; für mich auch, Unica"?

„Für Dich nicht, kleine Ida, ſagte Ulrich, Du haſt wenig Gefühl".

„Ach Ulrich! rief Ida, das haſt Du mir ſchon einmal geſagt, als Du Dir in Berlin das Nervenfieber holteſt, und im Zugwind ſtandeſt wegen meiner Erika.... der hübſchen roſenrothen.... weißt Du noch"?

Ulrich ward leichenblaß. Der Gräfin Erberg fiel ein, daß ſie ſchon einmal wegen einer Erika ihn in ähnlichem Zuſtand geſehen, ſie ſah ihn fragend an. Unica, der ihre eiferſüchtigen Gedanken einfielen, ſah ihn ſtolz und kalt an, Ida endlich, der nichts einfiel, ſah Alle der Reihe nach verwundert an. Ulrich ſtand auf, fuhr mit der Hand durchs Haar und ſagte:

„Liebe Unica, sei so gut, mich morgen an die Erika zu erinnern".

Fort war er, und nach einigen Augenblicken flog der Hufschlag seines Pferdes über den Hof dahin.

„Welch ein seltsamer Mensch ist mein Vetter, so in der Nacht herum zu schweifen"! sagte Ida.

„Kennst Du einen bessern Menschen"? fragte Unica kurz.

„Weder besser noch seltsamer"! beharrte Ida.

„Gott behüt Euch, Kinder, sagte Gräfin Erberg, daß Ihr mit Euren Trotzköpfen nicht einmal ernstlich an einander gerathet. Es würde für Euch Beide schlimm werden".

Aber Unica und Ida umarmten sich und machten noch eine Promenade in Thau und Mondenschein durch den Garten, wobei Ida die Bemerkung machte, daß sie wol auch weiter durch Feld und Flur streifen dürften, wenn Ulrich dabei wäre. Unica entgegnete nur:

„Das liebt er nicht! er hat einen einsiedlerischen Sinn".

Kaum war sie am andern Morgen aufgestanden, als Ulrich fragen ließ, ob er zu ihr kommen dürfe. Als er eintrat, erschrak sie über sein krankhaft zerstörtes Aussehen.

„Hast Du nicht geschlafen"? fragte sie.

„Nein, entgegnete er, ich komm' eben aus Wies-

baden; ich hab' ein Paar tauſend Gulden gewonnen und mir ſogleich ein Pferd von einem Hanoveraner gekauft, ein prächtiges Reitpferd! die Lady hält's nicht mehr aus, und die Miß auch nicht lange".

„Aber Du ſelbſt"?

„O ich! ſagte er und warf den Kopf zurück. Ich wollte Dir erzählen — warum weiß ich ſelbſt nicht recht — etwas, das mit der roſenfarbenen Erika zuſammenhängt; ſprach er nach einer Pauſe. Darf ich das, frei und wahr? ich meine, es müſſe Dir lieb ſein".

Sie neigte bejahend das Haupt.

Ulrichs erſte Liebe.

Ein Mann kann heutzutag nichts Indezenteres, d. h. nichts Lächerlicheres thun, hub Ulrich an, als geſtehen, von einem Gefühl beherrſcht zu ſein. Nicht blos ſeinem Geſchlecht, auch den Frauen kommt er ganz albern vor; denn die Liebe als Leidenſchaft iſt aus der Mode. Sie ſoll nicht mehr unſer Herz befriedigen, unſer Daſein ausfüllen, ſondern unſrer Ei-

telkeit — und wenns hoch kommt, unsrer Sinnlichkeit schmeicheln. Keine La Vallière flüchtet ihr verschmähtes Herz zu den Carmeliterinnen; kein Herr von Rancé geht zu den Trappisten, nachdem er die geliebte Herzogin von Montbazon im Todeskampf gesehen. Wie das sich immer findet, wenn die Richtung einer Epoche sich verändert hat. — Einzelne bleiben übrig aus der vorüber gerauschten Zeit; bald sind sie lächerlich, bald unbequem — hier Carnot, da Don Quixote. Man verspottet sie wegen ihrer fixen Idee, weil sie nicht die fixe Idee der Uebrigen haben; diese wird aber nicht fix genannt, sondern groß. „Die große Idee unsers Jahrhunderts" spricht man. Nun, da die große Idee unsers Jahrhunderts die Maschine ist, die bald nichts so überflüssig auf der Welt machen wird, als den Menschen — ich meine die Seele, den innersten Menschen! — so ist es sehr natürlich, daß die Welt des Herzens mit ihren antimaschinistischen Regungen von Liebe, Begeisterung, Aufopferung als altmodische Curiosität in die große Polterkammer des Lebens, in den Garde-meuble der Weltgeschichte oder des Weltgeistes relegirt wird. Man wirft uns häufig vor, wir wären jetzt so dürr, schroff, trocken, berechnend, unjung; man schiebt das auf unsre strengen Studien, auf die Sorge um unsre Carriere, auf den Ehrgeiz, der so rasend geweckt und so wenig befriedigt wird; aber

der Grund iſt der: wir ſind kalt, weil wir das Herz früh zerdrückt haben, aus Uebermuth, aus Leichtſinn, aus Thorheit, um es zu machen wie alle Uebrigen; oder wir ſind es, weil wir es ſein wollen, weil wir uns bemühen, die unbändige Glut des Herzens fein ſäuberlich zu unterdrücken, um nicht vor Andern ein Spott zu werden. Alle Studien der Weiſeſten und alle Triebfedern der Ehrgeizigſten vermögen nicht halb ſo viel, als die Furcht — lächerlich zu ſein. So kenne ich mehre Männer — viele nicht! aber doch zwei oder drei. Unter der Schneedecke ihrer äußern Erſcheinung liegt ein ganzer Lebensfrühling, der im erſten Ergrünen mit Reif bedeckt ward. Auch mir iſt es ſo gegangen, nur mit einem Unterſchied: es war kein Frühling, kein Grün, keine Blumen — ſondern ein Hindoſtaniſcher Sommer und eine Palmen-Vegetation.

Du haſt mich anfangs ſehr verletzt, Unica, als Du Dich mir ſo ſchroff und abweiſend gegenüber ſtelltest. Ich glaubte, in dem friſchen, kühlenden Bade eines Verhältniſſes, das uns durch Haus und Familie mit der Gegenwart befreundet und an die Zukunft knüpft, die krampfhaften Bebungen und die ſtumme Verzweiflung meines Herzens zu beſchwichtigen, das tobend nach ſeiner alten Liebe und — o Gott! nicht nach deren Gegenſtand verlangte. Ich weiß nicht, Unica, was Du mir hätteſt werden kön-

nen! vielleicht unermeßlich viel, und vielleicht auch nichts. Meine Hoffnung haſt Du weder erfüllt, noch getäuſcht; Du haſt Dich anders zu mir geſtellt, als ich erwartete, und es wird für uns Beide gut ſein: wir können durch einander keine Befriedigung in Glück und Liebe finden.

Die erſte Liebe, Unica! — Ich nenne nicht Liebe, wenn die junge Phantaſie einen ſchönen Gegenſtand umfaßt und ſchmückt, und Gedanken, Träume, Ahnung von Gefühlen ihm widmet; oder wenn die heißen Sinne ihn ergreifen, an ihm ſich berauſchen, und Trunkenheit für Seligkeit gelten laſſen; ich nenne Liebe, wenn das ganze Weſen eine wehende Flamme iſt, in welcher alle einzelne Gaben und Kräfte, Phantaſie, Geiſt, Sinne, Seele und wie ſie weiter heißen mögen! ſich auflöſen und verſchmelzen, um zu erhöhter Entwickelung aus dieſer Glut aufzutauchen. Wenn dies Bewußtſein zum erſten Mal über uns kommt — das nenne ich die erſte Liebe, und glaube nur, der Mann kann vielfach mit Frauen in Verbindung geweſen ſein, ohne auch nur dem Schatten dieſer Offenbarung zu begegnen und an ihre Möglichkeit zu denken. Die Frau hingegen ſucht ſie vielleicht immer. Wie die Welt nun einmal iſt, haben wir die Erlaubniß, die Liebe nach allen Richtungen, ich möchte ſagen, auch nach den unterirdiſchen, kennen zu dürfen, und damit fängt man gewöhnlich an,

weil sie die erreichbarsten sind, und weil man sie wie Staub von den Füßen schüttelt, der unsern Gang nicht hemmt, unsern Weg nicht beeinträchtigt. Wir sind ganz so brav, so gescheut, so brauchbar, so gelehrt, so tüchtig zum Staats- und Kriegsdienst, wenn wir sie durchwandert haben, als vorher. Aber da das Leben einer Frau mit der Liebe beginnt und ihr ganzes Schicksal davon abhängt, und da jede instinktmäßig fühlt, ihr Glück — nein, mehr!..... ihr Heil sei daran geknüpft: so ist für sie eine Liebe ohne Verklärung nicht denkbar. Wehe ihr, wenn es ist! — Ich sage dies nicht, um für mich eine Entschuldigung etwa vorzubereiten. Ich bedarf ihrer nicht. Es war nicht Kälte — sondern Glut des Herzens, die mich früh gegen die oberflächlichen Spielereien gleichgültig machte, die andre junge Männer Liebe und Leidenschaft nannten. Ich mogte nichts, was nur einen Tag dauerte. Ich wartete — aber gelassen, wie das nur so lange möglich ist, als man von der Größe eines erwarteten Glücks keine klare Vorstellung hat.

Ich reiste nach Italien, ganz allein. Gewiß hätten sich Freunde bereitwillig zur Mitreise gefunden; doch Keiner wollte mir so zusagen, wie ich mir den Gefährten wünschte. Ueberdas, ohne Eltern und Geschwister, war ich von jeher an Einsamkeit gewöhnt, wußte auch, daß mir die Gesellschaft geöffnet war,

ſobald ich Luſt hatte, mich in ihr zu bewegen. Nur dem Ausgeſchloſſenen iſt die Einſamkeit läſtig.

Ueber den Simplon kam ich nach Mailand. Mein erſter Gang war in und auf den Dom, mich entzückte dieſer kunſtreich gemeißelte Marmorblock. Nachdem ich lange auf dem Dach hin und her gegangen war und die Alpenkette und die lombardiſche Ebene überſchaut hatte, beſtieg ich den Thurm, von wo die Ausſicht noch freier iſt. Da begegnete ich einer Frau! d. h. ſie ſtand ganz ruhig auf der äußern Gallerie, doch nicht an die Bruſtwehr — ſondern rückwärts gelehnt in einer Marmornische. Sie ſah mich nicht an, ſie bemerkte mein Kommen nicht, ſie ſtand unbeweglich und blickte in die Weite mit zwei Augen, deren gleichen ich nimmer vorher und nimmer nachher geſehen — groß, hochgewölbt, vom Schnitt der Rafaeliſchen Madonna, und breite, weiche, tiefgeſenkte Augenlieder mit langen aufwärts gebogenen Wimpern, und ein Blick wie Gold, ſo rein, ſo ſchwer, ſo feſt; aber dermaßen traurig, daß ich erſchrak und ſie in ihrer melancholiſchen Träumerei zu ſtören beſchloß. Sie trug ein Kleid von blaßrothem Muſſelin und eine Mantille von ſchwarzen Spitzen, einen großen Florentiner Strohhut mit ſchlichtem weißem Bande in der Hand, und das hellbraune Haar einfach geſcheitelt. War es dieſer Anzug, ſo ſimpel und graziös, oder ihr Ge-

ſicht, ernſt und lieblich, ſanft und sauvage — sauvage! denn wild und ſcheu ſind zu hart; — genug, ſie ſah ganz aus wie jene blaßrothe, ſchwarz liſerirte Erika, die Du kennſt. Blüht ſie denn auch im Haideland? fragte ich unwillkürlich halblaut. Verſtanden hatte ſie mich ſchwerlich, aber gehört. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, ſetzte den Hut auf, ging auf die andere Seite der Gallerie, dann den Thurm hinab, über das Dach und zu den Treppen, welche herunter führen — immer ganz allein. Ich ſah ihr nach, ſo lange ich konnte und viel länger, als mein Auge ſie ſah. Hatte ihre Schönheit mich ſo getroffen? ich weiß es nicht! ich weiß bis zu dieſer Stunde nicht, ob in ihrer ganzen Erſcheinung irgend etwas ſchön war, außer ihrem Auge. Damals fing ich wol an, die Macht zu ahnen, welche darin verborgen war, eine ſolche Macht, daß ihr Blick mich überwölbte, wie die Glocke den Taucher, aber nicht, um in den Abgrund zu ſinken, ſondern, um in den Himmel zu ſteigen — langſam, langſam! aber ſicher in den Himmel! — eine ſolche Macht, daß mir war, als flute das Meer über mein Herz, vernichtend, überwältigend, ſobald ſie den Blick von mir abwendete. Damals dacht' ich nur darüber nach, was Jugend und Schönheit doch im Grunde für armſelige Gaben ſind, da ſie Hand in Hand mit ſo tiefer Trauer gehen können. Trauer auf ei-

nem Frauenantlitz, auch wenn es weder jung noch ſchön iſt, thut mir unſäglich weh. Schmerz nicht, o nein! der kommt wie ein Sturm über die Seele, zerwühlt, zergräbt und reinigt ſie, erſchüttert ſie in ihren Grundfeſten und erinnert ſie, dieſelben ſtark zu erhalten. Gegen den Schmerz giebt es Kampf — gegen die Trauer nicht! die hat ſich in der Seele feſtgeniſtet, an ihr angeſogen, verwächſt mit ihr wie die Schlingpflanze mit dem Baum, nährt ſich von ihrer Kraft, von ihrer Liebe. Schmerz kommt von außen, Trauer von innen: darum iſt ſie unheilbar, und darum ſolltet Ihr ſie nicht kennen. Der Mann kann ſich betäuben, kann ſich in den Strudel der Welt werfen und in den Rauſch der Thaten oder des Genuſſes, kann ſich austoben in Handlungen des Segens oder des Fluchs, kann ſich todtſchießen laſſen oder ſich todtſchießen. Aber was kann eine Frau thun? — forttrauern! weiter nichts.

Als ich gegen Abend in meinen Gaſthof zurückkam, ſtand eine gepackte Reiſekaleſche angeſpannt im Hof. Mich frappirte der prächtige engliſche Wagen; ich ging heran, um ihn zu beſehen, und ſuchte vergebens auf dem Schlage Wappen oder Namenszug. Als ich mich umkehre, um nach dem Beſitzer zu fragen, ſteht die Dame im blaßrothen Kleide hinter mir. Ich grüßte ſie beinah verlegen; ſie dankte zerſtreut und ſtieg ein. Sie ſaß ganz allein im

Wagen, er wurde zurückgeschlagen; Kammerjungfer und Diener bestiegen hinten den Bock, und letzterer rief dem Postillon zu: „Como"! — Fort war sie.

„Wann fährt morgen früh das Dampfboot über den Comer See"? fragte ich ganz in Gedanken. Ein Lohnlakay sagte: um acht Uhr, und ich begehrte sogleich einen Kutscher, um auch noch heute nach Como zu fahren. Ob ich ein Paar Tage später die Excursion dahin machte, wie es anfangs meine Absicht gewesen, war ja ganz gleichgültig. Ich hing nie pedantisch an dergleichen Plänen — sprach ich wie beruhigend zu mir selbst. Meinen Bedienten ließ ich zur Obhut meines Wagens und meiner Sachen in Mailand und fuhr, mit dem Nothwendigsten versehen, auf zwei bis drei Tage, wie ich glaubte, nach Como.

Ich kam spät an; es mogte elf Uhr sein. Ein Gewitter lag schwer über dem See, fern in den Bergen murrte der Donner, Blitze und Sterne leuchteten abwechselnd durch das Gewölk, große Schwüle brütete über der Nacht. Ich war unmäßig aufgeregt; die Glut einer italienischen Sommernacht pulsirte in meinen Adern. Es beruhigte mich etwas, den schönen Wagen in meinem Hotel vorzufinden. Sie war also da!.... — An Schlaf konnt' ich nicht denken. Ich sprang in eine Barke, nahm vier Ruderer für den Fall, daß der

ausbrechende Sturm ſchleunige Rückkehr nothwendig mache, und ließ mich aus dem Hafen in das weite Seebecken fahren. Da warf ich mich in die ſchäumenden Wellen. Der Sturm kam herauf. Du weißt, ich bin ein tüchtiger Schwimmer. Meine eiſerne Körperkraft und meine Leidenſchaft für dies unvergleichliche Vergnügen haben mir große Uebung gegeben; ich könnte, wie Lord Byron ſagt, durch den Hellespont ſchwimmen. Ich kann mich ſtundenlang im Waſſer umhertreiben, wie andre Männer zu Pferd, und mit derſelben Luſt; mich freut der unmittelbare Verkehr mit dem Element, wie es bald mir freundlich iſt, bald mich bezwingen mögte — dann mir gehorchen muß, meiner Stärke, meinem Muthwillen. Denn im Waſſer begreife ich den Muthwillen, dieſe Eigenſchaft des Weibes: neckende Verwegenheit, womit ſie uns ängſtigt, weil es ihr Spaß macht; wir ſind im Ernſt muthig, nicht zum Spaß. Nur das Waſſer, weil es ſo neckiſch iſt, fordert mich zu gleichen Neckereien heraus. Darum beachtete ich es auch nicht, daß die Burrasca, wie meine Schiffer das Wetter nannten, immer heftiger ward. Ich war in meinem Element, froh, die innere Aufregung als äußere Anſtrengung austoben zu laſſen. Endlich wütheten die Schiffer mit dem Wind um die Wette, und ſchworen mit tauſend Eiden, ſie würden mich im Waſſer laſſen und allein nach Como zurückfahren,

denn ich brächte ſie Alle in Lebensgefahr. Als ich wieder in der Barke war, bemerkte ich erſt, wie ſtark der Sturm, und war froh, den Hafen mühſelig zu erreichen. Am Ufer gab es eine heftige Scene. Alle Schiffer harrten ihrer vier Gefährten und ſchrien ſich ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit italieniſcher Uebertreibung zu, und ein paar Weiber liefen heulend hin und her und verwünſchten den „brutto Inglese“; denn für Engländer paſſiren alle Fremde, beſonders, wenn ſie etwas thun, was ſehr gefällt oder ſehr mißfällt. Ungeheurer Jubel begrüßte uns. Dann ſollt' ich bezahlen; — meine Schiffer reichlich, das that ich; aber nun auch alle Uebrigen; die Weiber, weil ſie für mich gebetet hätten, die Männer — weil ſie auf mich gewartet hätten. Ich gab ihnen nichts und lachte ſie aus. Da lachten ſie mit und waren zufrieden. Närriſches Volk! — Ich ging dem Gaſthof zu. Eine Frauengeſtalt lief vor mir her und rief von unten zu einem Balkon hinauf:

„Gott ſei Dank! der fremde Herr iſt friſch und geſund wieder da“.

Als ich die Augen aufſchlug, um die Perſon zu ſuchen, der dieſe Botſchaft gebracht ward, ſah ich das roſenfarbene Kleid vom Balkon in das erleuchtete Zimmer zurücktreten. Sie wachte alſo noch und in Sorge um mich.

Am andern Morgen war ich der Erſte auf dem

Dampfboot. Ich wollte nicht eine Sekunde verſäumen, um ihre Verzeihung wegen der geſtörten Nacht zu erbitten. Daran dacht' ich nicht, daß ich wahrſcheinlich ſämmtliche Bewohner des Gaſthofs um ein Paar Stunden Schlaf gebracht. Es kamen viele Reiſende; endlich — ſie. Sie zog einen Feldſtuhl an die Baluſtrade, ſetzte ſich, legte den Kopf in die aufgeſtützte Hand und blickte grade ſo in die Gegend, wie ſie es geſtern vom Dom gethan. Auch ihr Anzug war ganz derſelbe. Sie hatte augenſcheinlich ihren Platz von allen Uebrigen abgewendet eingenommen; daher konnte ich mich ihr unmöglich nähern und mußte mich begnügen, ſie zu betrachten. Das that ich denn auch, wirklich abſichtslos! denn ich erſchrak zuweilen, wenn ich bemerkte, daß ich ſie minutenlang fixirte; ich kehrte mich von ihr weg, der Gegend zu, aber — wie die Schildkröte, die man tief ins Land hinein bringen kann, und die doch gelaſſen nach dem Meer zurück kriecht — gab ich bald die gezwungene Richtung auf. War es Gleichgültigkeit oder Gewohnheit — ſie beachtete es nicht.

Der Capitain fragte ſie, wohin ſie fahre. „Cadenabbia" ſagte ſie. Dies war das erſte Wort, das ich von ihr hörte; ſie ſprach ſanft und langſam. Es ward auch meine Loſung. In drei Stunden waren wir dort. Hätte ich den Comer See nicht ſpäter kennen gelernt — damals hätte man behaupten dür-

ſen, die Villa Pliniana ſehe aus wie die Campagne Deodati am Genfer See: ich hätt' es nicht beſtreiten können. Viele Reiſende ſchifften bei Codenabbia aus, gelockt durch die Villa Sommariva, zu deren Garten eine Platanenallee längs dem See vom Gaſthof führt. Es dauerte lange, eh wir ſämmtlich untergebracht waren, doch endlich legte ſich der Tumult, das Hin- und Herrennen auf dem Corridor, das Werfen der Thüren, das Rufen nach Dienern und Kellnern. Es ward ſtill, ſo ſtill, daß ich im Zimmer neben dem meinen mit unermeßlichem Jubel die Stimme erkannte, die mich hieher geführt. Sie ſprach mit der Jungfer; vielleicht hätte ich verſtehen können, was; um der Verſuchung zu entfliehen, ging ich hinab und in die kühlen Säle der Villa Sommariva. Nur bei Anſchauung der Kunſtwerke enteilt die Zeit ſo ſchnell, als bei der Geliebten; auch darin bekundet ſich die tiefe Verwandtſchaft zwiſchen der Kunſt und der Liebe! ſie ſind die ewigen Dioskuren mit der göttlichen Flamme über dem Haupt, die Erzeugten der höchſten irdiſchen und überirdiſchen Kräfte, treu mit einander theilend die Luſt des Olymps und den Graus der Unterwelt. Darum ging es mir nicht bei Thorwaldſens Alexanderzug, wie es einſt Rouſſeau ging beim Pont du Gard: er vergaß ſeine Geliebte, die ihn nur gewarnt hatte vor den ſchönen Weiberaugen in Montpellier, nicht vor den römiſchen

Monumenten. Er hatte ſich mit Weh und Leid von ihr getrennt; aber! aber! ſie ging unter vor einem einzigen Gedanken der Begeiſterung. Vor jenem Basrelief blieb mir nur der eine Wunſch: das Auge jener Frau mögte darauf ruhen — nicht um es zu beleben, o nein! es lebt; nur um es in das rechte Licht zu bringen, denn eine Sonne muß über dieſer Welt ſtralen. Unica!.... einſame Fiſcher, ſtille Hirten gehen ruhig ihren Beſchäftigungen nach. In ihren abgelegenen Thälern, zwiſchen ihren friedlichen Heerden erreichte ſie noch nicht der Lärm des Krieges. Doch Einen von ihnen haben Unruh oder Vorwitz in die Welt hinaus getrieben; er kehrt zurück, er bringt die ungeheure Botſchaft: Babylon iſt gefallen, das Perſerreich iſt nicht mehr, ein Held, ein König, ein Jüngling, ein Götterſohn hat es überwunden. Entſetzen, Staunen, Zweifel umdrängen den Boten. Ja, ja! es iſt wahr! kommt nur, kommt heraus! ſeht ihr, wie das Volk ſich verſammelt, drängt und treibt, um den Sieger zu erblicken? wie ſich, je näher an ihm, die Neugier in Freude, der Schreck in Begeiſterung verwandelt? wie ſie ihm Kränze bringen, ihm Blumen ſtreuen, ihm Preis und Heil zujauchzen, ihm — den die Siegesgöttin ſelbſt begrüßt — ſeht ihr's? und endlich er auf ſeinem Wagen, der Held, der König, der Jüngling, der Götterſohn, triumphatoriſch, ſiegestrunken, welt-

überwindend, unzählige Kriegerſchaaren hinter ihm, zu Fuß, zu Pferd, die Roſſe bändigend oder lenkend. Wohin das Alles? wohin dieſer Strom der Kraft, der Lebensfülle, des Thatendranges, des Durſtes nach Ruhm und nach Genuß? — Nach Babylon, auf den Thron, in den Tod, in die Unſterblichkeit.... — Das iſt der Alexanderzug, Unica! —

Nach mehren Stunden verließ ich die Villa; es war kühler worden, es zog mich zum See, und auch wieder in ihre Nähe! dazwiſchen gab mir mein Verſtand den guten Rath, mich doch nicht weiter um dieſe fremde Frau zu bekümmern. Vielleicht wär' ich ihm gefolgt, in eine Barke geſtiegen, nach Bellaggio und den Villas Melzi und Serbelloni hinüber, und dann, am andern Morgen, befriedigt nach Como zurück gefahren. Aber ach! unter den Catalpen am See vor der Villa Sommariva ſchimmerte ihr hellrothes Kleid! ſie ſaß auf der Erde, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, die Hände im Schooß — unbeweglich. Die göttliche Nothwendigkeit, welche den Planeten zur Sonne zieht, zog mich zu ihr, ſie gab mir Licht und Wärme, wie die Sonne, ſie blieb ernſt und unbewegt, wie die Sonne. Ich ſetzte mich auf die niedrige Mauer, die am See hinläuft, ſo daß ich ihr Profil ſah. Wie lange ich in dieſer Stellung blieb, weiß ich nicht; ich war regungslos, wie der Beſchwörer, der da auf die Erfüllung des

Zauberspruchs harrt. Bis dahin war es mir gleichgültig gewesen, von ihr bemerkt zu werden; jetzt wollt' ich es sein. Ich ward es. Langsam den Kopf zu mir wendend, sagte sie französisch, indem ihr Blick über mich hinglitt, ohne mich zu betrachten:

„Mein Herr, diese Art eine Frau anzusehen schickt sich nicht".

Es lag weder Strenge, noch Befremden, noch Unwille in ihrem Ton; er war sanft und langsam, wie sie vorhin zu ihrer Kammerfrau gesprochen und zum Kapitain gesagt hatte „Codenabbia"; — er war von unendlicher Gleichgültigkeit. Aber sie hatte mich angeredet, ich durfte ihr antworten! ich rief:

„Nur aus Schüchternheit war ich unbescheiden! ich wünschte Ihnen meinen Dank auszusprechen, und Sie bemerkten mich nicht".

„Ihren Dank"? fragte sie.

„Sie haben sich in dieser Nacht für den Fremden interessirt, der während des Sturms auf der See war; und das bin ich".

„So"? sagte sie mit kühlem Lächeln und schwieg. Plötzlich hub sie lebhafter an: „Hatten Sie Furcht, zu sterben"?

„Nein, denn ich hatte meine Körper- und Seelenkraft beisammen: damit denkt man an das Leben, nicht an den Tod".

„Sie wollen alſo gar gern leben"? fragte ſie, beinah mitleidig.

„Ich bin vierundzwanzig Jahr alt und glücklich", ſagte ich, wie um mich zu entſchuldigen.

„Ich bin ſechsundzwanzig Jahr alt und nicht glücklich: das macht freilich einen immenſen Unterſchied", ſprach ſie, aber für ſich mehr, als zu mir. Dann erhob ſie ſich mit einer Leichtigkeit, die außerordentliche Kraft verrieth, vom Erdboden, ſprach: „Adieu, mein Herr"! und wollte gehen.

„Um Gottes willen! rief ich, bleiben Sie; der Platz iſt ſo ſchön, der Abend noch ſchöner, bleiben Sie! ich gehe, wenn ich Sie ſtöre".

„O nein, ſagte ſie, wieder mit ihrer erſten Gleichgültigkeit, mich ſtört Niemand". Und ohne darauf zu achten, ob ich bliebe, ob ich ginge, ſetzte ſie ſich auf die Mauer. Ihr zerſtreutes Weſen gab mir den peinlichen Gedanken, ob ſie vielleicht — geiſteskrank ſei; ich bedachte nicht, daß man ſchwerlich eine Perſon in ſolchem Zuſtand mutterſeelen allein reiſen laſſen würde; denn Dienſtboten ſind keine Beſchützer. Ich wollte, wo möglich, ein oberflächliches Geſpräch anknüpfen und fragte, woher ſie komme und wohin ſie gehe?

„Aus Neapel und nach Deutſchland" antwortete ſie.

„Kennen Sie ſchon Deutſchland"?

„O ja.....denn ich bin eine Deutſche — und

Sie ſind es auch, wie ich aus Ihrer franzöſiſchen Ausſprache höre".

„Ich hatte mir geſchmeichelt, ſie durch ſechs Monat in Paris vollkommen franzöſirt zu haben; aber erlauben Sie mir, gnädige Frau, in unſrer Mutterſprache mit Ihnen zu reden; vielleicht errathen Sie an meinem deutſchen Accent meine heimatliche Provinz".

„Ich rathe nicht gern"! ſagte ſie, wie mir ſchien, etwas gelangweilt; deshalb ſagte ich ſchnell:

„Sie kennen gewiß mein Schloß Malans am Rhein; ich heiße Erberg".

„Deshalb ſagte ich es nicht, Graf Erberg", antwortete ſie. Ihre Ausſprache war vollkommen rein — nicht geſchnarrt, gegurgelt, gezogen, geſungen. Mir war, als hätte ich nur auf dem Burgtheater zu Wien ein ſo accentloſes Deutſch gehört, und mit dieſer Erinnerung kam mir der Gedanke, ob ſie vielleicht Schauſpielerin ſei.

„Brachten Sie dieſen Winter in Neapel zu"? fragte ich.

„Ich lebte ſechs Jahr dort" erwiederte ſie.

„O, rief ich; dann wird Ihnen das Leben in Deutſchland, wo es auch ſei, ſehr ſchwer werden".

„Das Leben iſt mir überall ganz gleich, d. h. ganz gleichgültig".

Ich trat ihr etwas näher und ſagte mit der gan-

zen Lebhaftigkeit der Ueberzeugung: „Ich begreife nicht, wie uns das Leben gleichgültig werden kann! wir dürfen ja nur lieben"!

Sie sah mich an. Herr Gott! wenn ich Aeonen durchlebte — der Blick bliebe mir unvergeßlich gegenwärtig. Es war, als werde urplötzlich ein Schleier von ihrem Antlitz genommen: so verschwand Trauer und Gleichgültigkeit, um einer himmlischen, glänzenden Freude Platz zu machen. Sie stand auf. Es war, als werde ihre Gestalt, wie von leichten Götterarmen, schwebend über der Erde gehalten, so frei, so verklärt, so bewegt stand sie vor mir. Ihr Mund, sonst fest geschlossen, verwandelte sich in fast bebende Weichheit, und mit derselben zitternden Weichheit in der Stimme, sagte sie:

„Ja!....lieben"!....

Und plötzlich wieder fiel der Schleier über sie herab, flog die Wolke über den Morgenstern, war die Zauberformel gebrochen, welche ihr innerstes Wesen und ihre innerste Schönheit hervorgerufen hatten. Jetzt sagte sie:

„Adieu! Adieu"! und eh ich mich besinnen konnte, war sie fort. Als ich es that, sah ich mich ganz bewildert um. Hatte ich eine himmlische Erscheinung gehabt? hatte eine Fee, eine Nymphe, eine Dryade vor meinen Augen gestanden? daß es eine Frau gewesen, lehrte mich ein winziges Schreibtäfelchen von

russischem Leder, mit einem Bleistift geschlossen, welches wahrscheinlich aus ihrem Gürtel geglitten war — denn in der Hand hielt sie es nicht — und welches ich im Grase zu meinen Füßen fand. Ich gestehe, es kostete mich einige Ueberwindung, das Täfelchen nicht zu öffnen. Erstlich aus ganz gewöhnlicher Neugier; mich amüsirt der bunte Kram in solchem Gedächtniß-Ausbelfer. Da steht der Titel des neusten Romans mit dem Zusatz: empfohlen von dem oder der; die Adresse der besten Putzmacherin und des elegantesten Schuhmachers; eine flüchtige Rechnung der Dinge, die an einem Morgen eingekauft sind — oder besser, eine Aufzählung, denn die Rechnung ist nicht unten durch die Summe geschlossen; einige Verse, dem Lieblingsdichter entlehnt; ein großes N.B., um den projectirten Besuch eines Ateliers oder einer Gewerbe- oder Blumenausstellung nicht zu vergessen; zuweilen geheimnißvolle Notizen, z. B. mitten auf einem ganz leeren Blatt einsam ein Datum, oder über ein andres leeres Blatt mit zwei Strichen ein großes Kreuz von oben bis unten gezogen, oder ein paar Buchstaben zwischen Ausrufungszeichen. Ich denke oft, Romanciers sollten die Agendas der Frauen benutzen, sie würden ihre Phantasie erregen. — Ferner stachelte mich die spezielle Neugier, den Namen der Fremden zu erfahren, und wie leicht konnte nicht in den Seitentaschen ein Vi-

sitenbillet, oder ein Briefchen, oder eine Einladungskarte liegen; denn diese, vermischt mit ein paar kläglich getrockneten Blümchen, und ein paar Pröbchen von Seide, Band oder Stickwolle, dürfen nicht in solchem Täfelchen fehlen. Für eine Geisteskranke oder eine Schauspielerin hielt ich die Fremde nicht mehr; aber ich hätte gern ihren Namen gewußt. Wir richten danach, nicht unser Sein, jedoch unser Benehmen ein. Indessen bracht' ich doch meinen Fund uneröffnet in den Gasthof zurück und ließ mich bei der Fremden melden — auf die Gefahr hin, fürchterlich zudringlich zu erscheinen.

Sie ließ mich eintreten. Sie saß auf dem Sopha, die Hände im Schooß, und sah auf das Berg- und Seegemälde, welches das geöffnete Fenster einrahmte. Ich fragte sie, ob sie in dem Schreibtäfelchen ihr Eigenthum erkenne. Als sie bejahte, legte ich es auf den Tisch und sagte, ich hätte die Selbstverleugnung gehabt, es nicht zu öffnen.

„Die Erlaubniß, es zu thun, soll Ihr Lohn und mein Dank sein", sprach sie, weniger zerstreut und einsilbig, als unten am See.

Ich öffnete. Die Seitentaschen waren leer, die Blätter waren unbeschrieben; auf einem einzigen standen acht Verse. Das war Alles.

„Ihre Großmuth kostet Sie nicht viel, gnädige

Frau! sagte ich lachend; kein Vertrauen, kein Geheimniß wird mir offenbar".

„So viel, wie solch Büchlein von einer Persönlichkeit offenbaren kann, offenbart auch das meine vielleicht, Herr Graf".

„Lauter weiße Blätter und einige Verse! sagte ich kopfschüttelnd. Dürfte ich wenigstens die Verse lesen"?

„Sie würden sie kaum verstehen".

„Das ist freilich ein indirectes Verbot".

„Ich verbiete ganz, nie halb" sagte sie bestimmt.

„Werden Sie mir verbieten, mich Ihnen zu nähern, so lange Sie hier verweilen? fragte ich ermuthigt; ich bin allein und so überwältigt von der Schönheit....rings um mich her, daß ich Mittheilung ersehne — Ihnen gegenüber".

„Das kann ich begreifen, sagte sie; es giebt Momente, wo das Herz nach Mittheilung lechzt und wie ein lebendig Begrabener über seine gräßliche Einsamkeit verzweifelt. Das werden Sie wol nicht kennen; aber schon der Schatten davon ist zu finster für die Jugend. Sie sollen mir immer willkommen sein".

„Und wie lange bleiben Sie hier"?

„Einige Tage...einige Zeit...ich weiß noch nicht, ich reise langsam, nach Laune".

Mir klangen diese Worte wie Verheißung des

Paradieſes. Um mein Entzücken zu verbergen, las ich die Verſe. Sie lauteten: Laß, o Herr, zu deinen Füßen — Gleich der glüh'nden Magdalene — Alle Thränen mich vergießen — Daß ich mich dem Schmerz verſöhne! — Nicht mit Balſam, nur mit Zähren — Herzentquollnen, nahe ich — Ach, ſie können dich nicht ehren — Aber, Herr, ſie tröſten mich. —

„Haben Sie das gedichtet"? fragte ich, um irgend etwas Gleichgültiges zu ſagen; denn ich wußte wol, daß ſolche Worte nur aus der eignen Seele quollen, und eben darum erſchütterten ſie mich.

„Gedichtet"? ſagte ſie lächelnd; ich habe ſie empfunden, recht tief, recht heiß, recht wahr, wie ſie in die rhythmiſche Form gekommen, weiß ich wahrlich nicht".

„Wie wunderſchön iſt es, rief ich, wenn unſre tiefſten Emotionen zu ſchneeweißen Flügeln werden, die uns in eine Sphäre emportragen, wo jeder Ton ſüße Harmonie iſt".

„Ja, ſagte ſie, es mag wol eine göttliche Gabe ſein! aber was nützet ſie dem Menſchen? iſt er doch ſogar durch Hoſtien vergiftet worden, und durch die Liebe elend gemacht". Es lag eine bodenloſe Traurigkeit in der Art, wie ſie dies ſagte. Sie überfiel auch mich. Ich drückte das Geſicht in meine Hände und wiederholte nur:

„Und durch die Liebe elend gemacht".

„Wissen Sie das wirklich noch nicht"? fragte sie.

„Ich glaub' es nicht"! rief ich.

„Gott behüte Sie in Ihrem Glauben! sprach sie feierlich, und dann in verändertem Ton: Ich will auf dem Wasser fahren: ist Ihnen meine melancholische Gesellschaft wirklich lieber, als Ihre heitre Einsamkeit, so begleiten Sie mich".

Wir fuhren lange, lange auf dem See, von einem Ufer zum andern, ohne irgendwo zu landen. Sie sah unsäglich schön auf dem Wasser aus! nicht bloß wegen ihres träumerischen Wesens und ihrer ätherischen Haltung paßte sie zu diesem zauberhaften Element — nicht bloß das Geheimnißvolle ihres Auges und ihres Lächelns war in Uebereinstimmung mit den Wundern der Tiefe, welche der kühle Wasserspiegel deckt — auch ihre Schönheit, ihre Farbe, ihr Teint litten nicht durch die Nähe des glänzenden, transparenten, frischen Wassers, das dem Colorit der Frauen fast immer nachtheilig ist, denn es erscheint zu dicht, zu schwer, zu unbeweglich. Und in dem Colorit liegt Eure eigentliche Schönheit, die, welche mit Eurer Seele zusammenhangt: also nicht etwa rothe Wangen und eine weiße Stirn und blaue oder schwarze Augen machen Euch schön: sondern der Wechsel, die Bewegung, das Aufflammen und Erlöschen, das Spiel von Freudenlicht und Trauer-

ſchatten, die geiſtigen Blitze, der Athem der Seele in jenem Roth, Weiß und Blau.

Da ſie mich gleichſam eingeladen hatte, ſo nahm ſie auch die liebenswürdigſte Rückſicht auf mich, ſprach und machte mich geſprächig. Ich erzählte ihr von meiner Liebhaberei für das Schwimmen.

„Die theil' ich, ſagte ſie; ich ſchwimme faſt ebenſo gern, als ich reite".

„Es iſt erſtaunlich, rief ich verwundert, was die Damenerziehung heutzutag erheiſcht! Künſte und Wiſſenſchaften, die ſonſt nur der Mann brauchte"!

„Ich kann auch Billard ſpielen, auch Schach, auch fechten, auch einen Wagen mit zwei Pferden lenken, auch Schlittſchuh laufen, nur nicht ſchießen — dazu bin ich zu kurzſichtig".

„Macht Ihnen denn das Alles Vergnügen"? fragte ich immer erſtaunter.

„O Gott, nein! antwortete ſie; aber es gab eine Zeit, wo ich durchaus begehrte, irgend etwas ſolle mir Vergnügen machen. Jetzt fällt mir das nicht mehr ein. Darum treibe ich auch das Alles nur noch aus Gefälligkeit für Andre oder aus Gewohnheit; für mich.... iſt es nicht der Mühe werth".

„Gewiß, die Poeſie oder eine andre Kunſt muß Ihnen mehr Unterhaltung bieten, als die Uebung körperlicher Kraft und Geſchicklichkeit".

„Ja.... ich dichte — acht Verſe; ich ſinge — ein

Lied: ich zeichne eine Skizze, aber das ausbilden, das üben, das pflegen — nein! das ist nicht der Mühe werth".

„Sie haben ganz Recht! rief ich, nichts auf der Welt ist irgend einer Mühe werth, als die Liebe, und wer in ihr und auf sie das ganze Wesen konzentrirt, hat nicht Lust noch Zeit für Anderes".

Wieder trat bei ihr jene seltsame, momentane Verklärung ein. Sie sah mich an, als wolle sie meine Seele in ihre Urbestandtheile zersetzen, um die Wahrhaftigkeit meiner Gesinnung zu erforschen. Ich war athemlos unter diesem Blick. Langsam wendete sie dann den Kopf ab und sagte: „Ob"! — Weiter nichts.

Die Nacht stieg herauf über die Berge, aber nicht schwarz, sondern silbern; sie brachte den Mond mit — aber nicht kältend, sondern auflösend; alle Blütenkelche öffneten sich, alle Blumen und Pflanzen zergingen in Duft. Es war der schönste Monat des Jahres, der sommerverheißende, liebedurchglühte, zur Sonne sich drängende Junius. Es war der erste Junius. Die Lindenblüte duftete so fein, die Weinblüte so berauschend, die Orangenblüte so glühend! dazwischen zog beruhigend das starke Arom des Myrtengesträuchs und das frische des Nußbaums. Der Mondenstral legte sich golden über den See und das Wasser zitterte unter ihm, wie schüchterne Lippen unter dem ersten Kuß. Eine Nachtigall fing an zu

ſchlagen in dem Cypreſſen- und Roſenhain der Villa Sommariva, und von Bellaggio antwortete eine andre herüber. Es war eine Nacht, wo man nicht lieben nur — ſondern geliebt ſein, nicht die Seligkeit nur ahnen — ſondern ſelig ſein will. Und mich liebte Niemand. Mich überfiel eine brennende Verzweiflung, eine unmäßige Traurigkeit. Ich ſtand auf. Hätte ſie mich angeſehen, ſo wär' ich vor ihr niedergeſunken; aber ſie that es nicht und — ich ſprang in den See. Wahnſinn? nicht wahr? — oder vielleicht Koketterie! ſie ſollte ſich mit mir beſchäftigen; nicht wahr? — Beides kann ſein. Ich that. Ich war noch jung genug, um ohne Berechnung etwas zu thun.

Die Ruderer ſchrien laut auf und hielten an. Ich tauchte gleich wieder empor, und ſie ſagte raſch und ängſtlich:

Was fällt Ihnen ein! kommen Sie augenblicklich in die Barke zurück! wer ſchwimmt denn in Kleidern! wir ſind weit vom Ufer! bitte, bitte"!

Aber ich wollte nicht; ich wollte nur die Hand auf den Rand der Barke legen, wenn ich ermüdete. Das geſchah ziemlich ſchnell, der Kleider wegen.

„Geben Sie mir Ihre Hand, bat ich: die wird mich halten".

Sie gab ſie; eine ſchmale, ſchlanke Hand mit unbeſchreiblich feinen, aber energiſchen Fingern, die

ten meine Hand faßten, und nicht zitterten, obgleich ſie in Sorge um mich war, denn ſie bat mich unaufhörlich, wieder einzuſteigen. Endlich erreichten wir das Ufer; ich, dermaßen erſchöpft, daß mich ein Schwindel packte; vor der Thür des Gaſthofs fiel ich zuſammen. Man trug mich auf mein Zimmer. Ich kam die ganze Nacht nicht recht zu mir; ich hatte ſtarkes Fieber und phantaſirte faſt immer; wenn das nachließ, war ich betäubt. Sie, ihre Kammerfrau, Wirth und Wirthin gingen ſorgſam ab und zu. Gegen Morgen ſchlief ich ein, und Fieber und Ermattung aus. Als ich erwachte, war ich ganz wohl, kleidete mich und eilte zu ihr. Sie rief mir entgegen, freudig, haſtig:

„Mein Gott, waren Sie denn wahnſinnig geſtern Abend? — wie Sie fatiguirt ausſehen! ſetzen Sie ſich aufs Sopha".

Ich that es, nahm ihre Hand und ſagte: „Ich war Ihnen ja gleichgültig — da mocht' ich nicht in Ihrer Nähe und zugleich Ihnen ſo fern ſein".

„Jetzt muß ich wol fragen, ob Sie kindiſch ſind"? antwortete ſie mit ſchnellem Erröthen und zog ihre Hand zurück.

„Es mag ganz kindiſch ſein, vom Moment überraſcht und erfüllt zu werden — aber es iſt mir nun einmal geſchehen.... bei Ihnen! ich kann nichts dafür, nichts dagegen. Seit ich Sie geſehen habe, bin

ich an Ihre Schritte gebannt, folg' ich Ihnen, wie der Blinde dem Führer, bewußtlos wohin? Es ist mir auch gleichgültig! wohin, warum, wodurch? sind lauter Fragen, die ich nicht beantworten kann; also fragen Sie mich nicht, aber glauben Sie mir".

„Sie sind ein Thor"! unterbrach sie mich.

„Weil ich dies zu Ihnen sage? oder weil ich es überhaupt empfinde"?

„Weil Sie so empfinden! rief sie; so, für die erste beste Frau, die Ihnen begegnet. Ja, ja! — und ihre Hand gebot mir Schweigen — die erste beste, im fremden Lande, in reizender Umgebung, in Ihrer Einsamkeit! ich könnte ganz anders, vielleicht das Gegentheil von dem sein, wie ich bin, und Sie würden sich ebenfalls für mich fanatisiren..... aus heller Langweil! Wissen Sie denn nicht, Herr Graf, daß man nach Italien nur mit einer geliebten Frau reisen darf"?

„Ist es meine Schuld, daß ich keine habe? fragte ich.

„Sie sind wirklich wunderbar kindisch! sagte sie; und ein Kind kann nicht lieben".

„Sie haben mich verschüchtert, indem Sie meiner Handlungsweise banale Motive unterlegten. Ich wage nicht mehr, als Mann zu sprechen".

„Nun, das ist gut", sagte sie. Sie stand auf und begehrte meine Hülfe, um in ein Album ein paar

Anſichten vom Mailänder Dom zu ſehen. Dann durchblätterte ich es: es enthielt nur Kirchen, von jeder eine äußere und eine innere Anſicht, und nur italieniſche.

„Die Kirchen geben den Städten ihren Character, ſagte ſie, denn ſie ſind aus der Zeit, als die italieniſchen Städte noch Character hatten. Von dem modernen Weſen, das ſich jetzt um ſie herum lagert, brauch ich kein Andenken; ich ſind' es überall."

Als ich das Album ſchloß, bemerkte ich auf dem braunen Saffiandeckel ein großes goldnes M. Ich fragte, ob ſie vielleicht Marie heiße.

„Nein, Meluſine."

„Meluſine! rief ich; nun, das iſt ein paſſender Name! ich hab' ihn nie gehört, als in dem Mährchen der ſchönen Meluſine, wo die reizende Fee den Ritter von Luſignan mit ihrer Liebe beglückt, bis er, ungeachtet ihres ſtrengen Verbotes, ihrer Abkunft nachforſcht, und ſie ihm entſchwindet. Meluſine! der Name darf nur von Feen getragen werden! Meluſine! jetzt weiß ich, was mich an Sie feſſelt."

„Sie werfen mir meinen Namen wie eine Beſchwörung zu," ſagte ſie.

„Fürchten Sie deren Wirkung?"

„Nein! denn wenn ich in den Zauberkreis träte, was thät' es mir?"

„Meluſine!“ ſprach ich beklommen und ergriff ihre beiden Hände. Sie trat zurück, ſah mich noch traurigter an, als gewöhnlich und ſagte:

„Mir thät' es nichts.... aber Ihnen“....—

„O Meluſine! rief ich, ſo ſprach auch die ſchöne Fee zum Ritter von Luſignan, warnte ihn vor Bekümmerniſſen, drohte ihm mit Schmerzen, die untrennbar von ihrer Liebe wären! glauben Sie, daß ihn das zurückgeſchreckt hat? daß es mich, oder irgend einen Mann zurückſchrecken könnte, der da liebt?“

„Es ſollte doch,“ antwortete ſie.

„Mein Gott, rief ich, welch eine ſeltſam kühle Liebe begehren Sie!“

„Ich! rief Meluſine, ich begehre eine kühle Liebe? o, ich bin ja elend, weil ich nie einer andern begegnet bin!“

Sie ſtand wieder vor mir, wie Pſyche, die vom Druck des Erdenlebens erlöſt, in der ſeligen Freiheit des Olymps ſich wiederfindet. Die Göttererſcheinung warf mich nieder, ich lag zu ihren Füßen, ich drückte meine Stirn, meine Lippen auf ihr Kleid, auf ihre Hand.

„O bleibe ſo! rief ich, um Gottes willen, bleibe ſo, in dieſer unirdiſchen Schönheit, die kein Weib je beſeſſen hat!.... Und ſo ſage mir — nicht, daß Du mich liebſt, aber — daß Du an meine Liebe glaubſt,

an die gewaltſame, allbeherrſchende Liebe, die mich in Deine Sphäre geſchleudert und mich zum Mond Deines Sonnenweſens gemacht hat. Zähle nicht die vergangenen, warte nicht auf zukünftige Stunden, um mir das zu ſagen! Heute wie immer vergöttere ich Deine Cherubſeele, die nichts will, in nichts Befriedigung findet, durch nichts ſich verklärt, als durch Liebe. Wär' ich Dir als Knabe begegnet, ſo hätte ich in Dir die Mutter, als Greis die Tochter geliebt — immer das, was jeglichem Alter am ſüßeſten zu lieben iſt. Laß es jetzt die Geliebte ſein, Meluſine! laß mich Dir folgen, oder folge Du mir! Zu Deiner unbewachten Einſamkeit haſt Du getrauert, bitter und tief, ich hab's geſehn! Vielleicht haſt Du an der Seite eines Andern bitter und heiß geweint! Hier, vor mir, zu mir, haſt Du gelächelt, wie vielleicht nie ſeit dem Moment, wo die erſte Ahnung der Liebe in Dir aufblühte. O lächle wieder, Meluſine, und lieblicher noch, ſeliger noch, denn was Dir gedämmert hat, iſt Tag worden — ich liebe Dich, Meluſine!"

„Armer! o Armer! Armer! ſagte ſie und legte die Hand auf meine Stirn, Du wirſt nun elend ſein.... eine Zeit lang."

„Erſt glücklich — dann immerhin elend!" rief ich.

„O Du biſt allzu verwegen, ſprach ſie: nach

dem Glück ſchmeckt Elend herbe. Soll ich Dir die unumſtößliche Gewißheit geben, daß ich an Deine Liebe glaube, indem ich ſie erwiedere, und Dich dann von mir weiſen, wie einen Fremden? ſoll ich Dir meine Seele zu beherrſchen geben, wie meinem König, und ſie dann Dir entziehen, wie einem Feinde? Und das muß ich!... ſiehſt Du, rings über dieſen Hort der ſchützenden Berge hinaus — da ſind wir getrennt“....—

„Aber hier vereint, in Deinem Zauberreich, Meluſine, meine Fee! — und dann, durch Deine Liebe dazu befähigt, erobere ich uns ein Fleckchen Erde, wo es keine Trennung für uns giebt.“

„Das wäre das Grab! ſprach ſie mit einer Verzweiflung, die mich kalt überrieſelte; denn lebend.... haben wir keine Freiſtatt bei einander.“

„Biſt Du ſo unzerbrechlich durch die fremde Liebe gefeſſelt?“ fragte ich traurig.

Sie machte heftig eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ſprach dumpf:

„Nur durch mein grauenhaftes Schickſal!“

„Und nichts Anderes verbindet Dich mit dem Mann, dem Du gehörſt?“

„Unermeßliche Dankbarkeit von meiner Seite.“

„Und wer biſt Du? wie heißt Du? wo lebſt Du?“

„Still, ſtill, ſtill! um Gottes Barmherzigkeit

willen .... still! ich mag's nicht sagen! ich will's nicht Ihnen sagen, denn Sie lieben mich und wenn Sie es erfahren .... — Sie brach ab, legte ihre Hände auf meine Schultern und fragte: Warum gefall' ich Ihnen so sehr?"

Ich sprang auf und rief lebhaft: „O Sie gefallen mir gar nicht! Tausende können mir gefallen, aber Sie beherrschen mich durch eine höhere Gewalt, die aus Ihrem Herzen in mein Herz dringt und durch Ihr unergründliches Auge zu mir spricht. Dreimal hab ich Ihr Auge aufleuchten sehen, wie wenn Freudenfeuer an hohen Festen sich entzünden; und wirklich waren es Feste für Ihre Seele, denn das vollkräftige Liebesgefühl in mir wehte sie an, wie Frühlingsluft, und sie gedachte der Auferstehung, der Himmelfahrt.... —

„Und der Passion!" unterbrach sie mich.

„Nein, sagte ich: Ihre Seele ringt in der Passion nur, wenn Sie nicht die Zuversicht zur Liebe haben! Liebe ist Dir, wie jedem Menschen, die erlösende, die heiligende Kraft, und der Mann, der Dich liebt, ist Dein Befreier, ist der Perseus, der die gefesselte Andromeda von dem starren Felsen der Trauer losreißt."

Melusine breitete die Arme gen Himmel; sie stand mit dem Rücken dem offnen Fenster zugewendet, und ihre wunderschöne Gestalt zeichnete sich so

weich, ſo verſchmelzend in den blauen Himmel hinein, daß mir war, als werde ſie, wie die Fee, ihre Namensſchweſter, durch die Lüfte von dannen fliegen. Ihr Geſicht war aufwärts gekehrt, das Haar fiel von den Schläfen zurück; in glänzender Extaſe ſtand ſie da; dann ſank ſie langſam, langſam auf ihre Knie und

„Rette mich! rette mich!“ ſagte ſie und Thränenfluthen überſtürzten ihr Antlitz.

Ich hob ſie auf, in meine Arme, an mein Herz. Nach einer Weile ſagte ſie:

„Wie heißt Du“? —

Ich nannte ihr meinen Namen.

„Ulrich klingt hart, ſagte ſie; in alten Zeiten ſprach man ihn aus Hulderich; ſo laß mich Dich nennen, mir biſt Du huldreich.“

Alles, was ſie jetzt that und ſagte, war von einer Innigkeit, von einer Seelenvibration, die ſich zu ihrer früheren zerſtreuten Gleichgültigkeit verhielt, wie eine Purpur-Aurora zum grauen Schatten der Dämmerung.

„Hulderich, ſagte ſie, beſinne Dich recht; Du haſt noch die Wahl: ich nenne mich Dir jetzt, und wir gehen zur Stelle — Du nach Süden, ich nach Norden“....—

„Aber warum, o Gott!“ rief ich.

„Die Antwort auf dies Warum würde uns

trennen, ſagte ſie, darum frage nicht eher, als bis Du entſchieden biſt; — oder ich bleibe hier, und Du auch, einige Tage oder Wochen, und dann trennen wir uns, und Du erfährſt nie, nie, wer ich bin und wohin ich gegangen; denn alsdann ſag ich es Dir nicht, Hulderich, und Du mußt mir einen Eid ablegen mir nicht nachzuſpüren! denn.... erfährſt Du dann meinen Namen, ſo kann Dir der Tod nicht weher thun! wohlverſtanden, wenn Du mich wirklich liebſt!"

„Wenn' oder Weh komme über mich! rief ich, ſo lieb' ich Dich, Meluſine! Ich ſchwöre Dir, Dir nicht nachzuſpüren! aber ſei Du eine Mörderin, ſtehe Du auf dem Schaffot, und rufe mich, ich komme!.... ich komme von der andern Hemiſphäre, Meluſine, auf einen Wink"....—

„Hoffe nie auf dieſen Wink, noch auf irgend ein Liebeszeichen. Ich gebe ſie nicht, ich ſchwöre das, Hulderich! Ja, mehr noch! ſollte uns der Zufall dereinſt zuſammen oder an einander vorbei führen — ich würde Dich verleugnen, ich würde Dich nicht wiederkennen, ich würde ſagen: Sie ſind mir fremd, mein Herr! — Das muß ich.... Deinetwegen!"

Sie drückte die Hände mit krampfhafter Wildheit vor die Stirn und ſagte dann im veränderten Ton:

„Einſamkeit eraltirt! wir Beide haben das eben etwas zu ſehr erfahren, Herr Graf. Ich denke, noch heut über den See nach Varenna zu gehen.“

Ich umklammerte ihre Hand, als fürchte ich, daß ſie mein Todesurtheil damit unterzeichnen werde, und rief: „Nein, nein! mögen Sie ein Engel oder ein Ungeheuer, eine Fee oder eine Königin, ein Weib oder ein Geſpenſt ſein — ich laſſe Sie nicht fort! nicht jetzt! Sie ſollen lächeln und lieben! Sie ſollen an Liebe glauben und glücklich ſein! O gönnen Sie Sich doch dieſen Frühlingstag; er iſt vielleicht der einzige in Ihrem Leben! o gönnen Sie mir das Bewußtſein, Ihnen dieſen Tag heraufgeführt zu haben.“

„Wie kann man ſich dermaßen für ein Paar traurige Augen fanatiſiren?“ ſagte ſie mit ihrem melancholiſchen Lächeln.

„Ich darf Sie nicht fragen: wer und wohin? Sie dürfen eben ſo wenig mich nach wie und warum? fragen. Meluſine, laß uns an einander glauben.“

„Wie lange?“ fragte ſie mit kaltem Spott.

Aber ich ließ mich nicht irre machen und ſagte: „Wo Glaube und Liebe einmal ſich entzündet haben, und hätten ſie auch nur eine Sekunde in hoher Flamme gelodert — da ſind ſie. Was einmal iſt, iſt ewig; der Geiſt gebiert nichts umſonſt. Was

der Ewigkeit angehört, kann nicht nach kurzer oder langer Zeit gemessen, in Vergangenheit oder Zukunft klassificirt werden; in diesem Gebiet hat wie lange und immer einen und denselben Klang."

„Sie sind ein großer Schwärmer, und ich thue vielleicht sehr Unrecht, Ihnen nicht zu sagen: das that ich; kannst Du mich noch lieben?"

„Mein Gott, welcher Unthat können Sie Sich zeihen? Charlotte Corday wird verehrt, Beatrice Cenci als Märtyrin beklagt, Judith zwischen die Heiligen gestellt. Oder haben Sie einen Schatz veruntreut? in einem unerhört bewunderten Roman, in Eugen Aram, ist bewiesen, daß man ein erhabner Mensch und ein gemeiner Dieb sein könne"....—

„Sie spotten und mir bricht das Herz!" rief Melusine. Sie sank todtenblaß auf das Sopha und brach in ein so trostloses Weinen aus, daß ich zitternd, wie ein überführter Missethäter vor ihr stand.

„Aber sehen Sie denn nicht, daß meine Seele zerrissen ist? rief sie dazwischen; aber fühlen Sie denn nicht, daß jede Berührung ihr weh thut, daß sie still eingewickelt liegen muß in ihre Gleichgültigkeit, wie die Raupe in der Puppe? aber wissen Sie denn nicht, daß Frühlingsluft im Januar schädlich ist, weil sie Blüten hervorlockt, die in Schnee und Frost umkommen müssen, und daß mein ganzes Leben ein Januar ist? — Was drängen Sie Sich

an mich, um mich zu verletzen! gehen Sie zu den Fröhlichen, zu den Glücklichen in der Welt — die vergessen leicht, was weh thut! aber mein Herz ist wund, um und um. Gehen Sie, Graf! o gehen Sie! ich mag Sie nicht mehr hören."

Sie wies mich fort. Statt dessen umschlang ich, vor ihr niederknieend, ihre Knie, und sagte:

„Melusine, die Liebe verletzt im Rausch des Entzückens das Geliebteste; wie kannst Du zürnen?"

Sie stand auf, machte sich los, und blickte auf mich herab mit ihrem göttlich gewaltigen Auge, das ein prächtiger Zorn noch mächtiger machte; ihre Lippen bebten, ihre Wangen glühten.

„Leben Sie wohl!" sagte sie.

„Wenn Sie abreisen, so folge ich Ihnen, entgegnete ich gelassen, denn ich liebe Sie. Sie brauchen weder auf das Eine noch das Andere Rücksicht zu nehmen, allein Sie können es mir nicht verbieten, denn Ihre frühere Aeußerungen haben mir klar gesagt, daß Ihre Verhältnisse nicht durch meine Liebe beeinträchtigt werden, daß ich mir allein Leid zufüge: so will ich denn wissen, in welchem Grade. Wenn nicht das Glück — so komme der Schmerz meines Lebens durch Sie über mich."

„Mein Gott, rief Melusine, bin denn nur ich ein so erbärmliches Geschöpf, oder sind es alle Frauen, daß ein Funke von Liebe im fremden Busen

alle Panzer ſchmilzt, die ſie um den eignen geſchmiedet haben! mein Gott, ich glaube, wir gehen aus dem Paradies in die Hölle, wenn der Teufel zu uns ſpräche: ich liebe dich und deine Liebe kann mich erlöſen! mein Gott! mein Gott! und ich bin nicht im Paradieſe, ſondern in der Hölle, und vielleicht ſpricht ein Engel zu mir: ich liebe dich, und meine Liebe kann dich erlöſen.“

Wieder ſtand ich zitternd ihr gegenüber. Dieſe Glut, dieſe Leidenſchaft — — bah! welch nüchterne Worte! wie ſind ſie verwebt mit plumper Bedeutung! wie viel Irdiſches liegt darin, was ihre Flammenglorie verdunkelt! Nein, Ekſtaſe will ich ſagen, oder Begeiſterung. Unica, wenn Du je nach Rom gehſt, ſo beſuche die Kirche Sta. Maria in Vallicella. In dem dazu gehörenden Kloſter iſt der heilige Philippus Neri geſtorben, und es werden dort allerlei Erinnerungen und Reliquien von ihm aufbewahrt, unter andern auch Maßſtab und Winkelmaß des berühmten Baumeiſters Vanvitelli, welche er aus beſondrer Verehrung für den Heiligen als Votivgabe ihm dargebracht hat. Dies iſt aber nicht die eigentliche Merkwürdigkeit, ſondern ein Bild Guido Renis iſt es, welches den Heiligen im Gebet darſtellt, und zwar ſo, wie man ihn vor dem Altar geſehen haben will, nämlich durch die Ekſtaſe von der Erde etwas erhoben, und ſchwebend knieend.

Dieſe unirdiſche Stellung, dies freudige Zittern der erhobenen Hände, dies Aufwärtsringen des Blicks, des Leibes, dieſe Gewalt der Seele über die ſchwere Körperlichkeit, iſt mit einer Freiheit und Natürlichkeit wiedergegeben, die ich nie in einem Gemälde — und bei keinem andern Menſchen, als bei Meluſinen geſehen habe. Damals hätte ich mich nicht gewundert, wenn ſie in ihr roſenfarbenes Kleid, wie in die Morgenröthe ſich hüllend, lebendig gen Himmel gefahren wäre. Ich wunderte mich im Grunde, daß es nicht geſchah, daß die Aſpirationen einer ſolchen Seele nicht längſt den Körper zerrieben hatten. Ich ſagte auch ganz träumeriſch:

„Bin ich nicht etwa ein Sonntagskind und ſeh eine Geiſtererſcheinung am hellen Tage? biſt Du wirklich, leiblich, menſchlich, Meluſine?“

Ich faßte ihre Hand, wie, um mich zu überzeugen, und wieder frappirte mich der energiſche Druck der ſchlanken Finger, denn ſie ergriff meine Hand und ſagte finſter:

„Ein Mann hat mich in den Abgrund des Jammers und der nie verſiegenden Trauer geſtürzt, weil er mich gleichgültig fortwies, mich, die von ihm, wie von Gott, mein Heil erwartete, denn ich hatte für ihn mein junges, friſches, flügelſchlagendes, königliches Herz in den Staub geworfen, und er hatte damit geſpielt. So ſprechen alle Frauen,

nicht wahr? das iſt eine ganz alltägliche Geſchichte, die jedem Mann paſſirt iſt, vielleicht auch Ihnen, nicht wahr? immer meinen die Weiber, der, gerade der habe ſie ruinirt, und hundert Andern wäre es ebenfalls gelungen, nicht wahr? ich will Sie auch keineswegs mit dieſer Litanei ermüden. Alſo: ich litt Schiffbruch, ich ſtrandete an einer öden, wüſten Inſel, aber ſie war für mich der Heerd eines Gaſtfreundes, denn ſie nahm mich auf und die Wellen durften nicht mehr mit mir ſpielen. Kein Menſchenfuß betritt ſie, keine Menſchenhand erreicht ſie, ich bin einſam, einſam, einſam in der Verbannung, ich bin's auf Lebenszeit; Niemand kann mich fortführen, oder jene öde Stätte ſchmücken; aber ich habe mich dazu reſignirt, und jetzt thut mir dort in meiner Abgeſchiedenheit auch Niemand mehr ein Leid. Ich bin gefeyt. Ich mag auch nichts mehr — kein Glück, keine Freude, keinen Genuß, keine Zerſtreuung, kein Vergnügen, keine Beſchäftigung; es iſt nicht der Mühe werth. Nur lieben mögt' ich — aber lieben".....—

Sie ſah zum Himmel mit einem Ausdruck, daß mir unwillkürlich die Thränen aus den Augen ſtürzten. Sie ſprach befremdet:

„Warum weinen Sie denn? iſt das nicht der Wunſch aller Kreatur? — Ich mögte lieben, um wieder das alte Vertrauen zum Menſchen, zum

Ebenbild Gottes, zu Gott faſſen zu können — daß nicht Lüge die Welt beherrſcht! Ich mögte lieben, um beſſer zu werden, als ich bin, — nicht des Glücks wegen, das darin liegt; denn die Paar glücklichen Stunden werden früh untergehen, wie eine Aurora in Wolken; und ich mögte ja nur etwas darin finden, was ſo lange ausdauert, wie meine Seele. Ich mag wol irren, denn ich bin elend und Elend macht den Blick unklar, weil er nur durch Thränen ſieht — aber mir däucht, daß der von Gott verlaſſen iſt, der keinen Menſchen liebt und von keinem geliebt wird; daß ein höherer Segen darin liegt, den Geringſten zu lieben, als mit den Größten in einer Reihe zu ſtehen, die Gewaltigſten zu beherrſchen und mit den Herrlichſten zu wetteifern; daß man ſich darum auch nicht ſchämen dürfe, den Geringſten zu lieben; ach!....ich bin die Geringſte.... aber wird der deshalb kleiner, der mich liebt?"

„Nein, Meluſine, tauſendmal nein! die Liebe macht nie klein durch ihren Gegenſtand. Man ſagt wol, nur das Schönſte, nur das Vollkommenſte ſollten wir lieben; ach, was haben wir denn dem Schönſten und Vollkommenſten anzubieten? was können wir ihm ſein? was ihm geben? wer mag denn in der Liebe nur nehmen, Meluſine? — Das Schwache zu unterſtützen, das Wankende zu erkräf-

tigen, das Verfinſterte zu lichten, das Sehnſuchtvolle zu befriedigen, das Strebende zu beflügeln — das ſollte uns klein machen? warum ſollen wir nicht mit derſelben entzückten Andacht dem Werden nachſchauen, als dem Gewordenſein? und in welcher Menſchenſeele iſt denn überhaupt etwas Anderes zu finden, was ihr den Stempel der Schönheit aufdrückt, als der mehr oder minder glühende Durſt nach dem Werden? Eine Pflanze blüht früher, die andre ſpäter; eine Frucht reift langſamer, die andre ſchneller; — und das Werden der Menſchen ſollte bei Allen im gleichen Schritt vorwärts gehen? Lord Byron legte bei achtzehn Jahren den Grundſtein zu ſeiner Unſterblichkeit, Rouſſeau bei achtundvierzig. St. Aloyſius war ein Heiliger von der Wiege an, St. Auguſtin ward es nach einem ſturmdurchwühlten Leben. Wer mögte hier den Glauben, dort den Genius höher oder tiefer ſtellen, je nach der Jahreszahl? — Welche Seele wir mitbringen für den Glauben, für den Genius, für die Liebe — darauf kommt es an, Meluſine, die adelt uns, und Du, ich ſagt' es Dir ſchon, haſt eine Cherubſeele, die im Feuer der Liebe ihre Himmel hat und jetzt vielleicht nur eines geringen Fehltritts wegen, den auch Engel begangen haben, in der Verbannung iſt."

„O, ſagte Meluſine, Du kannſt lieben! ſogar mich." Sie umſchlang mich mit dem linken Arm

und hob den rechten gen Himmel. „Hulderich, reiches, edles, reines Herz! weil ich traurig, weil ich elend, weil ich armſelig bin — darum liebſt Du mich! ſo lieben die ſtarken und großen Seelen, ſo kam der Heiland für die Sünder in die Welt, ſo begnadet Gott die Creatur. Was Chriſtus gethan hat, kannſt Du auch thun, Hulderich, nicht einer Welt, aber einer Seele, meiner Seele. Dafür wirſt Du denn auch ans Kreuz geſchlagen und ich werde zu Dir beten, wie zum Erlöſer. So wird es ſein; nicht anders! ich habe Dein Opfer angenommen, Hulderich.“

Ihr Arm ſank herab und wie ein Blumenkranz um mein Haupt. — —

Lächelſt Du, Unica? ſcheint Dir dieſe Romeo-Liebe, die aus einem Blick und einem Wort entſpringt, und am erſten Tage ſchon über alle Zweifel und jede Schwankung zur Gewißheit ſchreitet — ſehr plump, ſehr unnatürlich, ſehr knabenhaft ſchwärmeriſch? Ich muß es mir gefallen laſſen. Darum werd' ich Dir auch nichts erzählen von jenem Monat Junius. Dem Gleichgültigen würde Alles wie fabelnde Uebertreibung klingen, was für mich doch nur ein ſchwacher Nachhall von jenem feurigen Hymnus der Liebe wäre. Der Nüchterne würde Rauſch nennen, was mir Begeiſterung war: im Rauſch liegt die Lüge, in der Begeiſterung die

Wahrheit; das unterſcheidet beide. In keinem Moment meines Lebens hab ich mich ſo bereit, ſo ſtark, ſo freudig zur Vollendung jeder Aufgabe, zur Vollbringung jeder Pflicht, zu Allem, was tüchtig, brav und recht iſt, gefühlt — als damals, obgleich die Wellen des übermächtigſten Gefühls wie Kataraкte über mir zuſammenſchlugen.

Meluſine war — ja, wie war ſie? wie ſoll ich ſie Dir beſchreiben? Einem Mann eher! der denkt an die ehemalige oder die zukünftige Geliebte und begreift wenigſtens zur Hälfte; aber eine Frau kann nur an ſich denken und begreift gar nicht — oder ganz, und ich weiß freilich nicht, ob noch eine Meluſinen-Natur auf der Erde exiſtirt. Denn ſie war Alles: göttlich und zauberhaft, ein Engel und ein Elementargeiſt, primitiv wie eine Gottheit, oder wie ein Kind, ungebändigt wie eine Naturkraft, oder wie ein Weib; — (denn das ſind alle Frauen! Erziehung, Welt und Herkommen künſteln dermaßen an ihrem äußern Weſen, daß ein Gegenſatz von unbändiger Wildheit tief in ihre Seele unausrottbar Wurzel ſchlägt) — Meluſine war luſtig wie ein Knabe, ſeelenvoll wie eine Frau, melancholiſch wie ein Menſch. Sie konnte auch Alles; aber ſie that nichts und langweilte ſich auch nicht. Hätte ſie ihre geiſtigen Kräfte auf irgend einen Punkt konzentrirt, ſie wäre ſchaffend oder handelnd ein Genie geweſen.

Jetzt war sie nur ein Genie im Lieben. Hätte sie für ihre Schönheit, für ihren Anzug nur den hundertsten Theil der Aufmerksamkeit gehabt, welche ihrem Geschlecht fast angeboren ist, so mein' ich, daß alle Männer sie hätten anbeten müssen. Jetzt war sie vielleicht nur für den schön, den sie liebte. Sie trug keinen Hut, sie kletterte in Regen und Hitze auf den Bergen umher, sie steckte ihre Hand aus der Barke in den See, obgleich die Sonne auf das Wasser schien; sie trug ein hellrothes, oder ein weißes Musselinkleid, immer ganz frisch, aber ganz schlicht. Sie hatte schöne Sachen, Shawls, Spitzen, Schmuck; es wäre den meisten Frauen eingefallen — nicht sich zu putzen, aber doch durch irgend einen Wechsel das Auge des Geliebten zu reizen; ihr nicht. Gedankenlos war sie sich ihrer unwandelbaren Schönheit bewußt; sie hatte den Gürtel der Venus. — —

Der erste Julius war zu unsrer beiderseitigen Abreise unwiderruflich bestimmt. In demselben Augenblick sollte das Dampfboot sie nach Varenna, eine Barke mich nach Como führen. Bis dahin lebte ich, wie der Ritter von Lusignan mit seiner geliebten Fee mag gelebt haben, selig des überirdischen Besitzes.

„Fürchtest Du nicht die Zukunft, Hulderich, die uns so herbe trennt?" fragte sie plötzlich, als wir

eines Abends wie gewöhnlich nach Sonnenuntergang auf dem Waſſer fuhren.

„Aber was kann ich denn jetzt fürchten! rief ich; ſprich mir vom Laurentiusroſt und von den Martern aller Heiligen des Kalenders — der Gedanke an Dich ſchwebt über ihnen, wie die Kraft der Engel, welche alle Marterwerkzeuge zerbricht und alle Scheiterhaufenflammen kühlt."

Sie ſaß hinten auf der Querbank; ich lag ausgeſtreckt auf der einen Seitenbank und mein Kopf an ihrer Bruſt, von ihrem rechten Arm gehalten. Zuweilen überzitterte ihre Linke mein Haar, mein Antlitz, ohne es eigentlich zu berühren, und ihre Augen leuchteten durch die zunehmende Finſterniß ſo magiſch, daß ſie in mich hineinfunkelten, ſelbſt wenn ich die meinen ſchloß. Und zuweilen ſagte ſie mit ihrer linden, reinen, perlenden Stimme:

„Hulderich....mein Vielliebe!"....—

„Oh! unterbrach Ulrich plötzlich ſich ſelbſt, und ſchlug mit einer verzweiflungsvollen Bewegung die Hände vor die Stirn; noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, nach ſolchen Martern, nach ſolchen, alles abtödtenden Erſchütterungen, klingt die Stimme, funkeln die Augen, umrieſelt mich die Berührung, und der magnetiſche Wonneſchauer, den ihre Gegenwart mir immer gab, vibrirt durch mein ganzes Sein, und ſchleudert mich mit ihr zuſammen auf die ſelige

Inſel zurück, wo ich das eine hohe Feſt meines Lebens gefeiert habe.

Athemlos vor Erſtaunen ſtarrte Unica ihren Mann an. Aber war es denn wirklich ihr Mann, der Ulrich, den ſie kannte? er war nicht mehr häßlich, nicht mehr gleichgültig, nicht mehr fatiguirt. Die düſtre Falte zwiſchen den Augenbrauen war geglättet, die Stirn frei, die Wangen geröthet, und in ſeinen Augen brannte eine ſo tiefe Glut, daß die Eiferſucht begann, ihren ſcharfen Stachel in Unicas Buſen zu graben. Daß Ulrich ſo ſein, und daß ſie dies nur in dem Moment erfahren konnte, wo die Erinnerung an eine andre Frau ihn beherrſchte, das verwundete ihre keimende Liebe ſowol, als ihren Stolz. Sie ſagte eiſig:

„Willſt Du nicht ein Glas Zuckerwaſſer trinken? die lange Erzählung erſchöpft und erhitzt Dich.“

Ebenſo eiſig entgegnete Ulrich: „Darf ich Dich bemühen, Beſte.“

Er nahm das Glas, welches ſie ihm vollgeſchenkt anbot, aber ſtatt zu trinken, zerſtieß er den Zucker mit dem Löffel und ſagte gedankenlos: „Zu dieſem rubinfarbenen Trinkgeſchirre gehören durchaus Löffel von Vermeil.“

„Sie wären wol eleganter, antwortete Unica:

aber mögteſt Du nicht in Deiner Erzählung fortfahren?"

„Ja ſo! rief er; Dein Zuckerwaſſer iſt wie der Lethe: er ſpült auch die herrlichſten, ſüßeſten Erinnerungen fort. Nun, ich werde kurz ſein in meinem ferneren Bericht.

„Es giebt eine Blume, die blüht zwiſchen Dornen und Geſtrüpp, an Hecken und Gräben, ein ſchneeweißer, tranſparenter Becher, zart, friſch; und in dem Moment, wo man ſie pflückt, iſt ſie welk und matt. Es iſt nur eine ſchlichte Feldblume, und ich meine, ſie heißt Convolvel. So hing Meluſine in meinen Armen am Morgen jenes erſten Julius. Es war eine fürchterliche Nacht vorhergegangen, keine Sekunde des Schlafs über ſie gekommen. O, in Luſt und Freude die Nächte zu durchwachen, in trauten Geſprächen, in myſteriöſen Entzückungen, in der begrenzten Heimlichkeit des engen Zimmers, in dem duftigen Schooß der freien Natur — das iſt leicht! aber dieſe Nacht! Ich beſchwor ſie, nur eine Viertelſtunde zu ruhen.

„Nein! rief ſie, es bricht ja ſchon die lange Nacht an, in der ich Dich nicht mehr ſehen werde. So lang' ich bei Dir bin, will ich Dich ſehen."

Sie ging auf und ab, ſtundenlang. Gegen Morgen ſchlug ich ihr eine Waſſerfahrt vor, um ſie ein wenig durch die friſche Luft zu calmiren;

aber ſie war zu nervos aufgeregt, um auf einem Platz ausharren zu können: ſie lehnte es ab. Bald faßte ſie mich unter den Arm und ich mußte mit ihr durch die Zimmer gehen; bald blieb ſie vor mir ſtehen mit untergeſchlagenen Armen, nach ihrer Weiſe, und ſah mich ſo unbeweglich an, als wolle ſie mich auf dem langen, goldnen Strahl, wie auf einer Himmelsleiter, in ihr Aug' und ihre Seele ziehen; bald umfaßte ſie mich mit einer krampfhaften, zitternden Spannung, die ihr gar nicht eigen war; denn in Ruhe oder in Leidenſchaft — immer hatt' ich ſie energiſch geſehen. Schwer lehnte ſich ihr ſchöner Kopf an meine Bruſt, ſchwer lag ihre Hand auf meiner Stirn, meiner Schulter, ſchwer — ſie! welche die liebliche Eigenſchaft hatte, leicht wie ein Schmetterling zu ſein, oder ſich zu machen. Der Glaube lehrte auf dem Waſſer zu gehen, Meluſine ſchien auf der Luft gehen zu können. Leichen ſind ſchwer, weil die Seele ſie nicht mehr durchathmet; ihre Seele drohte ſich vom Körper loszureißen, daher kam dieſe leichenhafte Schwere über ſie. Als die Sonne ihre erſten Strahlen lang in das Zimmer hineinwarf und ich die Kerzen löſchte, ſah ich erſt recht ihre fürchterliche Zerſtörung. Sie war noch in dem weißen Muſſelinkleid des vorigen Tages, das Haar hing halb aufgelöſt über ihren ſchlanken Nacken. Zuweilen nahm ſie einen Streif,

wickelte ihn um ihre Finger und warf ihn dann, den Kopf schüttelnd, hastig über ihre Schulter zurück; oder sie faßte plötzlich mit beiden Händen ihren Kopf und drückte die Schläfen, so fest sie konnte. Dadurch war das Haar zerwühlt, und gab ihrem geisterbleichen Antlitz einen erhöhten Ausdruck von Verzweiflung.

„Dies ist mein letzter Sonnentag, sagte sie, und sah abwechselnd mich und die Sonne an; ist der Tod nicht heller, als ewige Finsterniß?"

„Meluine! rief ich, bei Deiner Liebe zu mir, denk' an das Leben, nicht an den Tod! kannst Du wissen, wie unsre Schicksale sich wenden? ob Du nicht dereinst noch glühend das Leben wünschen wirst, in seliger Vereinigung mit mir."

„Nein, Hulderich, sagte sie, solche Hoffnungen hab ich nicht, kann sie nicht haben; nicht sie werden mir das Leben leichter machen! Aber da es nun doch einmal mit Deiner Liebe begnadigt worden ist — mein armes, verfinstertes Leben mit Deiner glorreichen Liebe — so will ich es denn auch ausleben, und Dein Herz soll der Altar sein, vor dem in stiller, andächtiger Huldigung mein Wesen als ewige Lampe beständig flammt und nie sich verzehrt. Das Leben empfing die Verheißung der Ewigkeit — nicht der Tod."

So hatte sie die ganze Nacht zu mir gesprochen,

und ich erkannte daraus mit unsäglicher Freude, daß sie zwar in dem Schmerz des Abschieds wie auf einem lodernden Scheiterhaufen stehe, aber daß die dumpfe Trostlosigkeit, in der ich sie gefunden, nicht mehr wie ein seelenentnervender Sirocco auf ihr brüte. An mich dachte ich damals nicht; das kam später.

Das Dampfboot rauschte über den See, die Glocke gab das Zeichen. Melusine sah mich mit einer Angst an, daß mein Hirn sich zu spalten drohte.

„O mein Engel, laß mich bei Dir bleiben!" flehte ich zu ihren Füßen.

Aber sie machte mit Kopf und Hand eine verneinende Bewegung und fiel ohnmächtig an meine Brust. So brachte ich sie in die Barke und aufs Dampfboot, welches sich sogleich in Bewegung setzen wollte. Das Pochen meines Herzens mußte sie geweckt haben, denn sie schlug die Augen auf, als ich sie in der Kajüte auf ein Sopha niederlegte; ihre Lippen brannten auf den meinen, dann sagte sie:

„Hulderich, mein Vielliebster.... lebe wohl!" und sich von mir abwendend, verhüllte sie ihr Antlitz. Ich stürzte fort und in meine Barke. Da stand ich und sah dem fortbrausenden Dampfboot nach, und als ich es nicht mehr sah — sprang ich in den

See und schwamm der Richtung nach, die es genommen, als ob ich es einholen wollte oder könnte. —

Dies war der erste Akt meiner Liebestragödie. Der letzte spielte fast vier Jahr später. Ich hatte sie ausgefüllt mit einer Reise durch Italien und Griechenland und durch einen dreijährigen Aufenthalt bei der Gesandtschaft in Stockholm und Petersburg. Nach Deutschland war ich nur flüchtig gekommen; das Alles weißt Du. Aber wie ich innerlich lebte — das weißt Du freilich nicht! es war ein Traumleben, von dem ich selbst wirklich nicht begreife, wie ich es so lange führen konnte. Alle Erscheinungen, Bilder und Dinge waren mir äußerlich, wesen- und gehaltlos, und ich ließ sie an mir vorbeirollen, wie die bunten Schattengestalten der Zauberlaterne, ohne eine Innerlichkeit, eine Wahrhaftigkeit von ihnen zu begehren. Aber von mir begehrte ich sie. All meine Kräfte und Fähigkeiten wendete ich nach innen, nicht sowol, um Tüchtiges zu leisten, als hauptsächlich um tüchtig zu sein. Denn ich finde Melusine wieder! das war tagtäglich mein erster Gedanke; und mein Leben soll beweisen, daß ich ihrer würdig bin, und ich will sie dadurch zwingen, mich anzuerkennen, und sie soll mit Stolz sagen: er liebt mich — darum ist er, was er ist. Melusine war das Prinzip meiner Existenz, die ewige Wahrheit in dem System meines Lebens. Wie ich auch ging, ich konnte sie nicht ver-

fehlen, sobald ich nur ihr und mir getreu blieb! auf einem Punkt, früher oder später, mußte ich ihr begegnen. Mit dieser Zuversicht ging ich fast glücklich dahin; denn brennende Sehnsucht verwüstet nur momentan, und befruchtet dauernd das Erdreich der Menschenseele, so wie über den Lavaschlacken des Vesuvs die campagna felice prangt. Eine einzige felsenfeste Ueberzeugung wird für uns der Pharus, dessen Licht uns um alle Klippen und durch alle Brandungen leitet. Melusine hatte ich mich zu eigen gegeben; in ihr fühlte ich mich frei, und in meiner Freiheit — stolz. Damals hast Du mich gesehen, Unica. Damals wartete ich auf Melusine, wie die Gläubigen auf ein Mirakel, wodurch sich ihnen die Gottheit offenbaren soll. Sie zu suchen, fiel mir nicht ein, und nicht meines Gelübdes wegen; ich glaubte eben nur, zur rechten Zeit werde sie mir zugeführt werden. Mitunter ertappte ich mich darauf, einem rothen Kleide oder einem Florentiner Strohhut rasch nachzugehen; dann mußt' ich über mich lächeln. Auch mich zu zergrübeln, wer und was sie sein möge, fiel mir nicht ein. Wie sie war — das dacht' ich nach, und immer mit demselben Entzücken. O mein Gott! im Namen dieser Frau hätte ich Wunder thun mögen und thun können.

Ich ward nach Berlin mit einem besondern Auftrag gesendet. Erstens ist Berlin sehr langweilig,

und zweitens lebte dort eine Schwester meiner Mutter, die Gräfin Wettberg, die mich mit ihrer ältesten Tochter verheirathen wollte: dies war genug, um mir meine Sendung unbehaglich zu machen. Ich nahm mir auch vor, nur die allernothwendigste Zeit dort zu bleiben und dann hieher zu gehen, um Deinen Vater zu besuchen, der, wenn er auch unsre Verbindung wünschte, doch andre Allüren dabei hatte, als meine liebe Tante. Unverheirathete Männer sind wirklich gezwungen, den Frauen den Hof zu machen, sobald es ihnen einfällt, das triste Einerlei der Gesellschaft durch ein selbes Reizmittel etwas lebhafter aufzufärben; denn bei Mädchen dürfen sie es nicht wagen, wenn sie sich nicht schlau oder stark genug wissen, um der Ehemänner-Presse zu entschlüpfen.

Abgesehen von meiner leidenschaftlichen Liebe für Melusine, die mich in eine Region entrückte, welche jedem andern Weibe unzugänglich war: würde dennoch meine Cousine Rosalba, hoch und dünn aufgeschossen, goldhaarig, fünfzehnjährig, niemals den geringsten Eindruck auf mich gemacht haben. Sie war ein gutes Kind, so behandelte ich sie, und sie war ganz damit zufrieden, denn ich schien ihr viel zu alt und ernsthaft, um ihr Mann zu werden. Dies gestaltete sich sogleich in den ersten Tagen, trotz der Anspielungen meiner Tante, und ich war dessen herzlich froh.

Es war um die Zeit des Aequinoctiums! eine bängliche Zeit, dieſer Kampf in der Natur zwiſchen dem Winter und Frühling, dies Ringen, Entfliehen und Wiederkehren, dieſe Stürme und Regenſchauer und Schneewolken, mit feuchtheißen Sonnenblicken untermiſcht! Der Menſch leidet in dem Krieg der Elemente; er weiß nicht, zu wem ſich halten, zum jungen, üppigen Frühling, zum alten, ſtrengen Winter; jener iſt zu auflöſend, dieſer läſtig durch ſeine Erſtarrung. Von dieſem Gährungsprozeß der Geſammtnatur können ſich wenig Menſchen frei halten, ſogar große Genies nicht; aber die vielleicht am wenigſten, weil ihre Kräfte primitiv Friſche und Gewalt haben. Weder Milton noch Alfieri waren im Stande, zur Zeit des Aequinoctiums zu dichten.

Ich kam eines Morgens ganz erſchöpft zu meiner Tante, denn es wehte ein Südweſtwind, der mich auf dem Wege vom **Hôtel de Russie** nach der Behrenſtraße wie unter der Kelter gehabt. Im Vorzimmer blieb ich ſtehen und ſagte halblaut: „Wenn es doch endlich einmal wieder Junius werden wollte"! Erſchrocken über mein Selbſtgeſpräch ſah ich mich um, ob Niemand es gehört habe, und dabei fiel mein Blick auf einige Blumentöpfe im offnen Fenſter, Pfleglinge meiner Couſine Ida: da ſtand die bewußte Erika. Durch eine Ideencombination fiel mir plötzlich bei, daß heute Meluſinens Geburtstag ſei, und

ich blickte die Blume an, als sei sie ein Bote, ein Gruß von der Geliebten, und als würde sie ihr alles erzählen, was ich in ihre blaßrothen Glöckchen flüsterte. Plötzlich weckte mich Pferdegetrappel, denn das ist etwas Seltnes in der stillen Behrenstraße, und aus dem Thor des gegenüber liegenden Hauses ritt langsam auf einem großen Apfelschimmel im blaßgrauen Reitkleid — Melusine hervor. Sie war es: der Anzug machte sie größer und dünner, der Hut versteckte ihre Stirn, die dunkelblaue Cravatte ihren Hals; aber sie war es! verschleiert hätt' ich sie erkannt. Diese himmlische Zerstreutheit, diese nachlässige Grazie hatte nur sie. Mitten auf der Straße hielt sie; ihre Begleiter schienen noch nicht fertig zu sein. Da ward drüben ein Fenster aufgemacht, und ein Frauenzimmer hob ein Kind herauf, das in die Hände klatschte und: „Mama"! jauchzte. Nun kam Leben und Wärme in die Haltung der Reiterin. Sie wandte sich mit jenem mir wohlbekannten himmlischen Stralen des Angesichts zu dem Knaben, warf ihm Küsse zu und rief mit ihrer goldnen Stimme hinauf: „Hulderich, mein Hulderich"! — Indem kamen drei Herren aus dem Thor geritten, und die Cavalcade bog in die Wilhelmsstraße hinein, während der Knabe drüben neugierig und fröhlich ihr nachsah. Ueber meine Augen sank ein Flor, ich war keiner Bewegung mächtig und lehnte unbeweglich an

der Wand. Ich mogte wol ausſehen, als hätte ich die Beſinnung verloren; meine ganze Lebenskraft konzentrirte ſich in wüthendem Herzklopfen.

Die Thür ging auf und Roſalba und Ida traten ein. Letztere rief:

„Ach, Du beſiehſt meine allerliebſten Blumen"! aber Roſalba rief:

„O ſchweig von Deinen dummen Blumen, Ida! er iſt ja unwohl! vielleicht haben ſie ihn ohnmächtig gemacht".

„Ohnmächtig? ein Mann! das hab' ich noch nie geſehen! ſagte Ida höchſt gelaſſen und ſtellte ſich vor mich hin; ich muß ſagen, ich find' es recht erbärmlich für einen Mann, vor Blumen in Ohnmacht zu fallen".

„Du haſt gar kein menſchliches Gefühl, Ida! ſagte Roſalba unwillig, und dann meine Hand nehmend, zu mir: Komm herein, Ulrich, bitte, bitte! komm herein".

Daß ſie in dieſem Augenblick meinen Namen nannte, meine Hand nahm, bitte! bitte! ſagte — dieſe zwei Worte, die Meluſine oft mit ihrer eigenthümlichen Innigkeit und Anmuth ſagte — daß ſie durch irgend etwas wagte, mich an Meluſine zu erinnern; daß überhaupt grade jetzt ein Weſen ſich mir nahte, jetzt, wo ich ſie wiedergefunden, wo folglich auf der ganzen Welt nichts war, als ſie und ich

zu ihren Füßen, ich, meine Lippen auf den Saum ihres Gewandes, meine Stirn auf den Staub ihrer Schritte drückend — das machte mich faſt wahnſinnig, und ich ſagte ſehr ungezogen zu der guten, theilnehmenden Roſalba:

„Du biſt engelsgut! aber laß mich, laß mich! um Gottes willen, laß mich"!

Roſalba erröthete und verließ das Vorzimmer. Ida blieb und rief halb ihr nach, halb mir zu, halb ſpöttiſch, halb verwerfend:

„So geht's Einem, wenn man menſchliches Gefühl hat"!

Die ſonderbaren Augen dieſes kleinen Mädchens brachten mich wieder zu mir; ſie ſahen ſo fürchterlich klug aus; aber nicht klug wie ein Menſch, ſondern wie ein Poltergeiſt, ein Elf, ein Irrwiſch, und damit waren ihre knabenhaft wilden, blitzſchnellen Bewegungen in Einklang. Ich ſagte ihr auch halblachend:

„Du ſcheinſt wenig Anlage zu menſchlichem Gefühl zu haben, kleine Ida".

„Ja, antwortete ſie, Mama und Roſalba ſagen's; ich weiß es nicht, und es iſt mir auch einerlei. Aber menſchlichen Verſtand hab' ich, und daher wußt' ich auch gleich, daß Du nicht von meinen Blumen ohnmächtig worden biſt, ſondern von was Anderem".

Giebt die Liebe uns Scharfſinn, ſo ſchwächt ſie

auch häufig unſre Beurtheilungskraft. Ich war einen Moment ſtupid genug zu glauben, Ida habe die wahre Urſach entdekt.

„Laß das! rief ich abwehrend, ich will ein wenig draußen herumlaufen".

„Ja, ſagte ſie, ſo wie Du aus dieſem gräßlichen Zugwind heraus ſein wirſt, wirſt Du Dich beſſer befinden".

Alſo auf den Zugwind ſchrieb ſie meinen Zuſtand! — Als ich eben die Straße erreichte, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte, trat der Knabe mit ſeiner Bonne aus dem Hauſe drüben; nun wußt' ich, wohin! ich folgte ihm. Mein Herz ſchrie nach dem Kinde. Er trug eine Blouſe von violettem Sammet, mit einem ſchmalen Pelzſtreif am Saum, weiße Pantalons, eine ſchwarze Sammetmütze mit goldnem Quaſt, keine Handſchuh. Unter den Linden ſprang er munter umher. Ich machte drei lange Schritte, vertrat ihm den Weg und nahm ihn auf den Arm. Er war verwundert, plötzlich ſo hoch zu ſitzen, aber er ſah mich mit dem gleichgültig vornehmen Blick ſeiner Mutter an. Das war die einzige Aehnlichkeit mit ihr; übrigens glich er ganz ſeinem Vater, die Augen, das Haar, der Schnitt der kleinen Züge — o ganz! doch ſo, wie ein friſch vom Himmel geflatterter Engel dem Menſchen ähnlich ſehen kann. Ich verſank in ſeine un-

ſchuldig träumeriſchen Augen, wie ſonſt in die tiefſinnig träumeriſchen Meluſinens. Ich küßte ihn nicht, aber ich ſah ihn an, als wollte ich ihn mit meinen Augenliedern zudecken. Das langweilte ihn; doch ohne Ungeduld oder Geſchrei, drehte er nur langſam ſein Köpfchen von mir weg, wie einſt Meluſine unter den Katalpen der Villa Sommariva. Ihre Bewegungen und Mienen hatte er. Einen Augenblick flog mir der Gedanke durch den Sinn, ob ſie denn das Recht habe, meinen Sohn allein für ſich zu behalten. Ich will ihn auch haben! dachte ich mit einer Art von Wuth und ſah die Linden hinauf und herab, wo der Weg wol am kürzeſten ſei, um mit ihm zu entfliehen".

Da trat die Bonne heran, vermuthlich geſchmeichelt durch die lange Aufmerkſamkeit, die ich ihrem Pflegling ſchenkte, und ſprach hofmeiſternd, wie dies Volk iſt:

„Nimm Deine Mütze hübſch ab, Hulderich, wenn ein fremder Herr mit Dir ſpricht".

Ein fremder Herr! o Gott! — und ſein Mützchen ſollt' er abnehmen, daß der Wind feucht durch ſeine Löckchen wehe! daß er ſich wol gar erkälte"!

„Warum nicht gar! rief ich und überſchüttete ihn mit einem Sturm von Liebkoſungen, die er immer ſchweigend hinnahm. Kann er nicht ſprechen"? fragt' ich endlich.

„Verſteht ſich"! erwiderte die Bonne gekränkt und bemühte ſich, durch Ermahnung und Verheißung ihm eine Sylbe zu entlocken. Er ſchwieg hartnäckig.

„Wie alt iſt er denn"? fragte ich faſt ängſtlich.

„Er iſt heute drei Jahr geworden".

Ein und derſelbe Tag hatte mir meine Kleinodien geſchenkt!

„Willſt Du Bonbon, Hulderich"? fragte ich ihn. Er ſah mich an mit Meluſinens funkelnden Augen und ſagte:

„Bitte, bitte"!

Die Bonne warf mir einen triumphirenden Blick zu; ich triumphirte mehr als ſie. Es gefiel mir unſäglich, daß er nur ſprach, als er etwas zu ſagen hatte. Es würde mir gewiß ebenſo gut gefallen haben, wenn er immerfort geplappert hätte. Gott! was gefällt uns nicht bei unſerm Kinde! — Ich kaufte Bonbon bei Kranzler und warf ein Viſitenbillet in die Düte; ſo war es möglich, ja wahrſcheinlich, daß Meluſine meine Anweſenheit erfuhr. Dann riß ich mich gewaltſam von dem Knaben los und lief die Linden herab, dem Thiergarten zu, wo ich möglicher Weiſe Meluſinen begegnen konnte. Und wirklich! als ich unter dem Brandenburger Thor ſtand, kam ſie mit ihren drei Begleitern im ſcharfen Trab die Charlottenburger Chauſſee herauf, und bog dann linksum nach dem Exerzierplatz. Sie ſah aus wie

eine Oſſianiſche Geſtalt, halb Nebel, halb Geſtirn; der graue Anzug und das von Luft und raſcher Bewegung überglühte Antlitz. Nie war ſie mir ſo ſchön erſchienen. Ein junger Mann ritt ihr zur Seite; ein andrer mit einem alten Mann hinter ihr. Der alte Mann?.... o Jammer! blüht meine Roſe neben dieſer Ruine?

Ich irrte ewig lange im Thiergarten umher, auf eine zweite Begegnung hoffend; dann fiel mir ein, ob ſie nicht wieder den Weg nach Charlottenburg ſeine eingeſchlagen haben, warf mich in einen Fiaker und fuhr bis zum Gitter des Schloßgartens. Vergebens! ich kehrte um und machte bei Jagor einen vergeblichen Eßverſuch; daß mich meine Tante zum Speiſen erwartet hatte, war mir total entfallen. Meine Unruh war grenzenlos. O nur Einmal ſie ſehen, ſie ſprechen, ſie in meine Arme ſchließen, ihre Stimme hören, mein Geſicht in ihren Händen kühlen! ſie ſollte auch den Knaben behalten, ganz, immer. Aber ſie! aber ſie! o dies Weib! durch Verzweiflung und Seligkeit hat ſie mich faſt raſend gemacht! — Zuweilen fiel mir ihr Wort ein: ich werde dich verleugnen — deinetwegen! — Bah! mich verleugnen? ſie liebt mich, der Blick zu Hulderich hinauf hat mirs geſagt, ſo tröſtete ich mich, ſie verleugnet mich nicht, ſie läßt mich in einem Tage oder einer Stunde oder einer Minute die Qual von vier Jahren vergeſſen. Mein

Kopf glühte, Visionen zogen an mir vorüber, ein Hammer pochte hinter meiner Stirn. Ich hätte es machen mögen wie die ungrischen Pferde und mir die Adern aufreißen. Ich werd' aber wahnsinnig! murmelte ich, erschrak dann selbst vor Stimme und Wort und verließ Jagor. Ein schneidender Nordost fegte die Linden herunter und kühlte mich etwas ab, bis ich zu meiner Tante kam. Der Wagen vor der Thür erinnerte mich plötzlich, daß ich mit der ganzen Familie in die Oper fahren sollte. Ich blickte nach Melusinens Haus; mehre Fenster waren erleuchtet. Ich will aber die verhaßte Scheidewand zwischen uns sprengen! tobte ich, und lief zur Tante hinauf, wo man etwas verstimmt zu sein schien, weil ich nicht zum Diner gekommen.

„Wir haben recht auf Dich gewartet! sagte Ida, ist Dir endlich besser?"

Weiß Gott welche Entschuldigung ich vorbrachte; meine Seligkeit ging an mir vorüber — da konnt' ich nicht den Liebenswürdigen und Wortkram machen. Meine Tante sagte gütig, ich scheine in der That leidend zu sein und möchte mich lieber nicht der Aufregung durch Musik und Gedränge aussetzen.

„Vielleicht calmirt mich die Musik"! rief ich, denn ich lechzte nach irgend einer Zerstreuung. Wozu ist denn die Kunst auf der Welt, wenn ihr Oel nicht die Wellen unsrer Leidenschaft besänftigt?

Eingeschnellt und eingezwängt saßen wir endlich in einer Loge des Opernhauses. Etwas so Horribles wie diese Logen, giebt's auf der Welt weiter nicht. Fremde Ellenbogen bohren sich in meine Rippen, fremde Knie in meinen Rücken. Mit einem Nebenmann bin ich zusammen auf eine harte, schmale, enge Bank geschnallt, als wären wir zwei Galeerensclaven. Keine Loge kann ich betreten, keine Dame darin besuchen, ohne über ein halbes Dutzend Bänke, Stufen, Riemen zu stolpern. Nun diesmal war es noch nicht ganz so arg; doch füllten wir die Loge, wie Früchte aux confitures ihre Schachtel.

Kaum fing ich an mich zu orientiren, als wieder ein elektrischer Schlag mich traf, und zwar nicht der erste Bogenstrich des losbrausenden Don Juan, sondern der Anblick der Frau, die rechts von unsrer Loge, mit dem Rücken mir zugewendet, einsam in der ihren saß. Diese unnachahmliche Haltung der Schultern, diese Wendung des Kopfes, dies rosenfarbne Kleid mit der Mantille von schwarzen Spitzen — konnten nur Melusinen gehören. Sie saß regungslos da und vernahm nicht den tobenden Schlag meines Herzens durch die Musik hindurch. Ich faßte die Scheidewand zwischen den Logen so fest an, daß sie bebte, und Melusine merkte es nicht. Vielleicht liebt sie mich nicht mehr! ächzte mein gefoltertes Herz. Endlich fiel der Vorhang. Was wird nun

geſchehen? fragt' ich mich. Sie nahm eine andre Stellung und ſetzte ſich mit dem Rücken nach der Bühne. Jetzt ſah ich ihr Geſicht in der Nähe. Ach, die vier Jahre waren nicht ſpurlos daran vorüber gegangen. Schön war ſie immer! mit dieſem Auge, dieſer Stirn iſt man ſchön bis ins tiefe Alter; aber ihre Friſche war verſchwunden, die Wangen mager, das Auge etwas eingeſunken und mit dunklem Streif umzingelt. Sie ſah nicht ſowol krank aus, als fatiguirt; die flügelſchlagende Seele üſirte den Körper. Es ging mir wieder wie ſonſt: ich glaubte nicht an eine Unvollkommenheit bei ihr; ich hatte die Ueberzeugung, ihre Schönheit werde in früherm Glanz erblühen, wenn ſie unter den Augen und im Arm der Liebe leben dürfte. Für mich würde die Wange glühen, die Lippe brennen, das Auge ſtralen! für mich der Schmetterling im Sonnenglanz funkeln! für mich war ſie ein anderes Weib, als wie ſie vor Profanen ſtand. Mein Blick durchdrang den Flor, den Gram, Schmerz und Sehnſucht über ſie geworfen — für mich war ſie ſchöner denn je.

Ich weiß nicht, welche Frage meine Tante an mich richtete, noch was ich ihr antwortete; denn bei dem Klang meiner Stimme ſah Meluſine nach mir hin. Mit einer jauchzenden Bewegung erhob ſie ſich und ſtreckte mir die Hand entgegen, und fiel dann todtenbleich mit einem ſchweren Seufzer beſinnungs-

los zuſammen. Wie ich in die Loge gekommen und ſie über die Bänke hinweg gehoben — weiß Gott! In meinen Armen hielt ich ſie, an mein Herz preßt' ich ſie; zu dem Bedienten, der im Corridor vor ihrer Loge ſtand, ſagte ich: „Den Wagen vor"! und langſam trug ich ſie die Treppe hinab. Da kehrte ihr Leben wieder; ſie that die Augen auf, ſah mich mit unſäglicher Liebe an, mit einem Ausdruck, der Todte erwecken könnte, und ſo ſagte ſie auch:

„Hulderich, mein Vielliebes! ſeh ich Dich doch noch einmal? und Du denkſt noch an mich"?

Sie zitterte heftig; Thränen quollen aus ihren Augen. Ich küßte dieſe Augen, den lieblichen Mund.... es war Niemand da; aber hätte die ganze Stadt Berlin zugeſehen — dennoch hätt' ich ſie geküßt. Am Ausgang nahm ich dem Diener ihren Mantel ab, hüllte ſie ein, hob ſie in den Wagen und ſagte:

„Auf morgen, Meluſine"! — Sie drückte mir die Hand und fuhr fort; ich aber ging wieder hinauf, ſelig, glückſelig! denn ich hatte ſie wieder! denn ſie liebte mich! Die Raſerei der Unruh hatte ausgetobt, die Spannung war beſchwichtigt, mein Herz ſchlug leicht und frei, durch meine Adern floß Balſam. Dies war nicht mehr das Opernhaus, nicht mehr Berlin, nicht mehr die Welt — es war das Paradies und Meluſine hatte mir deſſen goldnes Thor wieder aufgethan.

„Mein guter Ulrich, flüſterte mir die Tante zu, als ich den Platz hinter ihr wieder eingenommen, das ganze Publikum ſtarrt Dich an".

„Das erlaub' ich ihm", ſagte ich unbefangen.

„Aber mein Himmel"! rief ſie ungeduldig, weißt Du denn nicht, daß Du Dich mit der Mätreſſe des —iſchen Miniſters en spectacle gegeben haſt"?

Ich ſank um, wie zerſchmettert. Ein Fieber war barmherzig genug, mir die Beſinnung zu rauben. Neun Tage lang nannten die Aerzte mich rettungslos; dann brach ſich das Nervenfieber oder was es war. Die Geneſung kam langſam. Meine Tante pflegte mich treu. Als ich ſie zum erſten Mal beſuchte, war es ihnen Allen ein Feſt — nur mir nicht. Mich ſchauerte, wenn mein Blick auf das Haus da drüben fiel.

„Heut ſind es grade fünf Wochen, daß Du krank worden biſt, Ulrich"; ſagte Ida.

„Wie haſt Du denn das ſo genau behalten"? fragte ich.

„An demſelben Tage warf der Wind meine ſchöne blaßrothe Erika vom Fenſter auf die Straße in tauſend Trümmer, und Tags darauf reiſte der —iſche Miniſter von da drüben nach Conſtantinopel ab".

Ich war geknickt; ich bin es noch, Unica. Ich habe die Königin meiner Seele in der tiefſten, ſchmachvollſten Erniedrigung wiedergefunden — mein Göt-

terbild iſt aus der Altarniſche in den Staub geſtürzt, der Fuß der Menſchen geht darüber hinweg — und dennoch hab ich auf der Welt nichts, nichts gefunden, was ſo ſchön wäre, wie Meluſine! o warum durft' ich nicht ſterben in der vollen Glorie meiner Illuſionen! Wenn Engel fallen, ſo werden ſie Teufel; Meluſine war gefallen und doch ein Engel geblieben, und zwiſchen Verachtung und Vergötterung, zwiſchen Abſcheu und Sehnſucht, zwiſchen dem Bitterſten und Süßeſten, ſtehe ich mitten inne — thatlos, kraftlos, denn ein Leben ekelt mich an, in welchem nichts ſo ſchön war, als eine geſchminkte Lüge".

Ulrich ſchwieg, ſein Kopf ſank auf die Bruſt, ſein Blick zu Boden. Unica ſaß ſtarr und mienenlos neben ihm; der letzte Theil ſeiner Erzählung hatte einen Strom von Eis durch ihre Adern gegoſſen, ſo vernichtet fühlte ſie ſich durch ſeine unerhörte Liebe für jene Frau, und beſonders..... durch die Exiſtenz des Kindes. Ihr war zu Muth, als müſſe ſie ihn haſſen; ein namenloſes Weh überquoll ihr Herz, brannte und nagte in ihrem Buſen..... aber es war zu weich für den Haß. Sie fühlte ſich nur auf einmal grenzenlos unglücklich! — Ein grauer Schleier flimmerte vor ihren Augen; ſie wollte aufſtehen und ans Fenſter gehen; aber letzteres war unmöglich, ihr ſchwindelte, ſie legte die Hand an die Stirn und ſeufzte: „O mein Gott"!

Ulrich ſprang auf, und als er ſie ſo blaß und verſtört ſah, rief er:

„Hab ich Dich erſchüttert? vergieb, Unica! ich mußte Dir endlich einmal ſagen, wie mir zu Muth iſt".

„Das iſt auch recht"! ſagte ſie und ihre Hand glitt von der Stirn zu ihrem Herzen herab, und ſie wurde immer bleicher.

„Was fehlt Dir? was fehlt Dir"? rief Ulrich ängſtlich.

Statt der Antwort brach ſie wie in ſich ſelbſt zuſammen, und er hatte nur Zeit, ſie in ſeinem Arm aufzufangen. Ihr ſchöner Kopf, in ſeiner Farbloſigkeit an die Antiken erinnernd, fiel an ſeine Bruſt, ihr Haar rollte ſich über ſeinen Arm herab, die heftige Gemüthsbewegung gab ihr einen ungewöhnlich weichen, ſanften Ausdruck, den jetzt die Ohnmacht zu rührender feſter Trauer ausprägte. Es war nie ein ſolcher Reiz über ſie gebreitet geweſen! Aber Ulrich war gleichgültig gegen ſie geworden, er achtete nicht ihrer Schönheit, trug ſie zu einem Stuhl im Fenſter, holte Eau de Cologne und rieb ihr die Schläfen. Unica erholte ſich, und als ſie, ſich allmälig beſinnend, ihren Kopf auf Ulrichs Arm ruhend fand, erröthete ſie heiß und ſtand raſch auf.

„Ich danke.... danke Dir! ſagte ſie, und dann rief ſie plötzlich: Hör', Ulrich"! Aber ſie verſtummte

und erröthete noch tiefer. Ulrich nahm ihre Hand, er war gerührt durch die ungewöhnliche Theilnahme, die sich in ihrem ganzen Wesen fast gegen ihren Willen aussprach.

„Ich habe Herz zu Dir gefaßt, Unica, sagte er, thue Du desgleichen".

„Ja! rief sie, sich zusammennehmend, Ulrich..... warum läßt Du Deinen Sohn in den Händen einer Frau, die Du nicht achtest"?

„Weil ich mich seiner schäme", sagte Ulrich mit dumpfer Trostlosigkeit.

„Das ist aber wol nicht recht"? sagte sie ganz, ganz leise.

„Und weiß ich denn, ob er wirklich mein Sohn ist"? fragte Ulrich, und lachte.

Der Mann war in Verzweiflung, das fühlte Unica, und zugleich heimliche Freude über seine Zweifel. Was konnte sie ihm sagen? was wußte sie? Ulrich hatte sich schneller gefaßt als sie. Er nahm ihre Hände und legte sie auf seine Brust:

„Habe Dank! sprach er und seine Augen glänzten in tiefer Rührung; Du hast mir heute recht wohl gethan. Zürne mir nicht, daß ich vor Deinem stillen Herzen den Strudel unmäßiger Leidenschaft enthüllt habe; es war mir eine Nothwendigkeit, Dir den Schlüssel zu meinem Sein zu geben — zu dieser fürchterlichen Gleichgültigkeit, die da macht, daß

mir das ganze Leben wie ein Sodomsapfel voll Moder und Staub vorkommt, ſo daß ich meine Lippen auch von der roſenrothen Außenſeite wegwende, die ja nichts — als bethörender Schein iſt".

„Und das Alles um eine einzige falſche Frau"! rief Unica bitter.

„O, entgegnete Ulrich, um einer einzigen Frau willen hat ſich oft das Schickſal von Ländern und Völkern geändert! und die uralte Geſchichte von unſern Voräldern im Paradieſe, welches uns um des Weibes willen verloren ging — wiederholt ſich ewig neu bei jedem Einzelnen. — Nun gute Nacht! ich muß verſuchen, ob ich ein wenig ſchlafen kann. Habe Dank! Dank — liebe Unica".

Er küßte und drückte ihre Hände mit jener Freundlichkeit, die ſeinem ernſten Weſen den hohen Reiz des Sonnenlichts in einer Felſengegend gab. Unica fühlte ihr Herz zerſchmelzen; mit einer heftigen Bewegung drückte ſie ihre Stirn auf Ulrichs Hand. Er berührte ſchmeichelnd, wie man wol einem Kinde thut, dieſe Stirn und ihre Wange, dann ging er. Sie ſah ihm nach, ſie horchte ſeinen verhallenden Schritten nach, und als ſie nichts mehr hörte, ſank ſie auf die Knie und rief:

„Ulrich, Du liebſt mich nicht!....wirſt Du mich denn aber nie lieben, da ich Dich doch ſo ſehr liebe und es Dir nur nicht ſagen kann"? — —

Am Abend dieſes Tages reiſte Ulrich zum Fürſten Anton Thierſtein nach Schloß Ambrach im Schwarzwald ab.

Eine Perle.

Das Murgthal, welches bei Gernsbach ausläuft, und allen denen in guter Erinnerung ſein wird, welche Baden-Badens romantiſche Umgebungen kennen — iſt eine maleriſch ſchöne Partie des Schwarzwaldes. Weiter hinauf, nach Freudenſtadt zu, nimmt er den Character der deutſchen Gebirge — wenn man ſie ſo nennen darf — an, wird rauh und unwirthbar, und zeigt das Schroffe, Trübe, ohne die Großartigkeit des Hochgebirges. Ueber das Thal von St. Chriſtoph hinaus, welches in ſeinen Hochöfen, Eiſenſchmelzen, Poch- und Hammerwerken die ganze Thätigkeit des melancholiſchen Bergmannslebens entfaltet, erblickte Ulrich eine alte Burg mit Thürmen und ſpitzen Giebeln, ſchroff an dem Felsabhang ſtehend, faſt als wär' ſie aus der Felswand ſelbſt gehauen. Die altersgrauen Mauern, die un-

regelmäßigen Fenſter, die Höhe und Einſamkeit, der ſchwarze Tannenwald hinter ihr, der ebenſo, wie der tiefe Abhang vor ihr, eine Scheidewand zwiſchen ihr und der übrigen Welt zu ziehen ſchien — gab ihr ein Anſehen von tiefer Verlaſſenheit.

„Iſt die Burg da droben bewohnt"? fragte Ulrich den Poſtillon.

„Das iſt ja Schloß Ambrach, antwortete der, und der Fürſt von Thierſtein wohnt da. Es giebt eine ſcharfe Auffahrt".

Das war wirklich der Fall; auf ziemlich ſchlecht gehaltenen Wegen ging es mühſam bergan, es dauerte wol eine halbe Stunde, bis das Plateau erreicht war. Da war eine Avenue durch den Tannenwald gemacht, die grade auf das große Schloßthor zuführte. Der Poſtillon ſtieß ins Horn; ein helles Echo tönte von all dem unregelmäßigen Mauerwerk zurück, und drinnen im Schloßhof ſchlugen die Hunde an. Durch ein immenſes, niedriges, ſchräglaufendes Thor, über einen weitläuftigen Hof, den Wirthſchaftsgebäude umgaben, wie das eintönige Geklapper auf den Dreſchtennen verrieth — durch ein zweites, weniger befeſtigtes Thor, fuhr Ulrich in den innern, winkligen Hof hinein, wo die verſchiedenen Theile des Gebäudes ſich ſo kraus zuſammenſchoben, daß der Poſtillon Mühe hatte, mit den vier Pferden die gehörige Wendung zu machen, um an der gro-

ßen Eingangsthür vorzufahren. Sie befand ſich in einem runden Thurm, und eine Wendeltreppe führte unmittelbar hinter ihr in die obern Stockwerke...

„Wen habe ich die Ehre zu melden bei Sr. Durchlaucht"? fragte ein alter Diener in ſehr abgetragener Livree, von der letzten Treppenſtufe an den Wagen tretend.

Ulrich nannte ſeinen Namen, der Diener eilte hinauf, und als er nach wenig Augenblicken zurückkam und den Wagenſchlag öffnete, ſo hörte Ulrich auch ſchon oben auf der Treppe die Donnerſtimme des Fürſten Anton, der:

„Willkommen! willkommen Erberg! alter Junge, was führt Dich her"? rief, und dann Ulrich an beiden Schultern faſſend, ihn rechts und links umarmte. Da ſie ſich in zehn Jahren nicht geſehen hatten, ſo war Ulrich durch dieſen ungemein kordialen Empfang ganz angenehm überraſcht, denn er hatte immer zwiſchen den verbindlich abwehrenden Formen der großen Geſellſchaft gelebt und aus Gewohnheit und Neigung ihre leiſen, gleichgültigen Manieren angenommen. Er ging ſogleich auf den Ton ſeines ehemaligen Univerſitätsfreundes ein, und nach zehn Minuten war es, als hätten ſie ſich vor drei Wochen in Bonn getrennt, und Thierſtein hatte bereits den Grund von Ulrichs überraſchendem Beſuch erfragt. Er ſagte:

„Deine Abſicht wird meiner Schwiegermutter ſehr

angenehm ſein, und mir noch mehr, denn ſie hat das Ding verpachtet und immerfort Schererei mit dem Pachter, der bald nicht bezahlen will, bald nicht kann, und den ich in Ordnung halten und controlliren ſoll — was platterdings bei dieſer Entfernung unmöglich iſt. Gieb ihr 50,000 Gulden, ſo iſt ſie froh, es los zu ſein".

„Das glaub' ich! entgegnete Ulrich lachend, denn es iſt gewiß nicht über 35,000 werth".

„Aber die Annehmlichkeit! es liegt als Enclave mitten in Deinen Beſitzungen. Rechneſt Du die Annehmlichkeit für nichts"?

„Ich kann ſie nicht für 15,000 Gulden anrechnen".

„Bah! Du biſt enorm reich ſeit Deines Schwiegervaters Tod"!

„Meine Schwiegermutter hat die eine Hälfte des allerdings ſehr bedeutenden Vermögens bekommen, meine Frau die andre; ich bin nicht reich, wie Du weißt".

„Nun alter Junge, wozu ſind reiche Frauen und Schwiegermütter auf der Welt, als daß wir ihr Vermögen zu dem unſern machen? oder fürchteſt Du, die Frau Schwiegermama könne ſich wieder vermälen?....wenn auch nur morganatiſch, wie das jetzt Mode iſt für hohe Häupter in gewiſſen Jahren"? — Er lachte laut und kurz. Dann fuhr er

wieder ernſt fort: „Du kannſt mit meiner Schwiegermutter ſelbſt Dein Geſchäft abthun. Nun erzähle mir von Deinen Verhältniſſen, Deinen Ausſichten, Deiner Frau!....haſt Du Söhne"?

„Ich habe keine Kinder" ſagte Ulrich kurz.

„Was Donner! Du auch nicht!....freilich, Du biſt erſt im dritten Jahr verheirathet, und ich im ſechſten".

„Aber haſt Du nicht eine Tochter"? fragte Ulrich erſtaunt.

„O ja, eine Tochter allerdings...ich meinte aber Söhne. Unerklärbar iſt es mir, warum bei uns die Buben ſo ſelten ſind, während z. B. mein Kutſcher fünf hat! fünf Buben! warum nicht davon ich zwei, Du zwei, und er einen und meinethalben ſechs Mädchen dazu? Kannſt Du's erklären"?

„Keineswegs", ſagte Ulrich lachend.

„Du lachſt! rief Thierſtein vorwurfsvoll; Du haſt gut lachen!...aber wenn ich dieſe meine Augen im Tode ſchließe und hinterlaſſe keinen Sohn, ſo treten Graf Wilhelm und Graf Friedrich hinzu, nehmen Ambrach, und meine Frau und Tochter haben nichts! — Darum muß ich darauf bedacht ſein, aus den Einkünften ein Vermögen für ſie zurückzulegen. Darum kann ich nicht einen Winter in Paris, den andern in Neapel leben, nicht zur Saiſon in die Bäder und zu Wettrennen nach England gehen —

wie so Viele das thun; und da ich gern zu Hause bei meiner Familie und meinen Geschäften bin, so streiten sich Nothwendigkeit und Neigung nicht in mir. Ueberdas bin ich hier Herr von Ambrach und da draußen Fürst Thierstein, der mit Millionen um sich werfen muß, wenn er mit in Reih und Glied treten will, während ich hier in meinem einfachen Leben immer die Hauptperson bleibe. Hier fehlt mir nichts....als Söhne! zwei muß ich haben, um einen würd' ich mich todt ängstigen — wahrhaftig das würd' ich! Vollkommen ist doch nichts in der Welt".

Er seufzte, stand auf und schellte, und befahl dem alten Diener, Frühstück zu besorgen. Er sprach unaufhörlich. Die Gewohnheit, Hauptperson, wie er es nannte, zu sein, verlieh ihm und seinem ganzen Thun und Treiben eine so hohe Wichtigkeit in seinen Augen, daß er gar nicht begriff, wie man sich für irgend etwas außerhalb Ambrachs Grenzen interessiren könne. Innerhalb derselben waren ihm die geringsten Kleinigkeiten sehr merkwürdige Ereignisse, die er alle selbst sehen, leiten, nicht blos anordnen, sondern ausführen mußte. Daher war er immer beschäftigt, immer in Bewegung. Zwanzig Mal in einer Stunde schellte er; jedesmal trat der alte Diener ein und jedesmal that er ihm die gleichgültigste Frage oder machte ihm den gleichgültigsten Auftrag, z. B. „Hat die weißbunte Hündin geworfen"? —

Oder: „Der Franz ſoll nicht vergeſſen, den Hengſt beſchlagen zu laſſen“. Worauf denn nach fünf Minuten die Antwort kam: „Die Hündin hat ſieben Junge geworfen“. Und: „Der Franz iſt ſchon vor einer Stunde zum Schmidt geritten“. — Dies Alles unbeſchadet ſeiner Converſation mit Ulrich! „Wovon ſprachen wir doch? fragte er regelmäßig, wenn der Diener das Zimmer verlaſſen hatte; ja ſo, ich beſinne mich“! und dann nahm er den abgebrochnen Satz wieder auf. So ging das ein Paar Stunden fort. Endlich fragte er:

„Du willſt Dich wol umkleiden vor dem Eſſen? ich werde Dich auf Dein Zimmer führen“.

Das that er auch. Ein großes, wüſtes, unbehagliches Zimmer nahm den verwöhnten Ulrich nicht ſehr einladend auf. Dieſem Zimmer ſah man es an, daß Schloß Ambrach ſelten von Gäſten beſucht ward, denn für deren Bequemlichkeit oder gar Annehmlichkeit hatte man bei der dürftigen Ausſtattung nicht geſorgt, und die ſchwere, dicke Luft bewies, daß hier vielleicht in Jahresfriſt kein Menſch gewohnt hatte. Ulrichs elegantem Kammerdiener ſtieß es faſt das Herz ab, all ſeine Bemerkungen verſchlucken zu ſollen. Ulrich pflegte ihm zwar keine Geſpräche außerhalb ſeines Berufs zu geſtatten, aber Louis bildete ſich ein, ſein Herr müſſe ſich hier ebenſo, wie er, auf eine wüſte Inſel verſchlagen glauben, und am Ende

ſei er hier wirklich noch die beſte Geſellſchaft für ſeinen Herrn, denn ſein Rock hatte gewiß mehr Aehnlichkeit mit Ulrichs Rock, als der des Fürſten. Darum hub er an:

„Befehlen gräfliche Gnaden vielleicht die braune Sammetweſte? es iſt kühl und rauh hier in den Bergen". Er rieb ſich die Hände.

„Ja"! ſagte Ulrich.

„Das Leben iſt auch hier ganz anders, als in Stockholm, Petersburg und Hochhauſen" fuhr Louis fort.

„So"? ſagte Ulrich und zog die braune Sammetweſte an.

„So ländlich, ſo....natürlich! — Ihre Durchlaucht die Frau Fürſtin ſpazieren ſelbſt mit einem großen Schlüſſelkorb am Arm im Schloß herum, haben Alles unter ihrem höchſteignen Verſchluß"....—

„Was geht Sie das an"? fragte Ulrich mit einem Blick, vor welchem Louis zitterte; und ſchweigend beendeten Herr und Diener die Toilette.

Ulrich ging zum Fürſten zurück. Der nahm ihn unter den Arm, ſprechend:

„Jetzt ſtell' ich Dich meinen Damen vor, alter Junge"! — und führte ihn über einen weitläuftigen' unheimlichen Vorſaal in den Salon von Schloß Ambrach. Ein ungemein groſſes Gemach, etwas dunkel, weil es nur durch zwei Fenſter in tiefen Niſchen,

die noch dazu in den engen Schloßhof sahen, Licht empfing; aber ganz behaglich, wenn auch nichts weniger als elegant eingerichtet. Die beiden Fensternischen, jede um zwei Stufen über dem Fußboden erhöht, bildeten zwei abgesonderte Cabinetchen. In jedem stand ein kleines Sopha; in dem einen ein Tisch mit einem Schachbrett, im andern ein Arbeitstisch mit allerlei Körben und Kästchen, wie die Frauen sie zu ihren Arbeiten brauchen, und ein kleiner Kinderstuhl, worauf eine Puppe und ein Bilderbuch lagen. An der einen langen Wand stand ein Flügel, an der andern Sopha, großer runder Tisch, Chaise longue, Lehnstühle; es sah hier recht traulich und wohnlich aus, wie ein ächtes Familienzimmer. Von dem großen Sopha erhoben sich bei Ulrichs Eintritt zwei Damen, und der Fürst nannte sie seine Mutter und seine Schwiegermutter. Beide waren im Anfang der Funfziger, Beide hatten Spuren großer Schönheit, und Beide machten einen abstoßenden Eindruck auf Ulrich. Die Fürstin war eine kleine Figur mit einem sehr markirten Gesicht, über ihrer feinen, scharfgebogenen Nase, deren Spitze feuerroth und beweglich war, blitzten helle Augen aus tiefen, scharfen Hölen, wie aus einem Gehäuse, wachsam, spähend und neugierig hervor; das Kinn war aufwärts gebogen, der feine Mund immer zuckend und gekniffen. Es war eine Unruh in dem Gesicht, die den Be-

ſchauer unruhig machte; Geiz und Neugier hatten jede Spur von Würde weggewiſcht. Sie trug ein amarantfarbnes Sammetkleid von dem Schnitt, der vor fünfundzwanzig Jahren Mode geweſen, als ſie mit ihrem verſtorbenen Gemal in Paris am Hof des Kaiſers geglänzt. Bald darauf ſtarb der Fürſt Aloys und hinterließ ein ganz zerrüttetes Vermögen. Das veranlaßte die Fürſtin, aus ihrer Neigung ihre Tugend zu machen, und der Sparſamkeit unglaubliche Opfer zu bringen. Die prächtigen Kleider wurden wohlverwahrt, waren viele Jahre zu herrlich, um getragen zu werden, figurirten dann an großen Gallatagen, Geburtsfeſten, Neujahrstagen auf Schloß Ambrach, und waren jetzt die Toilette, in welcher Beſuch empfangen ward. Zwei Stadien abwärts warteten ihrer noch das Hauskleid und der Schlafrock; es iſt aber nicht zu vermuthen, daß der Stoff die Strapazen des Hauskleides überdauern wird. In dem faltenloſen Rock, der, wenn ſich die Fürſtin umkehrte, einen bedeutenden Spiegel präſentirte, in den enganſchließenden Ermeln, in der kurzen Taille, die hart unter den Achſeln mit einem fingerbreiten Gürtel bezeichnet wird, und mit einer gelblichen Spitzenhaube, ſah die Fürſtin ſeltſam dürftig und zugleich ſehr pretentiös aus.

Frau von Ringoltingens ſchwarzes Taffetkleid war allerdings ſehr anſpruchslos neben der amarantfar-

benen Sammetrobe; warum hätte aber auch Frau von Ringoltingen ſich die Mühe nehmen ſollen, auf ihren Anzug, oder ihre Unterhaltung, oder ihr Benehmen und Erſcheinen irgend eine Sorgfalt zu verwenden, da ſie ja die Freifrau von Ringoltingen war und, kraft ihres Namens, zwiſchen den übrigen Menſchen wie ein Braman zwiſchen Parias ſich fühlte? Sie ließ Andere ſich brüſten mit Vermögen und Schmuck, mit Rang und Geiſt; ſie zuckte die Achſeln über dergleichen Armſeligkeiten. Sie hatte wirklich das ſehr geringe Einkommen von 1500 Gulden, welche die Verpachtung ihres Landgütchens einbrachte, und ſo lange Margaritas Erziehung gemacht werden mußte, war ſie zu den größeſten Einſchränkungen genöthigt geweſen. Sie ertrug das mit einem Gleichmuth, den man hätte bewundern müſſen, wenn er aus der Mutterliebe entſprungen wäre; aber ſie dachte nur: Fräulein von Ringoltingen muß erzogen werden, wie die Welt — und wie ihre Beſtimmung für eine große Partie es begehrt. — Und als dieſe Erziehung vollendet war, hatte ſie auch ſchon mit ihrer Jugendfreundin, der Fürſtin von Thierſtein, die Heirath ihrer Kinder abgemacht, und lebte jetzt in der feſten Ueberzeugung, daß ſie Alles für ihre Tochter gethan habe, was die Mutterpflicht und die Würde ihres Namens erheiſche. Die Fürſtin hätte wol gern eine reiche Schwiegertochter ge-

habt; aber dies junge, fügsame, anspruchslose, einfache Geschöpf hatte doch auch wieder den großen Vorzug, daß es — abhängig gehalten werden konnte, während eine reiche Frau Glanz und Prunk begehren und mit der Schwiegermama um die Herrschaft über den Fürstin ringen dürfte. Beides wäre der Fürstin unerträglich gewesen! ihre Hauptwünsche für die Frau ihres Sohnes waren: ein sanfter Character, Schönheit genug, um ihm zu gefallen und Gesundheit genug, um ihm eine zahlreiche Familie zu schenken. Als sie Margarita bei ihrem Austritt aus der Pension sah — denn sie war eigens mit ihrem Sohn zur Brautschau nach Heidelberg gekommen — schien ihr das sanfte, liebliche, jugendfrische Mädchen die erforderlichen Qualitäten zu haben; und als der Sohn ein nach seiner Art ziemlich lebhaftes Wohlgefallen an ihr fand: so waren beide nach zwei Monaten verheirathet. Gleichsam in der ersten Ueberraschung hatte Margarita auch so bald wie möglich eine Tochter; aber jetzt war die Kleine bereits im fünften Jahr, und noch immer ohne Geschwister. Das machte der Fürstin böse Laune: sie nahm es der Schwiegertochter übel, sie betrachtete es als eine Kränkung für ihren Sohn, sie konnte sogar die liebliche kleine Enkelin darum nicht leiden — weil sie kein Knabe war oder keine Brüder hatte.

„Wo bleibt denn Margarita"? wendete ſie ſich plötzlich an den Fürſten, nachdem ſie wol zehn Minuten eine lebhafte Converſation, die ganz und gar wie das bekannte Frage- und Antwortſpiel klang, mit Ulrich gemacht und nebenbei beängſtigend raſch und heftig geſtrickt hatte.

Frau von Ringoltingen ſaß in der andern Sophaecke, hielt ihr Wachtelhündchen auf dem Schooß, ſtreichelte deſſen zottige Ohren mit ihren ſchweren, weißen Händen und ließ einige Worte von ihren Lippen fallen, die zwar nicht ſo tiefſinnig — aber oft ſo unverſtändlich wie weiland die der Pythia waren.

Der Fürſt ſah nach der Uhr. „Wirklich, es iſt drei Minuten über zwei. Ich weiß nicht, was ſie treiben kann", ſprach er.

Ulrich dachte unwillkürlich an Louis Beſchreibung von der Fürſtin mit dem Schlüſſelkorbe. Da ging die Thür in der Tiefe des Zimmers auf. Heller Sonnenglanz ſtrömte aus dem eben geöffneten und nach Süden gelegenen Gemach in den Salon, und auf dieſen Sonnenſtreif trat, wie auf einem goldnen Teppich, mit ihrem Töchterchen an der Hand, Margarita ein. Sie wendete ſich ſogleich mit ſchüchterner Freundlichkeit an die Fürſtin und bat um Verzeihung, daß ſie beim Spaziergang ſich verſpätet habe. Dann, nachdem der Fürſt ihr Graf Erberg ge-

nannt hatte, grüßte ſie ihn ſchweigend, und ſchweigend, athemlos, gedanken- und beſinnungslos ſtarrte Ulrich ſie an, denn Meluſine — aber Meluſine ohne die Schatten der Trauer und Sünde — Meluſine verjüngt, verklärt, ſtand vor ihm als Margarita, Fürſtin von Thierſtein. Er mußte ſich den Salon, die Familie, die Umgebungen, das Kind betrachten, um ſich zu vergewiſſern, daß es wirklich nicht Meluſine ſei; und als er zu dieſer unumſtößlichen Ueberzeugung gelangt war, murmelte er etwas von einer frappanten Aehnlichkeit mit einer Frau in Stockholm, und betrachtete dann, wahrhaft erleichtert, Margarita. Sie war von unbegreiflicher Schönheit; ich meine von einer ſolchen, bei der man nicht ſagen kann, ob Farbe, Form, Ausdruck, Züge oder ſonſt etwas ſchön ſei, und bei der jeder denkt: aber wie ſchön iſt ſie! — und er ſetzte noch hinzu: aber wie himmliſch iſt ſie! welch ein Blick und welch ein Lächeln! welch eine Wendung des Nackens und der Schultern, und welch eine Haltung des Kopfes! ganz wie jene Pſyche im Muſeum zu Neapel, die mehr von der Schönheit erzählt, als alle Venusſtatuen! aber doch ganz.... ganz wie Meluſine! —

Der Fürſt ſagte zu ſeiner kleinen Tochter, die ſich zu ihrer Puppe geſetzt:

„Komm her, Tony, mach' dieſem Onkel ein anſtändiges Compliment".

Tony kam blöde geſchlichen und wollte ſich begnügen, dem fremden Mann ihr Händchen zu geben. Aber der Vater wiederholte ſein Gebot mit erhobener Stimme, und die fürſtliche Großmama klopfte mit ihrem harten Finger auf den Tiſch und ſprach:

„Hübſch artig, Tony"!

„Das Kind wurde verlegen, that es nicht und ſah weinerlich die Mutter an.

„Mach Dein Compliment, Tony"! ſagte Margarita, und ihre Augen wickelten das verſchüchterte Kind in ſolche Liebe und Freundlichkeit ein, daß es des Vaters barſches und der Großmutter zankendes Wort vergaß, bereitwillig der lieben Stimme gehorchte und ſich dann ruhig von Ulrich auf den Schooß nehmen ließ. Sie ſah ihrer Mutter frappant ähnlich; nur die Züge waren abgerundeter, das Haar eine Nüance heller, das Wangenroth eine Nüance glänzender; ſie war eben ein Kinder-, jene ein Frauenkopf. Ulrich ſagte, ihre Wangen ſtreichelnd:

„Dies Geſichtchen liegt in den goldnen Haaren, wie die Engelsköpfchen auf goldenem Grund in den Gemälden von Fieſole.

„Ich finde, ſie ſieht ganz aus wie meine Frau", ſagte der Fürſt.

„Dies leugne ich nicht", ſprach Ulrich.

„Bei uns erbt die Aehnlichkeit von Mutter auf Tochter", ſagte Frau von Ringoltingen.

Margarita sah Ulrich freundlich an, weil er Tony mit einem Engel verglichen, und Ulrich sah Frau von Ringoltingen ganz verblüfft über ihre unerhörte Behauptung an, und suchte umsonst in ihren starren, regelmäßigen, unbeweglichen Zügen, die durch Geist- und Herzlosigkeit gleichsam zu Eis gefroren waren, eine Spur von Verwandtschaft mit Tony und Margarita.

„Es ist angerichtet", meldete der alte Diener, der Alles in Allem, Haushofmeister, Kammerdiener und Lakay zu sein schien. Nur hinter dem Stuhl der Fürstin stand ihr Kammerdiener, Monsieur Jean, ein Franzose, der in dem viertelhundertjährigen Dienste seiner Herrin ihr volles Vertrauen erworben hatte, indem er ihren Neigungen schmeichelte und sie sich dadurch allmälig zu eigen machte. Um Alles sich bekümmern und nichts thun — war Jeans Liebhaberei; der alte Johann mußte den ganzen Dienst des Hauses verrichten und er dirigirte ihn vornehm. Weder für den Fürsten noch die junge Fürstin rührte er den kleinen Finger. Diese Personage war wichtig auf Schloß Ambrach, weil sie das Factotum der Fürstin Mutter war. Gemeine Neigungen führen mit gemeinen Menschen zusammen. Der Plebs reicht sich ebensowol über die Kluft des Standes die Hand hin, wie die edlen Naturen es thun.

Als die Gesellschaft aus dem Salon ins Speise-

zimmer trat, trat von der andern Seite ein großer junger Mann herein, dem der Fürst nach seiner kordialen Weise zurief:

„Guten Morgen, Herr Severin, wo stecken Sie denn"?

„Ich hatte mich auf dem Spaziergang verspätet, Durchlaucht", antwortete der junge Mann mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, die Ulrich angenehm berührte. Dies schien der einzige Mensch auf Schloß Ambrach außer Margarita, der nicht etwas von einer Caricatur hatte.

„Auch auf dem Spaziergang"? inquirirte die Fürstin Mutter aufs Gerathewohl, und Margarita antwortete sogleich:

„Herr Severin hat uns begleitet, liebe Mama".

„Uns"? fragte die Fürstin weiter.

„Ja! mich, Tony und Minchen; wir sind unten beim Müller gewesen".

„Und was machtet Ihr beim Müller"?

„Tony wollte gern sehen, wie das Mehl gemalen wird".

Diese armen, einfachen Worte rührten Ulrich unbeschreiblich. Die ganze Existenz dieser Frau wickelte sich um ihr Kind, wie die Frucht um den Kern; das sah er, und so war es wirklich. In ihren beengenden Verhältnissen, zwischen ihrer versteinerten Mutter, ihrem unentwickelten Gemal, ihrer ver-

ſchrumpften Schwiegermutter, ohne Freunde, ohne Geſchwiſter, ohne irgend einen ermunternden Zuruf aus der Welt; liebebedürftig, wie eine ſo weiche, tiefe Seele nur ſein kann, und liebeentbehrend; — war dennoch ihr junges Herz weder erkaltet, noch abgeſtumpft, noch zerdrückt. Die Mutterliebe hatte ihre Taubenflügel darüber gebreitet und es warm gehalten. In ihrer Stellung als Hausfrau und Gattin beeinträchtigt, ohne Aufforderung, in der Geſellſchaft als ſchöne und vornehme Frau ihren glänzenden Platz einzunehmen — alſo ohne irgend einen Erſatz für die Lücken und Mängel ihrer Lage — fühlte ſich Margarita dennoch keineswegs unglücklich. Einen Platz hatte ſie, den Niemand ihr ſtreitig machen — eine Ehre, die Niemand ihr rauben — ein Glück, das Niemand ihr nachempfinden konnte: ſie war Tonys Mutter. Und Tony war nicht blos ihr Kind, ſondern ihre Freundin, ihre Vertraute, ihre Gefährtin — Alles, was andre Frauen in verſchiedenen Perſonen finden. Hatte ſie auch das unſchuldigſte, reinſte Gemüth, ſo war dennoch die Intelligenz des Kindes nicht fähig, die Mutter zu verſtehen; aber ſo reich und ſo einfach war Margarita, daß ſie nicht daran dachte, verſtanden zu werden, ſondern nur, ſich hinzugeben, ſich zu verſchwenden an das Kind. Denn einfach war ſie — ſo einfach, daß Oberflächliche ſie dumm nannten; als ob die

Dummheit je einfach wäre! als ob ſie nicht durch tauſend Prätenſionen und Albernheiten verſchroben wäre! Kam aber die Gräfin Friedrich — in der zahlreichen Familie wurden Alle nach den Vornamen der Männer genannt — aus Stuttgart geſchwirrt, wußte Margarita nicht mit ihr über die neueſten Moden und ſcandalöſen Begebenheiten zu plaudern, redete ſie ohne Agacerie mit dem ſchönen ſtupiden Graf Lazar, ſprach ſie, ohne zu minaudiren, benahm ſie ſich, ohne zu kokettiren: ſo ermangelte die Gräfin Friedrich nicht, jedesmal, ſobald ſie aus dem großen Thor von Ambrach herausfuhr, zu ſagen:

Hilf Himmel! wie dumm iſt die Fürſtin Anton! 't is a bore".

Mit dieſer kleinen engliſchen Phraſe machte ſie ihrem Schwager, dem ſchönen ſtupiden Grafen Lazar den Hof, den ſie wie einen Schooßhund am Bande mit ſich herumführte und ihm keine andre Paſſion, als die Anglomanie geſtattete. Er antwortete auch jedesmal:

„It is a bore, indeed"! und zeigte ſeine weißen Zähne, indem er den Mund zu einer Grimaſſe verzog, die Lächeln bedeuten ſollte. Es giebt nichts Widerlicheres in der Natur, als Einfältige lächeln zu ſehen! Feinheit und Anmuth, Güte und Schalkhaftigkeit, Geiſt und Grazie, der ganze Zauber einer Perſönlichkeit ſchwebt in dem feinſten Ausdruck der-

ſelben, in dem Lächeln, wie der Duft um eine Blume! und nun kommen die Einfältigen und lächeln — wenn ſie nichts zu ſagen wiſſen! lächeln — wenn ſie nicht verſtehen! lächeln — wenn ſie ſich ſelbſt bewundern! Iſt das nicht, um ihnen auf der Stelle den Rücken zu kehren? Die Gräfin Friedrich war, wenigſtens ihrem Schwager gegenüber, nicht meiner Meinung. Nun, dieſe Frau erklärte Margarita für dumm! und ihr erſchien Margarita armſelig, Margarita, die ſo reich war, daß ihre innere Welt, wie ein wogendes Meer, die dürftige Inſel der äußern Welt nicht nur trug — ſondern den dürren Boden ſchmückte, und an dem öden Strand Bilder und Geſtalten auftauchen ließ, mit denen ſie im tiefen Verſtändniß war. Wie Unica geſagt hatte: klug und geſchickt war Margarita nicht; ſie lernte nicht ſo leicht wie Unica und andre Penſionsgefährtinnen Alles, was die Lehrer ihr vortrugen; ſie brachte es nicht zu ungewöhnlicher Fertigkeit in der Muſik, Malerei und Sprachen; ſie hatte eben keine Talente. Aber wenn ein homogener Gedanke, in welcher Form es ſei, ſie berührte, ſo flog ein elektriſcher Funke in ihr auf, und die ſtille, tiefe, unlöſchbare Flamme, die er entzündete, die den Gegenſtand von allen Seiten beleuchtete und durchglühte, die ihn zu vernichten ſtrebte, um ihn neu zu geſtalten — die verrieth, daß in ihr die Elemente des Genies waren. So kam es, daß

ſie die Lieder tanzte, welche ihre Gefährtinnen zu ſingen gelernt hatten. In der Penſion hatte man nicht Muße, dies zu beachten, wenn auch der eine oder der andre Lehrer es bemerkte; dem allgemeinen Schulplan mußten Lehrer und Schüler ſich fügen. Später hatte Niemand ein Auge dafür. Dazu kam noch, daß Margarita von jener träumeriſchen Seelenſtimmung war, welche manche Naturen ſo lange verhüllt, bis ſie zu ihrer Erkenntniß und ſomit zur Klarheit über ihr Wollen und Streben gelangt ſind; es iſt der Frühnebel, der in einem Thal liegt und erſt dann verſchwindet, wenn die Sonne über die Berge ins Thal blickt. Sie war ſtill, wie Unica ſagte. Sie blieb auch ſtill; mit wem hätte ſie in den lebhaften Verkehr der Mittheilſamkeit treten ſollen? ihr Mann hatte nie Zeit für ſie, ihre Schwiegermutter immer alle Hände voll Arbeit; er war überladen mit Geſchäften, ſie mit den Sorgen des Hausweſens. Bot Margarita ihre Dienſte, ihre Hülfe an, ſo hieß es: „Das verſtehſt Du nicht"! — Frau von Ringoltingens vegetabiliſche Exiſtenz, die ſich damit begnügte, ſtumpfes Behagen über ihren Platz auf der Welt zu äußern und ſich darin zu verſenken — konnte keinen Anklang in Margarita wecken, um ſo mehr, da Frau von Ringoltingen nur pflichtſchuldige Aufmerkſamkeit von ihrer Tochter begehrte. Margarita, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, mußte

allein für Beſchäftigung und Vergnügen ſorgen, und Beides fand ſie in der Bibliothek von Schloß Ambrach, die der Vater und der Großvater des Fürſten Anton mit Liebe und Sorgfalt geſammelt hatten. Sie beſtand meiſtens aus den Philoſophen, Dichtern und Geſchichtſchreibern, welche im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des gegenwärtigen in England, Frankreich und Deutſchland glänzten. Kupferſtichwerke, Reiſebeſchreibungen, Landkarten fehlten nicht, auch nicht manches Oberflächliche und Leichtfertige, welches der Strom der Literatur als Schaum ans Ufer ſpült und was zur Zeit gefällt, weil es eben lockrer Schaum iſt. Die Bibliothek füllte einen großen Saal im zweiten Stockwerk, deſſen fünf Fenſter ins Thal hinab ſahen und einen großen Horizont vor ſich hatten. Da ſaß Margarita, wenn ſie nicht an Tonys Wiege ſaß, und las Montaigne und Montesquieu, Johannes Müller und Winckelmann, Schiller und Shakſpeare. Später nahm Margarita die Kleine mit herauf, zeigte ihr Bilder, jagte ſich mit ihr in dem großen Saal umher und ſetzte ſich dann zu ihren Büchern, wenn Tony, des Laufens müde, ſich zu ihren Puppen ſetzte. Margarita hatte keinen andern Umgang, als die Unſchuld und das Genie.

Wäre nicht ihre beängſtigende Aehnlichkeit mit Meluſine geweſen, ſo würde Ulrich ſie ſchwerlich gleich mit ſo lebhaftem Intereſſe beachtet haben. Wenn wir

uns aus irgend einem oder keinem Grunde gewöhnt haben, an der Masse der Menschen mit stumpfem Blick vorüber zu gehen, so verliert dieser allmälig die Schärfe, um Einzelne herauszukennen und zu sondern; nichts macht uns so ungerecht, als die Gleichgültigkeit. Aber diese Aehnlichkeit weckte Ulrich aus seiner Apathie; sie zog ihn an, sie stieß ihn ab; er wünschte und er fürchtete innere Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu finden. Je mehr er, bei Tisch ihr gegenüber sitzend, sie betrachtete, um desto mehr verschwammen Margarita und Melusine zu einer Person. Gewöhnlich finden wir die Menschen, die wir am meisten lieben, ohne irgend eine Aehnlichkeit, mit wem es auch sei; die Augen, die Züge, die wir mit Entzücken angeblickt, sind für uns einzig in der Welt; und wenn unser Auge, voll des geliebten Bildes, bei einer fremden Erscheinung dessen Spur wahrzunehmen glaubt, so verschwindet sie bei näherer Betrachtung. Daß dies nicht statt fand, befremdete Ulrich im höchsten Grad und trieb ihn an, sich mehr und mehr mit Margarita zu beschäftigen.

Das Diner war übrigens so schlecht, wie man es nach der Sammetrobe der Fürstin folgern durfte, nämlich mit hohlen Ansprüchen auf Elegance. Beim Kaffee bot der Fürst Ulrich eine Schachpartie an, die dieser ablehnte, worauf der Fürst sagte:

„Meine Schachpartie muß ich haben, um die Verdauung zu unterſtützen. Spiel' ich nicht, ſo hab' ich keine Ruh im Zimmer, geh' oder reite umher, oder vergrabe mich in Schreibereien, was Alles ſchädlich iſt gleich nach dem Eſſen. Aber die Schachpartie feſſelt mich. Alſo, Herr Severin, an unſer Tagewerk"!

Beide Herren ſetzten ſich in die eine Fenſterniſche. Margarita ſaß in der andern vor einem Stickrahmen, in welchen ein weißes Kinderkleidchen eingeſpannt war, auf welches ſie zierliche Blumen in bunter Wolle ſtickte.

Die Fürſtin ſagte zu Ulrich: „Sie ſcheinen kein Freund des Spiels zu ſein, da Sie ſogar die Schachpartie ablehnen, Herr Graf".

„Ich liebe nur Hazardſpiel", antwortete Ulrich.

„Das iſt aber eine gefährliche Liebhaberei"! entgegnete die Fürſtin halb hofmeiſternd, halb erſchrocken.

„Man ſagt es! erwiderte Ulrich. Da aber ein Spiel doch etwas ſein ſoll, was uns unterhält, und da es mir unmöglich iſt, mich zu unterhalten, ſobald ich zählen und rechnen muß, ſo bin ich auf das Hazardſpiel angewieſen".

Frau von Ringoltingen, die ſtundenlang in tiefem Schweigen verharrt war, hob überraſchend an:

„Iſt das alte Sprichwort bei Ihnen wahr, daß, wer Glück in der Liebe hat, Unglück im Spiel hat"?

„Gnädigste Frau, antwortete Ulrich lächelnd, es würde nicht ritterlich sein, sich jenes Glücks zu rühmen und über dies Unglück zu klagen; Beides gebietet uns Schweigen".

„Ja so", sagte Frau von Ringoltingen gleichmüthig, und die Fürstin nahm wieder das Wort:

„Wir spielen Piquet, meine gute Ringoltingen und ich! wird Ihnen nicht bange, Graf Erberg, zwischen all' den gezählten und berechneten Amüsements"?

„Haben Sie Nachsicht mit meinem Ungeschick, gnädigste Fürstin", bat Ulrich mit gefalteteten Händen, verbeugte sich gegen die beiden Damen und ging zu Margarita.

„Als er die zwei Stufen zu ihrer Fensternische emporstieg, sah sie von der Arbeit auf und ihm grade in die Augen. Zum ersten Mal war er ihr so nah, daß ihr kurzsichtiger Blick seine ganze Persönlichkeit aufzufassen vermogte. Sie schien es thun zu wollen, wissen zu wollen, wie er eigentlich aussähe; dann, nachdem sie es wußte, arbeitete sie gelassen weiter und sagte:

„Wollen Sie sich zu mir setzen und mir von Unica recht viel Schönes erzählen"?

Der ersten Hälfte dieser Aufforderung folgte Ulrich lieber, als der zweiten. Er hatte so geringes

Intereſſe für Unica, daß ihm gar nichts Erzählenswerthes einfallen wollte. Darum ſagte er:

„Vor Allem hat meine Frau mir aufgetragen, Ihnen den herzlichſten Wunſch auszuſprechen, Sie einmal wiederzuſehen".

„Hat ſie wirklich den Wunſch"? das freut mich doch ſehr"! ſagte ſie, und ihr großes gedankenvolles Auge überglänzte helle Freundlichkeit, als ſie es lebhaft aufſchlug, um ihm gleichſam den Dank zu gönnen für die willkommne Botſchaft.

Unwillkürlich machte Ulrich die Bewegung, ſich aus dem Brennpunkt dieſer Augen zurückzuziehen. Aber dazu war im Fenſter kein Raum, ſein Stuhl ſtand bereits an der Wand; er hätte gradezu ſeinen Platz verlaſſen müſſen. Margarita ſtickte auch ſchon wieder fort. Ulrich betrachtete ſie ſchweigend. Wenn es ſchon großes Vergnügen gewährt, ein recht fein ausgearbeitetes Gemälde oder eine recht fein zuſammengeſetzte Blume zu ſehen, bei denen man wahrzunehmen glaubt, daß der Künſtler und die Natur ſie mit beſondrer Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet und nicht fabrikmäßig behandelt haben: um wie viel erfreulicher iſt dies bei Menſchen. Wir bringen immer mit der ſchön ausgearbeiteten Form ein edles Weſen in Verbindung. Lebte der Apoll von Belvedere oder die Pſyche aus dem Neapolitaniſchen Muſeum, ſo würden wir in dieſen Geſtalten die höch-

sten, reinsten Seelen suchen. Bei einer Vitellius-Gestalt erschrecken wir vor der gemeinen Seele, die sich darin bequem gemacht hat. Darum ist uns die Schönheit so angenehm, weil sie uns Zuversicht zu der innern Sonne giebt, aus der sie wie der Strahl aus dem Licht geboren wird. Darum giebt es unglaublich wenig schöne Menschen: die innere Sonne ist in den Stürmen unsrer Leidenschaften untergegangen, und verwirrt und umdüstert, zergraben und zerstört wie unsre Seele ist unser Antlitz, oder auch flach, abgemattet und charakterlos wie sie.

Margarita war eine von den fein ausgearbeiteten Gestalten, die selten aus der Hand des alten ewigen Meisters hervorgehen; nicht als ob sie jenen Regeln entspräche, welche man die der Schönheit zu nennen pflegt und bei denen man häufig so viel vermißt! aber ihre Züge hatten unter einander jene wundersame Harmonie, die den Stempel der höchsten Schönheit trägt, nämlich Vollendung. Und damit war die Gestalt im Einklang, Hände und Füße, Schultern und Nacken. „Welch eine schöne Figur"! spricht man, wenn eine Frau um die Taille wespenhaft zusammengeschnürt und durch allerlei Toilettenmittel einer Figur aus dem Modejournal so ähnlich wie möglich ist. Es ist sehr angenehm für uns, durch funfzig Ellen Tafft oder Musselin, Draht, Watte und einen geschickten Schneider zu einer schö-

nen Figur kommen zu können. Sollte es je Mode werden, bei einer solchen auf Nacken und Schultern, Hände und Füße Rücksicht zu nehmen, so würden die meisten Frauen kläglich bestehen. Margarita nicht. Wie ihre Schultern sich bogen, wie ihr Nacken sich senkte, wie der Hals mit ihnen sich vereinte und den Kopf trug — das Alles hatte Ulrich nur ein einziges Mal bei einem lebenden Wesen zuvor gesehen, und zwar bei Melusinen. Margarita trug ein blaues Merinokleid, das bis zum Hals hinaufging und ihn fest umschloß, und eine kleine Collerette von gesticktem Musselin. Dieser einfarbige Anzug hatte etwas Züchtiges, Ruhiges, das vollkommen mit ihrer Persönlichkeit harmonirte. Die Frauen sollten doch ums Himmels willen ihre Kleider ein bischen mehr auf die Schultern heraufziehen! von Allem abgesehen, was sich für eine solche Tracht sagen läßt, sollte doch Etwas entscheidend sein, nämlich: sie steht ihnen besser und sie verlieren dabei keine Bewunderung, denn die schöne Form verräth sich hinlänglich durch Bewegung und Haltung des Körpers, und gewinnt den unsäglichen Reiz des Geheimnisses. Unbegreiflich, daß sie das nicht einsehen!

Während Ulrich Margarita gegenüber ähnliche Bemerkungen machte, führte er ein Gespräch mit ihr fort, um den dunkeln Punkt in ihrer Seele ausfindig zu machen, sei es Unzufriedenheit oder Sehnsucht,

Mißbehagen oder Trauer. Doch so unbefangen und klar sprach sie über ihr Leben und ihre Verhältnisse, daß Ulrich erstaunt wahrnahm, wie sie eben so fern davon sei, sie zu idealisiren, als sie drückend zu finden. Im ersten Augenblick sucht man das Unbegreifliche immer durch etwas Begreifliches zu erklären. Ob sie nicht eine Neigung für diesen Herrn Severin haben mag? dachte Ulrich, und nach einigen Kreuz- und Querfragen fragte er, ob Herr Severin eine bestimmte Stellung im Hause einnähme.

„Nicht eigentlich.... oder wenigstens nur augenblicklich, antwortete Margarita. Er ist der Sohn des Erziehers meines Mannes, hat sich in jene trostlosen politischen Verbindungen verwickelt, welche von den Einen hirnlos, von den Andern verbrecherisch genannt werden, kam in Untersuchung, wurde zwar freigesprochen, jedoch mit der Weisung, nie auf eine Anstellung rechnen zu dürfen; und da mein Mann ihn damals bei seinem alten trostlosen Vater traf, so bot er ihm einstweilen die Stelle seines Secretärs an, und der arme junge Mensch, niedergeschlagen in überkühnen Hoffnungen und mittellos für die Gegenwart — kam in unser Haus, das ihm wol sehr mißfallen mag bei seinem Haß gegen die Aristokraten".

„Dann hätte er es nicht betreten müssen," sagte Ulrich.

„Vielleicht wird er davon geheilt, entgegnete Margarita. Er ist ein schwacher Mensch und ich gebe mir viel Mühe mit ihm, d. h. ich wiederhole ihm unermüdlich: vague Träumereien schickten sich nicht für einen Mann, und bei zwanzig Jahren dürfe man nicht die Schicksale Deutschlands lenken wollen, sondern sich selbst stark und tüchtig machen, um dem eigenen gewachsen zu sein. Wie Könige und Fürsten sich benehmen sollten — darüber denkt er nach, aber nie, wie er sich zu benehmen habe. Wie es in Rußland zugeht und wie in Spanien — das nimmt er sich zu Herzen, aber in sich ist er nicht zu Haus. Damit hab ich großes Mitleid. Zum Unglück hat er hier wenig zu thun! mein Mann besorgt fast alle Geschäfte selbst, und Tony ist zu jung, um von dem Unterricht zu vortheilen, den er ihr geben könnte. Ach, Graf Erberg, nehmen Sie sich seiner an und ihn fort von hier".

Sie hatte halblaut gesprochen und glaubte sämmtliche Spieler vertieft in ihre Plane. Fürst Anton hatte jedoch, zwar nicht ihre Worte, aber ihren Ton bemerkt und fragte:

„Um was bittest Du denn so beweglich, Ita"?

„Wenn Graf Erberg die Bitte erfüllt, werd ich es Dir sagen, lieber Anton", entgegnete Margarita unbefangen.

Die Fürstin ward aufmerksam und rief der Schwie-

gertochter zu: „Spanne nicht unſre Neugier! Graf Erberg erfüllt gewiß ächt ritterlich Deine Bitte, ſo wie Du ſie ausgeſprochen haſt".

Da aber Margarita ihre vorige Antwort ſanft wiederholte, ſo wandte ſie ſich ärgerlich an Frau von Ringoltingen und ſagte:

„Ich habe wirklich allzu viel Unglück! allzu ſchlechte Karten! — Eine elende Terz Major"!

„Die gilt nicht, ich habe die Quart Major", ſagte ihre gelaſſene Mitſpielerin".

„Und drei Könige und drei Damen".... —

„Die gelten nicht, ich habe drei Aß".

„Liebe Ringoltingen, Ihr Glück iſt unbegreiflich"! rief die Fürſtin ſehr verdrießlich.

Frau von Ringoltingen lächelte zufrieden, als habe ſie ein Compliment gehört, und die Partie ging ihren Gang. Nach anderthalb Stunden ungefähr ſagte der Fürſt:

„So! jeder von uns hat die Satisfaction, den Andern matt gemacht zu haben; genug für jetzt! nicht wahr, Herr Severin"!

Er verließ ſeinen Platz und kam in das Fenſter ſeiner Frau.

„Hübſch fleißig geweſen, gute Ita"? fragte er und klopfte ſie in einer Weiſe auf die Schulter, von der Ulrich meinte, ſie ſchicke ſich um den Hals eines Pferdes zu klopfen. Margarita machte eine rüh-

rende Bewegung: ſie deckte eine Secunde lang ganz ſanft ihre Augen mit ihren Augenliedern zu, als wolle ſie ihr Unbehagen über dieſe plumpe Liebkoſung zurückdrängen, und antwortete mit ihrer lieblichen Stimme:

„Ja, lieber Anton".

„Das iſt brav! ja, Du biſt ein gutes Kind"! ſagte er und wiederholte, verſtärkt, dies Zeichen ſeiner Freundlichkeit. Dann wendete er ſich zu Tony, die mäuschenſtill auf ihrem Stühlchen neben der Mutter ſaß und ſich ſehr abmühete, mit Stramin und Wolle etwas zu Stande zu bringen, was ausſähe wie Tapiſſerie".

„Und was biſt Du denn? fragte er die Kleine, die immer zitterte, ſo wie der Vater ſie anredete; biſt Du auch ein gutes Kind? das wollen wir ſehen....gelt"?

Mit größter Haſt nahm er ihr Stramin, Wolle, Bilderbuch, all' ihre kleinen Habſeligkeiten fort, ergriff die Puppe, warf ſie einige Mal wie einen Ball zur Decke des Zimmers empor und ließ ſie zuletzt ſo zu Boden fallen, daß ſie ſich die Naſe zerſchlug. Mit immer größer werdenden Augen und immer röther werdenden Backen ſah Tony den traurigen Schickſalen ihrer Puppe zu, und als ſie niederfiel, ſtahl ſich ein Thränchen aus ihren Augen.

„Nimm Deine Puppe auf, Tony"! kommandirte der Vater.

Sie ſtand auf und wollte es thun. Allein ehe ſie dazu kam, ergriff er ſie, ſchwenkte ſie ſich auf die Schulter und ſagte:

„Halt' Dich feſt, Tony, denn Du wirſt ſonſt fallen — ich laſſe Dich los".

Er ließ ſie zwar nicht los, aber das Kind ſchwebte doch in der Angſt des Fallens. Manchen Kindern iſt es ſehr angenehm, auf alle Art geneckt und gepflegt zu werden. Sie wehren und vertheidigen ſich, wie ſie können, und üben dadurch ihre Kräfte, und das iſt's eben, was ihnen Spaß macht; Andre hingegen kann man auf immer dadurch verſchüchtern, und das war eben der Fall bei der ſtillen, weichen, durch einen Blick ihrer Mutter zu lenkenden Tony. Nachdem der Vater ſie hatte hinuntergleiten laſſen und ihr kleines Geſichtchen eben ſo geklopft hatte, wie die Schultern ſeiner Frau, lief ſie zur Mutter zurück, kroch behend unter den Stickrahmen, als ſei ſie dort geſichert, und lehnte ihr heißes Köpfchen an Margaritas Knie.

„Wie ein kleiner Hund liegſt Du da"! rief der Fürſt laut lachend.

„Du wirſt Tonys Nerven ganz ruiniren, lieber Anton"! ſagte Margarita, bei der ſich der peinliche

Antheil an dieſer Scene nur durch die heftige Bewegung des Buſens ausgeſprochen hatte.

„Bah! was weiß ein Kind von Nerven! ſagte er; es muß aber Spaß verſtehen lernen; daran kann man es nicht früh genug gewöhnen“. Wieder lachte er kurz und laut.

Dies war die anmuthige Manier, mit der Fürſt Anton Liebkoſung und Scherz vertheilte.

Darauf ſchlug er Ulrich einen Spazierritt vor, und die Geſellſchaft trennte ſich. Während des Rittes fuhr der Fürſt fort, Ulrich von ſeinen Verhältniſſen zu unterhalten und Alles zu preiſen, was die Ehre hatte, fürſtlich Thierſteiniſch zu ſein; nur die Perle ſeines Glücks wußte er nicht zu ſchätzen, und ſobald nur eine Anſpielung auf ſein eheliches Verhältniß möglich war, ſo ſprach er immer ein dumpfes Mißvergnügen aus.

„Du biſt außerordentlich exigent, wie es ſcheint! erwiderte Ulrich auf eine ſeiner Klagen. Schön, anmuthig, ſanft und gut, wie Deine Frau iſt“.... —

„Ach! unterbrach ihn der Fürſt ſehr ungeduldig, was hilft mir Schönheit und Güte! ich will einen Sohn haben! darum hab ich geheirathet, nicht um grade dieſe Frau zu haben, denn es giebt Hunderte, die ebenſo hübſch und gut ſind — obgleich ich zugeben muß, daß Margarita recht brav iſt“.

Als die beiden Herren Abends zurückkamen, hatte

eine große Begebenheit statt gefunden: Graf Friedrich Thierstein hatte sich mit seiner Familie zum andern Tage angemeldet.

„Wie geht das zu"? rief Fürst Anton sehr erstaunt; er pflegt ja erst Anfang November nach Wildingen zu kommen; warum denn mit einem Mal vierzehn Tage früher, als sonst"?

„Er will uns den kleinen Henri vorstellen, antwortete die Fürstin, der nächstens wieder nach Paris zurückgeht — das ist der Grund".

„Ach Mama! warum nennst Du den Jungen nicht Heinrich"? sagte der Fürst verdrießlich. Er war seit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, den November mit Graf Friedrich zuzubringen. Daß es jetzt im Oktober geschehen solle, machte ihn mißmuthig.

Die Fürstin wendete sich an Ulrich: „Sie werden morgen einige unsrer Verwandten kennen lernen — sehr artige und gescheidte Leute!.... Gräfin Friedrich freilich ein bischen zu eitel.... Graf Lazar ein bischen einfältig.... aber charmant"!

Ulrich pries pflichtschuldigst sein Glück. Margarita sagte zu dem Allen kein Wort; sie besorgte schweigend den Thee, und Ulrich sah ihr an, daß sie nicht aus Zerstreuung oder Langeweile — sondern aus Aufmerksamkeit für ihr Geschäft so schweigsam war. Eine seltsame Frau! dachte er; ist das himmlischer

Heroismus oder Apathie. — Die Unterhaltung blieb bei dem morgenden Tage und den Verwandten. Fürſt Anton ſprach halblaut mit Severin, wie es ſchien, von Geſchäften. Endlich rief er:

„Nun, Ita! wirſt Du heute nicht ſingen"?

„Lieben Sie die Muſik, Graf Erberg"? fragte Margarita, erröthend über ihres Mannes gar zu patriarchaliſche Gewohnheiten.

„Was ſoll denn Erberg anders als Ja! antworten, da er gehört hat, daß Du ſingſt"? ſagte Fürſt Anton wieder ganz verdrießlich und in dem Ton, mit dem man einem Kinde ſeine Ungeſchicklichkeit vorwirft.

„Die Wahrheit kann man doch ſagen", erwiderte ſie unbefangen.

„Wer hörte nicht gern ſingen", ſagte Ulrich, ſtand auf und öffnete den Flügel. Dann nahm er eins von den Büchern, die auf demſelben lagen; aber es fiel ihm aus der Hand. Es war ein großes in braunen Saffian gebundenes Buch mit einem goldenen M. auf dem Deckel Meluſinens Album! ächzte ſein Herz.

„Was ſoll ich ſingen"? fragte Margarita, am Flugel ſitzend.

„Etwas aus dem braunen Buch", antwortete ihr Mann. Er kannte kein Lieblingslied, ſondern nur das braune Buch".

„Ich bitte, Graf Erberg, es liegt unter Ihrer Hand", ſprach Margarita.

Zitternd legte Ulrich es auf das Pulpet und ſah mit Freuden, daß es eine abgeſchriebene Sammlung von Liedern und Romanzen enthielt. Aber warum muß ſie mich immerfort an Meluſine erinnern? fragte er ſich heimlich, während ſie mit einer äußerſt weichen, reinen Stimme und vollkommen kunſtlos einige Lieder ſang. Er dachte ſo tief darüber nach, daß er vergaß, ihr die hergebrachten Complimente zu machen, nachdem ſie geendet. Die Fürſtin ſprach:

„Gewiß zieht Graf Erberg Opernarien dieſem kleinen Gezwitſcher vor".

„Nur in der Oper! rief er, zur Beſinnung kommend. Gewiß übt ſolcher einfach lieblicher Geſang über Niemand mehr Gewalt, als über mich, und der Beweis davon iſt, daß ich mich ſo eben habe durch ihn in Träumereien wiegen laſſen".

Die letzten Worte richteten ſich an Margarita. Sie ſah ihn mit einem allerliebſt ſpöttiſchen Lächeln an, worin er deutlich leſen konnte, daß ſie nicht eine Sylbe davon glaubte. Das machte ihn wieder ganz beſtürzt. Hat ſie denn auch Meluſinens Blick, der in meiner Seele leſen konnte? fragte er ſich. Margarita ſang noch etwas, dann Severin, dann beide zuſammen, und dadurch kam Ulrich wieder auf ſeinen erſten Verdacht zurück, ob ſie nicht etwa eine

Neigung für den jungen Menſchen hege. Sie hatte ihn freilich gebeten, irgend eine Anſtellung für Severin fern von Ambrach auszumitteln; allein ſelbſt dieſe Bitte an einen ganz fremden Mann gerichtet, zeugte von tiefem Intereſſe, von mehr als bloßer Menſchenliebe. Ulrich wünſchte ſo lebhaft, wie er lange nichts gewünſcht hatte, dies Geheimniß zu durchdringen. Sie ſieht ihr zu ähnlich, um nicht auch ein wenig den Engel heucheln zu können: das war der Schluß des Selbſtgeſprächs, das er bereits im Bett und halb im Schlaf hielt.

Am nächſten Morgen kam der Fürſt zu ihm, ehe er aufgeſtanden war.

„Alter Junge, ſagte er, Du nimmſt mirs nicht übel, wenn ich Dich für mehre Stunden verlaſſe. Ich hatte zu heute Nachmittag ein nothwendiges Geſpräch mit einem meiner Förſter angeſetzt, der zwei Stunden von hier wohnt. Nun kommt aber der Graf Friedrich zum Diner, ich kann unmöglich deshalb einen wichtigen Holzhandel verlieren und reite auf der Stelle fort, um mein Ultimatum zu ertheilen. Nicht wahr, Du nimmſt es nicht übel?“

„Wollteſt Du Dich meinetwegen geniren, ſo müßte ich auf der Stelle Ambrach verlaſſen, erwiederte Ulrich, und dazu hab ich gar keine Luſt.“

„Nun das iſt brav! ich habe befohlen, daß Dir ein Pferd geſattelt werde, ſobald Du zu einem

Spazierritt Luſt haben ſollteſt; .... denn Du wirſt wol allein bleiben müſſen — meine Mutter macht ſich viel zu ſchaffen wegen des Beſuchs.“ Damit ging er.

Erlaubt er mir nicht die Geſellſchaft ſeiner Frau aus Eiferſucht? oder was iſt das ſonſt? dachte Ulrich. Die Wahrheit konnte ihm nicht einfallen: Fürſt Anton glaubte ganz ernſtlich, Margarita könne keine Unterhaltung machen. Nachdem er gefrühſtückt, ging Ulrich in den Hof hinab, um ein Pferd zu begehren. Auf dem Wege dahin ſah er die Fürſtin mit dem Schlüſſelkorb am Arm in ſo tiefem Negligee und mit ſolcher Haſt den wirthſchaftlichen Regionen zuſchreiten, daß er es nicht für rathſam hielt, ihr in dieſem Augenblick ſein Compliment zu machen. Er ritt ſpazieren, aber — obzwar ihm die wilde Gegend gefiel — die Zeit wurde ihm lang. Er glaubte, es ſei zwölf Uhr, als er zurückkam, und es war kaum elf. Er ſetzte ſich in ſein Fenſter und blickte in den Garten hinab. Die volle Sonne beſchien ihn warm, daher öffnete er es. Dabei fiel ihm ein, daß er wahrſcheinlich ein Zimmer über Margaritas bewohne. Er bog ſich über die Brüſtung, ſah die Fenſter unter dem ſeinen geöffnet und hörte Tonys helles Stimmchen. Erſchrocken zog er ſich zurück; ihm war, als ſei er auf Diebſtahl ertappt. Da knarrte unten eine Thür, und aus dem

Thurm, der hier die Ecke des Schloſſes flankirte und auch an ſein Zimmer ſtieß, trat erſt Tony, dann Margarita. Eine Kammerjungfer folgte ihr mit einem Feldſtuhl, den ſie aufſchlug und an die Mauer des Schloſſes lehnte. Margarita hatte ein Buch in der Hand, ſetzte ſich und las, während Tony im Garten umherſprang. Ab und an blickte ſie vom Buch auf und nach der Kleinen hin, und wenn ſich Beider Blicke begegneten, ſo riefen ſie ſich gegenſeitig ein Schmeichelwort zu. Die ſtille, abgeſchiedene Exiſtenz dieſer Frau, die ſich um nichts kümmerte, als um ihre Tochter, und um die ſich auch Niemand bekümmerte, frappirte Ulrich ſo, daß er ſeine Gedanken nicht von ihr losmachen konnte. Ihre Schwiegermutter beherrſchte das Haus; bei ſeiner Rückkehr hatte er ſie wieder geſehen, wie ſie das Arrangement der Prunkzimmer leitete. Der Fürſt rechnete ſeine Frau für ſo wenig, daß er ihr nicht ſeinen Gaſt empfahl. Ulrich ſaß unbeweglich im Fenſter, den Kopf in die Hand geſtützt und die Augen unabläſſig Tonys Sprüngen und Tänzen zugewendet. Ihn überfiel eine herzzerſchneidende Wehmuth, in welcher Margaritas und Tonys Geſtalten zerſchmolzen und zwei anderen Platz machten.... Meluſinen und Hulderich. Aber als er ſie feſt ins Auge faßte, überfiel ihn ein nervoſes Zittern, und er ſchüttelte heftig den Kopf, wie um ſie zu vertrei-

den. Dann ſagte er leiſe: Unica? — O nur nichts von Unica! rief er unwillkürlich ganz laut. Er fürchtete, Margarita könne den Ausruf gehört haben; er bog ſich aus dem Fenſter; aber ſie hatte nichts gehört: Tony lag auf ihrem Schooß, müde, glühend, mit feuchter Stirn, woran die Löckchen feſtklebten. Kinder präludiren ihrer Zukunft: ihnen iſt am wohlſten, wenn ſie ſich leiblich zerarbeiten; dereinſt wird es geiſtig ſein; aber zerarbeiten muß ſich der Menſch von der Wiege an. Margarita hielt die Kleine auf dem Schooß, und deren Köpfchen lag auf ihrem rechten Arm, mit der linken Hand ſtrich ſie ihr die Haare auf der Stirn wieder glatt. Wahrſcheinlich wurde Tony ſchläfrig von dieſer magnetiſirenden Bewegung; genug, Margarita hielt plötzlich inne und fing an zu ſingen: „Ueber Dich gebeuget, — Sing' ich Dir den Sang, — Der um meine Wiege — Schwer und traurig klang." — Es war eine melancholiſche Melodie, wie von einem alten Volksliede; Ulrich kannte ſie nicht, aber ſie drang ihm in die Seele ſammt der Stimme. Die Sängerin ſprach ſo deutlich aus, daß er jedes Wort verſtand. Das Lied war ziemlich lang und ihm fiel auf, daß ſie faſt jede Strophe variirte. Nachdem ſie es beendet, erwachte Tony aus einem leichten Schlummer und ſprang vom Schooß herab. Im nämlichen Augenblick trat durch die große Gar-

tenthür der junge Severin ein, grüßte Margarita, und Ulrich hörte, wie ſie ſagte:

„Ich werde heute nur eine kurze Promenade machen können.“

Sie legte ihr Buch auf den Feldſtuhl, nahm Tonys Hand, und alle drei verſchwanden in einem halbentlaubten Berceau von Hagebuchen. Da erſchien plötzlich Monſieur Jean mit einem großen Strauß von Aſtern, die er im Garten gepflückt, um die Tafel zu ſchmücken. Er wollte in die untere Thurmthür eintreten, als ſein Auge auf das halboffne Buch fiel. Wie durch eine plötzliche Ideenverbindung aufmerkſam gemacht, warf er raſch einen Blick rund um ſich her, wie Jemand, der nicht gern bemerkt ſein mögte; und als er Niemand wahrnahm — denn er vergaß, zum zweiten Stockwerk herauf zu ſehen — ging er mit langen, leiſen Schritten in der Richtung, die Margarita genommen. Vor dem Eingang ins Berceau blieb er ſtehen: wahrſcheinlich ſo lange, als er die Spaziergänger wahrnehmen konnte; dann nickte er ein Paarmal raſch mit dem Kopf, wie zur Bejahung einer unausgeſprochenen Frage, kehrte zurück und verſchwand in der Thür des Thurms.

Unbeweglich hatte Ulrich dieſen beiden Scenen zugeſchaut, und ein ganzes Drama entwickelte ſich vor ihm, wie durch second sight. Die Unvorſich-

tige! man muß ſie warnen! war ſein erſter Gedanke. Aber kann ſie nicht unſchuldig und daher unbefangen ſein? der zweite. Die Stellung dieſer Frau kam ihm ſo unglückſelig vor, ſo hülflos und verlaſſen mitten in ihrer Familie, daß es ihm grauſam ſchien, ſie nicht auf ihr eigenes und das fremde Benehmen aufmerkſam zu machen. Eine Gelegenheit mußte ſich finden; durchaus! — Um die Zeit hinzubringen, wollte er in den Garten hinabgehen. Er rüttelte ſo lange an der Thür, die aus ſeinem Zimmer in den Garten führte, bis das halbverroſtete Schloß aufſprang, und er auf eine Wendeltreppe hinaustrat, die den ganzen Thurm einnahm. Er ſtieg hinunter, und an einer Thür vorbei, die zu Margaritas Zimmer führen mußte. Am Fuß der Treppe waren zwei Thüren; die eine ging in den Garten, die andre in einen Corridor des Erdgeſchoſſes, aus welchem laute Stimmen ertönten, und das Departement der Küchen und Dienſtboten verriethen. Ulrich ſetzte ſich auf Margaritas Stuhl und nahm das Buch, worin ſie geleſen. Er erſtaunte, Mignets Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu finden — eine ungewöhnliche Lectüre für eine junge Frau. Er las ſo lange darin, bis Margarita zurückkam, immer von Tony und Severin begleitet. Ulrich ging ihr entgegen, und ſie wechſelten gleichgültige Worte über das ſelten ſchöne Okto-

berwetter. Dann nahm Margarita ihren Weg nach dem Thurm und Ulrich begleitete ſie. Vor der Thür ihres Zimmers blieb ſie ſtehen und ſagte:

„Sie müſſen hier wieder umkehren, Graf Erberg. Ihr Zimmer wird nach dieſer Treppe zu wahrſcheinlich verſchloſſen ſein.“

„Der Weg ſchien mir ſo viel kürzer und bequemer, entgegnete er, daß ich mir erlaubt habe, etwas Gewalt bei meiner Thür zu brauchen.“

Da grüßte ſie ihn und verſchwand.

Eine Stunde ſpäter war Ulrich mit den fürſtlich und gräflich Thierſteinſchen Familien im Prunkgemach verſammelt, welches zu dieſer Gelegenheit aus den zahlreichen Hüllen und Decken herausgeſchält war, die gewöhnlich Sopha und Stühle, Tiſche und Kronleuchter verbargen. Gräfin Friedrich, die ſich für eine Elegante vom suprême bon genre hielt, weil ſie ſich genau ſo kleidete, wie die Figuren im Pariſer Modenjournal, übrigens ihr Leben lang grundhäßlich geweſen, und jetzt wenigſtens ſechsunddreißig Jahr alt war — lag ſchon nach den erſten zehn Minuten ganz gelangweilt im Sopha, und klagte, daß man zwei volle Stunden brauche, um von Wildingen nach Ambrach zu fahren. Die Fürſtin, in einer Marie-Louiſe-farbenen Sammetrobe kerzengrade neben ihr ſitzend, fragte ſie über die diesjährige Saiſon in Baden-Baden aus, und fand

im Stillen die Manieren der lieben Couſine vom allerſchlecht'ſten Ton. Frau von Ringoltingen in ihrem ſchwarzſeidenen Kleide auf einem Fauteuil neben der Fürſtin ſitzend, bekümmerte ſich um Niemand, und ſtreichelte ihren Hund. Margarita ſaß neben Gräfin Friedrich; die Herren ſchloſſen den Kreis, der ganz ſo ſteif und ungeſellig ausſah, wie es ſich für ein Prunkgemach ſchickt. Graf Friedrich, ein Vierziger mit einem recht geſcheidten Geſicht, ſprach mit dem Fürſten von Landesverhältniſſen. Sein ſchöner und viel jüngerer Bruder Lazar war nicht gewohnt, viel zu ſprechen; er antwortete höchſtens, und ſein Neffe, Graf Heinrich, ein Pariſer Dandy von zwanzig Jahren, war dermaßen aus dem Häuſel hier in Deutſchland, im Schwarzwald, zwiſchen ſo uneleganten Frauen, daß er ſich gleich in die tiefſte Schweigſamkeit vergraben hatte. Der Fürſtin und der Frau von Ringoltingen hatte er natürlich nur einen Blick der unausſprechlichſten Gleichgültigkeit geſchenkt; Margariten einen der Neugier, denn ſie war hübſch und jung. Doch dieſe Neugier verwandelte ſich in Geringſchätzung, nachdem er zwei Dinge wahrgenommen: ſie trug ihr Haar geſcheitelt, ohne es durch Salben und Oele zu einer feſten Maſſe zu machen, die mehr Aehnlichkeit mit einem Seidenſtoff, als mit Haar hat; aber das war ganz unmodiſch. Ferner fehlte ihrem An-

zug der geſtickte Batiſtſtreif, der ſich am Handgelenk über den Ermel zurückſchlägt; das war ganz unelegant. Graf Heinrich ängſtigte ſich, ob es ſeiner Reputation der Elegance nicht ſchaden werde, wenn man in Paris erführe, daß er eine Couſine habe, die ohne Pommaden und Manſchetten ihre Toilette mache. Aus Conſternation ſchlug er die Augen nieder. Da fiel ſein Blick auf ſeine eignen wunderſchönen Hände und ſeine elegante Chauſſüre, und der Gedanke tröſtete ihn, daß er eine zu hübſche Figur habe und ſich zu gut zu kleiden wiſſe, um jemals für unelegant zu gelten. Auf Ulrich blickte er, wie ein Gefangener zwiſchen Barbaren auf ſeinen Mitgefangenen blicken mag.

Das Diner war ſehr recherchirt; dafür waren denn manche Speiſen nicht ſehr wohlſchmeckend; ſie ſchienen nach einem Kochbuch verſucht zu ſein. Indeſſen wurde doch die Converſation etwas lebhafter. Ulrich merkte bald, in welcher Weiſe man mit der Gräfin Friedrich reden müſſe, um ſie zu amüſiren. Er ſagte ihr eine Fadaiſe über die andre, und ſie wurde ungemein heiter und ſprach ſehr viel. Der Himmel hatte ihr eine äußerſt geringe Gabe von Verſtand beſcheert. Wäre ſie ſchön geweſen, ſo hätte das nichts zu bedeuten gehabt! ſchöne Frauen haben ſeit undenklichen Zeiten das Vorrecht, dumm ſein zu dürfen! Nun aber verlor ihr Mann zuweilen die

Geduld mit ihrem Geplapper und machte ſich darüber luſtig, ſo daß es zu kleinen ehelichen Scenen kam, die für einen gleichgültigen Dritten ſehr unterhaltend waren. Indeſſen war Graf Friedrich ſeiner Frau zu gleichgültig, als daß ſie ſich ſeine Spöttereien zu Herzen genommen hätte. Jetzt war ſie guter Laune, und kokettirte daher mit allen Männern — ihren eignen und Fürſt Anton ausgenommen —; mit Ulrich und Lazar für ihre eigene Rechnung, mit Heinrich auf Rechnung ihrer älteſten Tochter, der zehnjährigen Lili, die allenfalls ſchon ſelbſt dies Geſchäft hätte übernehmen können. Heinrich war ſehr reich, und ſein Vormund, Graf Friedrich, verwaltete vortrefflich ſein Vermögen; ſein Vater war ſeit zwölf Jahren todt, und ſeine Mutter, eine geborne Rohan, lebte ſeitdem in Paris mit ihm. Gräfin Friedrich wünſchte ihn ſehnlichſt zum Schwiegerſohn. Um ihn zu captiviren, ſprach ſie beſtändig franzöſiſch mit ihm und nannte ihn Henri.

„Haſt Du die „Giorgiona" ausgeleſen, lieber Engel? wandte ſie ſich an Margarita; und wie gefällt ſie Dir?"

Ulrich horchte geſpannt. Endlich einmal ſollte er ein Urtheil aus Margaritas Munde hören. Sie antwortete:

„Es gefällt mir gut; Gräfin Schönholm iſt zu Hauſe in den Seelen."

„Und in der Gesellschaft," setzte die Fürstin hinzu, die sich immer berufen fand, jedes Wort ihrer Schwiegertochter entweder zu tadeln, oder zu verbessern.

„Und weißt Du wol, daß die Giorgiona ihr eigenes Portrait sein soll?" fuhr Gräfin Friedrich fort.

„Ich wußt' es nicht und ich glaub' es auch nicht, sagte Margarita; der Charakter ist zu natürlich, um copirt zu sein."

„Ich versichre Dir, sie hat sich selbst und ihre Schicksale copirt."

„Aber man kann die Natur nicht copiren, man muß sie auffassen, um sie natürlich darzustellen .... glaub' ich," sagte Margarita lebhaft anfangend, schüchtern endend.

„Gräfin Schönholm soll Giorgiona sein, so wie Lord Byron Child Harold und Frau von Staël Corinna, sagte Ulrich. Das ist nun einmal hergebracht: schreibt ein Autor mit tiefer innerer Wahrhaftigkeit, so sollen auch die äußeren Umstände seines Buches wahr sein, und was er innerlich empfunden und gelebt, soll er auch äußerlich durchgemacht haben."

„Aber wäre das unrecht von der Gräfin Schönholm?" fragte Gräfin Friedrich, die nur mit Fragen zu sprechen verstand. Von Unrecht kann nicht die

Rede ſein, entgegnete Ulrich lächelnd; das Genie ſo wie die Schönheit haben ihr eigenes Recht."

„Ich find' es ein Unrecht gegen den Schriftſteller, ſagte Margarita; er muß ſich beſchränkt und eingeengt fühlen, wenn das Publikum beſtimmte Perſonen in ſeinen Charakteren ſucht." Sie blieb feſt bei ihrer Meinung, denn ſie nahm ſie aus ihrem Herzen, friſch, klar, beſtimmt, und man fühlte, daß eine Ueberzeugung ſie diktire.

„Sie kennen nicht die Gräfin Schönholm, liebe Couſine, ſagte Graf Friedrich, wenn Sie glauben, daß ſie ſich durch ein Urtheil des Publikums einſchüchtern läßt. Lazar, erzähle doch die hübſche Antwort, die ſie Dir gegeben hat."

„Lazar iſt dieſen Sommer mit ihr in Interlachen zuſammen geweſen," bevorwortete Gräfin Friedrich ihren ſchweigſamen Schwager, der mit automatiſcher Unbeweglichkeit anhub:

„Ich fragte ſie, ob es wahr ſei, was die Leute ſagten, nämlich, daß ſie alle Perſonen, mit denen ſie umginge, in ihren Büchern auftreten ließe. Sie antwortete mit einer merveilleuſen Impertinenz: Ich verſichre Ihnen, Graf Thierſtein, daß ich nicht im Stande bin, all' die dummen Menſchen in meinen klugen Büchern zu brauchen."

Fürſt Anton lachte laut und hell; Graf Frie-

drich lachte spöttisch; die Uebrigen lächelten, Gräfin Friedrich ausgenommen, die lebhaft sagte:

„Und es ist dennoch wahr! sie braucht sie! zu ihrem neuesten Roman „Der Freiherr" hat mir Frau von Dauer eine ganze Liste von Personen aus der Gesellschaft versprochen, die darin unter verändertem Namen vorkommen."

„Kennt Frau von Dauer so genau die Gräfin Schönholm?" fragte Margarita.

„Sie hat sie einmal während der Leipziger Messe in Auerbachs Hof gesehen", antwortete Graf Friedrich.

Gräfin Friedrich zuckte die Achseln und sagte: „Frau von Dauer hat sie vor einigen Jahren mehrmals in Schlesien gesehen und kennt genau ihre Verhältnisse."

Jetzt zuckte Graf Friedrich die Achseln und, ohne weiter auf seine Frau Rücksicht zu nehmen, sprach er:

„Die Romane der Gräfin Schönholm haben in meinen Augen einen Vorzug, der zwar negativ, aber dennoch immens ist: es sind keine historischen Romane. Nur die lateinische Grammatik hat mich als Knabe so gelangweilt, wie diese unglückseligen Romane mit ihren endlosen Beschreibungen von Schlachten und Turnieren, von Pest und Hungersnoth, von Juden und Hexen, von Hunden und Pferden! Was man fast gar nicht darin findet,

ſind Menſchen, ſind Charactere. Marionetten irren ſeelenlos zwiſchen all' den Beſchreibungen umher, und tragen ihr geſchichtliches Coſtüm ebenſo ungeſchickt, wie auf einem Maskenball Perſonen aus der Geſellſchaft den Harniſch des Ritters, oder den Schleier der Nonne. Es flimmert mir vor den Augen von all' dem Bilderwuſt, der ohne innere Nothwendigkeit an einander gereiht wird."

„Das amüſirt die meiſten Leſer! ſagte Ulrich; es iſt ihnen dabei zu Muth, als ſähen ſie einen Guckkaſten oder ein Kaleidoſkop, deren Bilder man nicht zu durchdenken braucht, um ſie hübſch oder häßlich zu finden. Und die Schriftſteller liefern bereitwillig dergleichen Bücher, weil es leichter iſt, ſie aus Aktion und Dekoration zuſammen zu ſetzen, als aus pſychologiſcher Entwickelung. Dazu muß man nicht blos Geiſt, Urtheil, Geſchichtskenntniß und eine gewandte Feder haben; man muß zu Hauſe in den Seelen ſein .... — wie Fürſtin Margarita vorhin von der „Giorgiona" ſagte."

Graf Friedrich, wie alle Männer, die nur geſcheidt, aber ohne Superiorität ſind — empfand eine große Geringſchätzung für Alles, was Frauen in geiſtiger Beziehung leiſteten, und ſagte:

„Ich kenne, außer den alten, engliſchen Romanen, nur die von Hippel, die ich pſychologiſch nennen mögte; und die kennt vermuthlich Niemand

ſonſt von der Geſellſchaft, denn ſie ſind ſchwerer, als die Modelektüre es erlaubt."

„Halten Sie uns für frivol, weil wir das Gute zu ſchätzen wiſſen, was die neueſte Zeit bietet? ich verehre, wie Sie, den Hippel ſo ſehr, daß ich geſtern ganz ſtolz war, die „Lebensläufe" in dem Arbeitskörbchen der Fürſtin Margarita zu erblicken" — entgegnete Ulrich.

Margarita erröthete leicht; Gräfin Friedrich unterdrückte ein Gähnen, das ſie immer anwandelte, wenn die Unterhaltung ernſt wurde; die Fürſtin nahm das Wort:

„Ich freue mich, daß endlich einmal eine vornehme Frau in Deutſchland Verſtand genug hat, um einige gute Romane zu ſchreiben. Die Franzöſinnen ſind uns längſt mit dieſem Beiſpiel vorangegangen — bei den „Cent Contes de la Reine Marguerite" zu beginnen."

„Die gnädige Tante haben alſo les Cent Contes geleſen?" fragte Graf Friedrich mit ſeinem ſarkaſtiſchen Lächeln.

Die Fürſtin ſah ihn kalt an und fuhr fort, als habe er gar nichts gefragt:

„Und bei den intereſſanten Romanen der Herzogin von Duras und der Prinzeſſin von Craon zu enden. Im Briefſtyl hat Frau von Sévigné keine deutſche Rivalin, und was die Memoiren betrifft,

ſo denke ich, daß meine Freundin, die Herzogin von Abrantès, eben ſo wohl ohne Nachfolgerin in Deutſchland iſt, als die Herzogin von Orleans, geborne Prinzeſſin von der Pfalz."

„Die gnädige Tante haben alſo auch die Memoiren der Herzogin von Orleans geleſen?" fragte Graf Friedrich in demſelben Ton.

„Was Fürſtinnen ſchreiben, dürfen Fürſtinnen leſen, mein' ich," entgegnete die Fürſtin impoſant.

Höchſt gelaſſen antwortete er: „Wenn die gnädige Tante dergleichen Memoiren lieben, ſo finden Sie etwas Aehnliches in denen der Markgräfin von Anſpach, Schweſter Friedrichs II., nur vielleicht nicht dieſelbe.... Perfektion."

„Sie ſind hier in der Bibliothek, liebe Mama," ſagte Margarita.

Graf Friedrichs Lächeln wurde noch ſarkaſtiſcher, und Ulrich hatte große Luſt, eine Querfrage zu thun, als Jener ſagte: „Sie kennen die Bibliothek recht genau, liebe Couſine."

„Nicht ſo genau, wie ich wünſchte, Couſin! erwiederte ſie unbefangen; ich bin noch nicht bis zu den Memoiren gekommen. Die Geſchichte der Völker geht ihnen vor."

„Margarita iſt liberal" ſprach der Fürſt, der beim Diner immer ſtumm zu ſein und ſtark zu ſpeiſen pflegte.

Die Fürſtin, ſehr zufrieden mit ihrer Tirade zum Lobe der Franzöſinnen, gab das Signal, die Tafel aufzuheben.

Später wünſchte Gräfin Friedrich ins Familienzimmer zu gehen, wo der Flügel ſtand, und etwas Muſik zu machen. Sie hatte die Manie mancher Perſonen, mit Paſſion dasjenige zu treiben, was ſie nicht verſtand: ſie ſpielte ſehr hübſch das Piano, aber das machte ihr kein Vergnügen; hingegen ließ ſie, wo ſie nur konnte, ihren Geſang ertönen, obgleich ſie nur drittehalb falſche Töne in der Kehle hatte. Lazar, mit ſeinem etwas dünnen Tenor, mußte natürlich mitſingen, und Margarita that es auch mit ihrer gewohnten Freundlichkeit. Heinrich, der eine prächtige Stimme beſaß, hatte ſich gleich auf den entfernteſten Sopha hinter Margaritas Stickrahmen retirirt, und ſetzte allen Bitten der Gräfin Friedrich eine Entſchuldigung durch Heiſerkeit entgegen, der ſein klingendes Organ widerſprach. Sie bat und ſchmeichelte: Henri! mon cher Henri! mon bel amour!" Er wiederholte lakoniſch: „Impossible, ma tante!" feſt entſchloſſen, ſein Talent hier nicht zu profaniren.

Nachdem Ulrich mit großer Geduld den muſikaliſchen Verbrechen der Gräfin Friedrich zugehört, wendete er ſich an Margarita und bat ſie, das Lied

zu ſingen, welches ſie heute früh im Garten geſungen.

„Heute früh im Garten? ich erinnre mich nicht“....— ſagte ſie.

„Was war das für ein Lied, Graf Erberg? rief Gräfin Friedrich; vielleicht ſinge ich es auch.“

„Ich glaube, es war „Da ging ich ans Brünneli“....rief Margarita lebhaft und erröthete.

Sie erröthete aber ſo häufig, daß Ulrich es diesmal nicht beachtete, ſondern ſprach:

„O nein! es fing an: „Ueber Dich gebeuget!“ — Erinnern Sie Sich nicht? eine weiche, klagende Melodie! Sie ſangen es Ihrer kleinen Tochter vor.“

Margarita ſaß mit einem Muſikbuch auf dem Schooß neben Gräfin Friedrich, aber etwas hinter ihr, am Flügel; Ulrich ſtand auf der andern Seite neben der Gräfin; dieſe konnte folglich nicht Margaritas Bewegung ſehen, die dunkelroth vor Schreck oder Verlegenheit mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob ſie ſich beſinnen wolle, und dann den Zeigefinger über ihre Lippen gleiten ließ, indem ſie Ulrich bittend anſah. Ohne eine Miene zu verändern, ſagte er:

„Es war gewiß ein Wiegenlied....vielleicht nach einer alten Volksmelodie; und wenn die Gräfin einige ſingen wollte, ſo würde ich es vielleicht herausfinden.“

Gräfin Friedrich ſang ſehr bereitwillig fünf oder ſechs Liederanfänge, und fragte zwiſchen jedem:

„War es das?“

Und Ulrich ſagte immer „Nein!“ bis er zuletzt lachend ſagte:

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung! aber mein unmuſikaliſches Ohr iſt ganz konfus worden.... ich unterſcheide keine Melodie mehr.“

Beide Damen lachten ihn aus.

Am Abend trennte ſich die Geſellſchaft, und Graf und Gräfin Friedrich luden Ulrich dringend nach Wildingen ein. Beide fanden in ihm ein Mittel, um die Langeweile etwas zu mildern, die ſie im Umgang mit der fürſtlichen Familie empfanden. Kaum waren ſie fort, ſo warf ſich Fürſt Anton in einen Lehnſtuhl, gähnte ein Paar Mal hinter einander recht herzhaft, rieb ſich dann vergnügt die Hände und ſagte:

„Nun kommt eine angenehme Zeit! die Jagd iſt vortrefflich in Wildingen und Graf Friedrichs Koch auch! Es freut mich, daß Du grade jetzt hier biſt, mein alter Erberg. Du wirſt doch die Jagden mitmachen? Das verſteht ſich von ſelbſt!....— Wenn nur die lieben Leute nicht ſo erſchrecklich langweilig wären! man weiß nie, ob ſich Graf Friedrich über einen luſtig macht, oder nicht....und ſie geziert wie eine Weihnachtspuppe! und dieſer kleine Heinrich

mit ſeinen großen airs! und Lazar, ſtumm wie ein Fiſch! ich langweile mich mit ihnen, wie die Karpfe auf dem Trocknen; aber freilich die Jagden machen das gut".

Fürſt Anton hatte während des ganzen Tages nicht ſo viel geſprochen. Das war ſeine Gewohnheit: er ſprach nur, wenn an keine Unterbrechung von Seiten ſeiner Zuhörer zu denken war. Wurde durch einander geredet, ſo ſchwieg er, machte ſich heimlich über Alles luſtig, was geſagt wurde, fand aber nie die Gelegenheit, ſeine äußerſt ſimple Satyre zum Beſten zu geben, ausgenommen dann und wann auf Koſten ſeiner Frau.

Ulrich machte die banalen Lobeserhebungen, die man zu machen pflegt, wenn man die Abſicht hat, eine Zeit lang mit Perſonen umzugehen, die uns im Grunde lächerlich oder gleichgültig ſind. Wär' er morgen von Ambrach weggereiſt, ſo würde er ſchwerlich die Toilette der Gräfin Friedrich ſehr geſchmackvoll und Graf Heinrichs Haltung ſehr comme il faut gefunden haben".

Die Fürſtin ergoß ſich in Lob über Heinrich, der in ihren Augen den unerhörten Vorzug hatte, in Paris zu leben. Sie ſchmückte Paris und Alles, was von dort kam, mit der Glorie, die ſie ſelbſt vormals dort getragen, als ſie jung und ſchön geweſen war. Da ſie ſich im Stillen gekränkt fühlte,

daß ihr Sohn nicht Ulrichs guten Ton und Manieren hatte, so freute sie sich — wie die Neidischen thun — daß sie einen Dritten zu loben hatte; sie wähnte, dadurch den Beneideten zu kränken und herab zu setzen.

Margarita schwieg. Sobald ihr Mann und ihre Schwiegermutter die Conversation beherrschten, sprach sie nur grade, was nöthig war, um weder zerstreut noch untheilnehmend zu erscheinen. Dann war es umsonst, ein Urtheil, eine Meinung von ihr zu erwarten. Mit dem Instinkt jener Blume, die ruhig in der Tiefe des Meeres bleibt und nur zur Blütezeit auf die Oberfläche kommt, ließ sie ihre Gedanken in der Tiefe der Seele ruhen, unbekümmert, ob je der Moment kommen werde, der sie herauslocken könne. Es war ein sublimer Instinkt bei ihr: sie wollte sich nicht aus dem Gleichgewicht zu ihrer Umgebung setzen; aber es war nur Instinkt, nicht Ueberlegung; sie raisonnirte nie mit sich selbst. Daher werden Manche sagen: „so war es denn auch kein Verdienst". — Nein, gewiß nicht! es war nur eine Seelenschönheit.

Ulrich erkannte das. Sie ist wie eine Muschel, dachte er; auswendig unscheinbar, inwendig voll Perlmutter und Perlen! Sie selbst ist eine Perle! Margarita bedeutet Perle!..... doch warum wollte sie das Lied nicht singen? sollte der Severin es für sie

gedichtet haben? und wo war er denn heute? ganz unsichtbar! nur mit ihr ging er spazieren. — — Er nahm sich vor, um jeden Preis das Räthsel zu lösen.

Als der Fürst ihn am nächsten Morgen auf seinem Zimmer besuchte, sagte Ulrich:

„Du hast mir Dein Haus mit solcher Gastfreiheit geöffnet, daß ich sie mißbrauchen würde, wenn ich nicht Dir, dem Wirth, dieselbe Freiheit ließe. Geh' Du Deinen Geschäften nach, wie Du es gewohnt bist. Ich finde Unterhaltung genug — Deine Damen, die Bibliothek, ein Pferd.... was brauch' ich mehr in Deiner Abwesenheit, lieber Thierstein".

Der Fürst war sehr vergnügt über diesen Vorschlag, und Ulrich blieb fortan sich selbst überlassen. Um nicht ganz sein eigentliches Geschäft in Ambrach zu vergessen, hatte er den Fürsten gefragt, ob er mit Frau von Ringoltingen über den Verkauf ihres Gütchens sprechen solle, oder ob der Fürst ihre Geschäfte besorge. Der antwortete:

„Gott behüte mich vor Geschäften mit Frauen! sie haben nicht eine Idee von gründlicher Sachkenntniß, daher bilden sie sich beständig ein, daß man ihre Geschäfte schlecht besorgt. Steht der Zinsfuß auf 3½ Prozent, so begehren sie 5, und nennen es ein himmelschreiendes Unrecht, einen empörenden Betrug, wenn man sie ihnen nicht schafft. Nein, Frau von

Ringoltingen steht selbst ihren Geschäften vor, die so gering sind, daß sie wirklich genug Verstand dazu hat. — Er lachte laut und kurz; dann setzte er hinzu: Nur bei hochwichtigen Gelegenheiten werde ich zu Rath gezogen, d. h. sie begehrt meine Meinung, und die muß genau mit der ihrigen übereinstimmen, sonst wird sie verworfen".

„Wir Alle machen es so", entgegnete Ulrich.

Einige Stunden später ließ sich Ulrich bei Frau von Ringoltingen melden. Sie nahm ihn an. Er fand sie in einem enormen Fauteuil sitzend und mit unbegreiflicher Langsamkeit weiße Baumwolle von einer kleinen Winde abwickelnd, die vor ihr an einem Tischchen festgeschraubt war. Ihre Füße standen auf einer hochgepolsterten Fußbank, und auf ihren hochheraufgezogenen Knien lag ihr Hund, der giftig bellte und die Zähne zeigte, als Ulrich eintrat. Nachdem das Thier beruhigt war, trug er ihr sogleich sein Anliegen vor und sie ging gern darauf ein. Sie sagte:

„Ehedem, als ich es selbst bewirthschaftete, machte mir das Landgütchen viel Vergnügen, jetzt nur Verdruß, denn die Pächter sind nie pünktlich mit den Zahlungen".

Ulrich fragte, welchen Preis sie begehre, und sie entgegnete:

„Es ist freilich nur auf 30,000 Gulden taxirt,

aber ich kann es nicht unter 36,000 verkaufen. Ich lebe nur von den Renten des Gütchens und Sie wissen, der Zinsfuß ist nicht mehr fünf Prozent".

Fürst Anton hatte das Gut für ihn auf 50,000 Gulden tarirt. Ulrich fand, daß die arme Frau von Ringoltingen weniger habsüchtig sei, als der reiche Fürst Thierstein, und zu beiderseitiger Zufriedenheit ward der Handel geschlossen. Als der Fürst später den Kaufpreis erfuhr, sagte er achselzuckend zu seiner Schwiegermutter:

„Sie haben das Gut um 10,000 Gulden zu wohlfeil verkauft".

„Keineswegs! sagte sie mit einem Stolz, der vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben am rechten Ort war; ich hab' es ungefähr nach dem Werth verkauft, denn wenn es besser bewirthschaftet wird, als solch ein Pachter es thut, so wird es im Preise steigen; aber Wucher mag ich nicht mit meinem Eigenthum treiben — das ist kein Geschäft für den Adel".

Ulrich war in sein Zimmer zurückgekehrt, um an Unica über dies wohlgelungene Geschäft und die bevorstehenden Jagden zu schreiben; aber Tonys Stimme im Garten lockte ihn ans Fenster, und als er Margarita unten sitzen sah, dachte er: Auf heut Abend den Brief! — nahm den Hut und ging die Thurmtreppe hinab. Unten stieß er auf Jean, der eilig

aus dem Corridor herauskam, als et Männerſchritte auf der Treppe hörte, und ſich dann mit einer tiefen Verbeugung vor Ulrich zurückzog. Daraus ſchloß dieſer, daß die Thurmtreppe eigentlich nur für Margaritas Gebrauch da ſei. Sie ſaß wieder auf ihrem kleinen Feldſtuhl und legte ihr Buch fort, als Ulrich ſich neben ſie auf eine Gartenbank ſetzte, und froh des kleinen Einverſtändniſſes, das er mit ihr hatte, anhub:

„Werden Sie heute die Gnade haben, mir das liebliche Lied zu ſingen, welches Sie mir geſtern ſo unbarmherzig verweigerten“?

„Ach Gott, entgegnete ſie ohne alle Verwirrung, hören Sie auf, nach dem Liede zu forſchen; es verdient nicht Ihre Theilnahme“.

Ulrich ſah ſie erſtaunt an; er begriff nicht, weshalb ſie geſtern ſo verlegen und heute ſo ruhig bei ſeiner Frage war.

„Nicht meine Theilnahme! rief er; und Sie haben das Lied ſo lieb, daß Sie es nur Ihrer Tochter vorſingen“!

„O, ſagte Margarita, lieb hab ich es gewiß nicht, denn...ich hab es ſelbſt gemacht — und wer mögte ſo etwas anhören, als Tony“?

„Wer nicht“! ſagte Ulrich überraſcht.

„Gräfin Friedrich gewiß nicht, denn wenn ſie auch

keine gute Stimme hat, so versteht sie doch leicht mehr von der Musik, als ich".

„Also auch die Composition ist von Ihnen? Unica hat mir von Ihrem bewundernswerthen Talent für den Tanz erzählt — hiervon nichts".

„Es sind nur Launen und Einfälle — keine Talente! und wenn sie es wären, was würd' es mir helfen? ich mögte lieber ein schönes Talent für Musik oder Malerei haben, dann könnt' ich doch meiner Tochter nützlich sein".

„Wie beneidenswerth glücklich sind Sie durch dies Kind"! rief er wehmüthig".

„Ja! es ist meine Welt"! sagte sie mit jenem Glanz des Angesichts, den Melusine in ihren großen Momenten hatte.

„Und werd' ich nicht das Lied hören? fragte er, in diesem Augenblick auf ihre Milde rechnend; — ich bin ein ebenso großer Laie in der Musik, als Tony, und ich versichre Ihnen, daß ich gestern, da oben in meinem Zimmer, mit wahrer Freude auf jeden Ton gehorcht habe".

„Wenn es sich einmal so trifft, sollen Sie es hören. Jetzt aber gehen wir spazieren.... und Sie gehen vielleicht mit. Im Walde sind manche hübsche Aussichten — so wie wir sie hier haben, etwas einförmig und dürftig, nichts von Heidelbergs ma-

erischer Schönheit oder von der Ueppigkeit Ihres Rheingaues".

Severin war dazu gekommen; Margarita rief Tony, und Alle gingen durch das lange Berceau in den Wald. Ulrich bemerkte sogleich, daß Severin nicht sehr erfreut über seine Gesellschaft war und nicht am Gespräch Theil nahm, obwol Margarita ihn zweimal dazu aufforderte. Er blieb zurück, immer mehr und mehr, und als sie nach einer halben Stunde um eine Waldecke bogen und vor einem Aussichtspunkt standen, warteten sie auf ihn, aber er kam ihnen nicht nach. Ulrich wollte den Augenblick nicht vorüber gehen lassen, ohne Margarita aufmerksam zu machen, daß wenigstens Severins Betragen durchaus unpassend sei.

„Wie schade, hob er an, daß ein so hübscher junger Mensch so burschikose Manieren beibehalten hat, daß ihn der geringste Zwang lästig fällt".

„Das hängt mit seinen verschrobenen Ideen von der Gleichheit zusammen, erwiderte Margarita. Er findet sich jetzt sehr gekränkt, weil ich mich mit Ihnen, dem Grafen Erberg, mehr unterhalte, als mit ihm".

„Gnädige Fürstin, sagte Ulrich sanft, wie haben Sie den Herrn Severin so verwöhnen können! sehen Sie denn nicht, daß er Ihre himmlische Güte mißbraucht"?

Sie sah ihn verwundert an und blieb vor ihm stehen. Er blieb auch stehen und fuhr fort:

„Vergeben Sie mir! ich bin kaum drei Tage in Ihrem Hause und bin Ihnen ganz fremd; allein Sie sind so jung, so fremd in der Welt, so.....unerfahren (eigentlich wollte er sagen: rathlos) daß Sie Manches nicht ahnen können, was wir Andern deutlich sehen".

„Sehen Sie nicht vielleicht Gespenster"? fragte sie lächelnd und ging weiter.

Ulrich dachte an Jean, den er schon zweimal listig umherlauschend gesehen, und sagte gelassen und bestimmt:

„Das Benehmen des Herrn Severin kompromittirt Sie".

„Sie brauchen seltsame Ausdrücke", sagte sie mit einem prächtigen Blick.

„O nehmen Sie keinen Anstoß an den Ausdrücken, sagte Ulrich bittend; was ich thue, ist so gänzlich aus der Regel, daß Sie Nachsicht mit meinen Worten haben müssen...und vielleicht noch mehr mit mir selbst, dem unaufgeforderten Rathgeber".

„Aber was rathen Sie mir denn eigentlich"? fragte Margarita gespannt.

„Wenn Sie dem Herrn Severin die Erlaubniß ertheilt haben, Sie ein für alle Mal auf Ihrem Spaziergang begleiten zu dürfen — was gewiß Je-

der von uns für eine große Ehre halten wird — warum schließt er sich heute von Ihrer Gesellschaft aus, da sich grade heute eine Person mehr dabei befindet? warum bleibt er zurück mit einem unverhehlten Ausdruck von Mißbehagen und Unmuth? wenn man ihn mit diesem verfinsterten Antlitz allein zurückkehren sieht, was kann man nicht Alles daraus schließen"?

Margarita dachte an die spionirende Neugier ihrer Schwiegermutter und an die Möglichkeit, daß Severins ungeschicktes Betragen von ihr bemerkt und scharf oder plump gerügt werden könne; daher sprach sie mit leichtem Ton, aber mit schwerem Herzen:

„Um verkehrte oder richtige Schlüsse zu ziehen, müßte man ihn auf jeden Fall genauer beobachten, als es geschieht".

„Glauben Sie nicht, daß die Personen, die eine Königin umgeben, sich unter einander aufs Allergenaueste beobachten?..... Jede Frau ist Königin in ihrem Kreise".

„Aber Sie ängstigen mich! rief Margarita beklemmt; sagen Sie doch lieber grade heraus, was Sie wissen....oder meinen".

„Ich meine, sagte Ulrich bestimmt, daß Sie sich gar nicht um den Herrn Severin bekümmern sollten".

„Glauben Sie denn, daß ich es zu meinem Vergnügen thue? rief sie. Der Mensch war ja fast geisteskrank, als er vor einigen Monaten herkam, durch seinen fanatischen Haß gegen die Aristokraten, und mir scheint die Atmosphäre von Ambrach nicht dazu geeignet, um ein solches Gefühl zu mildern, obgleich mein Mann gewiß von seltener Güte für ihn ist. Sein musikalisches Talent ließ mich zuerst sein ungeschicktes Benehmen übersehen — denn wir haben hier häufiger dieses als jenes — ich sprach mit ihm, ich erkannte bald seine Manie, die er auch gar nicht zu verbergen strebt, ich suchte sie zu bekämpfen, und so ist es mir denn gelungen, ihn bedeutend menschlicher zu machen, als er war. Wenn es mir gelänge, ihn zu einfachen, natürlichen Ansichten zu bringen, in Königen und Fürsten Menschen zu sehen und keine Ungeheuer, im Staat zu dienen, wenn er auch nicht eingerichtet ist wie Sparta: so hätte ich gewiß etwas Gutes gethan. Sobald ich mich nicht um ihn bekümmere, ist er hier in der allertiefsten Einsamkeit, und die nährt den Fanatismus, steigert ihn wol gar bis zum Wahnsinn. Können Sie mir das rathen"?

Ihre Worte waren so einfach, ihre Stimme so süß und ihr Ausdruck so bestimmt, es war ein solcher Contrast: die Erscheinung zart, wie ein Thautropfen, die Wesenheit fest wie ein Diamant, daß

Ulrich nichts zu antworten wußte. Er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, wie er hatte wähnen können, daß die Ungezogenheit eines Studenten und die gemeine Neugier eines Bedienten irgendwie üblen Einfluß auf ein ſolches Geſchöpf haben dürften. Indeſſen fiel ihm doch Margaritas Bitte ein, Severin eine Anſtellung zu verſchaffen. Er ſagte:

„Wünſchten Sie nicht ſelbſt vor ein paar Tagen ſeine Entfernung"?

„Freilich! erwiderte ſie eifrig; er iſt ein blutarmer Menſch, hat vier unverſorgte Schweſtern und einen noch unerzogenen Bruder, kann nicht bei ſeinem Vater leben, weil Beider politiſche Anſichten ſich kreuzen wie zwei Schwerter, und hier im Lande auf keine Anſtellung rechnen. Ich weiß nicht einmal, ob er irgend etwas Tüchtiges gelernt hat".

„Da müßte er vor Allem wieder auf eine Univerſität".

„Das ſag' ich ihm täglich, aber er will nicht; er behauptet, es ſei ihm unmöglich, unter dem Zwang einer Aufſicht zu leben, wie ſie gegenwärtig auf den Univerſitäten eingeführt ſei! Indeſſen, wenn mein Mann nur wollte".... —

„Nun"? fragte Ulrich erwartungsvoll, als ſie ſtockte.

„O Graf Erberg! rief ſie plötzlich entſchloſſen, Sie können vielleicht meinen Mann überzeugen, denn

Sie haben Erfahrung, Welt- und Menſchenkenntniß, Alles, was mir fehlt, leider! leider! denn er ſagt, ich hätte keine Idee von den Realitäten, und er mag wol bei vielen Gelegenheiten Recht haben mit dieſer Behauptung".

„Und ich ſoll ihn von ſeinem Unrecht überzeugen"? fragte Ulrich lächelnd.

Sie machte mit der Hand eine allerliebſte, ſchweigengebietende Bewegung und ſagte: „Mein Mann hat dem alten, troſtloſen Vater, der nichts von dem ungerathnen Sohn wiſſen wollte, verſprochen, ſich deſſelben anzunehmen, und deshalb iſt er hier. Könnte ſich aber mein Mann dazu entſchließen, ihm eine andre Unterſtützung zu geben und darauf zu beſtehen, daß er ſeine Studien fortſetze, ſo würde er doch wol gehen und das wäre ſeiner Zukunft erſprießlicher, als hier die nichtsthueriſche Exiſtenz. Aber Anton behauptet, Severin würde dort von Neuem intriguiren und konſpiriren, und bleibt meinen Bitten unzugänglich, die freilich immer ſehr ſchüchtern ſind, weil er ſie nicht gern hört. Aber Sie — ja, Sie könnten ihn gewiß überzeugen! — Und iſt es denn nicht im Grunde ſehr unbehaglich, einen Menſchen mit ſo feindſeligen Geſinnungen unter unſerm Dach zu beherbergen?..... Glauben Sie nicht, daß Sie meinen Mann überzeugen werden"?

„Wenn er der Wahrheit ſelbſt nicht Gehör

ſchenken mag, entgegnete Ulrich, was kann ich ihm denn ſagen"?

Sie waren wieder durch das Berceau in den Garten zurückgekehrt und Margarita ſagte, als ſie die Thurmtreppe hinaufſtiegen:

„Bitte, denken Sie etwas darüber nach".

Und ſie verſchwand, wie ein Traum, wie eine Morgenwolke, wie ein Sonnenſtrahl, wie eine ferne Muſik, wie Alles, was lieblich iſt, leicht verſchwindet, und unvergänglich in der Erinnerung bleibt.

Am Abend begann Ulrich in der That den Brief an Unica, und der Anfang gelang ihm vortrefflich. Erſt der Handel mit Frau von Ringoltingen, dann eine flüchtige Skizze der Geſellſchaft, dann die Ausſicht auf amüſante Jagden. Zum Schluß fühlte er die Nothwendigkeit, irgend etwas über Margarita zu ſagen, und da fand er nichts Paſſendes. Ganz flüchtig hätte er ſie nennen können: damit wäre aber Unica nicht zufrieden geweſen; verſuchte er auf Einzelheiten ihres Weſens einzugehen, ſo jagten und rankten ſich ſeine Gedanken wie Wolkenzüge, und was er niederſchrieb, verſtand nur er allein. Er verbrannte drei Briefe, warf ſich todtmüde um zwei Uhr Nachts zu Bett und dachte: Es iſt mir ebenſo unmöglich, an Unica zu ſchreiben, als mit ihr zu leben! — Diesmal war es aber nicht Unicas Schuld. „Denken ſie darüber nach"

hatte Margarita gesagt. Diese Bitte erfüllte er so pünktlich, daß er nur an das dachte, was sie und wie sie es gesagt hatte. Es waren darin die unverkennbarsten Aehnlichkeiten mit Melusinen und doch die vollkommenste Eigenthümlichkeit. „Und, allmächtiger Gott! wie hätte Margarita wol je Melusine gekannt! rief er heftig in seinen Selbstgesprächen; die eine auf der höchsten, die andre auf der tiefsten Stufe in der menschlichen Gesellschaft! Beide getrennt durch eine Welt, und geheimnißvoll vereint für mein Auge, für mein“....——Er dachte den Gedanken nicht aus, sondern: „Und weshalb war für Beide Mitleid mein erstes Gefühl? Melusine bedurfte es, sie erlag unter ihrem Leid, ihre Erscheinung verrieth es hinlänglich; aber Margarita? sie ist glücklich! — wird sie es auch bleiben? Gott behüte den Engel!“

Schloß Ambrach war ein ungeselliges Haus. Alle Familienmitglieder frühstückten allein. Fürst Anton auf seinem Schreibtisch; die Fürstin, indem sie an Jean Befehle für den Tag ertheilte, die darauf in Aufträge, in Fragen, in ein vollständiges Gespräch übergingen; Frau von Ringoltingen, indem sie ihren Hund und ihre Voliere voll Gimpel und Stieglitze besorgte; Margarita und Tony zusammen. Bei ihrem Frühstück erfuhr die Fürstin Alles aufs Genaueste, was sich Tags zuvor im Hause begeben,

und so erfuhr sie denn auch, daß Margarita mit Ulrich eine Promenade gemacht, und daß Severin, der sich zuerst ihr angeschlossen, allein und sehr verdrießlich zurückgekehrt sei. Sie sagte geärgert:

„Der impertinente Mensch! die Fürstin ist viel zu gütig gegen ihn."

„Durchlaucht erinnern Sich vielleicht, daß ich das schon lange gesagt habe," entgegnete Jean in respektvoller Entfernung stehend.

„Der Mensch muß fort, er ist hier ganz überflüssig. Vielleicht ist er gar ein Spion dieser nichtswürdigen Demagogen.... wer kann das wissen? — Bekommt er viel Briefe, Jean? schreibt er viel?"

„Gar nicht, Durchlaucht."

„Jean! wenn Briefe für ihn kommen sollten, so merken Sie Sich doch das Postzeichen. Man muß immer Achtung geben auf solche verdächtige Leute. — Nun Jean! haben Sie Freundschaft geschlossen mit dem Kammerdiener von Graf Erberg?"

„Freundschaft! sagte Jean so giftig, wie der Respekt es erlaubte; nein, Ihro Durchlaucht, das ist mir unmöglich, mit einem so leichtsinnigen Hasenfuß, der sich über ganz Ambrach lustig macht, Mamsell Minchen ausgenommen."

„Ich hoffe, daß sich Minchen nicht mit einem solchen Menschen abgeben wird."

„Ach Ihro Durchlaucht! sie ist von demselben

Schlage! sie stimmt mit ein und läßt sich gar zu gern den Hof machen."

„Nur nicht von Ihnen?" fragte die Fürstin, selbst gegen ihren Schützling boshaft.

Jean wurde gelb vor Aerger und verneinte schweigend.

„Trösten Sie Sich, Jean! wenn dieser Kammerdiener....wie heißt er?"

„Louis, Ihro Durchlaucht."

„Wenn dieser Louis wirklich so leichtsinnig ist, wie Sie ihn beschreiben, so macht er sich auch über eine so dumme Person wie Minchen lustig."

Damit verabschiedete sie ihn.

Heute ging Margarita nicht spazieren; sie blieb auf ihrem Platz im Garten, und sagte, als Severin zur gewohnten Stunde kam, Tony habe sich schon zu sehr durch Umherlaufen ermüdet.

„Wenn Sie mir aus dem Mignet vorlesen wollen, so wird es mir lieb sein," fügte sie hinzu.

Severin murmelte etwas von nicht zudringlich sein, und empfahl sich. Margarita dachte, daß Ulrich wirklich Recht habe, Severin unerträglich zu finden. Sie wünschte, Ulrich mögte kommen; sie wollte ihn wieder bitten, mit ihrem Mann über Severin zu sprechen; allein er kam nicht. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, heute Morgen den Brief an Unica zu schreiben, und obgleich dieser mit der

höchsten Trockenheit abgefaßt wurde — damit aus keinem Punkt zu viel oder zu wenig Leben hervorleuchte — so kostete er doch ein langes Studium.

„Aber wo waren Sie denn heute den ganzen Morgen?“ fragte sie ihn beim Essen.

„Ich schrieb an Unica,“ antwortete Ulrich fast verlegen.

„Das ist ein zärtlicher Gatte! rief der Fürst. Nein! sollt' ich den ganzen Morgen an meine Frau schreiben, ich käme um.“

Mit jener langsamen, fast tragischen Bewegung der Augenlieder, die schon am ersten Tag Ulrich gerührt, deckte Margarita momentan ihre schönen Augen zu, und öffnete sie dann wieder lieblich und sanft.

Die Schach- und Piquetpartie, die Musik am Abend — Alles blieb sich gleich, Tag für Tag. Ein Andrer würde sich tödtlich gelangweilt haben in dieser Monotonie; Ulrich nicht. Er hatte in den letzten Jahren zu sehr außer dem Leben gelebt, als daß jede Form des Lebens, gesellig oder einsam, bunt oder grau, bewegt oder starr, wechselnd oder monoton, ihm nicht vollkommen gleichgültig sein sollte; denn was es bot, mogte er nicht, was es versagte, bedauerte er nicht, und was er ehedem begehrt hatte — fand er nicht. Nun hatte er auch lange nicht mehr danach gesucht; aber hier wachten wie durch Zauber alte Erinnerungen und alte

Sehnsucht auf; alle undenkbaren und unbestimmten Wünsche sprangen leuchtend aus seiner Seele heraus, wie Sternschnuppen, und er dachte: „ich will doch sehen, was auf der Stelle entstehen wird, wo sie niederfallen." — Vielleicht ist kein Zustand angenehmer, als dieser voll süßer unbestimmter Erwartung. Leider pflegt er sehr kurz zu sein! die Anregung geht schnell in Aufregung über, und diese in Qual. Seit zwei Jahren hatte Ulrich keine solche Anwandlung von Heiterkeit, von Theilnahme empfunden, als jetzt.

Eingedenk Margaritas Bitte, brachte er bei einem Spazierritt mit Fürst Anton das Gespräch auf Severin und sagte:

„Der hübsche junge Mensch scheint einen ebenso guten Kopf zu haben, als ein angenehmes Aeußere, und gewiß würde er irgend eine gute Carriere machen können, wenn er sich in einem bestimmten Fach gründliche Kenntnisse zu erwerben suchte".

Fürst Anton erwiderte achselzuckend: „Es hilft ihm Alles nichts! er ist nun einmal als Demagog übel angeschrieben".

„Er brauchte ja nicht im Lande zu bleiben",

„Ich bin für das alte Sprichwort: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Er ist hier bei mir gut aufgehoben, fern von allen Verlockungen der bösen demagogischen Buben, ohne Aufforderung zu

Hambacher Feſten, Frankfurter Attentaten und dergleichen Teufeleien. Ich werde ihm nicht die Hand dazu bieten, um wieder ein ſolches Leben anzufangen".

„Er kann ja aber die Poſſen aufgeben, lieber Thierſtein, tüchtig ſtudiren und ſich eine Zukunft gründen".

„Lieber alter Junge! Du brauchſt verwünſcht theoretiſche Ausdrücke! eine Zukunft gründen! dazu gehört Geld. Man wird nicht gleich von Hauſe aus Profeſſor oder Arzt oder Pfarrer, man muß warten, ſechs, acht, zehn Jahr — wovon lebt man einſtweilen, wenn man kein Geld hat? und was erlangt er am Ende für eine Zukunft?..... kaum das liebe Brot".

„Aber Unabhängigkeit".

„Warum nicht gar! all dieſe Leute ſtehen unter ſcharfer Controlle und ſind abhängig von tauſend Rückſichten. Glaube mir, Severin hat es bei mir beſſer, als er es irgendwo in der Welt haben würde".

Dies war in einem Ton geſagt, der für immer dem Geſpräch über dieſen Gegenſtand ein Ende machte, und Ulrich theilte Margarita den ſchlechten Erfolg mit, den ſeine Unterhandlung gehabt. Er ſetzte hinzu:

„Ich würde glücklich ſein, Severin Mittel anzu-

bieten, die ihm erlaubten, Ambrach zu verlaſſen, aber er wird ſie nicht von mir annehmen".

„Ach nein, gewiß nicht"! ſagte Margarita niedergeſchlagen.

„Vielleicht...wenn Sie in Ihrem Namen ſie ihm anbieten würden"..... —

„In meinem Namen? ſagte ſie verlegen; das muß ich mir ein wenig überlegen".

Die Jagdzeit.

Ein Bote aus Wildingen brachte die Nachricht, daß ſich einige Jagdfreunde eingeſtellt, und daß man mit Ungeduld die Ambracher Geſellſchaft erwarte. Die Fürſtin und Frau von Ringoltingen ſchliefen nie außer dem Hauſe; ſie fuhren nur zum Diner nach Wildingen und Abends zurück, der Fürſt blieb aber immer einige Tage mit Margarita und Tony dort. Ulrich war ſehr froh über dieſes Arrangement, denn Margarita war viel freier, ſobald ſie nicht mit ihrer Schwiegermutter zuſammen war. Die Gewohnheit, ſcharf und ungünſtig von derſelben beob-

achtet zu werden, machte sie in deren Gegenwart zwar nicht befangen, aber schüchtern.

Wildingen war ein hübsches, bequem eingerichtetes Landhaus, ohne Prunkgemächer, aber mit allem häuslichen Comfort. Die Diners waren nicht zugleich recherchirt und ungenießbar, sondern immer ganz gleich gut. Es war genug Dienerschaft, um den Dienst pünktlich, rasch und still zu thun, und Gärtner und Reitknechte wurden nicht bei großen Gelegenheiten in ungeschickte Lakaien verwandelt. Graf Friedrich verstand sein Haus auf dem Fuß zu halten, wie es mit seinem Vermögen und seiner Stellung in der Welt übereinstimmte. Er besaß bei weitem nicht Fürst Antons großes Vermögen, aber er lebte wie ein vornehmer Mann, Tag für Tag gleich. — Molière hat sich lustig gemacht über den prahlerischen unbeholfenen Bourgeois gentilhomme. Unsre Zeit liefert ein Seitenstück in dem Gentilhomme bourgeois, der heimlich ängstlich knausert und vor der Welt eine glänzende Stellung zu behaupten sucht. Die alten Thorheiten und Lächerlichkeiten sind noch da; aber wo ist ein Molière, um sie darzustellen.

Für Frauen giebt's auf dem Lande keine langweiligere Zeit, als die der Jagden. Sie sind allein vom Morgen bis zum Abend, und kehren die Männer endlich zurück, so sind sie reißend hungrig und

todtmüde. Was iſt mit ihnen in dieſem troſtloſen Doppelzuſtand anzufangen, da ſie ohne denſelben ſchon ſelten genug amüſant ſind? Gräfin Friedrich geſtattete nie dem Grafen Lazar, auf die Jagd zu gehen; ſie hatte ihn überzeugt, daß es ſeiner koſtbaren Geſundheit ſchaden würde, und behielt ihn zu ihrer Unterhaltung. Da aber die Unterhaltnng zwiſchen drei Perſonen ebenſo ſchwer, als ſie zwiſchen zwei leicht iſt, ſo ſtockte ſie häufig in Margaritas Gegenwart, und Gräfin Friedrich hatte dagegen ein Auskunftsmittel gefunden: Lazar mußte vorleſen, vier bis fünf Stunden, engliſche Romane. Die übrige Zeit brachten ſie damit hin, Terzetts einzuüben und ſpazieren zu fahren, wenn das Wetter es erlaubte. Ulrich, der nichts weniger als ein leidenſchaftlicher Jäger war, erklärte Lazar in Beſitz eines zu glänzenden Vorrechts und bat Gräfin Friedrich ſchon am zweiten Tage um die Erlaubniß, die wilde Jagd ohne ihn durch Wald und Flur ziehen zu laſſen. Nichts war ihr lieber! Vier Perſonen bilden zwei Paare; da macht ſich das Geſpräch von ſelbſt. Die Lektüre wurde vernachläſſigt. Ulrich war Margarita gegenüber ſo liebenswürdig, wie er ſich nie einer Frau gezeigt. Bei Meluſinen war er zu ſtürmiſch, bei Unica zu gleichgültig geweſen. Hier konnte er nichts erlangen, aber alles erſehnen; dadurch blieb er in vollkommner äußerer Haltung, indeſſen er un-

befangen ſeine Weſenheit ausſprach. Gräfin Friedrich verſtand ihn meiſtentheils gar nicht, erſtens, weil Lazar ſie zu ausſchließend beſchäftigte, zweitens, weil ſie nur für Aeußerlichkeiten ein Ohr hatte. Aber Margarita hörte ihm zu, und nicht blos mit dem Ohr; ſie antwortete ihm, und nicht blos mit den Lippen. Zum erſten Mal in ihrem Leben trat ſie unter das Brennglas einer männlichen Perſönlichkeit voll Geiſt, Anmuth und Bildung, voll Adel der Geſinnung und Grazie im Umgang. Zum erſten Mal in ihrem Leben fühlte ſie, daß bis jetzt nie eine menſchliche Seele ſich die Mühe genommen habe, ihre Seele kennen, ihre Gedanken wiſſen, ihre Empfindungen auffaſſen zu wollen. Zum erſten Mal in ihrem Leben ward ſie gewahr, daß ſie in unbegrenzter Verödung lebe..... oder eigentlich..... gelebt habe; denn kaum hatte ſie die Einſamkeit erkannt, in welcher ihre nächſten Verhältniſſe ſie ließen, ſo ſah ſie auch ſchon aus dieſer Wüſte eine Oaſe emporkeimen, in deren Mitte Ulrich ſtand. Nicht ihre Eitelkeit noch ihre Phantaſie wurden getroffen, ſondern gradezu ihr Herz. Dies Herz, feſt und ganz wie es war, hatte ſie bisher einzig ihrem Kinde zugewendet; es ging in Blüte auf vor dem erſten ächten, warmen Gefühl in einer fremden Bruſt. Trotz ihrer Jugend und Einſamkeit hatte ihre Phantaſie keinen romantiſchen Schwung genommen; er war

zum Glück unterdrückt durch ihre ernsten Lektüren und durch die beständig rege Zärtlichkeit für ihr Kind, dessen Zukunft jeden Moment ihre Gegenwart regelte. Sie hatte nie gewünscht, mehr oder anders zu lieben, als sie Tony liebte. So kam es denn, daß sie wirklich auch nicht aus Sehnsucht nach Liebe — sondern aus Liebe liebte. Mit einer solchen Liebe ist verbunden: Glaube ohne Wanken, Treue ohne Grenzen, Kraft ohne Trotz, Hingebung ohne Schwäche. Ob viele Menschen so lieben? Ich denke nicht. Die Meisten lieben aus Sehnsucht nach — oder Erinnerung an Liebe, und schleppen all ihre Kämpfe und Schwankungen, oder all ihre Erfahrungen und Befürchtungen mit sich. Ulrich auch. Das eherne Piedestal der Liebe: göttliche Gewißheit, hatte Melusine im Fundament erschüttert.

Uebrigens war die Hinneigung Margaritas und Ulrichs zu einander so leise, so zartauftretend, und von seiner Seite so ganz ohne die hergebrachten Formen der Huldigung, daß sich z. B. Gräfin Friedrich heimlich verwunderte, warum er nicht Margariten den Hof mache, wenn auch nur aus Langeweile. Eine solche banale Huldigung würde aber Margarita tödtlich gelangweilt haben; sie begehrte weder erheuchelte noch aufrichtige Bewunderung, sondern wünschte nur Theilnahme. Sie plauderte mit Ulrich über Alles, was sie interessirte, und da sie im

Grunde nichts kannte, nicht die Kunſt, nicht die Geſellſchaft, nicht das Leben, ſo intereſſirte ſie ſich für Alles. Es kontraſtirte wunderbar mit dieſer tiefen Unerfahrenheit in dem, was man die Welt nennt, daß ſie außerordentlich unterrichtet war, nicht ſowol weil ſie viel ernſte Bücher geleſen — die bringen häufig große Confuſion in junge Köpfe — ſondern weil ſie ein gutes Gedächtniß, ein klares Urtheil und beſonders den Hauptzweck hatte, ſich für die Erziehung und den Unterricht ihrer Tochter auszubilden.

Ulrich fragte ſie einmal, ob ſie den Mignet mit Intereſſe läſe. Sie erwiderte:

„Severin hat ihn mir gegeben, um mir eine Idee von der Größe der Revolutionsmänner beizubringen. Ich liebe aber nicht, wenn die Geſchichte wie ein Syſtem von Nothwendigkeiten dargeſtellt wird, aus denen die Menſchen wie Kryſtalliſationen herausſchießen. Ich weiß wol, daß der Wille des Menſchen wenig gilt und noch weniger ſeine That vor dem Auge Gottes: wenn aber der Geſchichtſchreiber ſo vollkommen die Handlungen von den Conſequenzen trennt, daß er gelaſſen ſagen mag: Die Terroriſten mußten Tauſende von Unſchuldigen hinrichten, damit Frankreich gerettet würde; — ſo ſchreibt er gleichſam eine Geſchichte der Vorſehung, und die kann leicht ein wenig lächerlich werden, weil der geiſtreichſte Geſchichtſchreiber dazu immer

zu kurzsichtig sein wird. Als ich diese Ansicht gegen Severin aussprach, antwortete er mir: Mignet sei von sublimer Unpartheilichkeit".

Zufällig hatte Gräfin Friedrich zugehört und rief verwundert aus:

„Liebe Margarita, es ist erstaunenswerth, wie Du so trockne Bücher lesen magst"!

„Bedenke, daß ich keine andre Zerstreuung und überhaupt wenig Beschäftigung habe, liebe Lory. Ich meine, es ist doch schon besser, die trocknen Bücher zu lesen, als den ganzen Tag zu sticken oder Tapisserie zu machen. Hätte ich immer amüsante Romane, wie Du sie hast, so würd' ich sie auch lieber lesen — oder gar ein buntes Gesellschaftsleben, so würd' ich vermuthlich gar nicht lesen".

„Und mögtest Du nicht gern das gesellige Leben etwas von seiner glänzenden Seite kennen lernen"?

„O sehr gern! rief Margarita lebhaft. Als Sie vorhin von den kolossalen Bällen in Petersburg erzählten, Graf Erberg, wünschte ich sehnlichst einmal solchem Feste beizuwohnen. Auf einem glänzenden Ball bin ich nie gewesen, denn meine Heidelberger Pensionsbälle verdienen wol kaum den Namen — nicht wahr, Lory"?

„Es ist im Grunde sehr Unrecht vom Fürsten Anton, seine Frau in dieser tiefen Abgeschiedenheit

zu halten; sagte Gräfin Friedrich zu Ulrich, wichtig wie Jemand, der nicht die Gewohnheit des eignen Urtheils hat; woher soll sie Menschenkenntniß bekommen? wie soll sie ihre Tochter für die Welt erziehen"?

„Vielleicht findet er, daß die Fürstin durch Bekanntschaft mit der Welt innerlich nichts gewinnt, äußerlich nichts verliert, entgegnete Ulrich. Ist man auf drei Bällen gewesen, so kommt man um vor Langeweile".

„Ja ja"! sagte Margarita, so spricht man, wenn man das Alles kennt! man mag nicht mehr die Leckerbissen, weil man satt ist. Wer nie etwas Andres als Hausmannskost aß, wird doch wünschen, jene einmal zu versuchen — zum Spaß, aus Neugier. Ich mögte für mein Leben gern auf einen Ball"!

„Und warum denn"? fragte Ulrich ganz verwundert über diesen lebhaften Wunsch.

„Um zu tanzen", sagte sie.

„Dein Mann muß mit Dir zum nächsten Carneval in irgend eine große Stadt gehen! sagte Gräfin Friedrich; wir wollen ihn hernach dazu bereden, nicht wahr, Graf Erberg"?

„Das ist verlorne Mühe"! sprach Margarita fast traurig.

Sie brach das Gespräch ab, indem sie ihre Tapisserie fortlegte, zum Flügel ging und ein Paar

Walzer ſpielte. Dann fing ſie an zu ſingen. Sogleich ſtand Ulrich hinter ihrem Stuhl, und Gräfin Friedrich vertiefte ſich in ein angelegentliches Geſpräch mit Lazar, denn die Muſik hat dieſe zwei unausbleiblichen Folgen: die Theilnehmenden verſammeln ſich ums Piano, die Untheilnehmenden beginnen zu reden. Plötzlich ſang Margarita:

Ueber Dich gebeuget
Sing' ich Dir den Sang,
Der um meine Wiege
Sanft und traurig klang:

„Feuers raſche Flammen,
Waſſers Sehnſuchtsdrang,
Sollen glüh'n und wegen
In Dir lebenslang.

Blumiger Erde Ketten,
Aetherflügel kühn,
Sollen bald nach unten,
Bald empor Dich ziehn.

Zu den Sternen heben
Sollſt Du Deine Hand,
Doch ſie nicht erreichen,
Weil kein Menſch ſie band.

In die Sonne ſollſt Du
Trunknen Blickes ſehn,
Darauf nachtumgeben
Und geblendet ſtehn.

Lieb'- und glückesdurſtig
Schlage heiß Dein Herz.
Doch in Glück und Liebe
Finde heißen Schmerz.

Strahlen ſoll Dein Weſen
Doch wie Mondenlicht.
Dem die Glut der Sonne
Und ihr Glanz gebricht".

Alſo ſangen Stimmen
Unſichtbar gehört;
Daß ſie recht geſungen,
Hat mein Leben bewährt.

Was ich habe, theil' ich
In zwei Hälften ein:
Deiner Mutter Schickſal
Wird nun Deins auch ſein.

Athemlos hatte Ulrich zugehört. Nachdem ſie geendet, ſetzte er ſich neben ſie und fragte:

„Waren das die nämlichen Worte, die Sie damals im Garten ſangen"?

Margarita modulirte einzelne Akkorde und antwortete: „Ich glaub' es! genau kann ich mich freilich nicht mehr ihrer entſinnen".

„Wie kommen Sie zu der Melancholie der Erkenntniß, Sie, die nie aus dem Tabernakel hinausgetreten ſind? fragte Ulrich traurig. Eine Seele, ſo

rein wie der blaue Himmel, muß auch heiter wie er ſein".

„Ich bin ja heiter", ſagte ſie und ihre Augen ſtralten in die ſeinen.

„Ihr Lied iſt es nicht".

„Das iſt wahr! ich mache oft ſolche kleine Lieder und nie ſind ſie heiter; es iſt mir ſelbſt ſchon aufgefallen. Ich denke, es kommt daher, daß ich ſo viel Volkslieder kenne und ſinge, und die ſind immer melancholiſch. Dabei hat ſich meine Muſe die Schwermuth angewöhnt. Sie ſehen, die Arme iſt nicht originell".

„Das Leben des Volks, ganz den herben mühſeligen Realitäten zugewendet, läßt keine Entwickelung der Gefühle zu, die im Keim in allen Menſchen liegen und auch in Allen ſich regen. Dieſe Gefühle — tief, wie alles Urſprüngliche, einfach, wie alles Wahre, melancholiſch, wie alles Heimatloſe — hat das Volk in ſeine Poeſie verlegt, weil es im Leben keinen Raum für ſie hat; darum ſind die meiſten Volkslieder ſchwermüthig und ohne eigentlichen Schluß, zuweilen mit einer Frage endend, zuweilen noch hundert Verſe zulaſſend".... —

„O, rief Margarita, das paßt ja Alles auch auf mich! ich bin unentwickelt, wie das Volk, mit ſchlummernden Kräften, mit unbeholfenen Fähigkeiten".... —

Sie brach ab, denn Ulrich lächelte; und sie fügte schüchtern hinzu: „Wenn ich nicht hoffe, besser zu werden, als ich jetzt bin und andre Kräfte zu entfalten, als wozu ich jetzt Spielraum habe, so würde mich das muthlos und unglücklich machen".

„Wünschen Sie nicht anders zu werden, als Sie sind, sagte Ulrich sehr ernst, lassen Sie schlummern das Schlummernde, verwandeln Sie nicht den Frieden in Kampf. Jetzt sind Sie im Gleichgewicht. Glauben Sie mir, wenn neue Kräfte in uns mächtig werden, so beherrschen sie uns häufiger, als daß wir Herr über sie bleiben".

„Giebt es keinen Mittelweg zwischen Unvollendung und Kampf"? fragte sie.

„Nein, sagte Ulrich; der Mensch muß sein Leben verträumen oder durchringen".

„Und was thun Sie"?

„O ich!....ich verträume es; doch nicht wie Sie in süßem Frieden, sondern in Apathie".

„Apathie folgt auf Ueberanstrengung, sprach sie nachdenklich; ein tüchtiger Mensch arbeitet sich aber doch wieder zur Thätigkeit der Seele empor".

„Das haben Sie in Ihren Büchern gelesen, sagte Ulrich lächelnd; wären Sie Hand in Hand mit Kampf und Qual gegangen, hätten Sie ihnen Aug' in Auge gesehen, so würden Sie wenigstens hinzufügen: man arbeitet sich aus der Apathie empor,

wenn man Schwung genug beſitzt, um ſich mit all ſeinen Kräften in eine neue Sphäre zu ſchleudern. Und was könnte das am Ende dem helfen, dem nicht ſowol der Schwung als die Sphäre fehlt".

„Sie ſagen das doch hoffentlich nicht von ſich"? ſagte Margarita mit zitternder Theilnahme.

„Grade von mir", antwortete er.

„Ach! rief ſie, wie unausſprechlich beklag' ich Unica, die ich für ſo glücklich hielt".

„Warum ſollte Unica ſo beſonders glücklich ſein"? fragte er unbarmherzig.

„Weil ich Sie für beſſer hielt, als Sie wirklich ſind", entgegnete Margarita lächelnd, obzwar ein wenig verlegen.

„So hart werde ich geſtraft für meine ehrliche Aufrichtigkeit! rief er. Künftig mal' ich mich roſenroth — vielleicht urtheilen Sie dann gnädiger über mich. Uebrigens, fuhr er ernſter fort, denk' ich nicht, daß Unicas Loos ſehr verſchieden von dem allgemeinen Ihres Geſchlechtes iſt".

„Ich denk' es auch nicht mehr! eine Frau iſt um deſto glücklicher, je höher ſie ihren Mann achten kann", ſagte ſie neckend, um durch die Munterkeit aus dieſer Wendung des Geſprächs heraus zu ſchlüpfen.

Er aber hörte nur den muntern Ton, der in ſein trauriges Herz hineinfiel, wie Lerchengeſang in das

Ohr des Gefangenen. Er antwortete nicht, ſtützte ſeinen Arm auf den Flügel und legte den Kopf in die Hand, ohne Margarita anzuſehen. Sie war nicht an ſein Schweigen gewöhnt, hielt inne mit ihren Modulationen und ſah ihn erwartungsvoll an. Aber die Erwartung ging über in Theilnahme und dieſe in Trauer; ſie fürchtete, durch eine ihrer allzu unbefangenen Aeußerungen ihn verletzt zu haben, denn er ſah finſter aus, wie ſie ihn nie geſehen (obgleich das ſein gewöhnlicher Ausdruck zu ſein pflegte, wenn er nicht ſprach) und ganz beklommen ſagte ſie endlich:

„Worüber ſinnen Sie denn ſo tief nach"?

„Darüber, daß Sie mich nicht achten, weil ich nicht glücklich bin", ſagte er ſanft.

Sie machte eine lebhafte Bewegung des Unwillens. Er fuhr gelaſſen fort:

„Ja doch! die rechte Sphäre gefunden zu haben iſt Glück. Verdient das Glück Achtung"?

„Die rechte Sphäre ſuchen, unermüdlich, eifern, tapfer, das ſchickt ſich für den Mann, das achtet die Frau an ihm, und das hab' ich ſagen wollen, und Sie hätten es verſtehen und aus meinen vielleicht ungeſchickten Worten heraushören ſollen", antwortete Margarita ruhig.

Dankbar ſah er ſie an; ihn erquickte ihre wundervolle Klarheit des Blicks, des Wortes, der Seele.

Er fühlte ſich geneigt, ihrem Wink zu folgen, ſich unter ihren Schutz zu ſtellen, wie manche Schiffer ihr Fahrzeug unter den Schutz des Heiligenbildes ſtellen, welches über dem Kiel prangt. Nicht aus Liebe, dachte er heimlich, nur aus Zuverſicht. Als ob eine ſolche Zuverſicht nicht die tiefſte Liebe verhüllte.

Als die Jäger Abends heimgekehrt waren, überſtürzte Gräfin Friedrich den Fürſten mit einem Schwall von Vorſtellungen, daß er und warum er mit ſeiner Frau Winters in einer großen Stadt leben müſſe.

„Gnädige Couſine, antwortete Fürſt Anton gelaſſen, wenn ein Mann allen Einfällen ſeiner Frau Gehör geben wollte, ſo würde er bald nicht mehr Herr ſeiner Zeit, ſeines Vermögens und ſeiner fünf Sinne ſein. Heute ſoll ich mit meiner Frau nach Petersburg reiſen, damit ſie einen Ball von 20,000 Perſonen ſieht. Morgen erzählt ihr irgend Jemand von den Tänzen der amerikaniſchen Wilden; ſie will auch die kennen lernen. Wo iſt die Grenze meiner Nachgiebigkeit“?

„Da wo der Unverſtand beginnt“! ſagte Graf Friedrich, denn die Gräfin beſann ſich etwas zu lange.

Und Alle fuhren fort, ſich gegen des Fürſten Meinung auszuſprechen.

„Es ist ja gar nicht Ihr aufrichtiger Wunsch", versicherte er endlich.

„Doch, lieber Anton! mein ganz aufrichtiger Wunsch", sagte sie.

„Das ist merkwürdig! rief er. Winters in einer großen Stadt leben zu wollen! Du hast ihn aber nie geäußert, gutes Kind"!

„Es ist nie die Rede davon gewesen, lieber Anton, aber ich habe wol bisweilen daran gedacht".

„Das ist merkwürdig"! wiederholte der Fürst, und ein Ausdruck von Verwunderung machte sich wirklich auf seinem ausdruckslosen Gesicht Platz.

Alle lachten, denn man fand in Margaritas Stellung diesen Wunsch höchst natürlich. Er aber wiederholte zum dritten Mal:

„Das ist merkwürdig! und fügte erläuternd hinzu: Ich bin jetzt fünf und ein halbes Jahr mit meiner Frau verheirathet und dies ist der erste Wunsch, den sie ausspricht".

„Das ist mir allerdings unbegreiflich"! rief Gräfin Friedrich, und ihr Mann fragte:

„Sie befiehlt wol immer"?

Fürst Anton hörte nicht den Spott heraus und sagte zu Ulrich im Gefühl seiner ehelichen Ueberlegenheit:

„Biſt Du auch der Meinung, daß meine Frau mir befiehlt"?

„Ich meine, daß ſie es zuweilen thun ſollte", erwiderte Ulrich.

Dazu bin ich nicht geſchickt genug, ſagte Margarita munter; aber wünſchen — das iſt nicht ſchwer! ich weiß wol, daß es deshalb nicht geſchehen wird, lieber Anton, doch ſage ich Dir, es wäre gewiß gut, wenn wir in eine Stadt gingen"... —

„Damit Du tanzen und Dich putzen könnteſt, nicht wahr"?

„Das auch!.....aber damit ich dies und jenes lernen oder ausbilden könnte....Tonys wegen".

„Bis Tony ſo weit ſein wird, die ſieben freien Künſte zu treiben, haben wir noch lange Zeit".

„Ich nicht, lieber Anton! Was man lehren will, muß man gut verſtehen, und dazu gehört lange Uebung".

„Ich ſage Dir, lieber Freund, hub Graf Friedrich an, Du mußt dieſen Winter nach Wien oder Paris gehen, um der Welt das Mirakel einer Frau zu produziren, die den Carneval zum Vorwand nimmt, um Sprach- und Muſikunterricht zu nehmen".

„Die Reiſe iſt mir zu weit", ſagte Fürſt Anton, dem der Gedanke gefiel, dereinſt keine andern Lehrer für Tony zu brauchen, als ſeine Frau.

„So komm nach Stuttgart, das iſt ganz nah".

„Ja ja nach Stuttgart, das wäre deliziös"! rief Gräfin Friedrich.

„Auf keinen Fall, sagte Fürst Anton, da ist ein Hof. Wenn ich mich zu einem solchen Aufenthalt entschlösse, so müßt' ich wenigstens völlig ungenirt und zwischen meines Gleichen sein. In eine fir und fertige Hofgesellschaft hinein zu platzen, wie eine Bombe — dazu hab ich durchaus keine Lust".

„Komm nach Frankfurt, lieber Thierstein! rief Ulrich, da ist kein Hof und doch ein diplomatisches Corps; da leben Fremde aller Nationen; dahin kommen alle künstlerischen Sommitäten, da findet die Fürstin in meiner Frau eine Jugendfreundin. Von mir wag' ich nicht zu sprechen! mein Vorschlag würde alsdann zu egoistisch klingen".

„Frankfurt würde mir am Besten gefallen! sagte der Fürst nachdenkend; wenn nur ein solcher Aufenthalt nicht so unerhört kostbar wäre".

„Du hast von uns Allen am wenigsten Ursach darauf Rücksicht zu nehmen", erwiderte Ulrich.

„Wenn ich nur die Toilette der Damen bedenke — was ist das für eine Ausgabe! rief der Fürst. Meine Mutter hat mir von ihren Toiletten-Extravaganzen in Paris erzählt und wie sie unvermeidlich sind, wenn man einmal in dem Tumult lebt — wahrhaftig, da rollen die Gulden zu Hunderten durch die Finger".

„Das hat sich gänzlich geändert, sprach Graf Friedrich trocken. Heutzutag kostet der Anzug der Frauen nichts, aber gar nichts, ein für alle Mal! Meine Frau erzählt mir bisweilen von den herrlichsten Hüten, Kleidern, Shawls, die gar nichts kosten — funfzig, hundert, fünfhundert Gulden! so gut wie geschenkt! es ist höchst vortheilhaft, dergleichen zu kaufen!....nicht wahr, Lory"?

„Funfzig Gulden!.....ein Hut"! sagte der Fürst erstarrt.

„Aber wenn er aus Paris kommt"! belehrte ihn Gräfin Friedrich.

„In Ambrach brauchen wir keine Hüte zu funfzig Gulden", entgegnete er.

„Ich würde sie nirgends brauchen", sagte Margarita.

„Tralalalala! rief der Fürst; das wird mir zu bunt und zu hoch! ich bleibe in Ambrach".

Er brach hier zwar das Gespräch ab; als er jedoch mit seiner Frau allein war, fragte er:

„Glaubst Du wirklich, gutes Kind, daß Du genug Musik und was weiß ich! erlernen könntest, um später Tony Unterricht zu geben, wenn wir einen Winter nach Frankfurt gingen"?

„Ja, ich glaube, daß ein Lehrmeister für den Gesang und für die englische Sprache mir sehr gute Dienste leisten würde; denn ich singe wol, aber nur

nach dem Gehör, und das genügt nicht, um Unterricht zu geben; und ich leſe und verſtehe wol engliſch, aber die Geläufigkeit des Sprechens hab' ich nicht".

„Sag' mir, was haſt Du denn eigentlich in Deiner Penſion gelernt"! ſprach er verdrießlich.

„Sehr wenig! nur die oberflächlichen Elemente".

„Und iſt es jetzt nicht zu ſpät, um ſie auszubilden? ich mögte doch nicht mein Geld ſo gradezu zum Fenſter hinauswerfen"!

„O nein! jetzt hab ich Luſt und einen Sporn, um mir Mühe zu geben".

„Ich muß mit Erberg darüber reden", beſchloß der Fürſt.

Am andern Tage flutete der Regen in ſolchen Strömen vom Himmel, daß die Jagd ausgeſetzt werden mußte. Die Männer ſpielten Billard, die Frauen ſahen zu. Das iſt ein Spiel, wobei die Männer ihre Figur und ihre Geſchicklichkeit geltend machen können, ſo gut wie zu Pferd; drum ſpielen ſie auch immer gern, wenn Frauen zuſehen. Ein junger Mann aus der Nachbarſchaft gab ſich viel Mühe, ſich glänzend zu präſentiren und gut zu ſpielen, um einen theilnehmenden Blick Margaritas zu erobern; aber Heinrich ecraſirte ihn unbarmherzig und gewann eine Partie über die andre. Heinrich war beſſerer Laune, weil er ſich in Wildingen nicht ſo

unheimlich fühlte, wie in Ambrach, und hatte sich halb und halb mit Margaritas Mangel an Elegance versöhnt, und zwar deshalb: Das Gespräch war auf die Vornamen gekommen und Gräfin Friedrich hatte, nach ihrer etwas ungeschickten Weise, zu Heinrich gesagt:

„Ich wette darauf, daß Sie sich deshalb lieber Henri nennen hören, weil Sie von schönen Lippen so genannt worden sind".

„Das wäre ein Grund, um mich von keinen andern so nennen zu lassen", antwortete er kalt.

„Ich weiß den Grund! rief Fürst Anton; der Name Heinrich klingt ihm zu gemein; es heißen so viele Kutscher so".

„Und so viel Könige und Helden", sagte Margarita schnell und bedeckte mit einem bezaubernden Lächeln die Plumpheit ihres Mannes.

Von dem Augenblick an schob Heinrich alle Mängel ihrer Toilette auf die Rohheit des Fürsten und widmete ihr einige Aufmerksamkeit. Daß dieser junge Schwarzwalder Billardspieler neben ihm die Augen einer Frau zu beschäftigen suchte, kam ihm so lächerlich vor, daß er die Sache großartig, von oben herab, behandelte, und so hatte denn Margarita Gelegenheit, sich sehr über des Einen affectirte Nachlässigkeit und des Andern gezwungene Grazie zu amüsiren.

Da trat Ulrich in den Saal und ans Billard.

Heinrich hatte vier Partien gewonnen, und sein Gegner sagte entmuthigt zu Ulrich:

„Wollen Sie meine Niederlage an Graf Thierstein rächen, so überlasse ich Ihnen meinen Platz.

„Vielleicht geht es mir nicht besser, als Ihnen", erwiderte Ulrich.

Wie er sprach, wie er sich hinstellte, wie er sich bewegte, war so ganz von den Manieren der Uebrigen verschieden, daß Margarita zu sich selbst sagte: Die andern Männer sehen wirklich wie Affen und Bären neben ihm aus; — und dann tief erröthete, als ob mar ihre Gedanken hätte hören können. Sie wünschte so lebhaft, Ulrich möge die Partie gewinnen, daß sie, um nicht ihr Interesse zu verrathen, aufstand und ins Nebenzimmer ging. Da prallte ihr Mann ihr entgegen, nahm sie unter den Arm und sagte ganz vergnügt:

„Gutes Kind, wir gehen nach Frankfurt".

„Ach Gott"! rief Margarita und sank auf einen Stuhl. War es Freude, war es Schreck? sie hätte es schwerlich unterscheiden können.

„Nun, was soll denn das heißen! wirst Du ohnmächtig vor Freude, oder meinst Du, ich wolle Dich nur necken? Nein, nein! wir gehen hin, auf Ehre! Ich habe so eben gründlich Alles mit Erberg überlegt, er hat mir freundschaftlich sein Haus angeboten, und so ist die Sache arrangirt".

„Sein Haus"? fragte Margarita.

„Ja, seine Schwiegermutter hat ein großes Haus in Frankfurt, ein wahres Palais! sie leben immer zusammen und im Winter dort. Eine Etage des vollkommen eingerichteten Hauses steht ganz leer und für uns bereit".... —

„Lieber Anton, sagte Margarita gefaßt, das wird nicht gehen. Graf Erbergs Familie ist Dir völlig — und mir so gut wie fremd. Man besucht nicht Fremde auf einen ganzen Winter".

„Fremd? rief der Fürst; und er ist mein guter alter Freund, und seine Frau ist Deine Pensionsfreundin! — Fremd? aber ist er denn nicht zuerst zu mir gekommen, hat gesucht die Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, und ich soll sie nicht fortspinnen, obgleich sie mir grade jetzt solche große Annehmlichkeit verspricht! — Fremd? es würde mir ja sehr angenehm sein, wenn er den ganzen Winter in Ambrach zubringen mögte! er ist ja ein charmanter Mann".... —

„Wenn er aber mit seiner Frau sich bei Dir etablirte".... —

„Nun warum nicht mit seiner Frau.... vorausgesetzt, daß sie ebenso einfach ist, wie er", sagte Fürst Anton tapfer, obzwar ihm innerlich vor der Idee graute, eine ganze Familie Monate lang zu beherbergen.

„Mir scheint, lieber Anton, daß Du, wenn Du den Winter in Frankfurt zubringen willst, Dich da so einrichten mußt, wie es sich für Dich schickt". —

„Und wie schickt es sich denn für mich"? fragte er spöttisch.

„Du mußt Deine eigene Wohnung haben, Deine eigene".... —

„Gutes Kind! sagte der Fürst mit dem Gefühl großer Ueberlegenheit, ich sehe ein, wie nothwendig es für Dich — für Dich ganz allein, ohne Rücksicht auf Tony ist, daß Du in die Welt hinauskommst und richtige Ansichten erhältst über das, was sich schickt und nicht schickt. Sei jetzt so gut, Dich zu freuen — denn wir gehen zum neuen Jahr auf drei Monat nach Frankfurt und Dein Wunsch von gestern Abend wird erfüllt — Du wirst tanzen, singen, englisch sprechen, Dich amüsiren — ich dächte, Du könntest zufrieden sein".

Er führte sie ins Billardzimmer zurück, wo Ulrich so eben die Partie gewonnen hatte, und sagte zu Heinrich:

„Geschlagen, mein Junge? Das hätte ich Dir prophezeihen wollen. Erberg spielt excellent. Wollen wir eine Partie machen"?

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin ganz müde", sagte Heinrich, der so viel wie möglich jede Gemeinschaft mit Fürst Anton vermied.

„Nun, Baron Wabern, dann werden wir uns an einander machen müſſen", ſagte der Fürſt zu einem der andern Herren, und beide ſpielten mühſelig und ſchwerfällig, aber mit großem Vergnügen zuſammen.

Ulrich wünſchte Margariten guten Morgen; ſie dankte ſchweigend und ſah ihn ſo ernſthaft an, daß er ſagte:

„Hab' ich es etwa nicht recht gemacht, daß ich Ihren Herrn Gemal auf das Mittel aufmerkſam machte, um Ihren erſten Wunſch mit großer Leichtigkeit für ihn und zu unſrer großen Freude zu erfüllen"?

„Ich weiß noch nicht, entgegnete ſie, ob wir Ihrer Frau willkommen ſein werden. Prahlen Sie nicht ein wenig, indem Sie ſich als unumſchränkten Herrn Ihres Hauſes darſtellen? — Ich mögte mich ſehr gern freuen, aber ich kann wirklich noch nicht. Ich brauche zu Allem Zeit, auch um mich von einer angenehmen Ueberraſchung zu erholen".

„O freuen Sie ſich immerhin ein wenig! Soviel ſollte Ihnen doch die Erfüllung eines Lieblingswunſches gelten".

Halb lächelnd, halb gedankenvoll ſagte Margarita: „Wird Unica ſich freuen"?

„Ja", erwiderte Ulrich. Unicas Aeußerungen über Margarita und Margaritas Erſcheinung ſelbſt, ſo ganz geſchaffen, um Theilnahme zu wecken und

den täglichen Umgang lieblich zu machen — berechtigten ihn zu dieſer Ueberzeugung.

„Nun dann will ich mich herzlich freuen"! rief ſie heiter und ihre Augen funkelten wie bei einem Kinde, dem man vom Weihnachtsbaum erzählt. Ulrich ward zu Muth, als ob in dieſem Moment ſeine ewige Seligkeit ihren Anfang nehme. Er verkündete triumphirend der Geſellſchaft ſeinen Sieg über den Widerſtand von Fürſt Anton, und Gräfin Friedrich ſagte zu Margarita:

„Da ſiehſt Du, liebes Seelchen, wie gut es iſt, wenn Frauen ihre Wünſche ausſprechen! es macht ſich immer ſo, daß ſie erfüllt werden".

„Ce que femme veut Dieu le veut, heißt es ſeit uralten Zeiten in Frankreich, ſagte Graf Friedrich, ich weiß nicht, ob es ein Troſt oder eine Aufmunterung für uns ſein ſoll".

„Eine Aufmunterung! das hört ſich gleich heraus"! rief Margarita.

„Ja, für ein Frauenohr", entgegnete er.

Heinrich flüſterte Lazar zu: „Würdeſt Du Dich pour ces beaux yeux zum Cornak dieſes Elephanten in der Geſellſchaft machen mögen"? Er winkte mit den Augenwimpern bedeutſam nach dem Fürſten hin.

„Zum Cornak"? fragte Lazar verwundert; er kannte den Ausdruck nicht.

Nichts ist demüthigender, als wenn man seinen eignen Witz erklären soll. Heinrich ergriff die Partie, Lazar den Rücken zu wenden.

Gräfin Friedrich wußte mit großer Geschicklichkeit aus allen Ereignissen eine Unterhaltung für sich heraus zu pressen.

„Kannst Du denn einen Contretanz tanzen, lieber Engel"? fragte sie Margarita.

„Ich weiß nicht! antwortete sie lachend, aber ich meine, das lernt sich schnell.

„Wir wollen sehen, ob Du Talent hast".

„Wir werden vielmehr Gelegenheit haben, das Talent zu bewundern, mit dem Du einen Contretanz organisiren wirst, Lory, sagte Graf Friedrich, denn ich sehe nur zwei Tänzerinnen".

Statt der Antwort ließ Gräfin Friedrich ihre Tochter Lili und deren Gouvernante rufen, Graf Friedrich mußte Contretänze spielen und Lazar, Heinrich, der junge Billardspieler und der dicke Herr von Wabern mußten tanzen — letzterer mit der Gouvernante, und Gräfin Friedrich wollte sich todtlachen, daß beide die zierlichsten Pas von der Welt machten, da die Mode doch nur ein nonchalantes Gehen erheischt. Ulrich tanzte nicht. Seit mehren Jahren hatte er so bittre Langeweile in den Ballsälen gefunden, daß er mit Recht auf die Aufforderung der Gräfin Friedrich erwidern durfte:

„Ich bin mehr aus der Uebung, als die Fürstin, und schwerlich so gelehrig wie sie".

Aber als er Margarita tanzen sah, fand er sich selbst unbegreiflich albern und schwerfällig, bis dahin kein Vergnügen an einer so allerliebsten Unterhaltung gefunden zu haben. Dazwischen kam es ihm wieder vor, als würde er sich in seinem Alter lächerlich machen, wenn er tanzte. In seinem Alter! und er war einunddreißig Jahr alt. Aber seine Jahre hatten alle mehr als zwölf Monat gehabt.

„Was fangen Sie denn auf einem Ball an, wenn Sie nicht tanzen? fragte Margarita; oder gehen Sie gar nicht hin"?

„Ich gehe hin und spiele Ecarté".

„Ecarté? ein Hazardspiel"! rief sie mit einem seraphischen Erstaunen, worin ein unwillkürlicher Vorwurf lag.

„Ich werde künftig nicht mehr spielen und auch tanzen", sagte Ulrich leicht; aber er gab sich selbst dabei das Versprechen, die erste Hälfte des Wortes ganz und für immer zu halten, die zweite so lange er Gelegenheit haben würde, mit Margarita zu tanzen. „Das Spiel ist nur gut, wenn man gar kein Interesse an der Gesellschaft nimmt".

„Gut ist es nie, erwiderte sie, denn man kann sein Vermögen verspielen und dabei um Ehre und Ansehen kommen; und das gleichgültigste Menschen-

geſicht iſt doch immer noch intereſſanter, als die Phyſiognomien von Coeur König und Carreau Dame".

„O! rief Ulrich, Sie wiſſen nicht, durch welche innere Convulſionen, durch welchen Scheintodt der Seele, durch welche Lethargie aller Wünſche, aller Hoffnungen, aller Ausſichten derjenige gegangen iſt, der im Spiel nicht eine flüchtige Zerſtreuung ſucht, oder den gemeinen Gewinn, oder die Neuheit der Zufälligkeiten, oder den Reiz der Schwankungen — ſondern das, was ihm ſein Schickſal verſagt: den Kampf um das Glück! — Um das Glück ſelbſt zu erfaſſen, dazu gehören Bedingungen, die vielleicht zu rein, zu ſublim, zu einfach oder zu complizirt ſind für unſre unſicheren, unklaren und gleichſam beſtaubten menſchlichen Verhältniſſe; jedoch der Kampf um das Glück ſollte uns geſtattet ſein".

Margarita verſtand ihn nur halb, denn ſie kannte nicht ſeine Verhältniſſe und überhaupt keine leidenſchaftlichen Zuſtände aus Erfahrung, und ſie aus Büchern oder Erzählungen Anderer kennen, iſt ungefähr ſo wie in die Sonne durch ein geſchwärztes Glas geſehen zu haben: man findet ſie gar nicht blendend; — aber was ſie verſtand, das war ſein Ausdruck von unüberwindlicher Entmuthigung, das war der Abgrund von Traurigkeit, aus dem ſeine Stimme heraufklang. Die Abgründe üben einen

gefährlichen Magnetismus! Ich denke, es lebt Keiner, der nicht wenigstens einmal vor dem Abgrund eines Auges, einer Seele, einer Leidenschaft gestanden, ohne das zitternde brausende Verlangen zu hegen, bis in die allerletzte Tiefe sich hinein zu wagen und um jeden Preis auszumessen, wie tief sie ist. Ja, sogar in der Natur, über einem Wasserfall, vor einem Felsenspalt, auf dem Meer, wirft man sich plötzlich zurück, unwillkürlich, schaudernd, gewarnt vom Instinkt des Lebens, denn noch eine Sekunde, noch ein Schritt, noch eine halbe Bewegung — und man ließe sich hinabgleiten in die lockende Tiefe, die uns anzieht, weil wir sie nicht ermessen können. Bei jedem Blick in uns selbst hinein begegnen wir dem unstillbaren Durst nach dem Unendlichen, der dem Menschen seine Glorie und sein Märtyrthum giebt, sobald der Mensch nicht versucht, ihn in trüben Fluten zu löschen; versucht er es aber, so ist es ein Trank, der auf den Lippen süß und im Nachgeschmack bitter ist. Ach, und Jeder versucht's, läßt davon ab, versucht wieder — und wenn er aufhört, ist es ein Sieg? ist es Ermattung?

Margarita hörte ihm zu und eine Thräne stieg langsam in ihr Auge hinein und versilberte es, wie der Mond die Nacht. Dann legte sie ihre Wimper darüber, vielleicht mehr um diese Thräne vor sich selbst als vor Ulrich zu verbergen. Sie wußte nicht,

was ſie ihm antworten ſollte, darum ſchwieg ſie lieber ganz. Da trat Lazar zu ihr und ſagte:

„Gnädige Couſine, erzeigen Sie mir die Ehre, den Galop mit mir zu tanzen".

Sie ſtand auf und ging, ohne Ulrich anzuſehen, und ſie tanzte; aber während des Tanzes fühlte ſie ſeinen Blick, und als ſie auf ihren Platz zurückkehrte, ſagte ſie ganz überwältigt:

„Sie haben mich für den Abend traurig gemacht, Graf Erberg".

Und das war ſo wahr, daß ſie zu einer etwas gezwungenen Munterkeit ihre Zuflucht nahm und, als ſie ſich endlich ſpät und einſam auf ihrem Zimmer befand, tief Athem holte, wie Jemand, der ſeine unbequeme Maske abnimmt. Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl und ſuchte Ulrichs Worten einen beſtimmten Sinn zu geben. Ob Unica ihn nicht liebt? dachte ſie; ach, das iſt unmöglich, denn er iſt Alles, was gut und edel iſt.... glaub' ich. Oder ob er ſie nicht liebt? nicht ſie.... ſondern eine Andre?.... — Sie ſtand raſch auf und ging durch das Zimmer, ſie hatte Herzklopfen. Da fiel ihr Blick auf Tony, die in einem kleinen Bett neben dem ihren ſchlafend wie ein Röschen lag. Margarita kniete davor nieder, legte ihren Kopf auf den Rand und ſagte halblaut:

„O mein Engel, Dich hab ich vergeſſen können"!

So lange Tony lebte, geschah es zum ersten Mal, daß Margaritas erster Blick Abends in ihrem Zimmer nicht auf ihre Tochter fiel, ihr erster Gedanke nicht die kleine Schläferin suchte und bewunderte.

„Was läufst Du denn auf und ab, Ita! geh schlafen, es ist zwölf Uhr! rief Fürst Anton ihr aus seinem Zimmer zu. Du störst mich, und ich muß morgen um sechs Uhr aufstehen".

Ein ganz leiser Schauer von eisiger Kälte überrieselte Margarita vom Scheitel zur Sohle. Sie stand auf und schellte ihrer Kammerjungfer.

Der Besuch in Wildingen dauerte ungewöhnlich lange, nämlich volle acht Tage. Der Regentag und eine Jagd bei Herrn von Wabern hatte ihn so ausgedehnt. Nun kamen die Jagden in Ambrach an die Reihe. Ulrich fand in Ambrach einen Brief von Unica ganz voll Liebenswürdigkeit für ihn und voll Grüße für Margarita: so froh war sie, daß er ihr geschrieben. Ulrich antwortete sogleich, er würde noch acht Tage in Ambrach zubringen, und er habe, ihrer Zustimmung gewiß, für den Winter den Fürsten und die Fürstin nach Frankfurt eingeladen. Als Unica diesen Brief empfing, erstaunte sie zwar, daß Ulrich plötzlich aus seiner passiven Gastfreiheit in die aktive gerathen war; indessen war sie doch sehr froh darüber, denn er hatte sich durch diese Einla-

dung in die Nothwendigkeit verſetzt, mit ſeinen Gäſten — und folglich in ſeinem Hauſe leben und von ſeinen einſiedleriſchen Gewohnheiten laſſen zu müſſen.

Der Fürſt theilte ſehr vergnügt ſeiner Mutter den Winterplan mit. Sie gönnte ihrem Sohn die Zerſtreuung, die er auf eine ſo wenig koſtbare Weiſe finden würde; aber nicht ihrer Schwiegertochter, um ſo mehr, da ſie einſah, daß die ganze Sache Margaritas wegen gemacht ſei.

„Du kannſt Dir vorſtellen, mein lieber Sohn, daß ich Euch alles Vergnügen von der Welt wünſche — ſagte ſie in einem Ton, der ihre Worte Lügen ſtrafte — aber bedenke wol, was Du thuſt, denn die Hin- und Herreiſe, die Trinkgelder, Eure Toilette wird doch immer noch koſtbar genug ſein.... beſonders Margaritas."

Der Eindruck des letzten Geſprächs mit Ulrich hatte ſich nicht in Margarita verwiſcht. Sie fühlte ſich beklemmt durch dieſe fremde Gewalt, welche ſich nicht bemeiſtern, kaum unterdrücken ließ. Sie hatte ſchon daran gedacht, ob es nicht beſſer für ſie ſein würde, in ihrem einſamen, regelmäßigen Gleiſe zu bleiben, als ſich in eine Welt hinaus zu wagen, wo ſtörende, unvermeidliche Vergleichungen ſie bei jedem Schritt umdrängen würden; daher ſagte ſie raſch:

„Ja lieber Anton, bedenke das, und wenn es

Dir zu koſtbar ſcheint, ſo könnteſt Du ja allein von Graf Erbergs Einladung Gebrauch machen."

„Du biſt nicht geſcheidt, Ita! rief er brüsk. Will ich denn etwa Lektionen nehmen? Du ſollſt es."

„Lektionen nehmen! ſagte die Fürſtin achſelzuckend; als ob man dazu die Zeit des Carnevals wählte."

„Wir haben nicht die Wahl, Mama! rief er. Erberg iſt nur dann in Frankfurt."

„Dann hab' ich auch gedacht, fuhr Margarita ſchüchtern fort, daß Du hier Jemand haben müßteſt, dem Du in Deiner Abweſenheit einen Theil Deiner Geſchäfte anvertrauen könnteſt. Mama iſt ohnehin ſo beſchäftigt"....—

„Dazu würd' ich immer Zeit haben!" unterbrach die Fürſtin, voll Entſetzen über den Gedanken, daß ihre Schwiegertochter irgend eine Gewalt im Hauſe erlangen dürfte, während der Abweſenheit des Fürſten.

„Und Du meinſt, mich erſetzen zu können? rief der Fürſt lachend; das iſt ein excellenter Einfall, Ita! nein, gutes Kind, das geht nicht an! wär' ich eine Null, ſo wär' ich zu erſetzen; aber ich bin eine Zahl! nimmt man die fort, ſo bleibt eine Lücke. Das thut aber nichts! Ich habe jetzt Gelegenheit, zu ſehen, ob es mir nicht gelungen iſt, in dieſen

acht Jahren meiner Selbſtſtändigkeit, meine Geſchäfte mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks einzurichten, das nicht nöthig hat, täglich geſtellt zu werden. Weil ich mir dieſen kleinen Triumph, dieſen Lohn meiner großen Anſtrengungen verſpreche, ſo hab' ich Erbergs Einladung angenommen. Ich will mein Verwaltungsſyſtem prüfen; verſtehſt Du das, gutes Kind?... Uebrigens bleibt ja Severin hier, der bis jetzt faſt nichts für mich gethan hat. Nun kann er ſich nützlich machen, und ich habe bis zum Januar alle Zeit, um ihn etwas einzuexerciren."

„Vergiß nicht, mein Sohn, ſprach die Fürſtin pathetiſch, daß ich immer bereit bin, Dir mit Rath und That behülflich zu ſein, mögeſt Du nah oder fern ſein. Und was die Toilettenkoſten betrifft, ſo hoffe ich das Beſte von Margaritas Vernunft."

Sie gönnte der Schwiegertochter doch ſchon lieber die Unterhaltung in der Welt, als die Herrſchaft im Hauſe. Als ächter Despot duldete ſie ſich gegenüber nicht den Schatten von Rivalität, und es war ja möglich, daß ſie durch Margaritas Abweſenheit zu noch höherem Anſehen und größerem Einfluß gelangen könne — obgleich ſie ſelbſt noch nicht einſah, auf welche Weiſe. Aber Vortheil wollte ſie davon haben; dazu war ſie entſchloſſen. Umſonſt ſollte die Schwiegertochter ſich nicht amüſiren! — Margarita ſchwieg, ſobald ſie erkannte, daß die Mei-

nung der Fürſtin umgeſprungen war. Ich bin auch allzu furchtſam, ſprach ſie beruhigend zu ſich ſelbſt; ich habe mir in meinem engen Kreiſe angewöhnt, mir die Schickſale des Einzelnen zu Herzen zu nehnem. Graf Erberg hat mir bewieſen, wie ungeſchickt das bei Severin geweſen iſt, und ich muß von jetzt an dieſe Lehre auf alle ferneren Bekanntſchaften anwenden. — Die innere Befangenheit, von der ſie die beiden letzten Tage in Wildingen gequält worden war, verſchwand, um wieder ihrer früheren heitern Stille Platz zu machen, und Ulrich, der jene wol bemerkt und auf Rechnung ſeiner etwas brüsken Einladung geſchoben hatte, glaubte, ſie habe ſich jetzt mit dem Gedanken vertraut gemacht, für Unica ein willkommener Gaſt zu ſein.

Severin verfiel in die tiefſte Niedergeſchlagenheit, als er den Winterplan erfuhr. Er nahm ſich gewaltig zuſammen, um in Gegenwart der Geſellſchaft keine Ungeſchicklichkeit zu begehen; allein er war ſchweigſam beim Speiſen, kam im Geſang aus dem Takt und ſpielte unbeſchreiblich ſchlecht Schach, zur großen Freude des Fürſten, der ſeine Siege ſeiner Geſchicklichkeit zuſchrieb.

„Jean! ſagte die Fürſtin eines Morgens, nachdem die Tagesbefehle ertheilt waren — haben Sie auf die Beſchäftigungen des Herrn Severin geach-

tet? ich traue ihm allerlei conſpiratoriſche Projecte zu, er ſieht gar zu tiefſinnig aus."

„Durchlaucht, er beſchäftigt ſich mit gar nichts, als mit dem Wenigen, was ſeine Durchlaucht der Fürſt ihm auftragen. Er ſchreibt keine Briefe und erhält keine. Er geht im Walde, trotz Wind und Wetter, ſpazieren. Er hat ſich in dieſer letzten Zeit ſehr gelangweilt und fürchtet, es werde im Winter noch langweiliger hier werden."

„Durch die Abweſenheit des Fürſten werden ſich ſeine Geſchäfte vermehren, ſagte die Fürſtin aufmerkend, und er findet Gelegenheit, dem Fürſten ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, indem er ſie pünktlich vollzieht; darum muß er bis gegen den Frühling hier bleiben."

„Geſchäfte ſind Geſchäfte, Ihre Durchlaucht! ein junger Mann wünſcht nebenbei auch Unterhaltung."

„Die wird er freilich nicht bei mir und Frau von Ringoltingen finden," ſagte ſie lauernd.

„Das iſt es eben, Ihre Durchlaucht!" verſetzte Jean mit einer Verbeugung.

Sie winkte ihm ſeine Entlaſſung zu. Er ſagte, noch ehe er ging:

„Geſtern Abend hat der Poſtbote einen Brief für den Herrn Grafen Erberg mitgebracht, wieder mit dem Stempel Rüdesheim, ſo wie der erſte; aber noch einmal ſo dick."

Als er fortging, begegnete er Louis, der an Margarita einen Brief von Unica brachte, voll Freude und Freundlichkeit über die Aussicht des Wiedersehens. Er machte Margarita vollens leichten Herzens. Es war abscheuliches Wetter; der Sturm warf sich in einzelnen Stößen brausend gegen ihre Fenster, drehte die knarrende Wetterfahne des Thurms und peitschte den Regen an die Scheiben; aber sie sah in die graue Welt hinaus, als sei ein Frühlingshimmel über sie ausgespannt. Sie schüttelte sich mit dem kleinen egoistischen Behagen, das Jeder empfindet, der sich geborgen vor dem Unwetter sieht, dachte: o welch einem angenehmen Winter geh ich entgegen! und lief geschwind zur Bibliothek hinauf, um sich ein interessantes Buch zu holen. Denn sie war allein. Gräfin Friedrich hatte ihren Mann nicht begleitet, war krank, oder hatte sich krank melden lassen, weil sie sich bei dem schlechten Wetter allzu unbehaglich in dem Prunkgemach von Ambrach befand.

Severin war in der Bibliothek. Er ging auf und nieder in dem großen Saal und schien auf gut Glück Margarita erwartet zu haben.

„Ah sind Sie da, Herr Severin! rief sie; ich bitte, geben Sie mir doch Robertsons Geschichte von Marie Stuart. Dort oben steht sie."

Er stieg schweigend die Leiter hinauf und herab,

und gab ihr die Bücher. Sie wollte auf der Stelle damit fortgehen, und sagte nur noch:

„Es ist ja fürchterlich kalt hier oben! bleiben Sie doch nicht ohne Noth."

Da er keine Sylbe antwortete, sah sie ihn an und rief erschrocken:

„Jesus, was fehlt Ihnen! Sie sehen leichenblaß aus!"

„Ich bin krank," sagte er und lehnte sich an die Wand.

„So bleiben Sie in Ihrem Zimmer! kommen Sie doch gleich herunter."

„Nein! sagte Severin und schüttelte heftig den Kopf, ich bin krank, weil ich trostlos bin."

„Trostlos? sagte sie sanft; und vermuthlich wegen einer Ihrer demokratischen Grillen! haben Sie vielleicht erkannt, daß die agrarischen Gesetze nicht bei uns einzuführen sind?"

„Nein, weil ich erkannt, daß Sie mir Ihre Gnade entzogen haben."

„Erstens ist das ein Irrthum, Herr Severin, erwiederte sie sehr gelassen auf diesen Ausbruch, ich bin für Sie gesinnt, wie ich es immer gewesen. Zweitens aber, wenn es kein Irrthum wäre, so wär' es doch nie ein Grund für Sie, um deshalb krank zu werden, sondern um das zu vermeiden, was mir in Ihrem Betragen hätte mißfallen dürfen.

Doch, wie gesagt, davon ist nicht die Rede. Sie sind krank; glauben Sie mir, die Luft von Ambrach ist Ihnen nachtheilig"....—

„Ja, seit einiger Zeit."

„Nicht seit einiger Zeit, sondern längst, sondern immer, denn Sie sind unbeschäftigt. Sagen Sie das dem Fürsten. Sagen Sie ihm, daß Sie durchaus Ihre unterbrochenen Studien auf einer Universität fortsetzen müssen; er wird das einsehen. Ich weiß wol, daß es Ihnen schwer fallen wird, dort ohne die Unterstützung von Ihrem Vater zu leben; doch vielleicht ist der mit Ihnen zu versöhnen .... oder vielleicht giebt es Mittel, Ihnen die Existenz zu erleichtern"....—

„Der Fürst hat mir heute früh, vor zwei Stunden gesagt, daß er mich nothwendig für den ganzen Winter brauche, also kann ich nicht auf den Vorschlag Ew. Durchlaucht eingehen," sagte Severin eisig.

„Das bedaure ich sehr! rief Margarita lebhaft. Indessen begreif' ich, daß Sie wünschen, dem Fürsten eine Gefälligkeit zu erzeigen. Aber bedenken Sie Ihre Zukunft! gehen Sie, wenn wir von Frankfurt zurückkommen"....—

„Dann? und warum grade, wenn Sie zurückkommen?" fragte er mißtrauisch.

„Mein Gott! weil dann der Fürst selbst wieder

ſeinen Geſchäften vorſtehen wird! rief ſie ein wenig ungeduldig, und ſetzte dann hinzu — Ulrichs Vorſchlag eingedenk —: bis dahin wird ſich Manches arrangiren laſſen, wenn Sie mir nur freie Hand gönnen, für Sie zu ſorgen. Und nicht wahr, das thun Sie? — Und nun gehen Sie hübſch in Ihr Zimmer. Man erkältet ſich hier!"

Sie warf ihm einen Blick des reinſten Wohlwollens, der vorſorglichſten Theilnahme zu, wickelte ſich in ihren Shawl und eilte hinaus.

„Es iſt klar! murmelte Severin, ja, nun iſt es ſonnenklar, daß ich ihr läſtig bin, daß ſie mich fortſchicken will, weil ſie fürchtet, von mir beobachtet zu werden. Ja, beobachten will ich ſie auch!.... doch fortſchicken laß ich mich nicht. Und was war denn das für ein Vorſchlag, daß ſie für mich ſorgen wolle! ſie, die kaum die Mittel hat, beſchränkte Almoſen zu ertheilen! Auf wen rechnet ſie? auf den Fürſten? Bah, der Fürſt! der braucht mich hier!.... O ſie rechnet auf ihn, dem auch daran liegen muß, zwei wachſame Augen zu entfernen. In ſolchen Abgrund der Verderbniß iſt bereits dieſe Frau geſunken, die rein und edel wie Cornelia war — blos, weil ſie vierzehn Tage lang mit einem dieſer verderbten Männer gelebt hat, die alles Große mit Füßen treten und jeden Aufſchwung hemmen mögten, weil ſie fühlen, daß ſie in dem Gebiet nicht

Herrſcher ſind. Und ich Thor wähnte gutmüthig, ein Weib aus dieſer Kaſte könne ausnahmsweiſe ein Engel ſein!... Wie ſie ſo gleichgültig meine Klage über Krankheit anhörte! Oh!"

Verletzte Eitelkeit, die Triebfeder aller Geſinnungen und Handlungen Severins, ſo wie der meiſten jungen Leute, die ſeine Anſichten theilen und auf ſeinen Wegen gehen, machte ihn zu Margaritas bitterſtem Feinde.

Als die Jäger durchnäßt und halb erfroren heimkehrten, ſaß Margarita im Salon an ihrem Stickrahmen, und wieder fiel ihr auf, was ihr in Wildungen beim Billard zuerſt ſo frappant geweſen war: Ulrichs Anſtand. Der Jagdanzug mit der Mütze und den plumpen Stiefeln, die Ermüdung, das Sichgehenlaſſen unter lauter Männern, geben den heimkehrenden Jägern etwas ſo Schwerfälliges, ſo Gewöhnliches — um nicht zu ſagen Gemeines — daß man ſie leicht mit ihren Büchſenſpannern verwechſeln kann. Das bemerkte auch Margarita; aber nicht bei Ulrich. Er war gekleidet, wie die Uebrigen, ermüdet und durchnäßt wie ſie, Heinrich war ungleich ſchöner, Fürſt Anton ſelbſt hatte eine impoſantere Figur; doch in ſeiner Haltung lag eine ſolche Unabhängigkeit von ſeinen Kleidern und ſeiner ganzen Umgebung, daß Margarita ſich unwillkürlich ſagen mußte: es gehöre ein unglaublicher fond von

innerm Adel dazu, um in dieſer ignobeln Aeußerlichkeit nicht entadelt auszuſehen. Ihre Wangen waren durch dieſen Gedanken, wie durch eine freudige Ueberraſchung, roſenroth gefärbt, und Severin, der neben ihr ſtand, bemerkte es und ſagte hämiſch:

„Es ſcheint, als ob Ihre Durchlaucht eine erfreuliche Bemerkung machten.“

Margarita fand ſein ganzes Benehmen von unbegreiflicher Impertinenz, und der Scene in der Bibliothek eingedenk, antwortete ſie ſehr kalt:

„Allerdings! ich beobachtete an einigen jener Herren den Vortheil, den gute Manieren ihnen geben. In der gewöhnlichen Umgebung ſehen ſie anſtändig aus, wie viel mehr ſind ſie es in der Geſellſchaft.“

„Von wem ſprichſt Du, Margarita?“ fragte die Fürſtin, die von ihrem Sopha aus und über ihr Strickzeug hinweg gern allen Unterhaltungen folgte.

„Von Graf Erberg und Graf Heinrich,“ entgegnete Margarita, und arbeitete fort.

„Ich muß ſagen, daß Graf Erberg wie ein vollkommner Edelmann ausſieht“, bemerkte Frau von Ringoltingen, die höchſt ſelten irgend eine Aeußerung machte. Sie beſchäftigte ſich nicht, ſie dachte nicht viel — nach einer uralten Beobachtung warfen ſich ſolche Perſonen auf das Sprechen; allein ſie machte eine Ausnahme, ſie ſprach faſt nie. Wer nicht an

ihren beſtändigen Umgang gewöhnt war, erſchrak förmlich, wenn ſie ſich in die Unterhaltung miſchte.

Die Fürſtin, beſtändig eiferſüchtig, wie die von Neid und Geiz verzehrten Gemüther ſind, ſagte ſpitzig: „Es ſcheint, Graf Erberg habe ſich der ganz beſondern Gunſt der Damen von Ringoltingen zu erfreuen.“

Frau von Ringoltingen ſchwieg; ſie hatte ihre Meinung geſagt; auf Erklärung oder Vertheidigung derſelben ließ ſie ſich nicht ein. Margarita fand die Aeußerung ihrer Schwiegermutter in Severins Gegenwart ganz unpaſſend; daher ſah ſie ruhig von ihrer Arbeit auf und ſagte:

„Es iſt gewiß keine Gunſt, wenn man die Wahrheit erkennt, und ich denke, meiner Mutter und meine eigene Meinung von Graf Erberg iſt die aller Welt“.

Die Fürſtin war verſteinert. Nie hatte Margarita ſonſt auf ähnliche und ziemlich häufige ſpitzige Bemerkungen geantwortet; immer hatte ſie ſie fallen laſſen. Plötzlich wagte ſie eine Widerlegung, und ganz unverzagt. Die Fürſtin vergaß zu antworten, denn ſie nahm ſich vor, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Eintritt ihres Sohnes machte ihr Verſtummen nicht auffallend, denn Fürſt Anton, noch in ſeinen naſſen Kleidern, ſtürmte zum Ofen, rieb

ſich die Hände, ſchüttelte ſich, trat von einem Fuß auf den andern und rief ununterbrochen:

„Hölliſches Wetter! Regen den ganzen Tag! den ganzen Tag Regen und Sturm! man wird durchnäßt bis auf die Knochen!....Höllenwetter"!

„Statt hier herum zu toben, ſollteſt Du Dich umkleiden, mein Sohn", ſagte die Fürſtin ſehr verdrießlich, weil ſie noch nicht vom Aerger über Margaritas „Impertinenz" ſich erholt hatte.

Fürſt Anton war unendlich gleichgültig gegen die üble Laune ſeiner Mutter, weil er nicht darunter litt. „Das iſt die Gewohnheit der alten Weiber"! ſagte er häufig zu Margarita, wenn ſie niedergeſchlagen klagte: „Es iſt ſchwer, den Willen und die Meinung Deiner Mutter zu erkennen". — Er behauptete: „Die üble Laune kommt den Frauen mit den Runzeln, und vielleicht wegen derſelben. Man muß von Beiden keine Notiz nehmen und ſie behandeln, als hätten ſie weder Launen noch Runzeln — dann vergeſſen ſie ſelbſt Beides". Darum ſagte er jetzt gelaſſen:

„Der Rath iſt zu gut, um ihn nicht auf der Stelle zu befolgen", und ging hinaus.

Tony rief aus Margaritas Zimmer dringend nach ihrer Mutter wegen einer wichtigen Puppenangelegenheit, und Margarita war froh, dem Ruf zu fol-

gen, denn Severin ſtand ihr noch immer gegenüber und ſah ganz aus, als habe er Luſt, die Exploſion von heute Morgen zu wiederholen. Sie dachte bei ſich ſelbſt: Bin ich denn ſo ſehr unvorſichtig oder leichtſinnig in meinem Benehmen geweſen, um dieſem Menſchen Veranlaſſung zu ſeinen ewigen Ungezogenheiten zu geben! — Er wurde ihr unerträglich und ſie wünſchte ſehnlichſt, jeden nähern Verkehr mit ihm aufzuheben und ihn auf jeden Fall im Frühling von Ambrach zu entfernen. Sie ahnte, daß eine thörichte Neigung für ſie der eigentliche Grund ſeiner Verſtimmung ſein möge; aber ſie mogte es ſich nicht eingeſtehen — um ſo mehr, da ſie kein Mittel zu ſeiner Entfernung darin ſah, denn ſie hatte nur die unbehagliche Ahnung, und ſelbſt die Gewißheit würde ſie kaum vermogt haben, ihren Mann davon zu benachrichtigen, weil deſſen innere Rohheit ihr Vertrauen weit mehr verſcheuchte, als ſeine äußere Plumpheit. Zwei Dinge ſind nothwendig zu einer glücklichen Ehe: Vertrauen und Aufrichtigkeit von beiden Seiten, aber nothwendig, wie friſche Luft im Zimmer! viel nothwendiger, als Uebereinſtimmung der Neigungen, ꝛc. Die ſind ein angenehmer Luxus — jene tägliches Brot. Man hörte wol zuweilen ſagen: gewiſſe Geheimhaltung, oder gar ein kleiner „unſchuldiger Betrug", wie man es nennt, ſei unumgänglich erforderlich. Das kann wol ſein

— für die Ehe; aber ich sprach von einer glücklichen Ehe.

Margarita dankte später Ulrich für Unicas Brief und sagte darauf:

„Wissen Sie wol, daß ich mich fast fürchte, Unica wiederzusehen, obgleich ihre große Herzlichkeit es mich doch wahrhaft wünschen läßt! aber wir haben uns seit unsrer Pension nicht gesehen und sind vermuthlich Beide so verändert, daß wir Mühe haben werden, uns zu erkennen".

„Sie sind Beide in dem glücklichen Alter, wo die Veränderung nur eine Verschönerung ist", antwortete Ulrich.

Margarita machte eine kleine ungeduldige Kopfbewegung.

„Finden Sie meine Wahrheit zu sehr im Styl der Fadaisie vorgetragen"? fragte er.

„Es ist keine Wahrheit, erwiderte sie — wenigstens nicht was die innere Schönheit betrifft — wenn durchaus von Schönheit die Rede sein soll. Ich glaube, daß sowol Unica als ich nicht mehr unsre frühere Unbefangenheit und Aufrichtigkeit besitzen, daß wir Manches verloren haben, was uns früher gut und liebenswürdig machte, daß sie wahrscheinlich auch viel gewonnen und sich sehr ausgebildet hat; aber dennoch, daß keine von uns die frühere Unica,

die frühere Margarita findet, und daß die neue uns weniger gefallen dürfte, als die alte".

„Ich glaube, Unica hat sich gar nicht geändert, sagte Ulrich, wenigstens nicht so lange ich sie kenne. Sie besitzt noch all' ihre — ich mögte sagen stolzen Eigenschaften".

„So? rief Margarita froh; nun, damit ist sie vollkommen charakterisirt! doch wer sagt mir, ob ich die Alte bin"? — setzte sie traurig hinzu, denn ihr fiel ein, daß ihr Mann schwerlich ein so bezeichnendes Wort für sie finden würde.

„Das wird Unica thun, entgegnete Ulrich; aber ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Sie noch grade so sein wollen, wie Sie bei funfzehn Jahren waren,.... da Sie doch jetzt unvergleichlich sind".

„Weil Unica mich damals sehr lieb hatte", antwortete Margarita, ohne seinen Nachsatz zu beachten.

Ulrich war fast eifersüchtig auf den großen Werth, den Margarita auf Unicas Wohlwollen legte. Er sagte ganz ungeduldig: „Mein Gott! ist denn Unica für Sie ein Tribunal höchster Instanz"!

„Ja, das ist sie wirklich! rief Margarita; bedenken Sie, wie fremd, wie unwissend, wie ungeschickt ich im Winter da draußen in der Welt sein werde, und Sie begreifen dann, wie wichtig mir Unicas Freundschaft bei tausend Dingen sein muß, von de-

nen ich nichts verſtehe, weil ich ungeübt in ihnen bin, und die ich doch auch gern machen mögte wie andre Leute".

„O, nicht wie andre Leute! rief Ulrich; thun Sie, was Andre thun — aber auf Ihre eigene Weiſe".

„Dann bin ich nicht vom bon genre, ſagte ſie munter; das hab' ich bereits von Gräfin Friedrich gelernt und ich habe mir doch vorgenommen, meinen Frankfurter Aufenthalt zu benutzen, um ganz und gar eine Frau vom bel air zu werden".

„Das gelingt Ihnen nicht; Sie ſind zu natürlich".

„O, die brutale Natürlichkeit wird zuerſt unterdrückt".

„Und was hoffen Sie denn zu gewinnen, nachdem Sie ſich von dieſer himmliſchen Grazie losgeſagt"?

„Nun, z. B. Geduld, um all Ihre Fadaiſen ruhig anzuhören", ſagte ſie mit einem allerliebſten ſpottenden Ausdruck.

„Vielleicht beſitzen Sie mehr Talent dafür, als ich geglaubt, entgegnete Ulrich, denn ich entdecke ſo eben, daß Sie im Stande ſind, ſich über die Aufrichtigkeit luſtig zu machen". — Im Stillen dachte er: Heiter — iſt ſie doch ganz und gar bezaubernd; aber traurig ebenfalls... und ruhig nun vollens!...

ach, immer! grade wie Meluſine und dennoch ſo anders. — — Das Herz wurde ihm ſchwer, denn der Glanz der Gegenwart kämpfte darin mit den Schatten der Vergangenheit und mit den Nebeln der Zukunft. Er ſtellte noch nicht Margaritas Bild wie eine Siegesfahne über den Ruinen auf.

Am andern Morgen fühlte ſich Ulrich nicht ganz wohl und ließ daher dem Fürſten ſagen, er könne die Jagd nicht mitmachen. Fürſt Anton kam ſogleich herauf.

„Armer alter Junge! rief er; das iſt ja wirklich recht übel, denn was fang' ich mit Dir an? Du wirſt umkommen vor Langeweile".

„Nicht doch! entgegnete Ulrich, vor der Hand verhalte ich mich ein Paar Stunden ganz ruhig, vielleicht vergehen die Kopfſchmerzen; und iſt das der Fall, ſo werd' ich die Fürſtin Margarita um Erlaubniß bitten, ihr einen Beſuch machen zu dürfen — wenn Du meinſt, daß ich ſie nicht ſtöre".

„Stören? Gott bewahre! worin ſollteſt Du ſie ſtören? ſie hat nichts in der Welt zu thun, meine Frau! ſie kann Dich unterhalten. Ich ſage ihr ſogleich, Du würdeſt unten frühſtücken".

„Ums Himmels willen! rief Ulrich erſchrocken, ich werde ihr läſtig ſein! glaube mir, die Frauen mögen nicht in ihren kleinen gewohnten Beſchäftigungen geſtört werden, wenn die auch noch ſo ge-

ringfügig sind. Aber.....Du kannst mir vielleicht Severins Gesellschaft verschaffen".

„Das kann ich! aber Severin ist seit einiger Zeit scheu und wild wie ein Wolf. Mit mir und meiner Familie allein, war er bereits etwas gezähmt, denn mir fühlt er sich verpflichtet, mein ehrliches treuherziges Benehmen stößt ihn nicht ab, Margarita ist gut gegen ihn, wie gegen alle Welt; aber nun seid Ihr gekommen, Du und die Wildinger, mit Eurem kühlen gemessnen Betragen, lauter Grafen, der Heinrich gar aus dem Faubourg St. Germain — das bewirkt vermuthlich eine wüthende demagogische Reaction in ihm, und Du wirst schwerlich eine Unterhaltung bei ihm finden".

„Hat er nicht Lust, mich zu besuchen, lieber Thierstein, so plag' ihn nicht, sagte Ulrich; es war ein Einfall! Du aber geh' jetzt; es ist Zeit, die Jagd erwartet Dich".

„Leb wohl, mein Alter! d. h. werde gesund"! sagte Fürst Anton, schüttelte Ulrichs Hand und verließ das Zimmer.

Nach ungefähr zehn Minuten ward angeklopft, und Ulrich konnte eine freudige Regung nicht unterdrücken, er glaubte, es sei eine Botschaft von Margarita. Statt dessen trat Severin ein, den er völlig vergessen hatte, und der mit einer steifen Verbeugung sagte:

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Graf".

„Ihre Gesellschaft hab ich gewünscht, Herr Severin", erwiderte Ulrich, der auf seinen Vorsatz zurückkam, wo möglich etwas von Severins Aussichten für die Zukunft zu erfahren, um ihn vielleicht bald aus Margaritas Nähe zu entfernen. „Ich bin nicht ganz wohl und rechne auf Ihre Nachsicht mit einem Kranken, wenn der Fürst Thierstein Sie meinetwegen sollte gestört haben".

Severin verbeugte sich steif und stumm.

„Denn Sie sind sauvage, fuhr Ulrich nach einer kleinen Pause fort, Sie vermeiden die Gesellschaft, Sie sind selten mehr Abends gegenwärtig".... —

„Ich glaubte mich nicht so scharf beobachtet", unterbrach Severin schneidend.

„O mein Gott, nein! sagte Ulrich nachlässig; Beobachtung ist für andere Gegenstände. Aber wo ein Dutzend Menschen beisammen sind, da bemerkt Einer des Andern Thun und Treiben; er sucht es nicht, es drängt sich ihm auf. Geht es Ihnen nicht so"?

„Nein, Herr Graf", sagte Severin trocken.

„Dann müssen Sie sehr mit sich selbst beschäftigt sein oder irgend eine dominirende Idee haben", erwiderte Ulrich lächelnd.

„Und wenn ich eine solche hätte"?

„Das wäre sehr glücklich für Sie — oder sehr unglücklich".

„Glücklich! denn sie weist mich auf einen bestimmten Pfad".

„Das genügt nicht zum Glück. Wir müssen zuvor den Pfad erkannt, geprüft und gewählt haben".

„Ich glaube, wir suchen uns später zu überreden, wir hätten den Pfad aus hundert andern herausgewählt. In dem Augenblick, wo wir ihn betreten, sind wir unter der Macht der Umstände, der Schicksale, der Leidenschaften".

„Richtig! darum eben sagte ich, die Herrschaft einer Idee könne auch eben so gut sehr unglücklich machen".

„Kaum! wenn sie uns wirklich beherrscht, so giebt sie uns Kraft, Nahrung und Schwung, und man wird nicht unglücklich durch Begeisterung".

„Nein, aber durch Fanatismus".

„Und was unterscheidet beide"? fragte Severin achselzuckend.

„Reinheit der Gesinnung".

„Welche Goldwage vermag sie unparteiisch zu prüfen"!

„Für die Massen oder für den Einzelnen, der sich über die Massen erhebt — die der Geschichte. Für uns Uebrige giebt es auf der Erde keine andre, als unser Gewissen".

„Die Leidenschaften bestechen es".

„Nein! sie versuchen es unablässig, doch es gelingt ihnen nicht; darum fühlen wir uns so oft elend. In den Momenten, wo sie mit dem Gewissen parlamentiren, bilden wir uns ein, nun hätten wir gewonnenes Spiel, nun brauchten wir nicht mehr zu kämpfen oder zu leiden. Hat die Unterhandlung aufgehört, so sehen wir ein, daß wir miserabel waren, sie anzuknüpfen; das Bewußtsein macht uns elend".

„Ich bin zu stolz, um eine so geringe Dosis von Selbstachtung an mir oder an Andern bewundern zu können", sprach Severin verächtlich.

„Herr Severin! entgegnete Ulrich sehr ruhig und sehr ernst: jeder Mensch, der gegen sich selbst aufrichtig zu Werke geht, hat Momente, in denen er sich tief verachtet".

„Bis jetzt sind sie mir erspart worden".

„So nehmen Sie sich in Acht, sagte Ulrich scherzend, Sie kennen das alte Sprichwort vom Hochmuth, und wenn man so jung ist wie Sie, hat man die größte Lust von der Welt, hochmüthig zu sein".

Severin glaubte überall eine Beleidigung oder Kränkung heraushören zu müssen, und rief wiederum ganz gereizt: „Herr Graf, wenn ich eine Zurechtweisung verdient oder verlangt habe, so nehme ich sie mit Dank an, sonst nicht".

„Herr Severin, entgegnete Ulrich erſtaunt, aber freundlich, meine Stimme muß durch mein Schnupfenfieber heiſer worden ſein — ſonſt würden Sie dem Ton derſelben angehört haben, daß ich nicht im Entfernteſten einen ſo ſeltſamen, in jeder Hinſicht unpaſſenden Einfall haben konnte."

Severin wüthete innerlich über ſein eignes ungeſchicktes Benehmen, das ihn in Ulrichs Augen lächerlich machen mußte. Er beſchloß, ſich dermaßen zuſammen zu nehmen, daß Ulrich keinen äußern Vortheil über ihn erlangen ſollte. Da ward geklopft, Johann trat ein und ſagte, es würde der Fürſtin ſehr lieb ſein, wenn Graf Erberg ſich wohl genug befände, um bei ihr zu frühſtücken. Ulrich fragte nach der Stunde; Johann ſagte, um zehn Uhr. Vorbei war es mit Severins Faſſung! Ohne ein Wort zu ſagen, noch anzuhören, ſtand er blitzſchnell auf, und verließ früher noch als Johann das Zimmer. — Das iſt umſonſt! dachte Ulrich; mit ſolchen Menſchen iſt nichts anzufangen! und am Ende....was fürchte ich denn für ſie? jetzt vollens, da ſie nach Frankfurt kommt? — Er meinte unwillkürlich, in ſeiner Nähe ſei Margarita ſicher vor allen Unbilden.

Um die beſtimmte Stunde ging er zu ihr. Sein Kopfſchmerz hatte ſich nicht verringert, er ſah noch blaſſer als gewöhnlich, und ſehr angegriffen aus.

Nervenreizbar, wie er war, pflegte er in ſolchem Zuſtand niemand zu ſehen; aber Margarita konnte unmöglich einen andern Eindruck, als einen wohlthätigen machen! Ihre ſchönen Augen ſahen ihn ſo theilnehmend und aufmerkſam an, ihre ſanfte Stimme klang ſo beſchwichtigend, ihr Gang und all' ihre Bewegungen waren ſo weich und leiſe, daß ihre Nähe ihn ebenſo beruhigte, wie die andrer Perſonen ihn aufzuregen pflegte. Der Schmerz hörte nicht auf, aber von Minute zu Minute hoffte Ulrich, er werde abnehmen, während ihm ſonſt in Andrer Gegenwart beſtändig vorkam, er nehme zu. Sie ſprachen von gleichgültigen Dingen, d. h. von Aeußerlichkeiten. Ulrich vermied, tiefer zu gehen. Er war in einer Stimmung, die ihm nicht die gewohnte Beherrſchung geſtattete; er fürchtete, zu einem Wort hingeriſſen zu werden, das wie ein Blitzſtrahl zwiſchen ihm und Margarita eine Kluft reißen könne. Sie fügte ſich ſo ganz der Richtung, die er andeutete, daß er ſich heimlich fragte, ob es Indolenz oder Verſtändniß ſei. Aber ihr Auge und ſein Herz widerſprachen der Indolenz. Ein Paar Stunden vergingen ſo, ganz ſtill, ganz friedlich; Margarita ſaß neben ihm auf dem Sopha und arbeitete an einer zierlichen Stickerei; Tony trieb ihre ſtillen Spiele, kam zuweilen zu ihrer Mutter geſchlichen und küßte deren Hand oder Schulter, und immer

erwiederte Margarita die Liebkosung durch tausend andere.

„Liebe Tony! rief Ulrich auf einmal, komm' doch auch zu mir!"

Kinder wissen instinktmäßig, wer sie lieb hat, wer nicht. Tony hatte schon längst mit Ulrich Freundschaft geschlossen, die darin bestand, daß sie fröhlich zu ihm ging, wenn er sie rief. Weiter aber hatte er es nicht gebracht bei dem zarten, scheuen Kinde, das von selbst zu Niemand, als zur Mutter ging. Ulrich nahm sie auf den Schooß und streichelte zärtlich ihre seidenweichen Locken. Er dachte an Hulderich, an jenen Moment, wo er den Knaben auf dem Arm gehabt und seitdem nicht wiedergesehen. Ein Meer von Wünschen, von Schmerzen, von Sehnsucht flutete durch seine Seele. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen; da sah Margarita zu ihm auf. Doch geschwind blickte sie fort, denn sie ward gewahr, daß seine geschlossenen Wimpern zwei Thränen zerdrückten.

„Mögtest Du nicht spazieren gehen, Tony? sagte sie mit etwas zitternder Stimme; die Sonne scheint so freundlich; und es würde Ihnen vielleicht wohlthätig sein, Graf Erberg" — setzte sie hinzu, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Sie sind barmherzig, wie ein Engel! entgegnete Ulrich, der sich gefaßt hatte. Ich verdiene, fortge-

ſchickt zu werden, denn ich bin krank und langweile Sie tödtlich, und ſtatt deſſen ſinnen Sie auf Linderungsmittel. Ich glaube ſelbſt, ein Spaziergang würde mir gut thun."

„So wollen wir gehen," ſagte ſie freundlich, ging aus dem Salon in ihr Zimmer, nahm Hut und Shawl und ſetzte hinzu: „Darf ich bitten, Graf! hier durch."

„Denn Tony war ſchon aus dieſem Zimmer auf die Thurmtreppe voran geeilt. — Ulrich war nie in Margaritas Zimmer geweſen, weil es nie geöffnet war.

„O! rief er eintretend, welche Freude machen Sie mir! erlauben Sie mir, mich hier ein wenig umzuſehen! das Zimmer einer Perſon iſt, ſo zu ſagen, das Vorzimmer ihrer Seele."

„Welch ein ſchwülſtiger Ausdruck!" rief Margarita lachend.

„Ich weiß mich wirklich nicht ſimpler auszudrücken, behauptete Ulrich, denn Gewohnheiten und Beſchäftigungen und Liebhabereien, die aus unſern Neigungen entſpringen und mit unſern Gemüthszuſtänden übereinſtimmen, drücken dem Gemach ein beſtimmtes Gepräge auf, das zu manchen Schlüſſen führen kann. Ich kenne eine Frau, in deren Zimmer ihr ganzer prächtiger Schmuck zur Schau liegt, in einem eleganten, mit einer Glasſcheibe bedeckten

Tisch; während durch das Zimmer eine graue Leinwand gelegt ist, damit man wisse, daß das Parquet zu kostbar für den täglichen Gebrauch ist."

„Dergleichen Köstlichkeiten finden Sie nicht bei mir," sprach Margarita.

„Gottlob nein! und auch nicht die Kleinlichkeiten"! rief Ulrich.

Das Zimmer war von der alleräußersten Einfachheit. Eine weiße, mit bunten Blumen bestreute Tapete, Fenstervorhänge und Meublebezug von genau dazu passendem Zitz, ein ähnlicher Teppich, ein Schreibtisch und davor ein Lehnstuhl in Tapisserie genäht in einem Fenster; in dem andern ein Tisch mit Zeichengeräth, zwei Chiffonieren, ein Bücherschrank, auf einem Tisch ein großer Korb von indischem Rohr mit Wolle und Stramin; Tony's vollständiges Etablissement mit Sopha, Schrank und Tisch, ihrer Größe angemessen; — dies Alles ordentlich, aber keineswegs geordnet, und der helle Sonnenschein dazu; es war unmöglich, dies Gemach zu betreten, ohne friedlich und freundlich gestimmt zu werden.

„Hier ist gut wohnen"! sagte Ulrich. Er trat an den Bücherschrank und las die Titel der Bücher durch die Scheiben; lauter schöne, edle Bücher; viel Dichter, alle Werke der Staël und Chateaubriands, außerdem weder deutsche noch französische Romane.

„Bücher sind meine Liebhaberei, sprach Margarita während der Zeit. Zu meinem Geburtstag und zum Weinachtsfest schenkt mir mein Mann immer ein oder das andere Werk. So complettire ich allmälig die obere Bibliothek, die nur Werke der beiden letzten Jahrhunderte enthält."

Ulrich ging zum Schreibtisch, auf dem mehrere Bücher und Portefeuilles lagen.

„Wer die durchblättern dürfte!" sagte er.

„Würde sich langweilen," entgegnete Margarita. Es sind Auszüge und Bemerkungen, fast immer meine Lektüren betreffend, um mein Gedächtniß und mein Urtheil zu üben."

„Sie zeichnen auch?" fragte Ulrich, als er auf dem Zeichentisch eine frische Aster und eine halbvollendete Aquarelzeichnung fand.

„Ich versuche, die Natur nachzuahmen; gelernt hab' ich es nicht, und Sie sehen es wol dem Dinge an."

„Es ist bewundernswerth, wie Sie Sich zu beschäftigen verstehen."

„Wie soll man es sonst anfangen, um der Langenweile zu entgehen?"

„Da haben Sie freilich recht!... allein es gehört seltne Kraft und Stille des Gemüths dazu, um nicht all' diese Beschäftigungen selbst langweilig zu finden."

„Sagen Sie lieber: ein Zweck. Was ich treiben möge, gewinnt Reiz und Sporn durch den Gedanken an Tony, und durch die Hoffnung, sie reich und schön auszubilden."

„Und so langweilen Sie Sich wirklich nie?"

„Wenn ich allein bin — nie!" sagte sie unbefangen; aber hinterher erröthete sie.

„Soll das heißen: z. B. jetzt? fragte Ulrich, der doch ihre wahre Meinung sehr gut verstanden hatte. Sie müssen immer, und heute ganz besondre Nachsicht mit mir haben. Ich bin nervos; vorhin ganz abgespannt, jetzt ganz wohl."

„Wirklich?" fragte sie zweifelnd.

„Ganz gewiß! sagte er, und es verhielt sich in der That so; — hier ist die Luft anders, weicher, wärmer, heller"....—

„Das macht die himmlische Sonne!" rief sie ans Fenster tretend; wo er vor dem Zeichentisch saß und ihre angefangene Aster mit ein Paar Pinselstrichen corrigirte und dann fertig machte. „Ach! sagte sie; so kommt man hinter Ihre Talente."

„Sie sind eingeschlummert," erwiederte er.

„Nun, so wecken Sie sie auf".

„Das kann ich nicht! eine fremde Hand muß es thun. Um sie zu üben, blos der Uebung wegen — dazu müßten sie von andrer Ordnung sein! winzig wie sie nun eben sind, bedarf ich, wie Sie, eines

Zweckes, um ſie zu cultiviren — und der fehlt mir". — Er legte den Pinſel fort.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen"? fragte ſie, mehr durch ſeinen Ton als durch ſeine Worte beklemmt.

„O! rief er aufſpringend, wiſſen Sie denn nicht, daß es etwas ſehr Wehmüthiges hat, eine Stätte zu verlaſſen, die man nie wieder betreten wird!.... und nun vollens eine ſolche Stätte"!

„Das wird aber nicht der Fall ſein, ſagte Margarita, Sie werden im nächſten Sommer wiederkommen — und mit Unica, nicht wahr"?

„Nein, o nein"! ſagte er langſam und traurig, lehnte ſich an den Tiſch und betrachtete noch einmal das ganze Zimmer.

Margarita verſtummte und wurde zum erſten Mal in ihrem Leben marmorbleich; denn ſie hörte in ihrem Herzen ganz deutlich zwei Stimmen, von denen die eine ſagte: Er liebt dich! — und die andre: Wahnſinniger Gedanke! — Sie hörte es ſo deutlich, daß ſie ſich angſtvoll umſah, ob ihr nicht Jemand die Worte ins Ohr flüſtere. Ulrich bemerkte dieſe Bewegung und glaubte, ſie fürchte eine Unterbrechung von außen dieſes ſchweigſamen tête-à-tête.

„Sie befehlen zu gehen"? fragte er und bot ihr

den Arm. Sie nahm ihn, immer unter der Herrschaft ihrer Gedanken.

Sie gingen. Auf der dritten Stufe sagte Ulrich:

„Gnädige Fürstin, Sie sind ohne Hut und Shawl".

„Mein Gott, welche Zerstreutheit"! rief Margarita heftig erröthend und eilte zurück. Während Ulrichs Aufenthalt in ihrem Zimmer hatte sie Hut und Shawl wieder abgenommen und jetzt — vergessen. Als sie zurückkehrte, wollte er ihr abermals den Arm geben, aber sie sagte:

„Die Treppe ist zu schmal, gehen Sie nur voran".

So ging er rückwärts herunter mit der äußersten Langsamkeit, und Margarita ging drei Stufen über ihm. Wie aus dem Himmel stieg sie für ihn herab! auf ihrem weichen durchsichtigen Antlitz lag wirklich noch der Abglanz einer himmlischen Heimat. Die leichtgeöffneten frischen Lippen, die großen ruhig glänzenden Augen, die reine Stirn — Alles hatte den Ausdruck, den die Maler ihren Engelsköpfen geben; aber es war überhaupt mit einem gedankenvollen Schleier, der keinem einzelnen Zug, sondern ihrer Seele angehörte. Ihre kleine Hand lag auf dem Treppengeländer, mit der andern hielt sie ihr

Shawl und ihre Handſchuh, die ſie noch nicht Zeit gehabt anzuziehen. Ihr ſchmaler leichter Fuß blickte aus dem Saum des Kleides hervor, indem ſie herabſtieg. Ulrich beſann ſich, ob er ihr nicht ſeine Hand ſtatt der harten ſchmalen Steinſtufen anbieten ſolle, oder vor ihr hinknien und ſie anbeten, oder ſie in ſeine Arme ſchließen und ihr ſeine Liebe geſtehen, oder wenigſtens ihr Händchen küſſen, das ſo leicht auf dem Geländer fortglitt. Aber er that nichts von dem Allen! er wagte es nicht. Er wußte, daß nur die Liebe dergleichen verzeiht, weil ſie dazu auffordert, und Margaritas Liebe war ihm noch etwas ſo Fernes, ſo ganz Undenkbares, daß das geringſte Zeichen ihrer Theilnahme ihm ein mirakulöſes Glück ſchien.

„Warum ſchütteln Sie verneinend den Kopf, Graf Erberg"? fragte Margarita, um irgend etwas zu ſagen und das Schweigen zu unterbrechen, das nur zwiſchen zwei vertrauten Menſchen nicht peinlich iſt.

Ulrich war ganz verlegen, nicht ſowol über die Frage, als weil er aus derſelben erkannte, wie völlig er aus ſeiner gewohnten Haltung und Beherrſchung herausgetreten ſei. „Mir iſt noch immer nicht ganz wohl, ſagte er, ich mögte eine gewaltſame Bewegung haben, ſpringen, ſchwimmen, um das Unbehagen los zu werden, das bergeſchwer auf mir liegt".

„Iſt Ihnen oft ſo zu Muth"? fragte Margarita.

„So wie jetzt? o nein! ſehr ſelten".

Es war immer etwas in ſeinem Ton, das ſie verſtummen machte! Ulrich verſuchte abermals, ihr ſeinen Arm zu bieten, doch ſie lehnte es ſchweigend ab und ſie gingen neben einander durch die langen, kahlen, wüſten Gänge des Gartens. Zu ſeinem höchſten Erſtaunen hielten ſie zuſammen Schritt, als hätten ſie ſich darauf eingeübt. Er ging etwas langſamer, doch Margarita bemerkte es nicht und ging fort; ſo ſah er denn, daß ſein gewohnter Schritt auch der ihre war. Er beſann ſich, wo er einen ähnlichen raſchen gleitenden Gang ohne Kniebewegung und eine ähnliche ſchwebende Haltung geſehen. Zum erſten Mal gab er ſich nicht die Antwort: bei Meluſinen! — ſondern: auf etruriſchen Vaſen. — Aber ich muß wahrhaftig irgend etwas ſagen! ermahnte er ſich ſelbſt, und nie war ihm die Converſation ſo ſchwer geworden. Endlich fragte er, was ſie für Lehrmeiſter in Frankfurt zu haben wünſche, und Beide ganz froh, einen ſo gleichgültigen Gegenſtand gefunden zu haben, beſprachen ihn mit dem höchſten Eifer und machten ab, daß Margarita mit Ida zuſammen ihre Studien treiben könne.

Als Fürſt Anton heimkehrte, war er ſehr erfreut,

Ulrich ganz hergestellt zu finden und Graf Friedrich lud ihn ein, wieder übermorgen eine Jagd in Wildingen mitzumachen. Aber Ulrich dankte ihm und erklärte, morgen Abend reisen zu müssen. Der Fürst wollte es nicht zugeben, allein er beharrte. Margarita sah ihn ganz erstaunt an, doch ohne etwas zu sagen. Sie sah wol ein, daß er nicht beständig in Ambrach bleiben könne, dennoch that seine Abreise ihr weh, und sie war den ganzen Abend stiller als gewöhnlich. Am andern Morgen fuhr Graf Friedrich mit Heinrich fort. Margarita stand im Fenster, blickte den Abreisenden nach und sagte zu Ulrich:

„Es wird recht einsam in Ambrach werden".

„Nicht einsamer als gewöhnlich, mein gutes Kind", antwortete ihr Mann und klopfte sie in seiner plumpen Weise auf die Schulter.

Ulrich hatte von Anfang an einen Widerwillen gegen diese Manier gehabt, jetzt litt er darunter, und nie war ihm Fürst Anton so brutal, so drückend, so unerträglich im vertrauten Umgang vorgekommen. Er begriff nicht — was doch die meisten Männer sehr schnell begreifen — wie man eine Frau unter vier Augen rücksichtslos genug behandeln könne, um zu vergessen, wenn man nicht mehr unter vier Augen mit ihr ist.

„Sie kommen bald nach Frankfurt", ſagte er tröſtend zu Margarita.

„Nun, ſo ſehr bald doch eben nicht", ſagte Fürſt Anton.

„Zum Weihnachtsfeſt doch, wie ich hoffe"?

„Nein, mein Junge, gewiß nicht"!

„Aber zum neuen Jahr"?

„Ich glaube kaum, mein Alter! heute iſt ſchon der ſechste November".

„Und was thut das? lieber Thierſtein, gieb mir Dein Wort, zum neuen Jahr zu kommen, ich bitte Dich! Ich bin etwas abergläubiſch... lächle wie Du willſt! aber ich bin es nun einmal und ich bilde mir ein, es wird mir Glück bringen, wenn ich auf dieſe Weiſe das neue Jahr beginne. Warum ſollte das Glück nicht von etwas Ungewohntem, Ungehofftem abhängen, oder damit im geheimnißvollen Zuſammenhang ſein"?

„Ah, Du biſt abergläubiſch! ſagte der Fürſt mit überlegenem Lächeln; Du hältſt auf gewiſſe Zeichen, auf gewiſſe Tage?.... Seltſam! ich habe das nie begreifen können! mir däucht, ein Tag iſt ſo gut wie der andre".

„Freilich — für den ſtarken Geiſt!.... allein der Aberglaube raiſonnirt nicht, und ich habe Dir ja

auch völlig freie Hand gelaſſen, mich auszulachen — vorausgeſetzt, daß Du meine Bitte erfüllſt".

„Aber was haſt Du denn vor am erſten Januar"? fragte der Fürſt mißtrauiſch.

„Nichts in der Welt! entgegnete Ulrich lachend; ich will dann weder einen Handel abſchließen noch in die Lotterie ſetzen, ſondern nur eine neue Aera beginnen".

„Eine neue Aera"! ſagte der Fürſt mißbilligend.

„Du tadelſt ganz umſonſt meinen lieben Aberglauben und meine lieben großen Worte, ſagte Ulrich, ohne ſich ſtören zu laſſen; hat man dergleichen Liebhabereien, ſo hält man ſie feſt und mir ſcheint, daß Du mich nur zu decontenanciren ſuchſt, um mich von meiner Bitte abzulenken".

Fürſt Anton hatte nicht daran gedacht; allein er that ſo und ſagte: „Ich ſehe ein, daß es nicht möglich iſt! vielleicht ſollt' ich Dich nicht in Deinem Aberglauben beſtärken; indeſſen ſei es drum! am einunddreißigſten Dezember ſind wir in Frankfurt, mein Wort darauf"!

„O wie freue ich mich"! rief Margarita.

„Wozu denn eigentlich"? fragte ihr Mann.

„Wie kann ich das wiſſen? entgegnete ſie; vor der Hand zu Allem!....ich meine zu Allem, was mir neu ſein wird" — ſetzte ſie verbeſſernd hinzu.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so kindisch wärest, Ita"! sagte der Fürst vornehm.

Aber Margarita war zu froh, um sich über diesen Ausspruch zu betrüben.

Der Eintritt der Fürstin gab dem Gespräch eine andre Wendung. Sie hatte am Morgen eine ungewöhnlich lange Conferenz mit Jean gehabt; sie hatte ihm früher aufgetragen, den Louis geschickt auszuforschen, ob Graf Erberg glücklich verheirathet sei ꝛc., und er hatte ihr einen Bericht abgestattet, der seines Lakonismus wegen den weitläuftigsten Commentar zuließ. Louis besaß die Haupteigenschaft eines guten Kammerdieners: Impertinenz gegen Andere und unverbrüchliche Verschwiegenheit in Allem, was seinen Herrn betraf. Nachdem Jean seine Fragen gedreht und gewendet hatte, war Louis kurze Antwort gewesen:

„Die Herrschaften leben mit einander wie die Engel im Himmel! das wollen Sie ja wol wissen"? — Und darauf war er fortgegangen. Die Fürstin ergoß sich in Vorwürfen über Jeans Ungeschicklichkeit im Ausfragen; er behauptete hingegen, der Louis sei taub und stumm in diesem Punkt, und sie bedauerte schließlich, keine Gelegenheit zu haben, um selbst es zu erproben. Sie hatte über Jean den ungeheuren Vortheil, daß sie gradezu fragte, dadurch oft die

Menſchen in Verlegenheit ſetzte und ihnen eine unbeſonnene oder wahre Aeußerung entlockte, die ſie lieber verſchwiegen haben würden. Sie dachte: da es bei dem Diener nicht geht, ſo muß ich doch bei dem Herrn ſelbſt verſuchen! vielleicht bekomm' ich es heraus, ob er daran gewöhnt iſt, ſeiner Frau ein X für ein U zu machen....und dann nehme ſich Margarita in Acht! — —

Sie begann mit kleinen Cajolerien für Ulrich: wie ſie ſich freue, daß er den letzten Tag mit ihnen en famille zubringe, welch Vergnügen ſie ſich für „ihre Kinder" von dem Aufenthalt in ſeinem Hauſe verſpreche. Endlich ſagte ſie:

„Sie ſollten uns aber Ihre Frau Gemalin recht genau beſchreiben! es würde mein Intereſſe erhöhen, wenn ich ſie mir leiblich und geiſtig vorſtellen könnte".

„Wie ſehr muß ich meine Ungeſchicklichkeit bedauern, da ſie mich um das Glück bringt, Ihnen einen Gegenſtand vorzuführen, der Ihrer Theilnahme würdig iſt, gnädige Fürſtin, entgegnete Ulrich. Aber es iſt mir unmöglich, die Perſonen zu beſchreiben, die mir am nächſten ſind und mit denen ich ſtündlich lebe".

„Aus Delicateſſe vermuthlich? Sie fürchten, Ihr Lob würde übertrieben klingen oder dafür gehalten werden"?

„Lob, wenn es aufrichtig ist und wahrhaft aus dem Herzen strömt, klingt nie übertrieben, gnädige Fürstin. Ich kann nicht beschreiben, was ich nicht beurtheilen kann, und ich kann wirklich einen Charakter, mit dem ich mich aus Neigung, Pflicht und Gewohnheit identifizirt habe, ebenso wenig scharf und klar beurtheilen, als meinen eigenen".

„Nun denn, Ihre Frau Schwiegermutter? denn ich darf gewiß voraussetzen, daß sich ein Schwiegersohn mit deren Character nicht vollkommen identifizirt habe", sagte die Fürstin mit einer schalkhaft sein sollenden Miene.

„Von der kann ich nur sagen, daß sie die liebenswürdigste Schwiegermutter ist".

„Aha! sagte die Fürstin mit demselben Ausdruck, das soll wol heißen, sie protegirt den Herrn Schwiegersohn gegen das eigene Töchterchen".

„Sie hat allerdings große Nachsicht mit mir und Gelegenheit, dieselbe immer zu üben, gnädige Fürstin. Indessen hoffe ich, daß Sie meiner Meinung sein werden, wie auch meine Schwiegermutter es ist: in der Ehe ist für beide Theile jede Protektion einer dritten Person gefährlich, weil sie einen Mangel an Gleichgewicht erzeugt, indem sie sich bemüht, ihm abzuhelfen".

Glatt wie ein Aal! dachte die Fürstin. Laut

ſagte ſie: „Und Sie haben ja auch noch eine kleine Nichte im Hauſe, die Sie erziehen — nicht wahr"?

„Nein! rief Ulrich lachend; das Talent hab ich mir nicht zugetraut und meine Schwiegermutter hat es auch nicht gethan — trotz ihrer Nachſicht mit mir! Sie ſelbſt hat die Erziehung der kleinen Ida gemacht, die übrigens meine Couſine und gar nicht mehr klein, ſondern ein hübſches junges Mädchen iſt".

„Aber Sie leben beſtändig Alle zuſammen"?

„Beſtändig; wenigſtens ſeit dem Tode meines Schwiegervaters, weil meine Schwiegermutter ſich allzu einſam fühlen würde".

„Und wer lebt auf Ihrem Schloß"?

„Niemand! wir machen bisweilen eine Promenade dahin; es iſt ſo nah, daß man Hochhauſen und Malans wie ein Gebiet betrachten darf, beſonders jetzt, ſeit die Enclave der Frau von Ringoltingen es nicht mehr trennt".

„Es muß ſehr angenehm für Ihre Frau Gemalin ſein, beſtändig eine Geſellſchaft ungefähr ihres Alters zu haben! eine Mutter iſt nicht immer amüſant, ein Gemal noch ſeltner"..... —

„Ich wage nicht, der letzten Behauptung zu widerſprechen, gnädige Fürſtin, denn man ſieht in der Welt, daß faſt alle Frauen Ihrer Meinung ſind".

„Eine Frau nimmt doch selten die Initiative, Gra
Erberg".

„Und vergißt noch seltner, Repressalien zu brau
chen".

„Ah, Sie sind boshaft"! wissen Sie wol, daß
das abscheulich ist, so ins Blaue hinein maliziöse Be
merkungen zu machen".

„Es würde mir abscheulicher vorkommen, wenn
sie sich gegen einen bestimmten Gegenstand richteten
oder aus Rache entsprangen".

„Sie können unbefangenen Menschen einen fal
schen Begriff von der Welt und über Sie selbst bei
bringen — z. B. meiner Schwiegertochter, wenn sie
Sie so reden hört".

„Ich glaube, daß ein falscher Begriff vor dem
unbestechlich klaren Auge Ihrer Frau Schwiegertoch
ter ins Nichts zerflattern würde; das beruhigt mich"
— sprach Ulrich, halb zu Margarita gewendet.

Fürst Anton, der während des Gesprächs wol
zehnmal aus- und eingegangen war, kam jetzt wie
der, hörte, was Ulrich sagte und rief:

„Wenn das wahr wäre, Ita, könnt' ich Dich
herrlich brauchen, um den Leuten richtige Begriffe
beizubringen über das, was sie thun und lassen sol
len; Du würdest es in sie hinein blicken! — Die

Geduld eines Engels und die Lunge eines Menſchen reicht nicht aus, um es ihnen durch Worte beizubringen".

Und mit unendlicher Breite erzählte er eine geringe Vergeßlichkeit, die ſich ſo eben der Gärtner hatte zu Schulden kommen laſſen. Dann ſchlug er Ulrich einen Spazierritt vor, und die Fürſtin, hoffend, Ulrich allmälig zutraulicher zu machen, ſagte verweiſend:

„Graf Erberg iſt geſtern unwohl geweſen, mein Sohn".

„Da er heute die Nacht durchreiſen will, ſo muß er wol ganz hergeſtellt ſein" — entgegnete der Fürſt gelaſſen; und Ulrich, herzlich froh, der fürſtlichen Inquiſitorin zu entrinnen, nahm den Vorſchlag gern an.

Draußen ſagte der Fürſt: „Die Frauen ſind merkwürdig! nichts iſt ihnen lieber, den alten wie den jungen, als wenn ihnen ein Mann tagelang gegenüber ſitzt und ihnen allerlei vorfabelt. Bei ihrer ſitzenden Lebensweiſe ſehen ſie nicht ein, daß eine ſolche Zimmer-Exiſtenz für uns eine Marter, eine wahre Gefangenſchaft iſt. Ihr behagliches Zimmer, ihr Sopha, ihre Tapiſſerie — ein ſchwatzender Mann dazu, das iſt das Paradies für eine Frau! aber

ich ginge zu Grunde, wenn ich es ihnen ſchaffen ſollte".

Der Tag verſtrich mit freundlich gleichgültigen Geſprächen. Um zehn Uhr Abends reiſte Ulrich ab. Als Margarita einſam in ihrem Zimmer war, dachte ſie:

„Aber es iſt hier ja todt, wie auf einem Kirchhof".

Ende des erſten Bandes.

Ulrich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlicher Hofbuchhändler.

1841.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

№ 5533 *

Ulrich.

Zweiter Band.

Die Ankunft.

Unica war ihrem Mann bis Frankfurt entgegen gekommen. Gräfin Erberg hatte gewünscht in den ersten Novembertagen Hochhausen zu verlassen, weil Ida, die sich mit Eifer der Musik ergeben, einen Lehrmeister ersehnte; Unica freute sich Ulrich ein paar Stunden früher wiederzusehen, und so fand er sie denn bereits Alle für den Winter eingerichtet. Als sein Wagen vorfuhr, klopfte Unicas Herz so heftig, daß sie unfähig einen Schritt zu gehen und ganz athemlos war. Er trat ein. — O Himmel, war das der Ulrich, der vor drei Wochen fortgereist war? Welch eine Veränderung war mit ihm vorgegangen? Er sah grade so aus wie an jenem Morgen vor seiner Abreise, als er ihr seine Liebe zu Melusinen erzählte — aufgelichtet, freudig, lebendig — beseelt durch sein Herz. Denn das Herz ist die Sonne, der Kern, der Mittelpunkt unsers Seins,

der Pulsschlag unsers Lebens; all' unsre übrigen Adergeleen sind die Planeten, die sich um die Sonne bewegen, oder das Geäder, welches durch den Pulsschlag mit frischem Blut durchströmt wird. Ist jene trübe, dieser matt, so tritt Verfinsterung und Lähmung ein, die Oberfläche unsers Wesens, unsre äußern Glieder leben nur noch mechanisch fort durch Gewohnheit und Bedürfniß geregelt. So hatte Ulrich neben Unica gelebt, so kannte sie ihn, so nahm sie ihn an, so hoffte sie ihm dennoch näher zu kommen unterstützt durch die Zeit und ihre Liebe. Aber der Ulrich, der jetzt vor ihr stand, war ihr durch und durch fremd, empfing Gesetze von einer andern Macht, und war unüberwindlicher von ihr geschieden als bisher. Das sah sie beim ersten Blick. Er hat sie wiedergesehen! er hat sich mit ihr versöhnt! er liebt sie! jetzt hab' ich ihn verloren! — wie eine Offenbarung kam es über Unica; sie begriff nichts, aber sie wußte Alles! sie wußte, daß er für sie verloren sei. Gieb ihn auf! sprach ihr gekränkter Stolz. Gieb ihn nicht auf! sprach ihre Liebe und die Hartnäckigkeit, die jedesmal in ihr erwachte, wenn sie sich durch einen fremden Willen gehemmt und beschränkt fand. — All' diese Gedanken flogen durch ihre Seele, während sie mit eiserner Selbstbeherrschung ruhig neben Ulrich saß, Margarita's Brief flüchtig las, und sich von ihm die genauesten Einzelheiten seines

Aufenthaltes in Ambrach erzählen ließ. Er that es freudig. Es war ihm eine Wonne von Margarita zu sprechen, sie zu beschreiben, sie mit dem Bilde zu vergleichen, das Unica von ihr entworfen. Im Moment des Erwachens ist die Liebe so klar und hoch, daß sie gleichsam Gottesfrieden in der Seele stiftet, allen wilden Leidenschaften Schweigen gebietet, und wie ein Engel mit dem Palmenzweig Seligkeit und himmlische Ruhe verheißt; dann spricht man gern von dem geliebten Gegenstand, dann hört man seinen Namen gern auf fremden Lippen, dann mögte man einen Hymnus von ihm singen, der vielstimmig am schönsten klingt, dann scheut man nicht den fremden Blick, der neugierig unsre Seele erforschen mögte! er wird in ein Heiligthum schauen, er senke sich beschämt zu Boden! unser Blick hat es nicht nöthig. — Drei Tage dauerte der mittelalterliche Gottesfriede; dann huben die Fehden wieder an. Ach, er dauert nicht viel länger in der Menschenseele! dann verwandelt sich die Seligkeit in Verzweiflung, und die Ruhe in Krieg; was unsre Wonne war setzt sich in Bitterkeit um, und der Palmenzweig des Engels verwandelt sich in ein feuriges Schwert. Um das zu bewerkstelligen, braucht keine Schuld begangen, keine Reue eingetreten zu sein. Es kommt von selbst, nach uraltem unumstößlichem Gesetz, so wie die Sonne Mittags versengend glüht, die Morgens sanft belebend

geglänzt hat. Das uralte Geſetz hat goldene Münzen geprägt; darauf ſteht: „dies iſt Dein Glück"; und wir nehmen es an mit Jubel und Dank. Drauf leſen wir auf der Kehrſeite: „dies iſt Dein Leid"; dann trauern wir und entſetzen uns, und Wenige, ach ſehr Wenige nehmen wahr oder denken daran, daß es doch dieſelbe goldene Münze geblieben iſt. Die Meiſten denken, es ſei nur plötzlich ſchlechtes Metall worden. Keineswegs! das Glück bringt das Leid obenein in den Kauf. Uebrigens giebt es ein Mittel, um dem Schickſal zu entrinnen, das die Liebe den Herzen aufbürdet: man braucht nur nicht zu lieben.

Ulrich war einen Tag in Heidelberg geblieben, um den Ort, den ſie ſo ſehr liebte, gleichſam im Abglanz von Margarita's Augen zu ſehen. Trotz des Novemberhimmels, der kahlen Bäume, der todten Vegetation, der grauen Beleuchtung, war ihm die Ausſicht vom Kaiſerſtuhl nie ſo reich, das Schloß nie ſo maleriſch, der Neckar nie ſo munter vorgekommen. Er ging an dem Hauſe vorbei, in welchem ſie fünf Jahre ihres unſchuldigen Lebens verträumt, und ihr Antlitz ſchien noch jetzt ruhig und ſeelenvoll hinter den Scheiben ihn anzublicken. Das erzählte er indeſſen doch nicht an Unica. Da er aber des Aufenthaltes in Heidelberg erwähnte, ſo glaubte ſie, er ſei länger geweſen, als Ulrich es ſagen wolle,

und er habe dort die Frau wieder gesehn, die sie so sehr haßte. Das war vollkommen unnatürlich, jedoch die einzige Weise, in welcher sie sich seine Veränderung erklären konnte. Sie war noch unter dem Eindruck, den damals seine Erzählung auf sie gemacht; sie konnte nicht ahnen, daß die stille friedliche Margarita ihn aus der Schattenwelt der Vergangenheit in das Bewußtsein der Gegenwart zurückgeführt habe. Er war mittheilender, freundlicher als je, aufmerksamer für Unica und seine Schwiegermutter, neckender für Ida. Er lebte zu den gewöhnlichen Stunden, durchwachte nicht mehr die Nächte, berührte keine Karte. Hundertmal nahm Unica sich vor ihn zu fragen, welch unerhörtes Glück ihm begegnet sei. Es schien ihr fast eine Pflicht, da er durch sein Vertrauen ihre Theilnahme zu gewinnen sich bemüht hatte; allein die Furcht vor einer Antwort, die all' ihre stillen Wünsche und Hoffnungen zerschmettern dürfte, machte es ihr unmöglich. Und was würde Ulrich auf eine solche Frage erwiedert haben? nichts weiter als: Margarita! — Nicht, daß er sie liebe; nicht, daß er sich des Wiedersehens freue; nur den einen geliebten Namen, den er wie einen Regenbogen über die grauen Wolken seines Lebens warf.

„Du mußt öfter Deine Universitätsfreunde besuchen, Ulrich! sagte Ida eines Tages; Du stellst

Dir nicht vor, wie der Aufenthalt in Ambrach Dich ermuntert hat".

„Ermuntert? sagte Ulrich lachend; bin ich denn wirklich ein gar so arger Siebenschläfer gewesen"?

„Nein, schläfrig hab' ich nicht sagen wollen; aber träumerisch warst Du wohl sehr", entgegnete Ida.

„Und wie gefalle ich Dir besser, kleine Ida? aufgeweckt oder träumerisch"? fragte Ulrich neckend.

„Immer gleich gut, antwortete sie; aber jetzt bist Du unterhaltender".

„Ida hat Recht, sagte Gräfin Erberg. Vielleicht liegt in dem Umgang der Menschen, mit denen man, wenn nicht die glücklichste, doch die lustigste Lebenszeit verbracht hat, etwas so Anregendes, daß man nicht mit ihnen zusammen sein kann, ohne die erste Jugendfrische erwachen zu fühlen".

„Diesmal muß die Anregung aber wirklich unabhängig von der Person gewesen sein, entgegnete Ulrich, denn Anton Thierstein ist ein kreuzbraver Mensch, doch eher erdrückend als anregend".

„Ich glaube, daß es überhaupt selten von der Person ausgeht, erwiederte Gräfin Erberg; ihr Anblick frischt nur alte Erinnerungen auf".

„Und wir leben von Erinnerungen", sagte Unica mit Bezug auf Ulrich.

Er sah sie verwundert an, und sagte: „Wehe

dem, der von Erinnerungen lebt! er lebt von Gift, wie Mithridates und verſteht nicht die geſunde Speiſe der Gegenwart zu brauchen".

„Zu etwas bin ich entſchloſſen! rief Ida plötzlich; nie, nie, unter keiner Bedingung heirathe ich einen kreuzbraven Mann".

Ulrich lachte. Gräfin Erberg war etwas ſcandaliſirt über die gar nicht zu bezwingende Freimüthigkeit ihrer Pflegetochter und erwiederte die banale Phraſe, die man mit geringen Variationen zu jedem jungen Mädchen ſagt, wenn es ſich einmal einfallen läßt, vom Heirathen zu ſprechen:

„Liebe Ida, Du biſt noch viel zu jung und haſt an viel nothwendigere Dinge zu denken, als an das Heirathen".

Im Allgemeinen bewirkt ſolche Ermahnung, daß die Ermahnte dennoch daran denkt, und nur nicht mehr davon ſpricht — was mir, beiläufig geſagt, kein großer Fortſchritt ſcheint; — doch Ida entgegnete unverzagt:

„Verzeih mir, liebe Tante! mir däucht, ich bin nicht zu jung, um über etwas ſo Wichtiges nachzudenken".

„Mein Gott, Ida, rief Unica ganz ungeduldig, ſei doch froh, wenn ein kreuzbraver Mann Dich einmal wird heirathen wollen".

Wieder eine ganz banale Phraſe, welche das

junge Mädchen sein bescheiden und anspruchslos machen soll; ihm aber statt dessen beibringt, geheirathet müsse werden, gleichviel wer.

„Nein, sagte Ida sehr bestimmt, ich werde weder froh sein noch ihn heirathen; denn ein kreuzbraver Mann ist langweilig, und ich will mich nicht langweilen".

„Ich muß gestehen, sagte Ulrich, daß Du wie die Vernunft selbst sprichst, meine kleine Ida, und uns beweisest, Du habest vollkommen Recht über diesen wichtigen Gegenstand nachzudenken".

Gräfin Erberg sagte ein wenig unzufrieden: „Ihre Scherze bestärken Ida immer mehr in ihrer übeln Gewohnheit von allen Dingen mitzusprechen, die sie doch gar nicht versteht, lieber Ulrich. — Es ist über elf Uhr, Ida! Dein Zeichenlehrer kommt".

Ida ging und dachte: Ulrich spottet, die Tante ist böse, Unica ist gradezu ungezogen.... denn warum sollte ich wol froh sein einen kreuzbraven Mann zu heirathen? und ich thue es doch nicht. — —

Beim Speisen sagte Unica: „Ich habe heute den Besuch von Clotilde Ostwald verfehlt! sie muß gestern gekommen sein, denn sie wurde Ende November von ihren Eltern erwartet. Ich fand ihre Karte zwischen einem ganzen Päckchen von Besuchern, und auch eine, die wahrscheinlich für Dich ist, Ulrich"?

„Und von wem"? fragte Ulrich.

„Von einem Grafen Vaudemont".

„Ich kenne keinen Grafen Vaudemont".

„Sollte die Karte für Dich sein, liebe Mama"? fragte Unica ihre Mutter.

„Ich habe nie den Namen gehört, mein Kind".

„So muß sie aus Versehen bei uns abgegeben sein".

Sie fuhr am Abend zu Clotilden. Beide hatten sich seit jenem Aufenthalt in Ems nicht gesehen, denn Clotilde lebte fast immer in Paris. Jetzt zwang sie ein ausdrücklicher Befehl ihres Vaters zur Rückkehr; ein Befehl, dem sie unbedingt gehorchen mußte, denn er schickte ihr kein Geld mehr. Er fand ihre Verschwendung allzu übertrieben. Clotilde war ganz so geworden, wie ihre Anlagen es verhießen: eitel, intrigant, gefall- und vergnügungssüchtig, klug genug, um sich mit der Welt ins vollkommenste Gleichgewicht zu setzen und ihr alle Zugeständnisse zu machen, die sie begehrt, wenn man ihrer Nachsicht gewiß sein will; ohne jene geistige Ueberlegenheit, die oft junge Frauen verlockt keine Rücksicht auf die Welt zu nehmen, weil sie meinen, die Nachsicht derselben entbehren oder ihr trotzen zu können; eiskalten Herzens, wie alle eitle Menschen, folglich geschützt gegen jede Aufwallung, jede Unbesonnenheit, jede Schwäche der Leidenschaft; mit einer eisernen Stirn, um die tausend Kränkungen, denen Eitelkeit und Gefallsucht

beſtändig ausgeſetzt ſind, hinter lächelnden Lippen und einem impertinenten Wort zu verbergen; ſo war Clotilde. Nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, lief Clotilde zu einer Thür, öffnete ſie und rief hinein:

„Willſt Du nicht der Gräfin Unica Erberg Dein Compliment machen, lieber Valerian"?

„Dein Bruder iſt auch hier"? fragte Unica überraſcht.

„Freilich! wir ſind den ganzen Herbſt bei ihm in ſeinem ſchönen alten Schloß Vaudemont an der Maaß geweſen, und jetzt wird er den Winter mit uns hier zubringen".

Valerian Marana, oder wie er jetzt hieß, Graf Vaudemont — war ſeiner Schweſter auf dem Fuß gefolgt. Unica betrachtete ihn mit einiger Spannung, die aber weit mehr der Neugier als der Theilnahme gehörte; ſie war wirklich neugierig, ob er in den gehörigen Takt fallen werde. Als er es mit dem vollkommenſten Aplomb that; als es der ſchärfſten Beobachtung nicht möglich geweſen wäre eine andre Huldigung als die, welche der Augenblick begehrte, bei ihm wahrzunehmen; dachte Unica im erſten Moment: Iſt es möglich? er hat mich in der That ganz vergeſſen! — aber im zweiten: Gottlob! — und ihre Spannung hörte gänzlich auf. Von nun an betrachtete ſie Valerian wie jeden andern liebens-

würdigen Mann in der Gesellschaft, und gestand unbefangen vor sich selbst ein, daß er es im hohen Grade sei, mehr noch als dazumal in Ems. Der schöne Jüngling war ein schöner Mann geworden, und die Anmuth seines Benehmens war durch die Ruhe und Sicherheit erhöht, die ihm damals noch fehlten. Wie tief oder wie wahr seine Gefühle auch früher für Unica gewesen sein mogten, welche Verletzung sie auch erlitten, als er erfuhr, daß sie sich verheirathet habe, jetzt war das längst niedergekämpft, und keine Spur mehr von Trauer, Sehnsucht oder Wehmuth in seinem Herzen. Die einzige Empfindung, die er hatte, als er sie so schön, glänzend und unbefangen vor sich sah, war dieselbe wie bei ihr, eine flüchtige Regung gekränkter Eitelkeit; und wenn die Menschen aufrichtig sein wollten, so würden wir von manchen hören, daß dies auch bei ihnen das einzige Ueberbleibsel ihrer ersten Liebe gewesen ist.

Graf Ostwald kam zuletzt auch herein, noch hüstelnder, matter und langweiliger als sonst, und Unica kehrte endlich mit seltner Zufriedenheit von diesem Besuch heim und sagte zu ihrer Mutter:

„O Mama! welch Glück für mich, daß ich nicht Valerian heirathen durfte! er ist sehr hübsch, sehr gescheidt, sehr liebenswürdig, er sieht sogar tüchtig und zuverlässig aus — Du wirst ihn sehen und es finden! — aber Ulrich ist anders“

„Wohl Dir, meine liebe Unica, wenn das Deine aufrichtige Meinung iſt" — antwortete Gräfin Erberg gerührt.

„Ja wahrlich, ganz aufrichtig"! rief Unica, und ſie ſagte die Wahrheit. Ulrich war ihr lieber trotz ſeiner Kälte, ſeiner Abgeſchloſſenheit, ſeiner freundlichen Gleichgültigkeit; und ſogar jetzt, wo das neue fremdartige Element in ihm, ihn innerlich noch mehr von ihr entfernte, obgleich es ihn äußerlich ihr näherte, ſogar jetzt ſagte ſie ſich, daß die ſchwache Hoffnung dereinſt die Schranken der Entfremdung zu überwinden ihr eine höhere Befriedigung gewähre, als alle Liebe, die ſie je mit Valerian getheilt haben könne.

Clotilde hätte nichts auf der Welt charmanter gefunden, als ihren Bruder und Unica wieder in dem alten Liebesnetz gefangen zu ſehen. Für ſie war, nächſt der Toilette, die Liebe die angenehmſte Unterhaltung, und ſie fehlte ihr nicht, denn die meiſten Männer theilen Clotildens Anſicht. Sie beſaß Alles, was eine ſolche Unterhaltungsliebe erregen kann. Sie war ungewöhnlich ſchön, wie eine ächte Tochter Genua's; tauſend Männer verlieben ſich nur in die ſchönſte Frau. Sie war ſehr elegant, ſehr reich, ſehr verſchwenderiſch; zehntauſend verlieben ſich nur in eine Elegante; endlich war ſie Gräfin, und es giebt Männer, z. B. Künſtler und ſolche, deren Ge-

burt ſie dieſem Kreiſe fern ſtellt, die ſich in einen Wappenſchild verlieben; und das iſt gewiß nicht ſeltſamer, als ſich in Sammet und Spitzen zu verlieben.

Valerian war aber viel zu ſtolz, um ſich anders als mit der vollkommen gleichgültigſten Huldigung einer Frau zu nähern, die ihm einen andern Mann vorgezogen hatte. Sich ganz entfernt von ihr zu halten hätte vielleicht wie eine unbeſiegliche Empfindlichkeit ausgeſehen, und er wollte ihr beweiſen wie fremd ihm die ſei. Ueberdas gefiel ihm Ulrich ſehr gut, und Ida noch beſſer. Er ging täglich zu Unica. Clotilde ebenfalls, denn die eigentliche Wintergeſellſchaft beginnt überall erſt nach Weihnachten, und bis dahin muß man ſuchen in kleinen Kreiſen die Zeit hinzubringen. Clotilde war gewiß bei Unica immer einige Menſchen zu finden, denn da Gräfin Erberg nicht mehr, und Ida noch nicht in die Geſellſchaft gingen, und da Ulrich ſonſt immer ſeine eigenen Allüren gehabt, ſo hatte Unica ſich und Andere daran gewöhnt viel zu Hauſe zu ſein.

„Du haſt ja eine wahrhaft innige Freundſchaft mit Graf Erberg geſchloſſen, ſagte Clotilde eines Tages zu ihrem Bruder, ich gratulire Dir von Herzen dazu".

„Er gefällt mir ſehr gut, ſagte Valerian, aber ich glaubte nicht, daß er ſich Deines Beifalls genug

zu erfreuen habe um Dich zu einer so feierlichen Gratulation zu veranlassen".

„Das geschieht Deinetwegen, mein guter Valerian! meinst Du, ich wisse nicht, daß die Freundschaft des Mannes Glück von einer andern Seite bringt"?

„Liebe Clotilde, sagte Valerian sehr ernst, Du plagst mich bereits seit einer Reihe von Jahren mit Voraussetzungen und Folgerungen, zu denen ich Dir meines Wissens nie Veranlassung gegeben. Sollte es demnoch früher der Fall gewesen sein, so bitte ich Dich jetzt herzlich es zu vergessen, denn ich bekenne Dir, daß meine Heidelberger Studentenjahre sehr dunkel vor meiner Erinnerung schweben".

„So warst Du von je her! rief Clotilde, ohne sich abschrecken zu lassen; — die Verschwiegenheit, die Zurückhaltung selbst! das ist eine vortreffliche Eigenschaft; wenn nicht in den Augen einer Schwester, doch.... in schöneren".

„Ich habe nichts zu verschweigen, entgegnete Valerian, und Du weißt das sehr gut; denn hätte ich — so könntest Du unmöglich Vergnügen an diesen Neckereien finden, die mir überhaupt etwas nach der Pension zu schmecken scheinen und die Du doch längst solltest vergessen haben".

„Nun weshalb gehst Du denn täglich hin? fragte Clotilde etwas empfindlich; doch wahrlich nicht, um mit Graf Erberg über Politik und Pferde zu

ſprechen! Das amüſirt Dich nicht lange, mein guter Valerian! Die Frauen haben Deine Converſation zu gern, als daß Du nicht daran Vergnügen finden ſollteſt ſie ihnen zuzuwenden".

„Das iſt wahr"! ſagte Valerian.

„Siehſt Du! rief ſie triumphirend; warum plaudert man ſo charmant? um zu gefallen! — Warum mögte man gefallen? weil Eine darunter iſt, von der man mehr begehrt"! —

„Darin haſt Du vollkommen Recht"! entgegnete er lächend.

„Nun dann ſind wir ja einverſtanden! rief ſie, und ich bleibe dabei Dir zu gratuliren".

„Wie Du willſt, liebe Clotilde! ſagte Valerian, und Du ſprichſt vielleicht mit Wahrheit, daß Erbergs Freundſchaft mir nützen kann".

„Bah! Valerian! ich beziehe das immer nur auf den einen Gegenſtand. Was könnte Erberg Dir ſonſt wohl nützen! Du biſt reicher als er, unabhängig wie er".... —

„Aber grade bei dem gewiſſen Gegenſtand", ſprach er lächelnd.

Clotilde war ſelig; dies ſchien ihr ein halbes Geſtändniß. Für ihr Leben gern hätte ſie ein ähnliches von Unicas Lippen gelockt, denn zwei halbe machen ein ganzes, rechnete ſie. Doch das gelang ihr nicht. Unica ſprach nie anders als mit uner-

ſchütterlichem Gleichmuth von Valerian, ſobald Clotilde das Geſpräch auf ihn brachte, und fragte ſogar einmal:

„Warum heirathet Dein Bruder nicht"?

„Das frag' ich Dich"! erwiederte Clotilde lachend.

„Willſt Du mich für ſeine Handlungen verantwortlich machen, ſagte Unica ebenfalls lachend, weil er mir einmal den Hof gemacht, wie das wol jungen Leuten geſchieht? Das hieße doch einem jugendlichen Einfall zu große Wichtigkeit beilegen! — Nein, liebe Clotilde, glaube mir: in dem Leben Deines Bruders bin ich keine Triebfeder mehr.... wenn ich es überhaupt je ſollte geweſen ſein".

Clotilde war ganz desorientirt. „Liebſt Du Deinen Mann ſehr"? fragte ſie.

„O, ſehr"! rief Unica lebhaft.

„Und er Dich auch"?

„Ich denke wir werden ſelten ſo geliebt wie wir lieben", ſagte ſie verlegen.

„Gewiß! der Eine übertrifft immer den Andern! Valerian hat Dich mehr geliebt als Du ihn, und jetzt liebſt Du dafür mehr".

„Das wär' eine zu harte Strafe"! rief Unica wieder ganz unbefangen, weil die Rede nicht mehr von Ulrich war.

Es war der letzte Tag des Jahres, kaum zehn Uhr Morgens. Ulrich war wie auf Flügeln durch dieſe

ganze, ſonſt ſo finſtre Winterzeit gegangen. Heute ſollte Margarita kommen. Als er mit dieſem Gedanken, mit dieſer Gewißheit erwachte, ſchien ihm das Glück ſo unermeßlich, daß er es für unmöglich hielt. Der Weg konnte ſchlecht — ſie oder Tony konnte erkrankt ſein! oder der Himmel konnte zwiſchen jetzt oder heut' Abend einfallen! — Es überfiel ihn eine vernichtende Unruhe. Er war aufgeſtanden, ehe der Tag dämmerte. Er ließ ein Pferd ſatteln und ſprengte auf der Chauſſee nach Darmſtadt fort, um zu unterſuchen, ob der Weg gut oder ſchlecht ſei, und ihre Ankunft darnach zu berechnen. Er hatte Luſt ihr ganz entgegen zu reiten. — Seit ſeiner Rückkehr von Ambrach pflegte er pünktlich um neun Uhr mit den Damen zu frühſtücken. Zum erſten Mal fehlte er, und Unica erfuhr mit Schreck, daß ſeine Manie von Neuem erwacht ſei, denn ſeit zwei Stunden war er fortgeritten. Plötzlich wurde Valerian gemeldet. Die ungewöhnliche Zeit ließ vermuthen, daß er vielleicht eine Botſchaft oder Bitte von Clotilden bringe, daher nahm ſie ihn an und ging in den Salon, ganz zerſtreut, immer an Ulrich denkend. Allein ihre Zerſtreuung wich, als er ſie um Ida's Hand bat. Die kleine Rache ſich an ſie zu wenden, hatte Valerian ſich nicht verſagen können, obgleich es eine viel größere war, daß er eine Perſon zu heirathen wünſchte, die er nur einen Monat, und beſtändig

in Unica's Gesellschaft gesehen. Ihr Erstaunen war zu groß, um ihm nicht einige Freude zu machen; aber sie erstaunte nur, weil Ida ihr bisher noch durch und durch kindisch vorgekommen war und plötzlich in die Reihe ernster Menschen treten sollte. Das sagte sie ihm auch, und fügte hinzu, er müsse sich lieber an ihre Mutter, oder an Ida selbst, oder an Ulrich, der ihr Vormund sei, wenden — denn sie könne nichts annehmen und nichts versprechen. Valerian bat um die Erlaubniß sogleich zu Gräfin Erberg gehen zu dürfen und Unica ließ ihn hinführen.

Gräfin Erberg machte es grade so wie ihre Tochter: sie war außer sich vor Erstaunen. Beide hatten wohl bemerkt, daß Valerian sehr aufmerksam für Ida war, aber Beiden war Ida ein Kind, weil sie noch den ganzen Tag Lehrstunden nahm. Indessen fand Gräfin Erberg doch diese Partie zu gut, um sie nicht sehr in Erwägung zu ziehen; nur bat sie um Zeit.

„Wozu, gnädige Gräfin? fragte Valerian; ich habe die Ehre seit Jahren von Ihnen gekannt zu sein; meine Familie gleichfalls; was meine äußere Verhältnisse betrifft, bin ich in einer ganz unabhängigen Lage, denn mein guter Vater hat mir ein selbständiges Vermögen gegeben, und statt es im Handel anzulegen, für den ich keinen Beruf habe, oder es in einer diplomatischen oder andern Carriere

zu verſchwenden, die vor der Hand für einen jungen unbedeutenden Mann nicht anders als untergeordnet ſein kann — habe ich eine groſse ſchöne Beſitzung gekauft, die meine Thätigkeit und mein Intereſſe in Anſpruch nimmt, weil meiner Meinung nach ein ſolcher Beſitz ſich auf edle und erfreuliche Weiſe an die Zukunft knüpft, während die Triebfeder des Ehrgeizes uns häufig in egoiſtiſchen Beſtrebungen vereinzelt und vertrocknet".

„Nicht Ihretwegen wünſchte ich Zeit zur Ueberlegung, unterbrach ihn Gräfin Erberg; aber meine Pflegetochter iſt noch ſo jung".... —

„Wenn ſie mir aber nicht zu jung ſcheint, um meine innigſte Theilnahme zu wecken, gnädige Gräfin"?

„Vielleicht zu jung um ſie zu erwiedern"! ſagte die Gräfin bedachtſam.

„Fürchtete ich das, ſo würde ich nicht den Muth haben, Ihnen meine Bitte vorzutragen".

„Da ſitzt nun das Kind im Nebenzimmer, ſprach die Gräfin lächelnd, nimmt engliſche Sprachſtunde unter der Obhut ihrer Gouvernante, und hat keine Ahnung, daß man ſie heirathen will".

„Sind Sie deſſen gewiß, gnädige Gräfin"?

„Sie würde es mir geſagt haben, ſie iſt die Offenherzigkeit ſelbſt"....—

„Dieſe liebliche Eigenſchaft hat die Seltſamkeit, daß ſie grade bei dieſem Punkt aufzuhören pflegt.

Werden Sie die Gnade haben den engliſchen Unterricht zu unterbrechen"?

Gräfin Erberg nickte ihm freundlich zu und ſagte: „In zwei Stunden dürfen Sie Sich die Antwort holen".

Das war ſo viel wie ein Ja! und Valerian küßte dankbar ihre Hand. Kaum war er fort, ſo trat Unica ein und ſagte:

„Eine Deiner Töchter hat der Himmel nun einmal für Valerian beſtimmt, Mama! biſt Du damit zufrieden"?

„Wir wollen hören, was Ida dazu ſagt", erwiederte die Gräfin, und da der Lehrmeiſter eben fortging, ſo wurde ſie hereingerufen, und Gräfin Erberg theilte ihr Valerians Antrag mit.

„Das dachte ich"! rief ſie vergnügt.

„Wie? Du dachteſt von Anfang an, Graf Vaudemont wolle Dich heirathen"? rief Gräfin Erberg erſchrocken.

„Nicht grade von Anfang an....aber ſeit einiger Zeit — ſeit acht Tagen"....—

„Und haſt mir keine Silbe davon geſagt, Ida"!

„Liebe Tante, vor einiger Zeit machteſt Du mir einen Vorwurf wegen einer ähnlichen Aeußerung; da meinte ich, es ſei beſſer zu ſchweigen und es abzuwarten".

„Und haſt Du wirklich Liebe für Graf Vaudemont"?

„Liebe“? fragte Ida überraſcht.

„Oder Neigung? oder Vorliebe? mein Kind, man heirathet nicht einen Mann, den man nicht wenigſtens etwas lieber hat, als alle übrigen“.

„Als alle übrigen! wiederholte Ida; nein, dann kann ich ihn freilich nicht heirathen“.

„Ums Himmels willen, Ida, giebt es denn überhaupt einen Mann, der Dir beſſer gefällt“?

„Allerdings, gute Tante!....Ulrich“!

„Ulrich“? rief Unica ſehr unangenehm überraſcht.

„Ulrich! ſagte Gräfin Erberg gleichgültig; der kommt für Dich nicht in Betracht“.

„Außer ihm kenne ich Niemand, der mir ſo gefiele wie Graf Vaudemont“.

„Du kennſt überhaupt erſt wenig Menſchen; Du biſt ſo jung“....

„Heute bin ich grade funfzehn Jahr und acht Monat alt; iſt das wirklich ſo ſehr jung“?

„Sehr jung, um ſich unauflöslich zu binden, mein armes Kind“.

„Liebe Tante, ſagte Ida entſchloſſen, ich werde doch am Ende Jemand heirathen. Da iſt es beſſer früh als ſpät: man weiß, woran man iſt, und ich lerne doch ſchon lieber engliſch und italieniſch und Gott weiß was! um einem liebenswürdigen und klugen Mann zu gefallen, als ſo ins Blaue hinein“.

Die Lehrſtunden waren dermaßen mit ihren An-

sichten verwebt, daß sie sie gleichsam wie eine Würze des Brautstandes betrachtete.

Ulrich kam noch immer nicht. Unica wollte eben in seine Zimmer herunter gehen, da begegnete sie Louis, der geschäftig umherlief und sie fragte ihn, ob sein Herr vielleicht unten sei. Louis entgegnete, er sei bereits seit einer Viertelstunde heimgekehrt und oben.

„Nein oben ist er nicht, weder bei mir noch bei meiner Mutter", sagte Unica. Und sie erfuhr mit Verwunderung, er sei im zweiten Stock, in den Gastzimmern. Sie ging auch herauf, und ihre Verwunderung wuchs, als sie ihn friedlich auf einem Sopha etablirt fand, vor ihm auf dem Tisch eine Menge Spielzeug, und einen Bedienten dirigirend, der die schönsten Blumen in Jardinieren stellte.

„Alles für meinen Liebling, die kleine Tony", sagte Ulrich auf das Spielzeug zeigend.

„Ich hatte bereits Blumen für diesen Salon bestellt", sagte Unica.

Die Hyazinthen schienen mir so schön, daß ich sie kaufte, entgegnete er; wenn die Blumen kommen, die Du bestellt hast, so erlaubst Du mir wol sie in mein Zimmer zu nehmen".

„Gern, erwiederte sie; aber Du siehst, hier ist Alles aufs Beste geordnet und die Ankunft der Gäste erwartend; ich bitte Dich, komm herunter, Ida wünscht Dich zu sprechen".

„Ida? und Du lächelst so geheimnißvoll? mögte sie sich etwa majorenn erklären lassen"?

„Ungefähr so etwas! komm' nur, sie will es Dir selbst sagen".

Bei Ulrichs Eintritt wechselte Ida die Farben; sie wurde glühend roth und Thränen traten ihr in die Augen. Bis jetzt hatte sie bei der ganzen Verhandlung weder ein Zeichen von Verlegenheit noch von Rührung gegeben; nun war sie gerührt und mit zitternder Stimme sagte sie:

„Ulrich, wenn Du nichts dagegen hast — da Du doch mein Vormund bist — so werde ich Graf Vaudemont heirathen".

„Meine kleine Ida! was? Du bist schon Braut! rief Ulrich. Und noch dazu von einem vernünftigen Menschen! von keinem Elf, von keinem Poltergeist!....sei glücklich, Kind"! setzte er gerührt hinzu und küßte Ida auf die Stirn.

„Wenn Du es wünschest, werd' ich's gewiß"! rief sie mit funkelnden Augen.

„Legst Du mehr auf Ulrichs, als auf unser Aller Wunsch Gewicht"? fragte Unica scharf, denn Idas Ausdruck und jener doch ganz väterliche Kuß berührten sie höchst unangenehm, und der Gedanke war ihr sehr angenehm, daß Ida nur noch kurze Zeit in ihrem Hause leben werde.

Ida nahm Unicas Hand und sagte mit einer

Weichheit, die nie ein Menſch an ihr wahrgenommen: „Unica, ſei mir nicht böſe, weil ich das geſagt habe, denn ſieh....es iſt Wahrheit! ich bin nicht undankbar für die himmliſche Güte Deiner Mutter und für Deine ſchweſterliche Liebe; aber ich verdanke ſie ja nur Ulrich. Seinetwegen habt Ihr mich aufgenommen! Ja ja! rief ſie noch lebhafter, als Ulrich ſie unterbrechen wollte, Deinetwegen, Ulrich! laß mich's doch ſagen! glaubſt Du, es demüthige mich, daß ich ſo unter Deinem Schutz und Deiner Fürſprache ſtehe?....Ich war ein kleines, ungezogenes, verwildertes, garſtiges Geſchöpf, dazu ein armes verlaſſenes Kind, Niemand war mir gut! da kamſt Du, Ulrich, und erbarmteſt Dich meiner, wie ein Bruder, wie ein Vater — nein, mehr! denn Du hatteſt keine Verpflichtung dazu! alſo....beinah wie Gott! und von dem Augenblick an hab' ich nichts mehr vermißt, weder Eltern noch Geſchwiſter! weder Liebe noch Güte! bei Dir oder durch Dich bin ich ſo glücklich geworden, wie ich jetzt bin. Darum hab' ich auch nichts auf der Welt ſo lieb wie Dich, und wenn Dir meine Heirath mißfällt, ſo ſag' es nur; dann geb' ich ſie auf und bleibe bei Dir....bei Euch".

Ulrich war erſchreckt über dieſen gar ſo tiefen Ausdruck von Dankbarkeit und er ſagte haſtig: „Niemand kann ſich mehr über Deine Heirath freuen, als ich, denn Niemand hat ſich mehr mit Graf

Vaudement beſchäftigt und mehr Gelegenheit gehabt ſeine guten und angenehmen Eigenſchaften kennen zu lernen. Darum will ich nicht blos ſagen: werde glücklich! ſondern: Du wirſt glücklich ſein, wenn Du in Deine neuen Verhältniſſe Deine gute unbefangene Seele hineinträgſt".

Valerian trat ein. Idas Rührung verſchwand ſpurlos; ſie war nur herzlich verlegen. Unica dachte heimlich: Das hätte noch gefehlt! eine ſolche Dankbarkeit iſt das erſte Gewand, worin ſich die Liebe hüllt! aber was iſt denn Ulrich für ein Menſch, daß keine Frau in ſeiner Nähe leben kann, ohne ihn zu lieben — jede in ihrer Weiſe! ich, Ida!....und ich bin überzeugt, daß meine Mutter ihn mehr liebt als mich. Was thut er denn dafür? welche bezaubernde Eigenſchaften hat er? fehlt ihm nicht viel, um vollkommen zu ſein? Bah, vollkommen! als ob man je einen vollkommnen Menſchen geliebt hätte! — —

Iſt dies vielleicht das einzig richtige Löſungswort des Räthſels, daß gewiß Jeden von uns aufgeſtoßen iſt: warum manche Menſchen mehr als andre geliebt werden, ohne durch beſondre Gaben und Eigenſchaften oder durch einen ungewöhnlichen Character ſich auszuzeichnen? — Man begegnet ab und an Perſonen, bei denen thut man nichts weiter, als daß man ſie liebt. Sie überwältigen keinesweges durch ihren Geiſt oder ihre Vortrefflichkeit — das ſcheucht zu-

rück und gedemüthigte Eitelkeit ist kein Präludium für die Liebe. Man lernt in ihrer Intimität all' ihre Schattenseiten, ihre Härten und Fehler kennen; man leidet durch sie; man zergliedert mit dem Verstande ihre Wesenheit und überzeugt sich, daß deren Bestandtheile ungefähr die aller Welt sind; man mißbilligt, man tadelt, man haßt sie sogar momentan; aber man sieht sie wieder und liebt sie mehr als zuvor. Ist es etwa, weil man weiß oder ahnt, daß man ihretwegen leiden muß? hat der Mensch etwa einen Abglanz von göttlicher Macht bekommen, der sich über die Schmerzen hinweg, die er verhängt, dennoch lieben läßt? ist etwa diese göttliche Macht, gleich dem Genie, das ähnlichen Ursprungs ist, so verdunkelt von unsrer Schwäche, so gehemmt durch unsre Beschränktheit, so zersplittert durch unsre Bedürftigkeit, daß sie im Grunde weder dem, der sie übt, noch dem, den sie beherrscht, in den irdischen Verhältnissen zum Heil gereicht? ist etwa eine solche Seele, ursprünglich von himmlischen Geistern für himmlische Thaten auserwählt und ausgestattet, mit einer warmeren Atmosphäre von Liebe auf die Welt geschickt? und setzt sich diese etwa auf der dicken Erde in Glut der Leidenschaft und Lebendigkeit der Gefühle um — zwei Dinge, die so sicher anziehen und so sicher verbrennen, wie das Licht den Schmetterling? Faustine ist eine solche Frau, Ulrich ein solcher Mann.

Idas Verlobung gab Ulrich Veranlaſſung den Tag wenigſtens äußerlich anders als in ſtumpfer Erwartung hinzubringen. Valerians Eltern, Graf Oſtwald und Clotilde kamen — letztere etwas verletzt durch ihres Bruders unerträgliche Geheimnißkrämerei, wie ſie es nannte. Es regnete Glückwünſche und Zärtlichkeiten, und als Valerian ſich ſo mit offnen Armen von der Familie Erberg empfangen ſah, fühlte er eine geheime Genugthuung für die ſchroffe Zurückweiſung, die er einſt von dem alten verſtorbenen Grafen erlitten. Er erfuhr nun auch, daß Ida ein ziemlich bedeutendes Vermögen habe, und es freute ihn, weil er daraus ſah, er werde nicht wie eine Verſorgungsanſtalt geliebt — was viele reiche Männer, und mit Recht, fürchten.

Man blieb den Abend zuſammen, und Alle warteten mehr oder weniger auf Margaritas Ankunft. Ulrich ward zuletzt von einer ſo leidenſchaftlichen Ungeduld befallen, daß er die heftigſten Kopfſchmerzen bekam und ſich am Ende ſelbſt fragte: Welcher Wahnſinn packt dich? was kümmert dich dieſe fremde Frau?.... die Frau deines Freundes — deines Gaſtes! — — Unfähig länger gegen die körperliche und geiſtige Qual zu kämpfen, wollte er eben unbemerkt aus dem Salon ſchlüpfen; da ertönte ein Poſthorn, und nach einigen Minuten ſtand Margarita

in der Mitte aller auf sie gerichteten neugierigen und theilnehmenden Augen.

„O Margarita, rief Unica, wie bist Du unverändert! noch ganz die Alte, mit Deinen Sammetaugen und Deinem guten herzigen Gesicht"! sie nahm Margaritas Kopf in ihre Hände und küßte ihre Wangen.

„Ganz Dein Gesicht von sechszehn Jahren"! rief Clotilde mit einem Anflug von Bedauern, denn sie hatte diese wundervolle Jugendfrische nicht mehr.

Auch Valerian nahte sich ihr mit dem Gruß eines alten Bekannten, und Margarita empfing fast gerührt, alle Ausrufe der Erinnerung und der Freude.

„Aber dies Engelchen! wird es nicht erdrückt zwischen all den großen plumpen Leuten"! sagte Ida, nahm Tony auf den Arm und stellte sie, wie eine Weihnachtspuppe auf den Tisch.

Nun wurde die Kleine besehen, bewundert, geliebkost! Von den drei jungen Frauen war Margarita allein Mutter, und Clotilde rief:

„Du mußt in besondrer Gnade beim lieben Gott stehen, Ida, denn sonst seh' ich wahrhaftig nicht ein, weshalb nur Du mit einem so lieblichen Creatürchen beschenkt bist".

„Jetzt ist Tony müde, blöde und verschlafen! wenn Du sie munter und aufgeweckt sehen wirst, liebe Clotilde, wirst Du sie mir noch mehr beneiden",

ſagte Margarita mit einem reizend triumphirenden Lächeln.

„O, ſie iſt ſtolz, die Margarita"! rief Clotilde.

„Nein, ſagte Fürſt Anton ernſthaft, da irren Sie Sich, Frau Gräfin! niemand iſt weniger ſtolz als meine Frau".

Clotilde machte große Augen und flüſterte in Idas Ohr: „Das iſt ein wunderlicher Kauz".

Ulrich allein hielt ſich ſchweigend und fern von Margarita. Er hatte ſie die Treppe heraufgeführt und nichts ſagen können, als: „Willkommen! ſein Sie mir tauſendmal willkommen"! — Nun ruhte er aus in dem Glück, ſie da zu wiſſen. Er hörte Andere zu ihr ſprechen, ihren Namen nennen; er hörte ihre liebliche Stimme; vor der Hand war ihm das genug. Er ſah ſie nicht einmal an! er hatte geiſtig die Empfindung, welche man leiblich hat, wenn man lange im finſtern Zimmer geweſen iſt und in ein hell erleuchtetes tritt: man ſchließt ein wenig die Augen. Als Clotilde den Ausruf von Margaritas Stolz machte, blickte er ſie zum erſtenmal an, denn er wollte etwas wiſſen, was ihr Auge allein, ihr unbefangenes unbewachtes Auge, ihm ſagen konnte; denn ihr Mund oder ihr Wort würden es ihm wol ewig verſchweigen! Er wollte wiſſen, ob Margarita nicht mitten in dieſer ſtolzen Freude an ihrem Kinde einen Gedanken, nur einen einzigen

blitzschnellen Gedanken an den Vater dieses Kindes haben würde; ob ihr Blick nicht unwillkürlich ihn suchen, nicht eine Sekunde auf ihm ruhen und ihn fragen würde: Aber freust Du Dich denn auch, daß die Leute unser Kind anbeten? — ob nicht wenigstens der Vater ihrem Herzen nah sei, wenn es auch der Mann nicht war. Aber kein Gedanke an Fürst Anton kam in Margaritas Seele! für sie war ihr Kind vom Himmel gefallen, und ihr Herz hatte es noch nie unser, sondern immer nur mein Kind genannt, und in ihrem Herzen stand sie mit ihrem Kinde der Welt nicht einsamer und nicht fremder gegenüber, als ihrem Mann.

Sie sucht ihn nicht in der fremden Umgebung! sprach Ulrich zu sich selbst mit einem so unerhörten innern Freudentumult, daß er, um ihn zu dämpfen, auf der Stelle hinzusetzte: Wahnsinn! Wahnsinn! was geht's mich an? was darf es mich angehen?

Margaritas Stimme brachte ihn zur Besinnung. Sie sagte:

„Sie sehen leidend aus, Graf Erberg, und gar nicht mehr so wohl wie in Ambrach! waren Sie krank"?

„Unser einfaches Jägerleben bekam Dir vortrefflich", sagte Fürst Anton.

„So gut, daß wir uns bei Ulrichs Rückkehr Alle darüber verwundert und gefreut haben", sagte Unica.

„Wirklich? fragte Margarita; nun das freut auch mich. Und ich ſehe Sie vielleicht heute mit von der ſcharfen Luft fatiguirten Augen an".

Ulrich wußte aber ſehr gut, daß alle heftigen Emotionen, die er unterdrücken mußte, ihm ein leidendes Anſehen gaben Warum ſoll ich unliebenswürdig vor ihr erſcheinen? dachte er; und was thut es denn, wenn ich ihr und Anderen meine Freude zeige? Margarita ſaß zwiſchen Unica und Clotilde; er ſetzte ſich hinter ſie und hörte zu, wie alle drei zuſammen plauderten, traulich und munter, als kämen ſie eben aus der Penſion. Am Kamin ſaßen Fürſt Anton, Graf Oſtwald und der alte Marana und unterhielten ſich angelegentlich über den wichtigſten aller Gegenſtände: ob es vortheilhafter ſei ein Vermögen in Staatspapieren oder im Grundbeſitz anzulegen; und nicht minder angelegentlich beſprachen Valerians Mutter und Gräfin Erberg Einrichtungen und Hochzeit des Brautpaars, welches ſeinerſeits bereits die Rolle des tête-à-tête in der Geſellſchaft übernahm, die man nun einmal die Gewohnheit hat einem Brautpaar aufzudringen. Ich meines Theils kenne nichts Unbehaglicheres und Ungeſchickteres als dieſe Gewohnheit! man will liebenswürdig für dieſe zwei Menſchen ſein, und man behandelt ſie wie Peſtkranke, und man flieht ſie, als wären ſie nicht mehr im Stande einen allgemein verſtändlichen Gedanken

zu haben oder zu faſſen. Keine Frau wagt den Verlobten in ein Geſpräch zu verwickeln; kein Mann hat für die Braut einen andern als einen ſtummen Gruß. Sie ſind durch ihr Glück gleichſam in den Bann gethan, und es muß eine tüchtige Neigung ſein, die der Langeweile des Brautſtandes widerſteht. Einige mögen wohl aus liebender Ungeduld deſſen Verkürzung wünſchen; aber die Meiſten ſehnen ſich in den Hafen der Ehe einzulaufen, um von ihrer Quarantaine erlöſ't zu werden.

Uebrigens war ein Friede, eine Anmuth, ein Wohlſein, ein Glanz von Allem, was das Leben ſchmückt, erleichtert und adelt, über das Zimmer, die Umgebungen und die Menſchen ausgegoſſen, die ſämmtlich durch Stand, Erziehung und ſcheinbar glückliche Verhältniſſe zu den Begünſtigtſten des Himmels gehörten. Keiner war krank, arm, vernachläſſigt, unterdrückt; Keiner hatte zu ringen mit dem eiſernen Druck des materiellen Lebens. Dennoch — war Einer in dem Kreiſe glücklich? Ja! — Da auf dem Sopha lag ein ſchlafendes Kind! Tauſend ſelige Geheimniſſe in der Zukunft — tauſend unbeſtimmte Wünſche und ſtrebende unermeßliche Freuden in der Gegenwart — darüber der heilige Schlaf der Unſchuld mit ſeinen Träumen von Engeln gebreitet — ja, das iſt Glück! Von zwölf lebenden Weſen war alſo Eines glücklich — und dies Eine wußte es nicht! —

Indeſſen, wenn Manche finden werden, Valerian ſei doch glücklich mit all ſeinen reichen Ausſichten, oder Margarita mit ihrem ſtillen Herzen, oder Fürſt Anton mit ſeiner unzerſtörlichen Selbſtzufriedenheit, oder gar Ulrich in dem Erwachen einer hohen Leidenſchaft: ſo geht daraus hervor, daß jene Franzöſin ganz Recht hatte zu ſagen: „**Le bonheur est là ou on le met**“.

Als in der Mitternachtsſtunde der Champagner mit den Gratulationen, Händedrücken und Umarmungen um die Wette ſtrömte, ſagte Valerian:

„Wenn Jeder von uns ſagen müßte welche beſtimmte Form er den allgemeinen Glückwünſchen, die er empfängt, ertheilt, ſo würden wir vielleicht hinter liebliche Geheimniſſe kommen“.

„Bravo! ſo ſpricht ein Verlobter — aber kein Ehemann“, ſagte Graf Oſtwald trocken.

„Nun, wie ſpricht der Ehemann“? fragte Clotilde unverzagt herausfordernd.

„Er ſpricht: man würde hinter nichts kommen, denn die Frauen würden das Gegentheil von dem, was ſie wünſchen, ſagen“ — erwiederte Oſtwald.

„Vorurtheil der Männer! rief Clotilde; wir ſind aufrichtiger als Ihr ſeid! Es iſt nur ein Unglück, daß wir es nicht immer ſein dürfen“.

„Das ſeh ich nicht ein! ſagte Ida, ich z. B.

wünſche nach zwanzig Jahren Graf Vaudemont ſo gut zu gefallen wie heute".

„Und ich, ein Töchterchen zu haben — niedlich wie Tony, ſagte Clotilde. Sind dies etwa keine ganz aufrichtige durch ihre Natürlichkeit verbürgte Wünſche"?

„Ja wohl, ja wohl! ſagte Fürſt Anton, ſehr brave redliche Wünſche! ich meines Theils, wünſchte drei Söhne zu haben".

„Drei"! rief Oſtwald ganz verblüfft über den koloſſalen Wunſch.

Clotilde begann dermaßen über die beiden Männer zu lachen, daß Alle einſtimmen mußten, obgleich nicht Alle dazu Luſt hatten. Fürſt Anton lachte ſo gut wie die Uebrigen; plötzlich fragte er ganz ernſthaft:

„Ueber wen und was iſt denn eigentlich gelacht worden"?

„Ueber mich — weil ich luſtig und ehrlich bin", rief Clotilde ſchnell.

„Zwei liebenswürdige Eigenſchaften — ſehr liebenswürdige, Gräfin Oſtwald! verſicherte Fürſt Anton; dann fuhr er fort: Nun, Ita, ſag' uns, was Du wünſcheſt". Er hatte keine Ahnung davon, daß man einen Scherz nicht bis zur Langeweile verfolgen dürfe. Er würde auch an den alten Marana dieſelbe Frage gerichtet und andächtig der Antwort zugehört haben.

„Ich wünsche, sagte Margarita, daß es uns Allen immer so gut gehen möge wie heute Abend"! Damit stand sie auf, und gab das Signal des Aufbruchs.

„Das ist ja gar kein vernünftiger Wunsch, sondern eine Redensart, brummte der Fürst; Jeder muß seine Privatkasse von Wünschen haben! laß doch die Uebrigen für sich selbst wünschen".

Ein Carneval.

Ulrich hatte nicht vergessen, daß Margarita in Wildingen den Wunsch ausgesprochen einem glänzenden Ball beizuwohnen. Die 20,000 Personen und Peterhof konnte er ihr freilich nicht schaffen: allein er machte sich ein Fest daraus ihr gleich am ersten Tag einen eleganten Ball zu geben und sie auf diese, für sie die heiterste Weise, in die Gesellschaft einzuführen. Unica war, wie immer, vollkommen mit diesem Vorschlag zufrieden gewesen.

Der Abend kam, das Portal war erleuchtet, die Treppe mit Orangenbäumen garnirt, der Tanzsaal strahlend; Ulrich und Unica gingen darin auf

und nieder, die Gesellschaft erwartend. Da trat Margarita ein.

„O! rief sie, ich kann nicht sagen, wie gut mir dies Alles gefällt! es kommt mir vor wie ein Märchen".

„Dessen Fee Sie sind", konnte Ulrich sich nicht enthalten zu sagen.

„Sieh die übrigen Zimmer doch auch an, sagte Unica Margarita unter den Arm fassend; die Tapeten sind aus Lyon, die Möbeln aus Paris".

Sie gingen neben einander — Beide durch und durch verschieden, und Jede in ihrer Art so schön! Unica vollendet in der Form, die Gestalt einer Diane chasseresse, der Kopf einer Camee, nichts an demselben zu tadeln als die Stirn, die in ihrer zu starken Wölbung das untrügliche Gepräge des Eigensinns trug; Margarita weicher, geschmeidiger, nymphenhaft, ein Kopf mit unbestimmten Zügen, die aber in ihrer Zartheit und Beweglichkeit Momente der höchsten Schönheit verheißen. Unica hatte an Farbe und Feuer die herrlichsten dunkelblauen Augen, mit dem beherrschenden, ich möchte sagen absoluten Blick, der denjenigen Augen eigen ist, welche wie ein Spiegel die Gegenstände auffassen und zurückwerfen, und gleichsam mit polirtem Stahl gefuttert sind; Margaritas Augen hatten nicht diese bestimmte Farbe: allein sie waren schön durch ihre Größe,

ihren Schnitt, ihren Glanz, und hauptsächlich durch den langen tiefen Blick, der dem Meer und nicht dem Spiegel gleicht, der zwar auch die Gegenstände auffaßt und wiedergiebt, aber sie zugleich überhaucht mit dem geheimnißvoll zitternden Schimmer seiner Eigenthümlichkeit. Unica war gekleidet in Weiß und Gold, ruhig, prächtig, edel, ein goldner Kranz lag auf ihren dunkelbraunen Locken wie eine Königskrone. Margarita trug rosenfarbenen Flor und einen Rosenkranz, einfach wie ein Kind oder wie eine Göttin. Unicas Haltung, ihre Art zu sein, zu sprechen, sich zu bewegen, war ganz gut, ganz ungezwungen und vornehm — aber es war darin jener conventionelle Hauch, den die Gewohnheit in und für die Gesellschaft zu leben, gleichsam als Fassung für den Edelstein verleiht. Ihre Manieren waren vortrefflich, eben weil keine Eigenthümlichkeit sie beherrschte und weil sie das Produkt der Erziehung, des Beispiels und der Uebung waren. Denn das muß man überhaupt als ein Merkmal unsrer Zeit betrachten, daß sie durchgehends Produkte liefert, aber keine originellen Werke erzeugt, daß ihre Maschinen-Tendenz sich weit über den Kreis der Industrie hinaus, durch alle Zweige des Lebens erstreckt hat. Begehrt man vielleicht ein Beispiel, um das deutlich zu verstehen, was ich den conventionellen Hauch nenne? Man betrachte den Tanz:

von zehn zu zehn Jahren verändert ſich die Art, wie man tanzt. Der Walzer bleibt derſelbe, allein bald wird er gehüpft, bald geſchleift; heutzutag tanzt man gehend, in zehn Jahren wird man es wol ſo weit gebracht haben ſitzend zu tanzen. Oder die Art das Compliment zu machen: bald ſteif, bald nachläſſig, bald verbindlich. Jede dauert ihre Zeit, und ſo lange ſie dauert, gilt grade nur ſie für elegant oder von gutem Ton. Dieſem Einfluß kann Niemand ſich entziehen, der in der Geſellſchaft lebt. Er graſſirt unwiderſtehlich wie die Grippe, nur unſchädlicher. Er vernichtet wenig und bringt in die Maſſen einen Anſtrich von Ordnung und Geſchmeidigkeit.

Von dieſem Einfluß konnte Margarita in der Einſamkeit ihres Waldſchloſſes, in dem engen Kreiſe ihrer Familie und ihrer Untergebenen keine Ahnung haben. Ihr fehlte das, was man Form nennt; dafür hatte ſie dann freilich den Vortheil, daß ſie nie die hohle Form für das Weſen gab. Damit iſt aber den wenigſten Menſchen gedient. Zum Glück hatte ſie Takt, dieſen Fühlfaden der Seele, und damit erſetzte ſie den Mangel an Uebung. Indeſſen fanden doch viele Perſonen ſie unter ihrer Erwartung, und gar nicht zu vergleichen mit Unica, nicht einmal mit Ida. Der Eine tadelte ihre nachläſſige

Haltung, der Andre ſagte, ſie habe keine Augenbrauen, der Dritte fand ihren Mund zu groß.

Unica wollte ihren Augen nicht trauen, als ſie Ulrich den erſten Walzer mit Margarita tanzen ſah. Er hatte nie getanzt, ſo lange ſie verheirathet waren, und früher war ein halber Walzer in Ems die einzige Probe ſeines Talents geweſen, die er je vor ihr abgelegt. Sie war dermaßen erſtaunt, daß ſie aus der Reihe heraustrat um ſich zu überzeugen, ob es wirklich Ulrich ſei, und als ſie die Ueberzeugung gewonnen, hätte ſie viel darum gegeben nicht ſeine Frau zu ſein, um auch mit ihm tanzen zu dürfen. Uebrigens theilte alle Welt ihre Verwunderung, und da ihn dieſe ſchon aus einigen Augen anſah, und von einigen Lippen anlächelte, und da Niemand weniger als Ulrich Luſt hatte eine Neigung zur Schau zu tragen: ſo tanzte er noch ein paar Contretänze mit andern Frauen, und glaubte jetzt mit der unbegreiflichen Verblendung, die allen Liebenden eigen, daß Keiner die geringſte Ahnung von ſeinem Herzenszuſtand haben könne. Ob jene bekannte Fabel vom Strauß bei dieſem Vogel wahr iſt, weiß ich nicht; aber bei Liebenden iſt ſie keine Fabel; weil ſie die Welt nicht mehr ſehen, ſo bilden ſie ſich ſteif und feſt ein, die Welt ſähe auch ſie nicht, während nur ſie beobachtet werden, indem nur ſie durch ihre tauſend Unvorſichtigkeiten, Zerſtreuungen, Thorheiten,

Unbegreiflichkeiten, der Beobachtung einen unterhaltenden Gegenstand bieten.

Für Margarita begann ein, wie sie selbst es nannte, märchenhaftes Leben. Zum erstenmal lebte sie — wenn man den Gebrauch aller Fähigkeiten für leben allein gelten läßt. Sie war unter Menschen, unter Fremden und Freunden; sie lernte die Unterhaltungen, die Kleinlichkeiten, die Interessen der eleganten Welt kennen; sie machte die Feste mit, tanzte auf den Bällen, lernte sich kleiden für die verschiedenen Tagesstunden, für den Morgen- und Abendbesuch; sie ging ins Schauspiel, lachte in den Possen, weinte im Trauerspiel, war selig in der Oper; sie nahm eifrig mit Ida zusammen Gesang- und Sprachunterricht; sie verbrauchte die Zeit, sie amüsirte sich immer und überall; denn immer und überall — war Ulrich da. Hätte er gefehlt, so würde all die Neuheit, der Glanz, der Wechsel sie oberflächlich unterhalten — nicht innerlich befriedigt haben. Diese Befriedigung schrieb sie auf Rechnung ihres bunten reichen Lebens, weil sie weder dies Leben, noch die Liebe kannte.

In der Zeit, die auf Ulrichs Abreise von Ambrach gefolgt war, hatte sie zwar immer an ihn gedacht, aber die Aussicht ihn wiederzusehen, war so nah, und war von so freundlichen Umständen begleitet, daß sie sich sorglos den süßesten Hoffnungen

hingab, und ohne die Exaltation, welche hoffnungslose Sehnsucht erzeugt, sich mit seiner Erinnerung beschäftigte. Er war in alle Bilder ihrer Zukunft verwebt, sie schmückte sich ein liebliches Leben mit ihm und Unica aus, und oft bedauerte sie daß er keinen Sohn habe, der einst Tony heirathen könne. Zuweilen dachte sie an gewisse Augenblicke, in denen sie sich, ihm gegenüber, unsäglich beklemmt gefühlt; an gewisse Aeußerungen voll Melancholie und Muthlosigkeit, die ihr wie Schwerter durch die Seele gegangen; aber ertappte sie sich nicht selbst auf Momente der Schwermuth ohne Grund, der Trauer ohne Gegenstand? weshalb sollten nicht Andere denselben unterworfen sein? und wenn sie es waren, warum sollte sie nicht mit ihnen sympathisiren oder ihnen helfen die Melancholie zu überwinden? — Daß sie sich am vorletzten Tage seiner Anwesenheit, damals in ihrem Zimmer, gesagt hatte: Er liebt dich! — war ihr eine peinliche Erinnerung. Sie sprach beruhigend zu sich selbst: Severin hatte mich so verdrießlich, scheu und reizbar gemacht, daß ich wol alle Männer im Wiederschein seines unerträglichen, zudringlichen Benehmens betrachtet habe! Das darf mir da draußen nicht begegnen! es wär doch zu albern mir einzubilden, daß jeder in mich verliebt sei, der gern mit mir spricht.

Darin hatte sie freilich vollkommen Recht! nichts

iſt alberner, als ſo eine permanente Vorausſetzung. Da es aber um einer Perſon näher zu kommen kein beſſeres Mittel giebt als viel mit ihr zu ſprechen, ſo iſt das eine ganz alltägliche Allüre im Anfang einer Leidenſchaft, ehe man ihren Einfluß bekämpfen oder ihren Ausbruch vermeiden will: man ſpricht mit einander. Während der Geſpräche kommt man allmälig zu der Ueberzeugung, daß jene Vorausſetzung keine Albernheit iſt, allein man beharrt bei ihr, zuweilen aus Furcht, zuweilen aus Bequemlichkeit, oft aus Liebe. — Genau ſo machte es ſpäter Margarita.

Severin war ihr aber ſo unerträglich worden, daß ſie ſich kaum entſchließen konnte mit ihm zu ſprechen. Freundlich wie ſonſt war völlig unmöglich! ſie hatte nur noch zerſtreute, gleichgültige Worte für ihn. Ihre Theilnahme ging andern Schritten nach! Sie mochte auch nicht mehr mit ihm ſingen; ſie that es wol, wenn er ſelbſt oder Fürſt Anton ſie dazu aufforderten, doch ſie ſchlug ihm nie mehr ein Duett vor, und um ihn doch nicht augenſcheinlich zu kränken, paſſionirte ſie ſich ſcheinbar für eine Menge Lieder und Romanzen, die ſie ſich von Gräfin Friedrich hatte geben laſſen. Der Fürſtin entging dieſe Veränderung nicht. Sie beobachtete genau Margarita und Severin, und ſpeicherte vorſorglich die Frucht ihrer Beobachtungen für künftiges Bedürfniß auf.

War Margarita Anfangs in Frankfurt glückſelig, ſo waren Ulrich und Unica es nicht minder; er, weil er wieder in ihrer Nähe lebte, und ſich von ihr erwärmen und umſtrahlen ließ wie der Mond von der Sonne; ſie, weil Ulrich für ſie war, was Margarita für ihn. Ja, er war freilich anders als ſie ihn je gekannt, und dieſe fremdartige Glut und Kraft ſeines Lebens hatte ſich nicht an ihrem Herzen entzündet; das mußte ſie ſich wol eingeſtehen. Aber daß ihre Vermuthung über das Erwachen ſeiner erſten Liebe völlig grundlos geweſen, erkannte ſie bald, theils aus dem Umſtand, daß er wirklich drei Wochen in Ambrach zugebracht, theils aus der Art, wie er die Gegenwart behandelte. Die Gegenwart war ihm wichtig, er genoß ſie, er freute ſich ihrer, er wollte ſie leben — nicht blos durchleben, wie der, welcher in ihr kein wahres inniges Intereſſe hat. Er war beſtändig in dem Familienkreiſe, beſtändig in den großen Zirkeln der Geſellſchaft; er ſonderte ſich nicht mehr ab, er rührte keine Karte an, er ritt nicht mehr einſam ſpaziren; er ritt mit ihr und Valerian, mit Fürſt Anton und Clotilden, während Margarita und Ida von ihrer Kaleſche aus die Reiter und Reiterinnen verglichen und kritiſirten, und hinter ihrer lauten Bewunderung eine ſtille verſteckten.

„Graf Vaudemont ſitzt ungemein elegant zu Pferde", ſagte Margarita.

„Finden Sie wirklich nicht, daß die Haltung meines Vetters noch sicherer ist"? fragte Ida.

Fürst Anton machte herzhaft Clotilden den Hof. Erst fand sie ihn sehr plump, hernach sehr drollig, zuletzt ganz originel. Sie behauptete, ihr wären nie zwei so vollkommen natürliche Menschen vorgekommen, wie Fürst Anton und Margarita. Das war auch ganz richtig: er, ein Repräsentant der gewöhnlichen — sie, der edlen Natur. Clotilde hatte nie einen Mann zurückgeschreckt; ihr funkelndes Irrlichtwesen fand im Anlocken den höchsten Reiz; und Fürst Anton, als schwerer Nachtfalter, der er war, ließ sich blenden und wurde tout bonnement verliebt. Verliebte langweilen sich nicht! er amüsirte sich so außerordentlich gut, wie er davon in seinem Leben keine Ahnung gehabt; und Margaritas Zufriedenheit ward dadurch noch erhöht, denn sie hatte für ihren Mann im Stillen die Langeweile gefürchtet.

Unica war die Erste, die aus der allgemeinen Freude zum Schmerz erwachte. Alle saßen plaudernd und lachend eines Abends um den lieben runden Tisch, für den Alle erklärten, trotz Bälle und Feste, eine entschiedene Liebhaberei zu haben. Bald war das Gespräch allgemein, bald zerfiel es zwischen einzelne Gruppen. Eben besprach man die Abdication eines Monarchen: der Eine lobte, der Andre mis-

billigte ſie; Dieſer nannte bewundernswerth, was Jener erbärmlich fand. Unica ſagte:

„Ich begreife keine Abdication, weder der Krone noch von ſonſt etwas. Was mein iſt, das halte ich feſt, bis in den Tod, bis in den Untergang.

„Aber wenn es Ihnen zu entſchlüpfen droht, gar wirklich Ihnen entſchlüpft"? fragte Valerian.

„Nun, wenn ich bei der erſten Drohung abdizire, ſo geſteh' ich frühzeitig meine Schwäche ein; thue ich es nicht, ſo bleibt mir doch wenigſtens bis zum letzten Augenblick Hoffnung und Kampf".

„Was man mir ſtreitig macht, ſagte Margarita, was nicht mein iſt von Gottes Gnaden, das tret' ich ab, ſei es eine Krone oder eine Stecknadel".

„Nein! ſagte Unica; ich würde nicht den Beſitz der Welt begehren. Hätte ich ſie aber einmal, ſo behielte ich ſie, und regierte fort".

„Das wär' mir zu mühſelig, ſagte Ida, wäre die Welt mein, ich gäbe ſie dem lieben Gott zurück".

„Ich thäte daſſelbe! rief Clotilde, über die der Geiſt ihrer Vorältern kam; doch umſonſt gäbe ich ſie ihm nicht zurück. Der liebe Gott müßte mir ſtatt der Welt allerlei Dinge geben, die mich mehr freuen".

„Für die Welt ließe ſich ſchon ein kleiner Tauſchhandel machen, ſagte Ulrich lachend; aber was würde die Fürſtin mit ihr anfangen"?

„Ich? sagte Margarita; o ich würde sie dem Mann schenken, den ich liebe".

„Ich würde mich ganz gehorsamst für ein so lästiges Geschenk bedanken, sagte Fürst Anton, als ob Margarita zu ihm gesprochen hätte. Ich habe der Plage genug mit Ambrach! ich weiß, was das heißt".

Ulrich antwortete nichts. Margarita sah ihn an, während sie seine Frage beantwortete. Als sie schwieg und während ihr Mann sprach, fragte er sie mit einem einzigen Blick nach dem Commentar ihrer Worte; aber sie wendete den ihren so schnell fort, als scheue sie die Frage oder die Erklärung. Ulrich fühlte sich zur Gewißheit eines unendlichen Glückes emporgerissen. Er hätte sein Leben darum gegeben nur einen Moment mit Margarita allein sein — nur einen Moment ihr Auge festhalten zu dürfen. Das Herz gleicht jenen nervenzarten Organisationen, die es empfinden, wenn sie über Metalladern fortgehen: es fühlt die Liebe aus dem fremden Herzen heraus, wenn sie auch noch so tief versteckt und vergraben wird. Er war zu glücklich, um sprechen zu mögen; er nahm zerstreut Margaritas Arbeitskörbchen, besah es, nahm ein paar Kleinigkeiten heraus und rief plötzlich:

„Ah"! mit einem so freudigen Ton, daß Unica,

welcher ſchon die vorige ſtumme Scene nicht entgangen war, jetzt ſehr lebhaft rief:

„Welch einen erfreulichen Gegenſtand hat Ulrich da gefunden? darf er ihn uns zeigen, Margarita"?

Den Boden des Körbchens bildete ein Blatt von weißem Velinpapier, auf das eine Aſter, von einer zierlichen Arabeske umrankt, gemalt war. Ulrich hatte die Aſter erkannt, die er in Margaritas Zimmer vollendete. Margarita ſagte:

„Sehr gern, liebe Unica"; aber ſie ſah mit einiger Befangenheit Ulrich an, und er übernahm für ſie eine kleine Lüge und ſagte, indem er das Körbchen an Unica gab, ziemlich gleichgültig:

„Ich habe die Fürſtin an dieſer Blume nach der Natur zeichnen ſehen, und freue mich, daß ſie ihr ſo gelungen iſt".

Margarita war tödtlich verlegen — theils weil Ulrich ihr kleines Geheimniß entdeckt, theils weil er nicht die Wahrheit geſagt hatte; am meiſten aber, weil es ihr ſelbſt unmöglich geweſen wäre ſie zu ſagen. In Unicas Seele war der erſte Lichtſtrahl gedrungen, grell, ſcharf, unleugbar, wie in das Aug' eines Blinden, dem der Staar geſtochen iſt; die Ueberzeugung drang ſich ihr auf, daß ein anderes Intereſſe mit dieſer Blume verknüpft ſei. Daher ſagte ſie in dem ſcharfen Ton, den ſie früher ſo oft ihrem Mann gegenüber brauchte:

„Ich habe die Blumenmalerei immer etwas insipid gefunden".

„Da haſt Du ganz Recht! bei ihr werden wir am meiſten gewahr, welche Pfuſcher wir ſind", erwiederte Margarita demüthig, denn ihr ſchien, als habe ſie ein Unrecht gegen Unica begangen, und als müſſe ſie Ulrich für ſeine Freude und ſeine Unwahrheit ſtrafen.

Allein Ulrich blieb glückſelig, denn ſtatt auf Margaritas Worte zu achten, hörte er nur ihre liebliche Stimme, die doppelt anmuthig neben Unicas Härte klang, und als er ſpäter allein in ſeinem Zimmer war, warf er ſich mit vollen Segeln in den Sturm ſeines Glückes hinein, denn er begann ihrer Gegenliebe gewiß zu werden, und damit begann für ihn die neue Aera, die er ſo glühend erhofft, und an die er ſeit Jahren nicht mehr geglaubt hatte. Er liebte wieder ein ſchönes, edles Geſchöpf, das die Meluſine ſeiner Träume war, das die holdſelige Geſtalt angenommen, in welcher er einſt all' ſeine Begeiſterungen, ſeine Idole und ſeine Wonnen verkörpert geſehen, und das nicht gleich Jener wie eine Phantasmagorie im Finſtern bezaubernd, und im Tageslicht eine hohle Larve war. Eben ſo trüb' und vernichtend, als ſeine Gedanken glänzend und fliegend, waren Unica's. Ach, ſie erkannte, daß es für ſie ſich jetzt nicht mehr darum handle mit der

Schattenwelt der Vergangenheit zu ringen, ſondern mit einer friſch aus dem Herzen und aus dem ewigen Frühlingstrieb der Liebe entſprungenen Gegenwart. Seit ſie Ulrichs Geſchichte von ihm ſelbſt erfahren, hatte ſie eine große Beruhigung in dem Gedanken gefunden, daß ſeine Leidenſchaft ihn zu elend gemacht, als daß er je einer zweiten ſein Herz öffnen werde. Kein feindliches Heer kann ſich in dem Lande erhalten, das bereits einmal verwüſtet worden iſt. Aber ſie vergaß, die Kraft und Glut des Gefühls in Anſchlag zu bringen, die in dem Mann ſchlummern mußte, welcher Jahre lang von der Exaltation der Liebe getragen, nur für die ferne Geliebte gelebt — und als er ihren Unwerth erkannt, wiederum Jahre lang in unheilbarer Schwermuth vegetirt hatte. Lebendigkeit des Geiſtes, Adel der Seele und Glut des Herzens — das ſind drei Flammen, die ſich nicht erſticken laſſen. Oft ſcheinen ſie todt, allein dann brennen ſie nach innen hinein! ſie brennen wie Naphtha, wie griechiſches Feuer unter dem Waſſer — ſo unter dem Druck des äußern Lebens, unter der Gemeinheit der Umgebung, unter dem Mangel an Erwiderung fort. Sie darben oft, vielleicht faſt immer, in der erſtickenden Atmoſphäre der Welt, ſie glühen wie Kohlen ohne Nahrung, und graue Aſche äußerlicher Gleichgültigkeit bedeckt ſie. Doch ein Luftzug — und ein Strohhalm zur Nah-

rung — so lodern sie auf, die alten, ewigen, heiligen Flammen; — und das sah jetzt Unica mit unnennbarem Schmerz. Sie hatte die Gewißheit von Ulrichs Liebe, als er kaum selbst sie hatte, und als Margarita noch dagegen rang. Denn das that Margarita. Sie ergab sich nicht ohne Schwertstreich diesem Gefühl, das sie überschauerte wie ein Blütenregen im Winter, süß und fremd, und so berauschend, daß die wenigsten Menschen Stärke genug haben, um nur einen Schritt aus dem Zauberkreis hinaus — oder einen Blick darüber hinweg zu thun. In ihren tiefen Einsamkeiten war ihre Seele rein geblieben und stark geworden. Ihr schienen alle Verhältnisse einfach und klar, denn sie betrachtete alle von oben herab. Darum — wenn sie auch nichts von ihrer oder Ulrichs Liebe wissen wollte: — Eines wußte sie, nämlich daß es unmöglich sei, Verrath an ihrem Mann und an ihrer Freundin zu begehen. — So hatte doch jene geheimnißvolle Stimme in Ambrach Recht! sprach sie ihrerseits zu sich selbst in der stillen Nacht; Er liebt mich! Er würde meinetwegen die Welt nehmen und tragen, die ich ihm geben möchte! O mein Gott.... und ich! Sie kniete nieder und betete mit den Worten des heiligen Augustin: „Gieb mir Kraft, o Herr, zu thun, was Du gebietest, und dann gebiete, was Du willst". Eine wort- und namenlose Traurigkeit überstürzte sie. Er wird zu

Grunde gehen und ich werde auch zu Grunde gehen, wenn Gott mein Gebet erhört, dachte sie, und vielleicht wünschte sie, er möge ihr die Kraft versagen, um die sie ihn angefleht. Aber sie nahm sich vor, nicht mehr so viel mit Ulrich zu sprechen, nicht mehr vorzugsweise an ihn das Wort zu richten, nicht mehr so tief in seine Eigenthümlichkeit einzudringen, nicht mehr mit ihm den einen Walzer zu tanzen, um den er sie auf jedem Ball regelmäßig bat, ohne weder vorher noch nachher mit irgend einer andern Frau zu tanzen.

Und sie brachte ihren Vorsatz sogleich zur Ausführung. Es war am andern Tag ein glänzender Ball. Sie hatte sich sehr dazu gefreut und einen zierlichen, frischen Anzug gewählt. Als sie beim Ankleiden dachte, daß sie heute nicht mit Ulrich tanzen würde, kam ihr der Ball, die späte Toilette, die Hitze und das Gedränge eines Festes langweilig vor, und sie sann über einen Vorwand nach, um daheim zu bleiben. Sie fand keinen; sie mußte hin und tanzen wie sonst. Aber sie langweilte sich. Nach ein Paar Tänzen kam Ulrich und fragte wie gewöhnlich:

„Welchen Walzer haben Sie die Gnade gehabt mir zu bestimmen"?

„Keinen", antwortete sie verlegen.

„Also einen andern Tanz....etwa den Cotillon"?

„Gott behüte! rief sie hastig; ich bin zu allen

Tänzen versagt und habe..... Ihren Walzer vergessen".

„Weil Sie ihn vergessen wollten"? fragte Ulrich lächelnd. Denn er wußte sehr gut, daß, wenn eine Frau wirklich dergleichen vergessen hat, so macht sie einen Scherz daraus und wird nicht unruhig — wenigstens nicht einem wohlerzogenen Mann gegenüber.

„Dazu hätte ich ja durchaus keinen Grund", antwortete sie.

„O, rief Ulrich, Sie werden mich nie überreden, daß Sie etwas vergessen können, was einem Andern Freude macht".

„Sie tanzen so wenig, daß man Ihre Freude am Tanz bezweifeln darf".

„Sie wollen wahrscheinlich behaupten, ich tanzte aus Mitleid mit Ihnen, da es Ihnen so sehr an Tänzern fehlt? sagte Ulrich neckend. Indessen, das Unglück ist geschehen, Sie haben meinen Walzer — das ist Ihr Ausdruck, nicht der meine — vergessen; versprechen Sie mir dafür den ersten auf dem nächsten Ball".

„Ich versage mich nicht so lange vorher", erwiderte Margarita".

„Für welch Verbrechen strafen Sie mich"? fragte er, plötzlich ernst.

„Strafen! wer denkt daran! entgegnete sie. Ich

ſag' Ihnen ja, ich werde mit Ihnen tanzen, ſobald ich ſehe, daß es Ihnen wirklich Vergnügen macht".

„Und woran werden Sie das ſehen"?

„Wenn Sie mehr als bis jetzt tanzen werden".

Ein junger Mann holte ſie ab zum Contretanz, und in demſelben Augenblick trat Ida zu Ulrich heran und ſagte faſt traurig:

„Ich bin noch gar nicht recht in der gehörigen Ballübung, lieber Ulrich! ich verwechsle die Tänzer, ich mache Confuſion und ſo kommt es denn, daß ich dieſem Contretanz zuſehen muß.

„Dieſen Schmerz ſollſt Du nicht haben, meine kleine Ida, wenn Du mich zum Tänzer annehmen willſt", ſagte Ulrich ganz erfreut; Ida gab ihm noch erfreuter die Hand, und er ſtellte ſich mit ihr grade Margarita gegenüber hin. Sie lächelte, als ſie ihn gewahr wurde. Nach dem Tanz fragte er ſie fröhlich:

„Haben Sie ſich jetzt genugſam von meinem Eifer überzeugt"?

„Sie ſcherzen, erwiderte Margarita gedankenvoll, und mir iſt es Ernſt".

„O mir auch"! rief Ulrich feurig.

Keiner fragte den Andern, was ihm Ernſt ſei.

Margarita verſuchte, auch in dem täglichen kleinen Zirkel ihre Aufmerkſamkeit weniger Ulrich zu-

zuwenden. Aeußerlich gelang ihr das, denn man kann sich genug beherrschen, um Jemand weder anzureden, noch anzusehen; allein sie war zu wenig darin geübt, ihren Seelenzustand zu verbergen und ihre Empfindungen waren zu tief und zu wahr, um sich nicht tausendmal zu offenbaren. Margarita sah nicht mehr von ihrer Arbeit auf, wenn Ulrich in die Thür trat; sie hatte auch gar nicht mehr nöthig, sich durch den Blick von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Ihr Auge suchte ihn nicht mehr, wenn sie sprach. Dennoch war ihr Ton inniger, ihr Ausdruck lebhafter, ihr Lächeln freundlicher in seiner Gegenwart und in seiner Nähe. Ulrich beobachtete sie zu aufmerksam, um nicht einen großen Unterschied zwischen der Margarita zu finden, die da sprach, wenn er am andern Ende des Saales Schach spielte oder ein Journal las, oder sich mit Männern unterhielt — und der, welche sprach, während er hinter ihrem Stuhl oder neben ihr saß. Daß sie seine Unterhaltung vermied oder abkürzte, bewies ihm, mit jenen Umständen verbunden, nicht sowol ihr zu geringes, als ihr zu großes Interesse an derselben. Aber sie glaubte sehr viel gethan zu haben und in die nothwendige Entfernung von ihm getreten zu sein! Das Erkenntniß dieser Nothwendigkeit und die Anstrengung, um sie beständig im Auge zu behalten, gab ihr einen schwermüthigen Ernst, der ihre natürliche Lieb-

lichkeit erhöhte. Edelsteine glänzen nirgends so schön, als auf schwarzem Sammet.

„Ich möchte wissen, Valerian, was Du von unsern Freunden urtheilst", sprach Clotilde eines Morgens zu ihrem Bruder.

„Liebe Clotilde! rief er schnell, ich beschwöre Dich, sei vorsichtig! Du bist so lebhaft, daß Dir bisweilen eine kleine Unbesonnenheit entschlüpft und ich versichere Dir: Manche von uns stehen auf einer Pulvermine, die ein Wort, ein Blick in die Luft sprengen kann".

„Siehst Du denn nicht, Valerian, welche Mühe ich mir gebe, um Fürst Anton unausgesetzt zu beschäftigen"? fragte sie.

„Großmüthige Freundin"! sagte er etwas spöttisch.

„Nun ja, er amüsirt mich mit seiner derben Naivität, entgegnete sie achselzuckend; doch wahrlich, ich hab' immer dabei ein Auge auf Margarita! ich möchte sie warnen"..... —

„Ums Himmels willen nicht! wie lange wird sie denn noch bleiben! sobald sie fort ist, wird Ulrich sich besinnen, sich fassen"..... —

„Aber Unica ist in einem so überreizten Zustand, daß sie jeden Augenblick irgend eine gewaltsame Scene herbeiführen kann! Dann, welch eine Lage für Margarita"!

„Margarita benimmt sich himmlisch, liebe Clo-

tilde! überlasse sie ganz sich selbst, störe sie nicht, sie könnte durch Rath oder Warnung in Schwankung gerathen“.... —

„Sie benimmt sich himmlisch? rief Clotilde. So seid Ihr Männer! immer parteiisch, immer bestochen! Weil sie ein Gesicht hat wie Sainte N'y touche, so findest Du ihr Benehmen himmlisch, und kannst Du leugnen, daß ihr die Liebe für Ulrich auf der Stirn geschrieben steht“?

„Nein! aber es steht so ernst, so einfach, ich möchte sagen, so unschuldig da, und sie ist so entfernt von Gefallsucht, Eitelkeit und Triumph, daß ich den sehen möchte, der ihr einen Vorwurf daraus macht“.

„Unica nimmt sich denn doch diese Freiheit“!

„Unica sollte sich an ihren Mann wenden! dem dringt die Leidenschaft für Margarita gleichsam aus allen Poren und er giebt sich so wenig Mühe, es vor Unica zu verbergen, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre“.

„Sie ist es wirklich nicht für ihn! glaube mir, Valerian: zwischen den Beiden ist ein Geheimniß! Er mag sie nicht“!

Du wirst Dir Fabeln ersinnen, Clotilde! warum sollte er sie geheirathet haben“?

„Sie ist sehr reich“.... —

„Nimmermehr! passionirte Charaktere wie Ulrich heirathen nicht aus Spekulation“.

„Er war ihrem verstorbenen Vater viel Dankbarkeit schuldig"!

„Und das lohnt er der Tochter so schlecht"?

„Vielleicht heirathete er sie, um eine Andre zu kränken! denn, lieber Valerian, passionirte Menschen sind zwar nicht der Berechnung, aber etwas stark der Thorheit unterworfen. Ich habe nicht gern mit ihnen zu thun; sie treiben das Schiffchen des Lebens beständig mit vollen Segeln im Sturmwind, und so wird es auf Klippen oder Sandbänke gejagt. Margarita mußte durchaus Vorsicht von Ulrich verlangen — ihretwegen, Unicas wegen und der Welt wegen. Was würde aus der, wenn sich Jeder so unbefangen seiner Neigung hingeben wollte? Er tanzt nur mit ihr".... —

„Das hat seit einiger Zeit aufgehört".

„Er spricht zwar mit uns allen, aber nur zu ihr! er hat nur Augen, nur Seele, nur Gedanken, nur Leben für und durch sie! Wenn sie fortreist, was wird aus ihm werden"?

„Das kommt darauf an, wie sie sich trennen! — Ich wünschte, ich hätte erst Ida aus all dem Wirrwarr heraus und in Sicherheit gebracht".

„Auf wenn die Hochzeit, Valerian? definitiv".

„Den ersten Mai, nicht früher noch später! dann ist Ida sechszehn Jahr alt. Gräfin Erberg will nicht anders.

Unica hatte in der That allen Frohsinn, alle Unbefangenheit gänzlich verloren. Beständig erbittert und gereizt, beständig Ulrichs Huldigung für Margarita vor Augen, setzte sich ein tiefer Haß gegen die ehemalige Freundin in ihrem Herzen fest, und es mißfiel ihr Alles an derselben. Ulrich gewahrte mit Erstaunen, daß Unica unausgesetzt, direct und indirect, Margarita tadelte und ihr widersprach, daß sie überhaupt an der Grenze der Unart gegen sie hinstreifte. Er hielt das für Eifersucht — nicht in Bezug auf seine Person, sondern im Allgemeinen, und er wunderte sich über den Mangel an Takt, dem alle Frauen verfallen, sobald sie sich beeinträchtigt glauben. Daß Unica ihn lieben könne, fiel ihm nicht ein. Er hielt sie für kalt, stolz und launenhaft, und überhaupt nur für fähig, aus Grille und Eigensinn zu lieben. Sie war ihm zu gleichgültig, um ihren Charakter zu studiren. Er war nicht sowol für sie erkaltet, als von Anfang an kalt für sie gewesen. Früher gefiel sie ihm, weil sie ihm Vertrauen einflößte. Er hatte Glück von ihr erhofft. Als er das nicht fand, zog er sich zurück, ohne eigentlichen Schmerz um sie, nur mit dem Schmerz seiner Enttäuschung. Es blieb ihm nichts als die Achtung für ihre guten Eigenschaften. Das und die Dankbarkeit für ihren verstorbenen Vater genügte, um ihn zu dem freundlichsten und rücksichtvollsten

Benehmen gegen ſie zu veranlaſſen, ſo lange er in ſeiner gleichgültigen, herzensmatten Seelenſtimmung verharrte; aber dieſe Empfindung konnte ſchwerlich in die Schranken gegen eine Leidenſchaft treten und unmöglich ſie bekämpfen. Er wollte ſie auch gar nicht bekämpfen! er wollte auf Margaritas Frieden, auf ihre Verhältniſſe, auf ihren unangetaſteten Namen die ſtrengſte Rückſicht nehmen und keinen Schritt thun, der ſie im Geringſten compromittiren oder in eine falſche Stellung zu ihrem Mann bringen mußte; er wollte Alles ehren und ſchonen, wodurch ſie gebunden war; aber lieben wollte er ſie! in ihrer Nähe wollte er leben! Heftige Leidenſchaft begehrt ihre Freiheit — durchaus. Der Schatten einer Feſſel, welcher ihn an Unica knüpfte, mußte ſchwinden — dazu war er entſchloſſen. Unica ſelbſt mußte es wünſchen. Er nahm ſich vor, es freundſchaftlich bei gelegener Zeit mit ihr zu beſprechen, und ihr wie einer Schweſter, wie einer bewährten Freundin ſein ganzes Vertrauen zu ſchenken. Aber Unica vermied gegeſchickt ein ſolches Vertrauen. So lange Margarita da war, wollte ſie nichts ſehen, noch wiſſen, noch verſtehen. Sie fürchtete ſich vor dem Ausbruch ihrer eigenen Gefühle, ſobald Ulrich dieſen Punkt berühren würde, und ſie mochte nicht in Margaritas Gegenwart gedemüthigt und vernachläſſigt erſcheinen, und vielleicht deren Mitleid erregen.

Und so folgte denn auf die rosenrothe Frühlingszeit einer allgemeinen Ruhe und Zufriedenheit eine Epoche dumpfer Schwüle und Beklemmung, die immer dem Ausbruch des Gewitters vorhergeht, und sich dem ganzen Kreise fühlbar machte. Wäre nicht Ida mit ihrer unbefangenen — und Clotilde mit ihrer absichtlichen Munterkeit immer da gewesen, so hätte diese Stimmung nicht so lange dauern können; jetzt wurde sie unterwirbelt. Fürst Anton hatte nur Augen für Clotilde. Er brachte alle Zeit bei ihr zu, die sie nicht im Erbergschen Hause zubrachte. Clotilde verstrickte ihn, so tief sie konnte, theils zu ihrem eigenen Vergnügen, denn es hatte sich wol nie ein Mann so ehrlich und so gründlich in sie verliebt! theils weil sie aus Liebhaberei für Intriguen Ulrich und Margarita etwas Freiheit verschaffen wollte. Sie glaubte, sobald nur Fürst Anton nicht da sei, würde Ulrich sehr leicht Margarita allein sehen können, und wäre das der Fall, so würden sich Beide über die zu nehmenden nothwendigen Rücksichten verständigen. Das geschah aber nicht. Ulrich sah Margarita nie allein. Er isolirte sich mit ihr in der Gesellschaft, aber einsam, wie in Ambrach ein paar Mal, sah er sie nicht. Sie brachte die Morgenstunden mit Ida und mit den Lehrern zu, und die übrige Zeit ward von dem häuslichen oder dem geselligen Kreise in Beschlag genommen. Diese Mor-

genstunden waren ihm fürchterlich, denn er befand sich mit Margarita unter einem Dach, und sah sie nicht! denn: sich sehen! ist die Hauptsache für Liebende; wenn auch beobachtet, bewacht, von neugierigen oder feindlichen Augen gehütet, mit Angst vor Verrath — Alles ist besser als sich nicht sehen! Das fand auch Margarita. Gedachte sie der Zukunft, die doch unerbittlich näher und näher rückte, wo Tage, Wochen und Monate verstreichen würden, ohne einen Blick und ein Wort von Ulrich, so legte es sich ihr eiskalt um das Herz, und sie glaubte ernstlich, sie würde es nicht überleben. Fiel ihr dann vollens ein, daß sie die Frau eines Andern, daß sie Mutter sei, daß etwas Sündhaftes, etwas Verbrecherisches in diesem Gefühl für den Mann einer andern Frau liege, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gebote verletze: so warf sie sich vor Gott nieder, mit jenem Schrei des unsäglichen Schmerzes, den Gott allein von Menschenlippen hört, weil er allein ihn in Menschenseelen versteht. Und erhob sich dann Margarita aus ihren Thränen, ihren Gebeten und ihren bittern Qualen, mit dem festen Entschluß ihre Gefühle stumm zu vergraben, so versank sie wieder in die süße Qual, die das ewige Erbtheil einer erwiderten aber verschwiegenen Liebe ist; und nur wenn sie Ulrich sah, hörten alle Qualen, süße wie bittre, auf.

Ida ſagte eines Abends: „Ich werde etwas unbeſchreiblich Komiſches erzählen, was Graf Vaudemont mir vorhin ganz ernſthaft erzählt hat". — Es war ihr Vergnügen, Valerian zu necken; dann mußte er ſich vertheidigen, dann wurde er lebhaft, und dann gefiel er ihr ganz beſonders gut.

„Ich bin wirklich recht neugierig auf meine eigne komiſche Geſchichte", ſagte er.

„Als Graf Vaudemont mich zum erſten Mal geſehen hat, hier in dieſem Salon, an dieſem Tiſch, friedlich Tapiſſerie nähend, hat er eine Art von elektriſcher Commotion empfunden, eine Freude, eine Glücksverheißung, einen Schreck.... was war es eigentlich, lieber Valerian"?

„Laſſen wir es beim Schreck", ſagte er neckend.

„Gut! — alſo: er hat einen gewaltigen Schreck bei meinem Anblick gehabt, und behauptet nun, ſo müſſe ſich die Liebe ankündigen".

„Ich erlaube mir eine kleine Erläuterung, nahm Valerian das Wort; der Sinn meiner Behauptung war der: zwei Menſchen, die in einer wichtigen Beziehung zu einander treten werden, wiſſen bei der erſten Begegnung, bei dem erſten, aus der Seele heraus, gewechſelten Worte, daß ſie entweder ein Schickſal haben werden — und das iſt Liebe — oder daß ſie einen gegenſeitigen, mittelbaren, aber mächtigen Einfluß Einer über des Andern Leben

üben werden. Fehlte uns diese Wahrnehmung, so könnte uns ja nichts zu Verbindungen der Liebe und Freundschaft bewegen, als Ueberlegung, Gewohnheit und Berechnung, und wer mag von einer andern Liebe wissen, als von der, die unwillkürlich das Herz überwältigt".

„Wer liebte je, und nicht beim ersten Blick! — spricht irgend ein berühmter Dichter", rief Clotilde mit possirlicher Emphase.

„Ich glaube wirklich, daß der Mann Recht hat, wenn er auch nur ein Dichter ist", sprach Fürst Anton ganz nachdenklich.

„Nun, sagte Ida, wenn ein berühmter Dichter und Fürst Thierstein, wenn zwei solche Polaritäten... wie Poesie und Prosa, mein' ich — Ihrer Meinung sind, so bin ich freilich überstimmt, lieber Valerian".

„Ida, ich bin Deiner Meinung! rief Unica. Nehmen Sie mir es nicht übel, Graf Vaudemont, aber die Behauptung von der Seelen-Erkenntniß beim ersten Blick, scheint mir nichts als eine poetische oder verliebte Floskel, die nur von diesen beiden Menschenklassen gebraucht, aber sonst von Niemand ernsthaft angewendet werden dürfte. Wie? das Herz, diese verschwiegene, geheimnißvolle Gottheit, sollte offenbar vor dem ersten, besten Blick sein, der darauf fällt"?

„Nicht vor dem ersten, besten Blick, gnädige

Gräfin! erwiederte Valerian. Ich habe wol mit hundert Damen getanzt und geschwatzt, ohne auch nur die entfernteste Ahnung von ihrem Herzen, ja, ob sie überhaupt eins besitzen — zu haben. Allein, wenn mein Blick nichts als das Innerste gesucht hat, so hat sich auch dieses offenbart".

„Sie sprechen von Ihren speciellen Erfahrungen, und die kann ich freilich nicht beurtheilen, sagte Unica etwas wegwerfend. Im Allgemeinen scheint mir Ihre Theorie den Fehler aller Theorien zu haben: sie ist gefährlich in der Anwendung. Es giebt Menschen, die beständig unter der Gewalt des Augenblicks erliegen, die nicht im Stande sind der flüchtigsten Neigung zu widerstehen, die nichts haben als Sinne für den oberflächlichsten Reiz, die immer hingerissen und nie gefesselt sind: wenn die sich Ihres Arioms bemächtigen, und zu ihrer Bequemlichkeit oder ihrer Entschuldigung behaupten, sie hätten in dem Gegenstand ihrer momentanen Laune ein Wesen erkannt, daß ihr Schicksal beherrschen soll: so kann man doch wahrlich keine Zuversicht zu einem Glauben behalten, der solcher Deutung fähig ist".

„Wenn die Deutung eines Glaubens Dich von dem Glauben selbst abschreckt, so mußt Du auch den christlichen fahren lassen, sagte Ulrich, denn er ist zu Mord, Verfolgung, List und Lüge gedeutet worden".

„Und dann, nahm Margarita das Wort, behauptete Graf Vaudemont ja auch, daß nur die Berührung von Seele und Seele, daß nur die Liebe eine solche Wahrnehmung zulasse. Die Kälte, der Leichtsinn, haben weder Grund noch Recht sich darauf zu berufen".

„Nur die Liebe? rief Unica spöttisch: meine gute Margarita, giebt es denn etwas Alltäglicheres, Allgemeineres, ich möchte sagen Gemeineres als die Liebe"?

„Es kommt immer darauf an, was man unter Liebe versteht, sagte Graf Ostwald, z. B. Chamfort ....hat sie so erklärt".... —

„Ostwald! rief Valerian vorwerfend, Dein Cynismus gehört nicht hieher".

„Als Studenten sagten wir wol auch dergleichen Dinge in Gegenwart von Frauen, bemerkte Fürst Anton, aber immer auf lateinisch".

„Lieber, bester Fürst, belehrte ihn Clotilde, in Gegenwart von Frauen eine Sprache sprechen, die sie nicht verstehen, ist der Gipfel schlechter Erziehung, und nur einem Studenten zu verzeihen".

„Fürchten Sie kein Latein von mir, erwiederte er lachend; ich spreche am liebsten mein ehrliches Deutsch".

Zwischen all' der Hin- und Widerrede sagte Margarita sanft und traurig:

„Lieben iſt ſelten und ſchwer".

„O, ſagen Sie nicht, daß es ſchwer ſei", bat Ulrich ganz, ganz leiſe.

„So ſchwer, ſagte ſie noch melancholiſcher, daß die meiſten Menſchen nicht Kraft genug haben die Liebe zu tragen. Sie fallen mit ihr, oder laſſen ſie fallen".

Als Ida bemerkte, daß Graf Oſtwald die Unterhaltung in ein etwas unſtatthaftes Gebiet lenken wollte, hatte ſie ſich geſchwind ans Piano geſetzt, und fragte nun Margarita, ob ſie nicht ein wenig zuſammen ſingen wollten. Ulrich erſehnte eine abſchlägige Antwort von Margarita; aber ſie ſtand auf und ſang mit Ida. Er rückte ſeinen Stuhl zurecht, um ihren vollen Anblick zu haben, ſtützte den Arm auf die Lehne eines Sophas, und legte den Kopf ſo in die Hand, daß ſeine Augen beſchattet waren. Auf dieſe Weiſe ſah er nur ſie; die Lichter, die auf dem Flügel ſtanden, beleuchteten ſie hell, und warfen auf ihr blaßgrünes Seidenkleid ſilberne Reflere; es giebt Sterne, die einen ſolchen Glanz haben. So ſaß er lange, regungslos, ſtumm; ſie hielt ſeine Seele in ihrer Sphäre feſt. Ein Nachtwandler kann nicht peinlicher geweckt werden und zu Boden fallen, als plötzlich Ulrich bei Nennung ſeines Namens. Er ließ die Hand ſinken und ſah ſich ganz bewildert nach der Störung um. Er hatte nicht beachtet, daß

Clotilde auf dem Sopha neben ihm die ganze Zeit geseſſen und ihn beobachtet hatte. Nun hielt ſie es für eine Pflicht der Menſchlichkeit, ihn zu wecken.

„Was befehlen Sie"? fragte er verſtört.

„Mein Gott, ich glaube, Sie haben geſchlafen"! rief ſie lachend.

„Vielleicht geträumt, erwiederte er; aber ſagten Sie vorhin nicht etwas? Ida accompagnirt den Geſang gar zu rauſchend".

„Ich ſagte, entgegnete Clotilde, daß dieſer Nixengeſang bezaubernd ſei".

„Bezaubernd iſt das wahre Wort, Frau Gräfin"! rief Ulrich lebhaft.

„Doch vielleicht mehr durch den Vortrag als durch die Compoſition".

„Was die Compoſition betrifft ſo bin ich völlig unfähig ſie zu beurtheilen. Ich verſtehe nur die Muſik, wenn ſie mir durch den Vortrag erklärt wird".

„Und an eine ſolche Erklärung glauben Sie blindlings? nehmen Sie Sich in Acht! ſetzte ſie hinzu, ſcherzhaft mit ihrem ſchneeweißen Finger drohend; Sie würden nicht der erſte Ritter ſein, der ſich von einer Nixe in ihre Kryſtallgrotte hinabſingen ließe".

„Halten Sie das für gefährlich genug, um eine Warnung zu verdienen".

„Mögen ſich ſo viel Ritter da wollen verzaubern laſſen! ſie haben wahrlich nichts Beſſeres zu thun!

rief Clotilde, und ich betrachte es wie ein großes Glück für Jeden, dem es begegnet. Nur hüte er sich, daß der Zauber, der um ihn gesponnen wird, sich nicht an einem Gegenzauber breche". Mit einer ganz feinen, mehr angedeuteten als ausgeführten Bewegung blickte sie auf Unica, die sich so gesetzt hatte, daß sie zugleich Margarita und Ulrich im Auge haben konnte. Sie war todtenbleich, stützte ihren Kopf auf die Lehne ihres Fauteuils und hielt ihre Augen geschlossen, um ihre Thränen und ihren Schmerz zu verbergen. Ulrich verstand nur halb Clotildens Meinung, aber kaum gewahrte er Unicas Zustand, so saß er auch schon an ihrer Seite, und fragte so liebreich, was ihr fehle und ob nicht etwa die Musik sie angreife, daß sie ihrer Bewegung nicht Herr bleiben konnte und in Thränen ausbrach.

Die Musik verstummte, die halblauten Gespräche hörten auf; Alle drängten sich zu Unica — nur Margarita nicht. Sie hatte nichts gesehen von der ganzen Scene, aber sie fühlte, jedes Wort oder Zeichen der Theilnahme von ihrer Seite müsse Unica in diesem Moment verletzen. Sie liebt ihn und sie grämt sich! sprach sie heimlich zu sich selbst; und ihr Gram ist meine Schuld! — Sie sank auf den Sessel am Flügel, sie wollte fort, auf der Stelle weit fort; am liebsten.... ins Grab; ihretwegen sollte Niemand

leben

„Anton"! rief ſie. Sie zitterte ſo, daß ſie nicht ſprechen konnte.

„Nun bekommt meine Frau auch einen Weinkrampf! ſagte der Fürſt ganz verdrießlich; iſt denn ſo etwas anſteckend? Ita, beſinne Dich! Gräfin Unica wird ſich gleich erholen, ſie iſt ſchon fortgegangen".

„Sie? nein, nein! ich will fortgehen"! rief Margarita haſtig.

Ulrich, der mit ſeiner Schwiegermutter Unica nach deren Zimmer geführt hatte, kam jetzt zurück und ſah voll Entſetzen Margarita noch bleicher, noch zitternder als Unica war. Bei ihr ward mehr als ſein kühles Mitleid rege.

„Ich will fort!" wiederholte Margarita, unfähig ſich aufrecht zu halten.

Der Fürſt ſtatt ſie fortzuführen, lief im Salon umher, rief abwechſelnd nach Tony und nach Eau de Cologne, und klingelte aufs Gerathewol ſo heftig, daß er den Schellenzug in der Hand behielt. Ein paar Bedienten ſtürzten herein. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm Ulrich Margarita in die Arme, ließ die Thüren öffnen und trug ſie die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer.

„Das iſt allerdings das Beſte, ſagte der Fürſt, folgte mit Clotilden, und fragte ſie: ob ſie nicht die Cholera hat"?

„Warum nicht gar! ſolch ein Krampfanfall iſt

nichts Ungewöhnliches. Morgen sind Beide frisch und gesund", antwortete sie beruhigend.

„Margarita hat nie dergleichen gehabt".

„Folge des Carnevals! sein Sie ganz unbesorgt".

Ulrich hielt sorgsam Margarita auf den Armen. Er hing an ihrer Wimper, an ihren Lippen mit stummer, angstvoller Bitte um einen Blick oder eine Silbe der Beruhigung. Als er sie endlich auf eine Chaise longue niederlegte, fragte er:

„Margarita"? — Und er mußte wol seine ganze Seele in das eine Wort gedrängt haben, denn wie von einer Beschwörung erwachte sie und sagte:

„Nein, nein, o nein".

„Aber ich liebe Sie, Margarita"! flüsterte er.

Sie machte mit der Hand eine heftige Bewegung nach ihrem Herzen, und als Clotilde in demselben Augenblick diese Hand nahm, war sie starr und eiskalt.

„Sie ist ohnmächtig, sagte Clotilde; gehen Sie, meine Herren! wir sind genug, ich und die Kammerjungfer. Aber gehen Sie doch"! wiederholte sie ungeduldig, denn Ulrich stand noch immer, wie in eine Statue verwandelt da, während der Fürst bereits an der Thür war.

Er durfte nicht länger das Gebot überhören und ging.

„Was in aller Welt ist den beiden Frauen ein-

gefallen! brummte Fürſt Anton, ſeinen Arm nehmend. Ob ſie ſich nicht übernehmen beim Tanz? Margarita wenigſtens iſt nicht daran gewöhnt, Nacht für Nacht zu ſchwärmen. Oder ob ſie ſich erkälten in ihren Florkleidern? oder ſich zu feſt ſchnüren? Um eine Linie dünner zu ſein, würden ſie Judas Pein erdulden! ſie ſind ſo eitel und ſo unvernünftig.... die Weiber"!

Ulrich konnte nichts antworten, denn er hatte nichts gehört. Im Salon eintretend, wo nur Ida mit Valerian und Oſtwald geblieben war, riefen dieſe drei ihnen entgegen:

„Wie geht's der Fürſtin"?

„Schlecht"! ſagte Fürſt Anton. Er war verdrießlich über dieſe Störung der allgemeinen Behaglichkeit, die ihn obenein zu etwas Sorge und Theilnahme verpflichtete.

„Schlecht? wiederholte Ida; unmöglich! ich hole genaue Nachricht"!

Ulrich nickte ihr dankbar zu und ſie lief hinauf.

„Wär' es nicht um die angenehme Geſellſchaft hier im Hauſe, ſagte Fürſt Anton, ſo führ ich morgen fort, denn der Soireen ꝛc. bin ich von Herzen ſatt, und ganz gewiß, Erberg, ſie bekommen weder Deiner noch meiner Frau".

„Du kannſt unmöglich jetzt reiſen, erwiderte Ulrich beängſtigt, die kalten Nachtquartiere, das un-

freundliche Reiſewetter würde der Fürſtin noch mehr ſchaden".

„Es iſt nicht unfreundlich, nur kalt, und friſche Luft ſtärkt die Nerven".

„So wollen wir lieber auf ein paar Tage nach Hochhauſen gehen, ſagte Ulrich, in fünf bis ſechs Stunden ſind wir da".... —

„Topp! rief Fürſt Anton; das iſt ein excellenter Einfall! ich hab ſchon lange gewünſcht, Deine Einrichtung und Deine Anlagen dort und in Malans zu ſehen. Laß uns gleich morgen hinfahren....Alle zuſammen"!

„Wir müſſen doch erſt die Geneſung der Kranken abwarten", ſagte Ulrich.

„Und morgen iſt Mardi gras und Ball beim engliſchen Miniſter", bemerkte Valerian.

„Der Ballſaal wird auch ohne uns voll genug ſein"! rief der Fürſt.

„Die Fürſtin befindet ſich ganz gut, ſagte die eben eintretende Ida; ſie iſt zu Bett gegangen, läßt Allen eine gute Nacht wünſchen und ſagen, der Nervenzufall wäre von zu großer Anſtrengung beim Singen erzeugt".

„Ich werde ihr ſogleich unſer Project mittheilen", ſagte der Fürſt und ging hinauf.

„Uebermorgen meinetwegen, antwortete Clotilde, nachdem ſie ihm zugehört: morgen nicht, denn wir

Alle haben die Einladung zum Ball angenommen, und es wäre doch allzu wunderlich, statt dessen nach Hochhausen zu fahren".

„Ich führe am liebsten nach Ambrach, lieber Anton", sagte Margarita leise.

„Später, gutes Kind, später! entgegnete der Fürst. Erst laß uns sehen, wie Ulrich auf dem Lande lebt. — Und nun, Sie edle, barmherzige Schwester, geben Sie mir Ihren Arm, und lassen wir die Kranke ausschlafen"! Er bot Clotilden den seinen, und Margarita schöpfte Athem, denn sie war allein und ungestört. Sie wollte nachdenken, sich besinnen, sich entschließen — aber ach! sie hatte Alles vergessen, Schreck, Angst, Selbstanklage! sie hörte immerwährend eine süße, himmlische Musik, sie sah immerwährend goldne feenhafte Bilder! denn was sie hörte und was sie sah, hieß: — — „Aber ich liebe Sie, Margarita". — O wenn sie hätte antworten dürfen: „Und ich liebe Dich, Ulrich"! — Das schrie ihr Herz, das zitterte auf ihren Lippen; allein sie fühlte, daß der Himmel über ihr schwanken würde, wenn sie es je ausspräche. Wäre es nur die Erde gewesen, so hätte sie es doch gethan.

Während der Zeit küßte ihr Mann zärtlich Clotildens Hände und fragte:

„Hat meine Frau allein an Ihre Barmherzigkeit ein Recht"?

„Barmherzigkeit gegen Leute, die es nicht nöthig haben, ist Thorheit", entgegnete sie.

„Tigerin! holdselige Tigerin"! rief der Fürst entzückt, weil immer ihr Lächeln oder ihr Ton oder ihre Bewegungen etwas Anderes sagten, als ihre Worte. Er verstand es die Liebe leicht zu nehmen.

Gräfin Erberg brachte ihrerseits die Nachricht, daß sich ihre Tochter erholt habe, und am nächsten Morgen war nicht die Rede mehr von der gestrigen Störung, und dafür nur vom Ball beim englischen Minister und von der auf morgen festgesetzten Fahrt nach Hochhausen.

Am Abend bat Ulrich Margarita um den letzten Walzer; sie hatte keinen Grund ihn zu versagen, aber sie sah ihn über die ungewöhnliche Bitte erstaunt an.

„Der Anfang und das Ende einer Epoche macht auf uns Eindruck; was in der Mitte liegt, nicht; antwortete er. Ich habe diese Zeit durch einen Tanz mit Ihnen begonnen und beendet, so scheint sie mir ein goldner Ring zu sein — ein Zauberkreis, aus dem ich nie heraustreten werde".

„Wozu das Alles"? fragte sie, traurig den Kopf schüttelnd.

„Wozu? um zu leben, Fürstin! um anders zu leben als bisher"?

„Anders? wird es besser sein"?

„Haben Sie so wenig Zuversicht zu mir"?

„Sagen Sie lieber: so viel! ich glaube, daß Sie immer gut und edel gelebt haben, und daß Sie daher fortleben sollten wie bisher — weil Sie auf dem Wege Ihr Glück finden, und das Glück Anderer machen werden"; sagte Margarita leise, aber fest.

„Bis vor ungefähr drei Jahren, erwiederte Ulrich, lebte ich ungefähr wie alle jungen Männer: meine äußere Existenz wickelte sich in einer regelmäßigen Carriere ab, und Alles, was dieser an Farbe, Wechsel, Emotionen und Ueberraschungen gebrach: Alles das hatte ich in mir noch durch die extravagantesten Hoffnungen und Wünsche und Gestaltungen meiner Zukunft. Uebrigens glaub' ich, daß mein Leben damals ein gutes zu nennen war; ich arbeitete fleißig, ich hütete mich vor verlockenden Thorheiten, ich hatte einen Zweck: ich baute mir moralisch ein Haus für mein künftiges Glück. Da begab sich eine Catastrophe, die mich aus meinem Gleise schleuderte, indem sie mir das Ziel, für das ich gelebt, als ein nichtswürdiges enthüllte. Ich trug dabei keine andre Schuld als die der Leichtgläubigkeit; dennoch flößte mir meine ganze Vergangenheit, und was mittelbar und unmittelbar mit derselben zusammenhing, einen so tiefen Widerwillen ein, daß ich mich auf der Stelle in die friedliche Thätigkeit des Landlebens und an

den häuslichen Heerd flüchtete. Seitdem iſt mein Leben ein Gemiſch von Troſtloſigkeit und Abſurdität".

Dieſen Schluß hatte Margarita ſo wenig erwartet, daß ſie ſichtlich zuſammenfuhr, ehe ſie ſagte: „Sie geben Ihren Launen einen allzu harten Namen".

„Meinen Launen? fragte er; dann ſich beſinnend ſetzte er hinzu: „Ach, ſie reden von meiner Leidenſchaft für das Spiel, für die Einſamkeit, für die nächtliche Fledermaus- oder Uhu-Exiſtenz! ja, ja! das iſt abſurd genug! aber ſehen Sie: wenn in dem intimſten Getriebe unſers Weſens ein Rad oder eine Feder verbogen iſt, ſo nimmt die ganze Maſchine eine verſchrobene Richtung an, wo eine Abſurdität die Conſequenz der andern wird, und wo alle nur dann gehoben werden können, wenn man das ganze Werk friedlich aus einander nimmt".... —

„Und mit dem Material ein neues zuſammenſetzt", unterbrach Margarita.

„Das iſt unmöglich! ſprach Ulrich beſtimmt, es hat ſich abgenutzt, ſeine Untauglichkeit erwieſen und all ſeine Spannkraft verloren. Verhältniſſe, die mich einmal gründlich elend gemacht, mir den Glauben genommen und die Hoffnung geknickt haben — können mich nie mehr beglücken".

„Es kann Sie ebenſo wenig beglücken ſie zu zerſtören".

„Zerſtörung ſetzt einen feſten Grund voraus.

Durch einen Hauch auf eine Seifenblase wird nichts zerstört, kein Recht verletzt, kein Glück beeinträchtigt".

„Sie sprechen seltsam von....Ihrem Leben, sagte Margarita, eigentlich wollte sie sagen: von Ihrer Ehe; — aber in allen Zuständen sind Geheimnisse, die einem Dritten räthselhaft sind. — Er braucht sie auch nicht zu errathen, fuhr sie lebhaft fort; denn Eins bleibt wahr und für Alle eine unwandelbare Richtschnur: Verhältnisse, in die wir freiwillig getreten sind, Pflichten, die wir übernommen haben, weil wir von Ihnen Befriedigung erwarten, müssen wir fortführen und fortleisten, bis Gott sie von uns nimmt".

„Das heißt: so lange er uns Kraft giebt sie zu tragen".

„Das wäre eine gefährliche Probe, denn wir haben fast immer Lust, Mangel an Muth für Mangel an Kraft gelten zu lassen".

„O, rief Ulrich heftig, wir gestehen unsre Schwäche ein! aber Frauen verschanzen die ihre immer hinter Worte".

„Sie wissen wol, daß ich Worte nicht brauche, indem ich Ueberzeugungen habe", erwiederte Margarita, und ihr Blick legte sich klar und beruhigend wie Sternenlicht über Ulrich. Ihr war es Ernst um das, was sie sagte; sie wollte sich nicht Schritt um Schritt überwinden lassen; sie war nicht kokett.

Aber ebenſo wenig war ſie exaltirt; ſie wollte auch ebenſo wenig das Schwerſte thun, nur weil es ſchwer war, wie das manchen Perſonen begegnet, die voll Phantaſie und ohne ächtes Gefühl, nicht ſowol heiligen Ueberzeugungen als ihrer Eitelkeit huldigen, und ſich immer als Opferlämmer drapiren. Margarita wollte nicht fallen und nicht fliegen, ſondern nur ſtehen.

Das fühlte er auch ſehr gut und es erfüllte ihn mit einem Gemiſch von Bitterkeit und Bewunderung, von Demüthigung für ſich und von Stolz für ſie. Er war zugleich ſelig und vernichtet, weil er ſie ſo ſehr anbeten mußte. Er lehnte den Kopf zurück und ſagte mit der ihm eigenthümlichen, herzzerſchneidenden Entmuthigung:

„Sie hatten Recht geſtern Abend: lieben iſt ſelten und ſchwer! — Die Liebe fehlt uns, oder täuſcht uns, oder verläßt uns".

Margarita ſaß neben ihm. Sie wendete ſich ſo zu ihm, daß ſie ihm grade ins Geſicht ſah, und mit tiefem Ernſt ſprach ſie die Worte des indiſchen Dichters: „Wen hat Liebe je verlaſſen — kannſt Du's ſagen"?

„Margarita"! rief Ulrich beinah jauchzend und warf beide Hände vors Geſicht, um ſeine Bewegung zu verbergen.

„Still! o ſtill! rief Margarita lebhaft und leiſe;

nennen Sie nicht meinen Namen! mit solchem einzelnen Namen steht immer der Mensch einsam dem Menschen gegenüber und hört nur zu seinem Herzen reden"!

„Und das fürchten Sie so sehr"?

„Bin ich denn einsam? fragte sie mit sanftem Vorwurf; steht nicht mein Kind neben mir? O, Sie wissen ja, daß ich nicht einsam bin....und es nicht sein darf. — Dies Alles ist unaushaltbar"! rief sie plötzlich, legte die Hand an die Stirn, stand auf und ging durch das Zimmer in den Tanzsaal.

Er folgte ihr nicht, er sah ihr nicht nach; er dachte nur: sie liebt mich. Alles Andre war ihm gleichgültig, vor der Hand sogar ihre Gegenwart. Ihm war zu Muth, als müsse er sich in sein Glück begraben. Er ging in ein abgelegenes, durch Alabasterlampen matt erleuchtetes Cabinet, setzte sich in die Fensternische auf einen tiefen Lehnstuhl und zog den faltigen Vorhang zusammen, so daß seiner Niemand gewahr werden konnte, der nicht den Vorhang öffnete. Das Gewirr des Balles drang nicht bis hieher. Es war still und kühl, und Ulrich versank in Contemplation, wie ein Einsiedler in seiner Zelle. Ein leichter, rascher Schritt, und das Rauschen eines Ballkleides weckte ihn. Es blickte flüchtig durch eine Spalte im Vorhang, gewahrte Clotilde, die ihre aufgelösten Locken vor dem Spiegel zu ordnen

ſtrebte, und ſah nicht weiter hin. Gleich darauf folgte ein Männerſchritt und Ulrich hörte Fürſt Anton ſagen:

„Gräfin, Sie bringen mich um meine Beſinnung! Sie wiſſen recht gut, daß ich ſie vergöttre“.... —

Clotilde lachte, und ſtrich ihr Haar mit beiden Händen glatt.

„Ja ja! warum ſoll ich Sie nicht vergöttern? Andre thun es doch, und ich thue es aufrichtiger als Andre. Warum alſo kokettiren Sie den ganzen Abend mit einem dummen Jungen, aus dem Sie Sich gar nichts machen?....O, Tigerin Sie“!

Ulrich war ſehr verdrießlich nicht von Anfang an gehuſtet oder genieſ't zu haben, denn das Geſpräch nahm ſo ſchnell eine Wendung, die keinen Zeugen brauchte, daß er ein Stoßgebet zum Himmel ſchickte, um nicht entdeckt zu werden. Wären es andre Perſonen geweſen, ſo würde es ihn nicht ſehr berührt haben; aber ſo gradezu in Fürſt Antons Herzensangelegenheiten — wenn der Ausdruck hier anzuwenden iſt! — eingeweiht zu werden, war ihm unſäglich widerwärtig. Dabei fühlte er eine geheime Verſuchung zur Freude, einen dämoniſchen Triumph, als ob ſein Glück ihm jetzt gewiſſer ſei. Aber er brauchte nur in Gedanken vor Margarita hinzutreten, um zu wiſſen, daß ſie nie durch ihn eine Silbe von dieſer Begegnung erfahren würde.

Nein, sprach er zu sich selbst, ich liebe sie bis zum Wahnsinn.... bis zum Verbrechen vielleicht!.... aber nicht bis zur Nichtswürdigkeit.

Und so mußte er hören, daß Clotilde halb im Scherz, halb im Ernst, dem Fürsten ein Rendezvous in Hochhausen versprach und dann in den Tanzsaal mit ihm zurückkehrte. Ulrich hatte Lust die ganze Partie nach Hochhausen aufzugeben. Allein Margarita freute sich dazu, und es war ihm ein lieblicher Gedanke, die Stellen, die ihm gehörten, von ihrem Fuß betreten zu sehen. O, Himmel! das Amt eines Tugendwächters ist unerfreulich und ganz umsonst! sprach er halblaut. Seine Einsiedelei kam ihm entweiht vor; er verließ das Cabinet, suchte Margarita auf und fragte sie, ob noch nicht die Reihe an ihren letzten Walzer gekommen sei.

„Es wird der nächste sein, erwiederte sie, nicht für die eigentlichen Tänzer, aber für mich! Ich bin fast beschämt gestehen zu müssen, daß ich mich übersättigt fühle vom Tanz, von Musik, von Ballkleidern — von Allem, was ich mir wunderhübsch vorstellte, eh' ich es kannte".

„Es hat Ihnen also nicht bei uns gefallen"? fragte Ulrich, der häufig seine Worte so stellte, um ihren Widerspruch zu wecken; denn er wußte, daß die Frauen in der Lebhaftigkeit des Widerspruchs oft mehr sagen, als sie wollen. Uebrigens war dies

keine berechnete Absicht bei ihm, sondern eine so alltägliche, ich möchte sagen, abgebrauchte Schlauheit der Liebe, daß jede nur einigermaßen erfahrene Frau sich nicht darauf eingelassen hätte, ihn ernsthaft zu widerlegen.

Margarita ließ sich aber auch nicht weiter darauf ein, als daß sie Ulrich ansah mit einem jener Blicke voll heiligen Erstaunens, die ihn schon früher so sehr frappirt hatten. Denn es gehört wesentlich zum guten Ton über nichts zu erstaunen, Monstrositäten mit kühlem Achselzucken, himmlische Mirakel mit kühlem Lächeln abzufertigen, und überall die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag zu legen; das soll die Ruhe der Superiorität bedeuten. Da Margarita sich öfters die Erlaubniß nahm, über das, was sie sah und hörte, zu erstaunen — z. B. über die faden Urtheile der Welt, und über die Gesetze, nach denen die Welt Huldigung oder Verdammung spendet — so hatte sie sich den Ruf seltner Beschränktheit erworben. Sie weiß von nichts! hieß es; sie versteht nichts! — Vielleicht wußte Ulrich allein, welch ein tiefes Verständniß der Dinge sie hatte, denn in der Gesellschaft äußerte sie sich wenig und sprach mit wenig Worten: „Ich bin nicht auf gleichen Ton mit der Gesellschaft gestimmt, hatte sie früher einmal zu Ulrich gesagt; darum klingt, was ich sage, zu hoch oder zu tief in der allgemeinen

Symphonie. Ich muß Solos exekutiren .... oder Duetts mit Ihnen". Das kränkte sie nicht, und betrübte sie nicht; sie suchte weder sich umzustimmen, noch die Meinung Anderer zu gewinnen. Sie hatte die Gleichgültigkeit der ächten Superiorität, nämlich die allervollkommenste gegen den Beifall der Menge. Man macht bisweilen gewissen Personen in der Gesellschaft eine unerhörte Reputation von Geist und Liebenswürdigkeit, oder in der Kunst und Literatur von Talent und Genie. Im Allgemeinen bedeutet das weiter nichts, als daß diese Liebenswürdigen und Genialen grade das Maß haben, welches sie in Niveau zu der Menge stellt: sie sind im Gleichgewicht mit derselben, was sie sind, was sie leisten, entspricht deren Forderungen. Wären sie mehr oder leisteten sie mehr, so würden sie augenblicks dies selige Gleichgewicht verlieren, außer allen Proportionen zu dem Maßstab sein, den man an sie legt, und nur durch foudroyante Beweise die Anerkennung ihrer Suprematie erzwingen können. Der Künstler, der Autor kann diese Beweise schaffen; aber das tägliche Leben und die Sphäre der Gesellschaft bietet den schönen oder edeln Charakteren nicht immer den Raum zu ihrer Entfaltung. Sie müssen sich begnügen nach innen zu blühen, wie die Feigen. Das that Margarita.

„Aber hat es Ihnen genug bei uns gefallen,

um wiederzukommen"? fragte Ulrich, nachdem jener Blick ihm Antwort und Vorwurf auf seine erste Frage geworden war.

„Das hängt nicht von mir ab", erwiederte sie.

„Aber werden Sie es wünschen"? fuhr er fort.

„O Himmel! rief sie, spielen wir denn das Frage- und Antwortspiel"!

„Sie erzürnen Sich über die ungeschickte Weise, in der ich Sie zu unterhalten wage, oder über deren Gegenstand"? fragte Ulrich gelassen.

„Ueber Alles, sagte sie, denn ich will mit Ihnen tanzen, nicht sprechen". Sie zwang sich zu einer Munterkeit, von der sie sehr fern war. Sie hätte gern geweint bei dem Gedanken, daß sie zum letzten Mal mit Ulrich tanze.

Am Schluß des Walzers behielt er vielleicht eine Sekunde länger, als es nöthig war, ihre Hand in der seinen, und sagte:

„Nun gehen Sie, wohin sie wollen, wohin Sie müssen....ich folge Ihnen".

Margarita blieb vor ihm stehen, sah ihm fest ins Auge und erwiederte:

„Darüber wollen wir sprechen".

Nach fünf Minuten verließ sie den Ball. Am andern Morgen um elf Uhr fuhr man nach Hochhausen. Einige Männer von Ulrichs nähern Bekannten waren dabei; Graf Ostwald nicht. Eine

Fahrt aufs Land bei der scharfen Märzluft war ihm äußerst unbehaglich; die Vorstellung, in Hochhausen Promenaden durch Pferdeställe,. Gewächshäuser, ꝛc. machen zu müssen, noch mehr. Seine Frau war in der besten Gesellschaft; er dankte dem lieben Gott, wenn ein Anderer ihm die Mühe abnahm, sich um sie zu bekümmern. Ulrichs Versicherung, daß er in Hochhausen Alles so bequem und comfortable finden werde, als er es in Frankfurt verließe, fand ihn ganz ungläubig.

„Seit vier Monaten ist das Schloß ja unbewohnt, erwiederte er; ich kann wirklich nicht meine Gesundheit daran wagen".

Ulrich überließ ihn seinem Schicksal. Uebrigens hätte er ruhig mitfahren können, denn es gab weder feuchte Luft, noch kalte Zimmer, noch widerspenstige Oefen und rauchende Kamine in Hochhausen, weil Unicas Vater es auch im Winter nicht verlassen, und es mit Allem ausgestattet hatte, was die Behaglichkeit mehr noch auf dem Lande, als in der Stadt erheischt. In der Landschaft selbst sah es auch nicht so ganz winterlich todt aus. Es lag kein Schnee, die Sonne schien frühlingverheißend, die Lerchen sangen, die Hähne krähten, in den Gärten zeigten sich die ersten Blumen, Schneeglöckchen und Anemonen; die Bäume knospeten noch nicht, allein die dürre Rinde schien vom Triebe belebt zu werden.

Wiesbaden sah sehr verlassen aus, wie alle Badeorte im Winter. Der Park von Biberich war auch noch nicht in dem Moment seiner Schönheit. Aber der prächtige, stolze Rhein wälzte so majestätisch seine Flut einher, als freue er sich die Fesseln der Eisschollen abgestreift zu haben.

Margarita ward wehmüthig gestimmt während der Fahrt. Sie erinnerte sich ihrer Kindheit, die sie bis zu ihrem neunten Jahr in Rosenheim, dem Landgütchen, welches Ulrich der Frau von Ringoltingen abgekauft, zugebracht hatte. Nach dem Tode ihres Vaters, nach dem Verlust ihrer ältern Schwester, war ihre Mutter mit ihr nach Heidelberg gegangen, und seitdem hatte Margarita diese Gegend nicht wiedergesehen.

„Warum rührt uns Alles so sehr, was auf unsre Kindheit Bezug hat? fragte Clotilde, die mit Ulrich, Margarita und Tony in einem Wagen fuhr; was bedauern wir so sehr an ihr"?

„Ich glaube nur der Contrast rührt uns, daß wir damals nichts — und jetzt so viel zu bedauern haben", antwortete Ulrich.

„O, rief Margarita, ich hatte schon als Kind viel zu bedauern! ich kann nicht sagen, daß mich der Verlust meines Vaters sehr geschmerzt hätte; aber der meiner Schwester so, daß ich ihn bis zu dieser Stunde noch nicht überwunden habe, und wenn mir

bisweilen eine Thräne ins Auge tritt, und ich nicht weiß, wohin oder woher sie kommt, so ist das, weil Melusinens Erinnerung an meiner Seele vorüber geht".

„Melusine"! stammelte Ulrich; doch seine Bewegung ging unbemerkt vorüber, weil Clotilde in demselben Augenblick fragte:

„Du hattest eine Schwester, Ita? warum sprachst Du nie von ihr? woran starb sie"?

„Ach, sagte Margarita, das ist eine traurige Geschichte! Melusine war zehn Jahr älter als ich, und schön und gut, wie ich nichts weiter auf der Welt gekannt habe. Sie liebte einen Mann, den meine Mutter ihr zu heirathen verbot; mein Vater war schon seit zwei Jahren todt, er würde es ihr gewiß erlaubt haben. Gott, wie weinte Melusine! aber sie wollte nicht lassen von dem Mann, den sie liebte, sie ging fort mit ihm — nach Paris"..—

„Und da starb sie"? fragte Clotilde.

„Da muß sie wol gestorben sein, sagte Margarita, denn wir hörten nichts mehr von ihr".

„Und wurden keine Nachfragen, keine Forschungen gemacht"?

„Ja, doch umsonst! sie blieb verschollen".

„Aber dann kann sie ja leben"!

„Wenn sie lebte, würde sie mir ein Zeichen ihres Lebens gegeben, und mich nicht so ganz vergessen

haben! rief Margarita. Meine Mutter nennt freilich seit langen Jahren nicht mehr ihren Namen, und hat ganz und für immer mit ihr gebrochen; aber ich nicht! o nein, nein! ich nicht! mich hat sie nicht beleidigt, nicht gekränkt! für mich war sie immer zärtlich und liebevoll. O wie sie mich küßte und ans Herz drückte, am Tage vor ihrer Flucht! Ich weinte sehr, aber ich ahnte nichts.... armes Kind, das ich war! O wenn ich sie aufzufinden wüßte — zu Fuß wollt' ich sie suchen gehen, diese unvergeßliche Melusine".

„Du solltest durch Deinen Mann Nachforschungen bewerkstelligen lassen, Ita", rieth Clotilde.

Margarita machte die eigenthümliche Bewegung, mit der sie den unwillkürlichen Widerwillen zu unterdrücken strebte: sie schloß momentan die Augen und sagte dann:

„Mein Mann hat unüberwindliche Vorurtheile. Er macht Folgerungen, die mir das Herz zerreißen. Ich hab es erfahren, als ich einmal mit ihm über Melusinen sprach. Das thue ich nie wieder. Und dann hab ich auch die Ueberzeugung, daß es umsonst sein würde. Sie ist todt — sonst hätte ich von ihr ein Lebenszeichen, einen Liebesgruß, irgend eine noch so leise, noch so ferne Mahnung erhalten. Aber nie! nie"!

Ulrich hatte den Hut auf die Augen gedrückt

und den Mantel über das Geſicht geſchlagen. Ach, er wußte, weshalb Margarita kein Lebenszeichen von Meluſinen erhielt, und wußte, daß für Margarita der Glaube an den Tod der Schweſter beſſer ſei, als die Ueberzeugung von deren Leben; dennoch kam ihm Meluſine gereinigt und ſeine frühere Liebe zu ihr geadelt vor, durch den Kultus, den Margarita ihr weihte.

Clotilde bemühte ſich Margarita von dieſen Erinnerungen abzuziehen, und bald langten ſie in Hochhauſen an. Die übrigen Wagen folgten, und Fürſt Anton ſprang im höchſten Zorn aus dem ſeinen.

„Wie? rief ihm Clotilde lachend entgegen, Sie ſind mutterſeelenallein gefahren, Fürſt? Das iſt nicht amüſant".

„Wer anders iſt ſchuld daran als Sie! rief er erzürnt; hatten Sie mir nicht verſprochen, mit mir zu fahren, und klammerten Sie Sich nicht an meine Frau und ſahen mich ſpöttiſch an, als Erberg ihr ſeinen Wagen anbot? mit wem ſollt' ich alſo fahren? und warum ſahen Sie mich ſpöttiſch an"?

„Weil Sie die größten Augen machten, die je in einem menſchlichen Antlitz Platz fanden, erwiederte Clotilde; und ich bin nicht mit Ihnen gefahren, um zu prüfen, ob Sie im Stande ſind, Ihren Verdruß zu verbergen. Sie ſind es nicht.... und das iſt mir eine Warnung".

„Eine Warnung, um mir nicht wieder ſolchen Schmerz und Schreck zu machen, Sie liebenswürdige Tigerin"? fragte er beſänftigt.

„Nein! ſondern um Ihnen weder zu Verdruß noch Zufriedenheit die geringſte Veranlaſſung zu geben. Ich ſpreche im Ernſt, fuhr ſie fort, als er ſie verblüfft anſtarrte. Daß ein Mann ſchweigen könne, ſetzt man immer großmüthig voraus, und dennoch irrt man häufig! bis zu dem Glauben, daß er ſich beherrſchen könne, geht aber die Großmuth nicht! dafür will man Beweiſe, und Sie ſehen .... Sie haben ſie nicht liefern können".

Sie kehrte ihm den Rücken.

Welch eine Frau! murmelte der Fürſt Anton heimlich. Welch eine Schlauheit, welch eine Feinheit! ganz wie eine Katze....—wie eine Katze im großen Styl, d. h. wie eine Tigerin. Sie packt einem das Herz an, und zerfleiſcht es gelaſſen und zierlich. Aber beſänftigen muß ich ſie! ich muß! ich muß! — Gott, was ſind Taubenſeelen, wie meine Frau, langweilig und fade gegen ſolche reizende Tigerin!

Unica machte die Wirthin mit aller Anſtrengung, deren ſie fähig war. Sie ſah ein, daß während Margaritas Anweſenheit jede Erklärung mit Ulrich nur eine gewaltſame und vielleicht ihr nachtheilige Cataſtrophe zur Folge haben könne, denn es war

ihr unmöglich ſich über Ulrichs Liebe zu täuſchen und über die Unhaltbarkeit des Bandes, das ſie mit ihm verknüpfte. So demüthigend es auf der einen Seite für ſie war, um ein Herz zu ringen, das ſich von ihr abgewendet: ſo reizte es doch auf der andern ihren Stolz, dieſen Kampf zu wagen. Denn Ulrich kannte ſie ja noch gar nicht! er wußte noch gar nicht, welche Liebe, Anhänglichkeit und Treue für ihn ſie beſeele! wenn er erfahren würde, wie ſie ihn ſeit zwei Jahren heimlich geliebt und heimlich um ihn gelitten — würde, müßte ihn das nicht rühren! rühren zur Liebe, nicht zum Mitleid? — So ſuchte ſie ſich zu beſchwichtigen, um nicht wieder vor Aller Augen kläglich aus der Faſſung zu kommen, und das Leben in Hochhauſen war munter genug, und ſcheinbar friedlich.

Ulrich hatte nicht Margaritas Verheißung: „wir ſprechen darüber", vergeſſen; allein er konnte nicht zu einem ungeſtörten Geſpräch, wie es auf einem Ball durch Muſik, Tanz und Tumult begünſtigt wird, in dieſem engen Zirkel gelangen. Es überfiel ihn zuweilen eine brennende Ungeduld, daß er beſtändig unter der Bewachung von Unicas ſcharfen Augen ſtand, daß ſie es ihm unmöglich zu machen wußte eine fortgeſetzte Unterhaltung mit Margarita zu haben. Sie iſt erfinderiſch in Störungen wie die Eiferſucht ſelbſt! dachte er. Aber ſchnell und erſchreckt

ließ er diesen Gedanken fallen, und bemühte sich dem Zufall, diesem Lastthier unsrer Thorheiten, die Schuld beizumessen. Hätte Margarita so sehnlichst wie Ulrich dies Gespräch gewünscht, so würden sie es ohne Zweifel trotz aller Hindernisse schnell herbeigeführt haben; aber sie wünschte es nicht, sie ängstigte sich davor. Ihr war zu Muth, als ob sie in demselben ihr eigenes Todesurtheil aussprechen werde; denn sie liebte ihn, und wollte ihm doch keine Hoffnung lassen. Sie war nicht gewiß, ob ihr Herz seine Zustimmung zu dem Gebot der Pflicht geben würde.

So verstrichen die Tage! sie brachten für Niemand eine Erklärung, und nur für Clotilde und Fürst Anton eine Versöhnung, die sein Noviziat beendete. Am Tage vor der Rückkehr nach Frankfurt gab Ulrich in Malans ein Diner. Man war schon früher ein paar Mal da gewesen, um die Gemälde und den Garten zu besehen, und es gefiel wegen seiner eleganten Einrichtung im Grunde Allen besser als das ernsthafte Hochhausen. Jetzt grade blühte im Gewächshause eine wunderschöne Strelitzia, und man ging hin, um die seltne Blume zu bewundern. Es war überhaupt die Blütenzeit der Pflanzen des südlichen Climas; der Gärtner zeigte noch verschiedene merkwürdige Exemplare; aber es herrschte eine drückende Hitze in dem Treibhause und Margarita verließ es, nachdem sie die Strelitzia betrachtet hatte,

mit Tony. Ulrich folgte ihr. Es war herrliches Wetter, hell und frisch, aber sonnenwarm.

„Wollen Sie einen Gang durch den Park machen? fragte Ulrich; hier draußen ist gesunde Luft". Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn, und Tony sprang voran. Ihr schlug das Herz so gewaltsam, daß ihr Arm, der auf dem seinen lag, zitterte. Sie gingen rasch und schweigend einige hundert Schritt. Endlich fragte Margarita:

„Werden Sie noch lange in Frankfurt bleiben"?

„Das weiß ich nicht! rief Ulrich; von dem, was auf Ihre Abreise folgen wird, weiß ich nichts, gar nichts! ich weiß nicht einmal, ob dann überhaupt noch eine Existenz möglich sein wird! denkbar ist sie nicht".

„Sie haben Unrecht, Graf! Waffenstillstand ist nicht Friede! wir müssen immer bereit sein, die alte Fehde wieder zu beginnen".

„Gegen wen die Fehde"?

„Gegen uns selbst".

„Sie beschließen das so leicht, als koste es Ihnen keine Mühe. Ist das wirklich der Fall? wird Ihnen wirklich leicht, was mir unmöglich scheint, Margarita"?

„Leicht oder schwer — einerlei! es muß sein! wir werden nicht gefragt, ob wir sterben wollen und der Tod kommt dennoch".

So komme er!....doch vorher das Leben! hör' an, Margarita! rief Ulrich und nahm ihre Hand in die seine.

„Barmherzigkeit! schweigen Sie"! rief Margarita heftig; ich hab' Ihnen verboten meinen Namen zu nennen".

„O, ich nenne ihn ja nicht! entgegnete er sanft; ich möchte Ihnen nur mein Herz sagen, und da find' ich nichts als Ihren Namen....oder Sie".

„O, schweigen Sie doch! rief sie außer sich, wollen Sie mich denn ganz elend machen"?

„Er sagte sanft und traurig: „Elend? weil ich Sie"....—

„Sie kennen mich, unterbrach ihn Margarita, Sie wissen, wie ich denke, wie ich fühle....o nein, nein! das Alles bedeutet nichts! — ich meine: Sie wissen, wie ich bin! Ich bin schwach und unbedeutend, ich habe gewiß tausendmal in meinem Leben gefehlt und Unrecht gethan, so, aus Unverstand, aus Gleichgültigkeit, aus Irrthum! aber, so lange mir ein Funken von Besinnung im Kopf — und ein Pulsschlag von Kraft im Herzen wohnt — thue ich nicht, was ich für Unrecht halte. Darum, als Sie mir neulich auf dem Ball sagten, Sie würden mir immer folgen — o, Sie wissen wol noch, was Sie sagten! — da nahm ich mir vor, Sie davon zurückzubringen, durchaus, um jeden Preis! denn es wäre

unrecht, es wäre Ihrer und meiner ganz, ganz unwürdig. O! Ulrich! wir sind nicht dazu geschaffen, um die Augen vor den Menschen niederzuschlagen".

„Stolzes Herz"! sagte Ulrich melancholisch.

„Ist das Stolz? rief sie. Nimmermehr! denn nur wenn ich im Gebet und in Thränen vor Gott auf den Knieen liege — nur wenn ich ganz zerknickt in meiner Seele, ganz zermalmt in meinem Herzen — nur wenn ich ganz gedemüthigt und ganz demüthig bin — fühle ich, daß wir nicht dazu geschaffen sind. Muß man denn stolz sein, um kein Unrecht zu thun"?

„Um keins thun zu wollen, Margarita".

„Sophismen"! sagte sie mit einem sublimen Lächeln.

„Aber warum wollen Sie mir nicht gestatten mein Leben in Ihrer Nähe, zu Ihren Füßen hinzubringen"? fragte Ulrich dringend.

„Weil es mir dann unmöglich sein würde, meine Pflicht als Gattin, vielleicht sogar als Mutter zu erfüllen; — denn es ist fürchterlich zu sagen, aber es ist wahr: mein Kind füllt nicht mehr allein dies Herz aus! Ich sage das, weil ich keinen falschen Vorwand finden kann, der Sie mehr überzeugen dürfte, und Sie müssen Sich durchaus von der Unmöglichkeit überzeugen, neben mir fortzuleben wie

bisher. Darum sprech' ich auch nicht von meiner Freundin, die Ihre Frau ist"…. —

„Und Sie thun wohl daran! denn Unica kommt bei dem Allen nicht soviel wie ein Strohhalm in Betracht"! rief Ulrich heftig.

„Freveln Sie nicht! entgegnete sie sanft; diese Frau fordert ihr Glück von Ihnen".

„Das hat sie nie gethan! Wir sind uns fremd, sie und ich. Vielleicht hat sie mich früher gehaßt…. ich weiß es nicht! aber vom ersten Augenblick an ist sie mir kälter und fremder als eine Fremde gegenüber getreten, und da sie mir kein Recht auf sich gegeben hat, so hat sie keins auf mich. Ich bin frei"!

„Wohl Ihnen! sagte Margarita mit verzweiflungsvoller Trauer. Aber, fuhr sie gefaßt fort, vergessen Sie nicht, daß ich nur von meinen Verhältnissen redete. Was Sie in den Ihren zu thun haben, um zu schonen, zu lindern und zu heilen — das muß Ihnen Ihr Gewissen sagen. Doch, wenn Sie auch frei wären wie die Lerche, wie die Luft — was hilft es uns?….ich bin es nicht". Ihre Arme sanken mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit schlaff herab, und ein paar Thränen rollten langsam und schwer über ihre Wangen.

„Uns? Margarita, Sie sagen uns! rief Ulrich hingerissen und nahm ihre Hände; wissen Sie, daß

dies Wort ein Balsam für all die grausam verwundenden Worte ist, die Sie vorher gesagt haben"?

„Ob ich das weiß? erwiederte sie mit einem jubelnden Lächeln; bilden Sie Sich denn ein, irgend etwas über uns zu wissen, das ich nicht wüßte? glauben Sie denn, daß zwischen Ihnen und mir Erklärungen und Geständnisse nöthig sind? .... — Sie unterbrach sich und fuhr ernst fort: sie sind überflüssig und wir müssen sie vermeiden, weil sie uns weich machen würden, und wir müssen hart sein".

„Nun endlich — was haben Sie beschlossen, Margarita! in Ihrer Hand liegt unsre Zukunft. Du bist die Mächtigere von uns Beiden .... also sprich"!

Sie wurde weiß wie Marmor, trat zurück, lehnte sich an einen Baum, und sprach ohne ihn anzusehen, zum Himmel aufblickend: „Sie sollen fortleben, als wäre Ihnen nie eine Margarita begegnet".

„Das ist unmöglich! entgegnete Ulrich ruhig; ist die Sonne einmal aufgegangen, so kann man nicht mehr von ihr begehren, daß sie den Tag in Nacht verwandle".

„Aeußerlich ist es nicht unmöglich! laß uns brechen, Ulrich, hier, gleich, auf der Stelle, und für immer"! — Sie schwieg athemlos.

„Nein, das thue ich nicht"! sagte Ulrich.

„Er thut es nicht"! sprach sie langsam.

„Denn ich liebe Dich, Margarita! ich kann nicht auf etwas eingehen, was ich nicht halten kann. Ich werde immer zu Dir zurückſtreben, und früher oder ſpäter, aber dereinſt gewiß! auch zu Dir zurückkehren".

„Nie, Ulrich! rief ſie. O merke Dir das: nie! nie"!

„Du liebſt mich nicht, Margarita"! ſagte er vorwurfsvoll.

„Bah"! antwortete ſie mit einer Gleichgültigkeit, die ihn entzückte.

„Wenn Du mich ſo liebteſt, wie ich Dich liebe, ſo würdeſt Du mir doch eine ferne Hoffnung wenigſtens laſſen — fuhr Ulrich trübe fort; ich begehre ja nicht, wie Andre, die Erfüllung glühender Wünſche, aber in dem Zauber himmliſcher Hoffnungen ſollteſt Du mich doch ruhen laſſen".

„O, ſprich nicht ſo, Ulrich! rief Margarita weinend; mach' mir Vorwürfe, zürne mir....aber ſei nicht traurig! o, nicht traurig! ſieh, wenn Du traurig biſt, ſo flüſtert mir mein Herz zu, ich hätte Unrecht, und dann möcht' ich, um dies Unrecht gut zu machen und um Dich lächelnd und heiter zu ſehen....mein Blut, mein Leben, meine Seele für Dich hingeben... denn ich liebe Dich, Ulrich". Es waren überirdiſch ſüße Inflexionen in ihrer Stimme, ein unirdiſcher Glanz in ihrem Auge, in Blick und Bewegung eine Tiefe, eine Innigkeit, daß Ulrich urplötzlich wie von

unendlicher Ruhe überſtrömt ward, den Arm um ihre Schulter legte und friedlich ſagte:

„Du liebſt mich! dagegen iſt im Grunde Alles gleichgültig:

„Laß mich"! rief ſie und machte ſich haſtig los. Sie glühte und zitterte. Sie war prächtig anzuſehen mit dem demüthig flehenden Blick, mit der ſtolzen, ſcheuen Bewegung. Plötzlich rief ſie mit einem ſublimen Inſtinkt: „Tony! komm her, Tony"!

Die Kleine antwortete aus der Ferne.

„Du biſt ein Engel, Margarita! ſagte Ulrich und küßte ihren Shawl, deſſen Franze noch auf ſeinem Arm lag.

„Ich! o Herr und Gott"! rief ſie und drückte ihre gefalteten Hände vor die Bruſt.

„Ja, ein Engel! und nicht ſo, Margarita, wie man tauſendmal eine liebliche Erſcheinung, die Grazie, die Schönheit oder die Güte, Engel genannt hat; ſondern Du haſt die Seele, die unbefleckte Reinheit eines Engels! Du haſt die Jungfräulichkeit der Gedanken und ein Paar ſchneeweißer Flügel, welche nie vom Staub der Erde berührt wurden, und welche Dich daher immer in den Himmel zurücktragen können".

Tony kam gelaufen; Margarita nahm ſie an die Hand, und gab den andern Arm an Ulrich. So gingen ſie nach dem Schloß zu, und Margarita gewann zuerſt wieder Faſſung, und ſagte lächelnd:

„Wissen Sie wol, daß Ihre große Unthätigkeit mich beängstigt? Sie haben ja gar keine ernste Beschäftigung, und ein Mann ohne dieselbe kommt mir seltsam unfertig vor".

„Sagen Sie lieber untauglich", versetzte Ulrich.

„Das ist ein Vorwand! Sie hätten nie die positive Carriere verlassen sollen. Sie, niemals".

„Halten Sie mich für fähiger, als jeden Andern, darin mein Glück zu machen"?

„Ich lasse mich nicht darauf ein, Ihnen Complimente zu sagen! — ich meine, daß es kein besseres Gegengewicht für die Oscillationen der Gedanken und für die Vibration der Leidenschaft giebt, als eine ganz positive Sphäre, die Sie zwingen würde Sich mit den Realitäten zu beschäftigen".

„Dieser Zwang ist nur zu ertragen, wenn man entweder sein Leben dadurch fristen muß, oder Ehrgeiz besitzt, oder endlich eitel genug ist, um an seine besonders hohe Befähigung zu glauben. Ich habe keins dieser drei Motive.

„Sie würden Geschmack und zuletzt Interesse an einer Carriere finden, der Sie Ihre Zeit, Ihre Fähigkeiten, Ihre Anstrengung zuwenden".

„Und für welchen Lohn"?

„Für äußere Ehre und innere Befriedigung, welche beide einer nützlichen und thätigen Wirksamkeit nicht fehlen".

„Es ist ein allgemeines Vorurtheil der Frauen, daß ein Mann sein Leben am Schreibtisch verbringen muß wie ein Seliger; daß er unbeschreiblich glücklich sein muß, diplomatische Depeschen zu stylisiren, oder Prozesse zu schlichten, oder kaufmännische Speculationen zu machen, oder wissenschaftliche Hypothesen aufzustellen; daß es seine höchste Befriedigung ist, Stöße von Papier mit Buchstaben und Zahlen anzufüllen. Ferner: daß wenn er dies einige Jahre getrieben habe, so sei nichts auf der Welt leichter für ihn, als wenigstens Vicekönig oder Staatsminister, wenigstens ein Metternich, ein Newton, ein Rothschild zu werden. Sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie das nicht denken — wenn nicht für alle Männer, doch für den, der Sie interessirt".

„Versteht sich! das denk' ich sehr"! sagte Margarita lächelnd.

„Und das kommt daher, weil die Frauen diese Seite der Realitäten nur unvollkommen kennen! sie werfen nur dann den Blick auf eine dieser Sphären, wenn in derselben ein Stern erster Größe strahlt, oder ein Komet sie durchzieht; daß außerdem eine Milchstraße darin wimmelt, bemerken sie gar nicht; die Masse und was aus der wird, ist ihnen vollkommen gleichgültig. Der Mann, für den sie sich interessiren, ist nach ihrer Meinung Stern erster Größe, w möglich Komet".

„Ja, das ist wahr"! sagte Margarita.

„Der Mann soll sich nur eine Laufbahn erwählen, so wird er auch das höchste Ziel erreichen, so meinen die Frauen — fuhr Ulrich fort; aber ach! ein Genie in der Liebe ist darum noch keins in der Jurisprudenz oder der Diplomatie".... —

„Männer sind aus Liebe, um sich einen glänzenden Namen oder Vermögen zu erwerben, Künstler und Spekulanten worden"....unterbrach Margarita.

„Dann war die Geliebte ihr Lohn! erwiederte Ulrich; und das giebt freilich der Sache eine andere Wendung. Aber glauben Sie mir, die kahle Beschäftigung mit Akten oder Depeschen oder Staatspapieren, das öde Abhaspeln eines Pensums für die nächste Sitzung, die Lösung einer Aufgabe, nur weil sie gelöst sein muß, gleichviel von wem, unter Hunderten — das hat nie einen Mann befriedigt, so lange er Mensch geblieben und nicht zur Maschine herabgesunken ist. Eine solche Beschäftigung nun gar als Trost vorzuschlagen, als Balsam für blutende Wunden, als Ersatz für das unerfüllte Verlangen des Herzens — wäre Hohn von andern Lippen, von den Ihren — Verzeihung, daß ich es sage — ist es Unkenntniß".

„Ich habe doch von Männern gehört, entgegnete Margarita, die sich in den unabweislichen Drang des thätigen Lebens warfen, um den Sturm der

Leidenschaft zu betäuben oder die Schläge des Schicksals auf ihr Herz zu verschmerzen".

„Betäuben und verschmerzen läßt sich viel, sogar Alles, wenn man es darauf anlegt. Es fragt sich nur, ob es ein Gewinn ist. Es fragt sich nur, ob das Gift, womit man sich gewaltsam heilt, nicht edlere Organe tödtet, als je unsre Herzenskrankheit gethan haben würde. In meinen Augen ist fühlen besser als stumpf sein; lieben besser als erkalten".

„Aber man kann ja fühlen und lieben — und dennoch thätig sein".

„Man kann allerdings, aber man mag nicht! der Pulsschlag des Gefühls geht so rasch und absorbirt dermaßen alle Kräfte, daß die Existenz uns matt erscheint, wenn wir ihn zu mäßigen versuchen".

„Und so wollen Sie denn inkurabel sein"?

„Keineswegs....denn ich bin nicht krank".

„O warten Sie nur! rief sie schwermüthig; das Wundfieber bleibt nicht aus".

Ihre Ankunft im Schloß unterbrach das Gespräch. Margarita blieb zerstreut. Sie überzeugte sich, daß ihre Explication mit Ulrich im Grunde zu keinem bestimmten Ziel geführt hatte, weil er auf ihren Vorschlag der Trennung nicht eingegangen war. Sie hatte nichts weiter gewonnen, als daß sie ihm ihre Liebe gestanden hatte. Zuweilen fühlte sie sich selig erleichtert, befreit von dem Druck des schweren

Geheimnisses; zuweilen graute ihr vor ihrer eigenen unermeßlichen Schwäche, die ihr ein Liebesgeständniß abgelockt in dem Moment, wo sie ein Todesurtheil der Liebe sprechen wollte. Dann sah sie doppelt klar die Nothwendigkeit ein, um jeden Preis Ulrich von sich zu entfernen. Ulrich war glücklicher denn je; sie liebte ihn; er ruhte in der Gewißheit ihrer Liebe. Er fragte sich wol auch: Wie wird das enden? wie wird unser Schicksal sein? — Aber dann fügte er rasch hinzu: Jede andre Liebe weiß ihr Schicksal; diese weiß es nicht — denn sie hat keins, und daher hat sie auch weder Störung, noch Wechsel, noch Ende. — —

Am andern Tage kehrte man nach Frankfurt zurück. Der Fürst fand einen Brief von seiner Mutter vor, der ihm die Nachricht brachte, Severin sei durch eine tödtliche Krankheit seines Vaters an dessen Sterbelager gerufen, und habe daher Ambrach auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer verlassen.

„Morgen wird gepackt und übermorgen gereist", sagte Fürst Anton zu Margarita, nachdem er ihr den Brief mitgetheilt. — Er war in sehr übler Laune von Hochhausen zurückgekommen, denn er hatte die Eigenheit verdrießlich zu werden, wenn er sich etwas vorzuwerfen hatte. Vor acht Tagen würde er den Brief bei Seite gelegt und gesagt haben: Ambrach wird nicht untergehen! meine Mutter versteht gut zu

regieren! — Jetzt verging er vor Ungeduld, verwünschte die Reise nach Frankfurt, den Aufenthalt, die Langeweile, die Kosten, sich und Alles; und Margarita sah ein, daß Widerspruch unmöglich, daß die letzte Stunde ihres Glücks gekommen sei. Die Umstimmung ihres Mannes schrieb sie nur dem Brief zu; sie war nicht daran gewöhnt ihn zu beobachten, und wäre sie es auch früher gewesen, so würde sie es in dieser Zeit vergessen haben.

Für Ulrich war diese unerwartete Nachricht wie ein Hammerschlag vor der Stirn, wie etwas Unerhörtes, Undenkbares, Unmögliches. Acht — im besten Fall vierzehn Tage, hätte höchstens noch Margaritas Anwesenheit gedauert, und immer war die Trennung unvermeidlich! aber acht Tage sind für die Liebe, im Beisammensein mit dem geliebten Gegenstand, so lang wie das Leben, weil sie in jeder Sekunde das Leben vollständig genießt. Hingegen Unicas Herz zitterte vor Freude, und ihre Stimme verrieth es, obgleich sie sagte:

„Wie? schon so früh und so plötzlich"?

Der Tag vor einer Abreise ist unter gleichgültigen Umständen verdrießlich und beschwerlich; mischt das Herz sich hinein, so ist es vielleicht die ärgste moralische Folter. Es ist schon besser im Wagen zu sitzen oder dem fortrollenden Wagen nachzublicken, als in der Erwartung zu sein: Nun

kommen die Pferde .... nun wird angeſpannt, nun fährt der Poſtillon vor! .... — Steht man einmal auf dem Schaffot, ſo iſt es am Beſten, daß das Richtſchwert augenblicklich falle, ohne dem Verurtheilten lange Zeit zur Beſinnung zu laſſen. — Ach, und hinterher, wenn man das Geliebte nicht mehr ſieht, wenn ſich die Meilen, die Stunden, die Tage dazwiſchen legen, ach! wie ſehnlich wünſcht man ſeinen Anblick, und ſollte es auch nur während der Convulſionen der Abſchiedsſtunden ſein!

Es war das abſcheulichſte Winterwetter eingetreten, wie das zur Zeit des Aequinoctiums gewöhnlich iſt. Der Schnee ſtürzte wie aufgelöſte Wolken vom Himmel herab, und der Sturm durchwühlte ihn wie Staub.

„Du kannſt nicht fahren, lieber Thierſtein"! verſicherte Ulrich am Morgen der Abreiſe.

„Es geht nun ſchon nicht anders! erwiederte Fürſt Anton gelaſſen, es iſt gepackt, wir ſind auf dem Sprunge. Kommen wir heute nicht bis Heidelberg, ſo bleiben wir in Darmſtadt".

Margarita ſagte nichts. Sie konnte nicht ſprechen, denn ſie hatte keine Gedanken. Ueberdas war es ihr unmöglich geweſen, ein zweites, ungeſtörtes Geſpräch mit Ulrich zu haben; und Alles, Alles, was ſie nicht geſagt, war auf ihrem Herzen geblieben und drohte ſie zu erſticken.

„Sie hätten wenigstens das Ende des Monats abwarten sollen, ehe sie reisen, sagte Unica, um doch auch etwas zu sagen; Sie werden Ambrach noch in Schnee vergraben finden".

„Wahrscheinlich! versetzte Fürst Anton; aber wir nähern uns dem Ende des Monats; und dann pflegt der nominelle Winter doch überall aufzuhören".

Ulrich dachte daran, daß heute der Tag war, an dem er Meluſine wiedergefunden, um ſie auf ewig zu verlieren. Dies Zuſammentreffen überwältigte ihn. Er wollte ſich heute nicht von Margarita trennen. Darum ſetzte er hinzu: „Wenn Du heute nur bis Darmſtadt fahren willſt, lieber Thierſtein, ſo begleite ich Dich dahin. Das wird meine Beſorgniß um den Fortgang der Reiſe heben — denn ich geſtehe Dir, ich bin beſorgt".

„Gut, ſagte Fürſt Anton, alſo bis Darmſtadt! das iſt ſicherer. Bei Sturm und Schnee kann man nie wiſſen, was geſchieht".

„Margaritas blaſſes, zerſtörtes Antlitz verklärte ſich, während Unica erbleichend ſagte:

„Die Fahrt wird Dir gewiß ſchaden, Ulrich".

„Du wirſt Dich morgen vom Gegentheil überzeugen", ſagte er.

„O, rief ſie, Du wirſt Deinen Ritterdienſt nicht auf heute beſchränken".... —

„Ich bin auf den Knieen dankbar, unterbrach

Ulrich, daß die Fürstin ihn sich heute will gefallen lassen. Länger ihn anzubieten würd' ich nie wagen".

Er befahl, daß sein Wagen ihm folgen solle, und, nachdem man endlich definitiv Abschied genommen und die Abreise bis Mittag verschoben hatte, setzte Ulrich sich zum Fürsten und Margarita in den Wagen. Er war geschlossen, die Reisenden hatten sich gegen die Kälte wohlverwahrt. Ulrich saß mit unnennbarem Wolbehagen Margariten im engen Raum gegenüber. Die paar gewonnenen Stunden gaben ihm ein Gefühl von Triumph; er fand darin eine Verheißung, daß er die Zukunft ebenso besiegen werde.

Sie langten langsam fahrend, zwar erst Abends, jedoch wohlbehalten in Darmstadt an. Nach dem Speisen sagte Margarita mit ungewöhnlicher Entschlossenheit zu ihrem Mann:

„Wirst Du nicht das Versprechen erfüllen, welches Du bei Deiner Durchreise an Herr von Burdeck gemacht hast und ihn besuchen"?

„Das hätt' ich wahrhaftig vergessen! gut, daß Du mich erinnerst, Ita! der arme Burdeck hätt' es am Ende übel genommen. Verarmte Menschen sind empfindlich, man muß sie schonen....besonders wenns gute Freunde sind".

Kaum war er aus der Thür, so schöpfte Mar-

garita Athem, machte Ulrich ein befehlendes Zeichen ſich zu ihr zu ſetzen, und ſagte:

„Ich weiß wirklich nicht, ob Sie mich neulich in Malans verſtanden haben".

„Die Hauptſache hab ich verſtanden, erwiederte Ulrich, und ich ſehe daraus, daß keine Macht, des Himmels noch der Erde, uns trennen kann".

„Sie bringen die Frage wieder in ein Gebiet, deſſen Herrin ich nicht mehr bin, ſeit ich ſchwach genug war, mehr zu ſagen, als ich wollte und ſollte. Aber ich bitte Sie um Gotteswillen das nicht zu thun! ſprechen wir heute nicht von Liebe, ſondern von Pflicht! Das iſt hart, grauſam, unnatürlich — nicht wahr? und Sie meinen wol gar, ich verſtände nichts von Liebe, und Sie werden die Ihre einem Weſen zuwenden, das ſie beſſer erwiedert! O wenn Sie das thäten....das wäre Recht! ich würde wol ſterben, aber Sie hätten tauſendmal Recht!....Denn ich verſtehe nicht mit meiner Pflicht zu parlementiren, und darum iſt's unmöglich, daß wir uns je wiederſehen".

Sie hatte mit fiebriſcher Leidenſchaftlichkeit geſprochen. Ulrich ſah wol, daß dies keine Kraft, ſondern Excitation war. Er ſagte:

„Sie werden Sich in der Einſamkeit von Ambrach anders beſinnen. Die Stille, die Ruhe werden Sie in Ihrem Herzen heimiſcher machen als bisher,

und Sie werden deſſen Wünſchen auch eine Stimme gönnen. Jetzt haben Sie Sich fanatiſirt“....

„Für meine Pflicht! rief ſie. Gott erhalte mir den Fanatismus“!

„Keine Exaltation widerſteht der Zeit, Margarita; Du wirſt mich rufen! nach einem Jahr, vielleicht nach drei, nach fünf, nach zehn Jahren! aber Du wirſt mich rufen. Dann merke Dir das: ich werde Dich fortlieben mit unſäglicher Liebe! mein Auge bleibt offen über Dir, meine Seele wachſam! Du kannſt Dich nicht den geheimnißvollen Einwirkungen entziehen, welche eine ſolche Verbindung auf Dich übt! Du mußt unwillkürlich Deine Gedanken dem zuwenden, deſſen alleiniger Gedanke Du biſt. Deine Sehnſucht muß der meinen begegnen, Dein Wunſch auf meinen Wegen gehen. Wenn die Liebe keine Gewalt über die Seelen hätte, wenn ſie nur das Aug' ergötzte und den Sinnen ſchmeichelte, ohne unbegreifliche Revolutionen im innerſten Weſen und Leben zu bewerkſtelligen — würde ſie dann noch Liebe ſein? — Vielleicht, Margarita, hab' ich nicht verdient Dir mehr zu ſein als eine Unterhaltung für öde Momente — das iſt Frauenart! — doch Du haſt von Liebe zu mir geſprochen; ſieh, Margarita! dann muß eine ſolche Umwälzung in Deiner tiefſten Weſenheit vorgegangen ſein, daß Du Dich ſelbſt kaum mehr erkennen kannſt“.... —

„Ulrich! sagte Margarita dumpf und unterbrach ihn, indem sie die Hand auf seinen Arm legte — was Du sagst, ist ganz wahr, aber Du bist barbarisch und keiner Liebe werth, weil Du es sagst....in diesem Moment sagst, wo ich wie um meine Seligkeit um Kraft ringe. Geh! geh!....O nicht so hätte ich von Dir scheiden mögen". Ihre Stimme brach in Thränen.

„Gnade! sagte Ulrich und warf sich vor ihr nieder; schicke mich nicht so fort, nicht mit Vorwürfen, nicht im Zorn! Ich habe Unrecht, Du hast Recht... denn Du bist Engel, ich nur Mensch!...Wir wollen uns trennen, Margarita! aber Du mußt lächeln, Du mußt mich segnen, mußt mich lieben"! Er umschlang ihre Knie und drückte sein Gesicht in ihre Kleider.

„So ist's Recht! sagte sie; lieben muß ich Dich und segnen will ich Dich. Steh' auf! kniee nicht vor mir! die Huldigung gebührt edleren Geschöpfen als ich bin. Du und ich — wir müssen uns Aug' in Auge sehen". Er stand auf und setzte sich neben sie.

Sie gab ihm die Hand, freiwillig. Zum ersten Mal hielt er die feine Hand ohne Handschuh in der seinen, und ihre zierlichen Finger legten sich geschmeidig um seine Finger. Sie weinte nicht mehr, und es war auch kein Schmerz mehr auf ihren Zügen. Nur im Auge blieb die tiefe Trauer, aber die Liebe

ſtreute ihren Glanz und ihr Glück darauf: es glich einer Nacht voll goldner Sterne. So ſaßen ſie ſchweigend bei einander — lange, lange; denn für die Liebe iſt Schweigen die paſſendſte Sprache! es iſt feierlich und daher mächtig, unentweiht und daher der ſchönſten Deutung fähig. Eine Liebe, die immer Worte hat, nimmt dieſe nicht aus dem Herzen. Das Herz fühlt zu gut, wie eng die Grenzen des poſitiven Wortes ſind, um ſich nicht fern von ihnen zu halten, ſobald ſich eine grenzenloſe Nacht in ihm regt. Ein König mag ſich nicht in die Knechtſchaft begeben.

Später dachte Ulrich oftmals an dieſen Moment voll ekſtatiſcher Stille, der ihm nichts gegeben, als einen Blick und eine Hand. Er wußte wol, was es heißt glücklich ſein, wie alle Menſchen es ſind — er brauchte nur Meluſinens zu gedenken! aber neben Margarita war er anders glücklich geweſen als die Menſchen es ſind. Jenes kann man vergeſſen; dieſes nicht.

Jetzt ſagte er endlich leiſe:

„Nun werd ich gehen, Margarita, und ohne Abſchied, mein Engel! Alles, was Du mir ſagen und geben konnteſt, haſt Du mir geſagt und gegeben: Deine ganze, reine, himmliſche Seele. Jetzt fühl' ich, daß Du nicht anders kannſt, darum will ich nun fort".

„Jetzt, am Abend, in die kalte Schneenacht hinein"! rief sie erschreckt.

„Wozu soll ich hier bleiben, ohne Dich zu sehen? Dir nah' und nicht bei Dir — das ist tödtender als eine Winternacht da draußen. Bliebe ich, so lief' ich immer Gefahr etwas zu sagen, was Dir mißfiele, wie vorhin; Du würdest zürnen oder weinen und beides kann ich nicht ertragen. Du mußt lächeln, Margarita, denn die Seligen lächeln, und Du kommst mir vor wie eine Selige".

„Herr und Gott! rief Margarita und hob ihre gefalteten Hände gen Himmel, Du weißt, ob ich leide oder ob ich selig bin".

„Ja, so bin ich, Margarita! fuhr Ulrich trübe fort; ich würde mein Leben auf der Stelle fortwerfen, wenn es sich darum handelte, Dir eine Sekunde voll Kummer zu ersparen: so heilig ist mir Dein Friede. Und dennoch ist mir die Vorstellung, ich kann nicht sagen wie schmerzlich, daß ich allein durch unsre Trennung leide".

„Es wird sich zeigen, wer von uns mehr leiden wird", antwortete sie sanft.

„Aber ich werd' es nicht wissen, Margarita! rief Ulrich außer sich. Und weißt Du wol, daß das alles Unsinn und ganz unmöglich ist, was wir da gesagt haben von Trennung und Nichtwiedersehen? ich werde Dich wiedersehen, und ich will es! es

giebt tauſend Mittel, um ſich dem geliebteſten Weſen zu nahen! ich werde ſie finden, ohne Dein Wiſſen. Ich werde Dich ſehen, aus der Ferne Deine Stimme hören, Deinen Schritt belauſchen, und dann getröſtet in meine Abgeſchiedenheit zurückkehren — denn ich habe mich alsdann durch Deinen Anblick überzeugt, daß Du leideſt wie ich".

„Du wirſt es nicht thun, Ulrich! rief Margarita. Sage mir, glaubſt Du, daß ich meinetwegen das thue, was ich für meine Pflicht halte — etwa für die Ruhe meines Gewiſſens, oder aus Achtung für meinen Mann, oder aus Rückſicht für die Welt? O mein armer Ulrich! wenn Du das glaubſt, ſo haſt Du eine zu hohe Meinung von mir! Nein nein! ich ſage Dir, es giebt Momente, in denen ich wähne, die Stimme Gottes zu hören, die mir zuruft: mein Leben müſſe dem gehören, dem meine Liebe gehört!.... O mäßige Deine Freude! Ulrich, mein Herz kann das Gebot Gottes vergeſſen, aber es verliert nicht den Inſtinkt für ſein Kind! dem Kinde muß der Name der Mutter heilig bleiben, und ich muß verdienen, daß dem ſo ſei. Darum bleibſt Du mir fern, bis ich Dich rufe, und dieſer Ruf wird erſt aus meinem Grabe zu Dir tönen.... aber dann, gewiß".

„Dann gewiß! wiederholte Ulrich: mit dieſer Zuverſicht laß mich ſcheiden"

Sie ſtanden auf, Hand in Hand. Ulrich bebte vom Scheitel zur Sohle.

„Aber weißt Du denn, daß Dich zu verlaſſen ſchwerer als ſterben iſt"! brach er plötzlich aus, und umſchlang Margarita mit der Energie der Verzweiflung und Leidenſchaft. Sie legte die Hand auf ſein Herz und ſah ihn an. Wer kann ſagen, welche Entzückungen und welche Qualen auf dieſem Blick von Seele zu Seele ſtürmten!

„Nun geh'"! flüſterte Margarita.

Er preßte ihren Kopf an ſeine Bruſt, ſeine Lippen auf ihre Stirn — und ging.

Margarita blieb mitten im Zimmer ſtehen, mit ausgebreiteten Armen. Als er hinter der Thür verſchwand, war ihr zu Muth, als habe ſie die Welt aus ihren Armen fallen laſſen. Auf der nämlichen Stelle ſank ſie in ſich ſelbſt zuſammen. — — —

Fürſt Anton kam erſt nach einer Stunde zurück. Margarita war zu Bett gegangen.

„Schläfſt Du"! rief er mit einer Stimme, welche Todte hätte erwecken können; weshalb iſt denn Erberg fortgefahren, wie ich eben vom Kellner höre"?

„Du weißt, Unica war beſorgt um ihn! drum benutzte er die ſtille, klare Nacht zur Rückfahrt — und ich rieth dazu", entgegnete Margarita.

Und Ulrich fuhr durch die ſtille Nacht! Er lag bewußtlos im Wagen, ohne zu denken noch zu fühlen.

Es giebt Momente von Körper- und Seelenleiden, wo der Schmerz einen so hohen Grad erreicht, daß man nichts mehr von ihm weiß, weil man von sich selbst nichts mehr weiß. Man hat dermaßen das Gedächtniß von einem frühern bessern Zustand verloren, daß man nicht mehr Sonst und Jetzt vergleichen kann. Man leidet mechanisch, ich möchte sagen stupid fort, und wahrlich! diese Stupidität erquickt, denn je geringer unsre Fähigkeiten sind, um desto weniger haben sie Schwung, und ein starker Schwung ist das sicherste Mittel, um Glück zu ersehnen und Leid zu erreichen.

Erst als Ulrich die Schwelle seines Hauses überschritt, fiel ihm ein, wie elend er in Zukunft ohne Margarita sein werde, hier, grade hier, wo er mit ihr und durch sie so glücklich gewesen. Sein Herz drohte zu brechen. Er legte die linke Hand darauf; das war die, in welcher er Margaritas Hand gehalten. Das Herz brach nicht und zwei Thränen drängten sich stürmisch aus seinen Augen.

Catastrophe.

Margarita wurde bei ihrer Heimkehr mit eisiger Kälte, durch welche eine Schattirung gehässigen Triumphes glitt, von ihrer Schwiegermutter empfangen. Die Fürstin hatte sich in ihrer Abwesenheit gewandt wie eine Schlange Severins zu bemächtigen gewußt. Anfangs aus Neugier und Langeweile, später aus Groll und Schadenfreude beschäftigte sie sich mit ihm, behandelte sie ihn mit Herzlichkeit und Vertrauen, nahm sie eine mütterlich vorsorgende Theilnahme an. Der arme unerfahrne Mensch, gereizt und erbittert gegen Margarita, unzufrieden mit sich selbst, zu schwach und zu eitel, um sich selbst zu gestehen, daß er nur die Strafe seiner Thorheit trage, fühlte eine große Erleichterung darin, seine Schuld, d. h. seine Verkehrtheit, fremden Schultern als Schuld aufzubürden. Er sagte nicht geradezu, Margarita sei ihm mit Liebe entgegen gekommen und habe ihn darauf fortgestoßen, als Ulrich in Ambrach erschienen sei; aber er erzählte es in einer Weise, welche diese Deutung der Fürstin am wahrscheinlichsten machte, um so mehr, da Severin die heiligste Wahrheit zu sagen glaubte, und die

Fürſtin ſelbſt eine Veränderung in Margaritas Benehmen gegen ihn deutlich bemerkt hatte. Um ſich Severins Vertrauen zu bemächtigen, hatte ſie damit begonnen, Sohn und Schwiegertochter mit Rührung und Zärtlichkeit zu loben, und Furcht über den Einfluß zu äußern, den das Leben in der Welt und mit Weltmenſchen auf Beide haben könne. Wenn dieſe Leute auch nicht alle verderbt wären, ſo wären ſie doch ſehr leichtſinnig und oberflächlich, wie Graf Erberg ein Beiſpiel liefere; und grade ſolche Männer wären am gefährlichſten, weil am blendendſten, für Frauen beſonders. Dann fuhr ſie fort von ihrem Sohn zu ſprechen, wie er ſo gut und vertrauensvoll ſei, und wie rathlos und unerfahren Margarita! ſie ſei zwar auch gut, ſehr gut, aber doch etwas leichtſinnig, wenigſtens leichtgläubig, und dabei von kaltem, egoiſtiſchem Herzen — daher gefallſüchtig. Und lieber Himmel! welche hübſche junge Frau iſt das nicht! es thue ihr nur leid um ihren Sohn. — Dies Alles fein deſtillirt, und ihm tropfenweiſe und allmälig beigebracht, endlich überzuckert mit heuchleriſchem Wohlwollen, als verſuche ſie ihn zu tröſten über Margaritas unredliches Verfahren — verfehlte nicht die gehörige Wirkung auf Severin zu machen. Seine Eitelkeit ward jetzt eben ſowol durch die falſche Freundlichkeit der Fürſtin, wie früher durch Margaritas wahre geſchmeichelt;

denn das unersättlichste Raubthier auf der Welt ist die Eitelkeit! sie nimmt mit jeder Nahrung vorlieb; sie verschlingt Steine, wie der Strauß, und Leichen wie die Hyäne; sie unterscheidet nicht, was gut und schlecht, was gesund und schädlich ist; sie begehrt nur Futter, um sich aufzublähen. Diese ungesunde Kost bewirkt denn auch, daß alle Menschen von großer Eitelkeit etwas Krankhaftes haben. Es wird uns nicht wohl in ihrer Nähe; ihr Haschen nach Effect, ihr Streben, um bemerkt zu sein, ihre Todesangst, übersehen zu werden, die Ungewißheit über ihren Sieg, der bittre Haß gegen Rivale, ihre rastlose lauernde Unruh — das Alles beängstigt uns wie das Treiben eines Fieberkranken. Man pflegt oft, gleichsam zur Entschuldigung der Eiteln zu sagen, auch große Menschen wären eitel, z. B. Napoleon auf seine kleine Hand, Lord Byron auf sein schönes Gesicht, Frau von Staël auf ihre brillante Conversationsgabe. Das mag sein; aber wahrlich, sie sind durch andre Mittel als durch ihre Eitelkeit groß geworden!

So klagte denn Severin der Fürstin sein Leid, und sie hörte mit scheinheiliger Trauer jedes Wort der Klage und des Tadels über die gehaßte Schwiegertochter an. Sie haßte sie instinktmäßig nach jenem uralten Prinzip, das den Ahriman zum Feind des Ormuzd, den Dämon der Finsterniß zum Feind

des Dämons des Lichtes macht. Vielleicht überredete sie sich auch wirklich, daß Margarita all die Schuld begangen habe, welche sie entschlossen war, ihr aufzubürden. Hatte doch Severin gestanden, Margarita habe ihm, während Graf Erbergs Anwesenheit, Geld geboten, um ihn von Ambrach zu entfernen. Warum macht man einem Mann einen solchen Vorschlag? entweder um sein Schweigen zu erkaufen, oder um seine Aufmerksamkeit einzuschläfern. Ferner: Margarita besaß aber nicht Geld genug, um Severin eine Summe anzubieten, welche ihrem Vorschlag entsprechend sei; folglich mußte sie dieselbe von Jemand entlehnen, dem ebenso sehr wie ihr selbst an der Entfernung eines Wächters gelegen sei — folglich von Erberg. So war es denn sonnenklar erwiesen, daß Margarita ein sträfliches Verhältniß mit Severin abgebrochen hatte, um eins mit Ulrich anzuknüpfen. Dazu kamen Jeans Berichte, der Margarita mit dem Einen und dem Andern hatte spazieren gehen sehen; der einmal Ulrich am Fuß der kleinen Wendeltreppe begegnet war, welche zu Margaritas Zimmer führte. Alles, was die Niedrigkeit voraussetzt und die Gemeinheit annimmt, sprach gegen Margarita.

Die schwere Krankheit und die versöhnliche Stimmung seines Vaters riefen Severin von Ambrach fort, als die Fürstin seiner nicht mehr be-

durfte; darum trieb ſie ihn zur Abreiſe. Bliebe er, ſo könnte er vielleicht ihre Plane durchkreuzen, und Verſchiedenes erläutern oder widerrufen wollen. Er ſelbſt ging gern. In tiefſter Seele mogte ihm zu Muth ſein, wie dem Judas, nachdem er den Herrn verrathen.

So fand denn Fürſt Anton ſein Schloß grade ſo einſam wieder, wie es jahrelang geweſen, und daß andere Geiſter darin eingekehrt waren, bemerkte er vor der Hand noch nicht. Die Fürſtin wartete ſtill auf einen günſtigen Anlaß, um ihre Pulvermine ſpringen zu laſſen, und ihr verbiſſener Groll gegen Margarita äußerte ſich nur durch die erhöhte Bitterkeit einiger Sticheleien. Doch Margarita war wo möglich noch gelaſſner als ſonſt, wie ſie denn auch noch ſtiller war. Die Anſtrengung, mit der ſie ihr Herz feſthielt, damit es nicht aufſchreie vor Schmerz, ihr großes, tiefes, wahres Leid, in welches ſich die Reue einer zarten Seele miſchte, die ihr eine geheime Schuld gegen ihren Mann vorwarf, ſtimmten ſie zu ernſt und zu demüthig, um nicht kleinliche Neckereien zu überſehen. Tony war ihr Troſt, ihre Erheiterung, beinah ihre Stütze; denn um des Kindes willen mogte ſie ſich nicht der Apathie hingeben, welche ſich bei tiefem Gram ſo leicht in unſre Seele einſchleicht. Von welchem Werth mußte dies Kind für ſie ſein, da ſie ihm ein ſo

hohes Opfer gebracht! Sie war noch zärtlicher, noch ſorgſamer für Tony. Es miſchte ſich in ihre Liebe für die Kleine eine ſüße Erinnerung an die Zärtlichkeit, die Ulrich immer für ſie gehegt. Tony machte ihr mehr Freude, ſeitdem Ulrich ſich über ſie gefreut hatte.

In Frankfurt herrſchte nicht dieſe äußere Ruhe. Kaum hatte Ulrich ſich genug gefaßt, um nicht wie ein Geiſtesverwirrter vor Unica zu ſtehen, ſo ging er zu ihr und bat ſie um ein ernſtes Geſpräch.

„Du kommſt meinem Wunſch zuvor“, ſagte ſie bebend.

„Das iſt natürlich! entgegnete er; wir müſſen uns Beide in dem Wunſch begegnen, eine Ehe zu löſen, die uns ſo wenig Befriedigung gewährt.“

Dieſe umumwundene Erklärung fiel vor Unica nieder wie ein Donnerſchlag. Sie rief entſetzt: „Nimmermehr, Ulrich! ich habe Dich geheirathet, weil mein Vater es wollte, und ich würde ihm ungehorſam ſein, wenn ich mich ſcheiden ließe.“

„Ich zweifle, ob Dein edler Vater mit einer Tochter zufrieden ſein würde, die dem Buchſtaben, nicht dem Sinn ihrer Pflicht gehorcht, entgegnete Ulrich eiskalt; ob ich es mit einer Frau ſein kann, die zwiſchen mein und ihr Herz ich weiß nicht was für ein ſchneidendes Schwert ohne Grund, ohne Verſchulden von meiner Seite gelegt hat — wirſt

Du Dir ſelbſt beantworten können. Wenn ich die Scheidung begehre, ſo fühl' ich mich in meinem Recht."

„In Deinem Recht! rief Unica außer ſich. Du haſt mich geheirathet und liebteſt dennoch eine Andere; Du willſt Dich ſcheiden laſſen, weil Du wieder eine Andere"... —

„Vergiß Dich nicht, Unica! unterbrach Ulrich. Ehe ich Dich heirathete, habe ich Dir die Wahrheit über meine Herzensempfindungen geſagt; jetzt brauch' ich ſie nicht zu ſagen, weil ſie unſre Angelegenheit nicht fördern noch ändern kann."

„Aber eine Scheidung hilft Dir nichts für.... für andre Verhältniſſe, Ulrich!... Du kommſt dadurch um keinen Schritt einem Glück näher, das"....—

„Das ich auch nicht ſuche! bei Gott nicht! — Ich will nur frei ſein, um gehen, leben, denken, fühlen zu können, wo und was ich will, ohne die Galeerenſclavenkette mit mir zu ſchleppen, die unſre Verbindung für uns Beide worden iſt. Wenn ſie es noch nicht iſt für Dich, ſo wird ſie's werden, unfehlbar! Einmal wirſt Du doch lieben! Einmal wirſt Du doch wünſchen, einen Menſchen durch das Geſchenk Deines ganzen Weſens zu beglücken und von ihm ein gleiches Glück zu empfangen! Dann würdeſt Du den Schritt thun müſſen, den ich heute thue; ich erſpare ihn Dir. Ich begreife, daß Dir

das Aufsehnerregende, das Gehässige, das in jeder Scheidung liegt, zuwider ist. Aber Niemand wird Dir deswegen eine Schuld, nicht einmal einen Tadel aufbürden! Jedermann kennt meine frühere Spielsucht, mein unzusammenhängendes Betragen, meine einsiedlerischen ungeselligen Launen. Mich wird man tadeln — Dich nicht. Morgen geh ich fort"....—

„Halt ein! rief Unica, die schon ein Paarmal umsonst versucht hatte, Ulrich zu unterbrechen. Nein, nein! Du kannst nicht fort, denn ich lasse Dich nicht fort, — denn ich liebe Dich! — Ja, fuhr sie fort, als Ulrich entsetzt einen Schritt zurück trat, ja ich liebe Dich, und Du....Du erschrickst davor!"

Nichts ist übler für einen Mann, als wenn er sich um Liebe bitten läßt, oder die Frau dafür trösten will, daß er nicht der Erwiederung fähig ist. Sprödigkeit und Mitleid sind nicht im Character des Mannes; im Allgemeinen nimmt er jede Liebe an, auch wenn sie nicht in ihm geboren, sondern nur ihm angeflogen ist. Wer davon eine Ausnahme machen will, verstoße hart die Liebe einer Frau, ohne Tröstungsversuche, ohne lindernde Gründe. Dann ist er in seinem Character, nämlich hart, und läuft nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Ulrich sah das blitzschnell ein und sagte mit vernichtender Kälte:

„Ich kenne den Geiſt des Widerſpruchs und Eigenſinns, der Dich beherrſcht. Es kann wol ſein, daß Du mich jetzt aus Trotz liebſt, ſo wie Du früher aus Trotz meine Neigung für Dich im Keim erſtickt haſt. Dadurch wird aber mein Entſchluß nicht geändert, ſondern beſtärkt; denn ich ſehe daraus, daß Du keiner wahren Liebe fähig biſt.“

„O Ulrich! rief Unica in Verzweiflung, Du biſt unmenſchlich! Du weißt nicht, wie lange und wie tief ich durch meine eigene Thorheit gelitten, nicht wie ich gewünſcht habe, durch mein ganzes Leben dieſe drei böſen Jahre zu vernichten. Laß mir Zeit, Dir meine Liebe zu beweiſen, zu bewähren — nur ein klein wenig Zeit! Verſtoß mich nicht! es wird Dir leid thun....dereinſt, Ulrich! O die Zeit ändert ſo viel. Deine Geſinnung wird milder für mich werden!... O Ulrich, laß Dich nicht von mir ſcheiden — ich überlebe es nicht!“

„Du biſt in einem zu aufgeregten Zuſtand, um meinem Vorſchlag Gehör zu geben, entgegnete Ulrich; erlaube mir mit Deiner Mutter zu ſprechen.“ Er wollte gehen.

„Nur noch einen Augenblick hör mich an! rief Unica und rang die Hände; dann ſprich mit meiner Mutter und thue Alles, was Du willſt. Ich weiß wol, daß Du mich jetzt nicht liebſt und, ſo gräßlich es für mich iſt, ich ſuche mich nicht darüber zu

täuschen, denn um jeden Preis mögte ich Deine freundliche Gesinnung gewinnen und das kann nur geschehen, indem ich anders werde, als ich bisher war. Darum gehe fort, reise, entferne Dich für lange Zeit, auf Jahre, wenn Du willst — ich füge mich jeder Bestimmung! ich warte ein Jahrhundert!.... aber nur scheiden laß Dich jetzt nicht. Durch eine Scheidung gewinnst Du jetzt nichts als einen falschen Schein von Freiheit, und ich verliere Alles — nämlich die Hoffnung. O sage nicht, daß meine Hoffnung für die Zukunft ein Hirngespinnst sei! sieh, Ulrich! in diesen drei Jahren sind meine Gefühle neu geboren — oder vielleicht gar geboren, denn ich mag bis dahin nur Phantasien gehabt haben; in abermals drei Jahren können sie wachsen, erstarken und fest werden; weißt Du, ob die Deinen während der Zeit dieselben bleiben? kannst Du der rastlosen innern Stürme nicht müde werden? nicht ein festes friedliches Schicksal allenfalls wünschen?"

„War ich nicht der Stürme müde? brach Ulrich leidenschaftlich aus; ersehnte ich nicht ein friedliches Schicksal? lag nicht eine ganz schöne lächelnde Zukunft für Dich und mich in dem Vertrauen, womit ich Deine Hand erfaßte?....Lassen wir die Vergangenheit! fuhr er gelassner fort; ich habe Dir nie gezürnt und Dir längst vergeben! Vielleicht hab ich

auch mehr Schuld als Du; ich bin noch nicht reif für ein ſtilles Glück."

Die alte Melancholie hatte ſich wieder über ſeine Aufregung gelegt. Unica glaubte von ſeiner Milde Alles hoffen zu dürfen.

„Du erfüllſt meine Bitte? rief ſie jauchzend: Du warteſt?"

„Ich warte, erwiderte er und legte die Hand auf ihre Schulter, ich warte drei Jahr, weil Du es wünſcheſt, weil Du Dich während der Zeit leiſe und allmälig von mir losmachen wirſt — nur deshalb, Unica. Ich werde reiſen, vielleicht in den Orient, vielleicht um die Welt! ich weiß noch nicht, wohin und es iſt auch gleichgültig, denn ich ſuche im Grunde nichts, als ununterbrochene körperliche Bewegung. Ich kanns nicht aushalten zwiſchen den vier Wänden....mir iſt heiß, mir iſt angſt"....—

„O Du wirſt ſterben!" rief ſie troſtlos.

„Dann wäre mir geholfen!" entgegnete er lebhaft.

„Wirſt Dich tödten!"

„Niemals!" rief Ulrich.

„Nicht durch Deine Hand, das weiß ich! aber Dich aufreiben, Dich verzehren"....—

„Nein, ſagte Ulrich, das glaub' ich nicht. Der Menſch ſtirbt an ſeinem erſten Schmerz — wo nicht, ſo wird er durch denſelben, wie Stahl durch Feuer

und Waſſer, gehärtet. In der erſten Jugend, wenn wir an kein Leid gewöhnt und noch im Reich unſrer vollen Illuſionen ſind, kann der Schmerz tödten. Dann iſt es, als ſei man plötzlich in ein fremdes Clima verſetzt, man wird vom giftigen Fieber gepackt. Stirbt man aber nicht daran, ſo acclimatiſirt man ſich und kann uralt darin werden .... ſo wie ich. Ich bin zäh, ich werde nicht ſterben. Doch Eins mußt Du mir verſprechen!"

„Was Du willſt, Ulrich! auch das Schwerſte."

„Komm' ich früher zurück, als die drei Jahre abgelaufen ſind, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Scheidung nothwendig auf der Stelle ſtatt finden muß. Gieb mir Dein Wort, Dich ohne Zaudern der Nothwendigkeit zu fügen — ſo wie ich Dir das meine gebe, nicht früher wiederzukommen, wenn, wie vorauszuſetzen iſt, Alles im gegenwärtigen Gleiſe bleibt. Nur eine unvorhergeſehene Revolution führt mich früher zurück — bei meiner Ehre." Er reichte ihr die Hand, und ſie legte die ihre als Unterpfand ihres Verſprechens hinein. Dann fragte ſie ſchüchtern:

„Und kommſt Du ſpäter?"

„So werd' ich Dich wieder wie heute um meine Freiheit bitten, und vielleicht gewährſt Du mir ſie dann gern."

„Das Vielleicht wird nie eintreten!“ ſagte ſie beſtimmt.

„Ich wiederhole Dir, ſprach Ulrich ebenſo beſtimmt, um meine Freiheit bitten werd' ich Dich immer; ſie fodern werd' ich vielleicht .... doch dann unwiderruflich. — Jetzt geh' ich zu Deiner Mutter und theile ihr unſre Uebereinkunft mit.“

Er ging zu Gräfin Erberg. So verletzend auch dies Geſpräch für Unica und ſo demüthigend ihr Schritt geweſen war, ſich gewaltſam an einen Mann zu hängen, der ſie nicht liebte; ſo geringer Erfolg auch die Ueberwindung krönte, mit der ſie einem Gleichgültiggeſinnten ihr Herz enthüllt hatte; dennoch fühlte ſie ſich erleichtert. Sie hatte nichts gewonnen, als die Ausſicht auf frühere oder ſpätere Scheidung, und die Gewißheit, drei Jahre fern von Ulrich zu leben. Aber ſie betrachtete dieſen Zeitraum wie ein Noviziat, wie eine Prüfung. Sie hatte nicht den moraliſchen Muth, der einer Entſcheidung entgegen tritt. Sie war ſo durſtig nach Glück, daß ſie darum bettelte, wie um Almoſen, auf die Gefahr hin, eine abſchlagende Antwort zu bekommen. Und dann — als ob ſie ſich gegen ſich ſelbſt rächen wollte für die zu tiefe Demüthigung — warf ihr Stolz wieder all ihre Vorzüge in die Waagſchaale, die Ulrich hielt; war ſie nicht ſchön, nicht klug, nicht gut, nicht liebend, nicht treu, nicht ergeben? ſie rech-

nete sich genau all ihre guten Eigenschaften, ihre Talente und Fähigkeiten vor; sie vergaß nichts. Allein was bewies die ganze lange Aufzählung denn weiter, als daß sie auf die Macht des Herzens nicht rechne? —

Gräfin Erberg rang wieder ihre schmalen Hände, nachdem Ulrich ihr seinen Entschluß mitgetheilt. Der stand fester als die Abreise von Hochhausen in jener verhängnißvollen Nacht: das sah sie ein. Sie weinte, sie bejammerte Unica, Ulrich, sich selbst, abwechselnd; zuletzt bat sie ihn, wenigstens nicht vor Idas Hochzeit seine große Reise anzutreten. Obgleich Ulrich keineswegs in der Stimmung war, die zu einem solchen Fest gehört, so gab er doch auf der Stelle dem Wunsch seiner Schwiegermutter nach, und sie konnte nicht anders, als bedauernden Unwillen gegen Unica empfinden, die nicht verstanden hatte, einen Mann zu gewinnen, der immer durch eine Bitte zu rühren war. Der Durst nach Einsamkeit stürzte sich mit erneuter Gewalt über Ulrich; um dem faden geselligen Treiben zu entgehen, fuhr er zwischen Frankfurt und Malans hin und her, Geschäfte wegen Idas Vermögen vorgebend, das übrigens in der vollkommensten Ordnung war, so daß er nichts auf der Welt zu thun hatte, als ihr die darauf bezüglichen Papiere einzuhändigen. Er täuschte auch Niemand. Ende Aprils gingen Alle

nach Hochhausen — die ganze Familie Marana inbegriffen. Ulrich fing an, Vorbereitungen zu seiner Reise zu machen. Er fragte seinen Kammerdiener, ob er ihn begleiten wolle nach Asien und Amerika auf drei bis vier Jahre. Louis entgegnete höchlichst erschrocken: wenn seine Braut nichts dagegen habe, würde er bis ans Ende der Welt mitreisen. Ulrich fragte, wer diese Braut sei. Minchen war es, das Kammermädchen Margaritas. Louis fügte diesem Geständniß die Bitte hinzu, Minchen persönlich befragen und im Fall ihrer Zustimmung von ihr Abschied nehmen zu dürfen. Ulrich fand Louis so übermäßig glücklich, weil er von seiner Geliebten Abschied nehmen konnte, daß er ihm mit Freuden die Erlaubniß zur Reise gab; doch eilig mußte Louis sie machen, denn am 2ten Mai wollte Ulrich fort.

Jetzt muß ich fragen: was ist es für eine unbegreifliche Schwäche, daß der Mensch nicht ein geringes Opfer bringen mag, nachdem er ein großes gebracht? Ulrich hatte sich entschlossen, Margarita ohne ihren Willen nicht heimlich, nicht öffentlich wieder zu sehen; er hatte sich fürs äußere Leben vollständig und auf immer von ihr getrennt. Dennoch konnte er nicht der Versuchung widerstehen, ihr durch Louis sichere Hände einen Abschiedsgruß zu senden.

Ferner frag' ich: was ist es für ein böser Dä-

men, der unabläſſig Liebende antreibt, zu correſpondiren? Sie wiſſen, es iſt unvorſichtig, es kann ſie in peinliche Verlegenheit, in bittre Angſt, in die höchſte Gefahr ſtürzen; es kann ſchmählicher Mißbrauch und Nichtswürdigkeit jeder Art mit dieſen Briefen getrieben werden; es geſchieht, man ſagt es ihnen, ſie ſehen es bei Anderen; — dennoch ſetzen ſie ſich hin und ſchreiben mit ſo unbegreiflicher Gemüthsruhe, als ſei nie dergleichen paſſirt. Höchſtens bitten ſie im Poſtſcript, den Brief ſogleich zu verbrennen; aber gerade das geſchieht nie.

Ulrich machte es, wie alle Uebrigen. In der Nacht vor Louis Abreiſe ſchrieb er:

„Ich gehe nun fort, Margarita, in die Welt „hinein, auf lange, auf immer! ich weiß nichts Be„ſtimmtes darüber: Du weißt es. Ich habe Dir „auch im Grunde nichts zu ſagen, nichts, was Dich „freuen oder erheitern könnte. Ich ſchreibe Dir, wie „ich Dich liebe — unwillkürlich; ich habe nicht „daran gedacht, es zu thun, es macht ſich von „ſelbſt. Aber vor Etwas wollt' ich Dich warnen, „Margarita! Du haſt beſtimmt, daß nur Dein „Ruf mich zu Dir heimführen dürfe: nun ſo hüte „Dich, ihn jemals auch noch ſo leiſe auszuſprechen, „nicht in Gedanken, nicht im Traum.... denn ich „würd' es hören. Wäre ich unterm Pol oder dem „Aequator, oder auf der andern Hemiſphäre, und

„Dein Herz riefe ein einziges Mal: Ulrich, komm „her! — ſo käm' ich. Verlaß Dich darauf. Denn „ich bin Dein und ich opfre Dir willig mein Le„ben, weil ich wol ſehe, daß Dich verlieren, wie „Dich beſitzen, gleich unmöglich iſt. Du zehrſt mich „auf, wie die Flamme den Gegenſtand, den ſie er„griffen hat; aber dafür wird er ihr Aliment. Wir „gehören einander. Ich möchte Dir immer und im„mer wiederholen: ich liebe Dich, Margarita! — „Die Worte ſind mir nur zu ſchlecht! aber dennoch: „ich liebe Dich! und wenn ich denke, daß ich leben „und ſterben ſoll, ohne es zu Deinen Füßen zu ſa„gen — daß ich es nur ein einziges armſeliges „Mal von Deinen ſüßen Lippen gehört habe und „es nie wieder hören ſoll: ſo möcht' ich weinen vor „Troſtloſigkeit. Ach, wer weinen könnte! mir liegt „der Schmerz wie eine Geierkralle auf der Bruſt „und greift krampfig hinein. Es iſt kein Schmerz „mehr, ſondern Tortur. O mein geliebter Engel, „ich quäle Dich wol ſehr, indem ich Dir das Alles „ſage? Hör nicht hin, ſieh nicht hin, denk nicht an „mich — das wird recht für Dich ſein. Für mich „iſt's recht, immer an Dich zu denken, denn ich „würde glauben, eine hohe Leidenſchaft zu entadeln, „wenn ich ſie zu vergeſſen ſuchte. Aber Du? Wer „Dich ſieht, meint, Du ſeieſt für die Liebe allein „geſchaffen; wer Dich kennt, weiß, daß Du ſtärker

„biſt als ſie. O Du biſt ſtark; aber warum biſt „Du denn zugleich ſo lieblich? Eins oder das An„dre ſei die Frau! ſie nehme unſre Verehrung, oder „unſre Liebe hin. Doch Dir genügt nicht Eins „oder das Andre, Du begehrſt, wie Gott, den gan„zen Menſchen. Ich gehorche Dir, und gern. Ei„nes ſo freudigen Gehorſams darf Gott ſelten ge„wärtig ſein! — — O Margarita, bei Dir war „es gut! da war ein andrer Himmel, eine andre „Atmoſphäre, eine andre Natur, Alles war warm, „weich und blühend, und ich weiß nicht, was für „eine Glorie über der Welt lag! Jetzt heißt es, „der Frühling ſei da; doch für mich liegt die Erde „noch unter jener Schneedecke, die ſie in jener „Märznacht trug. Und in dieſen ewigen Winter „muß ich hinein! Du willſt es; Amen. Liebe „mich fort oder vergiß mich; thue, was Du willſt, „Du haſt immer Recht. Aber ich weiß wol, daß „Du mich nicht vergeſſen kannſt! — O Du meine „Meine! ich werde Dir nicht mehr ſchreiben, Dein „Name wird nicht mehr über meine Lippen kommen, „nur in meiner letzten Stunde nenn' ich Dich, „Margarita."

Es war ein Frühlingsmorgen in Ambrach, kaum acht Uhr; doch Margarita war ſchon im Garten und ging langſam und gedankenvoll zwiſchen den Beeten voll Hyazinthen und Tulpen hin, an denen

Thautropfen perlten und die der Morgenwind aufblätterte. Die Vögel jubelten und jauchzten, die Gesträuche prangten im frischen Grün und trieben Knospen, um die Bäume schwebte der grünliche Duft, der den jungen Blättern vorausgeht; es war ein Leben und eine Freudigkeit in der ganzen Natur, welche das trauernde Herz mit unsäglicher Melancholie erfüllt. Plötzlich eilte Minchen herbei, überreichte Ulrichs Brief an Margarita, und erzählte, daß und weshalb Louis auf einen Tag gekommen sei. Ihre Erzählung mochte eine Minute dauern, doch Margarita meinte, sie dauere ein Menschenleben, ihr Leben. Endlich war Minchen fertig und Margarita ging tief in den Garten hinein, eh' sie den Brief erbrach. War es Ueberraschung, Freude, Angst, Glück — sie zitterte so, daß sie sich an einen Baum lehnen mußte, als sie das Blatt entfaltete. Dann nahm sie sich zusammen und las mit einem Blick die zwei Seiten des Briefes herab. Dann war sie gleichsam beruhigt, weil nichts darin stand, was sie nicht schon wußte, und langsam las sie ihn wieder und wieder, und je öfter sie ihn las, um desto neuer kam er ihr allmälig vor. Sie glaubte neue Worte und eine neue Sprache zu hören, denn jede Zeile lieferte ihr Stoff zu einem bogenlangen Commentar. Sie antwortete auf jede Frage; sie erwiederte jeden Zuruf; sie schrieb in Ge-

danken auf die zwei leeren Seiten des Briefes eine Antwort. Dann ſuchte ſie das Couvert; es war auf die Erde gefallen. Sie hob es auf, blies den Staub ſorgſam herunter, betrachtete die Adreſſe, die Ulrich, ruhiger, als den Brief ſelbſt, mit ſeiner ſchönen, raſchen Hand geſchrieben, betrachtete ſein Siegel und die Art, wie das Couvert gemacht war — aber dies Alles mit einem Gemiſch von Andacht und Entzücken, das denjenigen lächerlich vorkommen wird, die nie einen ähnlichen Brief erhalten haben. Zuletzt entſchloß ſie ſich, das Blatt ins Couvert zurückzulegen, auf ihrem Herzen zu verwahren, und nach dem Schloß zu gehen. Es ſchlug elf Uhr; ſie hatte drei Stunden verträumt! Ab und an legte ſie die Hand auf die Bruſt, um ſich zu überzeugen, daß der Brief noch da ſei, daß er ihr nicht eben ſo zauberhaft genommen werde, als er ihr gebracht ſei. Das ging an, ſo lange ſie allein war. Aber bei Tiſch wurde es martervoll! ſie konnte nicht immer die Hand auf dem Herzen halten, ſie bildete ſich ein, der Brief könne ihre Kleider durchſchimmern und Alle müßten ihn, oder wenigſtens ihr Herzklopfen gewahr werden.

„Was iſt denn das für ein wunderlicher Einfall von Graf Erberg? fragte die Fürſtin ſauer; er will nach China, ſpricht ſein Kammerdiener, der wie ein treuer Schäfer zu ſeiner zärtlichen Braut gekommen iſt.“

„Nach China?“ wiederholte Margarita gedankenlos.

„Da kann er uns guten Thee mitbringen,“ sagte Fürst Anton mit seinem kurzen Lachen.

„Die moderne Reisewuth ist wirklich äußerst absurd! fuhr die Fürstin fort; nach London und Paris mag man zu seiner Unterhaltung und Belehrung reisen, aber was hilft es einem vornehmen Mann, China gesehen zu haben!“

„Vielleicht geht Graf Erberg in den Orient, bemerkte Margarita schüchtern, und der Kammerdiener mag gehört haben, daß China in Asien liegt“...—

„Ich glaube gern, daß Du genauer benachrichtigt bist, als ich,“ sagte die Fürstin spitz.

„Nein, entgegnete Margarita gelassen, ich weiß gar nichts über diese Reise.“

„Ob die Gräfin mitgeht?“ fragte Fürst Anton.

„Mein lieber Sohn! rief die Fürstin, das Hauptvergnügen einer solchen Reise besteht darin, daß man seine Frau nicht mitzunehmen braucht.“

„Ich denke, es müßte zu beschwerlich für Frauen sein, sagte Margarita, als daß sie Vergnügen an einer solchen Reise finden könnten.“

„Ich bewundre aufrichtig die Gräfin Erberg, sagte die Fürstin mit heftigem Aerger, daß sie ihr Vermögen einem Mann hingiebt, der es im Spiel oder auf Reisen verschleudert.“

„O liebe Mama, rief Margarita, was kann man denn Besseres mit dem Gelde anfangen, als es dem Mann geben, den man liebt?“

„Du bist also ganz entschlossen, eine Lanze für Graf Erberg zu brechen?“ fragte die Fürstin mit Hohn.

„Mir scheint, es ist nicht sowol für ihn, als für Unica“, sagte Margarita kalt.

„Und ich dächte, Mama, nahm Fürst Anton das Wort, daß Margaritas Gesinnung über das Vermögen der Frau recht verständig ist. Wollte Gott nur, sie hätte etwas, damit es nicht bei der kahlen Gesinnung bliebe!“

„Lieber Anton!“ sagte Margarita mit trauriger Miene.

„Wer weiß denn, ob Margarita Dir ihr Vermögen geben würde, mein guter Sohn! sagte die Fürstin; ob sie es nicht verwenden würde zu Werken der Menschenliebe, zur Unterstützung armer junger Männer.“

Margarita erröthete, denn sie dachte an Severin und daß sie ihn gewiß unterstützen würde, wenn sie könnte; sie schwieg. Die Fürstin glaubte, sie habe die Schwiegertochter durch diese Anspielung zum Schweigen gebracht, und warf ihr einen triumphirend verächtlichen Blick zu. Fürst Anton sagte:

„Das würd' ich mir verbitten.“

Nach dem Essen ging Margarita in ihr Zimmer und verwahrte den Brief, der ihr in Andrer Gegenwart wie eine Kohle auf dem Herzen brannte, in einem Portefeuille, dessen Schlüssel sie mit andern kleinen Schlüsseln beständig bei sich trug. Er war dort sichrer, als bei ihr. Sie kämpfte den ganzen Nachmittag mit sich, ob sie nicht ein Paar Zeilen der Antwort schreiben solle. Ulrich hatte nicht darum gebeten, aber aus ihrer unsäglichen Freude konnte sie die seine über eine Antwort ermessen. Dennoch hatte sie den Heroismus nicht, zu schreiben. Sie wollte nicht halb thun, was sie that. Sie wußte wol, daß drei Worte von ihr Ulrich zu einem zweiten Brief veranlassen würden, daß er vielleicht seine Reise aufgäbe, um in näherer Verbindung mit ihr zu bleiben, daß sie Beide im beständigen Fieber der Erwartung und Ungeduld harren, und am Ende alle Kraft des Willens darin zerreiben würden. Als Minchen am Abend sie zu fragen kam, ob sie für Louis Befehle habe, er müsse nun wieder fort, so sagte Margarita:

„Meinen Gruß an den Grafen und die Gräfin — weiter nichts." Sie war schon in ihrem stillen Zimmer, nahm Ulrichs Brief hervor und bat die lieben Zeilen mit Thränen um Verzeihung, daß sie keine andre Antwort, als eine stumme für sie habe.

Am nächsten Morgen, beim Frühstück der Fürstin, fragte diese:

„Nun, Jean, ist der Louis fort"?

„Gestern Abend um halb zwölf Uhr zog er ab, Ihre Durchlaucht, und nicht ganz zufrieden wie mir schien".

„So? hat Minchen die Spröde gespielt"?

„Was das betrifft, Ihre Durchlaucht, so wird er wol keinen Grund zur Unzufriedenheit haben! rief Jean giftig; aber es muß wol wegen des Auftrags seines Herrn gewesen sein".

„Und was hatte sein Herr ihm aufgetragen, Jean"? fragte die Fürstin gespannt.

„Das ist nur meine Vermuthung, Ihre Durchlaucht, ich habe keine Gewißheit....aber mir schien gestern früh, als habe Minchen, gleich nach Louis Ankunft, der Frau Fürstin Tochter, einen Brief eingehändigt. Sie lief so schnell, wie wenn man einen wichtigen Auftrag auszurichten hat. Aber wie gesagt, darüber fehlt mir die Gewißheit. Ganz wahr ist es aber, und mit meinen eignen Ohren hab' ich gehört, daß Louis zu Minchen sagte: „Und ich bekomme keine Antwort mit"? worauf Minchen versetzte: „Nein, Louis". — Da sagte Louis: „Das thut mir leid, mein liebes Minchen". — Und das dumme Ding antwortete, als ob sie ihn für etwas trösten müßte, was ihn doch gar nichts angeht:

„Ihre Durchlaucht hat vielleicht heute nicht Zeit zu schreiben gehabt, und schreibt vielleicht morgen oder bald mit der Post". — Darauf sagte Louis: „Dann muß sie sich sputen: den wir reisen gleich nach der Hochzeit der Comteß in die weite Welt". — So sprachen sie unten an der kleinen Thurmtreppe, von der Minchen eben herabgekommen war, während ich mich zufällig im Küchen-Corridor befand. Den Anfang des Gesprächs hab ich leider nicht gehört. Da ich nicht den falschen Anstrich von Spion haben mogte, so kam ich unbefangen zum Vorschein, und bemerkte deutlich, daß Minchen bei meinem Anblick erschrack. — Dies ist aber auch Alles, was ich Durchlaucht berichten kann".

„Wann pflegt Fürstin Margarita spaziren zu gehen"? fragte die Fürstin.

„Morgens früh, bis gegen halb neun Uhr, und dann Mittags bis zum Speisen. Heute aber, weil so schönes Wetter ist, will sie schon um elf Uhr, mit der kleinen Comteß und Minchen, nach der Thalmühle gehen". Ich hörte, wie sie es vorhin im Garten zu Seiner Durchlaucht sagte".

Die Fürstin verabschiedete Jean. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Ulrich an Margarita geschrieben, und besann sich keinen Augenblick über das Mittel diesen Brief zu erlangen. Als sie wirklich, zur bestimmten Stunde, Margarita fortgehen sah,

begab ſie ſich nach deren Zimmer. Ihr erſter Blick fiel auf den Schreibtiſch, und da ſie in einem der Auszüge den Schlüſſel ruhig ſtecken ſah, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Aerger: Sie hat den Brief mitgenommen! — Indeſſen war es doch der Mühe werth, die verſchloſſenen Portefeuilles auf dem Schreibtiſch zu unterſuchen. Eines beſondere kam ihr verdächtig vor; es war von ruſſiſchem Leder mit Stahlverzierung, und Margarita hatte es aus Frankfurt mitgebracht. Die Fürſtin beſaß eine unzählige Menge Schlüſſel aller Art: ſollte keiner es öffnen? Sie verſuchte mit der beſten Verſicht — aber umſonſt! je mehr ſie ſich vergeblich anſtrengte, um deſto gewiſſer glaubte ſie den Brief hier verwahrt. Sie war faſt entſchloſſen das Portefeuille zu erbrechen; da fiel ihr plötzlich ein, daß ihr Sohn ein ähnliches habe, daß ſie noch geſtern habe den Schlüſſel darin geſehen, und daß es nicht unmöglich ſei, mit jenem Schlüſſel das Portefeuille zu öffnen, denn dergleichen Fabrikwaaren werden gewöhnlich alle nach einem Muſter gemacht. Der Fürſt ritt beſtändig um dieſe Stunde aus; ſie ging alſo dreiſt in ſein Zimmer, fand ſogleich den Schlüſſel, kehrte athemlos vor Erwartung zu Margaritas verdächtigem Portefeuille zurück....und ſchloß es auf! — Es war nichts darin, als Ulrichs Brief! Margarita hatte nicht gewagt, ihn auf den Spaziergang mit

zunehmen, aus Furcht, ihn durch irgend einen verrätherischen Zufall zu verlieren; unter ihrem Schlüssel hielt sie ihn für unantastbar. Die Hände der Fürstin zitterten vor Freude, als sie das Blatt entfaltete, und sie las es mit keinem geringeren Grad von Aufmerksamkeit, als gestern Margarita. Was sie eigentlich gesucht haben mogte, schien sie nicht darin zu finden, denn nachdem sie ihn beendet, zuckte sie die Achseln und murmelte: Ein verschrobener Brief! — Jedoch war sie eingedenk des Ausspruchs vom Cardinal Richelieu, der nur zwei Zeilen von der Hand eines Individuums begehrte, um dasselbe unfehlbar an den Galgen zu bringen; sollte dieser ganze Brief, der zwar nicht von, sondern an Margarita war, nicht genug enthalten, um sie aus dem Hause zu bringen? Margaritas Sünden bestanden in den Augen der Fürstin darin, daß sie weder einen Sohn, noch Vermögen hatte. Unter der schweigenden Bedingung einer zahlreichen Nachkommenschaft hatte Fürst Anton das arme Mädchen geheirathet; es erfüllte nicht diese Bedingung, folglich sah die Fürstin nicht ein, welche Verpflichtung ihr Sohn für eine so unnütze Frau habe. In der letzten Zeit hatte diese erst Gelegenheit gehabt, ihren wahren Charakter zu entfalten: ihre Vergnügungs- und Verschwendungssucht bei der Reise nach Frankfurt, und ihre tiefe Demoralisation durch ihr Verhältniß zu Severin und

Erberg. Weshalb sollte Fürst Anton nicht einem wahrscheinlichen, vollkommnen Skandal durch Scheidung vorbeugen? sie hatte schon eine Frau für ihn bei der Hand: Graf Heinrichs Schwester, ein wohlhabendes Mädchen, in Paris erzogen, deren Vermögen alsdann hübsch in der Thierfteinschen Familie bliebe. — Mit einem Gefühl tiefer Befriedigung legte die Fürstin den Brief ins Portefeuille zurück, verschloß es, brachte Alles genau in die frühere Ordnung, und war so froh über ihren Fund, daß sie den ganzen Tag von ungewöhnlicher Freundlichkeit für ihre Schwiegertochter war.

Erst am andern Morgen, ohne Ueberreilung, ohne Aufbrausen des Zorns, ging sie zu ihrem Sohn, und fragte ihn, ob er von dem Brief wisse, den Ulrich an Margarita geschrieben? und auf seine erstaunte Verneinung erwiederte sie:

„Das fürchtete ich, mein armer Anton"! und sah ihn mit zärtlichem Mitleid an.

„Warum? was ist geschehen"? fragte er verstört.

„Das frag' ich Dich, erwiederte sie, Du bist in Frankfurt gewesen — nicht ich! Du hättest die Augen offen haben sollen über Deine Frau".

„O, die Frauen"! murmelte er grimmig:

„Sie correspondirt mit Graf Erberg: sein Kammerdiener war der Postillon d'amour.

Mit einem Sprung war der Fürſt aus dem Zimmer. Die Fürſtin rief ihm nach:

„Hör' mich doch, Anton! übereile Dich nicht"!

Aber er ſtand ſchon vor Margarita, in deren Zimmer, blaß, mit blauen Lippen, dermaßen aus der Faſſung, daß er keine Worte fand.

„Um Gotteswillen! was iſt Dir widerfahren, Anton"! rief Margarita entſetzt, und eilte ihm entgegen.

„Schlange! wo iſt der Brief"? ſagte er tonlos.

Margarita fühlte, daß ihre Stunde gekommen ſei, und daß ſie Rechenſchaft ablegen müſſe.... und wolle. Sie ſagte zu Tony:

„Geh' wieder in den Garten, mein Engel! ich komme auch bald"! ſetzte ihr das Hütchen auf, öffnete ihr die Thür zur Thurmtreppe und ließ ſie hinaus. Dann ſagte ſie zu ihrem Mann, der mit heftigen Schritten auf und ab ging:

„Ich läugne nicht, einen Brief von Graf Erberg bekommen zu haben, und ich werde ihn Dir geben, wenn Du ihn durchaus verlangſt; aber es wär' mir lieb, Anton, wenn Du ihn nicht verlangteſt".

„Das glaub' ich"! rief er mit einem grimmigen Lachen.

„Und wenn ich ihn Dir nicht geben könnte.... weil ich ihn vernichtet habe"?

„Du widerſprichſt Dich.... Du lügſt"! rief er immer heftiger.

„Du ſiehſt alſo, ich könnte lügen und Du wärſt außer Stande, mir das Gegentheil zu beweiſen; aber ich mag nicht. Dafür nun vertraue mir, und begehre nicht den Brief.... wenigſtens nicht jetzt, nicht in dieſer fürchterlichen Aufregung"!

„Den Brief! den Brief! auf der Stelle den Brief"! ſchrie Fürſt Anton und ſchlug convulſiv mit der Hand auf den Schreibtiſch.

„Anton! ſagte ſie mit gerungenen Händen, Du biſt außer Dir! in dieſer Stimmung wird Dich der Brief — weiß Gott wie! aufregen; warte bis morgen, Anton.... oder nur bis heute Abend! ich ſchwöre Dir, dann ſollſt Du ihn haben".

„Margarita! rief er außer ſich und faßte ihre Hände hart an, gieb mir in dieſem Moment den Brief, ſonſt ſprenge ich den Schreibtiſch".

„Das haſt Du nicht nöthig, entgegnete ſie gelaſſen, hier iſt er". Sie zog ihn aus dem Buſen, und gab ihn dem Fürſten. Er ſtürzte ſich darauf, riß ihn an ſich, und las. Während der Zeit ſetzte ſich Margarita, und legte ihren Kopf in beide Hände, theils um nicht die Entheiligung des geliebten Briefes durch profane Augen anzuſehen, theils um nachzuſinnen, wie der Fürſt zu dieſer Entdeckung gekommen ſei.

„Ein verrückter, abgeſchmackter Brief — das"! rief Fürſt Anton, nachdem er ihn geleſen, und warf ihn vor Margaritas Füße. „Wie kannſt Du Dich unterſtehen ihn anzunehmen! wie darf man ſich unterſtehen, Dir in dieſem Ton zu ſchreiben"!

„Es iſt allerdings ſehr ſchwach von mir, den Brief angenommen zu haben, verſetzte Margarita, aber ſein trauriger Ton verſöhnt Dich vielleicht mit meiner Schwäche. Du ſiehſt....es iſt ein Abſchied. und zwar nicht auf heut' und morgen — ſondern auf immer".

„Und der betrübt Dich ſo übermäßig, daß ich Deiner Trauer wegen, Dir Verzeihung ſchenken ſoll"? fragte er ſpöttiſch.

„Ich bitte um Deine Nachſicht, nicht um Deine Verzeihung", entgegnete ſie ſanft und ſtolz. Wäre ſie kriechend geweſen, ſo hätte ſie ihn viel leichter verſöhnt. Seelenadel gilt in niedrigen Augen für Trotz.

„Was? ein Weib, das einen Andern liebt, bedarf keiner Vergebung von ihrem Mann? rief er. Oder liebſt Du ihn etwa nicht? ſprich! liebſt Du ihn nicht"?

„Anton! erwiederte ſie, frage mich nicht! wir Alle haben in unſern Herzen ein Geheimniß mit Gott".

Er wurde dadurch auf ſehr unangenehme Weiſe

an das Geheimniß, das er nicht eben mit Gott hatte — und überhaupt an Clotilde erinnert, die beſtändig von der Nothwendigkeit des tiefſten Geheimniſſes ſprach. Er glaubte, alle Geheimniſſe müßten von einer Art ſein, ſobald ſie die Liebe betreffen, und im höchſten Zorn rief er:

„Das nenn' ich die Frechheit zu weit treiben".

„Gebrauche keine Worte, die ich nicht hören darf und will: entgegnete ſie ruhig. Ich habe nichts Erniedrigendes gethan. Ich kämpfe redlich gegen mein Gefühl. Habe Nachſicht mit mir, damit ich Muth zu dieſem Kampf behalte".

„Nichts Erniedrigendes! aber Du liebſt einen Andern, aber Ihr geſteht es Euch, aber Ihr correſpondirt".... —

„Das Geſtändniß geſchah im Moment, der die Trennung beſchloß, und dieſer Brief iſt ohne Antwort geblieben. Wenn es Dich beruhigt, kann ich einen Schwur darauf ablegen; Du weißt, ich lüge nicht".

„Und kannſt Du ſchwören, daß er auch künftig ohne Antwort bleibt"?

„Ich hoffe es zu können".

„Gieb mir den Brief! ich muß da heraus leſen kennen, wie groß oder wie klein Deine Schuld iſt".

Mit einem namenloſen Schmerz reichte ihn Mar-

garita dem Fürſten, und er wollte damit fortgehen. Da hielt ſie ihn am Arm feſt und rief:

„Lies ihn hier, Anton! ließ ihn ſo oft und ſo lange Du willſt — aber hier bei mir. Ich werde Deine Fragen beantworten, Deine Zweifel heben. Bleib' hier".

„Ah! rief er, Du hoffſt mich zu bethören und ſcheuſt den klaren Blick meiner Mutter"!

„Sage nicht den klaren, ſondern den befangenen, Anton! Deine Mutter liebt mich nicht! — Und überdas beſchwöre ich Dich, keinen Dritten in eheliche Mißverſtändniſſe zu miſchen! er iſt immer ſtörend, er verwickelt immer! mit Dir allein werd' ich mich verſtändigen können! Anton, lieber Anton! bleibe hier mit dem Brief".

„Nun grade ſoll ihn meine Mutter ſehen!" rief er, ſchleuderte ihre Hand fort, und ſtürmte hinaus.

Sie ſank halb ohnmächtig in einen Lehnſtuhl; aber ſie raffte ſich auf, ſie nahm alle Kraft und alle Beſinnung zuſammen, ſie wußte wol, daß ihr eine Scene bevorſtand, zu der ſie Beides brauchte. Sie bat Gott um Ruhe und um Demuth. Sie dachte an Ulrich, den ſie verſtoßen hatte, weil ſie nicht ganz für ihn leben durfte; an Tony, für die ſie einzig und allein jetzt lebte. Die Liebesgedanken für die zwei Weſen, die ihren ganzen Erdenreichthum ausmachten, ſtärkten ſie wunderbar. Sie war entſchloſſen

ihre ruhige Würde zu behaupten, um in dem Hause, wo ihr als Gattin und Mutter der erste Platz zukam, nicht wie eine Geduldete dazustehen. Sie betete eins von den himmelstürmenden Gebeten, das die Seele laut- und wortlos zu Gott emporschickt. Sie war sanft und gelassen, als ihr Mann und ihre Schwiegermutter bei ihr eintraten — der Fürst in einer solchen Zerstörung der Haltung und des Ausdrucks, daß er kaum zu erkennen war, die Fürstin mühsam ihren Grimm hinter einer theatralischen Majestät verbergend. Margarita warf einen Blick des Mitleids auf ihren Mann und sagte:

„Anton, vertraue und glaube mir"!

„Natter"! sagte der Fürst zwischen den Zähnen, und machte eine abwehrende Bewegung gegen sie.

„Die Zumuthung ist etwas stark"! warf die Fürstin hohnlächelnd hin.

„Was hat man Dir über mich gesagt, Anton, sprich"! fuhr Margarita fort.

„Man hat ihm nichts — aber ich, ich seine Mutter, hab' ihm die Wahrheit gesagt", nahm die Fürstin das Wort.

„Und wie hat ihn die Wahrheit in diesen Zustand versetzen können"? rief Margarita.

„Er soll Deiner Meinung nach gelassen bleiben, wenn Du seinen Namen beschimpfst und seine Ehre mit Füßen tritst"? rief die Fürstin.

„Ich?“ ſagte Margarita und ſchlug die Augen zum Himmel auf.

„O, rief die Fürſtin verächtlich, dieſe großen Blicke ſind ohne allen Effekt auf mich! ſieh mir lieber feſt in die Augen....wenn Du es vermagſt“.

„Gottlob! das kann ich! entgegnete Margarita mit feſtem Blick und Ton. Dann wendete ſie ſich wieder an ihren Mann: Nun, Anton! ſoll ich nicht erfahren, welche Wahrheit Dich ſo fürchterlich erſchüttert hat“?

„Was ſonſt als Deine Liebſchaft mit Erberg“! fuhr er wild auf.

„Ah“! rief Margarita und warf beide Hände vors Geſicht.

„Da ſiehſt Du es“! ſprach die Fürſtin zu ihrem Sohn.

„Das iſt ein ehrliches Geſtändniß“! ſagte Fürſt Anton zähneknirſchend.

„Es iſt Beſchämung! erwiederte Margarita und ließ die Hände in den Schooß ſinken, unermeßliche, namenloſe Beſchämung, daß man Dir ein ſolches Wort hat ſagen dürfen und daß Du es geglaubt haſt, von mir, von Margarita!.... Das Gefühl, welches in mein Herz gedrungen iſt, verdient nicht dieſen beſchimpfenden Namen, denn es läßt keine Reue in meinem Gewiſſen, kein Erröthen auf meiner Stirn, keinen Fleck auf meinem Ruf zurück! es mag

Dein Herz kränken, doch gewiß nicht Dein Recht! und wenn ich von dem schnurgraden Wege der Pflicht abgewichen bin, wenn dies überwältigende Gefühl mich einen Moment hingerissen hat, so büße ich es mit der Trauer meines ganzen Lebens ab".

„Da hörst Du es! sprach die Fürstin zu ihrem Sohn; sie hat die Pflicht verletzt, sie hat sich hinreißen lassen — ist das ein klares Geständniß"?

„Wer meine Liebe eine Liebschaft genannt hat, darf meine Worte nicht deuten", sprach Margarita stolz.

„Nun ist's genug! rief die Fürstin mit ausbrechendem Haß; nun sollst Du überführt werden. Hier ist der Brief, der sündige, gotteslästerliche, von doppeltem Ehebruch zeugende Brief"! — Sie zog ihn hervor.

„O lassen wir den Brief! bat Margarita; er ist geschrieben in der Aufwallung schmerzlicher Leidenschaft. Jedem Gleichgültigen kommt sie wie Thorheit vor"... —

„Wir sind keine Gleichgültige! unterbrach die Fürstin; wir lesen die Schuld da heraus. Er nennt Dich — Du! man weiß genugsam, was das bedeutet. Er sagt: Wir gehören einander! — Er sagt: Du begehrst den ganzen Menschen! — und frevelnd wagt er diesem Ausdruck gemeiner Begier den Namen Gottes anzuhängen. Er spricht von

Deinem Liebesgeständniß, von Deinen süßen Lippen, von Deiner Schönheit — das thut nur ein Liebhaber. Er klagt freilich, daß Du ihn fortschickst, allein er verspricht Dir wiederzukommen, sobald Du ihn rufst — das thut nur ein Liebhaber. Welcher Mann auf der Welt würde jedem Wink einer Frau gehorchen, wenn diese Frau ihm nicht für die Zukunft ein Glück verbürgte, das ihm die Vergangenheit bereits gebracht hat".

„Anton! rief Margarita, Du leidest, daß Deine Frau, in Deiner Gegenwart, unter Deinem Dach, solche Worte hören muß"!

„Du hast sie verschuldet....und noch weit mehr", sagte er kalt.

„Mein Gott! mein Gott! rief sie; das ist ja aber Alles falsch und gemein"!

„Falsch? fragte die Fürstin mit Hohn; steht es nicht wörtlich hier, schwarz auf weiß? lesen meine Augen da nicht wirklich: Du Meine! — und: Du bist für die Liebe geschaffen!....falsch ist es nicht. Und gemein? lieber Himmel! wer weiß denn nicht, was eigentlich hinter diesem sublimen Wortkram zu suchen ist? mit der Erhabenheit der Gesinnung kann man wol meinen unerfahrnen, vertrauensvollen Sohn hintergehen, doch mich nicht. Ich kenne die Welt! kein Mann läßt sich mit Liebesversicherungen ab-

finden, die in nichts als in Worten bestehen!.... Keiner"!

„Ich bedaure die Frau, die das aus eigner Erfahrung weiß", sagte Margarita kalt.

„Das ist aber so"! rief Fürst Anton aufbrausend.

„So bedaure ich den Mann ebenfalls, entgegnete Margarita, der in der Liebe zu einer edlen Frau nichts sucht als was er bei einer gemeinen finden kann".

„Anton! rief die Fürstin, bebend vor Zorn, sie nennt sich eine edle Frau, und hier in diesem Brief läßt sie sich Du nennen, von einem Mann, der der Gatte einer Andern ist"!

„Wenn ich Deine Mutter recht verstanden habe, Anton, nahm Margarita das Wort, so meint sie, ich stehe in einem unerlaubten Verhältniß zu Graf Erberg".

„Ja, das ist klar! gestehst Du es ein"? fragte er.

„Ich sage Dir, Anton, es ist nicht wahr".

„Das kann Jeder sagen! beweise die Unwahrheit".

„O! rief Margarita, giebt es denn keine Gottesgerichte mehr! Anton, weshalb glaubst Du Deiner Mutter mehr als mir"?

Der Wahrheit gemäß hätte der Fürst antworten müssen: Weil meine Erfahrung über die Frauen mit ihrer Ansicht von den Männern vollkommen

übereinstimmt und ein Ganzes bildet, das man täglich in der Welt sieht. — Aber er sagte:

„Weil sie Beweise hat, die ihre Worte unterstützen".

„Und worin bestehen sie"? fragte Margarita.

„Ich verzweifle daran, ein Schamgefühl in Dir zu wecken, nahm die Fürstin das Wort, da dieser Brief Dir ganz unschuldig scheint. Vielleicht findest Du es auch ganz unschuldig, daß Du im vorigen Herbst täglich mit Graf Erberg im Walde umhergestreift bist".

„Ich habe zweimal einen Spaziergang mit ihm gemacht", sprach Margarita fast lächelnd.

„Und daß er zu jeder Stunde bei Dir aus- und eingegangen ist".

„Anton selbst hat ihn am Morgen vor seiner Abreise, als er unwohl war, zum Frühstück bei mir angemeldet".

„Die Männer haben immer das Unglück, in solchen Fällen unwissender Weise den glücklichen Rival zu protegiren, sagte die Fürstin sauer. Indessen, das ist ein Mal und offiziel geschehen, während man Graf Erberg täglich auf dieser kleinen Treppe hier gesehen hat".

„Sie führt aus dem Garten zu dem Zimmer, das er über mir bewohnte".

„Und zu diesem Zimmer, das Du bewohnst, ebenfalls".

„Und das sollen Beweise sein? fragte Margarita und sah erblassend den Fürsten an. Bin ich von Spionen umgeben? darf ich keinen Schritt thun, ohne der Aufsicht meiner Domestiken zu verfallen? denn nur sie haben Zeit und Lust zu einem so erbärmlichen Wächteramt, und nur sie können eine so gemeine Geschichte erfinden, wie diese ist, zu der ich und Graf Erberg unsre reinen Namen hergeben müssen. Ich erinnere mich jetzt, daß ich Jean im vorigen Herbst immer hier herum habe schleichen sehen. Da ich keine Lust habe, den Stoff zu seinen ferneren Mährchen zu liefern, so wünsch' ich, daß er auf der Stelle das Schloß verlasse".

„Die Aussage eines so treuen Dieners, wie Jean ist, verdient unter allen Umständen Berücksichtigung, sagte die Fürstin, mit kreideweißen Lippen und Basilisken-Blick. Indessen möchte er nicht im Stande sein, gültige Beweise zu liefern, wie sie uns, z. B. Severins eigne Aussage liefert. Der ist der Erste in Deiner Gunst gewesen, Erberg nur der Zweite. Und wie Du einer Indiscretion von Severins Seite durch eine Geldbestechung hast zuvorkommen wollen, so versicherst Du Dich Erbergs Discretion, indem Du an seine momentane Entfernung das Versprechen künftiger Huld knüpfst. Wahrlich! jene

französische Königin in der Tour de Nesle war nur grausamer, nicht so schlau wie Du. Severin, von seinem Gewissen geängstigt, von Hochachtung für Deinen betrogenen Gatten durchdrungen, hat mir Alles gestanden, und auch, daß er mit Verachtung Dein Geld zurückgewiesen".

„Das hat Severin gesagt"? fragte Margarita tonlos.

„Kannst Du leugnen, daß Du ihm, unter dem Vorwand der Unterstützung, Geld geboten hast"? fragte die Fürstin triumphirend.

„Als Unterstützung, ja".

„Kannst Du leugnen, daß Du es von Erberg nehmen wolltest"?

„Nein"!

„Kannst Du leugnen, daß Du augenscheinlich Dein Benehmen gegen Severin verändert hast, nachdem Graf Erberg ein paar Tage hier gewesen"?

„Nein"!

„Kannst Du leugnen, daß Du früher ähnliche Beweise der Huld an Severin gegeben hast, wie z. B. Promenaden, Zusammentreffen in der Bibliothek, ꝛc.".

„Nein"!

„O, schrie Fürst Anton, sie gesteht Alles ein! nun so sage mir doch auch, Margarita, weshalb

fand ich Erberg an jenem Abend, in Darmstadt, nicht mehr bei Dir"?

„Anton! rief Margarita, ich bin unschuldig! Es ist ja nicht wahr, es ist anders wahr, als Deine Mutter spricht. Laß Severin kommen, frag' ihn"..—

„O nein! unterbrach der Fürst, Du könntest ihn wieder bethören! — Aber antworte mir doch: weshalb fand ich Erberg nicht mehr"?

„Du marterst mich, Anton".

„Ich Dich martern? bin ich nicht sanft"?

„Sanft wie der Inquisitor neben dem Gefolterten, Anton! fühlst Du denn nicht, daß ich keine Worte habe gegen diese gräßlichen Lügen und Beschuldigungen? daß ich mich sammeln, mich besinnen muß, um überzeugend zu antworten"?

„Ich frage Dich nur, weshalb Erberg nicht mehr bei Dir war, Margarita"?

„Mein Gott, weil er nicht bleiben mochte, nicht wollte....weil er mir Alles gesagt hatte"..... —

„Und warum antwortetest Du mir damals: er wolle Unica nicht allzu lange in Besorgniß lassen"?

„Hab' ich das gesagt"? fragte sie gedankenlos und strich mit der Hand über die Stirn.

„Ja! sagte der Fürst mit Donnerstimme; das hast Du gesagt! ich schwöre es Dir, bei meiner Ehre! Du hast damals gelogen, Du lügst jetzt ebenfalls. Ich will Dir sagen, warum er nicht mehr da war.

Er fürchtete die Augen vor mir aufzuschlagen! Er fürchtete, ich würde Deine Schmach ihm und Dir von der Stirn lesen! Er wollte wenigstens nicht wie ein Bube vor mir dastehen, wenn er sich auch nicht geschämt hat, wie ein Bube zu handeln".

Margarita stand auf und sagte kalt und hoch: „Ich will dergleichen Schmähungen nicht hören, weder gegen mich, noch gegen Graf Erberg".

Durch ihre Ruhe in die höchste Wuth versetzt, rief der Fürst: „Ist er Graf? heißt er Erberg? Schade um den edlen Namen! Er ist ein Bube, der die Frau seines Freundes und seines Gastes verführt hat"!

„Herr und Gott! sagte Margarita, das muß ich hören und ich sterbe nicht vor Schmerz"?

„O stirb! erwiederte der Fürst; es wäre das Beste, was Du thun könntest".

„Aber ich bin unschuldig, Anton! frage Erberg".

„Ja, mit dem Pistol in der Hand"! murmelte der Fürst.

„Soll ein Duell den Skandal proklamiren? fragte die Fürstin. Willst Du zum Ehebruch noch den Mord auf Dein Gewissen laden"?

„Anton! sagte Margarita matt, ich bitte Dich, sage Deiner Mutter, daß sie nicht so zu mir redet. Sieh, ich bin Deine Frau, ich muß mir viel von Dir gefallen lassen, viel ertragen, denn mein Herz ist

nicht ohne Schuld gegen Dich. Aber rette mich vor Deiner Mutter, Anton! — Sieh, ich habe weder Vater noch Bruder, um mich zu vertheidigen und zu schützen! ich habe keinen Freund, der sich aus Barmherzigkeit meiner annehmen und Dir die Wahrheit sagen könnte! ich habe Niemand als Dich. Willst Du mein Richter sein, so mußt Du auch mein Vertheidiger sein, mußt nicht leiden, daß man die Muttter Deines Kindes mit Füßen trete. Siehst Du denn nicht, wie unglückselig ich bin, Anton? ich bin unschuldig und Du verdammst mich .... weil Deine Mutter mich haßt".

„Warum sollt' ich Dich hassen, fragte die Fürstin bitter, wenn Du nicht pflichtvergessen und meines Sohnes unwürdig wärest"?

„Das weiß ich nicht! antwortete Margarita; ich weiß nur, daß ich seiner nicht unwürdig bin".

„Margarita! sagte der Fürst ruhiger; schwöre mir, daß zwischen Dir und Erberg nie von Liebe die Rede gewesen ist: dann will ich an Deine Unschuld glauben".

„Das kann ich nicht schwören .... aber glaube dennoch an mich"! flehte sie.

„So gieb mir eine andre Bürgschaft, Margarita".

„Meine ganze Vergangenheit liegt fleckenlos vor Dir, Anton".

„Weil keine Versuchung in ihr war! sie kam

mit Severin, mit Erberg, und Du konntest Ihr nicht widerstehen".

„Severin? aber ich hasse....ich verachte ihn".

„Gewöhnliche Folge eines solchen Verhältnisses", warf die Fürstin hin.

„Und Du hast ihn nicht immer gehaßt und verachtet, sagte der Fürst, ich erinnre mich sehr gut, wie freundlich Du für ihn warst".

„Ja ja! rief sie, aus Mitleid, aus Theilnahme war ich viel zu freundlich! das darf man Dummheit, Mangel an Ueberlegung und Menschenkenntniß — aber nicht Sünde nennen".

„Hattest Du keine Ahnung von dem Gefühl, das Du ihm einflößtest, Margarita"?

„Wie konnt' ich ahnen, daß meine Theilnahme ihn in einen solchen Wahnsinn stürzen würde: aber ....als ich es zuletzt dennoch ahnte, verwandelte sich das kahle Mitleid in Widerwillen, und daß ich diesen nicht zu verbergen verstand, hat ihn zu jenen niedrigen Verleumdungen bewogen. — Wie es Ihnen möglich war, dergleichen gegen die Frau Ihres Sohnes anzuhören — wandte sich Margarita an die Fürstin — das frag' ich nicht; aber ich frage Sie: warum haben Sie bis jetzt gewartet, mit Ihren Beschuldigungen hervorzutreten, da Severin mich doch schon vor einigen Monaten verleumdet hat? warum sagten Sie mir nicht bei unsrer Rückkehr von Frank-

furt augenblicklich, was Sie gegen mich auf dem Herzen hatten? warum trugen Sie den giftigen Verdacht so lange schweigend herum, bis er sich zur Wahrscheinlichkeit, endlich zur Gewißheit angeschwollen hat".

„Warum? fragte die Fürstin, das ist einfach zu beantworten! ich wartete auf Beweise Deiner Schuld — und mit Grund! hier ist der Brief".

„Sie warteten auf Beweise! rief Margarita, und Sie waren sicher, daß diese Beweise in ihre Hände fallen würden!....Anton, siehst Du denn nicht ein, daß dies ein Complot ist? Laß Severin kommen, befrage ihn in meiner Gegenwart! wer weiß, ob er nicht auch verleumdet wird".

„Welcher Mann ist brutal genug, um einer Frau ins Gesicht Dinge zu sagen, über die sie erröthen muß vor ihrem Gemahl"? sagte die Fürstin.

„O! versetzte Margarita, ich fürchte nicht die Brutalität; sie ist ehrlich. Aber gegen hinterlistige Lüge kann ich mich nicht vertheidigen; darum fürchte ich sie tödtlich".

„Soll das etwa heißen, daß ich lüge"? fuhr die Fürstin auf.

„Daß Sie belogen sind, entgegnete Margarita: Severin ist ein schwacher, eitler, und daher leicht zu bethörender Mensch".... —

„Lassen wir Severin! sprach die Fürstin nach-

läſſig; Du ſcheinſt Deiner Gewalt über ihn ſo gewiß zu ſein, daß Du Dich immer auf ihn berufſt, weil Du ſeine Ausſage lenken zu können meinſt. Graf Erberg iſt die Hauptperſon, deshalb ſuchſt Du von ihm die Aufmerkſamkeit abzuwenden. Nicht"?

„Margarita, nahm Fürſt Anton das Wort, der einige Zeit ſchweigend und ſinnend ſich verhalten hatte; Du geſtehſt ſelbſt ein, daß Du Severins Liebe geehrt, und großes Mitleid mit ihm gehabt haſt; ſieh! die Schwäche der Frauen iſt ſo groß, daß dieſe Ahnung und dies Mitleid ganz genügend ſind, um ſie zum Verrath ihrer Pflicht hinzureißen".

„O Herr und Gott! ſeufzte Margarita, welche gräßliche Dinge bürden die Menſchen den ſchönſten Gefühlen, dem Mitleid und der Liebe, auf! Uebrigens, ſetzte ſie raſch hinzu, verdrehſt Du meine Worte, Anton! Das Mitleid ging bei mir der Ahnung voraus".... —

„Deine Spitzfindigkeiten ſollen mich nicht konfus machen", ſagte er.

„Aber Ihr zwingt mich ja dazu! rief ſie außer ſich; Ihr entſtellt die ſchlichte Wahrheit und dann wundert Ihr Euch, wenn ich das nicht zulaſſen will".

„Ferner läugneſt Du nicht, daß es zwiſchen Dir und Erberg zu einer vollſtändigen Erklärung, und in Darmſtadt....zum Abſchied gekommen iſt; fuhr er kalt fort. Jetzt endlich bekommſt Du dieſen Brief,

der in dem Ton des tiefsten Einverständnisses und der glühendsten Leidenschaft geschrieben ist. Du giebst zu, daß Du mein Herz gekränkt hast, allein Du bereust es nicht....so mächtig ist Deine sündhafte Liebe. Nun sage mir, was soll ich von Dir denken".

Margarita war in dem Lehnstuhl zusammen gesunken; ihre Hände lagen matt gefaltet in ihrem Schooß, ihr Kopf hing auf die Brust herab. Die fürchterliche Wahrheit von Allem, was ihr Mann ihr vorwarf, donnerte sie an, wie der Ausspruch eines höhern Richters. Sie stand mit ihrem Herzen nicht mehr den Menschen, sondern Gott gegenüber, und sie fühlte, daß nicht sowol jene, als dieser ihr zürnen durften. Denn Gott will die reine Gesinnung; die Menschen wollen nur nicht, daß eine That der Schuld begangen werde, und wenn diese ihr auch nur fälschlich vorgeworfen werden konnte, so blieb doch immer ihre Gesinnung von heißer, tiefer Liebe für den Mann ihrer Freundin erfüllt. Und in diesem Gefühl einer ganz zerschmetterten Seele, welche von höherem Standpunkt aus die irdischen Verhältnisse betrachtet, und sie und sich um desto strenger beurtheilt, sagte sie:

„O! ich bin unwürdig und unglückselig".

Der Fürst und die Fürstin sahen sich einander an. Was wußten sie von den Qualen der Seele? was wußten sie von einer Schuld, die sich nicht in

der tiefſten Region der Realität bewegt? was wußten ſie von dem niederbeugenden Gefühl der Unwürdigkeit Gott gegenüber? Sie hörten in jenen Worten nur das Geſtändniß der Schuld, die ſie begriffen. Fürſt Anton, mit leichter Mühe etwas glaubend, was er kürzlich mit leichtem Sinn begangen, ſagte mit einer Verachtung, zu der er auf keine Weiſe berechtigt war:

„Ehebrecherin"!

Und die Fürſtin zerriß Ulrichs Brief, von oben bis unten, und warf ihn, wie der Scheriff den zerbrochenen Stab dem Sünder, vor Margaritas Füße. Dann verließen Beide ſchweigend das Zimmer — das freundliche, ſtille Zimmer, mit ſeinen heitern, buntblumigen Tapeten, in das die Sonne und der Himmel hineinlachten, das ganz voll Bücher und Spielzeug war, und das durch ſeinen unſchuldigen Frieden einen ſchauerlichen Contraſt mit dieſem finſtern, dämoniſchen Auftritt machte.

Als ſie fort waren, ſtand Margarita auf, verſchloß die Thür hinter ihnen, ſtürzte auf ihre Knie, und weinte die ſchweren, brennenden Thränen, die Gott denen ſchickt, welche geängſtigten und zerſchlagenen Herzens ſind, und die Gott denen nicht zurechnen möge, welche ſie erpreſſen.

Tonys Stimme an der Thür der Thurmtreppe gab ihrer Troſtloſigkeit eine andre Wendung. Sie

machte ihr hastig auf, nahm sie auf den Schooß, bedeckte sie mit Küssen und fragte sie unter strömenden Thränen:

„Tony, mein Engel....hast Du mich denn auch recht lieb? Sprich, mein Herzenskind, hast Du mich noch lieb"?

Statt der Antwort schlang Tony ihre Arme um den Hals der Mutter und weinte bitterlich, wie zarte, weiche Kinder das wol beim Anblick fremder Thränen zu thun pflegen. Es war ein herzzerschneidendes Bild: eine Frau und ein Kind — beide in einer Agonie von Seelenschmerz.

„Weine nicht, Mama! weine nicht, bitte, bitte", sagte endlich Tony, und versuchte mit ihrem kleinen Taschentuch die Augen ihrer Mutter zu trocknen.

„Du hast ganz recht, meine süße Tony, sagte Margarita und suchte sich zu fassen; wir wollen nicht mehr weinen. Wir wollen uns Beide recht lieb haben, und den lieben Gott bitten, daß er sich unser erbarme. Nicht wahr"?

„Ja liebe Mama! Tag und Nacht"! sagte Tony und faltete bereitwillig ihre Hände, mit jenem Ausdruck von himmlischer Einfalt, der ein Kindergesicht sublim macht.

„O Kinder! Euer ist das Himmelreich! rief Margarita. Tag und Nacht beten!....ja, mein Kind, wenn ich das gethan hätte, so würd' ich jetzt wol

nicht zu weinen brauchen. Euch Unſchuldige hat Gott lieb"!

„Dich auch, Mama"! verſicherte Tony tröſtend.

„Da haſt Du wieder Recht, meine Tony! ſagte Margarita, mit dem Kinde wie mit ſich ſelbſt redend. Er hat mich lieb, denn er will, daß ich an ihn denken ſoll....mehr an ihn denken, als ich bisher gethan".

Ihr Blick fiel auf den Brief, der noch am Boden lag. Sie hob ihn auf und hielt beide Stücke an einander. Es ſchien ihr, als wär' er durch die Blicke beſudelt, mit denen die Fürſtin ihn geleſen. Sie küßte ihn, um durch ihren Athem und ihre Lippen, die Entweihung abzuwiſchen. Sie fühlte eine glühende Sehnſucht ihn zu leſen, ihr Herz zu baden und zu ſtärken in dieſem Strom von Liebe. Sie drückte ihn krampfhaft an Stirn und Bruſt; aber ſie las ihn nicht. Sie zündete ein Licht an und hielt ihn in die Flamme, bis er als ein Häufchen Aſche auf den Tiſch fiel. Dann ſammelte ſie die Aſche in ihrer Hand, trug ſie zum Fenſter, warf ſie hinaus....der Wind nahm und hob ſie, hob ſie immer höher, bis ſie endlich wie im Himmel verſchwand. Dann warf Margarita ihr mit dem Finger einen Kuß nach, und ſprach halblaut:

„Ja, im Himmel! da iſt alles Schöne geborgen, und die Liebe....nur da"!

Hätten der Fürſt und ſeine Mutter dies angeſehen, ſie würden die Achſeln gezuckt und es kindiſch und nutzlos gefunden haben. Wer ein Herz hat, fühlt vielleicht das unermeßliche Opfer heraus, welches Margarita brachte.

Darauf ſchickte ſie Tony zu Minchen, und ging zu ihrer Mutter, wo ſie bereits den Fürſten und die Fürſtin fand. In der Frau von Ringoltingen vegetativer Exiſtenz waren gewaltſame Scenen höchſt widerwärtig, weil deren revolutionäres Element ihrem ſtabilen ſchnurſtracks entgegen lief. Indeſſen nahm ſie doch von Anfang an Partei für ihre Tochter, obgleich ſie aus dem Bericht des Fürſten nicht Recht oder Unrecht ihr zuſprechen konnte; ſie verlangte nicht ſowol für Margarita als für die Fürſtin Thierſtein alle mögliche Schonung und Rückſicht, und ſtellte ihrem Schwiegerſohn mit aller Beredſamkeit, die ihr freilich nur in geringem Grad zu Gebot ſtand, vor, welch ein häßliches Aufſehen eine Scheidung machen, daß auch auf ihn ein falſches Licht fallen werde, und dergleichen mehr, was ihn gar nicht überzeugte.

Margarita ſagte, als ſie eintrat: „Es iſt mir lieb, meinen Mann und ſeine Mutter bei Dir zu finden, Mama, denn ich habe Dinge zu ſagen, die von Euch Allen gehört werden müſſen“.

„Eine Generalbeichte“? fragte die Fürſtin verächtlich.

Margarita sah sie von oben herab an, und sprach zu ihrem Mann: „Anton, unter der Last des Verdachts verstehe ich nicht zu leben. Es würde sich Haß und Erbitterung in mir festsetzen, und mich hindern meine Pflicht von ganzer Seele zu erfüllen, wie das doch mein aufrichtiger Wunsch ist. Ich bin unschuldig, denn Schwäche ist nicht Sünde; dies Bewußtsein könnte mir für meine Person genügen; aber mir als Mutter und Gattin genügt es nicht. Du darfst mir nicht aus Barmherzigkeit verzeihen, sondern Du mußt meine Unschuld anerkennen, mußt alle Schmähungen widerrufen, die man gegen mich erfunden, und die Du ohne Prüfung angenommen hast, mußt Severin zur Erklärung zwingen, daß er ein feiger Lügner ist“.... —

„Und wenn das geschieht, wozu wirst Du Dich entschließen“? fragte er höhnisch.

„Dann bin ich nach wie vor Deine treue und gehorsame Frau“.

„Und wenn es nicht geschieht“? fragte er mit ungeheucheltem Erstaunen.

„So nehm' ich Deine Tochter mit mir und verlasse Dein Haus“.

„Welch ein Trotz! rief die Fürstin im höchsten Zorn darüber, daß Margarita die Initiative zu ergreifen wagte. Sie macht Bedingungen“!

„Ja, entgegnete Margarita, ich muß es! ich darf

nur durch Erfüllung dieser Bedingungen hoffen, einen ehrenvollen Platz in der Familie einzunehmen. Würde nur eine oberflächliche Versöhnung zu Stande gebracht, so müßte ich beständig fürchten, daß man mir in einem Augenblick von übler Laune, oder von Unthätigkeit, oder von Verdruß, dasjenige vorwürfe, was ich heute habe anhören müssen, und was ich fest entschlossen bin, nicht zum zweiten Mal anzuhören".

„O! rief der Fürst, sei ganz ruhig! von Versöhnung, mit oder ohne Bedingung, ist zwischen uns nur dann die Rede, wenn Du klare Beweise Deiner Unschuld lieferst. Kannst Du das"?

„Ich kann Dir mein Wort geben. Gilt das nicht ebenso viel als das Deiner Mutter und Severins"?

„Margarita! rief der Fürst außer sich; wenn ich einen Funken von Reue bei Dir wahrnähme"....—

„So würde Dich das in Deinem Irrthum bestärken, Anton! unterbrach sie ihn sanft; und wenn ich vor Dir jammerte und winselte, so würd' es aussehen, als wolle ich Dich durch meine Verzweiflung rühren und bestechen. Die ächte Reue, lieber Anton, klagt sich vor Gott an — nicht vor den Richtern".

„Gut! sagte er, ich sehe, Du hast Deine Partie genommen, in der Voraussetzung, Trotz und Frech-

heit für Unſchuld gelten zu laſſen. Ich bin nicht Deiner Meinung, ich laſſe mich ſcheiden".

„Du läßt Dich ſcheiden"? ſagte ſie wehmüthig.

„Haſt Du es nicht ſelbſt vorgeſchlagen? fragte er erbittert, und muß es Dir nicht ſehr angenehm ſein, daß Dich alsdann Niemand hindert, Erberg vom Pol oder vom Aequator zu Dir zu rufen.... wie er Dich darum bittet"!

Margarita ſchüttelte langſam und traurig den Kopf, und ſagte: „Du läßt Dich ſcheiden? weißt Du denn auch, Anton, was Du thuſt? ich ſpreche nicht davon, daß Du muthwillig meinen Ruf zerſtörſt und meine Zukunft verdirbſt, und daß ich erſt zweiundzwanzig Jahr alt bin; aber Du zerreißt das Band zwiſchen Dir und Deiner Tochter. Das Kind geſchiedener Eltern hat nur Herz für den Vater oder die Mutter. Je mehr es den einen Theil liebt, um deſto gleichgültiger iſt es für den andern. Kannſt Du Dich zu einer ſolchen Gleichgültigkeit von Seiten Deines Kindes entſchließen"?

„Ich werde es behalten"! ſagte er ſehr gleichgültig.

„O Du weißt wol, daß ich Ambrach eher an allen vier Ecken anzünden, als Tony ohne mich hier laſſen würde"! entgegnete Margarita ruhig.

„Das fehlte noch! rief er; behalte immerhin Dein

Kind! aus einem Mädchen mache ich mir nicht viel ....und weiß Gott, ob es mein iſt".

Margarita zuckte ſchweigend aber empört die Achſeln, und Frau von Ringoltingen rief: „Sie haben den Verſtand verloren"!

„Gnädige Frau, entgegnete der Fürſt brutal, Sie haben ihre älteſte Tochter ſo ſchlecht erzogen, daß ſie mit einem Schreibmeiſter davongelaufen iſt; das iſt keine Bürgſchaft für die beſſere Erziehung der jüngſten, und ich bin ein Narr geweſen, mich mit einer Familie zu verbinden, in welcher dergleichen verfallen konnte".

„Die Schuld eines thörichten Mädchens legt kein vernünftiger Menſch einer ganzen Familie zur Laſt, erwiederte Frau von Ringoltingen unbewegt. Margarita iſt immer ihres Namens würdig geweſen — und Gottlob! Ringoltingen klingt ebenſo gut als Thierſtein; — und ich habe die Ueberzeugung, daß ſie es noch jetzt iſt, und es immer ſein wird".

„Ich danke Dir, Mutter"! rief Margarita, ihr die Hand küſſend. Dann ſagte ſie zum Fürſten: „Meine Mutter glaubt an mich und Du thuſt es nicht".

„Deine Mutter nimmt aus mütterlicher Verblendung Deine Partie; das heißt noch nicht an Dich glauben"! verſetzte er.

„Sie glaubt hauptſächlich an die Fürſtin Thier-

ſtein! nahm jetzt die Fürſtin das Wort, an die reiche, vornehme, angeſehene Frau, die, ſobald ſich ihr Mann von ihr ſcheiden läßt, arm, unbedeutend und unbemerkt ſein wird, und die ſehr gern ihre glänzende Stellung behaupten möchte — wie ihre Betrübniß über die Scheidung es verkündet".

„Sie vergeſſen, antwortete Margarita, daß ich ſie zuerſt vorgeſchlagen habe — freilich nur für den äußerſten Fall, für den Fall, wo fremder Einfluß meinen Mann zu ſeinem Nachtheil und meinem Verderben beherrſcht. Uebrigens iſt arm und unbemerkt zu ſein, kein Unglück in meinen Augen, denn ich bin dadurch vor Neid und Verleumdung geſchützt; unbedeutend aber kann ich nie werden, wenn ich es nicht jetzt bereits bin; und wenn Sie meine Stellung als Fürſtin Thierſtein eine ehrenvolle nennen, ſo ſtimme ich vollkommen mit Ihnen überein — jedoch von Glanz hab' ich nie etwas bemerkt, und ihn nie entbehrt. Ich bin wie ein armes Mädchen in dies Haus gekommen und werde es als arme Frau verlaſſen, ſobald ich mich gezwungen ſehe, den Staub dieſer ungaſtlichen Schwelle von meinen Füßen zu ſchütteln; aber für ſeine Tochter und deren Erziehung muß der Fürſt Thierſtein ſorgen, wie es ſich für ſein Vermögen und ihre Verhältniſſe ſchickt. Das verlange ich, und mit Recht".

Fürſt Anton ſtarrte ſprachlos ſeine Frau an,

die er niemals so viel hatte reden hören. Die Fürstin sagte höhnisch:

„Diese Beredsamkeit ist eines Predigers oder Advokaten würdig". Beide wußten nicht, daß oberflächlichen Menschen immer der Wortschwall zu Gebot steht, und daß das Wort in tiefen, stillen Seelen nur durch Emotion nicht sowol geweckt als geboren werden muß.

Es blieb bei Margaritas Ausspruch. Ihr Mann fuhr fort, Beweise von ihr zu begehren, die sie nicht im Stande war zu liefern. Da besprach sie sich mit ihrer Mutter, und nach einigen schweren, trüben Tagen fuhr sie eines Morgens, ohne Abschied, mit Tony und Minchen, nach Baden-Baden, während Frau von Ringoltingen vor der Hand in Ambrach blieb, um die Rechte ihrer Tochter und ihrer Enkelin bei dem eingeleiteten Scheidungsprozeß, gegen den Geiz des Fürsten und den Haß der Fürstin zu vertheidigen.

In derselben Zeit wurde Idas und Valerians Hochzeit in Hochhausen festlich begangen, und an dem Tage, wo Margarita Ambrach verließ, trat Ulrich seine Reise an, ohne eine Ahnung von dem Umsturz aller Verhältnisse der geliebten Frau zu haben. Und doch wähnen Liebende, trotz Entfernung und Trennung, ein ganz besonderes Verständniß ihrer gegenseitigen Schicksale zu besitzen!

In derselben Zeit hatte Clotilde ihrem Mann erklärt, daß sich ihm endlich die frohe Aussicht auf Nachkommenschaft eröffne, und obgleich kein einziges Mitglied beider Familien daran zweifelte, ja sogar die Ueberzeugung hatte, daß Graf Ostwald nicht der Vater sei: so herrschte doch äußerlich eine allgemeine freundliche Theilnahme über diese ungehoffte Neuigkeit.

So ist die Gesellschaft eingerichtet: von dem Mann hängt es ab, seine Frau vor der Welt rein oder verworfen darzustellen. Ein feiger, erbärmlicher Mann, wie Graf Ostwald, läßt sich durch das Vermögen seiner Frau bestechen, über ihr Betragen ein für alle Mal die Augen zu schließen und dessen Consequenzen gelassen hinzunehmen. Und ein schwacher, beschränkter Mann, wie Fürst Anton, hängt von dem boshaften Einfluß seiner geizigen Mutter ab, die das arme Mädchen haßt und beneidet, welches die Frau ihres reichen Sohnes worden ist; — und die Unschuldige geht wie eine Schmachbeladene aus seinem Hause. Das ist keine willkürliche übertriebene Annahme: wo ein reicher Mann ein armes Mädchen heirathet, da ist sie seiner Familie ein Dorn im Auge — das haben wir Alle zehn und zwanzig Mal gesehen! — da wird sie immer belauert, bemäkelt und scheelen Blicks angesehen; da kann sie nie dankbar genug für die Gnade ihres Mannes sein, der ihr ein Atlaskleid statt ihres Musselin-

kleidchens gegeben, und sie in einen Wagen gesetzt hat, während sie sonst zu Fuß ging; da wird sie verschwenderisch genannt, wenn sie gelassen seinen Reichthum genießt. Ist sie nun gar schöner, liebenswürdiger, geistreicher als die Familie des Mannes — hat sie Fehler und Schwächen, wie alle übrigen Menschen — steht zu ihrer Rechten kein imposanter, ehrfurchtgebietender Vater, zu ihrer Linken keine dreiste, trotzige Brüderschaar: so wird Zwiespalt zwischen ihr und ihrem Mann gestiftet, und es gehört von seiner Seite seltene Liebe und Kraft dazu, um sie nicht vor den Anfeindungen seiner Familie erliegen zu lassen. Das ist wahr und traurig. Aber der melancholische Kampf des Guten und Bösen, und der häufige Sieg des Letztern ist nicht das Traurigste auf der Welt. Margarita von gemeinen Seelen geschmäht zu sehen, thut weh, doch es erbittert nicht und man entsetzt sich nicht. Sieht man aber die Heuchelei dermaßen zur Basis der Gesellschaft gemacht, daß gute, edle Menschen, wie Gräfin Erberg, Unica, Ulrich ihr huldigen, indem sie alle äußere Zeichen der Freundschaft für Clotilde beibehalten: so fragt man sich wol mit Entsetzen, was aus einer Gesellschaft werden soll, die demoralisirt genug ist, um die Heuchelei als Princip ihres Bestehens zu proklamiren, und von jedem Individuum das Opfer seiner Principe, d. h. seines

ſchlichten Gefühls für recht und unrecht zu verlangen. Clotilde ſoll den Schein bewahren, als ſtände ſie im beſten Vernehmen zu ihrem Mann; dann wird ihr Alles erlaubt — und diejenigen, welche wol wiſſen, daß es nur Schein iſt, ſollen ſich nicht einfallen laſſen, ſie nach ihrer Herzensmeinung zu behandeln. Dann würde es heißen: „Welche Prüderie! benimmt ſie ſich nicht vortrefflich gegen ihren Mann"? Oder eine fromme Ermahnung: „Wir ſollen das Beſte vorausſetzen, und keinen Stein auf unſern Nächſten werfen"! — Würde Graf Oſtwald der Nachſicht müde, ließe er Clotilde fallen — ach, wie würden die Steine fliegen!

Die Herrſchaft der Heuchelei in der Geſellſchaft würde unmöglich zu dieſem Grad geſtiegen ſein, wenn ſie nicht zugleich die über den größten und allgemeinſten Kreis des Lebens gewonnen hätte. Daher das Nivelirungsſyſtem! äußerliche Gleichheit für Alle! nur heimlich, nur im Stillen, nur hinterliſtig, darf Einer größer werden wollen als die Uebrigen. — Daher die Paſſion für conſtitutionelle Verfaſſungen! die Regierung thut, was ſie will, aber ſie ſoll ſich das Recht dazu nicht nehmen, ſondern erbetteln; man giebt es ihr nicht, o nein! man ſträubt ſich ſehr; man läßt es ſich abſchmeicheln und abkaufen. Abfordern darf ſie nichts — erheucheln Alles. — Daher der eiſerne Scepter des guten

Ton, der sich schwer auf alle Schultern legt und ihnen seine Firma einbrennt, wofür dann derjenige, welcher mit ihr bezeichnet ward, als ein würdiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt wird. — Die moderne Civilisation kennt kein anderes Verbrechen, als das der brutalen Gewalt und des Ausbruchs mächtiger Leidenschaften, während in Zeiten, wo die rohe Gewaltthätigkeit aus ungeregelter Energie entsprang, grade die heutige Weise, aus Feigheit honett zu sein, mit Verachtung behandelt wurde. So stehen sich die Zeitalter einander gegenüber, verdammen was in ihrem Vorgänger zu verdammen ist, und Keines wähne, daß es besser sei als das Andre.

Noch eine Catastrophe.

Fürst Anton tobte und wüthete in Ambrach umher. Das verletzte Gefühl weiß sich immer würdig zu benehmen, und der Zorn der Liebe kann zwar in Barbarei, doch nicht in Gemeinheit ausarten. Der Zorn der verletzten Eigenliebe hingegen kennt keine Grenzen, und da Fürst Antons Eigenliebe wie die aller beschränkten Menschen maßlos war, weil sie

aus imaginärer Vortrefflichkeit entſprang und auf imaginäre Verdienſte ſich ſtützte: ſo verfiel er in unbeſchreibliche Ausbrüche, wenn er ſich lebhaft vorſtellte, daß er hintergangen ſei! Hätte er die Wahrheit gewußt, ſo würde er ſich ungewöhnlich leicht getröſtet, Margaritas Liebe eine romantiſche, eine ſentimentale genannt, und dafür geſorgt haben, daß ſie Erberg nicht wiederſehe. Eine Liebe zwiſchen Menſchen, die durch hundert Meilen von einander getrennt waren, ſchien ihm ſehr wenig gefährlich für ſeine eheliche Würde. Daß das Herz ſeiner Frau für ihn ſchlage, daß er ihre Gedanken wiſſe, ihre Gefühle theile, daß Einheit der Geſinnung zwiſchen ihnen walte, fand er unnütz und beſchwerlich. Unnütz: denn die Ehe iſt nicht eingeſetzt, damit man ſich Zärtlichkeiten ſage, ſondern damit auf regelmäßige Weiſe für eine Nachkommenſchaft geſorgt werde; beſchwerlich: denn man würde viel Zeit verſchwenden, wenn man nach Luſt und Laune einer Frau mit ihr girren, ſich um ihren Geſchmack und ihre Wünſche bekümmern, oder gar ſie um Rath fragen wollte. Bei dieſen ſultaniſchen Anſichten von dem Recht eines Gemahls würde man ſich wundern dürfen, daß Fürſt Anton ſich dennoch keinen Augenblick beſann, das eines Andern zu beeinträchtigen, wenn es nicht bekannt wäre, daß Despoten nur zu ihren eigenen Gunſten der Regel einige Ausnahmen ge-

statten. Ferner, daß er, der von seiner Frau nichts als passiven Gehorsam begehrte, sich unbedingt von seiner Mutter leiten ließ. Es rührte daher, daß die Fürstin grade die Art von Verstand hatte, die er schätzte, weil er sie begriff: den Geschäftsverstand. Sie hatte als seine Vormünderin glänzende Proben davon abgelegt; das erkannte er mit Dank. Weil die Fürstin ein wachsames Auge über ihre Advokaten und ihre Pächter hatte, weil sie sich in keiner Geldangelegenheit um einen Kreuzer verrechnete, weil sie sich durch keine Pfiffigkeit überlisten und durch keine Schlauheit betrügen ließ, wo es ihren Vortheil galt: so hegte er eine tiefe Verehrung vor ihrer Menschenkenntniß und ihrem praktischen Sinn. Für Mutter und Sohn hieß die Nutzanwendung alles Verstandes: „Laß dich nicht betrügen"! — Und jetzt wähnte der Fürst betrogen zu sein durch seine eigene Frau! Die Demüthigung war allzu empfindlich! Er wußte gar nicht, auf wen er das ganze Gewicht seiner Rache sollte fallen lassen. Es schien ihm nicht genug, sich von Margarita zu scheiden, er wollte sich duelliren mit Ulrich, und Severin auf dem Fleck erschießen. Die Fürstin, der gar nichts daran lag, daß zwei fremde Männer bestraft werden sollten, indem ihr Sohn sein Leben aufs Spiel setzte, hatte die größte Mühe ihn von Duell- und Mordgedanken zurückzubringen. Das Aufsehen war ihm grade Recht! die

Schmach ward deſto größer für Margarita! wenn ihretwegen Blut gefloſſen, ſei das Maaß ihrer Sünden voll, und dann werde Gott ſie ſtrafen! Endlich beſiegte ihn die letzte Vorſtellung der Fürſtin: ein ſo elendes Geſchöpf wie Margarita, verdiene nicht, daß er ihr auf irgend eine Weiſe ſein Leben opfere; im Gegentheil! er müſſe es pflegen und erhalten, und ſobald wie möglich darauf ſinnen, eine andre beſſere Frau aus einer beſſeren Familie zu heirathen. Da ſei z. B. die Amélie Thierſtein in Paris. „Die Mutter iſt Wittwe, von ihr kommt das Vermögen, folglich werden ſich nach ihrem Tode Heinrich und Amélie eine Million Franken theilen"! rechnete die Fürſtin ihrem Sohn vor. Und wirklich — er ſuchte ſich zu faſſen, um dereinſt, Margariten zum Trotz, eclatant glücklich zu werden.

Ulrich reiſte nach Warſchau, nach Kiew, nach der Krimm. Er wollte Rußland durchſtreifen, dann nach Petersburg gehen und ſich dort einer der Expeditionen anſchließen, welche die Regierung faſt alle Jahr um die Welt machen läßt. So warf er ſich mit allem Aufwand von Kraft, Anſtrengung, Zeit und Mühſal in den Strudel einer ungewiſſen Zukunft, nicht ſowol um ſeine Leidenſchaft zu bekämpfen, als um ſie zu pflegen, und an ihr zu ſterben, wenn er nicht durch ſie leben konnte. Er hatte nicht die Energie, welche das zerſchmolzene, glühende Metall

der Leidenschaft in die feste, unzerstörbare Form des Charakters gießt und umprägt. Er ließ die wilden metallischen Wogen in sich gähren, fluten und wühlen, und gab ihnen all' seine Fähigkeiten gleichgültig hin. Er verschmähte jede Beschäftigung, er verachtete jede Arbeit, weil er fand, daß sie seine Kräfte nicht erschöpften; statt wenigstens einen Theil derselben anzuwenden, ließ er sie sämmtlich brach liegen. Er hatte in diesen letzten drei Jahren des moralischen Marasmus alle Elasticität der Seele verloren. Die Begegnung mit Margarita hatte ihn berührt, wie das heiße Eisen des Arztes ein gelähmtes Glied berührt und zur Lebensthätigkeit weckt. Für den Augenblick war er gesund worden, und hätte er einer heilsamen Diät folgen können, so wär er es geblieben. Er und Margarita frei!....so war das Ideal des Glücks verwirklicht, welches er sein Lebenlang erträumt hatte, und dafür wäre ihm keine Anstrengung zu groß, zu schwer gewesen. Für eine geliebte Frau und geliebte Kinder hätte er sich geopfert, in jeder Beziehung, und für deren Wohl und Zufriedenheit mehr geleistet, als er es jetzt selbst von sich glaubte. Doch außerhalb eines solchen scharfbegrenzten Kreises war er ohne Haltung. Das Gefühl vagabondirte in ihm. Er dachte nichts als den einen Gedanken: Wenn sie frei wäre!

So lag er im Wagen und ließ sich fortrollen,

blickte ohne zu ſehen, hörte ohne zu verſtehen, glitt an fremden Menſchen, Städten, Ländern, Völkern wie eine Wolke an Wolken vorüber, und alle Beſinnung, die ab und an in ihm auftauchte, wendete er dazu an, um ſich zu befragen, ob er etwa ſchon reif für das Irrenhaus ſei.

Endlich fiel ihm Etwas ein, was ihn wenigſtens nöthigte ſeine Gedanken zu ſammeln und zu ordnen, ohne ihn jedoch von ſeinem Gegenſtand abzuziehen; er ſchrieb ein Tagebuch an und für Margarita. Er ſchrieb nicht ſowol ſeine Eindrücke nieder, als die, welche er gleichſam in ihrer Seele empfing: was ſie angeregt, was ihr gefallen, worüber ſie nachgeſonnen, was ſie bemerkt, bewundert, beachtet hätte. Den allgemeinen Gegenſtänden und Zuſtänden gegenüber verſchwand er; nur Margariten allein gegenüber gelangte er durch die Liebe wieder zu ſeiner Weſenheit.

Es war ein ſchmerzliches Ereigniß für ihn, daß er in Odeſſa ſeinen treuen Louis verlor. Er hatte es ſich nie eingeſtehen mögen, daß er durch Louis auf indirekte Nachricht — wenn nicht gradezu von Margarita, doch aus Ambrach gerechnet hatte. Er würde ſich geſchämt haben, Diener in ſeine Herzensgeheimniſſe blicken zu laſſen: dennoch konnte er es ſich nicht ableugnen, wie lieb ihm Louis geworden, ſeitdem München ſeine Braut war. Nun war der

erprobte und ergebene Mensch todt, und Ulrich stand so traurig an seinem Grabe, als habe er seinen letzten Freund auf der Welt verloren.

In dieser Stimmung schrieb er einem alten Freunde, bei dem er jetzt, auf seiner Reise, drei Tage in Breslau gewesen war:

„Lieber Ohlen! Du hast mir gesagt, Du kenntest „die Leidenschaft; aber sage mir, ob Du sie bis auf „den Punkt verfolgt hast — oder vielmehr ob sie „Dich verfolgt hat bis zur völligen Desorganisation „oder Paralysirung Deines Wesens; sag' mir, ob es „nur meine unglückselige Eigenthümlichkeit, oder die „aller Gefühlsmenschen ist, sich von jener Boa um„schlingen und verzehren zu lassen. Es giebt Augen„blicke wo ich mich gegen mich selbst empöre, wo „ich um jeden Preis ein Joch abschütteln mögte, „das mir von meiner Schwäche aufgebürdet wird; „denn Andere, Stärkere als ich, schütteln es ab. In „einem solchen Augenblick bin ich jetzt. Mein ganzes „Treiben kommt mir nichtswürdig und unmännlich „vor. Ich frage mich: giebts denn keine Ehre und „Pflichten, keine Verdienste und Auszeichnungen, keine „Freunde und Frauen auf der Welt, mit denen sich „das Leben tüchtig, verständig und sogar recht ange„nehm hinbringen ließe? Hab ich nicht mein schönes „Malans am schönen Rhein, allen Bequemlichkeiten „des häuslichen — wie allen Verfeinerungen des

„gesellschaftlichen Lebens genügend, ganz voll von
„Erinnerungen an meinen Vater, der es liebte und
„schmückte, weil er dort ein Jahr mit meiner Mutter
„glücklich gewesen war? Bin ich nicht selbst mit
„einer schönen liebenswürdigen jungen Person ver-
„heirathet, der nichts als die Aufforderung fehlen
„mag, um die beste Gattin und die zärtlichste Mut-
„ter zu werden? Ist es nicht unbegreifliche Verkehrt-
„heit oder wol gar sündhafte Verblendung so viel
„Elemente, um glücklich zu sein, zu besitzen, und sie
„nicht ordnen und beherrschen zu können, damit sich
„in der That ein festes, sicheres, abgerundetes Glück
„daraus gestalte? Sollte ich mich nicht kurz und
„gut fassen, mein Herz zusammen nehmen, meine
„Wünsche von ihrem rastlosen Umherschweifen heim-
„berufen, meine unerreichbaren Wonneträume mit
„den erreichbaren, friedlichen Genüssen der Wirklich-
„keit vertauschen, und auf der Stelle aus der Fremde
„in die Heimath, von den Steppen am Don ins
„Rheingau und nach Hause gehen? Nach Hause,
„mein Alter! ist das nicht ein schönes Wort für
„einen schöneren Begriff? liegt nicht in der Enge
„der Häuslichkeit, in ihrer traulichen, heimlichen, be-
„gnügten, und dennoch so weit verzweigten Wirk-
„samkeit, zugleich der Grund- und der Schlußstein
„alles menschlichen Strebens? jedes andre lockert
„die Bande zwischen uns und unsersgleichen, weil

„es uns in unserm Egoismus isolirt, wenn auch „Ruhmliebe, Wissenschaftseifer, Kunstleistung, sogar „Ehrgeiz von ihrer Menschenliebe, von ihrer Ver„brüderung mit der ganzen Menschheit und ihren „Anstrengungen für dieselbe prahlen. Von all den „theoretischen Menschenlieben, die Freundschaft zwi„schen Hottentotten und Esquimaux stiften, und „Innigkeit zwischen Millionen bewerkstelligen, wäh„rend der Gründer Einzelne, Nahe, haßt und ver„achtet, und Neid und Scheelsucht in sich wuchern „läßt — halte ich nicht viel. Die praktische, die „St. Vincent de Paul antrieb, dem gemarterten „Galeerensclaven die Ketten abzunehmen und sie an „seiner Statt zu tragen — die begreif' ich, und ich „meine, der Heilige müsse sehr glücklich gewesen sein, „weil er sie besessen hat. Ich besitze nicht eine solche „Kraft zur Aufopferung, und die Wenigsten haben „sie. Weil aber in uns keine Durchbildung möglich „ist, wenn Nachsicht, Mitleid, Duldung und Opfer„willigkeit nicht geübt werden, so ist uns dazu ein „Kreis angewiesen worden, in welchem wir sie zu „unserm eignen Glück und daher gern und leicht „üben: nämlich die Familie. Ja, mein Alter! Gott „hat den Menschen ihre Schicksale leicht und lieblich „geordnet! er stellt jeden von uns an die Pforte „eines Zauberkreises voll solcher Macht und solcher „Schönheit, daß der Egoismus darin seine häßliche

„Geſtalt verliert, indem er ſich in ein Gefühl ver-
„wandelt, welches den Meinen gehört, aber nicht
„mehr meinem Ich. Da iſt volle Befriedigung:
„im Opfer der Lohn, für die Mühe der Segen,
„neben der Sorge Troſt, und neben der Arbeit Er-
„holung. Statt nun ohne Umſtände von dieſem
„Glück Beſitz zu nehmen, ſuchen wir umher und be-
„ſinnen uns, wen wir in dies Paradies einführen
„ſollen, und unter Zehntauſenden mag Einer ſein,
„der nicht von Gott eine Eva nach eigener Vor-
„ſchrift begehrt. Sieh! dies Begehren ſchleudert uns
„urplötzlich weit von der Pforte des Zauberkreiſes
„hinweg! Alles nimmt eine andre Geſtalt an! der
„liebliche Kreis verwandelt ſich in ein Gefängniß,
„wo unerträgliche Laſten und Drangſale uns er-
„warten, in eine Ruderbank, an welche zwei Un-
„ſelige eiſern geſchmiedet ſind, deren Qual durch
„die gegenſeitige beängſtigende, unerquickliche Nähe
„in Marter verwandelt wird. Und Alles das, weil
„wir nicht oder zu ſpät der Frau begegnen, die
„wir grade uns zur Frau wünſchen! Hätte Gott
„uns nichts gegeben als geſunde Vernunft und
„Sinnen, ſo würde das nie vorfallen, und jede ver-
„ſtändige hübſche Frau würde unſern Anforderungen
„entſprechen und ſie befriedigen. Aber wir haben
„zu unſerm Elend ein Herz, und das läßt ſich nicht
„ſo geſchwind abſpeiſen! iſt es zu zart oder zu eigen-

„ſinnig? genug, es verſchmäht die ſchlichte Haus-
„mannskoſt, und läßt ſich verhungern nach Ambro-
„ſia. In dieſem ewigen Hunger wird es matt.
„Mattigkeit des Herzens paralyſirt das Geſammt-
„Triebwerk des Daſeins. Dahin bin ich gekommen.
„Verſtehſt Du das? ich meine nicht: haſt Du dar-
„über nachgedacht? ſondern: haſt Du es gelebt?
„Antworte mir, wenn auch nur zwei Zeilen, nach
„Petersburg post. rest. Mich durſtet nach dem
„Zuſpruch eines Freundes. Und gehab Dich wohl."

Zuweilen tauchte ein grauenvolles Geſpenſt vor Ulrich auf: der Gedanke, Margarita liebe ihn nicht, oder nur ſo ſchwach, daß ſie ihn leicht über Gott, ihr Kind und ihre Pflicht vergeſſen werde. Wenn ſie ihn wirklich liebte, aus voller Seele und mit ganzem Herzen, hätte ſie dann eifern auf Trennung beſtehen, und den Abſchied auf immer ertragen können? hätte ſie ihm dann nicht eine Hoffnung laſſen müſſen, wenn auch die ſchwächſte und entfernteſte nur? hätte ſie ihm nicht auf ſeinen Brief eine Antwort, eine Verſicherung, eine Verheißung, eine Ermunterung, irgend einen Zuruf ſenden müſſen, um ihm den troſtloſen Wahn zu nehmen, daß kein Echo in ihrer Bruſt ſeine Klagen wiederhalle? — O! ſie liebt mich nicht! war der Schluß der verzweifelten Recapitulation; und Meluſine fiel ihm ein, die Margaritas Schweſter war! und er fragte ſich, ob nicht

überhaupt Phantaſie, Eitelkeit und Durſt nach Emotionen das Weib zu ſehr beherrſchten, um nicht ihrem Herzen alle Gewalt zu entreißen.

Während er ſo in dumpfer Entmuthigung gegen Margarita frevelte, war ſie bereits fern von ihrem Hauſe, von ihrer Heimath und von Deutſchland. In Baden-Baden war ſie nur lange genug geblieben, um verſchiedene Sachen, Bücher ꝛc. zu erwarten, welche ihre Mutter ihr nachſchickte; dann war ſie nach Vevay am Genfer See gegangen. Frau von Ringoltingen wollte ſich wieder in Heidelberg etabliren, wo ſie aus früherer Zeit Freunde und einen Kreis von Bekannten hatte; grade deshalb vermied Margarita Heidelberg. Ihr ſchien, daß Fürſt Antons Benehmen gegen ſie Jedermann ein Recht gäbe, ſich von ihr zurückzuziehen; ſie mogte ſich Niemand aufdrängen, auch nicht früheren Freunden. Stolz und ſcheu, wie ein verwundetes Reh, floh ſie in die Einſamkeit. Frau von Ringoltingen gab ihr ein Paar tauſend Gulden, damit kam ſie im Junius nach Vevay, und richtete ſich ganz klein, ganz einfach ein.

Unmittelbar vor dem Thor der Stadt, nur durch die Chauſſee nach Chillon und durch eine Reihe uralter Nußbäume vom See geſchieden, liegt ein weißes, freundliches Haus, deſſen Rückſeite ein geräumiger Obſt- und Küchengarten begrenzt. Es iſt

das Besitzthum einer Gärtnerfamilie, von der drei Generationen es patriarchalisch zu gleicher Zeit bewohnen. Die obere Etage dieses Hauses bezog Margarita; eine kleine, bequeme, freundliche Wohnung, Sonne rundum, reine Luft, liebliche Aussicht: auf der einen Seite Gärten und Campagnen und Weinberge bis Montreux hinauf, über welches die Dent de Jaman sich erhebt; auf der andern der Leman, aus dem die Felsen von Meillerie drüben auf dem Savoyischen Ufer schroff emporsteigen, und sich an die wildzackige, mit ewigem Schnee bedeckte Dent du Midi hinziehen — eine der großartigsten und malerischsten Ansichten am Genfer See. Durch den Banquier, an den sie sich aus Heidelberg als Frau von Thierstein hatte empfehlen lassen, blieb sie in genugsamer Verbindung mit einer Welt, von der sie nichts begehrte, als was für Tony nützlich war: einen oder den andern Lehrer und kleine Spielgefährtinnen. So lebte sie einsam mit ihrem Kinde, wie in Ambrach, aber nur unendlich viel glücklicher — denn sie war frei!

Der Mensch ist leicht geneigt, die Freiheit zu mißbrauchen, wenn er lange in einem Zustand drükkender Abhängigkeit gelebt. Seine Fähigkeiten und seine Eigenthümlichkeit schnellen um desto gewaltsamer in die Höhe, je mehr sie niedergehalten worden sind, und der Triumph des Freiheitsgefühls springt

rasch in Uebermuth und Ausgelassenheit um. Man möchte Alles erproben, Alles versuchen, Alles erfahren, Alles üben, und je enger der Spielraum war, den ein fremder Wille uns gestattete, um desto weiter stecken wir uns selbst die Grenzen ab. Doch Margarita gerieth nicht in diese Versuchung! die tiefe Demüthigung, die sie so eben erfahren, machte sie mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn es möglich war, die unbefangenste, unschuldigste Handlungsweise, wie die ihre gegen Severin, sträflich zu deuten, und für diese Deutung Glauben zu gewinnen: wie mußte sie sich hüten, um nicht durch Unbesonnenheit neuen Kränkungen sich auszusetzen. Ueberdies hatte sie jetzt allein alle Verantwortung für die Erziehung ihrer Tochter übernommen, und sie wußte zu gut, welch eine hohe, ernste Pflicht das sei, um nicht die strengste Rücksicht darauf zu nehmen. So hatte sich der Horizont ihres Lebens mehr erweitert, als erheitert; aber diese Erweiterung, dieser Aufruf zur Selbständigkeit, dieser Sporn zur Entfaltung, dieser Antrieb, den weiteren Spielraum genügend auszufüllen, gewährt größere Befriedigung, als der Genuß eines bequemen Glücks.

Dennoch kam Margarita sich selbst keineswegs glücklich vor, denn sie liebte Ulrich und sie war von ihm getrennt. Zuweilen fiel ihr wol ein, daß er ihr gesagt hatte, er sei frei: doch wenn sie darüber

nachdachte, so schien ihr das weiter nichts, als eine sophistische Behauptung, welche die Leidenschaft so gern aufstellt. War Ulrich wirklich frei, so würde er sie aufsuchen, dereinst, sobald er von der Wendung ihres Schicksals Kunde erhielte. Kam er nicht, so war er nicht frei. Dies war ihre unerschütterliche Ueberzeugung. Sie fühlte sich so würdig einer unwandelbaren Liebe, daß ihr nie einfiel, Ulrich könne sie vergessen. Darum war Trauer ohne Bitterkeit und Entschlossenheit ohne Trotz in ihrer Seele; und wenn sie sehnsuchtsvoll weinte, wie ein Mensch, so glaubte und hoffte sie doch lächelnd, wie ein Engel.

Auch Unica bemühte sich, zu hoffen, aber ihre Hoffnung war, wie eine mühsam gepflegte Pflanze aus fremder Zone, und nicht wie die Blume des heimischen Bodens. Ihre Hoffnung nährte sich nicht von Ueberzeugung, und daher kränkelte sie. Als Unica im Lauf des Sommers Margaritas Scheidung erfuhr, verfiel sie in den bittersten Haß gegen die Arme; sie zweifelte keinen Augenblick, daß Fürst Anton genügende Gründe habe, und sie dankte Gott, der Ulrich an die Küsten des schwarzen Meeres geführt und ihm den Entschluß eingegeben hatte, Europa zu verlassen. Ulrich in Mühen und Drangsalen, über dem Ozean schwebend, durch Wüsten pilgernd, einsam und niedergeschlagen — war ihr

kein ſo ſchmerzliches Bild, als Ulrich glücklich bei und durch Margarita. Im Oktober bekam ſie einen Brief von ihm aus Petersburg, worin er ihr ſagte, es ſei bereits zu ſpät im Jahr für ſeine große Seereiſe; er verſchiebe ſie bis zum nächſten Frühling, und gehe von hier mit einem alten Stockholmer Freunde für den Winter nach Schweden. Dieſer Brief war ihr ein Labſal! ſie ſah daraus, daß Ulrich in keiner ſchriftlichen Verbindung mit Margarita ſtand, ſonſt wär' er von ihrer Scheidung benachrichtigt geweſen, und dann hätte ihn nichts in der Welt abgehalten, auf die ſeine zu dringen. Uebrigens war der Brief zu kühl und zu nüchtern, um von einem andern Beweggrund diktirt zu ſein, als von dem ihr gegebenen Verſprechen, ihr ein oder zwei Mal im Jahr Nachricht von ſeinem Leben zukommen zu laſſen. Das konnte Unica ſich nicht verhehlen. Sie ſeufzte tief; doch Ulrichs Unwiſſenheit tröſtete ſie.

Ulrich hatte in Petersburg außer dem Baron Schildenſtern, mit dem er nach Stockholm zu gehen beſchloß, einen Brief von Ohlen gefunden, der ihm ſchrieb:

„Mein Alter! Daß wir ein Herz haben, iſt „kein Elend; aber es iſt ein großes, wenn wir's „nicht auf dem rechten Fleck haben. Mir däucht, „das iſt etwas Dein Fall. Doch ich kann mich

„darin irren. Kein Menſch verſteht eine andre Her-
„zensangelegenheit, als die ſeine — und auch die
„nicht immer, und nicht Jeder. Wer die ſeine ver-
„ſteht, beurtheilt nach ihr alle andern, und hat im-
„mer Luſt, bei einem fraglichen Zuſtand zu rufen:
„Macht es wie ich! — oder auch: Macht's nicht
„wie ich. Das iſt aber grundfalſch. Keiner kann
„es genau ſo machen wie der Andre. Er muß es
„auf ſeine eigene Hand verſuchen. Er muß einen
„Weg für ſich finden, und wenn er ihn erfinden
„ſollte! Es ſcheint mir, als hätteſt Du dazu keine
„Luſt; als taumelteſt Du mehr, als daß Du beſon-
„nen gingeſt; als bliebeſt Du unter den brauſenden
„Kataraften der Leidenſchaft ſtehen, ohne auch nur
„einen Schritt ſeitab von ihrer Betäubung zu thun.
„Darum ſagt' ich, Du habeſt das Herz nicht auf
„dem rechten Fleck. Du mußt wiſſen, ob ich darin
„Recht oder Unrecht habe. Ich hoffe, Dein Brief
„hat nicht die Frage an mich ſein ſollen: Was ſoll
„ich thun? Wie ſoll ich's machen? — denn das
„müſſen wir aus uns ſelbſt heraus wiſſen und kein
„Freund bringt es uns bei. Ich nehme Deinen
„Brief für einen Schrei des Schmerzes an, wie er
„wol dem Stärkſten abgepreßt wird, wenn man an
„ihm eine ſchwere chirurgiſche Operation macht.
„Glaube mir! er hat Wiederhall in mir gefunden!
„mir thut die Bruſt weh von dem Schrei, den ich

„nicht ausgestoßen habe. Tröste Dich! ich schweige
„nicht aus Kraft: ich habe nur den Tetanos, so-
„bald der Schmerz mich packt. Es war ein seltnes
„seltsames Zusammentreffen, daß ich zugleich mit
„Deinem Brief einen von Mario Mengen bekam.
„Auch Mario, dieser Mensch von Erz, ist gebeugt.
„Das hat nichts zu sagen! er wird sich aufrichten
„und bald, aber — mit weißem Haar; verlaß Dich
„drauf. Er hat eine geliebte und liebende Frau
„verloren, nicht durch den Tod, nicht durch Treulo-
„sigkeit, und doch — wo möglich — noch unwi-
„derruflicher, durch geistige Untreue, mögt' ich sagen.
„Sie hat ihn geliebt, sie liebt ihn nicht mehr, sie
„geht ins Kloster. Es giebt merkwürdige Frauen,
„und diese Faustine war eine der merkwürdigsten.
„Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen. Ihre
„Wünsche waren unbestimmte Geheimnisse, denn sie
„begehrte vom Menschenschicksal mehr, als es geben
„kann, und sie suchte das Glück, das sie ewig
„träumte und nie genoß, bis auf den Grund aller
„Dinge. Daher warf sie sich mit Entzücken an
„neue Gegenstände und ungewöhnliche Ereignisse:
„so in Marios Arme, so ins Kloster. Sie war
„engelhaft schön und zauberhaft anmuthig; was
„half es ihr, was half es ihm! Ist das nicht eine
„trotz aller Pracht unglückselige Organisation? und
„ich frage Dich: haben nicht die meisten Frauen,

„in dem Maß, wie sie reicher begabt sind, einige „Aehnlichkeit mit Faustinen, besonders den rasenden „Durst nach Emotionen? Eine gewöhnliche, gute, „trockne Hausfrau mögen wir nicht, sie gähnt uns „an, sie langweilt uns, wir lassen sie sitzen, in der „Kinderstube, bei Wasch- und Küchenzetteln, am „Spieltisch, an der Toilette — wo sie will! Und „eine geistvolle, phantasiereiche, fliegende, bezau„bernde Frau, die uns immer anregt, immer ent„zückt, die uns durch tausend Mittel fesselt, und „uns durch aber tausend vor Ueberdruß bewahrt: „die langweilen wir, und sie läßt uns sitzen. Die „Betrachtung machte ich, nachdem ich Marios Brief „gelesen, und sie hielt mich ab, aus voller Seele in „Deinen Hymnus über das Haus und die Familie „einzustimmen. Ich weiß wol, daß es Ausnahmen „giebt, daß Frauen Flügel haben können, ohne mit „ihnen fortzufliegen, und daß sie sie nur brauchen, „um nicht auf der schlammigen Erde zu gehen. Ich „habe eine solche Ausnahme gekannt, und daher „glaub' ich, daß es deren noch einige geben kann. „Aber sag' mir, hast Du die durch Erfahrung be„währte Zuversicht zu der Frau, die Du liebst, daß „sie zu den Ausnahmen gehört? ich sage, die be„währte, durch Zeit und Umstände erprobte — nicht „die blinde Zuversicht der Leidenschaft. Könnte es „Dir nicht gehen wie Mario? Ach, Freund! ein

„irdisches Haus ist leicht zu zertrümmern! schleicht „kein menschlicher Rival hinein, so naht ein göttli„cher, und es ist nun einmal für jeden Rival zu „eng. Mein Alter! Du wirst mir den Skeptizis„mus nicht übel nehmen. Es ist die elende Manier „der Freundschaft, die Liebe verdächtigen zu wollen. „Kehre Dich nicht an mich! mich tröstet die unend„liche Seltenheit des Glücks auf der Welt dafür, „daß ich es nicht gefunden habe. Ich suche es „nicht mehr und bin ruhig — sogar zufrieden. „Wollt' ich noch umhersuchen, so würd' ich mich „abängstigen und davon matt werden. Ich habe „nicht die Ermattung abgewartet, um das Suchen „einzustellen. Von dem Augenblick an, als eine „große Liebe für mich ohne irdische Zukunft und „nichts war als ein Geheimniß zwischen mir und „Gott — da sagt' ich zu mir selbst: Genug! in „mir, außer mir — ich hab genug! nichts genügt „dem Menschen, als Alles oder Nichts! — Das „prägt' ich mir ein. Kannst Du nicht ein Gleiches „thun? Da bin ich doch bei dem Wort angelangt, „das ich vermeiden wollte. — Ich hoffe, Du findest „einen vernünftigen Gedanken in diesen Zeilen, „nämlich den, daß ich Dein Freund bin und „bleibe. Julian Oblen."

Dieser Brief regte aufs Heftigste Ulrichs Zweifel an Margaritas Liebe auf. Es ging ihm grade

wie Mario, wähnte er: er kämpfte, wie Mario, gegen einen göttlichen Rival, und wahrscheinlich eben so vergeblich. Frauen müssen nur Gefühl haben, rief er, und nur nach den unmittelbaren Eingebungen ihres Herzens handeln. Verpflanzen sie die primitiven Empfindungen aus dem Herzen in den Kopf — verwandeln sie ihre Gefühle in Ideen — formeln sie sich nach diesen Ideen Grundsätze für Tugend und Pflicht — so werden sie kalt, hart und streng, und Margarita lebt wahrscheinlich ruhig und friedenvoll, während ich umberirre wie im Exil. Bitter und mißtrauisch gestimmt, langte er in Stockholm an. Aber beständig verdrängte der Ausdruck von Wahrheit und Einfachheit in Margaritas Erscheinung, wenn er sich ihr holdseliges Bild lebhaft vor Augen führte, die beängstigenden Zweifel. Und in dieser Zuversicht und diesem Glauben setzte er sich plötzlich hin und schrieb ihr all' seine Aengste, seinen Gram, seine Besorgnisse, und beschwor sie um ein Wort der Beruhigung und Ermunterung.

Als dieser Brief in Ambrach anlangte, wollte die Fürstin ihn unbefangen erbrechen; doch der Fürst sprach finster:

„Das wäre eine Infamie! sie ist nicht mehr meine Frau — möge sie mit dem Teufel correspondiren! mich geht's nichts an."

„Gut, mein Sohn, erwiederte die Fürstin, so will ich nur die Adresse für sie verändern.“

Aber hämisch ließ sie von Jean, der jede Handschrift nachzuahmen verstand, mit Margaritas Hand darauf schreiben: Wird nicht angenommen; — und darauf den Brief nach Stockholm zurückgehen. Die Adresse desselben nach Ambrach hatte ihr bewiesen, daß Ulrich und Margarita bisher nicht corresponditt hatten, und sie ergriff freudig eine Maßregel, welche Beiden weh thun mußte, und wenigstens Margarita um eine frohe Stunde brachte. Doch diese ahnte nichts von dem Brief und seinem Schicksal. Allein, hätte die Fürstin erfahren, welche Wirkung seine Rückkehr auf Ulrich machte, mit welcher namenlosen Schadenfreude würde sie nach Margarita hinübergeblickt haben!

Ulrich hatte genau den Tag berechnet, der ihm die Antwort bringen sollte, und Margariten zu derselben nur grade vierundzwanzig Stunden Zeit gelassen. Sie mußte ihm auf der Stelle antworten, sobald nur ein Funke — nicht einmal von Liebe, nur von Theilnahme, nur von Barmherzigkeit in ihr wachte. Je näher dieser Tag kam, desto unsicherer ward er. Er rechnete sich vor, daß in der üblen Jahreszeit die Ostsee ein großes Hinderniß für pünktlichen Briefwechsel sei; und als der Tag da war, wiederholte er sich wol hundert Mal, daß

und weshalb heute kein Brief kommen könne. Dennoch verließ er nicht das Zimmer, obgleich er unausgesetzt so wüthendes Herzklopfen hatte, daß er momentan starr und ohnmächtig da saß. Plötzlich, gegen Abend, trat ein Diener ein und überreichte ihm einen Brief. Es flimmerte ihm vor den Augen, die Hand, mit der er den Brief nahm, ward ihm steif und schwer; die Ueberraschung, die Freude, die seligste Gewißheit, stürzten sich blendend, betäubend, donnernd über sein Herz. Endlich, endlich ward er seiner Sinne mächtig genug, um den Brief anzusehen. Als er das gethan, stieß er einen lauten Schrei aus. Dann untersuchte er ihn genau, mit einer Pünktlichkeit, die das Blut in seinen Adern erst siedend, dann eisig fließen machte. Darauf betrachtete er die drei Worte von Margaritas wohlbekannter Hand: Wird nicht angenommen.

„Wird nicht angenommen! murmelte er vernichtet; wohlan! so fahre das Herz zur Hölle, das ihrer noch gedenken mögte."

Er schleuderte den Brief ins Feuer. Da trat Baron Schildenstern ein.

„Nun kommen Sie, mein Lieber! sprach er; nun sollen Sie die erste Desdemona der Welt hören. Die Malibran singt nicht schöner als Alantha Rosencron."

„Voyons cela!" sagte Ulrich und ging mit Schildenstern in die Oper.

Anomalie.

Es war ein Jahr ſpäter, und wieder in Stockholm, Abends, in einem Zimmer, das nur durch einen Kaminofen erhellt war. Eine Frau ging auf und ab, mit untergeſchlagenen Armen und geſenktem Kopf. Man hörte nichts, als das Kniſtern des großen muntern Feuers, und das Schleifen ihres Kleides auf dem Teppich. Zuweilen ſetzte ſie ſich in einen Lehnſtuhl neben dem Ofen, und ſtreckte die Füße vor ſich hin, ſo daß dieſe vom Feuer gewärmt wurden — ſchlanke, geſchmeidige Füße mit kräftiger Biegung, in Stiefel von ſchwarzem Atlas.

Plötzlich trat ein Diener ein, und meldete den Grafen Erberg.

„Führen Sie ihn herein! und Licht, Albrecht!“ ſagte die Frau.

Im Vorzimmer brannte bereits ſeit zwei Stunden eine Lampe, und bewies, daß Albrecht längſt auf dieſen Befehl gewartet hatte.

Ulrich folgte der Lampe auf dem Fuß, und er und Gräfin Ilda Schönholm grüßten sich gegenseitig mit so viel Neugier, als der gute Ton kaum gestattet. Diese Neugier war keineswegs wohlwollender Art. Ilda hatte im Spätherbst auf einem rheinischen Dampfboot Unica kennen lernen, die nach Vaudemont zur Taufe von Idas erstem Kinde reiste, und einige Tage mit ihr in Cöln zugebracht. Die kurze Zeit genügte Unica, um sich für Ilda zu passioniren, und diese interessirte sich lebhaft für die schöne junge Frau, die so ungewöhnlich traurig war, und die ihr auch theilweise ihr trübes Verhältniß zu ihrem Mann anvertraut hatte. Als sie erfuhr, daß Ilda für den Winter nach Stockholm gehe, drang sie ihr einen Brief für Ulrich auf, damit dieser ihre Bekanntschaft machen könne, obgleich Ilda versicherte, ihr sei gar nichts an der seinen gelegen, weil sie nichts Langweiligeres kenne, als einen bezaubernden Dandy.

„Er ist bezaubernd, aber kein Dandy!" sagte Unica.

„Wie? Diese Schlaffheit, diese Unthätigkeit, diese Umhertreiberei, dieser Leichtsinn, dies Sichanbetenlassen, diese romaneske Schönheit: das Alles sollte keinen Dandy zusammensetzen?" rief Ilda.

In Stockholm, wo sie bereits seit vierzehn Tagen angekommen war, erfuhr sie durch ihren Vetter,

einen muntern Gardelieutnant, daß Graf Erberg seit einem Jahr in den Fesseln der Opernsängerin Alantha Rosencron liege, und nur für sie lebe. Ilda war äußerst scandalisirt, daß ein Mann von Erbergs Alter und Verhältnissen sich von seiner Frau trennen könne, um sich mit einer Schauspielerin zu affichiren, da die Region des Theaters diejenige zu sein pflegt, der Zwanzigjährige oder Greise ihre Huldigungen darbringen. Sie hatte sich erst heut entschlossen, Unicas Brief abgeben, ohne weder ihre Wohnung, noch die Stunde, wo sie zu Hause sei, bemerken zu lassen. Sie glaubte, Ulrich werde nicht kommen. Aber er kam, obgleich er durch Unicas Lobpreisungen mißgestimmt gegen Ilda war.

Nun saßen sie sich einander gegenüber, machten die insipide Conversation der ersten Bekanntschaft, und betrachteten sich aufmerksam. Ilda dachte: Nein, guter Himmel! dieser lange, gelbe, magre, traurige Mann sieht nicht aus wie ein Dandy!.... aber bezaubernd — und noch dazu bezaubernd für seine Frau und eine Opernsängerin — sieht er wahrlich noch weniger aus! er hat nicht Kraft genug für die Leidenschaft.

Ulrich, der sich in Unicas Augen allmälig bis zur Schönheit erhoben hatte, sah grade aus, wie damals nach dem Nervenfieber, als er ihr so sehr häßlich vorkam, nur bedeutend älter. Seine feinen,

glatten, ſchwarzen Haare waren ſehr dünn, und an den Schläfen mit einzelnen weißen vermiſcht; die Farbe krankhaft, gelbfleckig, wie bei Leberleiden. Die nervoſe Beweglichkeit der Lippen, die tiefen Falten, die von der Naſe zum Mund herabglitten, und beſonders die tiefliegenden, guten, ſanften, traurigen Augen zeigten, daß nicht Krankheit allein hier gewüthet hatte.

Er ſieht zergrämt aus! dachte Ida nach einiger Zeit.

Ulrichs Neugier war ebenſo ſchnell in Theilnahme übergegangen als Idas. Er hatte viel von ihr ſprechen hören, bald lobend, bald tadelnd, all' ihre Bücher geleſen und ſich danach ein Bild von ihr gemacht, das jetzt gar nicht mit dem Original übereinſtimmte. Er beſaß Geſchmack und Einſicht genug, um nicht blindlings eine Frau, die ein Buch geſchrieben, für eine Karikatur an Leib und Seele zu halten; aber unwillkürlich hatte er die großartige Erſcheinung der Staël mit ihrem Geiſt, ihrer Leidenſchaft, ihrer Eitelkeit, ihrer Güte, ihrer Phantaſie und Exaltation, zum Typus einer Schriftſtellerin gemacht, und Ilda in eine deutſch erzogene Staël verwandelt. Keine Spur davon! Ruhig und einfach, ſicher ohne Trotz, nachläſſig ohne Affectation, gleichgültig gegen den Eindruck, den ſie machte, gab ſie ſich nicht die geringſte Mühe, um bemerkt zu

werden. Verſchmähte ſie die kleinen Mittel, um Effekt zu machen; oder fand ſie das Ziel zu gering für Beſtrebungen dieſer Art; oder hatte ſie das intime Bewußtſein einer Ueberlegenheit, die Viele verſcheucht, und Einzelne, Wenige anzieht — aber unwiderſtehlich anzieht, wie der Magnet das Eiſen; — oder das Alles zuſammen: genug, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, nicht die entfernteſte Andeutung verrieth ihr Talent und ihre gewohnten Beſchäftigungen. Aber grade dieſe übernatürliche Gleichgültigkeit für fremdes Urtheil über ihre Erſcheinung, unterjochte weit mehr, als die Bemühung, ein günſtiges zu verdienen oder zu rechtfertigen. Jeder war geneigt eine Ueberlegenheit anzuerkennen, die ſich Keinem aufdrängte, und die Manchem die kleine Genugthuung ließ, ſie, ſich ſelbſt gegenüber, zu bezweifeln. Inoffenſive Sicherheit wird belächelt; offenſive gehaßt. Wer Zuverſicht zur eignen Kraft hat, muß Andern dann und wann ſeine Mittel und ſeine Waffen zeigen; hat er keine, ſo zuckt man die Achſeln über ihn; verletzt und verwundet er, indem er ſie zeigt, ſo macht er ſich nutzlos Feinde. Nur defenſive Sicherheit imponirt.

Ilda trug ein ſchwarzes Sammetkleid. Nach dem Stoff hätte man ſchließen dürfen, es müſſe ein Schlafrock oder ein Geſellſchaftskleid ſein; aber der Schnitt machte es zu ihrem Hauskleide, und Manſchetten und

Collerette von glattem Batiſt, ohne Spitzen oder Stickerei, und ſchwarze Ohrgehänge und Nadeln mit ſchwarzen Knöpfen, die ihr Haar aufſteckten, machten es zu dem, was es ſein ſollte, zum Traueranzug. Sie war nicht ſchön; aber wenn Gleichgültige ſie ſahen, ſo dachten ſie: Sie muß wunderſchön geweſen ſein! und wem ſie Intereſſe einflößte, dachte: Sie muß wunderſchön ſein können! — Bei einer oberflächlichen Unterhaltung ſah ſie freundlich oder ernſt, jedoch immer ruhig aus; ſchwieg ſie, ſo zogen ſich die Gedanken ſo tief in ihre Seele zurück, daß ſie nicht nur nicht geiſtreich, ſondern beinah geiſtlos, wie alle Zerſtreuten ausſah; nur wenn ſie von Dingen oder mit Menſchen ſprach, die ſie intereſſirten, ſo belebte ſie ſich und entfaltete die ganze Pracht einer Natur, der kein Reichthum und keine Schönheit fehlt, und der zugleich alle Macht des Geiſtes und alle Grazie des Weibes zu Gebot ſteht.

Wie ſie jetzt daſaß, in dem ſtillen, matterleuchteten Gemach, in dem Trauergewand, das zugleich fremdländiſch und nonnenhaft ausſah, den tiefen und langen, ſuchenden, fragenden Blick auf Ulrich geheftet — dachte er:

Sie ſieht aus wie der Genius der Einſamkeit.

Er fragte, ob ſie den Winter in Stockholm bleiben und die Geſellſchaft beſuchen werde?

„Ich bleibe, antwortete ſie, doch wahrſcheinlich

ohne Gesellschaft! Ich empfing die Nachricht von dem plötzlichen, ganz unerwarteten Tode meiner Mutter in der Schweiz, als ich eben nach Rom zurückgehen wollte; da reis'te ich statt dessen hieher".

Ulrich sah sie fragend an, als sie schwieg. Die Reise nach Stockholm schien ihm nicht dadurch motivirt. Ilda sagte:

„Sie meinen, es sei natürlicher zu ihrem Grabe zu gehen? Das ist nun so verschieden! es zog mich hieher, weil hier der einzige Mensch lebt, an den ein nahes Familienband mich knüpft: der Bruder meiner Mutter, ein alter verwitweter General, für den ich sonst nie eine andre Empfindung als die gewöhnliche für einen solchen Verwandten gehegt habe, und der mir jetzt, ich kann nicht sagen wie werth geworden, blos weil er das letzte Glied der blutsverwandten Generation ist. Er kommt mir vor wie mein natürlicher Beschützer gegen Alter und Tod; wenn er, mein letzter Vorgänger im Leben, gefallen sein wird, so kommt die Reihe an mich. Sehen Sie, welche egoistische Kleinlichkeiten in unsern Gefühlen"! setzte sie mit einem halb verachtenden, halb bedauernden Ton hinzu.

Sie hatte noch einen Grund zu ihrem Aufenthalt in Stockholm. Der General besaß kein Vermögen, lebte nur von seiner Pension. Sie wollte ihm bewegen die Hinterlassenschaft ihrer Mutter,

nicht sowol für sich als für seinen Sohn anzunehmen, und sie hoffte, wenn er sie näher kenne, werde er aus Freundschaft für sie seinen Stolz überwinden, und nicht das Anerbieten ihrer Freundschaft als ein Almosen zurückweisen. Sie hatte Vermögen genug, um das Erbe ihrer Mutter unbedeutend zu finden, während es für ihren Vetter ein Schatz war, und seine Heirath mit einem geliebten, aber ganz armen Mädchen beschleunigen durfte.

Ulrich fragte, ob die Zurückgezogenheit ihr auf die Dauer nicht ungenügend und lästig werde.

„O ja freilich! rief sie; aber die Gesellschaft auch". Sie lachte unbefangen.

„Gnädige Gräfin, versetzte Ulrich, Sie vertheilen auf ungewöhnliche Weise Ernst und Scherz! Sie belächeln des Menschen tiefstes Leid, und Sie betrauern seine kleinen Schwächen"!

„Ich betraure das, was ihn klein macht, was seinen Gefühlen die Stärke, und seinen Handlungen die Wahrheit nimmt: den Egoismus! entgegnete Ilda; und ich lächle über sein tiefstes Leid, wie Sie es nennen, weil es aus kindischer Unruh entspringt".

„O! rief Ulrich beinah heftig, mit einem solchen Blick darf der Schöpfer auf seine Geschöpfe herabsehen, doch kein Mensch auf den Nebenmenschen"!

„Ich sehe auf Niemand herab, Herr Graf, erwiederte Ilda gelassen, nicht einmal auf mich; ich

begnüge mich mir selbst grade in die Augen zu sehen, und danach urtheile ich. Einzelne seltne große Erscheinungen können dabei zu kurz kommen; aber auf Ausnahmen passen überhaupt keine allgemeine Ansichten; jedoch der Masse der Menschen, der ich angehöre, thue ich kein Unrecht, wenn ich sie nach meinen, an mir selbst gemachten Erfahrungen beurtheile".

„So sind Sie wenigstens sehr streng gegen Sich und Andre".

„Ich hätte wieder Lust zu lachen, aber Sie werfen mir vielleicht wieder meine Munterkeit vor"! sagte sie, und es legte sich eine so liebliche Heiterkeit in ihre schönen mächtigen Augen, und auf Mund und Wangen, daß Ulrich rief:

„Lachen Sie, gnädige Gräfin! aber sagen Sie mir, weshalb".

„Darum: wenn ich ruhig die Dinge betrachte, ohne in sie verwickelt und durch sie betheiligt zu sein, so spreche ich klar, verständig, überlegt, ernst, beinah weise; kurz: wundervoll! Bin ich aber hineingemischt mit meiner Persönlichkeit, d. h. mit meinem Egoismus, so könnt' es wol kommen, daß Sie ganz entgegengesetzte Behauptungen von mir hören, und nicht über meine Strenge klagen dürften".

„Desto besser! erstens lieb ich nicht die Strenge, und zweitens lieb ich sehr die kleinen Widersprüche,

in welche ausgezeichnete Menschen mit sich selbst gerathen. Die Beschränkten, die nie ein Ding von zwei Seiten ansehen, nie an zwei Wege nach einem Ziel glauben, die ewig sicher und allzeitfertig sind, die kennen keinen innern Widerspruch. Sie folgen ihrem Instinkt, wie jene Wanderratten und Wanderameisen, die immer gradeaus gehen, Alles verwüsten und zerstören, was auf ihrem Pfade liegt, aber nicht um eine Linie von demselben abweichen, und richtig am Ziel anlangen".

„Ich hab immer behauptet, rief Ilda, daß das Genie nichts sei, als der Instinkt der Intelligenz! und wahrlich! wenn die Beschränktheit es so macht wie Ihre Wanderameise — so macht's das Genie nicht anders! es wirft ebenfalls über den Haufen, um sich einen freien Durchgang zu schaffen".

„Ja, entgegnete Ulrich; aber nach welchen Meditationen des Geistes! nach welchen Qualen und Kämpfen der Seele! und für welchen Zweck"!

Die Ankunft des Generals und seines Sohnes unterbrach das Gespräch, als Ulrich und die Gräfin eben anfingen sich dabei zu amüsiren. Sie machte die Männer mit einander bekannt, und fragte dann ihren Vetter:

„Wie geht es zu, lieber Arwed, daß Sie heute so früh kommen".

„Die Desdemona ist gleich nach dem ersten Akt

zu krank geworden, um weiter ſingen zu können, erwiederte Arwed, und eine Oper ohne ſie iſt unaushaltbar".

Ilda hatte nicht den Muth Ulrich anzuſehen. Sie wußte wol, von wem die Rede war, und hätte gern gewußt, ob dieſe Nachricht irgend einen Effekt auf ihn mache. Da ſagte Ulrich:

„Hier im Norden iſt dieſe Stimme ein wahres Phänomen"! — mit einer ſo vollkommnen Gleichgültigkeit, als ob er ſage: Es iſt heute gutes Wetter.

Nun ſah ſie ihn an. Man kann ſich ſehr beherrſchen, Blick, Bewegung, Miene, ſogar die Stimme — doch die am ſchwerſten — bemeiſtern. Dennoch, wenn Jemand plötzlich eine unangenehme Nachricht erfährt, ſo bleibt irgendwo, ſei's in den Zügen oder der Haltung oder dem Ausdruck, ein Funke von Unruh hängen. Keine Spur bei Ulrich. Ilda gewann die Ueberzeugung, daß ihm die Sängerin jetzt vollkommen gleichgültig ſei; aber weshalb blieb er denn in Stockholm? und weshalb hatte er ſich überhaupt von ſeiner Frau getrennt? Unica hatte keine Namen genannt und keine beſtimmte Gründe angegeben; Ilda vertiefte ſich in Muthmaßungen und wurde ganz zerſtreut. Nach zehn Minuten entfernte ſich Ulrich. Kaum war er fort, ſo brach Arwed in ein helles Lachen aus und rief:

„Liebe Couſine, was haben Sie angeſtiftet"!

„Was denn"? fragte ſie verwundert.

„Graf Erberg wird eine fürchterliche Scene mit der Alantha zu beſtehen haben! Er ſitzt friedlich hier bei Ihnen, während ſie in Ohnmacht und Krämpfen liegt, weil er in der Oper fehlt".

„Ich denke, Ohnmachten ſind bereits auf der Scene zu abgebraucht, um noch hinter derſelben Eindruck zu machen", entgegnete Ilda.

„Sie iſt nicht der Meinung! nur Graf Erbergs wegen iſt ſie krank geworden! rief Arwed; das iſt eine Paſſion, von der Sie Sich keine Vorſtellung machen".

„Und erwidert Graf Erberg ſie in der That".

„Sie würden nicht ſo fragen, wenn Sie nur einmal Alantha Roſencron geſehen und gehört hätten".

„Spricht ſo ein Verlobter"! ſagte Ilda und drohte ihm ſcherzend.

„Nein! rief er munter, aber ein Mann".

„Dieſe ſpitzfindige Aufrichtigkeit iſt prezios! rief Ilda, und warf ihm mit der Fingerſpitze einen zierlichen Kuß über den Tiſch zu. Bewahren Sie ſie ſorgſam, mein Arwed, dereinſt Ihrer Frau zur Freude und zum Exempel".

Während ſie plauderten und ſcherzten, fuhr Ulrich keineswegs zu Alantha, wie Arwed vorausſetzte, ſondern nach Hauſe. Er hatte wol einen Augenblick

daran gedacht, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber er fürchtete, ſie werde ihm dann in prima furia eine Scene machen, und der begegnete er morgen oder übermorgen immer noch früh genug. Es giebt nervoſe Männer wie nervoſe Frauen, nur ſeltener; denen ſind Scenen, welcher Art ſie ſein mögen, des Vorwurfs, des Abſchieds, der Erklärungen, das Peinlichſte auf der Welt. Sie entſchließen ſich viel leichter zum Tode, als zur Folter; zum Bruch eines Verhältniſſes, als zu Recriminationen, um demſelben vorzubeugen. Sie werden ſo angegriffen, müde und zerſchlagen davon, daß, ſelbſt wenn die Scene einen guten Ausgang nimmt, ſie ſich im Herzensgrunde matt und wund fühlen und keine Zuverſicht mehr faſſen können: Sie bleiben au qui vive! ob nicht ein neuer Sturm ihnen droht. Für Andre hingegen ſind Erklärungen ein Labſal. Man muß wiſſen, wo ſie zu vermeiden und wo anzuwenden ſind. Dieſen Takt hatte Alantha nicht. Sie folgte ihrer angebornen Vehemenz und daher excedirte ſie Ulrich tödtlich.

Alantha Roſencron, die Tochter eines armen Dorfſchulmeiſters in Schonen, hatte ſich durch ihr unvergleichliches Talent für die Bühne und den Geſang bei fünfundzwanzig Jahren zu einer Künſtlerin erſten Ranges emporgeſchwungen. Ihre wundervolle Schönheit unterſtützte ſie dabei. Wer nicht durch

den Zauber ihrer Stimme und die Wahrheit ihres Spiels hingerissen wurde, ward es durch die Flamme ihres Auges und den Reiz ihrer Gestalt. Wer sich nicht zur Bewunderung ihrer künstlerischen Vollendung erhob, huldigte ihr als der schönsten und anmuthigsten der Frauen. Ihr Leben war ein Triumph, auf und außer der Bühne. Die Worte: Kälte, Gleichgültigkeit kannte sie nicht. Sie elektrisirte die Masse nnd den Einzelnen. Huldigung in jeder Form war ihr Element, obwol sie die des Individuums zuweilen verschmäht hatte, und zwar öfter, als man es glauben wollte, denn sie war dem Eigennutz unzugänglich, meistens durch Leidenschaftlichkeit, mitunter durch Launen beherrscht.

War es diese oder jene? genug, als sie im vorigen Jahr von einer Kunstreise heimkehrend bei ihrem ersten Auftreten Ulrich bemerkte, so bemerkte sie seitdem Niemand als ihn. Er war wie ein Geisteskranker, besinnungslos, taumelnd in die Oper gegangen. Ihre himmlische Stimme, bald voll süßer Klage, bald voll vibrirenden Schmerzes, zersang ihm die Vernichtung, die sich dumpf und schwer um seine Stirn und seine Brust gelegt hatte, und weckte ihn aus der Erstarrung. Er mußte weinen. Er konnte die Loge nicht ohne großes Aufsehen verlassen, denn er saß ganz vorn und sie war gedrängt voll Menschen; so stützte er die Arme auf die Brüstung, be-

deckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte — vielleicht ebenſo ſehr aus Nervenweh, das immer einer großen Erſchütterung folgt, als aus Rührung. Keiner beachtete ſeine Aufregung; nur Alantha. Die Loge war der Bühne nah genug, um ihrem ſcharfen, an dergleichen Beobachtung gewöhnten Blick keine Miene, keine Bewegung Ulrichs zu entziehen. Sie war nach der Oper mit Herrn von Schildenſtern, den ſie gut kannte, bei einem Souper, und gab ihm die Erlaubniß, Ulrich zu ihr zu führen, um die er bat, als er Alanthas Theilnahme für ihn bemerkte. Ulrich ging hin. In der öden, flachen Langweiligkeit, mit der ihn die Exiſtenz angähnte, war ihm jede Zerſtreuung willkommen. Der Vulkan, der bis jetzt allen Ueberfluß des Lebens in ihm verzehrt hatte, war erloſchen. Von dem kalten, grauen Krater wendete er ſich ſelbſt entſetzt ab; er wußte wol, daß in einem ſolchen kein friſches Leben ſich entfalte. Aber es mußte verbraucht werden, wie es nun einmal war — in Staub und Aſche, wenn nicht mehr in Flammen.

Alantha wußte nicht, wie traurig der Mann war, der mit ihr ſcherzte, und wie elend der ſich fühlte, den ſie glücklich glaubte. Ulrich war melancholiſch; das war in ihren Augen ein hoher Reiz, doch keine Seelenſtimmung. Ueberdies war es ihr zu verzeihen, ihr, der Verwöhnten, der Gefeierten,

ihr, die das Bewußtſein göttlicher Gaben hatte, daß ſie wähnte, der Mann, den ſie liebe, müſſe glücklich ſein. Zuweilen dachte Ulrich wol auch, er ſei es; allein ſolche Verbindung ohne Würde, ohne Andacht, ohne Zukunft, konnte ihm nur den Reiz eines Augenblicks, aber nicht den geringſten Grad von Befriedigung gewähren. Alantha, in Glut und Feuer der Leidenſchaft, war hinreißend. Das wußte ſie ſehr gut. Deshalb wollte ſie nicht blos auf dem Theater, nicht blos im Moment flüchtiger Ertaſe, ſondern immer in dieſen zauberiſchen Flammen ſtehen, und ihnen auch immer in Ulrich begegnen. Doch davon war er weit entfernt. Sie war ihm am liebſten, wenn er in ſeiner Loge ſaß und ſie Desdemona, Donna Anna und Norma ſang; ſo lieb, daß er zuweilen innig bedauerte, ihr näher getreten zu ſein. Sie erfüllte nicht die Verheißungen, die ſie in dieſen Rollen zu machen ſchien — oder wenigſtens nur unvollſtändig. Sie hielt der Leidenſchaft Wort; jedoch wo war der königliche Stolz der Norma, und die verzweiflungsvolle Trauer der Donna Anna, und Desdemonas ahnungsreiche Melancholien? Sie berechnete immer den Effect, verfolgte immer eine Abſicht, ſuchte immer eine Leuchtkugel zu werfen. Seit zwölf Jahren ſtudirte ſie nichts Anderes. Es war ihr zur Natur worden. Unwillkürlich, friſch und unbefangen war nichts in

ihr, und dabei war sie unerzogen, und in allen Dingen unwissend, die nicht ihrer Kunst angehörten. Freilich konnte sie unendlich viel mehr, als sie wußte, und das ist in der Kunst die Hauptsache, vielleicht Alles; doch nicht im täglichen Leben. Hätte Alantha sich darauf beschränkt, Ulrich eine halbe Stunde täglich bei sich zu sehen, und sich ihm außerdem nur in der Glorie ihrer Darstellungen zu zeigen, so würde er nicht so früh die Ermüdung und Leerheit ihres Umgangs wahrgenommen haben, wie jetzt, wo sie ein fast ununterbrochenes Beisammensein begehrte. - Die Vehemenz ihrer augenblicklichen Empfindungen und die Unbedingtheit, mit der sie sich ihnen unterwarf, war der primitive Zug ihres Charakters, und da sie noch keine nachtheilige Erfahrung darüber gemacht hatte, so überließ sie sich ihm sorglos. Dies beständige Beisammensein weihte Ulrich in eine Menge Angelegenheiten ein, die ihm theils gleichgültig, theils widerlich waren, in Toilettengeheimnisse, Coulissenintriguen, Gesangübungen. Sie besprach mit ihm den Effect einer Fioritur und den Schnitt eines Kleides. Nun hatte er zwar Sinn und Geschmack genug, um über die Auffassung einer Rolle, die Darstellung einer Scene und den Character eines Gewandes ein bestimmtes Urtheil fällen zu können; allein in die abgerissenen Einzelheiten einzugehen, mit denen Alantha sich nothwen-

dig beschäftigen mußte, verstand er nicht, und daher langweilten sie ihn. Alantha hätte ihn damit verschonen, und immer nur ihn mit dem Gesammteindruck überraschen sollen. So weit ging ihre Berechnung nicht! sie wollte beständig seinen Beifall, seine Bewunderung erringen. Statt dessen ermüdete sie ihn dermaßen, daß er mehr als sonst andre Gesellschaft aufsuchte — blos der Abwechselung wegen. Alantha verfiel in brennende Eifersucht. Er mußte ihr Alles erzählen: wo er gewesen, mit wem, worüber und wie er sich unterhalten, wie lange er geblieben, wer ihm aufgefallen. Das ist sehr niedlich zwei bis drei Mal, oder wenn nur in der Absicht gefragt wird, um durch genaue Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen sich auch in der Ferne den Empfindungen eines geliebten Menschen anschmiegen zu können. Es wird lästig und endlich unaushaltbar, sobald die Fragen inquisitorisch werden und die Theilnahme in Spionerie ausartet. Es fiel Ulrich nicht ein, irgend etwas vor Alantha verheimlichen zu wollen, aber aus Gleichgültigkeit erzählte er Manches unvollständig. Nun sah sie aber außerordentlich viel Menschen, meistentheils Männer, die nicht wußten, womit ihre Zeit hinbringen, und die glückselig waren, mit ihr über alle Vorfälle in der Gesellschaft plaudern, lachen und spotten zu dürfen. Daher war niemand so bewan-

dert als sie in Tagesgeschichten, Klatschereien und allen Mysterien der Chronique scandaleuse. Sie erfuhr Alles von Allen — folglich auch jeden Schritt Ulrichs. In jedem Kreise der Gesellschaft giebt es Menschen, welche die Hausirer der Neuigkeiten sind. Frauen müssen sich darauf beschränken, in ihrem Zirkel dies geistreiche, anmuthige Geschäft zu besorgen; Männer sind glücklich genug, es durch verschiedene Zirkel ausdehnen zu dürfen, welche der Frau verschlossen bleiben. Männer verbreiten mit Eifer und Glück Nachrichten aus den Cafés, den Coulissen, den Casernen, den Restaurants, der Parade — Nachrichten, welche ihr Barbier ihnen jeden Morgen während der Verrichtung seines wichtigen Amtes — weiß Gott von woher! zuträgt — in die Salons der Fürstin, des Ministers, des Banquiers, der Schauspielerin; und auf diese Weise kann wirklich ein Gegenstand in einem Tage das allgemeine Tagesgespräch werden. Wie dieser unglückselige Gegenstand entstellt, verdreht, vergrößert, unkenntlich gemacht wird — ist zur Genüge bekannt; und so hörte denn auch Alantha gar Manches über Ulrich, wovon nicht eine Sylbe der Wahrheit gemäß war, und wieder Manches, was sich allerdings so verhielt, und was er zu erzählen vergessen hatte. Sie zwang ihn zu immerwährenden Erklärungen und Auseinandersetzungen. Anfangs

lachte — später zürnte er über ihre eiferſüchtigen Launen. Er war nicht daran gewöhnt, ſein Thun und Treiben unter Vormundſchaft zu ſehen. Er dachte bisweilen an die goldne Freiheit der letzten Jahre, wo er kommen und gehen, ſich verſpäten und ganz ausbleiben durfte, ohne deshalb Frage oder Vorwurf zu hören; aber er ſehnte ſich nicht danach zurück. Er mogte nichts mehr erſehnen.

Im Frühling erklärte er ziemlich kühl an Alantha, er müſſe nun fort, nach Petersburg, nach Amerika. Statt der Antwort ſang ſie ihm Donna Elviras Klage über Don Juans Treuloſigkeit vor. Damit verzauberte ſie ihn. Sobald ſie ihm eine Opernſcene vorſang und ſpielte, war er gefangen. Donna Elvira feſſelte ihn, nicht Alantha, oder wenigſtens nur die Alantha, die ihm in einem reizenden Bilde alle Liebe, alle Treue, allen Schwung und alle Opferwilligkeit vorführte, welche er bei keinem Weibe zu finden glaubte. Alantha hatte in ſeinen Augen den unermeßlichen Vorzug in der Kunſt, jene Ideale zu realiſiren, die ihr Geſchlecht im Leben kläglich zu erheucheln ſucht. Er blieb.

Im Sommer ſuchte er ſie zu bewegen, ihren dreimonatlichen Urlaub wie gewöhnlich zu einer Kunſtreiſe zu benutzen. Alantha wollte ſie nur in einer Begleitung machen; die verſagte er unwiderruflich. Er hatte ſeinerſeits eine Reiſe durch Nor-

wegen und das nördliche Schweden projectirt. Kaum äußerte er diese Absicht, so wollte sie dabei sein. Das war durchaus nicht in seinem Geschmack! seine langen, einsiedlerischen Gewohnheiten brachen mächtig hervor. Nur ihrer Abgeschiedenheit wegen suchte er jene nordischen Regionen auf. Alantha sagte, wenn er sie nicht mitnähme, so sei sie überzeugt, daß er nach Deutschland gehe, und zwar, um irgend eine Frau zu begleiten. Ulrich erwiederte, wenn er diese Absicht hätte, würd' er es ihr nicht verschweigen. Es blieb bei seiner Reise. Er fühlte sich beinah' glücklich, als er wirklich abgereist war und die Thore Stockholms hinter sich hatte. Im ersten Nachtquartier empfing ihn ein junger, bildschöner Mensch: es war Alantha in Männerkleidern. Was blieb ihm übrig, als sie mitzunehmen? Ueberdies war sie so glücklich, wieder bei ihm zu sein, ganz allein, ohne singen und spielen zu müssen, ungestört durch fade Besuche — daß ihre Freude ihn rührte. Er dachte: wenn man ohne bestimmten Zweck vegetire, so gewähre es doch mehr Genuß, nach fremden Launen, als nach eigenen zu leben.

Die erste Woche der Reise war charmant; Alantha, zufrieden und fröhlich, ihren Willen durchgesetzt zu haben, wollte beweisen, wie viel Ulrich entbehren würde, wenn sie ihn nicht begleite; war immer guter Laune und guten Muths, ertrug lachend die

Beſchwerden und Entbehrungen, die in einem Lande häufig vorkommen, welches noch nicht die Weihe der Touriſten-Civiliſation empfangen hat, und wußte ihn liebenswürdig zu tröſten, wenn er ihrethalben darüber beſorgt war. Doch ſchon in der zweiten Woche ließ die Spannung nach, in welche Alantha durch die Neuheit der Situation verſetzt war, und es trat eine völlige Reaction ein. Ein Land, ein Volk, die Natur, die Geſchichte, die Intereſſen der Menſchheit — waren ihr durch und durch gleichgültig. Sie war empfänglich für jede Schönheit, in der Kunſt, in der Welt, ſogar in der Natur — denn wer dafür keinen feinen und erregbaren Sinn hat, wird nie ein ſelbſtändiger Künſtler ſein! — aber ſie wollte Alles praktiſch auf ihre Kunſt, ihren Beruf, ihren Genuß anwenden. Ruhiger Contemplation, allgemeiner Anſchauung war ſie unfähig. Sie liebte Ulrichs melancholiſche Augen; that er jedoch im Lauf des Geſprächs, oder durch ſtille Gedanken erregt, eine jener uralten melancholiſchen Fragen: Woher kommen wir? wohin gehen wir? warum ſind wir ſo elend? werden wir es immer ſein? — ſo entgegnete Alantha:

„Bah! leere, nichtsnutzige Neugier! mir genügt, daß wir ſind!“

Es giebt Momente, wo das bloße Bewußtſein des Seins ein ſolches Meer der Seligkeit iſt, daß

sich all' die kleinen, trüben Bäche der Zweifel und Schwankungen spurlos darin ergießen, und daß der Horizont dieses Seins ebenso in die Ewigkeit hinüberfließt, wie der Horizont des irdischen Meeres mit den fernen, fernen Grenzen des Himmels verschwimmt. Doch dies Gefühl eines unendlichen, allumfassenden, schmerz- und wonnereichen Seins, wie er es einst im höchsten Maaß bei Melusinen und in seligen Ahnungen bei Margarita gefunden — fand er nicht bei Alantha. War er älter worden, unzugänglich den Illusionen, abgestumpft durch Lust und Leid — oder entsprach Alantha nur einseitig seinen Forderungen; genug, sie gewährte ihm keine unermeßliche Befriedigung, keinen Waffenstillstand der Wünsche, und nie dachte er: O wenn es so bliebe! — Bei Melusinen hatte er das in jedem Augenblick gedacht. Das kam daher: Melusine war ein Genie ohne Talent, Alantha ein Genie ohne Herz; diese lebte von und für ihre Fähigkeiten, jene von und für ihre Gefühle. Melusine concentrirte all ihre Kraft nach innen, und die innerlichste Energie des Weibes ist Liebe. Alantha kehrte all' ihre Kraft nach außen, und verbrauchte ihre Energie zu himmlischen Schöpfungen, die einen Augenblick so mächtig wirken, wie Poesie und Malerei vereint, und dann auf ewig verschwinden wie ein Wolkenbild. Melusine beherrschte ganz, tief, dauernd und mächtig wie eine

Gottheit die Seele des Einzelnen; Alantha beherrſchte feurig, triumphirend, unwiderſtehlich, momentan, wie eine Zauberin, ein Publikum von Tauſenden. Meluſinens höchſter Reiz offenbarte ſich in der Intimität, Alanthas in der Oeffentlichkeit. Daraus zog Ulrich den Schluß: das beſte Ingrediens des Genies müſſe ein Herz ſein — und das haben ſchon Viele vor ihm gethan.

An Meluſine dachte er oft! wie und was ſie auch ſein mogte — ſie hatte ihn geliebt, nicht blos vier Wochen am Comerſee, nein! noch vier Jahr ſpäter in Berlin. Das hatte er gefühlt, als er ſie zum Wagen trug; die Liebe geſtattet unirdiſche, unfaßliche, unbeſchreibliche Wahrnehmungen. So hatte denn die Liebe zu ihm all ihre Verſunkenheit überdauert! Er trauerte tief um ſie, wie um einen aus ſeiner Sphäre verlorenen Engel; er haßte und verachtete ſie nicht mehr. Welch ein Wirbelwind des Schickſals mußte es geweſen ſein, der ſie ſo weit von ihren natürlichen Verhältniſſen fortgeſchleudert hatte! — An Margarita dachte er nur mit unſäglicher Bitterkeit. Entweder hatte ſie ihn nie geliebt und ihm Erwiederung vorgeheuchelt; oder ein kleiner matter Liebesſonnenſtrahl hatte vorübergehend ihr kühles, karges Herz erwärmt, um ſogleich wieder zu erlöſchen; in keinem Fall war ſie ſeiner Erinnerung werth, und er bemühte ſich ſie zu vergeſſen. Sein

Verhältniß zu Alantha führte ihn ohnehin weit genug vom Vergleich mit Margarita ab, und auf Melusine zurück — und zwar sehr zum Nachtheil Alanthas. Sie langweilte ihn; Uebleres kann in der Intimität kein Mensch dem andern thun. Das Gewitter einer Kränkung ist besser zu ertragen, als der ununterbrochene graue, dicke Nebel der Langenweile; jene belebt, diese paralysirt. Alantha langweilte ihn, weil sie entweder ihn zu unterhalten suchte, oder von ihm Unterhaltung begehrte. Sie konnte nicht still sein; so kam es denn, daß er sich in jeder Sekunde durch sie gestört fand, oder eine Störung befürchtete. In den ersten Tagen hatte er gewähnt, die goldne Zeit des Comersees werde wiederkehren, mit ihrer tiefen Abgeschiedenheit von der Welt, und ihrer unerschöpflichen Bewegung des Lebens. Sie kam so wenig wieder, daß Ulrich und Alantha nach kaum drei Wochen herzlich der Norwegischen Reise satt waren, und daß ihre Bitte um die Heimkehr ganz seinem Wunsch entsprach.

In Stockholm schöpfte er Athem. Jetzt wäre der Moment sehr günstig zu einem plötzlichen Bruch mit Alantha gewesen; denn in ihr eigentliches Element zurückversetzt, hätte die Freude der Zerstreuung sie gleichgültiger gegen die Kränkung des Verlassenwerdens gemacht. Doch Ulrich ging nicht, weil er seiner selbst nicht sicher genug war, um einem Zuge

zu widerstehen, der ihn mit Gewalt auf Melusinens Spur lockte. Und er wollte sie doch nicht verfolgen! durchaus nicht! Die Melusine, die er finden würde, war so wenig seine Melusine, daß ihm vor der Begegnung graute, wie vor einem geliebten Antlitz im Hohlspiegel verzerrt. Aber der Knabe! der Knabe! flüsterte sein Herz. Was in der Welt konnte ihn abhalten den Knaben aufzusuchen? nichts als die Furcht in eine Flut aufgeregter frischer Schmerzen zu stürzen. So war er im ewigen Kampf mit sich selbst: ein Mensch nur für Gefühle lebend, und ängstlich diese fliehend, weil er auf dem Grunde derselben den Schmerz gefunden. Seine von allen Realitäten abgewendete Existenz hatte in ihm nur die Fähigkeit zum Leiden entwickelt; er wußte nur den Schmerz zu ertragen, nicht ihn zu tragen. Die meisten Frauen haben eine Art von Abscheu gegen die Männer, die sie Verstandesmenschen nennen, d. h. gegen die, welche nie ganz die Besonnenheit vom Gefühl überwältigen lassen, denen immer neben der Leidenschaft die Klarheit der Ueberlegung bleibt, die ihre Stellung, ihre Verhältnisse, ihre Zukunft, die Forderungen der Welt, tausend Dinge berücksichtigen, was freilich der Allgewalt der Liebe widerspricht. Ich behaupte auch keineswegs, daß all diese Männer besser zu lieben verstehen; aber wenn einmal einer von ihnen liebt, so wird er sich zu den

daraus erwachsenden Schmerzen entschließen, und sie zu tragen verstehen, während die sogenannten Gefühlsmenschen dermaßen matt werden, daß sich all ihre Fähigkeiten darin abstumpfen, sogar die — zum Lieben. Im Allgemeinen machen diese aus der Liebe einen Traum, der so lange dauern soll als das Leben; und die Verstandsmenschen machen eine Berechnung daraus, die das Leben sichern soll. Es ist aber weder ihre Bestimmung einen rosenrothen, unzerstörbaren Opiumrausch — noch eine Assekuranz der Behaglichkeit zu gewähren: sondern das Leben zu entwickeln, zu heben und zu reifen.

Ulrich blieb in Stockholm und in seiner Apathie. Seine Kränklichkeit machte ihn noch unfähiger einen Entschluß zu fassen. Seine Körperkraft, so groß sie gewesen war, erlag den Gemüthserschütterungen. Er wurde nicht mehr, wie früher, von einer heftigen Krankheit befallen; er kränkelte und wurde nervenschwach wie eine Frau. Er sah Alantha wenig und immer weniger; aber dadurch blieb er ihr neu, und weil er sichtbar litt und weil sie sah, daß sie wegen keiner andern Frau vernachlässigt wurde, so passionirte sie sich noch mehr für ihn, und damit ging das Jahr herum.

An jenem Abend nun hatte Ulrich wieder einmal in die Oper gehen wollen, die er selten mehr besuchte, weil ihn die Musik angriff. Er hatte es am Mor-

gen Alantha verſprochen. Darauf bekam er Ildas Brief, und er fuhr zu ihr, um ihr einen Beſuch von drei Minuten zu machen, wol wiſſend, daß er dadurch nicht Desdemonas erſte Scene verſäume. Das ſtille, friedliche Zimmer war ihm aber viel angenehmer, als der tumultuariſche Opernſaal, daher blieb er länger, und Alantha fiel in Krämpfe vor Unruh und Ungeduld.

Des andern Tags beſuchte er ſie. Alantha befand ſich vortrefflich und ſtudirte eine neue Rolle ein. Am Flügel ſaß der Pianiſt, der ſie immer begleitete; ſie ging auf und ab, und ſang, in der einen Hand ein Notenblatt, auf der andern einen Kakadu tragend. Bisweilen blieb ſie, mit einer graziöſen Attitüde ihren Geſang vervollſtändigend, vor einem großen Spiegel ſtehen — doch ohne ſich von dem geliebten Kakadu zu trennen. Sie trug einen Schlafrock von ſchwarzem Sammt mit Schwan beſetzt. Sie nahm nicht die geringſte Rückſicht auf Ulrichs Eintritt, und ſang fort, ohne ihn zu grüßen. Er ging ins nächſte Zimmer, ſetzte ſich, und wartete, bis ſie geendet haben würde. Nach einer halben Stunde kam der erſte Tenor, und da Ulrich ſah, daß Alantha ſich bereitete, Duetts mit ihm zu ſingen, ſo wollte er fortgehen. Kaum bemerkte ihn Alantha mit dem Hut in der Hand in der Thür des Muſikzimmers, als ſie ihm entgegeneilte, ihn in ihr Zimmer zurück-

ſchob, ihm folgte, die Thür hinter ſich ſchloß, den Kakadu auf ſeine Stange ſetzte, und rief:

„Ich weiß Alles! Alles“!

„Verzeihung! ich hatte mich verſpätet“, ſagte Ulrich.

„Verſpätet? ja, ganz Recht! aber wo? bei einer Fremden“!

„Bei einer Deutſchen, die kürzlich hier angelangt, und eine Freundin meiner Frau iſt — bei der Gräfin Schönholm“.

„O ich weiß! Gräfin Ilda Schönholm! ich bin genau unterrichtet, ſagte Alantha bitter, und ich begreife, welch Intereſſe Ihnen die Freundin Ihrer Frau Gemahlin einflößen muß, Herr Graf“.

„Du irrſt Dich, entgegnete er kalt, es iſt ein ganz perſönliches Intereſſe für die Gräfin Schönholm ſelbſt“.

„Und das ſagſt Du mir? brach Alantha aus. Doch, ſetzte ſie nach einer Pauſe gefaßt hinzu, was hab ich bei Dir von jener Frau zu fürchten! ſie ſoll liebenswürdig, ſchön und klug ſein; aber das bin ich auch. Sie iſt freilich Gräfin, aber ich — ich bin Künſtlerin“.

„Sie ebenfalls“! erwiederte Ulrich. Im vorigen Winter, als Alantha ihm bittre Vorwürfe gemacht, weil er eine ſchöne Engländerin bei einem Diner artig unterhalten — hatte ſie ſchon bei der Gelegen-

heit gesagt: Sie ist freilich Lady, aber ich bin Künstlerin! — und damals hatte der prächtige Stolz, womit sie ihr Genie in die Wagschaale warf, ihm außerordentlich gefallen. Jetzt kehrte diese Phrase wieder, wie eine Schlußcadenz, und nichts erkältet mehr in einer lebhaften Diskussion, als eine stereotype Redefigur.

„Wirklich? fragte Alantha; singt sie so wie ich"?

„Ich weiß nicht, ob sie überhaupt singt; sie dichtet, sie schreibt".

„Sie schreibt Bücher? das ist keine Kunst, das kann Jeder".

„Ja wol! der Eine macht's gut, der Andre schlecht! — Liebe Alantha, ich freue mich Dich so vollkommen hergestellt zu sehen....ich will Dich nicht länger stören; die Leute warten da drin auf Dich".

„Laß sie warten — und bleib! oder komm wieder, wenn sie fort sind; um drei Uhr....willst Du? oder gehst Du zu Deiner Gräfin"?

„Sie ist weder meine Gräfin, noch geh' ich zu ihr; aber mir steht ein großes Diner heut' bevor — drum werd ich schwerlich wiederkommen, liebe Alantha".

„Ja ja! ein Diner beim preußischen Minister! da wird sie sein — nicht"?

„Gräfin Schönholm geht gar nicht aus", sagte

Ulrich gelaſſen, doch um ſeinen Mund legte ſich bekämpfte, heftige Ungeduld.

„O Du wirſt verdrießlich! rief ſie. Mein Gott! mein Gott! ſuchſt Du Dein Thun und Treiben denn wirklich dermaßen zu verheimlichen, daß ich nicht mehr danach fragen darf?....Ich bin aber nicht ſo gleichgültig wie Du! mich intereſſirt, was Dich beſchäftigt! — Ich hingegen dürfte leben und ſterben — Du würdeſt kaum hinſehen. Weil Du gleichgültig biſt, findeſt Du mich zudringlich".

Das war ganz richtig, und deshalb wußte Ulrich nichts zu antworten: er konnte nicht leugnen, und mogte ſich nicht entſchuldigen.

„Aber iſt's denn möglich, fuhr Alantha fort, bin ich Dir denn wirklich ganz gleichgültig? Sprich! ſprich! ſage doch die Wahrheit".

„Liebe Alantha, erwiederte Ulrich, niemand kann gleichgültig für Dich ſein, und ich bewundre Dich über allen Ausdruck. Du weißt, es iſt meine einzige Freude! deshalb mögte ich ſo gern Dich immer bewundern, und das iſt doch unmöglich, wenn Du mich um Jämmerlichkeiten quälſt, die wirklich nicht der Rede werth ſind. Ob ich zu dieſer oder jener Perſon gehe, was hat das für Einfluß auf Dich und mich? Nur aus alter Gewohnheit und nothwendigen Rückſichten beobachte ich die dringendſten Pflichten des geſellſchaftlichen Verkehrs; Vergnügen

macht er mir nicht.... er zerſtreut mich nicht einmal“.... —

„O wenn ich wüßte, daß er Dich nicht von mir zerſtreute, rief Alantha, ſo würd' es mich ſtolz machen, weil ich mehr Macht über Dich hätte, als die ganze übrige Welt zuſammen genommen. Aber nun?...ich weiß nicht, woran Du denkſt, wenn Du nicht bei mir biſt!....Denkſt Du an mich“?

Ulrich hatte bisher geſtanden. Er ſetzte ſich mit einem unverkennbaren Ausdruck von Erſchöpfung. Alantha nahm ihm den Hut aus der Hand, ſetzte ſich zu ihm und ſagte lieblich:

„Jetzt mußt Du aber bei mir bleiben, denn Du leideſt“.

Ulrich wollte antworten: „Durch Dich“! aber ihre wunderſchönen Augen blickten ihn mit ſo trauriger Zärtlichkeit an und jedes Zeichen wahrer Empfindung rührte ihn ſo tief, daß er ihr nicht weh' thun mogte. Er blieb eine Stunde bei ihr, und ſie erzählte ihm viel: wie ſein Ausbleiben ſie geſtern Abend geängſtigt, und wie es ſie gekränkt, daß er nicht einmal nach ihrem Befinden habe fragen laſſen, und wie ſie ihn deshalb heute im Zorn empfangen; aber ſie könne ihm nicht lange zürnen. Dann ſprach ſie von der Beatrice di Tenda, die ſie eben einübte, von ihrem Coſtüm, das ſie treu nach Gemälden des italieniſchen Mittelalters einzurichten wünſchte. Ulrich

belächelte die eine — und lobte die andre ihrer Aeußerungen; das erfreute sie, denn sie wähnte seine Stimmung zu beherrschen, während er hinter den Worten die Leere verbarg, die er bei ihrem Geplauder empfand. War es ihr Anzug oder eine gewisse Bewegung des Kopfes — genug, er dachte an die Gräfin Schönholm und daß er sie nächstens wieder besuchen wolle, weil sie doch eine recht merkwürdige Person sei, und ein stilles, angenehmes Zimmer habe, in welchem kein Kakadu herumklettre und keine Inséparables kreischten.

Indessen vergingen doch über acht Tage, ehe er diesen Entschluß ausführte. Die Gräfin hatte ihm nicht gesagt, er möge wiederkommen, und aufdringen wollt' er sich nicht. Befangen in seiner individuellen Stimmung, wie er war, wußte er wol, wie insipid man mit einer solchen Andern gegenüber ist. Am Ende ging er denn doch wieder eines Abends zu ihr, und fand sie genau wie das erste Mal: dieselbe Stille, dieselbe Abgeschiedenheit, derselbe Anzug! diese Gleichmäßigkeit schien ihm nicht eintönig und farblos, sondern das Produkt einer wundervollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu sein. Dies Genügen an sich selbst kam ihm ganz überirdisch vor, und er konnte sich nicht enthalten ihr ein paar Worte darüber zu sagen. Ilda wiegte den Kopf hin und her, und erwiederte:

„Nichts da! ich werd' Ihnen ſagen, warum ich allein bin: weil mich nur die Leute amüſiren, die mich lieben. Alle Gleichgültigkeit langweilt mich; ich ertrage ſie, wenn ich muß, freiwillig nicht".

Dieſe Erklärung mißfiel ihm; er fand ſie zu aufrichtig, und einem Mann gegenüber, den man zum zweiten Mal ſieht, beinah' unzart. Daher ſagte er:

„Das wäre ja Armuth! und ich ſetzte Reichthum voraus".

„Wieder ganz falſch! ſagte ſie; es iſt nicht Armuth, ſondern Reichthum. Aber Sie ſetzten den Reichthum im Geldſack, wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel voraus, den der Beſitzer dann und wann betrachtet, ſich vergnügt die Hände reibt und dazu ſpricht: ich habe, Gottlob, mein Schäfchen im Trocknen! — und es iſt der Reichthum der Erde, der brach liegt, wenn keine geſchickte Hand ihn pflegt. Für uns ſelbſt ſind wir bettelarm, in denen, die uns lieben, werden wir unſers Reichthums gewahr; bei Gleichgültigen ſinken wir in unſre Dürftigkeit zurück".

„Und ſo ſind wir denn doch im Grunde nur arm, weil wir auf die Hand warten müſſen, die das rohe Metall zu einer gewichtigen Münze umſtempelt; und ſie kann ausbleiben".

„O ja"! ſagte Ilda lakoniſch.

„Und was fangen wir dann mit unſern unnützen Schätzen an"? fragte Ulrich.

„Wir zersplittern sie wie Verschwender, oder speichern sie auf wie Geizhälse — und auf beide Weisen verhungern wir dabei".

„Wissen Sie wol, daß das trostlos anwendbar auf die meisten Menschen und übernatürlich traurig ist"?

„Alles, was auf menschliche Zustände sich bezieht, ist traurig; denn es ist unvollkommen, und trägt in seiner Unvollkommenheit den Keim unsrer unvermeidlichen Qualen. Je mehr der Mensch hat, um desto größer ist diese Qual".

„Das muß ich bestreiten. Wer viel besitzt, hat momentane Befriedigung gekannt; wer immer und immer entbehrt".... —

„Kann träumen, unterbrach Ilda, daß es Gaben giebt, die mehr gewähren als momentane Befriedigung".

„Leugnen Sie das"? fragte Ulrich fast wehmüthig.

„Ja! sagte Ilda ruhig; grade ich. Ich kenne die schönsten, die reichsten, die beneidetsten und beneidenswerthesten Gaben: Liebe, Freundschaft, Unabhängigkeit, Talent, Anerkennung, ernste Prüfung, tiefer Schmerz — nichts fehlt mir; auch nicht die Seele dafür. Das Alles sind göttliche Gaben, aber ich empfange, gebrauche und genieße sie mit meiner menschlich unvollkommnen Organisation, d. h. ich mißverstehe und mißbrauche sie oft; ich verlange

Leiſtungen von ihnen, die nicht ihres Bereichs ſind und dann vernachläſſige ich ſie dafür; ich verwende ſie verkehrt und erſchöpfe ſie nie; ich trage den Sauerteig meiner Schwäche und Verblendung in ſie hinein; ſie gerathen in die heftigſte Gährung, und die chaotiſche Unordnung wird um deſto größer, je mehr Elemente darin, und je ſtärker ſie kämpfen".

„Aber eine junge, friſche, blühende Erde taucht aus dem Chaos empor! rief Ulrich; der zauberiſche Silberblick legt ſich über das zerſchmolzene Metall"!

„Eine momentane Befriedigung hab' ich nicht geleugnet", ſagte Ilda.

„Und überſteigt Ihr Verlangen nie die Grenzen dieſer philoſophiſch-religiöſen Genügſamkeit, gnädige Gräfin"? fragte Ulrich trübe lächelnd.

Ilda hatte bisher mit untergeſchlagenen Armen, zurückgelehnt, auf einem breiten Divan geſeſſen. Nun richtete ſie ſich lebhaft auf, ſtützte beide Arme auf den Tiſch, und ihr Kinn auf ihre gefalteten Hände, und fragte:

„Hab' ich von meiner Genügſamkeit geſprochen"?

„Klare Erkenntniß über die Nichtigkeit des menſchlichen Glücks haben Sie ausgeſprochen, erwiederte Ulrich, und die führt zur Genügſamkeit, gnädige Gräfin".

„Mich nicht! antwortete ſie; Tout ou rien iſt meine Deviſe — und nicht blos zum Scherz".

„Und läßt sich dieser Absolutismus durchführen"?

Ilda sank in ihre frühere, nachlässige Stellung zurück und sagte lächelnd:

„Bei kleinen Dingen! und das tröstet mich für das Mißlingen bei großen, indem es mich immer wieder anspornt Alles zu verschmähen, was dem Geschäft meines Lebens nicht förderlich — und folglich für mich Nichts ist".

„Wenn Sie das Leben zu einem Geschäft machen, versetzte Ulrich, so ist es das ermüdendste, das ich kenne".

„Und wie wollen Sie denn sonst Ihre Fonds von Liebe und Hoffnungen anwenden, wenn nicht in dem großen Geschäft des Lebens"? erwiederte sie, und sah ihn so tief fragend an, daß er fast erschrak vor diesem Ernst und deshalb leichthin erwiederte:

„Die Speculationen darin sind selten glücklich genug, um uns Aufmunterung zu gewähren; man kommt fast immer dabei um das Seine". Er sprach lächelnd, aber seine Stimme war weich, als ob er innerlich weine.

Ilda dachte, es sei ganz unmöglich, daß dieser Mann Unicas leichtsinniger Gemahl wäre, und ob nicht vielleicht Unica ihm Grund zu einer Trennung gegeben. Sie hatte die Menge unbestimmter, widersprechender Gedanken, die man immer nach einer Ueberraschung oder Täuschung zu haben pflegt. Sie

mogte nicht ein Gespräch fortsetzen, das ihm augenscheinlich weh' that; sie brach es kurz ab und fing an von der schwedischen Literatur zu reden und von ihm einige Anleitung zu begehren. Aber er konnte ihr keine Auskunft geben. Ilda, wie fast alle Menschen mit einer bestimmten Richtung, fand es unbegreiflich, daß sich nicht Jeder für die Literatur interessire, und sagte beinah ungeduldig:

„Mein Gott, was fangen Sie denn eigentlich in Stockholm an"?

„Nichts"! entgegnete Ulrich.

„Wissen Sie wol, daß man einen sehr tüchtigen Kopf haben muß, versetzte sie, um das auszuhalten? Wer nichts thut, und davon nicht stupid wird, muß unerhört geistreich sein, muß nicht blos solche Fülle, sondern auch solche Macht des Gedankens haben, daß deren Verfolgung und Entwickelung die befriedigende Lebendigkeit des Handelns bekommt. Sie sind gewiß ein großer Freund von Theorien und Systemen".

„O gar nicht"! entgegnete Ulrich.

Ilda war auf dem Punkt ihm zu sagen, er sei unerträglich langweilig; da kam der General mit Arwed, und das Gespräch nahm eine andre Wendung: es drehte sich fast nur um Aeußerlichkeiten und wurde doch nie oberflächlich. Es war unglaublich, wie viel Ilda gesehen und gelesen, gehört

und gekannt hatte — noch unglaublicher, daß sie trotz dessen originell war, als habe sie nichts gelesen, noch gekannt. Was sie sagte, war nicht unbestreitbar richtig, aber es war frisch. Daher war sie im beständigen scherzhaften Streit mit Arwed, der Verstand und Laune genug hatte, um ihr zu widersprechen; der General hörte meistens wohlgefällig und höchlichst amüsirt zu, und Ulrich war noch schweigsamer wie er. Aber es gefiel ihm in dem winzigen Kreise. Er dächte: das muß eine liebenswürdige Frau sein, denn ein alter General und ein junger Lieutenant sind bei ihr liebenswürdig!

Um halb zehn Uhr ging Arwed auf einen Ball, und dadurch wurde Ulrich daran erinnert, daß er sich wol auch zurückziehen müsse. Er sagte der Gräfin, dieser Abend sei ihm der angenehmste in Stockholm gewesen.

„Ist es möglich! rief Ilda verwundert. Nun, diese Annehmlichkeit dürfen Sie Sich verschaffen, so oft Sie wollen", setzte sie freundlich hinzu.

Ulrich und Arwed gingen zusammen fort, und letzterer fragte:

„Nicht wahr, meine Cousine ist eine charmante Person"?

„Das ist sie auch"! entgegnete Ulrich.

„O, daß ist immer die Hauptsache für eine Frau! rief Arwed. Wenn sie nicht in der Gesellschaft von

gutem Ton und in der Intimität charmant ist, so sind Geist und Talent lästige Bagage".

Das fühlte Ulrich sehr gut — besonders seit er jene Eigenschaften an Alantha vermißte. Sobald ihre Persönlichkeit von der Glorie der Kunst entkleidet war, so klebte ihr das unerklärbare Etwas einer Tochter des Volks an, das sich weder verwischen, noch wegleugnen läßt, und das nicht sowol in Worten, Gesinnungen, Benehmen, Gewohnheiten und Geschmack liegt, als vielmehr die flüchtige Essenz ist, die aus dem Allen emporsteigt. Arwed hatte während der Zeit fortgesprochen:

„Und je näher Sie meine Cousine kennen werden, desto besser wird sie Ihnen gefallen, denn alsdann kommt erst ihre himmlische Unvollkommenheit zum Vorschein, nämlich: sie denkt wie ein Mann und fühlt — nicht etwa wie eine Frau, sondern wie ein Kind, und das bewirkt eine bezaubernde Confusion".

„Sagen Sie lieber Contrast", versetzte Ulrich.

Seitdem ging er häufig zur Gräfin, doch ohne viel mittheilender zu werden. Er war wie ein Kranker, dem die Sonne körperlich wohl thut, und der sie aufsucht — nicht um sich beleben, sondern um sich erwärmen zu lassen. Ilda konnte ihn nicht sonderlich unterhaltend finden, aber sie gönnte ihm seine stille Weise. Wol schon zwanzig Mal war

ſie auf dem Punkt geweſen ihm zu ſagen, er möge doch friedlich zu ſeiner Frau zurückkehren, denn er ſei ganz geſchaffen für ein ſtilles, trauliches Familienleben. Aber grade weil dieſe Trennung ſo durch und durch ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen zuwiderlaufen mußte, ſo vermuthete ſie dahinter ein beängſtigendes Geheimniß und ſchwieg. Ihr linder Umgang war ein Balſam für ihn. Er nahm allmälig Theil an manchen Dingen, für welche ſie ſich intereſſirte, er las Bücher, die ſie ihm empfahl, er ſprach auch wol über allgemeine und geſellſchaftliche Zuſtände; und wenn Alantha ihm bittre Vorwürfe über ſeinen Verkehr mit der Gräfin Schönholm machte, ſo erwiederte er:

„Liebe Alantha, wenn ſie nicht hier wäre, ſo käm' ich um vor Langerweile".

„Wird ſie denn immer hier bleiben"! rief Alantha troſtlos.

„Das glaub' ich nicht, verſetzte er; aber Du ſollteſt wünſchen, ſie bliebe".

„Ah', Du willſt gehen, ſobald ſie geht"! rief Alantha.

„Nein! ſagte er, ſo tief hänge ich nicht mit ihr zuſammen".

Indeſſen begann Alantha einzuſehen, und, was wichtiger war, ſich einzugeſtehen, daß Ulrich nur noch den Schatten einer Neigung für ſie bewahre.

Heftig wie ſie war, dachte ſie daran auf der Stelle mit ihm zu brechen. Doch ihre Eitelkeit hielt ſie davon zurück; ſie ſtellte ſich das Verhältniß zwiſchen Ulrich und Ilda ganz anders vor, als es war, und ſie wollte dieſer durchaus nicht den Triumph gönnen, Ulrich zu feſſeln. Sobald aber Ilda abgereiſ't ſei, wollte ſie ihm ſagen, er könne gehen, wohin er wolle. Bis dahin that ſie ihr Möglichſtes in der Selbſtbeherrſchung, damit Ulrich nicht die Initiative ergreifen möge. Er that es nicht, weil er nicht wußte, was mit ſeiner Zeit, ſeiner Perſon, ſeiner ganzen Exiſtenz anfangen, ſobald er ſich von dem Intereſſe für Alantha, mogte es auch noch ſo oberflächlich ſein, losgeſagt. Zuweilen dachte er, ob es nicht am Einfachſten und daher am Verſtändigſten ſei nach Hochhauſen zu gehen, und ſich aufrichtig mit Unica zu verſöhnen; er liebte ſie zwar nicht, aber er achtete ihre guten Eigenſchaften und geſtand ihr manche Vorzüge zu; war denn das nicht genug für eine glückliche Ehe? — Doch leider liebte Unica ihn! und die Liebe verlangt ſo viel, daß es nur der Gegenliebe möglich iſt ihr Genüge zu thun. Hatte er doch das Beiſpiel mit Alantha vor Augen! Es würde ebenſo wenig in ſeiner Macht liegen Unicas Anſprüche zu befriedigen, und er fühlte ſich zu ſchwach für die erdrückende Aufgabe, ſein Leben lang den Schein eines innigen Verhältniſſes mit Unica auf-

recht zu halten und Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit zu geben, die nicht aus seinem Herzen quollen. Er fühlte sich maßlos elend. Es mischte sich etwas wie Selbstverachtung in seine Gesinnung, und er wurde immer trauriger und trauriger.

Alda sah es; er gab sich auch keine Mühe es vor ihr zu verbergen — doch sie konnte nichts für ihn thun, als sein Leid beschwichtigen; sogar das nicht immer. Sie hielt nicht viel von dem Glück, welches die positiven Verhältnisse bieten: darum richtete sie weder ihr Streben noch ihre Sehnsucht dahin, und fertigte die Realitäten kurz ab, wie etwas Flüchtiges, Vorübergehendes, wie ein Abenteuer auf Reisen, das einen Augenblick den Weg erheitern oder verdüstern, zu einem Aufenthalt oder Umweg Veranlassung geben, aber den Gang der Reise nicht hemmen und ihr Ziel nicht verrücken kann. Poetisch, phantasiereich und energisch wie sie war, hatte sie sich aus diesem Material ein unirdisches Haus gebaut, worin sie frei, licht und leicht lebte, wie jenes amerikanische Volk, das in Bäumen Hütten baut. Sie begriff, daß derjenige diese Zuflucht verschmähe, der durch Haus, Hof und Heerd zum begehrten Glück gelangt sei; wer es aber nicht dort gefunden, sollte sich, ihrer Meinung nach, in der Region ansiedeln, in welcher ernste Gedanken, hohe Leidenschaft, mächtige Imagination eine heimathliche Stätte fanden,

und zu schöner Blüthe gediehen, und in welcher sie sich wohl befand. Sie vergaß, daß freilich kein großer Schwung dazu gehört, um sich in den engen Verhältnissen des Alltaglebens beengt zu fühlen, doch ein sehr großer, um sich über sie zu erheben, und sie nicht sowol zu verschmähen, als sie nach ihrem Werth zu schätzen, der häufig im Schein besteht. Ihre Seele war wie ein Schiff, das mit fliegenden Segeln über den Ocean zieht, und sich zu jedem Kampf fertig gemacht hat, zu Stürmen, Ungewittern, Klippen, Irrfahrten — doch nicht um im Hafen vor Anker zu liegen. Die Meisten wollen aber nur unter der Bedingung ins Meer hinaus, daß sie bald einen Hafen erreichen und friedlich darin ankern dürfen. Das wollte Ulrich, aber es schien, als verstehe er ihn nicht zu finden. Ilda hatte zu viel Erfahrung des Lebens, um nicht für ernste Schicksale trauernde Sympathie zu fühlen, und die feine, durchdringende Glut ihrer Empfindung hauchte ihr Melancholien ein, wie einer aus himmlischen Reichen verbannten Königin. Diese Trauer verstand Ulrich um so besser, da Ilda nie eine persönliche Klage hineinmischte. Aber grade deshalb ging sie nicht unter in bodenloser Schwermuth, sondern sie erholte sich davon, indem sie über die Kleinlichkeiten und Absurditäten des Lebens lachte und spottete — ohne Bitterkeit, aber mit einer so ungewöhnlichen Freiheit,

daß Ulrich oft davon verletzt wurde und sich an dieser knabenhaften Lustigkeit ärgerte. Dann fand er, wie Arwed, Confusion in diesem Charakter, doch nicht die bezaubernde, von der jener gesprochen, sondern eine abstoßende. Ildas Seelentemperatur war ihm nicht gleichmäßig genug. Doch, wie sie war, so schützte sie ihn vor dem letzten Grad des Lebensüberdrusses, weil er bei ihr die Rastlosigkeit, die Unerschöpflichkeit des Lebens sah; und so verging der Winter, wenigstens der, der im Kalender so heißt.

Als Ulrich eines Abends zur gewohnten Stunde in Ildas Zimmer trat, fand er sie höchst erfreut bei einem Brief von Mario Mengen, mit dem sie sehr liirt war. Sie rief Ulrich entgegen:

„Sie müssen mir die Erfüllung meiner Bitte versprechen, Graf, so schwer sie Ihnen werden mag! aber ich bestehe darauf: Sie müssen mich im Lauf des Sommers in Ruhenthal besuchen, denn Mengen wird zu mir kommen".

„Und warum sollte mir das schwer werden"? fragte Ulrich.

„Sie sah ihn an, halb neckend, halb ernst, und erwiederte: „Weil Mengen Ihnen ein ewiger Vorwurf ist".

„Mir? rief Ulrich ganz erstaunt. Ich habe Mengen seit Jahren nicht gesehen, kaum von ihm gehört, aber wir waren die besten Freunde, ich

nehme herzlich Theil an ihm und freue mich nun doppelt auf Ruhenthal".

„Ich meinte nur, sagte Ilda, daß Mengen wie er ist, ein Vorwurf für Sie sein muß — weil Sie nicht so sind".

Ulrich zuckte die Achseln und sagte lächelnd: „Bedauern Sie meine klägliche Organisation, aber machen Sie mir kein Verbrechen daraus. Mengen ist reicher und stärker begabt, ich weiß es, ich gönn' es ihm, ich mögte auch so sein — und ich bin es nicht, weil die Natur mir karg gewesen".

„Mit nichten! rief Ilda. Mengen hat einen einzigen, unleugbaren Vorzug vor Ihnen; aber einen Vorzug, der das Eigenthum aller Männer sein sollte. Er ist vielleicht nicht klüger, nicht besser, nicht geschickter, noch tüchtiger — jedoch er ist ganz gewiß tapferer, als irgend ein Mann, den ich je gekannt".

Ulrich lachte und sagte: „Tapfer? — welcher Ritter- und Heldenthaten sind Sie Zeuge gewesen"?

Ilda machte mit lebhafter Ungeduld das italienische Zeichen der Verneinung: sie warf den Kopf ein wenig zurück und bewegte den Zeigefinger hin und her, während Ulrich sprach; dann erwiederte sie:

„Mario Mengen ist moralisch tapfer; tapfer trägt er herben Schmerz, und — was noch weit mehr ist — tapfer hat er einst sein Glück angenommen".

„In der Perſon einer ſchönen, geliebten und liebenswürdigen Frau! warf Ulrich ein; wo iſt da der hohe Muth".

„Mein guter Graf Erberg, ſagte Ilda, glauben Sie mir: von tauſend Männern hätten tauſend Fauſtine geliebt, und neunhundert neunundneunzig nicht den Schritt gethan, den Mario that — nämlich ſie geheirathet".

„Man kann nicht wiſſen, ſagte Ulrich, ob er ſich nicht als Mann von Ehre dazu verpflichtet fühlte".

Ilda lachte hell auf und entgegnete: „Ich hab' immer behauptet, daß die Männer unbegreiflich ſchwerfällige Creaturen ſind, beſonders ſo ein Mann von Ehre, in der Beziehung, wie Sie es verſtehen. Nicht wahr, wenn der fromme Aeneas, nach dem vierten Buch der Aeneide, der Dido pflichtſchuldigſt ſeine Hand geboten und ſie zur Königin von Latium gemacht hätte, ſo wär' er ein Mann von Ehre geweſen.... der arme fromme Held"!

„Gnädige Gräfin, ſagte Ulrich, es iſt mir nicht möglich auf Ihre Hilarität einzugehen, weil ich wirklich deren Grund nicht einſehe. Warum verſpotten Sie den Mann, der ſeine Pflicht erfüllt"?

„Ich verſpotte den Mann, der auf das Buchſtabengeſetz wartet, um ſeine Pflicht zu erfüllen — wie die Welt es nennt! antwortete Ilda mit plötzlichem eiſernem Ernſt. O Ihr Männer! werdet Ihr

denn nie begreifen, daß die Zerrüttungen, Schwankungen und vernichtenden Kämpfe einer Frauenseele doch wenigstens dieselben Rücksichten von Euch erheischen, als ihre Reue und Schwäche? Seid Ihr zu plump und beschränkt, um das zu fassen, oder wollt Ihr's nicht fassen?...Genug, Ihr kokettirt mit den Frauen, Ihr schleicht Euch in ihr Herz, Ihr gewinnt und fesselt sie, sie lieben Euch — und dann wird Euch angst und bange, dann fallt Ihr in zarte Bedenklichkeiten, dann will der Eine nicht den Frieden der Ehe stören, und der Andre nicht einen widerlichen éclat veranlassen! dann hat dieser kein Vermögen, jener keinen Rang der Geliebten anzubieten! dann fragt Ihr Euch als Männer von Ehre, ob Euer Gewissen rein ist! und Euer derbes, kernhaftes Gewissen, das nur ein plumpes, handgreifliches Vergehen für ein solches erkennt, giebt Euch das beste Zeugniß. Dann seid Ihr beruhigt, und fühlt obenein die unglaubliche Satisfaktion, geliebt worden zu sein, lockender Versuchung widerstanden zu haben, und endlich heroische Verzichtleistung an den Tag zu legen".

Ulrich war ganz betäubt von diesem Ausbruch. Verwundert, fast erschreckt durch die brausende Lebhaftigkeit, mit der sie sprach, fühlte er instinktmäßig, daß sie einen Abschnitt ihres Lebens berühre. Er antwortete nichts; aber sein trauriger Blick legte sich

noch ſanfter als ſonſt, mit Rührung und beinah' väterlichem Mitleid auf dieſe glut- und glanzvolle Erſcheinung, die plötzlich vor ihm ſtand, wie ein Gemälde, deſſen verhüllenden Vorhang man fortgezogen hat. Doch ebenſo ſchnell rauſchte der Vorhang wieder zuſammen, und Ilda fuhr fort, mit plötzlicher Rückkehr zu ihrem Gegenſtande:

„Mario dachte anders; er beſann ſich nicht, zauderte nicht. Keine Frau auf der Welt gab weniger Bürgſchaft dauernden Glückes als Fauſtine; dennoch ließ er nicht von ihr! er meinte: weil ſie ſich liebten, müßten ſie ein Schickſal haben".

„Und ſie"? fragte Ulrich geſpannt.

„O ſie! ohne Gleichen an Geiſt, Grazie und Phantaſie, ſie, eine Incarnation des Genies, ſie erlag dem Leben, und zwar dem Glück. Sie war zu ſchwach, um in der Windſtille des Glücks ihre Flügel zu brauchen, ſie flog nur im Sturm, weil der ſie trug. Ich ſagte zu Mario, er müſſe ihr das Leben ſchwer machen, ihre Eiferſucht wecken, zu einem Kampf ſie veranlaſſen; er verſuchte, doch nicht ernſtlich, ihr mit Widerſpruch zu begegnen; er liebte ſie ohne Maaß und ſie nahm ſein letztes Opfer an. Nun iſt ſie todt — und Gott allein weiß, nach welcher langen, einſamen, untröſtlichen Agonie. So iſt der Menſch, mein guter Graf: das Glück macht ihn matt und das Leid reibt ihn auf; nur im

Wechsel zwischen Beiden lebt er, rundet und füllt er seine Existenz. Gäb' es kein Leid, so würd' uns das Leben nüchtern und fade werden, wie eine Speise ohne Salz".... —

„Aber zu viel dieses Salzes verbittert es, rief Ulrich, und macht es so unschmackhaft, daß wir die Lippen dagegen zusammen pressen! Sehen Sie, das ist so traurig im Leben: der Eine ist im Stande mehr Schmerz zu ertragen, und der Andre mehr Glück — und grade umgekehrt wird es vertheilt".

„Ja, sagte Ilda, die Gaben und Fähigkeiten, welche wir nicht von der Natur empfingen, sucht das Schicksal in uns auszubilden".

„Umsonst, Gräfin, ganz umsonst"!

„Das behaupten wir, so lange wir mühsam gegen den Strom schwimmen! die Anstrengung macht uns so müde und lahm, daß wir meinen, wir gehen dadurch zu Grunde. Haben wir aber das Ufer gewonnen, so kommen wir uns weniger miserabel vor, und fassen Zuversicht zu unsrer Kraft".

„Wir erreichen nicht das Ufer"! sagte Ulrich melancholisch, und ließ den Kopf mit einem grenzenlosen Ausdruck von Erschöpfung in die Hand sinken.

„Nein, nicht immer, sagte Ilda, aber eine grüne Insel oder eine stille Klippe, wo wir ausruhen — oder einen Nachen, der uns weiter führt — erreichen wir immer".

„Sie ſind ſtark"! rief Ulrich bewundernd.

„Bah! erwiederte ſie lachend, große Menſchen ſind ſtark; ich bin nur zäh'".

„Würden Sie je, wie Fauſtine, eine Zuflucht im Kloſter ſuchen"? fragte er.

„Proteſtanten haben keine Klöſter, entgegnete ſie, und ich glaube nicht, daß ein katholiſches Kloſter meinen Anſprüchen genügen würde. Beichtväter und ascetiſche Uebungen beſchwichtigen meine Seele nicht, und aus einem Gebetbuch verſtehe ich nicht zu beten. Disciplin iſt gewiß ſehr heilſam für den Geiſt, denn man kann mit der Intelligenz Schwelgerei und Mißbrauch treiben, wie mit der Sinnlichkeit; nur muß man ſelbſt zu dieſer Erkenntniß gekommen ſein. Wird uns die Grenze geſteckt, bevor wir ihre Nothwendigkeit eingeſehen, ſo haben wir beſtändig Luſt ſie zu überſchreiten. Dennoch mein' ich oft, Klöſter ſeien ein Bedürfniß unſrer überreizten Zeit. Wie ſelten iſt der Selbſtmord in Italien, wie häufig bei uns! in mitteralterlichen Zeiten kannte man ihn kaum; die müden, ſchwachen, kranken Herzen flüchteten ſich ins Kloſter. Man könnte vielleicht die Herrnhuter-Gemeinden proteſtantiſche Klöſter nennen, ſtill, andächtig, thätig, arbeitſam — und einſeitig. Sie würden mich ebenfalls nie befriedigen, um ſo mehr, da Männer ſie dirigiren. Lächeln Sie nicht, Graf! in der Welt, in der Geſellſchaft mögen ſie

die Herren ſein, Kanzel und Katheder beſetzen, Recht und Urtheil ſprechen, denn ſie ſind dafür erzogen und gebildet, und die meiſten Frauen danken dem Himmel, wenn ſie von den Männern eine fix und fertige Anſicht und Meinung empfangen, die ſie der Mühe des Nachdenkens überhebt, und befinden ſich trefflich dabei. Fern von mir, dieſe Herrſchaft anzutaſten! Kommt es aber darauf an, dem Bedürfniß einiger weniger Frauen, außerhalb des gewöhnlichen Lebenskreiſes zu entſprechen — ja, dann wiſſen die Männer nicht mehr aus und ein, denn ſie fußen auf ihre Theorien, ihre Syſteme, ihre Schulweisheit, und die Intelligenz einer Frau, wenn ſie entwickelt iſt, iſt viel zu fein, viel zu durchdringend mögt' ich ſagen, um ſich von dieſem plumpen Netz einfangen, oder ſich, wie ein Schmetterling, von dieſer ſpitzen Nadel am harten Brett feſtnageln zu laſſen. Ein Kloſter, wie ich deſſen Ideal in mir trage, müßte von einer Heloïſe geſtiftet werden — von der größten Frau, die jemals gelebt hat — und ich bitte wegen dieſer Behauptung alle Heroïnen der Vorzeit, alle Königinnen der Welt, und alle Schriftſtellerinnen und Künſtlerinnen unſrer Tage um Verzeihung, ohne zu widerrufen! — Heloïſe hatte den Geiſt eines bevorzugten Menſchen, die tiefe, ernſte, umfaſſende Bildung eines tüchtigen Mannes, und die himmliſch liebende, demüthige, opferbereite Seele eines edlen

Weibes. Ich weiß wol, daß ich Johannes Müller dadurch parodiere, aber ich ſage doch: Heloïſe iſt einzig in der Hiſtorie! — Daher wird auch unſre unenergiſche Zeit keine zweite erzeugen, ich werde nie in ein Kloſter gehen, und Sie müſſen mir meine Rhapſodien zu gut halten".

Das that Ulrich ſehr gern; er hörte darauf, wie Kinder auf Feenmärchen: er fand ſie unanwendbar für das wirkliche Leben, aber die poetiſche Saite in ihm anſchlagend, die Jeder im Stillen hat und mit Wohlbehagen klingen hört.

„Was hält Sie ab, mit mir zugleich nach Ruhenthal zu kommen"? fragte Ilda endlich mit raſchem Entſchluß, nachdem ſie noch viel von Mario erzählt.

„Nichts", entgegnete Ulrich gleichmüthig.

Ilda ſchlug freudig die Hände zuſammen; ſie dachte, ſobald Ulrich nur fern von Stockholm und eine Zeitlang in ihrer und Marios Geſellſchaft lebe, ſo müſſe er zur Beſinnung kommen und zu ſeiner Frau zurückkehren. Sie rief:

„O, dann nehme ich Sie gewiß mit mir".

„Nehmen Sie Sich in Acht, entgegnete Ulrich, Sie bürden Sich Schweres mit meiner Geſellſchaft auf: ich werde Sie langweilen".

„Das thut nichts"! ſagte ſie gutmüthig. Und Beide lachten über dieſe unwillkürliche Aufrichtigkeit.

„Wann werden Sie abreiſen"? fragte Ulrich.

„Ich denke Anfang Junius, erwiederte ſie; Arwed wird vermuthlich bis dahin heirathen, und ich ſoll dabei ſein, wie bei einem extraordinären Vergnügen. Weil er's dafür hält, thue ich ihm den Gefallen".

„Und gehen Sie ſpäter nach Rom zurück"?

„Ja, zum Herbſt! ich habe mich mit Rom zu ſehr verwöhnt um nicht jeden andern Aufenthalt inſipid zu finden. Rom iſt ſeit drittehalb Jahrtauſenden die Are, um welche ſich die Weltgeſchichte dreht; dagegen iſt jede Stätte erinnerungs- und gedankenleer".

„Und wie wär' es, wenn ich mit Ihnen nach Rom ginge"?

„Auf keinen Fall! rief Ilda; denn Sie haben andre Intereſſen als ich. Doch kommen Sie nur vor der Hand mit mir nach Ruhenthal. Später... findet und ändert ſich wol Manches".

Ulrich hatte wirklich die Abſicht, Stockholm zu verlaſſen, das ihm mehr als gleichgültig war. Vielleicht hätte er ohne Ildas Aufforderung, doch nicht ſo bald den Entſchluß gefaßt. Nach einigen Tagen ging er zu Alantha um ihn ihr mitzutheilen. Es war früh am Morgen, und Alantha allein. Sie hielt einen Handſchuh, an dem ſie ungeduldig zupfte, und rief Ulrich zu:

„Iſt es Mode bei den Frauen vom bon genre, daß ſie den Ruf ihrer etwaigen Schönheit durch

Kleidungſtücke, die ſie den Officieren anvertrauen, verbreiten"?

„Wenn Du eine Antwort von mir begehrſt, ſo mußt Du einfacher ſprechen, liebe Alantha", entgegnete Ulrich.

Sie gab ihm den Handſchuh und fragte: „Wem gehört der"?

Ulrich betrachtete ihn, gab ihn zurück und ſagte: „Das weiß ich nicht! es iſt ein ganz gewöhnlicher Handſchuh, der jeder Frau gehören kann".

„Wirklich? ganz gewöhnlich? finden Sie ihn nicht ſehr klein, Herr Graf"?

„Er iſt allerdings klein...aber um Gottes willen, was kümmert mich ein kleiner Handſchuh"!

„Er gehört doch der Gräfin Schönholm und ſollte Sie deshalb intereſſiren — obzwar ſie ihn einem Officier geſchenkt hat, unter dem Vorwand, er ſolle ihr nach dieſem Maaß Handſchuhe kaufen".

Halb lachend, halb ärgerlich antwortete Ulrich: „Dieſe Geſchichte muß ich dahin berichtigen, daß die Gräfin Schönholm vorgeſtern Abend ihrem Vetter einen Handſchuh gab, mit der Bitte, ihr danach ein Dutzend auszuſuchen, da ſie die hieſigen Magazine nicht kennt. Er hat vermuthlich den Probehandſchuh verloren, oder man hat ihn genommen, und ich werde ihn der Gräfin zurückbringen". Er nahm den Handſchuh und ſteckte ihn in die Bruſttaſche.

„Ah, Du willſt ihn behalten"! rief Alantha.

„Ich habe andre Erinnerungen an die Gräfin Schönholm als dieſen Handſchuh, und brauche gar keinen, da ich....entſchloſſen bin — Stockholm zu verlaſſen".

„Mit ihr"? fragte Alantha blaß und zitternd.

„Nicht wegen ihr"! antwortete Ulrich, den Alanthas Heftigkeit beängſtigte.

„Mit ihr, Ulrich? mit ihr"? fragte Alantha ununterbrochen.

„Ja", ſagte er entſchloſſen.

„Siehſt Du, das iſt nicht möglich! allein — ja! mit ihr....das kann und kann nicht ſein"!

„Ich begleite ſie, Alantha, ich ſchließe mich ihr an. Kannſt Du denn keinen Unterſchied dazwiſchen, und zwiſchen einer Feſſel der Liebe machen".

„Nein! wer einer Frau folgt, liebt ſie oder mögte ſie lieben".

Ulrich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„O Du vertheidigſt Dich nicht"? rief Alantha.

„Falſche Beſchuldigung verdient es nicht", ſagte er kalt.

„Bleibe! o bleibe! ſagte Alantha, plötzlich zur ſanfteſten Bitte übergehend. Verlaß mich nicht wegen dieſer Frau. Sie liebt Dich nicht! was willſt Du bei einer Frau, die Dich nicht liebt? Möge ſie reiſen! wenn ſie fort ſein wird, wenn Du ihren

Umgang aufgeben mußt, wirſt Du zu mir zurückkehren....mit vollerem Herzen, anders als in dieſer letzten, traurigen Zeit"!

Sie umſchlang ihn mit zärtlicher Heftigkeit, und ihr Blick bat noch beweglicher als ihre Worte. Ulrich antwortete traurig:

„Alantha, erlaß mir Erklärungen, die uns Beiden weh' thun würden, und glaube mir, daß ich auch in Zukunft nicht anders ſein könnte als jetzt — möge die Gräfin Schönholm hier oder in Rom ſein, denn ſie mag Einfluß auf meine Stimmung, doch nicht auf mein Herz haben. Ich muß fort, Alantha, durchaus. Luft und Clima ſind mir ſchädlich. Dieſe beiden rauhen Winter haben meine Geſundheit fürchterlich angegriffen".... —

„Das ſagteſt Du nicht vom erſten Winter! das fandeſt Du nicht vor einem Jahr"! unterbrach ſie ihn, aber immer ganz ſanft.

„Doch, Alantha! ſchon vor einem Jahr! ſchon damals wollt' ich abreiſen, Deine Bitte hielt mich zurück, ich blieb....weder zu Deinem, noch meinem Glück. Das mußt Du fühlen".

„O, rief ſie lebhaft, ſogar wenn Du mich nicht liebſt, iſt es mir eine unſägliche Befriedigung, Dich in meiner Nähe zu wiſſen"!

„Wär' ich bedeutender als ich bin, erwiederte Ulrich lächelnd, ſo würd' ich ſagen: das iſt Eitelkeit

von Dir! jetzt ſag' ich: es iſt Caprice. Du willſt nicht von der Gewohnheit laſſen, und biſt doch im Herzensgrunde ihrer überdrüßig....wie das auch gar nicht anders ſein kann. Jede Frau muß die Geduld verlieren, mit einem ſo maussaden Mann wie ich bin....und deshalb"..... —

„Verläßt Du mich wegen einer andern Frau"! ſagte ſie ſchmerzlich.

„Mein Gott! rief er, was ſoll ich thun, um Dich vom Gegentheil zu überzeugen"?

„Nicht mit ihr gehen, und hier bleiben! wenigſtens ſo lange, wie ich hier bin. Am erſten Julius reiſ' ich ab nach Petersburg. Bleibe bis dahin. Drei bis vier Wochen ohne die Gräfin Schönholm hier zu ſein — iſt Dir denn das unmöglich"?

„Ich habe ihr mein Wort gegeben — ich finde einen meiner älteſten, liebſten Freunde bei ihr — dann muß ich nach Carlsbad! frage meinen Arzt, wenn Du mir nicht glaubſt".

„O ich glaube Dir! rief Alantha in Thränen, glaube, daß Du Freund, Arzt, Zerſtreuung, Reiſe, und was weiß ich, gebrauchſt, weil ich Dir ganz, ganz gleichgültig worden bin, und Dir nicht das Geringſte von dem Allen erſetzen kann".

„Hätte ich dieſe Scene geahnt, ſo wär' ich gereiſt, ohne es Dir zu ſagen"..... —

„Entflohen? aus feiger Furcht vor Schmerz und Klage? o pfui"! rief ſie.

„Das dacht' auch ich, entgegnete er; ich mogte nicht heimlich gehen. Darum erbarme Dich, und laß mich fort und weine nicht! Wie Frauen kein Blut — ſo kann ich keine Thränen fließen ſehen! ſie machen mich ſchwach uud ohnmächtig. Du weißt es, Alantha! mißbrauche nicht dieſe Gewalt".

„Mißbrauchen! rief ſie, aber meinſt Du denn, daß ich zum Scherz weine? ich weine, weil ich troſtlos bin, weil ich umſonſt gezürnt und gefleht habe, weil es mir tödtlich iſt, von Dir verſtoßen zu werden, weil ich eben elend bin! iſt das ein Mißbrauch der Thränen"!

Sie ging nach dem andern Ende des Zimmers, ſetzte ſich auf ein niedriges Sopha, ſchlang ihre gefalteten Hände um ihre Knie, und weinte wie eine Magdalene von Correggio, verführeriſch inbrünſtig. Ulrich betrachtete ſie.

„Hör' auf zu weinen, Alantha! ſprach er nach einer Weile ſehr finſter; ich werde bleiben bis zu Deiner Abreiſe"!

„Er bleibt"! jauchzte ſie, und war mit einem Sprung an ſeiner Seite.

Ulrich war beſchämt, ſein Wort an Ilda zurücknehmen zu müſſen. Sie betrachtete ihre gemeinſame Reiſe wie eine abgemachte Sache und ſprach nicht

mehr mit ihm darüber; aber sie hatte es dem General und seinem Sohn erzählt. Arwed sagte ihr darauf eines Tages, er wisse, daß Graf Erberg sie nicht nach Ruhenthal begleiten werde; Alantha habe einem seiner Freunde mit triumphirender Bestimmtheit gesagt, Erberg bliebe in Stockholm.

„Ist denn eine solche Schwäche möglich"! sagte Ilda ganz erstaunt.

„Ist eine solche Herrschaft möglich? frage ich mit einiger Beängstigung, sagte Arwed; denn ich soll binnen acht Tagen dem Absolutismus einer Frau verfallen".

„Sie lieben — das macht einen großen Unterschied! rief Ilda. Ihr Herz ist gefesselt, und das unterjocht Sie. Aber nicht gefesselt und dennoch unterjocht zu sein — ist schmachvoll! und Erberg ist nicht durch Liebe festgehalten! Das wäre doch eine Art von Entschuldigung! — Uebrigens hat er mir noch nichts von seinem veränderten Plan gesagt, und Sie glauben vielleicht voreilig ein voreiliges Geschwätz".

Aber es bestätigte sich. Ulrich mußte sich doch endlich entschließen ihr zu sagen, er werde erst drei Wochen später in Ruhenthal eintreffen".

„Ich war auf diese Veränderung vorbereitet, entgegnete Ilda, und ich gestehe Ihnen; daß sie mir meinetwegen etwas — Ihretwegen sehr leid thut,

und daß ich jetzt überhaupt nicht mehr auf Ihren Beſuch in Ruhenthal rechne".

„Soll das heißen ich dürfe nicht kommen"? fragte er.

„O nein! aber Sie werden nicht kommen", erwiederte ſie, und ſprach von andern Dingen.

Sie hatte die Abſicht ihres Aufenthalts in Stockholm erreicht. Ihre Geſchäfte waren nach ihrem Wunſch geordnet, Arwed verheirathete ſich. Sie reiſ'te ab nach Ruhenthal, wo ſie in drei Jahren nicht geweſen war, und wo ſie nur herbe Erinnerungen und das Grab ihrer Mutter fand. Beim Abſchied von Ulrich gab ſie ihm traurig die Hand und ſagte:

„Man hat mich zuweilen überreden wollen, die Freundſchaft könne etwas für den Menſchen thun! ich hab' es nie geglaubt! und hätte ich, ſo wär' ich durch die Begegnung mit Ihnen enttäuſcht. Gott ſchicke Ihnen eine große herzſtärkende Liebe; die kann Ihnen helfen — ſonſt nichts".

Der General, Arwed und Ulrich ſahen ihrem fortrollenden Wagen nach, und allen Dreien war zu Muth, als erlitten ſie einen großen Verluſt.

Alantha triumphirte. Wollte ſie ihm ihre Herrſchaft recht fühlbar machen — oder glaubte ſie ihn wieder feſter an ſich ketten zu können: genug, er brachte wieder ſeine Tage bei ihr zu; doch gleich-

gültig und untheilnehmender wie Jemand, der nichts mit sich und seiner Zeit anzufangen weiß, und sie deshalb einem andern zur Disposition überläßt.

Die Gräfin Schönholm war acht Tage fort. Ulrich befand sich bei Alantha, und sie sang ihm äußerst graziös verschiedene Volkslieder vor, schwedische, deutsche, italienische, spanische — im Charakter und in der Sprache jedes Volks. Da brachte Ulrichs Diener ihm einen Brief, dessen Besorgung ihm dringend schien, weil darauf recommandirt stand. Ulrich nahm ihn gleichgültig, die Hand war ihm nicht recht bekannt; es war eine Frauenhand, doch weder Ildas, noch Unicas, noch Margaritas. Der Poststempel war verwischt, das Siegel eine Sphynx. Er drehte den Brief hin und her, nach Art der Männer, die immer errathen wollen, von wem er sei, was darin stehen könne. Das wird keine Frau thun, sondern das Natürlichste: den Brief rasch erbrechen. Alantha rief auch schon ganz ungeduldig und in ängstlicher Spannung:

„Mach' ein Ende! ich beschwöre Dich! von wem ist der Brief? Kannst Du — wirst Du mir es sagen? — Ah"! schrie sie plötzlich und fiel auf die Knie, denn Ulrich veränderte sich dermaßen, während er den Brief las, daß sie ihn kaum erkannte. Schmerz, Wonne und Entsetzen wechselten blitzschnell in seinem Antlitz. Dann hielt er seinen Kopf mit

beiden Händen, doch ohne den Brief fallen zu laſſen, ſprang dann auf, gab Alantha die Hand und ſagte:

„Lebe wol“!

„Nein! rief ſie, immer am Boden kniend und ſich feſt an ſeine Hand hängend, nein, ich laſſe Dich nicht fort, Du mußt noch bleiben“.

„Ich? bleiben? hier bei Dir? und der Himmel thut ſich mir auf! Leb' wohl“! rief er, und ſtreifte ihre umklammernden Hände von ſich ab, wie ein Löwe Vogelſchlingen.

„Wohin gehſt Du“? ſchrie ſie in Verzweiflung.

„Zu ihr“! rief Ulrich und die Thür fiel hinter ihm zu.

Nach zwei Stunden ſaß er im Wagen, fuhr, ohn' einen Moment auszuruhen, die 60 Meilen bis Yſtadt, und langte dort grade zur Abfahrt des Dampfbootes an. Auf dem Meer fühlte er ſich wie erlöſ't! Sonne und Himmel kamen ihm verjüngt und erfriſcht vor, die Wellen tanzten freudig, die Welt glänzte und funkelte ihn an — er zog dem Glück entgegen! er war ſo ſelig, daß er ſchlafen konnte, traumlos ſchlafen, wie ein glückliches, von ſeinen Puppenherrlichkeiten ermüdetes Kind. Dann ſchrieb er an Ilda:

„Prophetin! wie wiſſen Sie denn die Schickſale? „mir iſt geholfen. Ich bin erlöſ't, befreit, gerettet — „wie durch ein Wunder! aber durch kein Wunder, „nur durch die Inſpiration einer ſublimen Seele.

„Leben Sie wohl. Verlaſſen Sie Unica nicht. An „Mario meinen Gruß. Erberg".

Er betrat nur den deutſchen Boden um ſeine Courierreiſe fortzuſetzen.

Am Genfer See.

Auf der Terraſſe der Kirche von St. Martin, oberhalb Vevay, hat man eine der ſchönſten Anſichten vom ſchönen Leman; ein Bild, welches der Jura im Weſten und die Gebirge des Wallis im Oſten einnehmen, während der See mit ſeinen üppigen Weingeländen, ſeinen Städtchen, Dörfern und Schlöſſern, ſeinen Gärten und Kaſtanienwäldern, den Mittelpunkt des Gemäldes bildet. Er iſt ganz wie ein Diamant, den buntfarbige Edelſteine umgeben! Beſonders gegen Abend, wenn ſich die Sonne dem Jura zuneigt, um allmälig hinter ihm zu verſinken, im wechſelnden Farbenſpiel des Sonnenuntergangs macht er dieſen Eindruck.

Es war zu dieſer Stunde, in den erſten Tagen des Mais, als Margarita von einem längern Spaziergang heimkehrte und auf der Terraſſe von

St. Martin den Sonnenuntergang abwarten wollte. Sie ſetzte ſich auf eine der Bänke unter den Bäumen, und verſank in Anſchauung — aber in die, welche uns mehr zeigt als ein liebliches Naturſchauſpiel! — Manche Augen betrachten die Natur wie eine gelungene Theaterdekoration, die ſie nicht ſowol bewundern als applaudiren. Andre betrachten ſie gleichſam mit einem Malerauge, ſchwelgen in Farben und Nüancen, in Gruppirung und Lichteffect; ſie bewundern ihre techniſche Schönheit. Noch Andre endlich — und die haben es am Beſten! — nehmen nicht blos den maleriſchen Reiz mit dem Auge auf, ſondern laſſen die Natur, wie den Blick eines Freundes, in das Allerheiligſte der Seele dringen, laſſen ſich durch ihren Frieden beruhigen, durch ihre Majeſtät erheben, durch ihre Unwandelbarkeit ſtärken, durch ihre Anmuth erfreuen, ſind ihr zugänglich in Luſt und Leid, in Jubel und Thränen, und — wenn auch ihr Auge in Momenten des Trübſinns und der Verzagtheit ſtumpf iſt für jede künſtleriſche Schönheit — ſo iſt es ihre Seele doch nie für den Gottesgedanken, deſſen Offenbarung die ganze Schöpfung iſt, das kleine Herz, und die große Welt.

Und Margarita hatte die Seele dafür. Seit zwei Jahren hatte ſich nichts in ihrem Schickſal noch in ihrem Herzen geändert: dort dieſelbe Stille und Abgeſchiedenheit; hier dieſelbe Liebe und Zuverſicht.

Es war einsam auf der Terrasse von St. Martin. Tony trieb ungestört und Niemand störend ihren Tonnenreif mit großer Geschicklichkeit von einem Ende zum andern. Sie war im achten Jahr, groß, frisch und munter, wie Margarita es nie gehofft, uneingeschüchtert und lustig, ganz anders, als in Ambrach, wo der Vater sie ängstigte und die Großmutter sie zankte. Allein des Kindes wegen wäre Margarita schon froh ihrer Freiheit gewesen, wenn sie nicht auch für sich selbst mit jedem Tage mehr das Glück der Unabhängigkeit, der selbständigen Entwickelung schätzen gelernt hätte.

Endlich kam eine Gesellschaft den Weg von der Stadt herauf. Eine Frau ritt auf einem Esel, eine andre ging nebenher, ein Knabe mit einem Hunde sprang voran, und ein Diener beschloß den Zug mit dem Eseltreiber. Am Fuß der Terrasse verließ die Dame den Esel, stützte sich auf den Arm ihrer Begleiterin, und stieg mühsam die wenigen Stufen hinauf. Plötzlich, auf der vorletzten, blieb sie stehen, aber nicht, um Athem zu schöpfen, sondern um Tony anzusehen, die neugierig, oben an der Treppe stehend, den fremden Knaben betrachtete. Er sprang an ihr vorüber, aber die Dame sagte zu ihr:

„Meine süße, kleine Margarita, wie kommst denn Du hieher"?

„Mit meiner Mutter, antwortete Tony, aber Margarita heiß' ich nicht".

„Und wie heißt Du denn, mein Engel"? fragte die Fremde, und ſetzte ſich todtmüde auf die letzte Stufe, während ſie die Hand der Kleinen nahm.

„Ich heiße Tony Thierſtein — und da ſitzt meine Mutter"! rief ſie.

„Da ſitzt Deine Mutter"! wiederholte die Fremde, und drückte mit einer unbeſchreiblichen Bewegung beide Hände auf die Bruſt. Aber Kinder ſind gute Dolmetſcher der Gefühle, weil ſie ſich noch nicht gewöhnt haben, ſie durch Nachdenken abzuſchwächen. Tony lief zu Margarita und ſagte:

„Da iſt eine fremde, kranke Dame — die freut ſich ſehr, daß Du hier biſt".

„Eine Kranke"? fragte Margarita theilnehmend, und ſtand auf, um ihr entgegen zu gehen, obgleich ſie nicht ahnte, wer es ſein könne.

Die Fremde hatte ſich aufgerafft; aber aus Schwäche oder innerer Bewegung konnte ſie nicht gehen; ſie lehnte ſich an einen Baum und ließ Margarita über die ganze Terraſſe daherkommen, und als ſie drei Schritt von ihr war, ſagte ſie:

„Ich bin Meluſine"!

Mit einem Schrei des Entzückens warf ſich Margarita in die ausgebreiteten Arme der Schweſter; aber dieſe Arme glitten ſteif und kalt herab, die

Augen ſchloſſen ſich, und die Begleiterin ſagte ängſtlich zu Margarita:

„Ach, die gnädige Frau iſt tödtlich krank, und jede ſolche Ohnmacht kann ihr letzter Augenblick ſein"!

„Herr und Gott! rief Margarita zum Himmel auf, Du haſt ſie mir wiedergeſchenkt....nun laß ſie mir"!

Sie legten Meluſine auf eine Bank, Margarita hielt ihren Kopf an ihrer Bruſt, und während die Kammerfrau die Schläfen mit ſtarker Eſſenz einrieb, hatte ſie Zeit die Schweſter zu betrachten, die in ihrer Erinnerung als ein liebliches achtzehnjähriges Mädchen lebte. Aber freilich — ſiebzehn Jahr waren ſeitdem verfloſſen, und hatten nur noch den Schatten, oder buchſtäblicher: nur das Skelett jener prächtig ſchönen Meluſine übrig gelaſſen. Sie war ſo mager, daß die Haut auf ihren Knochen klebte, wie bei einem arabiſchen Pferde auf den Sehnen und Muskeln. Die Farbe von Stirn und Wangen war krankhaft weiß, um Mund und Schläfen bläulich, um die tiefeingefallnen Augen violett. Durch ihr ſchönes, hellbraunes Haar zogen ſich lange Silberſtreifen. Sie war eine Greiſin! aber die Spuren tiefen Grams und heißer Seelenſchmerzen, wie von einem glühenden Eiſen um den Mund und zwiſchen den Augen eingebrannt — zeigten, daß nicht

der nahe Tod, ſondern das Leben ſie zur Greiſin gemacht.

„Sieht ſie immer ſo elend aus“? fragte Margarita zitternd und leiſe weinend die Kammerfrau.

„Immer! und von Tag zu Tage wird ſie ſchwächer“! war die Antwort.

Da kam der Knabe gelaufen, warf einen ſtolzen, fragenden Blick auf Margarita, ſchob ſie fort, als habe ſie kein Recht auf ſeine Mutter, unterſtützte deren Haupt, und flüſterte ihr tauſend Liebesnamen ins Ohr.

Meluſine kam zu ſich, richtete ſich auf, ſtreckte ihre gefalteten Hände gegen Margarita aus und ſagte:

„Bleibe bei mir! ſieh, ich ſterbe bald....ſonſt würd' ich Dich nicht darum bitten, aber ich ſterbe gewiß bald“.... —

„O ſchweig“! rief Margarita, und ſtürzte in Thränen ausbrechend zu Meluſinens Füßen nieder.

„Mama“! ſagte der Knabe faſt drohend, und zwei dicke Thränen hingen an ſeinen langen, ſchwarzen Wimpern.

„Nein, mein Hulderich! ich ſterbe nicht — nicht für Dich“! ſagte Meluſine mit ſüßer, ſchmeichleriſcher Stimme, mit ſo melodiſcher Inflexion, daß Margarita meinte, ihre Schweſter müſſe achtzehn Jahr alt und blühend von Liebe und Schönheit ſein.

„Die Sonne geht gleich unter, Mama, wir müssen nach Hause gehen", sagte Hulderich und die Kammerfrau ermahnte auch zur Heimkehr.

„Ich bleibe immer bei Dir", sprach Margarita, und gab ihrer Schwester den Arm.

„Aber wo ist denn der süße, blondlockige Engel, der Dich zu mir geführt"? fragte Melusine. Und Tony schmiegte sanft und zärtlich ihr liebliches Köpfchen an die Schulter der Frau, die ihre Mutter liebte.

„Wer ist das kleine Mädchen"? fragte Hulderich vornehm.

„Deine Cousine, die Tochter meiner Schwester", antwortete Melusine auf Margarita zeigend.

Da küßte Hulderich seiner Tante die Hand, und bot die Seine an Tony, ruhig, freundlich, wie ein Mann, der die Verhältnisse kennt und übersieht. Er war acht Jahr alt.

„Das ist ein königlicher Knabe"! rief Margarita.

„Er ist auch mein König" entgegnete Melusine; und das war wirklich so. Er beherrschte sie, doch nicht wie ein verzogenes Kind, sondern wie ein Mann.

Melusine bestand darauf, Margarita die Nacht im Gasthof bei sich zu behalten. Sie sagte:

„Wer weiß ob die Abspannung, welche auf eine so unerhörte Freude folgen muß, nicht mein Tod — und diese Nacht meine letzte sein wird".

Margarita blieb; sie mußte ihrer Schwester ihr ganzes Leben, ihre Kindheit, ihre Jugend und ihre letzten Schicksale erzählen — Alles! sie that es offenherzig und unbefangen. Sie verschwieg nichts, nicht den kühlen Winter ihrer Ehe, nicht den kurzen Frühling ihrer Liebe; nicht ihre Kämpfe, nicht ihre Sehnsucht. Als sie Ulrich nannte, blickte Melusine lächelnd zum Himmel empor; aber sie sagte nichts über ihn. Gegen Mitternacht legte sie sich zu Bett, und schlief wider Erwarten besser, als seit langer Zeit. Am andern Morgen sprach sie ihren Wunsch aus, eine Wohnung in der Vorstadt, in Margaritas Nähe zu beziehen, und diese schlug ihr die Campagne Bellerive, unmittelbar neben ihrem Gärtnerhäuschen, vor.

„Gut, sagte Melusine, ich bitte Dich, sie auf der Stelle für mich zu nehmen, um jeden Preis! ich will mich noch heute übersiedeln."

Das geschah; und Bellerive ward von Frau von Töröseny bewohnt — so hieß Melusine in ihrem Paß. Diese vierundzwanzig Stunden waren für beide Schwestern so umwälzend gewesen, daß sie meinten, dies Glück sei das höchste, das sie erreichen könnten. „Denn nun lebt ein liebendes Herz an meiner Seite, sagte Margarita, und nur das hat mir gefehlt, um zufrieden zu leben."

„Denn nun leg' ich Hulderich an ein liebendes

Herz, antwortete ihr Meluſine, und nur das hat mir gefehlt, um in Frieden zu ſterben."

„Grauſame!" ſprach Margarita mit ſanftem Vorwurf.

„Du weißt nicht, was Du ſagſt, mein armer Engel, entgegnete Meluſine und küßte ihre Schweſter auf die Stirn. Du kennſt mein Leben nicht! ich werd' es Dir erzählen"....—

„O nein! nein! unterbrach Margarita; bittre Erinnerungen werden Dich erſchüttern und aufregen!"

„Ah, Du fürchteſt Dich, mich kennen zu lernen?" ſagte Meluſine traurig.

„Was Du mir erzählen willſt, fürchte ich nicht, erwiederte Margarita ruhig; aber daß Du es willſt! Der Stärkſte wird überwältigt und zerbrochen, wenn er mächtige Erinnerungen, wie Geiſter aus ihren Gräbern, hervorruft; und Du....ach! Du biſt ſo ſchwach! Laß die Vergangenheit, denk' an die holde Gegenwart"....—

„Und an die Zukunft — an die Deine! ſprach Meluſine gedankenvoll; und ſetzte dann abbrechend hinzu: Womit beſchäftigſt Du Dich? was lieſeſt Du? was treibſt Du?"

Sie waren in Margaritas Wohnung. Meluſine betrachtete Alles mit der größten Aufmerkſamkeit: Bücher, Muſikalien, Zeichnungen, Schreibereien. Es wehte ein Geiſt der Ordnung und der Stille, eine

Demuth ohne Zerknirschung, eine Zuversicht ohne Uebermuth, eine Geduld ohne Schlaffheit durch Margaritas ganze Existenz, offenbarte sich in der geringsten Beschäftigung, in jeder Anordnung, in Wort und That, und erfüllte Melusine mit heiligem Staunen.

„Sprich! rief sie, hat Dir je ein Mensch gesagt, Du seiest ein Engel? Ich frage nicht, ob ein Mann! Männer nennen jede Frau mit schönen Augen, oder jede hübsche Figur im eleganten Florkleid so; — aber ein Mensch, Margarita? Dein Mann, oder ein Freund, oder eine Frau? Mein Gott, ist denn die Welt so stumpf, daß nicht Einer Deinen Werth erkannt, und Dich mit dem Namen genannt hat, der Dir gebührt? Engel!"

„Du thust es," entgegnete Margarita gerührt.

„O ich!... ich bin's nicht werth!" sagte Melusine mit der herzzerschneidenden Demuth derjenigen, welche gewöhnt sind, von sich und Andern mit Geringschätzung behandelt zu werden.

Margarita machte es unwillkürlich wie Hulderich und rief fast zürnend:

„Ich will keine Verleumdung Deines Selbst hören, Melusine!"

„Gut, gut!" antwortete sie sanft, setzte sich in einen Lehnstuhl am Schreibtisch und besah alle

kleinen Geräthschaften genau und andächtig. „Wie mir das gefällt!“ rief sie einmal übers andere.

„Was denn?“ fragte Margarita lächelnd.

„Dies Schreibzeug, jenes Portefeuille, Dein Arbeitskorb, Deine Bücher, die Zimmer, die ganze Wohnung, Deine Tochter, Du Selbst! In Allem bist Du, einfach, gut, zweckmäßig, vollkommen innerhalb Deines Kreises — ganz Du! O Du bist ein wundervolles Geschöpf!“

„Hast Du so wenig Schönes auf der Welt gefunden, Du Arme, daß ein unbedeutendes, stilles Wesen wie ich Dir bewundernswerth vorkommt?“ fragte Margarita.

„Kennst Du die Welt so wenig, um etwas Schönes in ihr vorauszusetzen?“ fragte, statt der Antwort, Melusine befremdet. Dann schloß sie ein Fach des Schreibtisches auf, legte die Hand auf ein in dunkelblauen Maroquin gebundenes elegantes Buch, und fragte: „Darf ich?“

Erröthend und stumm neigte Margarita bejahend den Kopf. Melusine öffnete das Buch. Auf der ersten Seite stand nichts als der Name „Ulrich“ aus zierlich gemalten Blumen und Schnörkeln arabeskenartig zusammengesetzt; auf den folgenden eine Menge Gedichte. Melusine sah fragend die Schwester an, und Margarita sagte:

„Ja! das sind Wiegenlieder, mit denen ich mo-

mentan das Herz zur Ruhe ſinge, wenn es gar und gar nicht ſchlafen will! Du darfſt ſie leſen! .... ich werde ſehen, was die Kinder in Bellerive treiben."

Sie ging. Meluſine ſetzte ſich im Lehnſtuhl zurecht und las lange! lange! Denn alle Sehnſucht, alles Verlangen, alle Klagen, alle Thränen, welche Margarita nicht ausgeſprochen, las ſie obenein aus den Liedern heraus. Dann faltete ſie die Hände über dieſem Gebetbuch eines liebenden Herzens, und faßte einen Entſchluß. Sie hatte Ulrich nie aus den Augen verloren, immer aus der weiteſten Ferne nach ihm geforſcht und gefragt. Sie kannte ihn! daher ahnte ſie, ohne mehr als die Welt von ſeiner Ehe zu wiſſen, daß er nicht glücklich in derſelben ſein müſſe. Sie hatte an Margarita geſagt, Ulrich lebe in Stockholm; Margarita wußte es nicht, weil ſie mit Niemand correſpondirte, als mit ihrer Mutter, und zwar nur über Geſchäfte, Geſundheit und Tony. Weshalb und wie Ulrich in Stockholm lebe, wußte auch Meluſine nicht, und es war ihr räthſelhaft! getrennt von ſeiner Frau, und doch nicht bei der Frau, die er liebte, und die frei war! Sollte er nichts von dieſer Freiheit wiſſen? — Da ſind finſtre Schleier, ſprach Meluſine zu ſich ſelbſt; aber ich will verſuchen, ſie zu zerreißen! und wenn ich ihm den Weg zu ſeinem Glück bereite, ſo verzeiht

er nur gewiß die Schmerzen, die ich ihm gemacht, und Margarita versöhnt ihn mit Melusine.

Später bat sie die Schwester, ihr das Buch zu lassen.

„Was mein, ist auch Dein!“ erwiederte Margarita.

Noch an demselben Abend schrieb Melusine:

„Weiß Ulrich, daß Margarita Thierstein, seinet-
„wegen verleumdet, verfolgt, geschieden, seit zwei
„Jahren wie eine Verbannte und Ausgestoßene in
„Vevay lebt? .... fern von der Welt, welche diese
„Perle stumpfsinnig in den Staub treten läßt —
„fern von den Menschen, welche eine Ehre darin
„suchen sollten, sie zu ehren. Weiß Ulrich, daß
„Margarita nur drei Gedanken hat? einen für
„Gott, einen für ihr Kind, einen für ihn, und daß
„sie dafür lebt und damit sterben wird?

„Ich sage: er weiß es nicht! denn wenn er es
„wüßte, so läge er längst zu den Füßen dieser Frau,
„die, zart und stark wie Keine, zu lieben und zu
„glauben versteht. Melusine.“

Dann schloß sie den Brief, nachdem sie vorsichtig einige Blätter aus Margaritas Buch geschnitten, und ihm beigefügt hatte. Es standen Lieder darauf, die mit Tages- zu Jahreszahl bezeichnet, aus den letzten Monaten waren. Sie lauteten so:

Nachtlied.

In der Nacht, in der Nacht —
Da rauſchen die Bäume ſo traurig,
Da ächzen die Lüfte ſo ſchaurig,
Da ſchießen die Stern' aus der Höh,
Da flüſtert das Schilf in dem See,
Und Alles, ſo bänglich und ſtill,
Weiß nicht, wo es her noch hin will —
Und die Nacht, und die Nacht,
Hab ich ſchlaflos verwacht!

In der Nacht, in der Nacht —
Entfaltet die Sehnſucht die Schwingen,
Will Lieb' zum Geliebteſten dringen,
Verſchmelzen die Seelen im Hauch,
Verſinken im dämmernden Aug,
Und Jedes, ob ſchweigend und ſtill,
Weiß doch, daß zum Andern es will —
In der Nacht, in der Nacht,
Hab ich Deiner gedacht.

In der Nacht, in der Nacht —
Da ſah mich der Mond an ſo klagend,
Der Baum ſchüttelt's Haupt ſo verſagend
Manch Thränlein den Sternen entfloß,
Ich war ja ihr Leidensgenoß!
Und Alles ſprach: Sei doch nur ſtill,
Wir gehen, wie Schickſal es will. —
Und die Nacht, und die Nacht,
Haſt Du ſchlafend verbracht!

Trennung.

Licht meiner Augen, Du biſt mir entſchwunden,
Biſt in die Weite der Welt mir entflohn!
Sage, wo haſt Du die Zuflucht gefunden?
Sag', wo erbauteſt Du Dir einen Thron?

Biſt Du geſtiegen zum lächelnden Himmel,
Der mich umwölbt im unendlichen Blau?
Nein! denn es wälzt ſich das Wolkengewimmel
Ueber ihn hin mit vernichtendem Grau.

Hülleſt Du Dich in die grünenden Blätter,
Wie in Dein eigenſtes Frühlingsgewand?
Nein! wenn der Sturm ſie durchtobt und das Wetter,
Fallen ſie welk mir und ſtarr in die Hand.

Trugen zur Sonne Dich ewige Mächte?
Biſt in den lieblichen Sternen Du wach?
Nein! denn die Sonne verſinket in Nächte,
Nein! denn die Sterne vergehn vor dem Tag.

Ach, weil Du fern mir auf Erden mußt gehen,
Weil nie mein Blick in den Deinen mehr fällt,
Weil mich Dein Lächeln, Dein Glanz nicht umwehen,
Licht meiner Augen! iſt dunkel die Welt.

Ein Name.

Einen Namen, Dich zu nennen,
Einen Namen ſag' mir an,
Damit ich dich dran erkennen,
Durch die Welt Dich rufen kann!

Nenne ich Dich: meine Seele?
Ach, die iſt oft ſo gedrückt,
Schmachtet ſo in finſtrer Höle,
Daß der Name Dich nicht ſchmückt.

Soll: mein Engel! ich Dich nennen?
Ach, mag immerhin Dein Herz
Tief in Gluten für mich brennen —
Machteſt doch mir bittern Schmerz.

Oder nenn' ich Dich: mein Leben?
Lieblich lautet das — allein
Vor dem Tod muß es entſchweben,
Und Du ſollſt unſterblich ſein.

Darum bleib ich bei dem leiſen
Wort, das ſtets verſtändlich iſt,
Und: mein Liebſter! ſollſt Du heißen,
Weil Du einzig lieb mir biſt.

Doch wozu auf Namen ſinnen?
Keiner lockt Dich zu mir her,
Keiner kann Dich mir gewinnen —
Deshalb nenn' ich nie Dich mehr.

Drei Augenblicke.

Wars in den Wolken geschrieben,
Blitzten die Stern es herab,
Daß es fürs Sehen und Lieben
Drei Augenblicke nur gab?

Einen um uns zu erkennen,
Einen zur Liebe, und dann
Einen, um wieder zu trennen,
Was sich so traumhaft entspann.

Stand's in den Wolken geschrieben,
Haben die Stern' es diktirt —
Wol denn! so wollen wir's üben,
Wie dem Gebot es gebührt.

Aber es giebt dennoch Fernen,
Wo kein Gesetz je hinschlich:
Ueber den Wolken und Sternen
Findest Du mich und ich Dich.

Mit diesen Blättern in der Hand, an den Lippen oder auf dem Herzen, jagte Ulrich von der Ostsee nach dem Rhein. Er fuhr nach Malans, wo er ein Paar Stunden ruhte; dann ritt er nach Hochhausen hinüber. Ida und Valerian waren dort zum Besuch. Sie lebten gut mit einander, aber sie hatten doch auch ihren Gram! ihr Kind

war ihnen gestorben, das erste! das einzige! Ida war so traurig, daß ihr Mann sie nach Hochhausen brachte, um sie zu zerstreuen; doch Unicas Gesellschaft bot ihr keine Zerstreuung. Beide hatten eine fixe Idee, die sie unablässig beschäftigte und untheilnehmend machte. Ida dachte nur an den Verlust ihres Knaben, Unica nur an die Möglichkeit von Ulrichs Verlust. Gräfin Erberg weinte mit Jener, und suchte Dieser Hoffnung zuzusprechen, indem sie eine gute Vorbedeutung darin sah, daß Ulrich nicht seine beabsichtigte Weltreise angetreten.

In diesem traurigen Kreise, den Valerian vergebens zu erheitern suchte, erschien Ulrich plötzlich eines Morgens. Als der Bediente die Thür aufriß, und er rasch eintrat, fiel Unica mit einem lauten Ausruf in Ohnmacht. Man glaubte vor Schreck, vor freudiger Ueberraschung; aber sie war Ulrichs Abschiedswort eingedenk: wenn er innerhalb dreier Jahre wiederkäme, so verlange er ohne Weiteres die Scheidung; — und jetzt, nach zwei Jahren und zwei Monaten, war er da! Ihr Urtheil war gesprochen.

Sie sagte auch nichts, kein Wort, keine Sylbe, als er sie um ihre Einwilligung zu den nöthigen Schritten bat; sie wünschte, er möge mit ihrer Mutter Alles abmachen, und ihrer Zustimmung gewiß sein. Sie lag auf dem Sopha, starr und blaß, wie

eine Leiche; sie sah ihn nicht an, sie fragte ihn nicht, was er mit seiner Freiheit anfangen wolle; sie verlor ihn! seine und ihre Zukunft war ihr gleichgültig.

Ulrich war erschüttert durch diesen unverkennbaren, klagelosen Schmerz. Weiche Menschen, wie ihn, macht das Glück noch weicher. Sind wir denn Alle reißende Thiere, fragte er sich selbst traurig, daß wir nur auf Unkosten Anderer leben können? kann man denn kein Glück genießen, ohne daß es einem Andern Blut, oder Schweiß, oder Thränen kostet?

„Unica! sagte er gerührt, wirst Du mir freundlich gesinnt bleiben?"

„Ich bleibe Dir gesinnt, wie ich es jetzt bin!" antwortete sie, immer mit geschlossenen Augen.

„Also Freundin? versprich es mir."

„Nein: das genügt mir nicht, und Du — Du bedarfst es nicht."

„Zum Zeichen daß wir nicht in Groll und Unfrieden scheiden, gieb mir Deine Hand!" sagte er traurig.

Sie legte ihre Hand kalt und schwer in die seine.

„Unica! rief er, vergieb mir, wenn ich Dir weh thue, und schenke mir einen freundlichen Blick."

Sie richtete sich auf, sah ihn an und sagte:

„Du biſt recht gut.“ Dann ließ ſie den Kopf wieder ſinken; Ulrich küßte ihre Hand und ging. Er ſah ſie nicht wieder. Er blieb einige Zeit in Malans, um die Geſchäfte, die er für ſie übernommen, zu ordnen, und ſichern Händen zu übergeben. Er hatte das im Grunde ſchon vor zwei Jahren gethan; jetzt trat er definitiv die Führung und Aufſicht all ihrer Angelegenheiten ab. Seit er von ihr getrennt lebte, hatte er nicht das Geringſte von ihrem Vermögen für ſich gebraucht; daher war er an den Gedanken gewöhnt, nicht reich zu ſein, und das betrübte ihn weder für ſich, noch für Margarita, deren Einfachheit er kannte. Ida und Valerian beſuchten ihn täglich; auch Gräfin Erberg kam zu ihm, denn Unica wollte ihn nicht wiederſehen, und deshalb vermied er Hochhauſen. Er ſagte ihnen, daß er jetzt erſt Margaritens Scheidung erfahren habe, und entſchloſſen ſei, ihr ſeine Hand anzubieten; und es überraſchte Niemand. Unica ließ ihm darauf ſagen, da er künftig in Malans leben werde, ſo würde ſie auf einige Jahre fortgehen, um das erſte unvermeidliche Unbehagen zerriſſener und neugeknüpfter Verhältniſſe zu vermeiden. Ulrich war ſehr dankbar für dieſen Entſchluß — beſonders wegen Margarita; und dann höffte er auch, daß eine gänzliche Veränderung der Umgebungen und die Neuheiten einer fremden Welt heilſam für Unica ſein dürf-

ten. Er kannte genug vom Leben, um zu wiſſen, daß die Fähigkeit ſich zerſtreuen zu können ein Glück iſt, und daß man ſie nur entwickelt, indem man ſich der Tyrannei lokaler Eindrücke entzieht.

Während ſich eine neue Umwälzung in Margaritas Schickſal bereitete, von der Ulrich ihr nicht eher etwas mittheilen mogte, als bis er ihr in voller Freiheit gegenübertreten konnte, lebten beide Schweſtern zärtlich mit einander fort — obgleich jede im Stillen ihre beſondre Sorge hatte: Meluſine — wegen der Wirkung ihres Briefes auf Ulrich; Margarita — wegen der augenſcheinlichen Verſchlimmerung von Meluſinens Zuſtand. In der erſten Zeit ſchien ſie ſich zu erholen, denn die Freude, die veränderte Luft, die große Beruhigung über Hulderichs Zukunft wirkten wohlthätig auf ſie; doch bald trat die Reaktion ein, der Aufregung folgte die größte Hinfälligkeit, und der Arzt verheimlichte ihr auf ihre dringende Frage nicht, daß ſie ſich im letzten Stadium der Nervenſchwindſucht befinde; doch wie lange dies dauern werde, hänge freilich ganz von ihren Kräften ab, ſobald kein ſtörender Zufall es verkürze. Sie war zufrieden mit dieſer Erklärung. Sie litt nicht viel, keine Schmerzen, keine Beängſtigungen; nur nächtliche Fieber zehrten ſie auf, und ließen ihr eine ſo grenzenloſe Schwäche zurück, daß ſie den ganzen Morgen voll tiefſter Stille und Einſamkeit

brauchte, um ſich zu erholen und zu beſinnen. Je ſpäter am Tage, deſto beſſer fühlte ſie ſich; dann verließ ſie die Chaise longue, ſchwankte im Garten auf Margarita geſtützt, etwas umher, und blieb auf einem bequemen Sopha liegend, bis zur Abendkühle in der freien Luft. Das war ihre gute Zeit! dann ſprach ſie lebhaft und über alle Gegenſtände und Verhältniſſe mit Margarita, ſcherzte mit den Kindern, und man hätte ſie in voller Geſundheit wähnen dürfen, wenn der Körper Schritt gehalten mit der geiſtigen Regſamkeit. Aber die Morgenſchwäche dauerte immer länger, die kurzen Promenaden im Garten wurden immer kürzer; ſie genoß faſt gar nichts mehr, und ihre Magerkeit ward geſpenſtiſch.

„Margarita, ſagte ſie eines Abends, haſt Du mich lieb“?

„Wie ſollt' ich nicht! rief Margarita zärtlich ihre durchſichtige Hand küſſend. Du b'ſt Alles, was man liebt — biſt ſanft, geduldig, ſtark, demüthig“.... —

„Gut, meine Margarita! unterbrach Meluſine, Du liebſt mich alſo. Weißt Du wol, daß in der Bibel ſteht: „Die Liebe decket auch der Sünden Menge“.

„Ja, entgegnete Margarita, Petrus ſagt es. Seine glühende, ſchwankende Flammenſeele, die ihn mancher Schwäche zieh, flüchtete ſich in ſich ſelbſt

zur läuternden Kraft der Liebe zurück, und machte sie zum Purgatorium der Seelen".

„So verstehst Du es! entgegnete Melusine gedankenvoll; Dir ist die Liebe wirklich zum Purgatorium des Herzens worden, durch welches Du hindurch und in das Paradies gegangen bist, in das himmlische Paradies voll Ruhe und Frieden, schon hier auf der stürmischen, verfinsterten Welt. Ja, Deine Liebe ist so schön, so rein, so klar, daß sie abgewaschen hat, was von menschlicher Schwäche in Dir gewesen. Aber sieh! ich verstehe anders die Worte des Apostels: nicht meine Liebe deckt meine Sünden zu, sondern die fremde Liebe thut es! Du thust es und Gott wird es thun. Welch' ein göttliches Buch ist das, das jedem Bedürfniß entgegen kommt, und in den einfachsten Worten zu jedem die Sprache spricht, die er versteht".

„Und dennoch zanken sich die Menschen um dieses Buches willen, sagte Margarita, errichten auf dasselbe ein System, das sie Kirche nennen, und bemitleiden diejenigen als Blinde, wenn sie nicht gar sie hassen und verfolgen, welche nicht zu derselben gehören".

„Ob die Reformatoren berechnet haben, was sie thaten, fragte Melusine, als sie dies Buch für ein Gemeingut aller Menschen erkämpften? ob sie daran gedacht haben, daß dadurch in den ver-

ſchiedenen Kirchen, die ſie gründeten, nichts ſo überflüſſig werden dürfte, als deren Prieſter? Die katholiſche Geiſtlichkeit iſt ganz wie das Prieſterthum der Alten, iſt eingeweiht in die göttlichen Myſterien, deutet und erklärt ſie den Profanen, verbietet jede Forſchung, wie man Kindern verbietet mit Feuer und Waffen zu ſpielen, und geſtattet ihnen nicht ein Buch, worin geſchrieben ſteht: „Prüfet Alles und das Beſte behaltet“. Daß die Menſchheit ſich nicht dieſes Gängelband der Intelligenz gefallen laſſen kann, haben die zahlloſen, ſogenannten Ketzereien in der katholiſchen Kirche und endlich die Reformation bewieſen. Aber ich finde, daß von dem Augenblick an, wo man uns die Bibel gegeben, die Geiſtlichkeit ihr Amt des Hohenprieſters abdizirt hat, und nicht mehr Führer und Berather der Seelen ſein, und für deren Heil ſorgen kann; denn der Menſch, der vom Leben geprüft worden und durch ernſte Schickſale in ſich ſelbſt zurückgeführt iſt, wird ſich aus der Bibel eindringlichere, troſtreichere, umfaſſendere Lehren und Erquickungen ſchöpfen, als wenn er ſich dieſelben durch Geiſtliche erklären ließe, die aus der Religion eine Wiſſenſchaft, oder ein Schulgezänk, oder ein Buchſtabengeſetz, oder ein Glaubensformular machen. Auf die Menge, die nicht denken mag und nur oberflächlich in Begebenheiten, nicht innerlich in Schickſalen lebt, mögen ſie Einfluß haben, aber nur weil

die ſich ihrer Rechte aus Stumpfſinn, Unbeholfenheit, Leichtfertigkeit begiebt. Dann treten ſie wieder in das Verhältniß der katholiſchen Geiſtlichkeit, und lehren, was man zu glauben habe. Sie ſprechen zwar, ſie lehrten einen reineren Glauben; doch die Katholiken ſagen daſſelbe. Ach, die alten Reformatoren haben die Pforten geiſtiger Anarchie geöffnet, und es thut uns ein neuer Noth, der ſie ſchließt, ohne uns unter den Abſolutismus zu ſchleudern, den wahrlich nicht die katholiſche Kirche allein lehrt. Ich war vor mehren Jahren in Berlin, zerknirſchten und traurigen Herzens, nachdem ich eine Reihe von Jahren in Italien gelebt hatte. Wie man denn iſt, wenn man ſich ſehr elend fühlt: man ſucht Hülfe überall! ich ließ einen Geiſtlichen zu mir rufen, von dem ich hatte reden hören als von einem feurigen Apoſtel. Ich hatte mir einen Paulus vorgeſtellt, und ich fand einen fanatiſchen Eiferer, der aus der Welt Alles herausſchaffen wollte, was den Blick „vom Kreuz", wie er es nannte, abzog; der die Liebe für die Kunſt ſündhaft, und für die Natur heidniſch nannte; dem alle Dichter ein Greuel waren, die keine geiſtlichen Lieder gedichtet; der mir bittre Vorwürfe machte, weil ich zuweilen in die katholiſche Kirche ging, vom Bedürfniß getrieben, an heiliger Stätte zu knien und zu beten; der die Republik für eine Inſtitution des Teufels anſah, weil Gott bei

den Hebräern die monarchisch-theokratische eingesetzt und weil die Bibel von keiner andern erzähle; der den schneidendsten, politischen Absolutismus vertheidigte, vorausgesetzt daß in einem so organisirten Staat, die Kirche ihren eigenen, unabhängigen Körper und den Absolutismus über die Seelen bewahren dürfe; der mir Bücher zu lesen gab, in denen „das Eine, was Noth thut" endlos und unüberzeugend, weil einseitig, paraphrasirt wurde, untermischt mit immer wiederkehrenden Redensarten von der „Wiedergeburt", und von der „Vielvergebung des Heilandes". Dieser Mann wollte sich sogleich meiner ganzen Existenz bemächtigen, nicht nur meine Lektüre und Beschäftigungen leiten, sondern mir auch die Kirchen bestimmen, um dem Gottesdienst beizuwohnen, mich in Kreise einführen, wo die Ansichten herrschten und praktisch angewendet wurden, die er aussprach, sogar meine Wohlthätigkeit regeln und gewissen Personen zuwenden. Philipp II. setzte im Eskurial 130 Hieronymiten ein, nicht um für ihr eignes Heil zu sorgen, sondern um Tag und Nacht Messen zum Heil seiner Seele zu lesen. Dieser Mann schien die Bekehrungen zu suchen, als würde sein Heil und nicht das der Bekehrten dadurch gefördert, und als bringe es ihm Ehre vor Gott, meine Seele aus den Schlingen des Bösen zu reißen. Er war die Incarnation der Intoleranz.

Das ſagte ich ihm offenherzig, und nach drei Wochen war unſer Verkehr für immer abgebrochen".

„Und wandteſt Du Dich an keinen andern Geiſtlichen"? fragte Margarita.

„Ja, ſagte Meluſine, ich that es, ich fühlte mich ſo ſchwach, daß ich durchaus die Stütze der Religion, von fremder Hand geboten, begehrte. Ich hielt mich ſelbſt für unwürdig aus heiliger Quelle zu ſchöpfen; ich fürchtete ſie zu trüben, durch den Staub, der an mir haftete. Darum ſuchte ich die Bekanntſchaft eines Mannes, der einer andern Schule, Partei, Richtung — wie ſoll man's nennen? angehörte. Der Stifter dieſer Schule war ein Mann geweſen von ſeltnem Geiſt, umfaſſender Bildung, vertraut mit dem Alterthum, witzig und fein, und dabei durchdrungen von wahrhaft religiöſem Sinn: ſo hörte ich ihn beurtheilen; er war kürzlich geſtorben. Ich bildete mir ein, es müſſe etwas von dieſem klaren, hohen Geiſt, auf ſeine Jünger übergegangen ſein, und ich müſſe in deren Anſichten den Schlüſſel der hohen Myſterien finden, nach denen meine Seele lechzte. Ich lernte alſo einen geſcheidten und gebildeten Mann kennen, einen Mann von Welt und von recht einnehmenden Manieren, der gewandt, lebhaft und mit einer gewiſſen blendenden Dialektik ſprach, und mir verſchiedene Bücher ſeines Lehrers gab, Predigten, und Reden über die Religion. Ich

las ſie durch, mit groſser Aufmerkſamkeit, mit heiſser Sehnſucht nach der Erquickung, die aus der Andacht quillt. Statt deſſen fand ich einen gewandten Rhetoriker, der äuſserſt geſchickt mit dem Wort an den Radien des Kreiſes umherwirbelte, ohne je einen überwältigenden Schlag in deſſen Mittelpunkt hinein zu thun; der alle Schaalen ſäuberlich ablöſ'te, ohne je den Kern einfach, friſch und kräftig zu geben; der Zweifel und Einwürfe widerlegte, indem er ſie im Wortkampf ermüdete, doch nicht indem er ſie gründlich und eiſern aus dem Sattel hob; der die Fackel der Intelligenz nicht zu einer erwärmenden Sonne machte, ſondern der damit Girandolen und Kronleuchter anzündete, welche mehr blendeten als erleuchteten. Nachdem ich jene Bücher geleſen, gab ich ſie zurück und ſagte: die Reden wären an „Gebildete" gerichtet, und die Predigten vermuthlich auch — obgleich dieſer Zuſatz auf dem Titel ihnen fehle — ich aber gehöre, was die Religion beträfe, den ungebildeten Fiſchern und Zöllnern an, zu denen Chriſtus geſprochen. Dies zerſetzende, ſkelettirende Verfahren komme mir vor, wie eine Aufgabe der Wiſſenſchaft, nicht wie eine Eingebung der Conviktion; aber dieſe Wiſſenſchaft ſtehe ſeinem Lehrer freilich dermaſsen zu Gebot, daſs, wäre er in der römiſchen Rota Advocatus Diaboli geweſen, ſo würde der ſchneeweiſseſte Heilige nimmermehr die Ehre der

Heiligſprechung erfahren haben. Damit endeten meine Beziehungen zu meinem zweiten Beichtvater. Meine Intelligenz war nicht entwickelt genug, um kein Unbehagen in dem zerſetzenden Element ſeiner Schule zu finden; es war zu fein und zu kalt, um mir als Lebensluft zu dienen, ſo wie das Element des Erſten mir zu dumpf und zu deprimirend geweſen war. Tieſer und ſeine Partei wollten den tiefen, welterſchütternden Glauben, die heilige Simplizität der Apoſtel in unſre Tage zurückführen; aber ach! ſie hatten dazu nur die Form, nicht das Weſen ergriffen: ſie waren fanatiſch wie Rechtgläubige, nicht demüthigfromm wie Gläubige. Jener und ſeine Partei wollten, wie die Kirchenväter, ernſtes Studium, ſchlagende Dialektik, tiefe Kenntniß der Dinge mit einem hohen Glauben verbinden; aber ach! über der vielſeitigen Kenntniß kamen ſie nicht hinweg und zur Erkenntniß! ſie konnten nicht überzeugen wie die Kirchenväter, ſie wollten überreden. Nun wirſt Du meinen, ich müſſe für immer abgefunden ſein! Nein, Margarita, ich war es nicht! Thereſe, meine gute, treue Thereſe, die noch jetzt bei mir iſt, kehrte eines Sonntags, ganz verklärt aus der Kirche zurück und erzählte mir Wunder von der Predigt, die ſie eben gehört. Ich ging am nächſten Sonntag mit ihr, um dieſen Mann zu hören; ich freute mich unſäglich darauf, ſo recht im Herzensgrunde erſchüttert zu

werden, und was mich erschüttert, ist etwas so Geringes, daß man meint, man müsse es auf jedem Schritt und Tritt finden: Wahrheit und Einfachheit. Ich fand einen so matten, herzlosen, in die drei banalen Abschnitte getheilten Kanzelvortrag, daß ich mich nicht enthalten konnte, Theresen meine Enttäuschung zu gestehen. Zu meinem Erstaunen pflichtete sie mir bei, nicht aus Respekt, sondern aus Ueberzeugung. Sie fand wie ich die Predigt unter dem Mittelmäßigen. Das setzte mich in Verwunderung; Menschen von geringer Bildung sind gewöhnlich eisern hartnäckig in irgend einer Vorliebe. Ich befragte sie genauer über die erste Predigt, und endlich kam Folgendes heraus: es war der Tag Aller Seelen gewesen, den die Protestanten das Todtenfest nennen. Therese hatte in diesem Jahr, ehe sie zu mir kam, ihren Bräutigam acht Tage vor ihrer Hochzeit verloren: ihre tiefe Rührung entsprang aus ihren Erinnerungen! — Dieser unbedeutende Umstand hatte eine unglaubliche Wirkung auf mich. Ich sprach zu mir selbst: „Melusine, dein Glaube „muß geboren werden aus den Eingeweiden Deines „Lebens: dann wirst Du Trost, Erhebung und Füh„rung — und das ist Religion! — wie die arme „Therese überall, sogar in dem hohlsten Wort finden; „überall, in jeder That, in jedem Schicksal, in jedem „Streben, sei es noch so dürftig, armselig und be-

„schränkt, oder glorreich und groß; überall! folglich „auch in dir selbst, arme Melusine, denn bei den „Allerschwächsten steht Gott". — Seitdem bin ich ruhig worden, weil Aengste und Verzweiflung, diese Harpyien des Herzens, von mir weichen. Vorher!... o meine Schwester, hör' an, wie es vorher in mir gährte und wühlte! hör' an mein Leben!

Dort unten am Rhein, auf dem kleinen Gütchen unsrer Eltern, verlebte ich die Kindheit und erste Jugend. Beide fielen in die Zeiten der Unterdrückung, des Kampfes gegen die Knechtschaft, der Kriege, der Exaltation für Freiheit und Vaterland, der übertriebenen Hoffnungen und extravaganten Forderungen, welche sich später auf diese beiden großen Worte stützten. Unser Vater hatte die letzten Feldzüge mitgemacht. In der Schlacht von Waterloo am Kopf verwundet, kehrte er nur zu uns zurück, um ein Jahr darauf zu sterben. Wie ich ihn jetzt beurtheile, war er ein glühender Schwärmer, dermaßen vertieft in seine Fictionen von Freiheit und Menschenglück, daß seine Utopie ihn genug absorbirte, um ihn nie deren praktische Anwendung versuchen zu lassen. Ich betete ihn an! er war mir ein Orakel, ein Quell der Weisheit und Liebe, ein hoher, heiliger Geist, den ich vergötterte mit dem inbrünstigen Cultus, welcher jungen, heißen Seelen ein Bedürfniß und ein Entzücken ist. Er entwickelte gar nicht meinen

Verſtand, übte gar nicht mein Urtheil, brachte gar keine Klarheit in den Wuſt von Ideen, die in meinem Kopf wie Bienenſchwärme ſummten: er konnte es vermuthlich nicht! er nährte nur meine Phantaſie mit allen Dichtern der Welt und mit ſeinen eigenen Imaginationen. Ich war kaum vierzehn Jahr alt, als er ſtarb. Ich fühlte mich namenlos elend. Ich betrauerte nicht blos den Verluſt des Vaters, ſondern mich ſelbſt. Mir ſchien, als ſei mein Herz mit ihm begraben. Ich wußte nicht, wohin dies brauſende Herz wenden, mit ſeinen goldnen Träumen und ſeiner flammenden Sehnſucht. Unſre Mutter iſt die Praxis in der allerengſten Form, des alleralltäglichſten Lebens, lediglich ſich beſchränkend auf deſſen materiellen Inhalt, auf die Haushaltung, auf unſer phyſiſches Wohlbefinden, auf Erſparniſſe zu unſrer dereinſtigen Ausſteuer. Sie beſchäftigte mich faſt unausgeſetzt mit Handarbeit, ſie unterhielt ſich nicht mit mir, ſie vertraute mir nichts zu beaufſichtigen, zu ordnen und zu führen an — wär' es der Garten geweſen....oder nur der Hühnerhof....ja, hätte ſie mich an den Feuerheerd geſtellt, ſo hätte ich doch etwas meine Gedanken bändigen und den Realitäten zuwenden müſſen. Nun ſaß ich da, nähte wunderſchön und mit fliegender Geſchwindigkeit alle Kleider für ſie, für Dich und mich, und alle Wäſche, welche das Haus in der Gegenwart und für die

Zukunft brauchte — und die Gedanken, oder vielmehr die fessel- und regellosen Phantasien schweiften während der Zeit durch Himmel und Erde. Handarbeit ist vortrefflich, um Geschmack, Geschicklichkeit und Ordnung junger Mädchen zu üben; aber es müssen ein paar beisammen sein und mit einander plaudern, oder Eltern und Erzieher müssen die Einsame plaudern machen; sonst ist sie tödtlich durch mechanisches Einerlei, und verdummt oder exaltirt. Ich hatte keine andre Unterhaltung als meine Bücher, meistens Gedichte und Schauspiele, und einige Romane, aus der kleinen Bibliothek unsers verstorbenen Vaters. Die Monologe der Schauspiele lernte ich auswendig, auch wol ganze Scenen, und Abends im Garten deklamirte ich sie laut, und dann schien mir, als ob ich selbst all' diese großen Schicksale erlebe. Ich weinte, ich klagte, ich trauerte mit Iphigeniens, Marie Stuarts und Thekkas Worten, und mit meiner eigenen Seele. Es waren in mir Aspirationen nach unbestimmtem Glück und nach unbekannten Schmerzen von solcher Vehemenz, daß ich mich wundre, wie mein Körper ihnen widerstand. Bald wollt' ich sterben, um die himmlische Seligkeit zu genießen! bald wollt' ich leben, aber in stärkeren Emotionen und in weiteren Kreisen, als ich um mich her leben sah. Wie manche Sommernacht verbrachte ich unter den großen Nußbäumen, auf

dem Hügel, am Ende des Gartens — von wo ich im Mondenschein den Rhein silberstrahlend erblicken konnte! welch' ein geheimnißvolles Leben regte sich in den stillen lauen Nächten um mich her, im Gestimmer der Sterne, im Säuseln des Laubes, im Duft der Weinblüthe, in dem geisterhaften Geflüster, das durch die nächtliche Natur zieht und wie ein heimliches Liebesgespräch zwischen Himmel und Erde klingt! Ich kannte alle Sterne und alle Pflanzen, nicht wie die Wissenschaft sie kennt — ach nein! von diesem Blitzableiter für die Stürme der Gefühle hatte ich keine Ahnung! aber vielleicht so wie die Chaldäer oder wilden Völker sie gekannt haben mögen. Ich knüpfte an den Auf- und Untergang, an das hellere und trübere Licht der Sterne, Hoffnung und Erfüllung. Ich brachte meine mysteriösen Wünsche mit der Blüthe der Blumen in Verbindung, die ich wie Hieroglyphen eines süßen, tiefsinnigen Räthsels betrachtete, dessen Lösung ich ersehnte, ohne es finden zu können. Einsam und unbeschäftigt wie ich war, ohne gesunde Nahrung für Geist und Herz, ohne irgend einen Spielraum, um dem brausenden Bedürfniß der Lebensthätigkeit zu genügen, betracht' ich es wie ein Wunder, daß ich nicht den Verstand verlor. Meine Organisation muß wol mit allen Kräften und Gaben ausgestattet gewesen sein.

Du, zehn Jahr jünger als ich, warst damals

ein kleines Kind, das ich sehr liebte, dem ich Unterricht im Lesen, Schreiben und Nähen gab, und das meine Bemühungen mit grosser Gelehrigkeit und rührender Zärtlichkeit belohnte. Wir waren sehr gute Freunde, ich rezitirte Dir meine Lieblingsgedichte, ich sprach mit Dir wie mit den Wolken und Blumen, ich wiederholte Dir so lange kleine Lieder, bis Du sie auswendig behieltest, ich machte Deinen Puppen schöne Kleider und spielte Dir mit ihnen, zu Deinem höchsten Ergötzen, Comödien vor. Du warst mein Trost, mein Labsal und meine Freude, denn Du warst mit Allem zufrieden, und bewundertest Alles, was ich sagte und trieb, und bei Dir konnte ich doch ein wenig diesen verzehrenden Drang befriedigen, der etwas thun wollte für einen lieben Gegenstand.

Als Du sieben, und ich siebzehn Jahr alt war, dachte die Mutter daran, Dir etwas bessern Unterricht geben zu lassen, als ich es vermogte. Ich hatte wenig gelernt. Mein einziger Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften war der Cantor von Rüdesheim gewesen, der von meinem achten bis zu meinem funfzehnten Jahr alle Mittwoch und Sonnabend Nachmittag um drei Uhr kam, und bis sieben oder acht Uhr Abends, mir Unterricht in der Geographie, der Natur- und Völkergeschichte, und in der Musik gab. All der wissenschaftliche Unterricht

war mir ein Gräuel — vermuthlich weil mein lieber alter Cantor einen unbeschreiblich schwerfälligen Vortrag und nicht die geringste Darstellungsgabe hatte. Er legte seine Grammatik oder seine Landkarte vor sich hin, und wiederholte mir einen Satz so lange, bis mein Gedächtniß dessen Worte behielt, ohne einen Sinn mit ihnen zu verbinden. Hingegen die alte Geschichte und die Musik liebte ich leidenschaftlich, und mogte er immerhin den Plutarch monoton vorlesen, oder eine Sonate von Mozart oder Beethoven ohne große Energie vortragen, so blieb jenen unsterblichen Geistern doch genug vom eigenen Pulsschlag, um den meinen zu erwärmen und anzufeuern. Da ich den Plutarch fast auswendig wußte, und mit einigem Talent und glühendem Eifer das Piano und den Gesang übte, so pries mein lieber Cantor, der ohnehin blinde Zärtlichkeit für mich hegte, meine ungewöhnlichen Gaben, und zauderte nicht meine Erziehung für vollendet zu erklären, als ich bei funfzehn Jahren confirmirt wurde. Die Wahrheit ist, daß ich von seltner Unwissenheit war, aber freilich mit Sinn und Fertigkeit das Piano spielte, mit reiner, wohlklingender Stimme sang, und den Plutarch in eine Reihe mit meinen geliebten Dichtern stellte.

Die Mutter, vollkommen zufrieden mit meiner Erziehung, sehr erfreut, daß ich ihr und mir alle

Abend die Zeit durch Muſik vertrieb, wünſchte, der Cantor möge Deine Bildung zu ebenſo glorreicher Vollendung bringen wie die meine; aber er war alt worden, er kam nur noch wöchentlich ein Mal, um mit mir Muſik zu machen, und zwar nicht mehr als Lehrer, ſondern als amateur und aus Intereſſe für meine Fortſchritte; er erklärte nicht mehr friſch genug zu ſein und durch Rheumatismen am pünktlichen Beſuch gehindert zu werden; er dürfe aber mit gutem Gewiſſen ſeinen Hermann empfehlen.

„Iſt Ihr Neffe nicht mehr in Düſſeldorf"? fragte die Mutter.

„Ach, ſchon lange nicht mehr! ſagte der alte Mann traurig. Er hat ſich mit dem Graf H. wegen Erziehung der Kinder überworfen, ſein Haus verlaſſen, in Aachen eine andre, ſehr vortheilhafte Stelle gefunden, aber dort ein unglückliches Duell, wegen politiſcher Meinungen, gehabt, das den Verluſt jener Stelle und die Lähmung ſeines linken Arms nach ſich gezogen. Und ſo iſt er denn ſeit vierzehn Tagen unbeſchäftigt und zwecklos bei mir, da ſich die guten Stellen doch auch nicht immer wie reife Birnen vom Baum ſchütteln laſſen, und wird ſich ſehr zu einer ſo gelehrigen Schülerin, wie Fräulein Ita iſt, freuen".

Fräulein Ita warſt Du. Die Mutter machte noch die Bedingung, daß Hermann ſeine politiſchen

Anſichten für ſich behielte, denn ſie wiſſe wol, ſagte ſie, was er für ein Erz-Demagog ſei, worauf der Cantor demüthig die Achſeln zuckte; — und Hermann kam am folgenden Tage und begann ſogleich Deinen Unterricht.

Er machte mir einen beklemmenden Eindruck, obgleich er gewiß einer der ſchönſten Männer war, und in der ſogenannten altdeutſchen Tracht, mit dem ſchwarzen Sammtrock, dem zurückgeſchlagenen Hemdkragen, dem geſcheitelten, glatt herab fallenden, und auf dem Halſe ſich kräuſelnden Haar, wie ein Gemälde von Van Dyk ausſah. Damals wußt' ich aber noch nichts von Van Dyk, und als ich in meinem romaneſken Kopf nachſuchte, ob dieſe ungewöhnliche Erſcheinung nicht der idealen Schöpfung irgend eines Dichters entſpräche, fiel mir Klopſtocks Abbadona ein — und jenes Grauen befiel mich, das uns gewiſſe Emotionen zugleich ſuchen und ſcheuen läßt.

Maßloſer Stolz, raſtloſer Ehrgeiz, tiefe Bitterkeit, weil beide nicht befriedigt wurden: das war der Hauptzug in Hermanns Character; aber ich brauche Dir wol nicht zu ſagen, daß ich damals dieſe Eigenſchaften: Adel der Geſinnung, kräftiges Streben, und erhabene Melancholie um das Leid der Menſchheit nannte. Ich wundre mich auch gar nicht darüber! Unbekannt mit Welt und Menſchen,

wie ich war, von nichts wissend, als von Liebe, Schönheit und Poesie, nichts begehrend, als deren Verwirklichung — mußte der Mann mich gewinnen, dem daran lag, diese meine Unvollkommenheit zu benutzen. Ich glaube nicht, daß Hermann mich je geliebt hat! vielleicht gefiel ihm das junge Mädchen! ganz gewiß aber war es ein hoher Triumph für seine Eitelkeit, die Liebe einer Tochter der hochmüthigen Freifrau von Ringoltingen zu gewinnen! Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich an ihn und sein kaltes, abstoßendes Benehmen gewöhnte. Ich saß mit meiner Arbeit in dem Zimmer, wo er Dich unterrichtete; allein wir sprachen keine Sylbe zusammen, wir grüßten uns schweigend, und er sah mich kaum an. Das war mir sehr lieb, desto bequemer konnte ich ihn ansehen, seine Freundlichkeit beobachten, wenn er Dich lobte, seinen Ernst, wenn er Dich ermahnte, seine Lebhaftigkeit, wenn er Dir von Naturerscheinungen oder großen Thaten der Vergangenheit erzählte. Ach, das waren andre Darstellungen und Beschreibungen, als mir mein alter Cantor gemacht! Die kahle, dürre Landkarte wurde eine bunte, reiche Erde, deren verschiedene Stätten in geheimer, einflußreicher Wirkung auf die Völker und Staaten waren. In der Naturlehre verschwanden die Classen, die Ordnungen, die Gattungen, das trockne Geripp des Systems, vor dem lebendigen

Hauch einer ewigen Palingeneſie, die in heiliger Schönheit und unvergänglicher Jugend durch die Schöpfung ging. Sogar die Grammatik verlor ihr Leichenantlitz und redete wie mit menſchlichen Lippen von dem Urſprung des Worts aus dem und durch das Chaos der Gedanken.

War er das Licht für meine dunkle Seele, oder nur der Träger des Lichts? ich weiß es nicht. Ich fühlte mich wieder glücklich, wie einſt bei meinem Vater, aber tiefer, umfaſſender, triumphirender, und um ſo viel glühender fing ich an, den Schöpfer dieſes neuen Glückes zu lieben. — Als er meine Theilnahme für den Unterricht bemerkte, wendete er ſich zuweilen mit einer intereſſanten Erklärung, die Du noch nicht faſſen konnteſt, an mich und freute ſich über mein ſchnelles Verſtändniß der Dinge. So gewann ich Muth, mit ihm zu ſprechen, ihm meine Anſichten mitzutheilen, den ſeinen mit Fragen und Einwürfen zu begegnen. Ich war ſehr unwiſſend, aber nicht dumm; was er mir vortrug, begriff ich. Mein guter Cantor hatte große Mühe gehabt, mir die vier Spezies beizubringen! Hätte Hermann mich in der Mathematik unterrichtet, ich glaub', ich hätte ſie begriffen.

Statt deſſen bot er uns an, uns die franzöſiſche Sprache zu lehren. Ich bat die Mutter ſchüchtern um Erlaubniß, daran Theil nehmen zu dürfen, und

ſie geſtattete es. Sie war bisweilen in den Lehrſtunden erſchienen, und hatte ſtets Hermanns Benehmen von der ſtrengſten Zurückhaltung gefunden. Das war es auch — und nicht blos in ihrer Gegenwart. Er war viel zu ſtolz, um — in der gewöhnlichen Bedeutung — ein Mädchen verführen zu mögen. Er wollte mich wol an ſich reißen, doch nur, nachdem er jede Richtung meines Weſens beherrſcht und unterjocht hatte. Nach und nach wurde er mittheilender. In den Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Lehrſtunden, erzählte er Mancherlei, was er ſelbſt erlebt hatte, beſchrieb Kriegesſcenen, große Schlachten, die er als Freiwilliger mitgemacht, und große Städte, Paris, Brüſſel, mit all ihren tauſendfarbigen Herrlichkeiten. Oder er ſprach von dem begeiſterten Aufſchwung, den das deutſche Volk in jenen Jahren genommen, der Männer und Weiber, Greiſe und Jünglinge ergriffen und zu freudigen, unglaublichen Opfern angeregt, und der ſchon jetzt, nach ſo wenig Jahren, ſpurlos aus der Erinnerung undankbarer Fürſten verſchwunden ſei, die nicht daran dächten, die Helden jener Zeit nicht ſowol zu belohnen, denn das ſei unmöglich! als zu würdigen.

Es iſt unglaublich, nicht wahr, daß dies einen ſo heftigen Eindruck auf mich machen konnte. Wozu um Gotteswillen ſind Männer auf der Welt, wenn ſie ſich nicht für ihr Vaterland ſchlagen mögen! wie

können sie für eine so natürliche Handlung eine besondre Berücksichtigung, die nur hohen Verdiensten zukommt, begehren! Dennoch fand ich diese allgemeine Schuldenhebung des deutschen Volks gegen den fremden Tyrannen etwas höchst Bewundernswerthes, und den Einzelnen heroisch, der dazu mitgewirkt. Ich dachte nicht an Wilhelm Tell, der demüthig in seine Hütte zurückging, nicht an Themistocles und Miltiades, die in Verbannung und Armuth starben. Ich dachte an meinen Vater, der ungefähr mit Hermanns Worten gesprochen hatte, freilich mit dem gewichtigen Unterschied, daß jener nie für seine Person einen Schatten von Anerkennung, sondern ein allgemeineres Glück für die ganze Nation begehrte, die zu moralischer und politischer Freiheit herangebildet werden sollte. Mein Vater beseitigte vollkommen seinen persönlichen Vortheil! er war arm, und suchte nicht sich zu bereichern, indem er die Sprache einer Partei sprach; er war Edelmann, und wollte nicht der möglichen Vorzüge genießen, die sein Name ihm gab; er war liberal aus Conviction. Hermann hingegen wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil

ſie unabhängig und nicht von Scheelſucht und Mißgunſt verzehrt ſind. — Ach, was half mir die zu ſpäte Erkenntniß?

Du weißt, daß das Vermögen der Eltern, oder beſſer geſagt, der Mutter, denn der Vater war von je unbemittelt und kein guter Wirth geweſen — einzig in dem kleinen Roſenheim beſtand, welches im Kriege ſehr gelitten hatte; und daß wir daher arm waren. Dieſem Mangel an Mitteln, vielleicht auch dem Hochmuth der Mutter, die in einem uralten Namen die Baſis aller Würde und alles Glückes ſah — war es zuzuſchreiben, daß für meine Erziehung ſo wenig geſchehen war, und daß wir ſo einſam lebten. Graf Erberg auf Hochhauſen war ein finſtrer, ſtolzer Mann, mit dem unſer Vater wenig verkehren mogte. Der Beſitzer von Malans, Ulrich Erberg, war damals ein Knabe. Unſer Vormund, Baron Elboder, war ein dritter Nachbar, und der einzige, mit dem wir umgingen. Er war wohlhabend, lebte aber ſo ſparſam und einfach, wie wir. Armuth wird nur drückend durch den Vergleich mit — und Sehnſucht nach Reichthum. Ich hatte nie die unſre bemerkt — vollens nicht, ſeitdem Hermann in unſer Haus kam. Ein halbes Jahr verging in dieſem neuen Leben; es war das goldne Zeitalter meiner Liebe! .... nichts als Schönheit, Friede und Freiheit auf der Welt und in meinem Herzen! tiefe,

ſchweigende Anbetung, ohne Unruh, Angſt und Beſorgniß, war das Element meiner Exiſtenz.

Da kam der junge Elboder zu ſeinen Eltern, um die Herbſtferien der Univerſität bei ihnen zuzubringen. Er war zwanzig Jahr alt, munter, klug und übermüthig, mein Spielgefährte ſeit frühſter Kindheit. Wir gingen traulich mit einander um. Franz Elboder kam täglich und zu jeder Stunde nach Roſenheim. Die Mutter erlaubte ihm, Dich und mich auf dem Rhein zu fahren, und dergleichen Kleinigkeiten, zu welchen lange Bekanntſchaft und Gleichheit der Verhältniſſe autoriſiren. Hermann bemerkte es und zog ſich finſter zurück, verſäumte mehre Lehrſtunden, richtete ſeinen Vortrag ausſchließlich an Dich, und verſetzte mich in ſo heftige Aufregung, daß ich, ſeine Veränderung mit der Zeit und den Umſtänden combinirend, ſehr kalt und faſt ungezogen gegen den armen Franz wurde. Er durfte nicht mehr die Lehrſtunden unterbrechen; ich nannte ihn nicht mehr nach alter Gewohnheit bei ſeinem Vornamen; und je erſtaunter Franz ſich zeigte, um deſto froher und freundlicher wurde Hermann. Ich erkannte, daß es in meiner Macht ſtehe, ihn zu beglücken. O, nun fing ich an, ihn zu lieben!

Franz reiſte ab; ich war ſeiner Entfernung herzlich froh! mir ſchien, als intereſſire er ſich mehr für mich, als mir lieb war. Während des langen Win-

ters wuchs meine Liebe für Hermann ſtark und ſtill, wie die Saat unter dem Schnee; aber ſie beſeligte mich nicht mehr ſo, wie in ihrer erſten Epoche. Namenloſe Bangigkeit, erweichende Trauer, unbeſtimmtes Schwanken zwiſchen Sehnſucht und Furcht wechſelten in mir mit jubelnder, himmelſtürmender Seligkeit ab. Hermann kam viermal wöchentlich; die drei Tage ſeines Nichtkommens verbrütete ich in Letbargie. Dennoch wurde keine Erklärung, kein direktes Liebeswort zwiſchen uns gewechſelt. Ich hatte den Moment ſeiner Ankunft nicht erwarten können, und wenn er nun da war, ſo ſchien mir das Glück, ihn zu ſehen und zu hören, dermaßen allumfaſſend, daß es meine Fähigkeiten paralyſirte. Ich lebte nur noch im Auge und im Herzſchlag. Hätte er nur meine Hand berührt, nur mein Kleid geſtreift, er würde mich vernichtet haben. Die glühendſte Leidenſchaft gab mir die äußerſte Schüchternheit, denn ich glaube, daß ich damals ſchön organiſirt war, wild und zart wie ein Schmetterling, oder wie eine Waldblume, die augenblicklich welkt, wenn man ſie abpflückt.

Im Frühling ſagte mir die Mutter, Franz werde bald wieder zu ſeinen Eltern kommen, und ſie wünſche, daß ich mein launenhaftes Benehmen gegen ihn aufgäbe, weil er eine ſehr vortheilhafte Partie für mich ſein würde. Sie ſetzte mir all' ſeine Vor-

züge aus einander, die ich keineswegs leugnete, und schloß mit der Erklärung, es sei eine standesmäßige und passende Versorgung, die alle Berücksichtigung verdiene, weil ich durchaus ohne Vermögen sei. Es ist mir unmöglich, den Eindruck dieses Gesprächs auf mich zu beschreiben; denn mir schien, als habe meine Mutter gewünscht und mir gerathen, mich zu verkaufen. Es wird wol nicht so arg gewesen sein, indem Franz ein Mensch war, der nicht nur sehr gefallen, sondern auch Vertrauen und Achtung einflößen konnte; und empfindet ein Mädchen das für einen Mann, so darf sie ihn heirathen, ohne den Vorwurf der Käuflichkeit zu verdienen, möge er reich wie Crösus — sie arm wie Griseldis sein. Aber in meiner Exaltation war es mir nicht nur unmöglich, an meine Verbindung mit Franz zu denken, weil ich einen Andern liebte: sondern auch ohnedas kam es mir schmachvoll vor, einen Mann zu heirathen, der mir ein Opfer — wenigstens das einer glänzenderen Partie — zu bringen hatte. Ich verstummte vor der Mutter, und heiße Angst überrieselte mich bei dem Gedanken, Hermann könne etwas von diesem Plan erfahren. Er kam am nächsten Tage etwas vor der bestimmten Stunde; Du warst noch nicht da. Er stellte sich vor mich hin und fragte, mich scharf fixirend:

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen als der

Braut des Baron Franz Elboder meinen Glückwunsch abstatten?"

„Nein! entgegnete ich ruhig; ich bin nicht seine Braut und werd' es nie sein. Ich begreife nicht, wie sie solche Mährchen glauben können."

„Seit vorigem Herbst geht das Gerücht, antwortete Hermann, und mein Oheim hat gestern den Baron selbst gesprochen, der ihm freudig die bevorstehende Ankunft seines Sohnes erzählt hat."

„Aber das Alles ist ja kein Grund für Sie, um mir einen so.... unpassenden Glückwunsch zu sagen!" rief ich.

„O, sagte Hermann ganz überwältigt, ich wollte mein Schicksal wissen."

Dein Eintritt unterbrach das Gespräch, und wir fanden in mehren Tagen keinen Moment einsamer Unterhaltung. Endlich, als das Glück uns wieder günstig war, sagte Hermann:

„Heute früh ist der Baron Franz angekommen; ich hab' ihn in Rüdesheim auf der Durchfahrt gesehen."

„So?" entgegnete ich mit gleichgültigem Ton; aber ich zitterte und erblaßte, weil der Wunsch meiner Mutter, im grellen Contrast zu meinen Wünschen, schneidend durch meine Seele blitzte.

„Melusine! sagte Hermann dumpf und faßte

meine Hand mit einem eisernen Griff; Sie lieben mich nicht."

„O Gott! rief ich und blickte gen Himmel, muß ich denn das Geständniß der Liebe an die Widerlegung eines kränkenden Zweifels verschwenden?"

Und ich legte auch meine andre Hand in die seine.

„Sind Sie wirklich so entschlossen?" fragte er mit heimlichem Jubel.

„Ich thue, wie ich fühle, antwortete ich, und gebe die Hand dem, den ich liebe."

„Ich bin's nicht werth! rief er mit so tiefer Innigkeit, daß ich bebend, glühend fragte:

„Also lieben Sie mich nicht? denn Lieb' und Liebe sind einander werth." Und die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„O Melusine, erwiederte Hermann, wie sollt' ich's wol anfangen, um Dich nicht zu lieben! — Aber ist denn meine Zukunft Deiner werth?"

„Das liegt in Ihrer Hand, entgegnete ich schüchtern, ich... bin treu."

Auf so flüchtige Unterhaltung mußten wir uns beschränken. Daher erfuhr ich nie seine eigentlichen Ab- und Aussichten, denn wir hatten kaum Zeit, uns ein inniges Wort, eine zärtliche Versicherung zuzuflüstern.

Franz war aufmerksamer, ich kälter, denn je;

meine Mutter machte mir bittere Vorwürfe, und beſtand auf ihren Plan, mich mit ihm zu verloben. Da faßte ich eines Tags ein Herz, und ſagte an Hermann, meine Mutter würde ſo dringend, daß ich ihr den wahren Grund meiner Abneigung gegen Franz geſtehen würde.

„Um Gottes Willen nicht! rief Hermann; Deine Mutter wird Deine Liebe für mich wie eine Erniedrigung Deiner ſelbſt betrachten!“

„Aber ſie muß ja doch zuletzt davon unterrichtet werden!“ ſprach ich.

„Ja, zuletzt!“ ſagte Hermann; und ich mußte ihm verſprechen, gegen die Mutter zu ſchweigen. Ich ſchwieg auch. Doch eines Abends machte Franz mir plötzlich und überraſchend eine Liebeserklärung, und ich verwarf ſie. Nun mußt' ich doch der Mutter ſagen, was ich gethan. Sie zürnte, ſie fragte; ein Wort gab das andre....und, der Verheimlichung müde, oder um mich zu rechtfertigen, bekannte ich ihr meine Liebe für Hermann. Sie ſagte verächtlich:

„Du weißt vermuthlich nicht, daß er der Sohn eines Fiſchers aus Rüdesheim iſt“.

Ich wußte es ſehr gut, weil Hermann oft von ſeiner Herkunft ſprach, um daraus die Folgerung zu ziehen, was für Genies im Volk verſteckt wären. Die Bemerkung der Mutter machte alſo gar keinen Effekt auf mich, und ebenſo wenig ihr Befehl, Her-

mann zu vergeſſen, da ich ihn doch nimmermehr heirathen dürfte. Ich erwiederte, ich würde ihn heirathen, ich würde warten, würde ſie erweichen; Hermann ſeinerſeits würde eine Stellung einnehmen, die ſeinen Talenten gebührte — und was weiß ich, welche Phantaſien ich ihr vortrug! — aber heirathen würd' ich ihn. Verachtendes Schweigen war ihre Antwort.

Am nächſten Morgen gebot ſie mir, mein Zimmer nicht zu verlaſſen, und um meines Gehorſams gewiß zu ſein, ſchloß ſie mich ein. Hermann kam. Sie hatte ein kurzes Geſpräch mit ihm, in welchem ſie ihn fürchterlich verletzt haben muß; denn als er das Haus verließ, ſah ich ihn durch den Garten gehen, und ich würde ihn kaum erkannt haben, ſo verwandelt, ſo zerſtört war ſein Geſicht. Er blickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck nach meinem Fenſter hin. Ich bin überzeugt daß er mich von dem Moment an gehaßt hat, und daß er ſich an der Tochter gegen die Mutter rächen wollte. Damals entſetzte ich mich, weil ich Verzweiflung darin zu erkennen glaubte, und den Vorwurf, daß ich mein Verſprechen nicht gehalten und durch meine Voreiligkeit dies Gewitter heraufbeſchworen.

Die Mutter ſagte mir, Hermann werde nicht mehr das Haus betreten, ich ſei für immer von ihm losgeriſſen, und ein für alle Mal dazu beſtimmt,

Franz zu heirathen. Diese unselige Hartnäckigkeit auf eine Verbindung zu bestehen, die mir bittrer als der Tod sein mußte, in der leidenschaftlichen Aufregung, die mich beherrschte — brachte mich vollkommen um meine Besinnung. Hermann war von mir geschieden in Zorn und Groll, vielleicht in Haß! ich sollt' ihn nie wiedersehen, und mich nicht vor ihm rechtfertigen! nicht seine Verzeihung erbitten, nicht meiner unwandelbaren Liebe und Treue ihn versichern! ich verlor den Kopf, ich dachte an nichts als an das Glück ihn noch einmal wiederzusehen und dann zu sterben. Ich schrieb ihm: er möge am nämlichen Abend um neun Uhr, auf dem Hügel unter den Nußbäumen sein, denn ich müsse ihn durchaus sprechen; — und schickte einen kleinen Gartenburschen mit diesem Zettel nach Rüdesheim. Er brachte mir ein Briefchen zurück, worin Hermann schrieb: Er sei krank, doch am dritten Abend hoffe er mich dort zu finden. — Ich bin überzeugt daß er nicht krank war, aber seinen Plan gemacht hatte, und die drei Tage zu seinen Vorbereitungen brauchte.

Gott, in welchen Aengsten durchlebte ich diese drei Tage! ich bildete mir ein, Hermann werde sterben, eh' ich ihn gesehen. Ich irrte umher, sinnlos vor betäubendem Schmerz. Am letzten Tage fühlt' ich mich selbst fieberhaft unwohl: ich lag auf dem

Veit, Du gingſt ab und zu, meine Margarita, und ſuchteſt mich zu pflegen, und brach meine krampfhafte Beklemmung in Thränen aus, ſo weinteſt Du mit mir, ohne zu wiſſen, warum. Die Mutter bekümmerte ſich nicht um mich; ſie meinte wol, die leibliche Krankheit ſei eine Folge der Herzenskrankheit, und beide würden ſich austoben. Gegen Abend ſagt' ich: mir werde beſſer, ſchickte Dich fort, gab vor ungeſtört ſchlafen zu wollen, und verſchloß meine Thür von innen. Um neun Uhr ſprang ich behend aus meinem Fenſter, und lief nach dem Hügel. Hermann war ſchon da. Er verbeugte ſich, als ich vor ihm ſtand und fragte eiſig:

„Gnädiges Fräulein, was haben Sie mir zu befehlen"?

Ich taumelte zurück, athemlos, wortlos. Auch er ſchwieg und betrachtete mich kalt und hoch. Ich glaubte etwas wie Schadenfreude in ſeinem Blick zu leſen; das weckte meinen Stolz: er ſollte meine Liebe nicht ſehen, wenn er ſie nicht mehr erwiedern konnte. Ich wickelte mich in mein Shawl und wollte ſchweigend den Hügel verlaſſen. Da rief er:

„Sie ſind die ächte Tochter Ihrer Mutter! mein Gefühl demüthigen, mein Herz in den Staub treten iſt Ihr Triumph! Weshalb beſchieden Sie mich hierher, wenn Sie mir nichts zu ſagen hatten"?

Ich kehrte zurück und ſagte: „Ach, ich wage

nicht mehr mit Ihnen zu reden, denn Sie haſſen mich".

Mein guter Engel wollte mich vielleicht durch dieſe Ahnung warnen; doch Hermann erſtickte ſie, indem er mich heftig in die Arme ſchloß und ausrief:

„Welcher böſe Dämon flüſtert Dir dies Mißtrauen zu? rede, o rede"!

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm ſagte, was er entgegnete! in den übermächtigen Exaltationen der Leidenſchaft werden Worte geboren, die man hernach mit kaltem Blut nicht wiederfindet. Endlich ſchlug mir Hermann, als den einzigen Beweis meiner Liebe, die augenblickliche Flucht mit ihm vor. Ich entſetzte mich.

„Du lügſt, wenn Du behaupteſt mich zu lieben"! rief er wild, und ſchleuderte gewaltſam meine Hand aus der ſeinen.

Ach, ich liebte ihn! ich willigte in Alles! Er ſagte mir flüchtig, wir müßten ſogleich nach Rüdesheim gehen, über den Rhein ſetzen, drüben die Poſt erwarten, die in einigen Stunden dort vorbei und nach Coblenz gehe; dann müßten wir den Weg von Brüſſel nach Paris nehmen, in der großen Stadt könnten wir unbemerkt leben, und würden dort oder auf der Reiſe, leicht einen Prieſter finden, um uns zu trauen. Er ſagte das Alles ſicher, überlegt, überzeugt, ſeiner und meiner gewiß....ach, ich

folgte ihm! — Er hatte einen Paß, er hatte Geld, er ging ganz besonnen zu Werk. Ich weiß nicht, wie er sich das Erforderliche verschafft hat! er sprach, er habe Freunde, und werde deren auch in Paris finden. Eine glänzende Carriere könne ihm nicht fehlen, und meine Mutter werde allendlich recht froh sein, daß ich ihn geheirathet. Er zeigte mir die glühendste Liebe, den bewunderndsten Dank, die tiefste Zuversicht! wie hätte ich einen Schatten von Mißtrauen in mir dulden dürfen! Dennoch wagte ich in Coblenz schüchtern zu äußern, ob wir nicht hier bleiben, uns trauen lassen, und der Mutter schreiben könnten; sie wäre dann ja nicht mehr im Stande uns zu trennen, und ich erspare ihr dadurch die Angst wegen meines Verschwindens und um meine Zukunft. Hermann sprach mit großer Bitterkeit:

„Bereust Du Dein Vertrauen, weil ich kein Edelmann bin? meinst Du, ich würde Dir nicht mein Wort halten"?

„O, rief ich, nicht um Dich zu binden, sondern um uns Beide und meine Mutter zu beruhigen, hab' ich jenen Vorschlag gemacht".

„Du bedenkst nicht, entgegnete er sanfter, daß dein Name hier zu bekannt ist, um nicht die Pfarrer von einer heimlichen Trauung abzuhalten".

Ich sah das ein. — O heiliger Gott! wie soll

ich's anfangen um Tir, meine arme Margarita, die Verzweiflungen zu enthüllen, die nach und nach, langsam, sicher, ihre Krallen in mein Herz schlugen. Wir waren kaum in Paris, als ich diesen Qualen verfiel. Sie begannen damit, daß die Reue erwachte, daß ich mich zurücksehnte nach Rosenheim, nach Tir, sogar nach der Mutter, und daß ich, wahrlich, mit übermenschlicher Kraft, vor Hermann diese Sehnsucht zu verbergen suchte, weil ich noch an seine Liebe glaubte und ihn zu betrüben fürchtete. Vielleicht liebte er mich damals wirklich; wenigstens sagte er mir, ich sei von unvergleichlicher Schönheit, von bezaubernder Tiefe und Zartheit der Empfindung, von überwältigender Leidenschaft; wenigstens schien er ganz in das Glück meines Besitzes versunken und davon befriedigt und dankte mir täglich für seine Seligkeit mit neuer Glut. Dies neue, fast gewaltsame, flammende, funkelnde Leben, übertäubte denn auch häufig jene dumpfe Sehnsucht, und an seinem Herzen war ich in Wonne und Jubel aufgelöst und bereute nicht, für ihn mich verloren zu haben. Denn sieh! der Gedanke verließ mich nicht: Aber du bist verloren, Melusine! — Im Gewühl des Tages, im Wechsel der Eindrücke, in der Stille der Nacht, im Gespräch mit Hermann, in seinen Armen, im Traum sogar — war ein Etwas in mir rege, wie der Todtenwurm im Holz, das mir eintönig

wiederholte: Meluſine, du biſt verloren! — Nein! ſchrie ich bisweilen ganz laut, nein! denn er liebt mich, denn ich gehöre ihm an, auf Leben und Tod! für Zeit und Ewigkeit! — Aber immerfort hörte ich die gräßlichen Worte: Verloren, arme, arme Meluſine!

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß wir nicht verheirathet waren. Auf der Reiſe trieb Hermann zu möglichſter Eil' an, und in Paris ſagte er, unſer Beider Geburtſchein werde begehrt, um uns zu trauen; er wolle deshalb an ſeinen Oheim ſchreiben. Er that es; ich ſchrieb auch an meinen lieben alten Cantor, legte einen Brief an meine Mutter bei, und beſchwor ihn um ſeine Fürſprache. Es dauerte ein halbes Jahr, mein' ich, bis die Antwort darauf erfolgte, und zwar von einem Geſchäftsmann, der Hermann anzeigte, ſein Oheim ſei eben geſtorben, in Folge eines Schlagfluſſes, der ihn am Tage nach unſrer Flucht getroffen und geiſtesſchwach gemacht habe; meine Mutter ſei ſeit drei Monaten nach Heidelberg übergeſiedelt, und habe den Brief zurückgeſendet, den er beim Ordnen der Papiere des Cantors in Hermanns Schreiben gefunden und ihr übermacht habe. Von den begehrten Geburtsſcheinen war nicht die Rede; vielleicht deshalb nicht, weil meine Mutter auf den Umſchlag jenes unerbrochenen Briefes geſchrieben hatte: Ich kenne nicht mehr die Perſon, welche ſich Meluſine von Ringoltingen

nennt, und will nichts von ihr hören. — Vielleicht hatte man nichts dazu beitragen mögen, um die Spaltung zwischen Mutter und Tochter zu vergrößern.

Genug, als jener Brief endlich ankam, war ich nicht mehr im Stande, mich zu freuen oder zu betrüben, obgleich ich Veranlassung dazu hatte; denn Hermann erbte den Nachlaß seines Oheims, 2000 Gulden, und das war ein Schatz für uns, indem wir bereits in der kläglichsten Dürftigkeit lebten. Die Freunde, auf welche Hermann gerechnet, waren nicht so mächtig oder so freundschaftlich, wie er es gehofft. Er hatte es seiner großen Gewandtheit in der französischen Sprache zu danken, daß er an einigen kritischen Journalen arbeiten durfte. Doch diese Mittel genügten kaum zur Subsistenz, und sein Ehrgeiz verzehrte ihn, während er unter der Demüthigung seines Stolzes erlag. Die Liebe zu mir war erloschen, ich selbst ihm lästig — nicht sowol weil ich seine Sorgen für das materielle Dasein vergrößerte, als hauptsächlich, weil ich Zeuge derselben war. Er gehörte zu den Menschen, die jede Entbehrung mit eiserner Standhaftigkeit ertragen, so lange kein fremdes Auge in dies traurige Geheimniß dringt, und die sich erniedrigt fühlen, wenn es sich vor einem Andern enthüllt. Der elenden, nach Geld und Macht schätzenden Welt gegenüber ist diese Kraft nur edel; wer sie aber in die intimsten

Verhältniſſe überträgt, wer ſich der Geliebten gegenüber, durch Armuth entwürdigt glaubt, der zeigt, daß ſeine innerſte Geſinnung übereinſtimmend mit der Welt iſt und daß er die Geliebte keiner höheren für fähig hält. Er litt fürchterlich durch die Vorausſetzung, ſeine Glorie ſchwinde vor meinen Augen in demſelben Maaß, als ich ihn mit der Dürftigkeit des Lebens kämpfen ſähe. Er rächte ſich dafür, indem er mich zu demüthigen ſuchte. Anfangs glaubte ich, ſeine Bitterkeit entſpringe aus Liebe zu mir; er zürne dem Schickſal, weil er es mir nicht lieblicher geſtalten könne; und ſeinetwegen betrübt' ich mich, wenn ein Ausbruch ſeiner Heftigkeit auch über mich hergeſtürzt war — nicht meinetwegen! Wie muß er leiden, ſprach ich heimlich zu mir ſelbſt, da er nicht fühlt, wie weh' er mir thut. Aber er fühlte es ſehr gut, und er hatte ſeine Freude dran! — Je klarer dieſe Ueberzeugung ſich mir aufdrängen wollte, um deſto eifriger ſtrebte ich ſie zu unterdrücken. O Gott! wenn man nichts hat, keine Freiſtatt, keine Ausſicht, keine Zuflucht, keinen Freund, keinen Schutz, nichts, gar nichts auf der großen, weiten Welt, als ihren Vorwurf und ihre Verachtung — und zum alleinzigen Troſt für die Mauer von Schmach, mit der ſie uns umzingelt, nichts als die Liebe eines Menſchen, ſo iſt es ſchwer die Erkenntniß anzunehmen, daß dieſer Einzige uns nicht mehr liebt, und wenn

ſie ſich uns auch mit den unwiderleglichſten Beweiſen aufdrängt.

Ich hatte immer ein heißes, opferdurſtiges Herz gehabt. Als die phyſiſche Sorge und Noth über mich kam, wiederholte und prägte ich mir ein, daß jetzt der Moment gekommen ſei, um meine Ausdauer zu bewähren, und um zu beweiſen, daß ich andrer Opfer fähig ſei, als desjenigen, welches der Rauſch der Leidenſchaft begehrt und bringt. Ich wähnte, wenn ich immer geduldig, freudigen Muthes, willig zu jeder Hülfe, zu jeder Arbeit, zärtlich wie ſonſt, vertrauend und huldigend wie niemals ſei: ſo könne Hermann unmöglich wegen meines Leichtſinns mich verachten. Ich fühlte in mir die Kraft, den Fehltritt eines Augenblicks durch die Würde meines ganzen Lebens zu verſöhnen; darum wollt' ich nicht von Hermann verachtet ſein, darum fiel ich zerſchmettert in den Staub, als ich erkannte, daß ich im Grunde nichts als ein Spielwerk für ihn geweſen — ein Spielwerk vergänglicher Liebe und unauslöſchlichen Haſſes.

Wie dieſe Erkenntniß erſt dumpf, dann immer deutlicher ſich in mir regte, darauf ſich feſt ſtellte, Wurzel ſchlug, ſich entfaltete, und mich mit ihren kalten, verſchattenden Zweigen ſo tief bedeckte, daß undurchdringliche Finſterniß ſich um meinen Blick und meine Seele lagerte — könnte ich Dir ebenſo

wenig deutlich machen, als man bei gewiſſen Krankheiten ſagen kann: ſo und ſo haben ſie angefangen. Man weiß nicht, wo man den Keim der Krankheit empfangen, man fühlt ihn kaum, man leugnet ihn, nach und nach wird man matt, wird gezwungen das Uebel einzugeſtehen, verſucht ihm Einhalt zu thun! aber es iſt da, es zehrt, es wühlt, es wüthet, es führt zum Tode — des Leibes hier, des Herzens dort. Das entſchied ein Moment.

Es war im Winter und ungewöhnlich ſtrenge Kälte. Ich hatte eiskaltes Waſſer geholt und fror ſehr, meine Hände waren ganz erſtarrt; da ſagte Hermann:

„Wenn ſie doch ſehen könnte, die hochgeborne Freifrau von Ringoltingen, daß ihre ſchöne Tochter Mägdedienſt bei einem Fiſcherſohn, ihrem Geliebten, thut"!

„Warum nicht, wenn er meines Dienſtes bedarf"? ſagte ich, ſcheinbar ruhig; aber ſo kalt es auch war, Hermanns Worte, ſein Ton, ſein Blick, ſein Ausdruck waren noch kälter, ſchneidender, vernichtender, und die Vorſtellung: er freut ſich meiner Erniedrigung, folglich verachtet er mich! — wälzte ſich wie ein Berg von Eis auf meine Bruſt. Und er ſchmolz nicht wieder fort. Bis dahin war ich von der innigſten Zärtlichkeit für ihn geweſen! wenn er ging, war's ein Leid, wenn er kam, eine Luſt,

wenn er lächelte, ein Fest, wenn er liebevoll war, eine Seligkeit. Das hörte auf. Ich sprach zu mir: Er liebt dich nicht und will dich dennoch besitzen? nein, das geht nicht Hand in Hand! — Ich that meine Obliegenheiten, ich besorgte unsre armselige Einrichtung, ich arbeitete für ihn, ich suchte etwas Geld zu verdienen durch Handarbeit, ich blieb sanft und willig zu jedem Dienst; allein damit hörte meine Hingebung auf. Ich fand nicht mehr in mir die überquellende Liebe, die mich an sein Herz geworfen; ich blieb ihm fern — so fern, daß es ihn tief verletzte.

„Bin ich ein Pestkranker, dessen Nähe Du scheust"? rief er zornig.

„Nein, sagt' ich, aber Du liebst mich nicht mehr".

„Als ob ich Dich je anders als jetzt geliebt hätte"? sprach er mit bitterm Hohn.

Zuweilen bat ich ihn, sich nicht so gräßlich zu verleumden, und mein Gefühl nicht mit Füßen zu treten. Zuweilen sank ich wie niedergedonnert in mir selbst zusammen, unfähig ihm zu antworten, starr vor übermäßigem Schmerz. Ich weiß nicht, warum er mich nicht fortjagte! ich glaube, ich war ihm nützlich zum materiellen Leben. Ich kochte für ihn, ich hielt sein Zimmer und seine Wäsche in Ordnung; war er müde vom Schreiben, so diktirte er und ich schrieb. Ich kostete ihm nichts! wir hat-

ten ein elendes Zimmer mit einem Alkoven, vier Treppen hoch; ich arbeitete bei ſeinem Licht, ich ſaß an ſeinem ſpärlichen Kamin! ſo viel, wie ich brauchte zu meiner allernothdürftigſten Bekleidung, verdiente ich mir. Unten im Hauſe wohnte ein Krämer, im dritten Stock ein Perückenmacher, welche Beide Töchter hatten: denen gab ich Unterricht im Piano, und dafür bekam ich von jenem Kaffee, und von dieſem ein Paar Franken — aus Mitleid, glaub' ich, denn der Perückenmacher war ganz gerührt, als ich eines Tages ihn bat, mir mein Haar abzuſchneiden und abzukaufen; ſchönes, langes, blondes Haar wird theuer bezahlt! aber er wollte mir nicht dieſe Schönheit rauben — der gute Mann, und da trafen wir jenes Uebereinkommen wegen der Muſik. — Vielleicht brauchte Hermann auch Jemand, an dem er ſeinen Groll über ſein hartes Schickſal auslaſſen konnte — genug, er hatte nie eine Aeußerung gemacht, die auf den Wunſch deutete, mit mir zu brechen, während ich ſchon tauſend Plane bebrütete, um ihn zu verlaſſen.

Jener Brief traf in dieſe Zeit. Mir war ſein Inhalt ganz, ganz gleichgültig! ich wünſchte längſt nicht mehr Hermanns Frau zu werden, und daß er die 2000 Gulden erbte....betrübte mich faſt. O Margarita! das Menſchenherz iſt voll unerklärlicher Widerſprüche! So lange Hermann blutarm

war, ſchien es mir Pflicht, bei ihm auszuharren, obgleich ich nach Erlöſung aus meiner erniedrigenden Lage lechzte, und als er nun einige Mittel in Händen bekam und als ich einſah, daß ich jetzt vielleicht beſſere Tage mit ihm theilen könne, aber daß ich ihn verlaſſen müſſe, weil er mich genug verachte, um mir wahrſcheinlich dereinſt dieſe Theilung vorzuwerfen: ſieh! da wurde ich faſt ſinnlos vor Verzweiflung, einſam, elend, befleckt und ſchuldbewußt in der Welt daſtehen zu ſollen. Ich ſprach nicht von meinen Qualen zu Hermann, ich klagte nicht. Bisweilen ächzte ich unwillkürlich, wie bei einem heftigen Körperſchmerz. Ich mogt' auch wol körperlich krank ſein, doch das kam nicht in Betracht, ich hatte eine eiſerne Natur. Endlich langte das ſehnlichſt erwartete Geld an. Ich fragte Hermann, ob ſich ihm noch immer keine Ausſicht zu irgend einer Anſtellung zeige, und wenn nicht — ob er dann nicht nach Deutſchland zurückgehen und dort ein Unterkommen ſuchen wolle; er habe nun Geld zur Reiſe und um ſich anſtändig zu kleiden.

„Und welche Rolle würdeſt denn Du in Deutſchland ſpielen"? fragte er ſpöttiſch, denn er ſprach in keinem andern Ton mit mir. „Welche Stellung ich dort auch fände, ſie würde mir ſchwerlich erlauben, Dich zu heirathen, und wir können nicht in Rüdesheim zuſammen leben wie in Paris, das würde

ſich nicht ſchicken für ein Freifräulein von Ringoltingen".

„Es ſchickt ſich allerdings nicht — weder dort noch hier", antwortete ich mit ſtumpfer Ergebung.

„Das fällt Dir etwas ſpät ein"! ſprach er mit bitterm Lächeln.

Ich kennt' es nicht mehr aushalten! es hämmerte mir im Kopf, die Kehle war mir zugeſchnürt, ich ſchnappte nach Luft. Ich ging auf die Straße herab, da war es beſſer, die Sonne ſchien wunderfreundlich! es war im März und gar nicht mehr kalt. Ich erwärmte mich recht da draußen! Ich ſah' zu Hermanns Fenſter hinauf und ſagte halblaut: Lebwohl, Hermann! ich will lieber auf der Straße ſterben, als bei Dir! — Darauf entfernte ich mich ſchnell, und fing an, in der ungeheuern Stadt, die ich faſt gar nicht kannte, umher zu irren, ohne Abſicht, ohne Gedanken, ohne Hoffnung, ohne Wunſch, in vollkommenſter Stupidität.

Plötzlich blieben zwei junge Menſchen, die Arm in Arm gingen, vor mir ſtehen, und verſperrten mir den Weg. Statt ihnen auszuweichen, blieb auch ich mechaniſch ſtehen, und ſtarrte ſie an. Wie eine Nachtwandlerin, wenn man ihren Namen nennt, fuhr ich mit Entſetzen aus meiner Betäubung auf, als ich ſie zu mir reden hörte, und floh, halbtodt vor Angſt und Scham, in die erſte, beſte Thür. Es

war die einer Kirche. Da fühlt' ich mich geborgen! ich stürzte auf die Knie und schrie zu Gott um Rettung. Das erleichterte mich sehr. Ich kannte die Welt so gar nicht, daß ich meinte, sie wimmele von barmherzigen, guten Menschen, und ich brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken, so sei die Hülfe da. Ich sah mir die Leute an, die mich umgaben; ich suchte ein Gesicht, zu dem ich Vertrauen fassen könne. Eine ältliche Dame mit stillen, blassen, ernsten Zügen gefiel mir ganz besonders. Als sie ihren Platz verließ, folgte ich ihr, und bat sie, mich anzuhören. Sie stand befremdet, doch nicht unfreundlich still, und fragte mich, woher ich sei, denn mein Accent verrieth die Ausländerin.

„Aus Deutschland"! erwiederte ich.

„Sind Sie denn auch eine gute Katholikin"? fragte sie weiter.

„Ach nein! ich bin protestantisch"! entgegnete ich; und darauf erklärte sie mir, sie könne sich nur ihrer Glaubensgenossen annehmen, und verließ mich.

Niedergeschlagen ging ich auf meinen Platz zurück, und begann neue Beobachtungen. Zu den Männern hatte ich kein Vertrauen. Ich fühlte instinktartig, deren Hülfe würde mein Untergang sein, und o Gott! ich wollte mich retten! — Endlich gewahrte ich eine schöne, junge Frau, elegant gekleidet, neben einem eben so hübschen und eleganten Mann,

und Beide sehr andächtig in ihren Gebetbüchern lesend. Die Frau war guter Hoffnung. Das gab mir ich, weiß nicht welche Zuversicht! ich meinte, sie müsse unsäglich glücklich sein, sie betete ja an der Seite eines geliebten Gatten für sein Kind! sollte sie, die Gesegnete, nicht Erbarmen mit fremdem Elend haben?

Als Beide die Kirche verließen, folgte ich ihnen, und bat die Dame um Gottes willen, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Sie warf sich erschreckt zurück, klammerte sich an den Arm ihres Mannes und rief:

„Gieb ihr Geld, Lieber! geschwind! daß sie uns nicht mit ihrer Litanei langweilt! ich bin sehr angegriffen"!

Kaum hört' ich die ersten Worte, so zog ich mich zurück; Schutz begehrte ich, kein Geld. Der junge Mann trat aber auf mich zu, nahm ein Geldstück aus seiner Westentasche, gab es mir, drückte mir dabei die Hand und fragte:

„Wo wohnst Du denn, mein schönes Kind"?

O, meine Margarita! so sind die Menschen! elend sein, ist in ihren Augen eins und dasselbe mit verworfen sein....und wer jenes ist, hat große Mühe dieses nicht zu werden! — Ich taumelte einen Schritt zurück, und faltete die Hände, ohne zu antworten. Die schöne Frau rief mit unwilliger Stimme ihren

Mann. Er verließ mich, und ein Bettler reichte mir das Geldstück, das ich hatte fallen lassen: es war ein Napoleon. Ich sagte dem armen Mann, er möge es behalten und für mich beten. Dann verließ ich die Kirche, und irrte wieder umher. Ich hatte keine Rast noch Ruh, ich mußte gehen und immer gehen! ich war zum Umsinken müde, doch sobald ich mich niedersetzte, packte mich eine ganz unbeschreibliche nervöse Angst. Zuweilen dachte ich: O Gott, Hermann sucht mich vielleicht! wenn ich ihm doch begegnen könnte! ich wollte Alles ertragen und immer bei ihm bleiben, denn ich fürchte mich gräßlich, so allein, allein, allein zu sein! — Und während ich das dachte, strömten die Menschen zu Tausenden an mir vorbei, und Keiner ahnte, daß ein junges, unseliges Geschöpf auf dem Punkt war, in den tiefsten Abgrund zu stürzen, weil es allein war. — Zuweilen faßte ich den Entschluß von selbst zu Hermann zurückzukehren. Aber dann dacht' ich: Wer weiß, ob er nicht meiner Entfernung herzlich froh ist! ob er mir nicht zurufen wird: weshalb kommst du wieder? ich habe dich nicht vermißt, nicht gesucht!.... Nein, ich würde nicht die ewige moralische Mißhandlung ertragen, und morgen oder übermorgen wieder entfliehen!

Der Tag ging zu Ende, es wurde allmälig finster. Ich wußte nicht, wo ich die Nacht schlafen

ſollte. Ich bedauerte jenen Napoleon dem Bettler geſchenkt zu haben; ich hätte mir doch damit ein Unterkommen verſchaffen können. Mich hungerte ſehr. Ach ja! der phyſiſche Mangel machte ſich fühlbar. Mich fror und hungerte. Ich hatte eine große Stadt kaum bei Tage geſehen — geſchweige bei Abend! Das Geräuſch und Gewirr wurde immer tumultuariſcher und betäubender. Ich wagte nicht in ein Haus zu treten, aus Furcht fortgejagt zu werden. Mitunter blieb ich ganz verdummt vor einem prächtigen, hellerleuchteten Magazin ſtehen, und ſtarrte die ſchönen Sachen an, oder vor einem Café, denn ich hatte brennenden Durſt, und großes Verlangen nach einem Glas Waſſer und ein wenig Brod. Um mir das zu verſchaffen, hätte ich gern gebettelt! ja ja, gebettelt! Du weißt nicht, was das heißt, Hunger haben! wie das beklemmt und den Kopf erhitzt und ohnmächtig macht! und wie man doch nicht ohnmächtig werden will, weil man dann hinfällt und mit Füßen getreten oder von den Wagen überfahren wird — und weil dann Wachen, oder was weiß ich für Leute kommen, die das unglückſelige Geſchöpf ins Gefängniß ſchleppen, oder ins Hoſpital. Ich hätte vermuthlich gradezu gebettelt, wenn nicht eine Drehorgel, die ein Blinder drehte, während ein Weib dazu ſang, mich auf den Gedanken gebracht hätte auch zu ſingen. Der Frei-

ſchütz war damals in der Mode, die Drehorgel ſpielte beliebte Melodien, das Weib kreiſchte dazu; aber es ſtanden viele Leute umher, und Einige gaben dem Blinden. Nachdem er gegangen, wollte ich verſuchen zu ſingen, auf der Straße, wie der elendeſte Bettler. Es ging nicht, die Stimme verſagte! die Blicke, die ſich auf mich richteten, machten mich zittern. Ich verkroch mich in der Menge, und warf mein Tuch über den Kopf, ein groſſes, weißes Muſſelintuch, das mir nun als Schleier diente und bis zum Gürtel herabhing. Als ich gewiß war, jetzt könne mir Niemand unverſchämt ins Geſicht ſehen, faßte ich plötzlich Muth, ſtellte mich an einen Baum und fing an zu ſingen. Es war auf dem Boulevard des Italiens: da ſind beſtändig elegante Leute. Ich ſah durch mein Tuch, daß mehre mir zuhörten. Sie lobten meine Stimme und gaben mir Geld; dabei bemerkte einer meine kleine Hand. Nun fingen ſie an, Vorausſetzungen über meine muthmaßliche Schönheit zu machen. Einer beſchwor mich, den Schleier abzunehmen; ein Andrer, ein ältlicher Herr, ſagte: man ſolle ſich doch mit meiner ſchönen Stimme begnügen, ich ſei gewiß grundhäßlich oder entſtellt; ein Dritter rief mir zu, das Jägerlied aus dem Freiſchützen zu ſingen; ich wünſchte mich unter die Erde. Plötzlich riß mir Einer mit raſcher Bewegung den Schleier ab, und

mein Haar, das ohnehin schon halb aufgelöst war, fiel lang über meine Schultern herunter.

„Diable! rief der junge Mann, das ist ja eine heilige Genovefa"!

Ich ergriff mein Tuch wieder, warf es hastig um und lief pfeilgeschwind fort. Ach! als ich athemlos stillstand, bemerkte ich, daß ich mein Geld verloren hatte! stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Ich war matt zum sterben. O lieber Gott, laß mich doch sterben! murmelte ich ununterbrochen, wie die Blödsinnigen. Ich ging immerfort, immerfort! ich hoffte umzukommen vor Ermüdung. Gräßliche Gestalten streiften an mir vorüber, fürchterliche Worte fielen in mein Ohr — aber ich sah und hörte, wie es zuweilen im Traum geschieht, ganz undeutlich, phantasmagorisch. Einmal fühlte ich mich am Arm festgehalten; da stieß ich einen so gellenden Schrei aus, daß man mich auf der Stelle losließ. Ich ging weiter und kam auf eine Brücke. Die Seine floß still und ruhig darunter weg. Wer da unten läge! murmelte ich. Das ist ja sehr leicht! setzte ich hinzu. Ich beugte mich über die Brustwehr, mein Kopf schwindelte, wurde schwer, schwer; aber ich weiß nicht, wie es kam — Bilder des Lebens zogen an mir vorbei! ich dachte an Rosenheim, an eine Wasserfahrt mit Franz, an Dich, Margarita, mit Deinen himmlischen Augen! ich konnte mich nicht

herabstürzen! Vielleicht sterb' ich von selbst, sprach ich zu mir: ich will warten bis Mitternacht! — Ich kauerte mich zusammen auf den kalten Steinen, und wartete gelassen auf den Tod. Beim ersten Schlag der Mitternachtstunde ging ein Mann vorüber und stieß mich hart mit dem Fuß am Knie. Das machte mir einen heftigen Schmerz. In demselben Augenblick fuhr ein Wagen auf die Brücke. Ach! die Pferde werden mich tot treten und das thut so weh! ächzte ich, raffte mich auf, und schwang mich über die Brustwehr. Die eisige Kälte des Wassers raubte mir auf der Stelle die Besinnung.

Nach neun Tagen kehrte sie zurück. Ich fand mich mit unsäglichem Wohlbehagen in einem freundlichen Zimmer wieder und eine barmherzige Schwester saß vor meinem Bett und betete. Da faltete auch ich meine Hände, flehte inbrünstig Gott um Vergebung an und dankte ihm für mein Leben, das mir wie ein herrliches Geschenk vorkam. Dann fragte ich, wo ich sei, und hörte mit Verwunderung, im Hotel des —ischen Ministers, der grade über die Brücke gefahren sei, und mich habe retten lassen. Ich besserte mich rasch, und nach drei Tagen kam die gute Schwester nicht mehr, zu meinem großen Bedauern; ein Kammermädchen vertrat ihre Stelle. Nach acht Tagen war ich ganz hergestellt, und da ließ mich der Minister zu sich kommen. Er war

der ältliche Herr vom Boulevard des Italiens, und ich erkannte ihn gleich, denn alle Umstände jenes gräßlichen Abends waren wie in Erz in mein Gedächtniß geprägt. Ich mußte ihm mein Schicksal erzählen; er fragte nach meinen Aussichten für die Zukunft, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, mich mit meiner Mutter zu versöhnen; er erkannte meine unendliche Hülflosigkeit, für jetzt und für immer.

„Sie sind verloren, wenn Sie nicht in meinem Schutz bleiben!“ sprach er.

„O ja! rief ich, bei Ihnen werd' ich geborgen sein!“

Ich war kaum neunzehn Jahr alt; er, tief in den Fünfzigen. Er kam mir ganz wie ein Greis vor, recht uralt. Das freute mich! sein leutseliges Wesen gefiel mir ebenfalls sehr, ich faßte Vertrauen zu ihm. Er verspottete mich nicht und brutalisirte mich nicht; er ging fein und freundlich mit mir um; er besuchte mich täglich in der lieblichen kleinen Wohnung, die er mir in der Nähe seines Hotels gegeben hatte, und wo ich mit Wonne ein Piano, Noten und Bücher fand. Ich freute mich immer, wenn er kam, er hörte mich gern singen und spielen, er lobte mich und bot mir alle Lehrer an, die ich nur wünschen konnte. O Herr und Gott, er forderte statt Dankbarkeit — Liebe; und ich, ich Un-

selige! zerschmettert vom Leid, vernichtet durch die Liebe, vor mir selbst erniedrigt durch meine Schmach und Sünde, geängstigt durch das Schreckbild meiner einsamen, elenden Existenz — ich beschwor ihn, jedes Opfer als Dankbarkeit hinzunehmen, aber mir nie von Liebe zu sprechen. Diese Bedingung war nicht schwer zu erfüllen für einen Mann von siebenundfunfzig Jahren, der das Leben rund um und durch und durch gelebt hatte, und der zu seinem eignen Erstaunen von dieser Jünglingslaune sich befallen sah.

So lebten wir ein Jahr in Paris, dann sechs in Neapel. Doch die waren anders! seine Zärtlichkeit hatte dem Wohlwollen Platz gemacht; er war mir gut, und schenkte mir sein volles Vertrauen. Er besprach Alles mit mir, und hielt sehr viel auf mein Urtheil und meine Ansicht. Ich lebte in seinem Hause und galt für das, was ich nicht mehr war. Durch seinen Umgang, durch die Gesellschaft aller Männer, die bei ihm aus- und eingingen, durch Unterricht, Lektüre und Nachdenken, hatte erst mein Geist, allmälig mein Charakter sich entwickelt. Man nannte mich genial, exceptionel, man bewunderte meinen Verstand, man adorirte meine Grazie. Was half mir das? ich war elend!

Was ich für Seelenzustände durchlebt, mit welchen Dämonen ich gerungen — welch' ein schmach-

tender Durſt nach Glück zuerſt — und welch' ein Widerwille gegen Glück und Freude der Welt zuletzt mich beherrſcht haben: ja, dafür giebt es keine Worte! Denn, wer von uns hat nicht gerungen, nicht gelitten? wer von uns iſt nicht durch Enttäuſchung und Entmuthigung gegangen? wer von uns hat nicht ſeine Altäre ſtürzen und ſich ſelbſt oder ſeine Ideale vom Thron fallen laſſen? Aber irgendwo empfängt uns eine grüne Oaſis! erblüht ſie nicht in der Gegenwart, ſo dämmert ſie in der Zukunft oder lächelt uns melancholiſch aus der Vergangenheit an; — wem die Erinnerungen trübe ſind, der wirft ſich kühn in den Arm der Hoffnung, oder in den bezaubernden Genuß des Augenblicks; — wer von der Welt geächtet wird, flüchtet ſich an ein liebendes Herz oder in das eigene; — wer nicht in Gefühlen ſchwelgen kann, der ſucht durch That und Handlung ſeine Befriedigung, — wer die entſprechende Stellung im äußern Leben nicht finden kann, dem ſchaffen die Gedanken ein weites, unumſchränktes Gebiet. Für Keinen iſt das Daſein ein immerblühendes Eden! für die Meiſten iſt's ein Erdreich, das ſie mühſelig bebauen müſſen, und das mit Haideland und Felſen vermiſcht iſt! dennoch iſt die dürre Haide mit lieblichen Blumen beſtreut, und um den Fels ſchlingt ſich Moos und Epheu, und die Tanne ſchießt aus ſeinem Spalt empor. Irgendwo

faßt die Vegetation Fuß, und entwickelt Leben! — nur nicht im Triebsand! und ich, Margarita, ſtand mitten drin! Begeiſterung hatte mich zur Thorheit geführt, Leidenſchaft zum Leichtſinn, Liebe zur Schmach, Schmerz zur Sünde, Dankbarkeit zur Verworfenheit. Die herrlichſten Gaben hatte ich profanirt, die edelſten Fähigkeiten mißbraucht, jedes Material zur Exiſtenz verdorben und jede Baſis erſchüttert, auf welche ſie ſich gründen läßt. Die Maſſe verachtete mich, der Einzelne bemitleidete mich mit jenem ſchauderhaften Mitleid, das man dem Laſter zollt, die Welt ſtieß mich aus ihren Reihen, und mein eignes Herz ſprach den Bannfluch wider mich!

Und dennoch! dennoch ſchrie ich nach Glück! ich that und trieb Unglaubliches, um es zu finden. Bald warf ich mich in alle Zerſtreuungen, welche große Städte in ſo reichem Maaß und Wechſel, auch außerhalb des Kreiſes der ſogenannten Geſellſchaft bieten: Schauſpiel, öffentliche Feſte, Kunſtgenüſſe, Wohlbehagen am raffinirten, täglichen Leben mußten wie eine ununterbrochene Berauſchung an mir vorüberbrauſen. Bald floh' ich in die Einſamkeit, und forderte von Büchern, von ernſter Beſchäftigung mit großen Geiſtern aller Zeiten, von Ausübung einer Million kleiner Fertigkeiten, zu denen ich alle Geſchicklichkeiten der Männer rechnete, Ruhe, Klarheit und Befriedigung. Umſonſt! Unruh, Finſterniß und

grauenhaft gespenstische Leere, waren die Furien, die nicht eine Sekunde von mir abließen. Nur wenn ich alle körperliche und geistige Spannkraft bis zur Ueberspannung angestrengt und verbraucht hatte — nur dann war mir wohl, weil ich müde war, und weil ich die Ermüdung Ruhe nannte. Eine solche Epoche war für mich die erste Anwesenheit der Malibran in Neapel. Der Minister kannte sie schon in Paris, er gab ihr in Neapel Feste über Feste, die nicht sowol durch Luxus und Geschmack, als hauptsächlich durch die Vereinigung aller Sommitäten glänzten — freilich nur der Männerwelt, die gleich mir für jene Fee des Gesanges fanatisirt war. Neapel, dessen Himmel, dessen Natur, durchstrahlt von der Sonne, durchglüht vom Vesuv, umbrauf't vom Meer — dazu die Inspirationen der Kunst, Bewunderung, Jubel, Entzücken — es war eine Verklärung des irdischen Daseins, eine Vergeistigung der irdischen Freuden, die mir, während ich sie genoß, allen Bedürfnissen zu entsprechen, und alles Verlangen zu befriedigen schienen. Nichts da! es waren die Extasen des Opiumrausches gewesen! ich erwachte matter und ernüchterter denn je, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieser Freuden wurde immer stärker, mein Ekel, sie umsonst und ewig umsonst herauf zu beschwören, immer bestimmter, und die tiefe namenlose Sehnsucht nach etwas Anderem,

was ich nicht zu nennen wußte, was nicht in der Welt ſein konnte, weil ich es nicht in ihr gefunden — immer nagender. O dieſe Sehnſucht nach Liebe! wie Pſyche in der Hölle ſchwebte ſie ſelig, heilig, himmliſch, durch meine Verzweiflungen.

Aber ich nannte ſie nicht Sehnſucht nach Liebe, ſondern nach dem Tode. Lieben mogt' ich nicht mehr! das Ideal, welches ich mir einſt gemacht, war von der Realität nicht ſowol vernichtet, als vor ihr in andre Regionen entfloh'n. Im Himmel mußte die Liebe wohnen, die ich begriff, die nicht in den Staub tritt, die nicht verachtet, die unſer Auge hell, unſer Herz freudig, unſer ganzes Weſen feſt macht, die das Leben giebt, d. h. das Bewußtſein der Unendlichkeit, und die ich zur Bedingung der Seligkeit machte. Darum wollt' ich ſterben! o, wie hab' ich mich nach dem Tode geſehnt! ich glaubte an eine Fortdauer, an eine fortſchreitende Entwickelung. Ich fühlte mich viel zu gering und unwürdig, um in einem überirdiſchen Abſchnitt der Exiſtenz zu meiner geträumten Seligkeit zu gelangen; aber beſſer zu werden, aber mich zu entwickeln, aber dieſen Staub der Erde von mir abzuſchütteln, aber durch Ströme oder Gluten der Läuterung hindurch zu gehen, aber mein verlornes, ſchneeweißes Unſchuldskleid tapfer wieder zu erkämpfen: das durft' ich doch hoffen, und das hoffte ich. Ich rang oft gegen das Verlangen

mir den Tod zu geben. Was mich davon abhielt war die Gewißheit an meiner Sehnsucht und meinem Gram zu sterben. Ja, ich war dessen so sicher, daß es mich geduldig machte.

Der Minister war den letzten Winter in Neapel sehr krank, und ich seine treue Pflegerin gewesen. Er rechnete mir das hoch an, er sprach: das Krankenbett sei ein schlechter Platz für meine Jugend und Schönheit. Ich versicherte ihm, und mit voller Aufrichtigkeit, es sei der allerbeste für mich, denn ich könne ihm nützen und dienen wie sonst Niemand. Er schenkte mir die kleine Herrschaft Töröseny in Ungarn, um meine Zukunft, im Fall seines Todes, unabhängig zu machen. Seitdem nahm ich jenen Namen an. Bis dahin hatte ich keinen! ich hieß Melusine. Er allein wußte den meiner Familie, und er hat ihn nie verrathen. Durch das Geschenk der Herrschaft und des neuen Namens gab er mir eine Art von bürgerlicher Stellung, die mich unaussprechlich erfreute, weil ich mir selbst dadurch weniger ausgestoßen vorkam. Er fand das Klima von Neapel zu aufregend, wünschte eine neue Bestimmung, und erhielt sie nach Berlin. Vorher sollte er Wiesbaden brauchen. Es war mir unmöglich, ihn in meine Heimath zu begleiten! er ließ mich in Mailand: ich sollte in der Lombardei oder der Schweiz einige Wochen zubringen und dann in Berlin mit

ihm zusammentreffen. Ich blieb einen Monat am Comersee!

Margarita, es kommen Begegnisse im Leben, die außerhalb aller Berechnung, aller Voraussetzung, aller Möglichkeit liegen. Gott schickt sie uns als seine Boten: das glaub' ich fest! bald vertreiben sie uns mit dem feurigen Schwert aus dem Paradiese, dessen wir nicht mehr würdig sind; bald leihen sie uns ihre goldnen Flügel und prophetischen Blicke, und heben uns wieder hoch genug, um ins verlorne Paradies hineinzuschauen und den Weg dahin zu suchen. Ein solcher Bote war Hulderich für mich! er hat in der Welt einen andern Namen, doch was kümmert der Dich und mich? Er war ein schöner, leidenschaftlicher, ganz von Gefühlen lebender Mensch. Er liebte mich! — — O, manche Männer hatten wie von Liebe gesprochen; sie wußten, wer ich war, sie meinten die schöne Mätresse des alten Ministers, müsse leicht zu gewinnen sein; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, mir ihren Materialismus zu verbergen; und, mein Gott! sie hatten ganz recht von ihrem Standpunkt aus; ein alter Mann hatte mich für sein Geld gewonnen, warum nicht ein andrer durch seine Jugend, oder Schönheit. Alle meinten, ich hätte Leidenschaft, Sinne, Grazie, die ganze Energie einer mächtig reichen Organisation, und sie hatten ganz recht! aber daß ich außerdem eine Seele

beſäße — daß ich etwas Andres begehre als brutale Befriedigung, im zierlichen Gewande der Koketterie — das fiel Keinem ein! konnte vielleicht Keinem einfallen, der meine Verhältniſſe kannte! Aber deshalb blieb ich eiskalt für ſie, und die lodernden Flammen meines Innern erſtarben in ihrer Gegenwart, vor ihren Wünſchen.

Sie brachen aus vor Hulderich, ſie umzingelten mich und ihn, als er mir von der Liebe in einem Ton ſprach, der bisher nur in mir erklungen war. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, ich wollt' ihm den Schmerz ſparen, ſein Gefühl an eine Unwürdige verſchwendet zu haben, ich wollte bald ihn fortſchicken, bald ihm ſagen, wer ich ſei. Aber ach! eine übermächtige Empfindung iſt ein arger Sophiſt! mein Leben nur, doch nicht mein Herz, ſchien mir ſeiner unwürdig. Warum ſollt' ich mich nicht ein paar Stunden oder Tage an dem prächtigen Strom ausruhen, der an mir vorüber ins Leben hineinrauſchte, und mich in ſeine klaren Wellen lockte? — Ich widerſtand auch nicht! was hatte ich zu fürchten und zu verlieren? höchſtens eine neue Illuſion erbleichen zu ſehen! — In jenen Monat drängte ſich das Glück eines Menſchenlebens zuſammen! jener Monat war die Perle, die zwiſchen den ſtarren Muſchelſchaalen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft lag! aber die Perle war mein: ich wurde

geliebt, ich, die arme Meluſine! „Den Schatten kann man malen, doch nimmermehr das Licht" — heißt es in einem Liede. Das iſt recht wahr! von meinem Leid weiß ich mehr zu erzählen, als von meinem Glück. Die Liebe konzentrirt dermaßen unſre Kräfte, daß ſie außer aller Proportion zu den Mitteln, durch welche wir ſie ausdrücken könnten, ſind. Die gewöhnlichen Fähigkeiten werden paralyſirt, nicht durch Mangel und Schwäche, ſondern weil höhere Wahrnehmungen auch eine höhere Darſtellung begehren. Nur bei dem Geliebten iſt die Sphäre unſrer Freiheit, in der jede Richtung unſers Weſens ihren Laut und ein Echo findet, und wie der Akkord auf einer Orgel tönt.

Als ich mich von Hulderich trennte, war's auf Nimmerwiederſehen! das hatte ich ihm zugeſchworen. Vor meinen Augen ſollte er nicht meinetwegen erröthen. Ich ging wie in den Tod, doch mit dem Bewußtſein, gelebt zu haben. Ich erkannte das Geſetz: wer lebt, muß ſterben. Wir wenden es nur an auf das eine Leben und den einen Tod; doch glaube mir: der Menſch hat mehre Leben auf der Erde durchzumachen, Leben der Phantaſie, der Sinne, des Verſtandes, des Herzens; und hat er ſie glühend und kräftig durchlebt, ſo muß er nach jedem ſolchen Leben ſterben, wie die Blume zerfällt, wenn ſie ausgeblüht hat! Immergrün iſt kühl und kahl! die

Roſe ſtammt, duftet und welkt! Ich nahm mein Schickſal an.

In Berlin ſagte ich dem Miniſter, was mir begegnet war. Es betrübte ihn augenblicklich, wie eine flüchtige Eiferſucht. Im Herbſt ging ich nach Töröſeny. Da wurde Hulderich geboren; ich wäre gern immer in der ländlichen, wilden Einſamkeit geblieben, mit meinem Kinde und der Erinnerung an den Vater. Doch der Miniſter hatte ſich dermaßen an meinen Umgang gewöhnt, daß er mich ſchmerzlich vermißte und dringend meine Rückkehr wünſchte. Ich hatte Mitleid mit ſeinem einſamen Alter, und kam wieder, natürlich mit meinem Knaben. Allmälig faßte er eine innige Zärtlichkeit für Hulderich, und amüſirte ſich mit ihm wie ein Vater, während er zugleich auf tauſenderlei Weiſe für ihn ſorgte. Er gab ihm ein kleines, unabhängiges Vermögen, ſo daß mein Sohn eine freie, ſchöne Stellung in der Welt haben wird — und das iſt ein immenſer Vorzug! man wird dadurch vor dem Contakt mit zahlloſen Niedrigkeiten und Gemeinheiten bewahrt, und es bleiben deren noch ſo viel andere und von andern Seiten übrig, daß Eltern dem Himmel nicht genug dafür danken können, wenn ihr Sohn nicht ſeine Meinung — und ihre Tochter nicht ihre Hand zu verkaufen braucht, um das Leben zu friſten.

Von Berlin gingen wir nach Conſtantinopel.

Dort ſtarb der Miniſter, den ich einen treuen Freund nennen darf, vor einem Jahr, und meine Geſundheit, die allmälig gelitten hatte, führte mich nach Italien. Doch umſonſt! der Tod hatte ſich bei mir eingeniſtet, ich weiß nicht wann und wo. Zur Strafe dafür, daß ich einſt mein Leben frevelnd enden wollte, muß ich nun ſterben, und hätte doch gern gelebt, um Hulderichs erſte Schritte im Leben zu bewachen. Jetzt, da ich ihn an Dein Herz legen darf, da Du ihm eine zärtliche Mutter ſein wirſt, eine Mutter, deren er ſich nie zu ſchämen braucht, jetzt ſterb' ich bereitwillig, und lege Dich, ihn und ſeinen Vater in die Hand des ſtarken, heiligen Gottes, der mich nicht umſonſt durch die Aengſte und Kümmerniſſe des Lebens geführt hat. Durch Schwäche und Uebermuth gefallen, durch Liebe erlöſt: das iſt die Geſchichte der Menſchheit und des Menſchen; darf ich klagen oder zagen, weil es die meine iſt"?

„Nein, geliebte Meluſine! rief Margarita, Du brauchſt weder zu zagen noch zu klagen! Du haſt „die Welt überwunden", wie es in der Bibel heißt".

„O ſchweig! ſprach Meluſine raſch, wer Martern erduldet hat, iſt deshalb noch kein Heiliger!....Bewahre eine ſanfte, melancholiſche Liebe in Deinem milden Herzen für mich Arme, und hauche ſie in die Seele meines Kindes".

Sie bot ihr die Hand; Margarita legte mit

schwelgender Betheuerung die ihre hinein, und die Schwestern sanken einander in die Arme. Dann sprach Margarita:

„Und soll Hulderich nie seinen Vater kennen lernen? mißgönnst Du dem Mann, der Dich so sehr, und den Du einzig geliebt hast, die Freude an dem prächtigen Kinde? weißt Du, ob er sich nicht nach ihm sehnt, ob er nicht des Knaben wie eines Trostes bedarf?....Hast Du ihn denn je wiedergesehen, weißt Du von ihm, bist Du ihm keinen Ersatz schuldig"?

„Nach vier Jahren sah ich ihn wieder, auf einen Moment, und er liebte mich damals noch, sprach Melusine mit tiefer Rührung. Ohne Hoffnung, ohne Aussicht, ohne Lebenszeichen von mir zu empfangen, hatte er mir die Treue des Herzens bewahrt; sieh', das versöhnte mich für immer mit meinem Schicksal! Hatte Einer mich betrogen, hatte ein Andrer meine Hülflosigkeit benutzt — Er hielt mir Wort, über allen Glauben und alle Erwartung! Um Seinetwillen segnete ich mein ganzes Leben, weil es mich Ihm zugeführt! um Seinetwillen dankte ich Gott für all' meine Qualen, weil ich Ihn desto höher schätzen durfte! um Seinetwillen faßte ich Zuversicht zum Schöpfer und zur Kreatur, weil ich mir sagte: Gott liebt die Menschen, denn er hat ihnen die Liebe gegeben, und die Liebe trägt sie in den Schooß Gottes zurück. Aller Glaube, aller Trost, alle De-

muth, alle Verſöhnung, aller Balſam, quoll für mich aus der Liebe jenes Mannes! Aber, ſo unermeßlich viel das auch ſein möge, dennoch hab' ich ihm dafür Erſatz gegeben; nicht durch mich, o nein! doch aus meiner Hand. Frage nicht! es laſſen ſich nicht alle Verhältniſſe enthüllen! — Darum auch wird er gewiß aus der Ferne über Hulderich wachen und ihn nie aus den Augen verlieren, ſo wie ich für ihn ſelbſt gethan; er wird ihn immer lieben! jedoch kann er nichts für ihn thun, in dem Sinn der Welt, nicht ihm ſeinen Namen geben, nicht ihn zu ſeinem Erben machen; darüber giebt es Geſetze. Was Hulderich Töröſeny ſeinem Herzen auch ſei, für ſein äußeres Leben bleibt er Hulderich Töröſeny. Ich entziehe ihm nicht das Kind; unſre Liebe, unſre Schuld hat's gethan".

„Schuld"! ſprach Margarita mit ſanftem Vorwurf.

„Ja! entgegnete Meluſine nachſinnend; warum das ſo iſt, weiß ich nicht, allein es iſt ſo: am ſtrengſten und bitterſten rächen ſich in der Welt und durch ſie die Uebertretungen der Geſetze, welche ſich die Liebe zu Schulden kommen läßt. Ich glaube faſt, ſetzte ſie mit zauberiſchem Lächeln hinzu, daß, weil ſie auf Erden geſtraft — ſie im Himmel begnadigt wird".

„Und haſt Du je wieder von dem unſeligen

Hermann gehört? fragte Margarita; was mag aus ihm geworden ſein"?

„Ein loyaler Mann und Profeſſor der Theologie in X.", ſagte Meluſine ruhig.

Nach dieſem Geſpräch nahmen ihre Kräfte mit reißender Geſchwindigkeit ab. Doch der Geiſt blieb klar und gegenwärtig, und alle Anordnungen, welche ſie zu treffen hatte, um Hulderichs Vormundſchaft auf Margarita zu übertragen, beſorgte ſie umſichtig und pünktlich, und beſtimmte, daß er in einer bewährten Anſtalt in Genf erzogen werden ſolle. Dann, als nichts mehr ihr zu thun oblag, ſtreckte ſie ſich müde aus, und es vergingen lange Tage, in denen nichts an ihr lebte, als ihr Herz. Sie konnte nicht mehr ſprechen, noch ſich bewegen. Die Aerzte begriffen nicht, wie ſie noch lebe. Vielleicht war es deshalb, weil ſie die Erfüllung eines heißen Wunſches ins Grab mitnehmen wollte.

Es war früher Morgen. Die Auguſtnebel wogten und wallten auf dem Genfer See, wie Nonnenſchleier auf einem raſchen Herzen. Ulrichs Wagen hielt vor Margaritas Wohnung, und er fragte: ob er ſie wol ſchon ſehen könne. Ja, erwiederte man ihm, aber dort in Bellerive. Wo und wie, war ihm ganz gleichgültig! Er eilte nach Bellerive; er trat in die weitgeöffnete Gitterthür des Gartens, aber er überſchritt die Schwelle nicht. Er ſchlang die Finger

durch die Eisenstäbe und hielt sich fest. Seine Brust, sein Gehirn, waren wie zerspalten von Schmerz, von Seligkeit. Unter einer finstern Cypresse und einem mit feurigen Blüthen überschütteten Granatbaum, lag todt oder sterbend Melusine, auf einer Chaise longue, und Margarita saß im stillen Gebet zu ihren Füßen, während Hulderich und Tony neben ihr knieten — Alle drei schweigend, thränenlos, andachtvoll, himmlisch zärtlich, wie Engel am Sterbebett eines vielgeprüften Menschen. Aber in diesen Frieden des Himmels schrie die ganze Qual der Welt, mit dem Ausruf hinein, der sich aus Ulrichs Brust drängte, nachdem er die ganze Gruppe überschaut und erkannt. Seine Stimme weckte Melusine aus der Agonie. Sie sah ihn an; ihr Auge flammte in ihrem Leichenantlitz auf, wie die ewige Lampe in einem Grabgewölbe. Sie richtete sich auf, winkte ihm, nahm seine Hand, nahm mit der andern Hulderichs und Margaritas Hände, legte sie in die seine, sprach:

„Dein"! — und starb.

Schluſs.

Drei Wochen ſpäter, an einem ſtillen, heißen Sternenabend, ſtanden Ulrich und Margarita, Arm in Arm, auf der rebenumlaubten Gallerie des Gärtnerhauſes. Sie hatten ſich am Morgen trauen laſſen. Sie ſtanden auf der Zinne des Glücks, unter der wehenden Siegesfahne der Liebe. Mögten ſie dort ſtehen bleiben! wie das Leben nun einmal iſt, dürfte der nächſte Schritt — ſchon ein Schritt abwärts ſein! — Es ging eine große Stille durch die ganze Natur. Keine Welle plätſcherte, kein Blatt ſäuſelte. Sternſchnuppen fielen heiß und ſchnell vom Himmel, am ſtärkſten im Oſten, über dem Gottesacker von Montreux, wo Meluſinens irdiſche Hülle ruhte. Ulrich küßte zuweilen Margaritas Augen und Lippen, und ſie drückte ſich an ſeine Bruſt; ſie ſprachen nicht.

Da ward die Stille unterbrochen. Pferdegetrappel und muntrer Peitſchenſchlag erklangen. Ein

bepackter Reiſewagen kam aus der Stadt, und rollte auf der blendend weißen Chauſſee nach Chillon fort. Fünf Minuten ſpäter kam eine zurückgeſchlagene Kaleſche, in der zwei Damen ſaßen, und vorn, auf dem breiten Koffer, lag ein großer, weißer Windhund. Er richtete ſich unter der Gallerie auf den Vorderfüßen empor, und ſtieß ein kurzes Geheul aus. Der Wagen flog dahin. Ulrich ſah' ihm nach. Dann, nachdem das Geräuſch verhallt war, ſprach er:

„Das war Unica! — wie es ſcheint auf dem Wege nach Italien. Bianco und ich, wir haben uns erkannt".

„Arme Unica! ſeufzte Margarita; unſer Glück iſt ihr Leid, Ulrich".

„O, rief er heftig, das Glück erfüllt Dich nicht ganz! Du denkſt an etwas, was uns nicht betrifft; aber ich....nur an Dich! nur an Dich....Undankbare"!

„Der Vorwurf trifft mich nicht! an wen hab' ich denn etwa gedacht, ſeit dritthalb Jahren, als an Dich"? fragte Margarita lieblich.

Er konnte nicht ein Gleiches ſagen, er legte ſeine Wange auf ihre Locken.

„Und überdas, fuhr ſie mit der himmliſchen Grazie des Herzens fort, mußt Du Dich doch daran gewöhnen, daß ich die Gedanken zwiſchen Dir

und meinen Kindern, Hulderich und Tony, theile. Du erlaubſt es...nicht wahr?

Er ſchloß ſie mit einer unbeſchreiblichen Bewegung von Dank, Liebe und Rührung in ſeine Arme. Mit keinem Blick, mit keiner Sylbe hatte ſie nach ſeiner Vergangenheit gefragt, denn heiße Schmerzen, die weh thun mußten, wenn ſie aufgewühlt wurden, lagen für ihn darin. Ihre Liebe machte ſie allwiſſend. Nun richtete ſie ſich auf, und als ſie ſeine Augen von Thränen glänzen ſah, rief ſie, indem ſie die Arme um ſeinen Hals warf, mit einem ganz ungeahnten Ausdruck von Leidenſchaft:

„Er weint, o Herr und Gott! und ich bin glückſelig. Ulrich, Du biſt undankbar.“— — — —

Unter dieſer goldnen Nacht fuhr Unica ſtumpf und trübe, an Ildas Seite, dem Simplon zu. Sie eilte am Genfer See vorbei, weil ſie Ulrichs Aufenthalt in Vevay kannte und ihm nicht begegnen wollte. Nachdem ihre Scheidung erfolgt war, hatte ſie ausführlich an Ilda geſchrieben, und ſie gebeten, ſie mit ſich zu nehmen, ſie wolle fort aus ihrer Heimat und aus Deutſchland.

Ilda ſagte zu Mario, der damals bei ihr war: „Das Leben iſt eine ruſſiſche Schaukel! bald iſt dieſer oben, bald jener; man braucht nur zu warten, ſo kommt man wol auch wieder in die Höhe.“

„Himmliſche Gräfin! rief Mario, der Vergleich macht ſeekrank oder ſchläfert ein.“

„Schlafen Sie immerhin ein wenig, entgegnete ſie, ich weiß, Sie verſchlafen nichts. Vielleicht wachen Sie in Italien auf, wenn Sie meine ſchöne, troſtloſe Freundin ſehen.“

„Sagen Sie mir, nahm Mario nach einer Pauſe das Wort, was das heutzutag für eine Wuth iſt, in der Welt herumzureiſen! wem's gut geht, reiſt vor Freude, wem's ſchlecht geht, reiſt, um ſich zu zerſtreuen! wer Geſchäfte hat, reiſt, um ſich von ihnen zu erholen, wer keine hat, um ſie zu erſetzen! wer Geld hat, reiſt, um es auszugeben, wer keins hat — ja, ich weiß nicht, wie er's anfängt! aber er reiſt, darauf kann man ſich verlaſſen. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen ſchwirren umher, daß mir angſt und bange wird. Europa iſt ſchon viel zu eng! eine wahre Bettelei! In den Orient muß man, nach Egypten, nach Algier! Dampfſchiffe, Dampfwagen ſind eine ganz erträgliche Erfindung, um das Reiſen zu erleichtern; aber ſie genügt uns nicht. Es iſt die höchſte Zeit, Mittel zu erfinden, damit wir über unſere engen Planeten hinaus in den Sirius und den Polarſtern ſetzen können! — Und nicht genug in der Wirklichkeit — nein, auch in Fiktionen, in Büchern wird gereiſt! Als Sie mir geſtern Ihr

Manuſcript da vorlaſen, fiel mir das wieder recht auf! Sagen Sie mir um Gottes willen, weshalb laſſen Sie die Leute nicht friedlich zu Hauſe ſitzen, ſtatt ſie durch alle Welttheile zu jagen?“

„Weil die Leute es nicht thun, mein lieber Mengen! und weil ich keine andre Welt beſchreibe, als die, welche ich kenne! antwortete Ilda. Meine Bücher ſind kleine Monde von der Sonne der Zeit. Der Menſch will eine Erholung haben, wenn er von harten Schlägen gebeugt worden; das iſt ganz natürlich! Ehedem ſuchte er ſie in der innern Sammlung, heutzutag in der äußern Zerſtreuung. Ehedem zog er ſich in ein Kloſter zurück, bald für immer, wenn er zum geiſtlichen Stande übertrat; bald für eine gewiſſe Zeit, indem er ſich durch eigene Meditationen und durch den Umgang mit gottſeligen und gelehrten Leuten zu ſtärken ſuchte — wie das z. B. in Portroyal geſchah. Heutzutag meditirt man mit Extrapoſt und auf der Eiſenbahn. Unſre Bedürfniſſe ſind immer dieſelben, wir ſuchen nur nicht immer auf gleiche Weiſe ſie zu befriedigen. Vor funfzig Jahren gab's keine Krankheit, die nicht durch den Gebrauch von Spaa geheilt werden konnte. Wer ſpricht jetzt von Spaa? Die Kaltwaſſerkur iſt in der Mode und wird mit Wuth gebraucht. Damals ſtarb man am Pouhon, jetzt am Brunnenwaſſer; und damals wie jetzt kann man

auch trotz Beider wieder gesund werden. Eine ähnliche Mode ist das Reisen, und sie wird blindlings, wie jede Mode, angenommen. Das ist nicht meine Schuld."

Unica befand sich in einem kläglichen Zustand, als die Gräfin Schönholm nach Hochhausen kam, stumpf, untheilnehmend, matt, ohne Lust und Willen sich aufzurichten. Bald war sie entschlossen, Ilda zu begleiten, um sich von dem Ort loszureißen, wo sie seit fünf Jahren so viel gelitten; bald schien es ihr unmöglich, fortzugehen, weil hier jede Stätte sie an Ulrich erinnerte. Heut wünschte sie, ihre Mutter möge die Reise mitmachen; morgen, die arme Mutter müsse sich bei Ida ein wenig ausruhen, und für sie selbst werde die Trennung gut sein. Sie wußte nicht genau, was sie wollte; hätte irgend Jemand ihr widersprochen, so würde sie es gewußt und dasjenige gethan haben, was man ihr nicht rieth. Jetzt klammerte sie sich nur an den Widerspruch gegen ihr Schicksal, und beschloß, die Reise mit Ilda zu machen, ohne sich jedoch von der Liebe für Ulrich zerstreuen zu lassen.

Anfangs hatte Ilda großes Mitleid mit Unica, und wunderte sich gar nicht, sie gleichgültig gegen die Majestät des Berner Oberlandes, und die Lieblichkeit der lombardischen Seen zu finden. Sie hatte selbst solche Epochen des Stumpfsinns gehabt, wo

Geiſt und Herz ſich in einem tiefen Schlaf von ſchwerer Krankheit und langem Leid erholen, um ſpäter neugeſtärkt zu erwachen. Während man ſo müd' und matt iſt, wird man leicht gereizt, durch die geringſte Aufforderung heiter und guten Muthes zu ſein. Wer aus Schwäche eine Krücke gebraucht hat, glaubt keinem Andern aufs Wort, wenn der ihm zuruft: wirf ſie weg! du kannſt ohne ſie gehen! — Er ſelbſt muß erſt wieder Zuverſicht zu ſeiner Kraft gewonnen haben. Es gehört viel Erfahrung dazu, um mit Leidenden umzugehen, ohne ihnen weh zu thun; aber Ilda hatte dieſe Erfahrung. Sie legte Unica nicht den geringſten Zwang auf; ſie machte ihr Vorſchläge, um dies oder das zu ſehen und zu thun, ſie beſchrieb es anmuthig, wenn Unica in der Stimmung war, ihr zuzuhören, allein ſie überredete ſie zu nichts. So lag denn Unica halbe Tage lang auf dem Sopha, grade wie in Hochhauſen, ohne ein Buch oder irgend eine Beſchäftigung zur Hand zu nehmen. Sie fand die Lombardei ſehr langweilig, den Mailänder Dom ſehr groß, da Vincis Abendmahl ſehr verdorben, Venedig ſehr feucht, Bologna ſehr finſter. Geſchichte, Kunſtwerke, Monumente, Erinnerungen, an denen dieſer Boden ſo überreich iſt, gab es nicht für ſie.

„Davon verſteh' ich nichts!" ſagte ſie zu Ilda, wenn dieſe ſie auf einen oder den andern in-

teressanten Gegenstand, oder bedeutenden Moment aufmerksam machen wollte.

Endlich sprach sie sehr bestimmt den Wunsch aus, sobald wie möglich nach Rom und zur Ruhe zu kommen; das Reisen fatiguire sie, ohne sie zu zerstreuen. Dies war am Abend ihrer Ankunft in Florenz. Ilda, ganz froh, irgend einen Wunsch von ihr zu hören, der auf die Wirklichkeit sich beziehe, schlug ihr vor, nur einen Tag in Florenz zu bleiben, um wenigstens einige Kunstwerke zu sehen, und dann weiter zu reisen. Unica war damit einverstanden, begleitete Ilda am nächsten Morgen in die Gallerie der Uffizien, und bat sie, ihr nur gleich die schönsten Gemälde und Statuen zu zeigen. Ilda führte sie also gradeswegs in die Tribüne, wo nur Meisterwerke des Meißels und Pinsels sich befinden, und stellte sie dort vor Luinis „Herodias". Kaum hatte sie dies holdselige Bild ins Auge gefaßt, als sie krampfhaft Ildas Arm ergriff, und sie mit bebenden Lippen beschwor, die Tribüne zu verlassen. Auf Ildas ängstliche Frage antwortete sie:

„Wie jene Herodias sieht die Frau aus, die Ulrich liebt."

Mit unwillkürlicher Theilnahme trat Ilda zum Bilde und fragte:

„Ist sie wirklich von dieser süßen, traumhaften Schönheit?"

„Sie gleicht ihr! rief Unica; das Haar, die Wendung des Kopfes, die breiten Augenlieder .... ich weiß nicht was! aber sie gleicht ihr! — Mein Gott! ist sie denn so unvergleichlich, daß sie das Ideal der Phantasie und des Herzens ist? — O, lassen Sie uns gehen!"

Ilda beschwor sie, einen Blick auf die Medizeische Venus, auf die Gemälde von Rafael zu werfen.

„Ich kann nicht, sagte Unica, ich sehe nichts! nur die Herodias schwebt mir vor Augen."

Sie verließen Tribüne und Gallerie, und Unica war nicht zu bewegen, Ilda in den Palast Pitti oder in die Akademie zu begleiten, obgleich Ilda ihr die Versicherung gab, in ganz Florenz sei kein zweiter Luini — geschweige eine zweite Herodias.

Ende Oktobers kamen sie nach Rom. Ilda bewohnte die Villa Strozzi, die ehemals Alfieri bewohnt hat, auf dem Platz der Diocletianischen Thermen. Polydor empfing sie mit Jubel. Sein Atelier war unten im Hause; hinter demselben breitete sich ein großer, stiller Garten voll Cypressen, Fontänen und geschornen Lorbeerhecken aus. Unica fand sich an Hochhausen erinnert. Nichts im ganzen unendlichen Rom gefiel ihr so gut, als die Villa Strozzi. Kirchen, Ruinen und Paläste waren ihr gleichgültig.

„Ich habe keine Seele für die Kunst," entgegnete sie kalt auf Polydors Vorschlag, mit ihm Er-

curſionen durch die Marmorwelt des Vaticans zu machen.

„Madonna! ſagte Polydor ſpäter ganz außer ſich zu Ilda, was für eine Amphibie haben Sie denn da unten im Rhein aufgefiſcht und uns gebracht! ſolche Frauen ſind für Deutſchland eben recht.... aber in Rom!!!"

„Hat ſie Ihre Statuen nicht genug bewundert, mein Polydor?" fragte Ilda neckend.

„O! rief Polydor und ſchüttelte ſich vor Graus, eine Frau hat kein Herz für die Liebe, wenn ſie keine Seele für die Kunſt"....—

„Und kein Auge für den Künſtler hat, nicht wahr? unterbrach Ilda. Bah! das ſind Phraſen, Polydor! für die Kunſt muß man durch Bildung empfänglich werden, und obenein begehrt die Kunſt ein beſondres Erdreich! die Liebe nimmt mit jedem vorlieb."

Die feuchte, ſchwere Novemberluft, mit Regen und Sirocco abwechſelnd, wirkte höchſt ſchädlich auf Unicas Geſundheit. Sie wurde nervenkrank, reizbar, abgeſpannt und körperlich ſo hinfällig, daß Ilda in heftige Unruh gerieth, und ihr einen Arzt zuführte. Er verordnete kleine Arzneimittel, und hauptſächlich Zerſtreuung, Beſchäftigung, Geſellſchaft. Von dem Allen mogte Unica nichts wiſſen! Sie brachte ihre Tage im Garten der Villa Strozzi zu.

„Hier allein fühl' ich kein Heimweh," sprach sie, wenn sie zu andern Promenaden und Streifereien aufgefordert wurde.

Endlich entschloß sie sich, an Ildas Spazierritten Theil zu nehmen: der melancholische Character der römischen Campagne gefiel ihr, und die lebhafte körperliche Bewegung war ihr wohlthätig. Menschen mogte sie nicht sehen. Gräfin Schönholm lebte nicht in der großen Gesellschaft; höchstens ging sie einmal hindurch. Allein sie sah einige Bekannte und Freunde, dann diejenigen Personen aus Polydors mannichfachem Umgang, die sich für einen Salon schickten, und endlich alle Deutsche, welche nach Rom kamen und sie aufsuchten. Grade in diesem Winter war ihr Kreis lebhaft und angenehm, und durch seine Vielseitigkeit anregend; beobachtend oder mitsprechend oder zuhörend — immer konnte man sich unterhalten. Unica beharrte bei ihrer Theilnahmlosigkeit. Sie erschien, doch zerstreut und in sich versunken, und kühl empfing sie die Annäherung der Personen, denen sie durch ihre Schönheit aufgefallen war, oder die sich Ildas wegen mit ihr zu beschäftigen versuchten — so kühl, daß eine Abweisung darin lag, und daß man nicht anders konnte, als sie hochmüthig und übellaunisch, oder wenigstens äußerst langweilig zu finden. Das fühlte sie und es vermehrte ihr Unbehagen.

Der Carneval mit ſeinen Corſefahrten, Confetti, Feſtini, Moccoli, Lärm, Jubel und Tumult, kam ihr albern und kindiſch vor; doch als Ilda ihr in den Faſten eine Reiſe nach Neapel vorſchlug, lehnte ſie es ab, indem ſie behauptete, dort werde ihr die Luft und das betäubende Gewirr ſchädlich ſein, obgleich ihr augenſcheinlich das römiſche Clima nicht zuſagte, beſonders als gegen Ende des Winters die Regenzeit wieder eintrat. Ilda ward gelangweilt durch Unicas Hartnäckigkeit.

„Die Arme ſind mir müde, ſprach ſie eines Tages zu Polydor, von der immerwährenden Anſtrengung, Unica zu führen, zu heben, zu ziehen, während ſie ſich mit eiſerner Hand an die Vergangenheit klammert und keinen Schritt vorwärts thun will.“

„Bemühen Sie Sich nicht, Madonna! entgegnete er; betrachten Sie nur die Stirn der Gräfin Erberg, dieſe vortretende, eigenſinnig gewölbte Stirn, die im Grunde ihr ſchönes Geſicht ebenſo entſtellt, wie der Eigenſinn ihren Character. Wo Sie eine ſolche finden, wohnt Starrſinn; der iſt nicht zu beugen, nur zu zerſchmettern .... und das iſt nicht Ihr Fach.“

Dennoch verſuchte Ilda noch immer, Unicas ſtarre Seele zu erwärmen und dem Troſt und der Hoffnung zugänglich zu machen. Sie wollte das

Auge dem Himmel zuwenden, das ſich ſo feſt gegen die Schönheit der Erde verſchloß. Als Unica einmal über ihr hartes, unverdientes Schickſal klagte, erwiederte Ilda:

„Ich weiß etwas, wodurch es leichter zu tragen wird: betrachten Sie es wie einen Segen. Nehmen Sie es an wie eine Nothwendigkeit zu Ihrer innern Ausbildung, und laſſen Sie vom Feuer der Schmerzen die Auswüchſe wegbrennen, die ſich um die Seele gebildet haben".

„Dazu bin ich nicht ſtarkgeiſtig genug", entgegnete Unica etwas bitter.

„O, dazu braucht man keinen ſtarken Geiſt, antwortete Ilda ſanft, nur Liebe, welche überall die Offenbarung der ewigen Liebe erkennt".

„Alle Liebe, deren ich fähig bin, rief Unica, gehört dem Mann, der ſie verſchmäht hat! ich bin todt für jede andre, ich weiß von keiner andern, ich verſtehe keine andre....weder auf, noch über der Welt".

„Sie werden es lernen, erwiederte Ilda unerſchütterlich; der Menſch leidet nicht umſonſt! glauben Sie mir!....oder nicht mir, ſondern dem Beiſpiel aller vielgeprüften Menſchen: ſie wurden gereift durch Schmerzen".

„Einige! Andre wurden zerbrochen, noch Andre erbittert", ſagte Unica.

„Die Zerbrochenen richteten sich schöner als vorher auf, versetzte Ilda; und erbittert? — wissen Sie wol, daß schon die uralten Brahminen lehrten: Wenn dich ein Mensch verwundet, ja tödtet, vergieb ihm, liebe ihn; sei wie die Wurzel des Arekabaumes, welche die Art mit Wohlgeruch füllt, die sie zerfleischt. — Das lehrten sie gegen Menschen! und wir sollten uns gegen Gott erbittern, der die Menschen lenkt"?

„Sie haben nie gelitten"! rief Unica.

Ilda schwieg. Ihr Antlitz wurde prächtig von innerer Bewegung. Sie legte den Kopf in die Hand, fixirte Unica und sagte nach einer Pause:

„Durchblättern Sie mein Leben: Sie finden nichts darin als Liebe und Poesie, und Poesie und Liebe; ist das denkbar ohne Leid"?

„Wenn Sie leiden, so machen Sie ein Lied darüber, oder schreiben ein Buch, um Sich zu zerstreuen — und so werden Sie mit dem Leid fertig".

„Das ist wahr, sprach Ilda melancholisch lächelnd; ich werde mit dem Leid fertig, doch das Leid nicht mit mir".

„Nun! rief Unica,, wenn denn doch immer ein Neues oder ein Anderes da ist: so bleibe ich schon lieber bei dem Einen".

Bald darauf ward sie von einem nervösen Fieber

befallen, das zwar nicht gefährlich wurde, aber sie dermaßen ergriff, daß Ilda an die Gräfin Erberg schrieb, und sie dringend bat, nach Rom zu kommen, weil sie vermuthlich die Einzige sei, welche genug Einfluß auf Unica habe, um sie von hier fortzuführen. Alle Aerzte waren einstimmig der Meinung, Unica könne das Clima nicht vertragen; Ilda beschwor sie, mit ihr nach Neapel oder Florenz zu gehen, erklärte sich sogar bereit, sie nach Deutschland zurück zu begleiten; umsonst! Unica sagte: nach Deutschland könne sie nicht, weil Ulrich dort lebe, und in Italien sei Rom ihr liebster Aufenthalt. Als aber ihre Mutter kam, in Todesangst, in heißen Thränen, und sie auf den Knien beschwor, sich nicht muthwillig ums Leben zu bringen, ward sie gerührt, und versprach, sich künftig ganz von der armen, geängstigten Mutter führen zu lassen.

Anfang Mai verließen Beide Rom, und gingen direct nach Carlsbad, welches man am zweckmäßigsten für Unica fand.

„Gottlob daß sie fort ist! rief Polydor vergnügt. O Madonna, alle Menschen sind unglückselig, welche nicht die Kunst haben, an der sie sich stärken und erholen können von den Bitterkeiten und Armseligkeiten des Lebens".

„So ungerecht ist Gott nicht, mein Polydor! sagte Ilda. Unsre Fähigkeiten sind verschieden, die

Anforderungen des Lebens vielseitig. Nur der ist unglückselig, der keine Richtung finden kann, die ihm Befriedigung, approximativ, gewährt — d. h. keine dicke, handgreifliche, auf irdisches Gut und Glück basirte“.... —

„Die nebenbei! unterbrach Polydor; sondern.... — fahren Sie doch fort“.

„So ist's! sagte Ilda und sah' ihn mit unglaublicher Feinheit an: die Gedanken an irdisches Glück lassen uns selten zu himmlischer Befriedigung kommen! sie unterbrechen und hemmen unsern Flug“.

„Auch den Ihren, Madonna“? fragte er, ihre Hand nehmend.

„Stehe ich ausserhalb des Gesetzes“? sprach sie lachend.

Und so haben sich denn all' diese Menschen im Hafen des Lebens vor Anker gelegt! Dann ist wenig mehr von ihnen zu sagen; die großen und häufigen Chancen der Gefahr sind überstanden, die Leidenschaften in Gefühle übergegangen, und bald werden die Gefühle — Gewohnheit oder Gedanke werden.

Bei Unica ist das Leid bereits Gewohnheit, und zwar eine körperliche: sie ist den Aerzten anheim gefallen und krank; unheilbar — wie die behaupten. Nebenbei ängstlich, hypochondrisch, verwöhnt, egoistisch, aus der Pflege ihrer Gesundheit den hohen Zweck

ihres Lebens machend, bald empfindsam, bald mysanthropisch, durch und durch verschroben.

Fürst Anton Thierstein hat sich wirklich mit seiner Cousine Amélie verheirathet, die, eine zweite Clotilde, ihn so geschickt durch seine Schwächen zu regieren weiß, daß er die Winter mit ihr in Paris zubringt, und Ambrach dermaßen elegant eingerichtet hat, daß seine Mutter die zweite Schwiegertochter bitterer als die erste haßt — und um so mehr, da sie ihr nicht schaden kann. Jener warf die Fürstin vor, keinen Sohn zu haben; dieser wirft sie vor, daß sie Zwillingssöhne hat. Wenn das so fortgeht — wo soll das Vermögen für die Nachkommenschaft herkommen? fragt sie Amélie; und Amélie antwortet gleichgültig: Das geht mich nichts an, daß ist Antons Sache! — und hat alljährlich ein Wochenbett in Ambrach und einen Carneval in Paris.

Severin ist mit andern Auswanderern nach Amerika gegangen.

Die Ehepaare Oswald und Vaudement leben zufrieden — jedes in der Sphäre, die es sich gewählt hat, und die freilich nicht dieselbe ist, zum Glück für Ida und Valerian.

Ulrich und Margarita endlich sind sehr glücklich! sie ist es ganz; ihre reine Seele, ohne Reue und ohne Trauer, findet vollkommen Befriedigung im Kreise ihrer Pflicht. Durch sein Leben geht ein

tiefer Schmerz, der, den Melusine prophezeit hat: Hulderich, sein begabtestes, hoffnungvollstes, geliebtestes Kind — zwiefach geliebt, wegen der todten, unvergeßlichen Mutter! — ein Kind, daß die Natur verschwenderisch mit allen Gaben ausgestattet, und dazu bestimmt hat, der Stolz und die Freude eines Vaters zu sein; — dies Kind trägt nicht seinen Namen, tritt nicht in die Rechte des Erstgebornen, bleibt für die Welt immer nur ein natürlicher Sohn, und heißt vor der Welt, sogar auf seinen Lippen — Hulderich Törösemy.

Berlin, gedruckt bei J. Trifft.

Sibylle.

Eine Selbstbiographie.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1846.

HALLE
(AALE)

An

Fürst Fritz Schwarzenberg.

Ihnen, mein lieber Fritz, dies traurige Buch? — Ja, grade Ihnen! Sie können es aushalten, Sie trift es nicht: Sie haben ein Herz. Hat man das, so giebt es freilich nichts desto weniger Zeiten in denen man dunkle, zweifelnde, verachtende Blicke in das Gewirr des Menschenlebens und auf das lähmende Schauspiel eigener und fremder Schwäche wirft; aber mit der dem Herzen eigenen Schwungkraft schnellt man den wüsten Ballast von Staub, Moder und Verwelklichkeit fort, gedenkt ihrer als melancholischer Warnung, und fühlt deshalb den goldenen heiligen Faden nicht abgerissen, der unser kleines Wesen an das große, lichte, liebende, ewige Wesen des Alls knüpft. Das Herz ist an sich selbst eine Sonne, die Licht und Wärme, die Leben giebt.

Fehlt ſie, ſo herrſchen Chaos und Tod, und der Menſch, der dieſer Finſterniß anheimfällt, iſt unſelig, und ich glaube es giebt manche ſolcher Unſeligen in unſrer Welt, die ſo klug und ſo kalt iſt. Darum, lieber Fritz, wende ich mich recht zu meiner Erquickung in Gedanken an Ihr gutes raſches warmes Herz, und ohne zu erwarten daß Sie als ächter und rechter Lanzknecht die Lanze für meine Ueberzeugungen und Meinungen — welche nicht immer die Ihren ſein mögen — einlegen müßten, weiß ich doch daß Sie mir herzlich die Hand ſchütteln und ſagen werden: In der Hauptſache denken wir überein! —

Dresden, den 26. April 1846.

Ida Hahn-Hahn.

Wir Alle haben ſie gekannt. Sie wohnte zwiſchen uns, ſie lebte mit uns. Bemerkt mögen nur Wenige ſie haben, doch jezt, da ſie todt iſt, werden Manche ſich ihrer erinnern. Die Welt iſt wie ein Meer: Jeder hat ſo viel damit zu thun das Schiff ſeines Lebens durch Klippen und Stürme zu bringen, daß er weder Zeit noch Ruhe noch Theilnahme genug übrig hat, um ſie den fremden Lebensſchiffen zuzuwenden; höchſtens aus Neugier ſieht er einmal flüchtig hin. Kommen aber Trümmer daher geſchwommen — ſtarrt aber von einer Sandbank ein geſtrandetes Wrack ſchwarz und formlos empor — tauchen aber aus den Wellen Gegenſtände auf, die ein untergegangenes Daſein verrathen: dann fährt man auf, das Intereſſe erwacht, man mögte wiſſen welch Schiff hier von den Wogen verſchlungen ward, ob es dieſes war, ob es jenes war, man ſieht beklommen den Trümmern nach, man denkt: ſo wird auch unſer Ende ſein!

— Dann wirbeln die Wellen ſie fort — und die Gedanken wenden ſich wieder den eignen Wegen zu. Es kann den Menſchen tröſten oder ihn troſtlos machen, daß er lebend oder todt keine bleibende Furche durch das Meer des Lebens zieht.

Dieſe Blätter ſind Ueberbleibſel eines Daſeins welches vor der Zeit Schiffbruch litt; — vor der Zeit, was die Jahre betrift, die uns ja bis „ſiebzig oder achtzig“ zugemeſſen — für die alſo Zuſtände denkbar ſind, welche ihnen Genüſſe und Befriedigung verſchaffen. Allein viel zu ſpät für die ſchauerliche Erſchöpfung in der dieſe Frau ihre Tage hinſchleppte. Nichts auf der Welt machte ihr Freude, nichts entlockte ihr ein Lächeln oder eine Thräne, nichts erwärmte ihr Herz oder beflügelte ihren Geiſt, nichts ruhte ſie aus, nichts regte ſie an. Sie ſtand neben ihrem unterminirten und ausgeödeten Leben wie der Genius des Todes jezt neben ihrem Grabe ſtehen mag: unüberwindlich gleichgültig. Gleichgültig — das war ſie! aber nicht blos für Andere, ſondern mehr noch für ſich ſelbſt. Es iſt ja Alles gleich vorüber! — ſprach ſie mit ihrer tonloſen Stimme und ihrem Marmorantlitz, und Körperleiden die Andere wahnwitzig machen würden, erpreßten ihr keine Klage. Als ſie im Sarge lag fiel mir dieſer gleichgültige Aus-

druck ganz unſäglich ſchmerzlich auf. Die Züge der Todten pflegen faſt immer mit Frieden und Milde gleichſam überſtralt zu werden, ſo daß unſchöne ſchön — entſtellte und zerwühlte verſöhnt erſcheinen. Ein gewiſſer majeſtätiſcher Ausdruck von beſiegten Leiden macht das Todtenantlitz zugleich rührend und giorreich. Sie hatte ihn nicht, denn ſie hatte keine Leiden beſiegt, die Leiden hatten ſich nur von ihr zurückgezogen; und wo kein Sieg iſt keine Verklärung.

Als ich die Blätter las in welche ſie ihr Leben verzeichnet hat und welche ich auf ihren Wunſch nach ihrem Tode empfing, war es mir als ſähe ich einen einſamen Vogel auf einer kahlen Felſenklippe im Meer ſitzen, der eine melancholiſche monotone Weiſe ſingt, die er der Brandung rings umher abgelauſcht und der Unermeßlichkeit die ihn umgiebt angepaßt hat. Die Eindrücke ihrer erſten Jugend, die träumeriſchen, ſehnſuchtsvollen, unbeſtimmten, großartigen Bilder, welche am Meeresufer, in Buchen- und Eichenwäldern, in Herbſtnebeln an ihr vorüber gezogen ſind, haben ihrer Seele die entſprechende Färbung aufgedrückt, und ihre Phantaſie über alles Maß hinaus entwickelt. Sie hatte ſich ſo gewöhnt in ihren Träumen zu leben, daß die Wirklichkeit ihr überall nüchtern und blaß er-

ſchien: und weil die Phantaſie ihr den Genuß des Unerreichbaren bot, ſo ließ ſie das Erreichbare matt und traurig fallen, hielt es nur für Täuſchung des Herzens oder Irrthum des Verſtandes, und ſuchte und ſuchte — erſt mit Sehnſucht, dann mit Verzweiflung, dann mit Entmuthigung — das unbekannte Gut, das ſie überall wahrzunehmen wähnte und nirgends fand.

Nun liegt ſie ſtill und kühl gebettet in ihrer Heimat auf einem Hügel deſſen runde Kuppe einen Buſch von Eichen trägt. Unausgeſetzt tönt das Brauſen der See herüber, eben ſo monoton in ihrer Bewegung wie die ſtille grüne Landſchaft rings umher monoton in ihrer Ruhe ſich ausbreitet. Inmitten der Eichengruppe deckt ein Würfel von Granit ihr Grab, und auf demſelben ſtehen die drei Worte:

„Sibylla wach auf!“

Langſam und mit großen Qualen zieht ſich das Leben von mir zurück und ich weiß es. Wäre irgend eine Spur von Trauer, Schmerz oder Bedauern in mir, ſo wäre das keine günſtige Stimmung um mein Leben wahr zu beſchreiben. Der Abſchiedsſchmerz könnte auf mich wirken wie die Glut der untergehenden Sonne auf das Auge: möge die Erde noch ſo fahl und grau ſein, das Abendroth verklärt ſie! und ſo könnte auch mir Manches ſich ſchöner darſtellen als es war. Oder wären jubelnde Hofnungen in mir, ſänge meine Seele im Glauben Pſalmen, in der Liebe Hymnen: ſo würde ich den Tod mit feuriger Sehnſucht begrüßen und auch dann die Erde und meine Vergangenheit wie einen Tummelplatz kindlicher Spiele betrachten wohin ſich der Blick mit Wehmuth wendet. Aber ſo iſt es nicht mit mir! ich lebe ohne Intereſſe für mich, daher habe ich auch keine Theilnahme für meinen Tod. Alles hört auf: Alles!

Kein Gedanke iſt wechſellos, keine Empfindung dauernd, kein Wille anhaltend, kein Gefühl unvergänglich; der Wunſch ſtirbt in der Erfüllung, das Verlangen im Genuß, der Schmerz an der Erſchöpfung, die Freude am Ueberdruß, das Glück an der Langenweile — kurz Alles an unſrer Unvollkommenheit. Die Summe unſrer Gedanken und Gefühle, und der aus ihnen ſich entwickelnden Beſtrebungen und Handlungen, bildet unſer Leben: da deſſen ſämtliche Beſtandtheile vergänglich ſind, wohin denn ſollen wir das Unvergängliche verlegen? in welchen verborgenen Winkel unſers Seins könnte es ſich eingeniſtet haben? und der Tod, der jene Beſtandtheile und ihre Wechſelwirkung auflöst, ſollte im Zerſetzen das Unvergängliche geſtalten oder herausbilden? — Man hoft es. — Ich habe mir die Hofnung abgewöhnt! — Welche Enttäuſchungen und Täuſchungen mich dahin geführt haben will ich aufzeichnen, und da ich gleichgültig gegen mich ſelbſt bin, ſo kann ich höchſt gelaſſen meine Irrthümer, Fehler und Verrechnungen betrachten. Ob ſie für Andere eine warnende Lehre ſein können, weiß ich nicht; aber erſchrecken kann wol mein Bekenntniß: ich hatte Alles was man Glück im edelſten Sinn nennt, und war dennoch nicht einen einzigen Tag meines Lebens ganz glück-

lich, weil ich ein absolutes Glück, nämlich das Bewußtsein von dessen Unwandelbarkeit und Unsterblichkeit begehrte; das relative genügte mir nicht. Daher war ich außer dem Gleichgewicht mit den Gesetzen, welche das menschliche Leben bedingen und beherrschen. Ich grämte mich keine Göttin zu sein, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Ewigkeit in ihrem Busen trägt — und darüber versäumte ich tüchtig als Mensch zu werden. In unsrer Zeit liegt etwas Bethörendes, wie in aller Schrankenlosigkeit. An den Grundgesetzen rütteln heißt nicht sie überflügelt haben; nach den Grundursachen forschen heißt nicht sie ergründet haben; dennoch traut Derjenige sich Beides zu der es versucht hat, und reichen die Flügel alsdann doch nicht zum Schwung aus — und ist der Grund alsdann doch weiter nichts als Triebsand hier und ein finstrer Schacht dort: so unterwirft er sich nicht demüthig der Erkenntniß, sondern er trotzt oder verzagt. Mir ist eins und das andere widerfahren. Zuweilen sag' ich mir ich sei dazu prädestinirt gewesen; Organisation, Erziehung, Schicksale wirkten auf einen Punkt zusammen, und das war nicht der aus welchem sich ein segenvolles friedliches Dasein entwickelt.

Im grünen Holstein am Strande der Ostsee bin

ich geboren. Eine reiche Erbtochter war meine Mutter; mein Vater ein armer fränkiſcher Edelmann, der ihr zu Liebe die heitern rebenumlaubten Hügel am Main mit dem Sitz auf ihrem nordiſchen Stammſchloß vertauſchte. Das Rauſchen des Sturmes in den knorrigen Aeſten der alten Eichen, das Krächzen der Raben die auf ihnen Schutz ſuchten, das Brauſen der Brandung die bis in den Garten ſchlug — waren meine Wiegenlieder. Am Tage Aller Seelen bin ich geboren. Ich war ein Spätling in der Familie; eine Schweſter war zehn, ein Bruder ſieben Jahr älter als ich, und ich ſchloß die Reihe der Kinder. Ich entſinne mich keines Eindrucks noch Ereigniſſes aus meinen erſten Lebensjahren. Später, wo mir die Erinnerung auftaucht, beginnt ſie mit unbeſtimmten Leiden. Ich war von krankhafter Reizbarkeit: ein Wort, ein Blick, ein Lächeln genügte um mir troſtloſe Thränen zu entlocken. Bei einem drei- oder vierjährigen Kinde darf unmöglich von dem Herzen die Rede ſein! ſo waren denn alſo die Nerven von ſo bebender Erregbarkeit, daß ſie durch Nüancen des Tons und Ausdrucks erſchüttert wurden, welche ich jezt nicht mehr zu bezeichnen vermag. Um dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ging man nachſichtsvoller mit mir um als ich es verdienen mogte. Ich hatte

meine Eltern lieb, meine Schweſter war mir ziemlich gleichgültig, an meinem Bruder hing ich mit grenzenloſer Zärtlichkeit: das erſte Gefühl deſſen ich mir bewußt geworden bin, gehörte ihm. Wir waren unzertrennlich ſo weit ſeine Lectionen und der Unterſchied des Alters und Geſchlechts es geſtatteten. In einem leichten Wägelchen mit zwei kleinen Pferden von der Inſel Oeland fuhr er mich ſpazieren; auf einem dieſer Pferde lehrte er mich reiten indem er nebenher ging, und als ich etwas ſicherer und ungefähr acht Jahr alt war, durfte ich auf meinem kleinen Oeländer mit ihm wirklich ſpazieren reiten. Zuweilen begleitete uns der Vater; aber das war uns nicht ſehr angenehm, denn in ſeiner Gegenwart extemporirten wir nicht ſo unverlegen als unter vier Augen die Komödien, welche wir beſtändig mit einander ſpielten. Der Unterricht den mein Bruder genoß bot uns Stoff dazu. Bald war er Hector und ich Andromache; bald war er ein Ritter der im Turnier von einer Königin — oder ein Troubadour der von ſeiner Dame den Preis erhält; und hatte ich eben das holde Fräulein dargeſtellt, ſo verwandelte ich mich ſchleunigſt in die Aehrenleſerin Ruth, welche durch die Hand des Boas beglückt wird, oder in Arria, die ſich mit einem majeſtätiſchen „Non dolet“ den

Dolch ins Herz ſtößt. Tancred und Clorinde war unſer Lieblingsſpiel zu Pferde; der Moment meines Todes rührte mich bis in die innerſte Seele! aber nichts, nichts übertraf unſer beider Entzücken, wenn mein Bruder den geblendeten Beliſar und ich den Knaben ſeinen Führer darſtellte; dann irrten wir Hand in Hand durch die verwachſenen waldigen Partien des Parks, oder auf den ſchmalen Fußſteigen zwiſchen den Feldern, oder im hohen Wieſengras umher, langten auf irgend einem jener baumbewachſenen Hügel an, die man dort zu Lande Hünengräber nennt, ſetzten uns nieder, — und nun mußte ich dem blinden Beliſar die Landſchaft beſchreiben, welche ſich vor uns ausbreitete; aber nicht die holſteiniſche Landſchaft die ich wirklich ſah, ſondern Byzanz mit ſeiner Propontis, oder Rom mit ſeiner Campagna, oder Neapel mit ſeinem Golf — wozu mein Bruder mir durch Bilder und Erzählungen zuvor das Material geliefert hatte. Bisweilen war ich zerſtreut und unaufmerkſam; dann fiel mein Beliſar aus der Rolle und half mir zurecht um nicht Capri und Iſchia mit den Prinzeninſeln zu verwechſeln; hatte ich ihn aber durch eine treue Schilderung ſeiner innern Bilder ergötzt; ſo verſetzten wir uns aus dem Traumleben der Gegenwart in das der Zukunft, und mein Bruder ſchil-

derte mir wiederum die Reisen die er zu machen beabsichtige, wenn er seine Studien vollendet habe.

„Aber Du mußt mich mitnehmen, Heinrich!“ rief ich wehmüthig wenn er so recht im Zuge war mir Gott weiß welche Herrlichkeiten auszumalen.

„Das versteht sich, Sibylle! entgegnete er zuversichtlich; wenn Du fünfzehn Jahr alt bist ziehen wir in die weite Welt.“

Und in meinem Sinn schnürte ich schon mein Bündelchen und sah mich um nach einem Wanderstab.

Der Winter war unsre seligste Freudenzeit! dann froren die Canäle zu, welche in allen Richtungen den weitläuftigen Park durchschnitten, und wir liefen darauf Schlittschuh — eine Uebung die mein Bruder mir gleichfalls beigebracht hatte. Abends, wenn die weiße Erde, der blaue Himmel, die bereiften Bäume und das spiegelblanke Eis vom Mond und vom Frost wie versilbert flimmerten — dann hinaus! Heinrich rechts ich links auf den Canälen, ein Punkt bestimmt wo wir zusammentreffen wollten und dann fort wie der Vogel, wie der Wind! Ach, das war ein Jubel! Oder wir verfolgten, jagten und haschten uns, und fuhren dann Hand in Hand weiter, oder Arabesken und unsre Namenszüge in

das Eis hinein. Oder wir führten dann Elfentänze aus — wie wir unsere Evolutionen nannten, denn ohne phantastische Spiele in unsren Vergnügungen hätten uns diese nur die halbe Freude gewährt.

Die Eltern, ein alter Hofmeister, ein junger Musiklehrer, eine Engländerin halb Gouvernante halb Gesellschafterin, und wir drei Kinder, endlich eine Menge von Dienstboten wie man sie auf dem Lande in reichen Häusern oft recht überflüßig zu halten pflegt — das war unsre Hausgenossenschaft. Besuch kam selten, und noch seltener wurde eine Gesellschaft zum Mittagsessen gebeten. Beides war ein Ereigniß in unserm stillen Leben, aber für mich ein höchst widerwärtiges. Bei den Diners wurde ich von der Tafel ausgeschlossen und einsam in die Kinderstube verbannt; und den fremden Besuchen gegenüber verging ich fast vor Angst und Schüchternheit. Hätte ein Tancred oder ein Hector, eine Fee oder eine Prinzessin mich angeredet, so würde ich schon geantwortet haben, allein mit diesen Menschen, die mir Alle so bekannt aussahen und so fremd waren, fühlte ich mich grenzenlos verlegen. Zeit und Verhältnisse waren auch nicht von der Art um eine fröhliche Geselligkeit zu begünstigen: die Franzosenherrschaft lastete auf Deutschland wie

die Schwüle eines Gewitters. Jeder fühlte so könne und dürfe es nicht bleiben, während er sich doch bang nach der Explosion umschaute, welche einem besseren Zustand vorhergehen mußte. Ich war zu jung um die traurigen und finstern Gespräche der Erwachsenen über diesen Punkt zu verstehen; aber meine Schwester mag wol eine sehr trübe und freudlose Jugend gehabt haben.

Plötzlich wurde aber Alles anders! es hieß nun gebe es Krieg gegen die Franzosen. Ein Neffe meiner Mutter, ein Hannoveraner, der grade bei uns zum Besuch war, verlobte sich im Gefühl künftiger Siege mit meiner Schwester, und eilte die Rosen der Liebe mit dem Lorbeer des Helden zu durchflechten. Alles war in Begeisterung, Alles jauchzte der Befreiung entgegen, Alles war bereit Blut und Leben dran zu setzen. Wir feierten die gewonnenen Schlachten, bewunderten die verbündeten Monarchen, priesen Landwehr, freiwillige Jäger, hanseatische Legion, Kosaken; vergingen in Angst und Mitleid bei der Belagerung Hamburgs, und jauchzten bei dem Einzug in Paris. Es war solcher Schwung und solche Bewegung in das wirkliche Leben gekommen, daß mein Bruder und ich unser Phantasieleben darüber vergaßen, und unsre Helden des Alterthums und der Romantik in

den Schatten ſtellten neben all den glorreichen Namen von lebenden Fürſten und Feldherren.

Paul, der Verlobte meiner Schweſter ſchrieb aus Paris wie aus einem Wunderlande, einer Feenwelt. Im Lauf des Sommers kam er zurück und brachte mir Bonbons mit von ſo unbegreiflicher Schönheit, daß ich ſie wie Kunſtwerke anſtaunte ohne den Muth zu haben auch nur einen einzigen zu verzehren. Ebenſo reizend waren die Geſchenke, welche er meiner Schweſter machte, und ſeine Erzählungen übertrafen nun gar Alles was ich je von Herrlichkeiten geträumt hatte. Nur das Wort zu hören „Palais royal“ machte mir einen ganz zauberiſchen Eindruck. Die Verlobten ſprachen von einer Hochzeitreiſe nach Paris; zum erſten Mal in meinem Leben beneidete ich meine Schweſter! — An ihren Bräutigam ſchloß ich mich mit einer Art von Leidenſchaft, weil er durch ſeine Erzählungen meiner Phantaſie Nahrung bot. Ich hielt mich zu ihm ſo viel ich konnte, und er war immer ſehr freundlich gegen mich — was der armen Amalie nicht ſehr zu gefallen ſchien, denn ſie ſchickte mich zuweilen mißmuthig fort. Auch Heinrich war nicht ſo gut gelaunt wie ſonſt. Der Knabe wuchs in den Jüngling hinein, alle Uebergangsepochen müſſen ſich durch Stürme ringen. Aber das wußte ich

damals nicht. Ich konnte nicht begreifen weshalb Heinrich gar nicht so luſtig und fröhlich wie ſonſt — und nicht ſo bereit mit mir zu ſpielen war. Als ich ihn einmal mit Bitten plagte, rief er verdrießlich: „Ach Sibylle, Du biſt mir ganz unangenehm geworden! ich kann's nicht leiden, daß ſich die Mädchen immer verlieben und heirathen wollen. Amalie — nun ja, die iſt ſchon neunzehn Jahr alt, da läßt man's hingehen! aber Du! ſolch ein winziges Ding und ſchon verliebt .... und noch dazu in den Bräutigam Deiner Schweſter! O ſchäme Dich! das hätte ich nie von Dir gedacht."

Ich brach in ein Jammergeſchrei aus. Ich ſei nicht verliebt! ich würde mich nie verlieben und nie heirathen! — Mein Bruder beſchwichtigte mich, aber zum erſten Mal hatte er mich tief verletzt.

Der Wiener Congreß und die Vorbereitungen zu Amaliens Hochzeit wurden auf gleiche Weiſe unterbrochen — nämlich durch Napoleons Rückkehr nach Frankreich. Wieder brach der Krieg aus; wieder trat der Verlobte in die Reihen, und diesmal erklärte Heinrich er wolle und müſſe auch gegen die Franzoſen kämpfen; er ſei im ſiebzehnten Jahr, groß und ſtark, Jüngere als er hätten den vorjährigen Feldzug mitgemacht. Es ſei eine Schmach in ſolchem Augenblick bequem und ſicher im Vater-

haus zu ſitzen. Verweigere man ihm die Erlaubniß, ſo würde er heimlich fortgehen. Man mußte ſie ihm gewähren und er ging mit Amaliens Bräutigam fort! Das waren entſetzliche Tage! meine Mutter und Schweſter in Verzweiflung, Klagen und Thränen; mein Vater in banger ſtummer Sorge, alle Hausgenoſſen beängſtigt und gedrückt; aber ich in einem Zuſtand von Bewilderung der mich faſt aufrieb. Ich konnte nicht eſſen, nicht lernen, nicht ſpielen, nicht ſchlafen. Ich ſah mich wachend und träumend umringt von Schlachtgetümmel, und vor mir Heinrich verwundet, blutig, ſterbend. Meine Nerven geriethen in ſolchen Aufruhr, daß ich laut ſchrie wenn eine Thür ſchnell geöfnet wurde oder wenn ein Diener plötzlich eintrat. Doch beachtete man nicht ſehr meinen krankhaften Zuſtand, der auch nicht lange währte, indem die Schlacht von Waterloo den Krieg beendete, und baldige Rückkehr der jungen Krieger verhieß.

Gott, welche Sehnſuchtsqual erduldete ich bis ſie nun endlich da waren! und als ſie kamen verfiel ich in einen ſolchen Taumel von Jubel und Entzücken, daß ich wie beſinnungslos in Heinrichs Armen hing. Er war noch größer geworden, aber ſo dünn und ſchmal aufgeſchoſſen, ſo ganz ohne Haltung und Kraft, daß ſeine Geſtalt einen beklem-

menden Eindruck machte. Indessen — er war da! gesund, freudig, unverwundet! man wähnte alle Gefahren überstanden zu haben, und abermals wurde Amaliens Hochzeitsfest bestimmt.

Da klagte Heinrich eines Morgens über Kopfschmerzen, über Schwere und Schwäche in allen Gliedern; — er bekam das Nervenfieber, und am einundzwanzigsten Tage war er todt. Mein Vater und Amalie erkrankten Beide an seinem Sterbetag und die gräßliche Krankheit riß sie binnen wenig Wochen ins Grab. Am Tag Aller Seelen wurden sie bestattet, und ich wurde zehn Jahr alt! Meine arme Mutter, im seelischen und physischen Lebensorganismus an der Wurzel erschüttert, verfiel in den allerkläglichsten Zustand. Die Nachtwachen, die Todesangst um das Geliebteste während sieben langer Wochen, die herzzernagende Sorge, der herzzerspaltende Schmerz am Sarge des Gatten in voller Kraft — und der Kinder in voller Blüte des Lebens; die Verzweiflung des Verlobten und meine wilde unsinnige Traurigkeit: das Alles überwältigte sie. Eine gänzliche Lähmung der Nerven, die zu Zeiten mit den heftigsten Nervenkrämpfen abwechselte, machte ihre fernere Existenz zu einer langen, trostlosen Qual. Sie lag auf dem Sopha oder im Bett, mußte gehoben, getragen, angekleidet

und gespeist werden, war hülflos wie ein kleines Kind, behielt zwar immer ihre geistigen Fähigkeiten, konnte sich aber in keiner Weise beschäftigen und manchmal aus Schwäche nicht drei Worte im Tage sprechen. So vegetirte sie in gänzlicher Unfähigkeit sich mit mir zu beschäftigen; — aber ich begann sie leidenschaftlich zu lieben. Mein Vormund schlug vor mich in eine berühmte Pension nach Altona zu bringen; Amaliens Verlobter: mich im Hause seines Vaters in Hannover erziehen zu lassen, der ein Stiefbruder meiner armen Mutter war; aber ich bat auf meinen Knien und mit solchen fanatischen Ausbrüchen von Schmerz mich nicht von ihr zu trennen, daß Niemand den Muth hatte darauf zu bestehen. Ich blieb bei ihr, d. h. ich blieb ungefähr allein auf der Welt. Heinrichs Hofmeister und die gute Miß Johnson besorgten meine Erziehung. Der Musiklehrer, Herr Sedlaczek, pflegte mein geringes, musikalisches Talent. Mit diesen drei guten Menschen lebte ich.

Bei zehn Jahren war ich also, was den Schmerz betrift, fast durch alle Stadien des Gefühls gegangen: der Vater und die Geschwister todt, die Mutter abgestorben, und ehe ich den Bruder und in ihm den Gegenstand einer tiefen innigen und ausschließlichen Liebe verlor, hatte ich die fürchterliche Tren-

nung aushalten müſſen, die mir um ſo grauenhafter erſchien als ich ſie für die Grundurſach ſeines Todes hielt. Die Vergänglichkeit des Lebens und des Glücks war mir in der grellſten Geſtalt entgegen getreten; aber die Unvergänglichkeit der Gefühle ſchien mir ein Naturgeſetz. So drücke ich mich jezt aus um meine damalige Empfindung wiederzugeben, über welche ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, gar nicht reflectirte, die ſich aber in dem Lebensplan offenbarte, den ich mir für meine Zukunft machte: ich wußte daß ich die alleinige Erbin eines großen Vermögens und Herrin der ſchönen Beſitzung war auf der ich lebte. Ich wollte nie unſer Schloß Engelau verlaſſen, mich nie von meiner kranken Mutter und von den Gräbern meiner Dahingeſchiedenen trennen, ihr Andenken wollte ich durch ein frommes wolthätiges Leben ehren, gleichſam in ihrem Namen Gutes thun, mich nicht verheirathen, und jung ſterben nachdem ich meiner Mutter die Augen zugedrückt. Ich nahm entſchloſſen den Schmerz zu meinem unwandelbaren Gefährten an. Das Alles iſt entſezlich unreif und dümmlich, ich weiß es wol! — aber es iſt doch ſeltſam daß das unreife Kind durch den Inſtinkt die Unwandelbarkeit der Gefühle als die Würde des Daſeins begreift, und daß die eine wie die andre dem reifen

Menſchen verloren geht. Erfahrungen, o Erfahrungen! ſie ſind die Entzauberer und wenn man mir ſpricht von der Weisheit die ſie geben, ſo ſchüttele ich trübe den Kopf und entgegne: Ja! aber um den Preis der Seligkeit! denn Seligkeit iſt Ruhe in einer ewigen Gewißheit — gleichviel in welcher, aber in einer, heiße ſie Liebe, heiße ſie Andacht, heiße ſie Unſterblichkeit, heiße ſie Fortſchritt; — knüpfe ſie ſich an die Erde oder den Himmel, an Gott oder die Menſchen, an heilige Offenbarung oder ingeborne Ueberzeugung; — gebe ſie uns Kraft oder Geduld, Energie oder Reſignation, Muth oder Frieden; — o gleichviel! gleichviel! nur ruhen in einer ewigen Gewißheit .... nur glauben! denn allein der Glaube giebt Ruhe und dieſe Ruhe iſt Seligkeit.

Alſo bei zehn Jahren glaubte ich an mich und richtete danach mein Leben ein. Engelau umfing und beſchloß für mich die Welt; ich wollte Alles lernen und wiſſen, was ſich auf Gegenſtände und Menſchen bezog die mich umgaben. Ich war von einer fürchterlichen Wißbegier um auf den Grund der Dinge zu kommen. Durch praktiſche Anſchauung und wo möglich durch hülfreiche Thätigkeit machte ich mich mit allen Vorkommenheiten des Landlebens vertraut. Ich verfolgte das Weizenkorn

von dem Punkt wo es in die Furche geſtreut, bis zu dem wo es zu einem Backwerk verbraucht wird. Auf dem Felde und der Küche wußte ich gleich gut Beſcheid. Mit dem Gärtner trieb ich eifrigſt die Beſtellung des Gartens, Blumen- Gemüſe- Obſtzucht, neue Anlagen, Baumpflanzungen. Ich kannte die Angelegenheiten des Hühnerhofes und der Milchwirthſchaft — aber nicht aus oberflächlicher kindiſcher Neugier, ſondern wirklich mit dem Trieb ihr kleines Räderwerk — das mir damals unſäglich wichtig ſchien — gründlich zu verſtehen. Schreiben und rechnen zu lernen war mir ein Greuel, und nichts bewog mich dazu als die Ausſicht dereinſt ſelbſt die Gutsrechnung zu führen. Der Hofmeiſter ließ mich gewähren und plagte mich nicht ſehr mit Schulſtunden.

„Sie haben Champagner im Kopf, kleine Sibylle, ſagte er mir einmal, Sie müſſen nur Schwarzbrot dazu eſſen damit Sie im Gleichgewicht und bei Geſundheit bleiben.“

Und dann ging er mit mir durch die Felder und in den Wald und ans Meer, und erzählte mir die Naturgeſchichte nicht aus todten Büchern ſondern aus friſcher freier Anſchauung, ſo daß ſich jede Erklärung mit einem Bilde verbunden in mein Gedächtniß prägte. Das nannte er „Schwarzbrot“,

der liebe freundliche Mann, weil ich es ohne dürre Ceremonien von Schulzwang genoß! Ach, für mich wäre Umgang mit Kindern, mit Altersgenossen und Spielgefährten, das wahre gesunde „Schwarzbrot“ gewesen! — Die gewöhnlichen Kinderspiele kannte ich nicht; mit Puppen langweilte ich mich. Ich selbst war eigentlich Heinrichs Puppe gewesen und hatte mit ihm die Spiele getrieben, die ihm zusagten und die weit über mein Alter hinaus gingen. So konnte ich mich auch unmöglich mit einer Puppenküche befassen, nachdem ich in unserer Küche schon ganz ernsthaft Hand angelegt und manchen Pfannkuchen verbrannt hatte. Mein Onkel schickte mir eine solche zum Weihnachtsgeschenk. Alles Geschirr darin war von Meissner Porzellan und auf Spiritus konnte darin gekocht werden. Ich betrachtete sie mit Interesse — ungefähr so wie ich später einmal das Coliseum in Kork gearbeitet betrachtete — und stellte sie als eine recht merkwürdige Nachahmung der Wirklichkeit in meinem Zimmer auf. Ach! das Kind muß zwischen Seinesgleichen in der Kinderstube aufwachsen; da ist der Erdboden und der Horizont wie sie für die schwache Pflanze taugen. Meine Kinderstube aber war Engelau und zwischen alternden Menschen wuchs ich einsam auf! Von der Wiege an bin ich über ein

Paar Stufen der Lebensentwickelung hinweggerissen, und so kommt es daß ich zwar ein Kindesalter, doch keine eigentliche Kindheit gehabt habe. Bei zehn Jahren war mir zu Muth als müsse ich das Leben meiner Dahingeschiedenen fortsetzen und das meiner Mutter ergänzen. Es vergingen Tage in denen ich sie nur flüchtig sah, nur ihre Hand küßte, kein Wort von ihren Lippen vernahm. Sie wechselten mit besseren ab, wo ich neben ihrem Lager sitzen und ihr von meinem Thun und Treiben ein halbes Stündchen lang erzählen durfte, und als Zeichen ihrer Zufriedenheit ein Lob, einen Kuß, eine Ermunterung von ihr empfing. Das machte mich sehr glücklich, allein es genügte mir nicht! ich ersehnte einen innigeren Verkehr mit geliebten Wesen; mein Bruder war mir von allen der liebste gewesen — mit seinem Geist oder seinem Schatten trat ich in eine Art von Gemeinschaft, sprach mit ihm, fragte ihn, gab mir selbst in seinem Namen Antwort, und fühlte mich glücklich in diesem Gemisch von Spiel der Imagination und Bedürfniß des Herzens. Im Winter, wenn ich in Mondscheinabenden auf dem Eise Schlittschuh lief — im Frühling, wenn ich bei Sonnenuntergang tief hinten im Park auf einem Hünengrabe im Grase lag — oder im Herbst, wenn die Nebel aus der See her-

auf kamen, und ſo geheimnißvoll auf den Wieſen ſich lagerten und die Bäume und Geſträuche umſpannen und verſchleierten: immer glaubte ich Heinrichs Schatten an mir vorübergleiten zu fühlen. Ob die Menſchen die mich umgaben das Verſtändniß meiner kleinen Seele hatten? — ich glaube kaum. Sie liebten mich ſehr, ſie beſchäftigten ſich viel und gern mit mir, aber ſie wußten nicht in meine eigentliche Innerlichkeit zu dringen, nicht mir das Vertrauen zu entlocken, das ich für den todten Bruder hegte. Das hatte für mich den Nachtheil, daß ich, obgleich umringt von Freunden und von Liebe, mit Schattengebilden einen innigeren Umgang pflog als mit Menſchen, und mich gewöhnte meine glücklichſten Stunden in einſamen Träumereien zu ſuchen und zu finden. Die Menſchen liebte ich eigentlich nur inſofern als ich ihnen wol thun konnte; die Armen liebte ich, die Kranken, denen ich eine kleine Unterſtützung oder Labung und Arzenei bringen durfte. Mit unſerm Hausarzt, der zweimal wöchentlich meine Mutter beſuchte, ging ich zu allen Kranken und ſorgte nach ſeiner Vorſchrift für ſie. Die armen Kinder liebte ich, denen ich die Weihnachtsbeſcheerung unten im Billardſaal um drei große funkelnde Tannenbäume aufſchmückte. Das war Alles nicht übel — aber ſo einſeitig! ich gab immer und

empfing immer Dank — das reinſte was der Menſch empfangen kann! Allein ich ſelbſt kannte nicht die Dankbarkeit, dies weiche Gefühl welches das Kind in ſo rührender Abhängigkeit von ſeinen Eltern zeigt. Wie ein gereiftes, ichloſes Weſen ſtand die arme Kleine zwiſchen ihren Umgebungen. Daher war ich zwar recht glücklich, nur heiter und fröhlich war ich nicht. Der Reſpect vor Eltern und Vorgeſetzten, der ſich zuweilen bei Kindern bis zur Furcht und Angſt ſteigert, zuweilen eine Qual aber ſtets eine Wolthat für ſie iſt, weil ſie dadurch im Zügel der Ehrfurcht und des Gehorſams gehalten werden — fehlte mir. Ich beherrſchte das Haus und gehorchen hatte ich nicht gelernt. Miß Johnſon liebte mich abgöttiſch; mit blinder Zärtlichkeit hingen meine beiden Lehrer an mir; für die Untergebenen war ich die künftige Gebieterin, für meinen Vormund ein ungeheuer kluges wunderhübſches Kind; wer hätte mir imponiren ſollen? Dergleichen Lücken welche die Verhältniſſe — und Mißgriffe welche die Erziehungen mit ſich bringen, rächen ſich ſpäter immer. Das ſoll nicht heißen als wolle ich den Gang meiner Entwickelung ihnen zuſchreiben und mich dadurch entſchuldigen! O nein! ein andrer Character als der meine hätte ſich in dieſer Freiheit zu einer wolthätigen Selbſtändigkeit

entwickeln können; — noch ein andrer wäre in Trotz, Eigenſinn und Härte verfallen. Das Licht lockt die Farbe hervor, die in der Blume aus ihren eigenthümlichen Beſtandtheilen quillt; dieſelbe Sonne färbt die Roſe roth und das Veilchen blau; ſo wirkt auch die Erziehung: ſie lockt hervor. Iſt ſie einſeitig, ſo wirkt ſie aber nicht vollſtändig genug auf den vielſeitigen Menſchen, deſſen Weſen nicht in Roſenroth und Veilchenblau, ſondern in alle Farben des Prismas getaucht iſt.

Alljährlich beſuchte uns mein Onkel, und blieb ſechs bis acht Wochen in Engelau. Er plauderte und ſcherzte mit mir, neckte mich nach der Gewohnheit alter Herren kleinen Mädchen gegenüber, lobte mich über alle Gebühr um meiner armen Mutter und der guten Miß Johnſon Freude zu machen, und war mir ziemlich gleichgültig. Er wäre es wol ganz geweſen — aber er war Pauls Vater und intereſſirte mich als ſolcher. Denn Paul gehörte im Grunde mit zu der Gemeinſchaft meiner Abgeſchiedenen. Er war noch drei Monat nach Amaliens Tod bei uns geblieben, hatte meine Mutter im Beginn ihrer traurigen Krankheit mit wahrer Sohnesliebe gepflegt, hatte mit mir tauſend Thränen an unſern theuern Gräbern geweint, und war endlich auf den Wunſch ſeines Vaters in die divlo-

matiſche Laufbahn getreten und nach England geſchickt worden. Kam der Onkel, ſo war immer meine erſte Frage nach Paul, und mein letztes Wort ein Gruß an ihn.

Nach drittehalb Jahren kam er zum erſten Mal nach Deutſchland und beſuchte uns mit ſeinem Vater in Engelau. Ich wußte nichts von ſeiner Ankunft. Ich ſtand in der Hausthür um den Onkel zu empfangen, als ich das Poſthorn hörte das alljährlich einmal und nur für ihn im Schloßhof von Engelau ertönte. Ich hatte mich nach beſten Kräften geſchmückt, hatte mir einen prächtigen Roſenkranz gewunden und einen roſenfarbenen Gürtel über mein weißes Kleidchen gebunden. Mein kleiner zahmer Kanarienvogel ſaß mir auf der Schulter halb verſteckt von meinen dicken Locken an denen er zuweilen ungeduldig pickte. Als ich in der ofnen Kaleſche Paul neben ſeinem Vater erkannte, ſtieß ich ein helles Freudejauchzen aus und ich erinnere mich daß ich heimlich dachte: Wenn der Poſtillon doch ſo vorführe daß Paul zuerſt ausſtiege! — — — Richtig! ſo fuhr der Poſtillon vor — — und in Thränen gebadet warf ich mich in ſeine Arme, und konnte mich nicht faſſen vor Wehmuth und Freude. Der Onkel hatte mich nie ſo geſehen, er wollte mich beruhigen, beſchwichtigen; aber ich

rief heftig: „Laß mich doch weinen, guter Onkel! ſiehſt Du denn nicht daß dies der glücklichſte Tag meines Lebens iſt?“

„Sehr ſchmeichelhaft für Dich, Paul!“ ſagte der Onkel neckend und ſtreichelte mir die Wangen, indem er hinzufügte: „Wenn man von den glücklichſten Tagen ſeines Lebens ſpricht, Schätzchen, ſo muß man hübſch in die Höhe wachſen damit man die Kinderſchuhe ausziehen kann; — denn das paßt nicht zuſammen.“

Er hatte wol Recht! aber ich fand es höchſt grauſam keine glückſelige Tage haben zu ſollen, weil ich klein ſei. Ich ſah Paul mit thränenſchweren Blicken an, und ſeine herzliche Freundlichkeit tröſtete mich. Er ging mit mir um wie mit einem Kinde, rückſichtslos vertraulich; aber daß er mich auf der einen Seite wie Seinesgleichen behandelte, mit mir ausritt, ſpazieren ging, plauderte, erzählte; und auf der andern mir die kleinen Schmeichelworte und Liebkoſungen ſagte mit denen man gegen Kinder ſo unbedachtſam freigebig iſt und die man gegen ein junges Mädchen nicht mehr zu äußern wagt: — dies warf den zündenden Funken in meine bis dahin ſchlummernde Eitelkeit. Ich war im dreizehnten Jahr und er achtundzwanzig; das war ein großer Unterſchied, dennoch ſtand er

meinem Alter näher als irgend Jemand meiner Umgebung oder Bekanntſchaft — Sedlaczech ausgenommen, der mir aber als Lehrer imponirte: ich fühlte mich zugleich geehrt und geſchmeichelt, und that was in meinen kleinen Kräften ſtand um ihm zu gefallen. Er war grenzenlos eingenommen von England! engliſche Meubles, engliſche Parks, engliſche Küche, engliſche Dichter, engliſche Lebensweiſe — Alles war eben engliſch, das hieß unvergleichlich, und ich ſann heimlich darauf Engelau in eins jener bezaubernden „.... park“ oder „.... lodge“ zu verwandeln die er ſo lieblich beſchrieb. Er hatte den eben erſchienenen „Waverley“ mitgebracht; er las uns Scenen daraus vor; Miß Johnſon war entzückt — mir ging eine neue Welt auf: die der Bücher. Bis dahin hatte ich einen Abſcheu vor Büchern gehabt, welk und todt waren ſie mir vorgekommen; nur Erzählungen, nur das lebendige Wort machten Eindruck auf mich, prägten ſich in mein Gedächtniß, lebten in mir fort; ſo einſt Heinrichs Erzählungen, ſo ſpäter der Unterricht meines Lehrers. Jetzt ergriff mich ein Buch — war es eben der Zauber des Waverley, war es daß Paul ihn vorlas — Gott weiß es! aber ich war hingeriſſen, verzaubert. Wo ich ging und ſtand, wachend und träumend ſchwebten mir Flora

und Fergus Mac-Ivor vor. Ich bat Paul mir dies Buch zu ſchenken; Miß Johnſon hatte nichts gegen dieſe Lectüre einzuwenden: ich erhielt es. Ich bat um noch einige dieſer wundervollen engliſchen Bücher. Paul, den meine Begeiſterung ſehr ergötzte, hatte die größte Luſt mir „Childe Harold“ zu geben, das er gleichfalls mitgebracht; allein Miß Johnſon ſchrie Zeter über den Gedanken ein unerfahrnes Kind gleichſam auf dies Weltmeer der Leidenſchaft hinaus zu ſchleudern, und Byron blieb verpönt. Auch andre Vorſchläge Pauls nahm ſie nicht an, bis ſich endlich Beide im Oſſian vereinigten. Oſſians melancholiſche Nebelwelt ganz voll der „joys of the grief“, wurde einem Kinde aufgethan, deſſen Phantaſie ohnehin allen anderen Fähigkeiten mit Rieſenſchritten voraus geeilt war! — Im Beſitz Waverleys und Oſſians verſchmerzte ich leichter Pauls Abreiſe, als es ſonſt würde der Fall geweſen ſein: immer ſtumpften mich Träume und Beſchäftigungen der Imagination gegen die Wirklichkeit mit ihrem Leid und ihrer Luſt ab, und ich ſelbſt bemerkte mit Befremden und mit Gewiſſensunruh, daß mich Fergus Mac-Ivor und Oſſians Helden ſehr vom Andenken Heinrichs entfernten. Paul hatte ihm ohnehin ſchon einigen Abbruch gethan. Paul antwortete mir ebenſo traulich aber

ernſter und verſtändiger als ich mir ſelbſt im Geiſt Heinrichs antworten konnte; jezt verſchmolz er mir dermaßen mit meinen geliebten Büchern, daß ich ihn in ihren Helden zu finden glaubte, und mein inneres Leben ihm gleichſam widmete, wie ich es ſonſt dem Bruder gewidmet hatte. Ich kämpfte gegen dieſe ſeeliſche Untreue — doch umſonſt! das Zwiegeſpräch meiner Gedanken — und wenn ich es auch regelmäßig mit Heinrich anfing — endete ebenſo regelmäßig mit Paul. Das machte mich unglücklich, und ich kam ſo weit in meiner Selbſtanklage, daß ich nie an Heinrich dachte ohne verſtohlen die Augen zum Himmel aufzuſchlagen gleichſam als müſſe ich ihn um Verzeihung bitten. Aber es geſchah ſelten und immer ſeltener, und ſomit war mir die erſte Blüte vom Lebenskranz, der mir um die Stirn geſchlungen war, entfärbt vor die Füße gefallen; denn ich vergaß Heinrich nicht gedankenlos, wie es in Kinderſeelen auf und ab zu wirbeln pflegt, ſondern ernſt und ſinnend wie ich war, ſagte ich mir ſelbſt: Alſo man kann die Todten vergeſſen. Und mit bitterm Schmerz warf ich mich nieder auf den Kieſelwällen, welche die Brandung wie eine natürliche Mauer zwiſchen dem Park und dem Meer angeſpült hatte. Da lag ich ſtundenlang und weinte weil die Roſen verblühen,

weil die Bäume kahl werden, weil es nicht ewig Frühling bleibt, weil der Menſch ſterben muß und vergeſſen wird. Die erſten gelben Blätter erfüllten mich mit Entſetzen! ich riß ſie ab ſo weit ich reichen, ſo lange ich es möglich machen konnte; und nahmen ſie überhand ſo grollte ich mit den Geſetzen der Natur. Fiel der erſte Schnee ſo war es noch übler! ich ſehnte mich zu ſterben um nur nicht die allgemeine Erſtarrung zu überleben. Anfangs hatte ich Gott bitter verklagt über dieſe Mangelhaftigkeit ſeiner Schöpfung, war aber von Miß Johnſon ſowol als von unſerm Prediger der mir Religionsunterricht ertheilte, ſtreng zurechtgewieſen worden: die Schöpfung ſeiner Allmacht und Weisheit wolle angebetet, aber nicht bekrittelt und gerechtfertigt ſein. Das erſchien mir ungerecht; wir lebten in dieſer Schöpfung und ſollten nicht ihre Geheimniſſe kennen? — Ich fragte nie wieder den Prediger oder Miß Johnſon, denn ich hatte in dieſem Punkt kein Vertrauen zu ihnen. Mit meinem Hofmeiſter harmonirte ich ebenſowenig. Die Naturwiſſenſchaften waren ſein Steckenpferd; er erklärte mir das Leben der Pflanzen, der Thiere, der Erde aus den organiſchen Geſetzen welchen jedes Ding unterworfen iſt, weil ſie ſich aus ihm ſelbſt und ſeiner Eigenthümlichkeit entwickeln. Das verſtand ich nun

zwar ſehr gut, allein es tröſtete mich nicht. Höchſt niedergeſchlagen kehrte ich mich von dieſer unvollkommenen Welt ab, in welcher Winter auf Sommer, Schnee auf Wieſengrün folgt, und warf mich in die der Poeſie. Da war Alles ſchön, rein und edel! da liebte man nur Helden und herrliche Jungfrauen! da wohnte die ewige Treue! da gab es nur erhabene Schickſale! da war der Schmerz immer in Wonne getaucht, das Herz in Liebe, der Tod in ich weiß nicht welche Glorie von ſüßer Auflöſung — denn nur für den Geliebten oder auf ruhmvollen Schlachtfeldern oder am gebrochenen Herzen ſtarb man. Das ſchien mir des Menſchen würdig, und ich ſehnte mich Menſchen kennen zu lernen, welche dies Poëm realiſirten. Daß ein Paar Millionen von den Tauſend Millionen auf unſerm Erdball ihm entſprechen würden, bezweifelte ich natürlich gar nicht, und ſo ſtieg eine flammende Sehnſucht in mir auf *Menſchen* kennen zu lernen, d. h. ächte, nämlich erhabene Menſchen. Alle die mich umgaben ließ ich kaum dafür gelten, meine Mutter ausgenommen — denn ſie litt. Das Leid poëtiſirte in meinen Augen den Leidenden. Auch andre Gegenden und Stellen der Erde wünſchte ich zu ſehen, namentlich Schottland, das vor meinem inneren Blicke lag — — und an Schottland

grenzte England, und in England lebte Paul — der mich in das Wunderreich der Poeſie eingeführt hatte! — Eine leidenſchaftliche Liebe für Muſik erwachte gleichzeitig in mir. Da Oſſian und Flora Mac-Ivor die Harfe ſpielten, ſo wurde *ſie* mein Lieblingsinſtrument, und ſo gering bis dahin meine Fortſchritte auf dem Piano geweſen ſein mogten, ſo glänzend waren ſie auf der Harfe, und der gute Sedlaczech jubelte in ſeiner blinden Liebe für mich: er habe ſtets geahnt daß ein großes muſikaliſches Genie in mir ſtecke. Ich aber ſetzte mich an Sommerabenden mit der geliebten Harfe auf einen Hügel am Meer, und improviſirte trotz der durch die feuchte Luft verſtimmten Saiten Geſänge à la Ossian — ſo daß Sedlaczech bald zu der Ueberzeugung kam daß auch der Dichtergenius ſich in mir rege. In welcher jungen glühenden Seele regt er ſich nicht? Bei mir aber bewährte er ſich nur darin, daß ich auf meine eigene Hand die Kinderſpiele fortſetzte, welche ich einſt mit Heinrich getrieben — nur, meinem vorgerückteren Alter gemäß, gingen ſie jezt mehr *in* mir vor, waren ſchweigend, ſtill und innerlich, und gewährten mir einen ſo intenſiven Genuß, daß ich ſtundenlang unbeweglich auf *einem* Fleck, gleichviel wo! ſitzen und die Zeit und ihre Anfoderungen gänzlich vergeſſen konnte. Kam ich

durch irgend eine äußere Berührung wieder zu mir ſelbſt, ſo war mir als ſtiege ich von der Himmelsleiter auf die Erde herab, und ich eilte meine kleinen Obliegenheiten mit Liebe und Pünktlichkeit zu erfüllen um mich dann wieder mit ruhigem Gewiſſen in meine heißgeliebten Träume verſenken zu können. Ich war ſehr aufmerkſam in den Lehrſtunden, ſehr ſanft und freundlich für meine Umgebungen, beinah zärtlich und ſehr fleißig für die Hülfsbedürftigen — denn während ich für die Wöchnerinnen Weißzeug und für kleine Mädchen Röcke und Schürzen nähte, ließ ſich gar herrlich phantaſiren, und dann that es meinem Herzchen wol auf irgend welche ſichtbare Gegenſtände ein kleines Bächlein vom Strom der Empfindungen abzulenken, welcher ohne Ufer, Ziel und Regel mein ganzes Weſen durchflutete. — Ach, ich hätte ſo glücklich in der Wirklichkeit ſein können! — allein ich verſäumte es aus ſchmachtender Sehnſucht nach einem unbekannten Glück.

Es war Ende März, ein bitterkalter aber windſtiller Abend, wie wir ihn ſelten in unſerm Norden und noch ſeltner in jener Jahrszeit haben. In kupferfarbenen faſt verſteinerten Wolken — ſo hart ſahen ſie aus! — war die Sonne untergegangen. Die Krähen flogen mit ſchwerem Flügelſchlag rauh

krächzend über die weißen Schneefelder und sammelten sich zur Nacht auf den kahlen Eichen, die sich wie Riesen im schwarzen Harnisch gegen den glühenden Himmel abzeichneten. Hie und da zwitscherte eine arme kleine Goldammer gleichsam ein Stoßgebet nach dem zögernden Frühling. Auf den Meierhöfen bellten die Kettenhunde. Das schallte Alles so weit durch die klare Luft und über das stille Land. Ich lief Schlittschuh auf dem festgefrorenen Canal. Ich dachte ob in andern Welten vielleicht die Seelen ohne Leiber so ätherisch dahin gleiten könnten, ob der „Geist von Loda" so auf den Wolken gefahren wäre. Ich dachte an Heinrich mit dem ich in dieser Dämmerstunde immer Schlittschuh gelaufen war und ach! mit welchem Jubel. Ich dachte daß er, wenn er lebte, jezt ein schöner Jüngling sein würde, so schön und vollkommen wie er zu werden versprach — daß ich alsdann nicht einsam zu sein und mit mir selbst zu reden brauchte — daß wir mit einander durch die Welt ziehen und Alles suchen und sehen würden, was es Schönes unter der Sonne giebt — und mit plötzlicher Rückkehr in meine Gegenwart rief ich traurig und halblaut: Ach wenn ich doch nicht so sehr und so ganz allein wäre!

Da hörte ich das Rollen eines Wagens im Schloß-

hof, und bald darauf erscho. der Ruf Hahoh! dreimal; das war ein Signal welches mich zur Heimkehr auffoderte und welches ich in den entfernteſten Theilen des Parks bei abendlicher Stille hören konnte. Es war Montag, einer der Tage an denen der Arzt kam. Ich wunderte mich daß er mir ſo dringend etwas zu ſagen habe, überflog im Geiſt die Reihe unſrer Kranken, ſchnallte geſchwind die Schlittſchuh ab und lief wie ein Pfeil dem Schloß zu.

„Was giebts, Herr Sedlaczech? was ſoll ich?“ rief ich athemlos als ich ihn, deſſen kräftige Stimme den Wächterruf auszuſtoßen pflegte, vor der Thür zu erkennen glaubte. Statt mir zu antworten kam er mir zu meinem höchſten Erſtaunen ſchnell entgegen, und als eine andere liebere Stimme rief: „Guten Abend Sibylle!“ — da erkannte ich meinen Irrthum — denn es war Paul. Mir ſtockte der Athem vor Freude, Ueberraſchung und vom ſchnellen Lauf. Sprachlos umarmte ich ihn, aber ganz flüchtig, denn ich zitterte vom Scheitel bis zur Sohle und wollte es mir nicht merken laſſen. Als meine Lippen ſcheinbar gleichgültig ſeine Wange ſtreiften und ich mit keiner Sylbe ihn begrüßte, fragte er verwundert:

„Meine kleine Sibylle, freuſt Du Dich denn

zum erſten Mal in Deinem Leben nicht wenn der Paul kommt?“

„O ja ja!“ ſtammelte ich.

„Nun ſo gieb mir doch einen Kuß wie ſonſt“ ſagte er herzlich.

„Ja ja! wiederholte ich, komm' nur herein — es iſt ſo dunkel daß ich Dich nicht erkennen kann.“

War es ein Inſtinkt von Koketterie, der mich wünſchen ließ Paul möge ſehen wer ihm einen Kuß gab und daß es nicht mehr die „kleine“ Sibylle ſei — ich weiß es nicht! ich zog ihn geſchwind herein ins hellerleuchtete Theezimmer. Aber als wir eingetreten waren ſchwieg er vor Ueberraſchung, und ich vor Verlegenheit über ſein Verſtummen, und es trat ein peinlicher Moment ein, bis Paul meine Hand nahm und leiſe ſagte:

„Ich ſehe ſchon — Du biſt ein großes wunderſchönes Mädchen geworden, Du machſt Dir nichts mehr aus mir und wirſt mir auch wol keinen Kuß geben wollen.“

Ich ſah ihn an — Gott weiß wie, und ich entſinne mich auch nicht mehr wie es hernach Alles kam und wie ich mich in ſeinen Armen fand. Nur daß er ganz anders wie ſonſt vor mir ſtand, daß ſein Blick, ſeine Stimme, ſein Ausdruck, ſein Kuß nicht mehr die früheren waren, daß er gleichſam

in ein verklärendes Licht hinein gehoben war und daß ich dieſe Erſcheinung in ihm bewirkte — deſſen entſinne ich mich, weil kein Weib dergleichen vergißt ſobald dies den Mann betrift den man zuerſt geliebt — oder zu lieben gewähnt hat. Alſo liebte ich Paul? — Ja, was iſt die Liebe? man kann von ihr alles Gute und alles Böſe ſagen, und es wird ganz wahr und ganz paſſend ſein, und ſich nicht blos nach einander oder in verſchiedenen Individuen, ſondern zu gleicher Zeit und in demſelben Menſchen nachweiſen laſſen. Sie iſt zugleich der bewußtloſe Trieb, der das Individuum zur Vervollſtändigung ſeiner animaliſchen Beſtimmung drängt und der erhabene Schwung, welcher den Märtyrerſchritt und den Todesgang zwiſchen allen Verlockungen, Reizen und Bedrohungen der Sünde giebt. Sie iſt die ſchwüle brodelnde Glut welche das Mark aus den Knochen, die Gedanken aus dem Hirn, den Athem von den Lippen, das Herz aus dem Buſen aufſaugt, und die leichte zauberiſche Flamme welche die Geſtalt in Schönheit, das Gehirn in Schöpferkraft, das Herz in eine Glorie, das ganze Weſen in ein erneutes geiſtiges Daſein taucht. Sie iſt die Wiedergeburt und die Vernichtung des Menſchen. Sie iſt eine Bachantin die ihn in myſteriöſe Ertaſen der Wolluſt ſchleudert

und ein tiefſinniger Genius der ihn auf ſchneeweißen Flügeln in Regionen erhebt zu denen ſich die Sinnenwelt verhält wie das Sandkorn zu den Geſtirnen. Sie führt ihn zu Thaten des Fluchs und zu Thaten des Segens. Sie drückt ihm den Stempel der Thierähnlichkeit und das Gepräge des göttlichen Ebenbildes auf die Stirn. Sie ſchlägt ans Kreuz und reißt empor zur Himmelfahrt. Sie befleckt im Laſterpfuhl und reinigt in einem Element gegen welches die klarſten Gebirgswaſſer und die friſcheſten Frühlingslüfte unklar und dumpf ſind. Sie macht elender als alles andre Leid, und ſeliger als alles andre Glück. Sie macht ſtupid und giebt Intuition. Sie iſt ſo reich daß ſie die Welt verſchmäht und ſo bettelarm daß ein Blick, ein Kuß ſie wie mit Perlen und Demanten überrieſelt. Sie iſt allgenügſam und unbefriedigbar, ſeeliſch und ſinnlich, frohlockend und klagend — und das Alles in einem und demſelben Herzen, am Morgen ſo und am Abend anders. Sie bildet eine feſtverſchlungene Kette von Gegenſätzen, die augenblicklich untereinander zu Widerſprüchen werden, ſobald nicht ein unerhört tapferes und ſtarkes Herz jedes einzelne Glied löst indem es daſſelbe mit Geduld und Ausdauer trägt. Nur *eines* überſprungen oder zerriſſen, und die ganze Kette verwirrt ſich! Wo aber

wäre ein Herz ſtark genug um ſich ſtets im Gleichgewicht zwiſchen dieſen Stürmen und Schwankungen zu erhalten? von all dem Herumzerren und Hinundherwerfen wird es müde, matt, ſchlaff, marklos — mit einem Wort: ſchwach! — und dies Wort bricht den Stab über ihm: Schwäche macht elend. Der Starke iſt gut und glücklich, aber nur in einzelnen gnadenvollen Momenten iſt der Menſch ſtark wenn das „Kind Gottes“ in ihm die Oberhand gewinnt und der „vom Weibe Geborene“ in ihm zurücktritt. So hat die ewige Allmacht es gewollt So hat ſie die Eſſenz ſeines Weſens gemiſcht. — — — — — — — — Ja, bei der Liebe fing ich an und bei der Schwäche hör' ich auf! das iſt ganz richtig.

Als Miß Johnſon nach einer Viertelſtunde eintrat und Paul zu meiner Mutter beſchied, waren wir ſchon ganz einig, gingen Hand in Hand zu ihr und baten um ihren Segen. Sie ſprach ſehr bewegt:

„Iſts möglich, Paul! dies Kind willſt Du heirathen?“

„Dies Kind iſt ein holdes Mädchen, liebe Tante“ — entgegnete Paul ſchmeichelnd.

„Aber ſieh ſie genau an, Paul! ſieht denn ſo ein junges Mädchen aus?“

Ich trug allerdings einen etwas befremdlichen Anzug, der mir aber zu meiner Schlittſchuhläuferei und überhaupt zu winterlichen Spaziergängen bequem und nothwendig war. Ich trug lange Pantalons und ein kurzes Kleid von weißem Merino, darüber einen Spenzer von dunkelblauem Sammet mit langen Schößen und mit Zobel beſetzt, und auf dem Kopf ein kleines Sammetbaret ebenfalls mit einem Pelzſtreif umgeben. Letzteres hatte ich nun zwar abgenommen, aber ich trug mein Haar noch immer nach Kinderart in dicken natürlichen Locken, und ſie mogten mir wol ziemlich wild um Stirn und Nacken hängen. Die kindiſche Tracht abgerechnet hatte ich gewiß das Anſehen eines jungen Mädchens, denn meine Geſtalt war ganz ausgebildet und war größer als manche Erwachſene. Das fand auch Paul, und meine Mutter willigte gern in unſre Verlobung. Er wünſchte mich auf der Stelle zu heirathen; doch das gab ſie durchaus nicht zu; ich ſollte erſt confirmirt und fünfzehn Jahr alt werden, woran mir noch ſieben Monat fehlten. Paul war auf drei Tage nach Engelau gekommen. Seinen Urlaub auf ſieben Monat zu verlängern, war unmöglich. Sein Vater wirkte ihm noch drei Wochen aus; dann ſollte er fort und im Spätherbſt wiederkommen.

So war ich denn faſt noch Kind, kaum Jungfrau und ſchon Braut. Das Leben ſtürzte ſich mir mit drängender ſtürmiſcher Haſt entgegen als habe es Eil mir ſeine berauſchenden Tränke darzubringen damit ſie nicht unterwegs verſchäumten. Natürlich fand mich Paul geiſtig ganz unreif, aber die Gefühlswelt war im Treibhaus der Phantaſie gezeitigt, und die Lebendigkeit und Bereitwilligkeit meiner Auffaſſung verhieß große Bildungsfähigkeit. Ueberdas kam mir mein heißer Drang zu wiſſen, zu verſtehen, zu erkennen, zu Hülfe. Ich war unermüdlich Fragen über Welt, Menſchen, Bücher, Geſellſchaft — über all dieſe Dinge welche ich nur dem Namen nach kannte, an ihn zu richten, und unerſättlich ſeine Antworten, ſeine Beſchreibungen und Erzählungen zu hören. „Erzähle mir vom Palais-royal!“ hatte ich vor Jahren gebeten, als Paul noch der Verlobte meiner Schweſter war; auch jezt war kein Ende mit ähnlichen Bitten und immer fanden ſie Gehör. Paul liebte mich mit einem Gemiſch von leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und von beſchützender Ueberlegenheit das ihm ſehr gut ſtand. Bald machte ihn der Liebesrauſch zum Kinde, das auf mein Weſen und mein Treiben einging — bald war er ein ernſter und belehrender Freund der mich im ruhigen Geſpräch zu ſich her-

aufzog — bald ging die Ruhe ſowol als die Kinderei in dem Liebenden unter, der ein junges reizendes Geſchöpf als das Eigenthum und die Freude ſeines Herzens und ſeiner Sinne betrachtete. Ich hing an ihm mit einer quälenden Anhänglichkeit. Ganz einſam war ich ohne Gefährten und Altersgenoſſen, ganz abgeſchieden vom Umgang mit jungen Männern und Mädchen, ſogar ohne eine Freundin, welche für ein fünfzehnjähriges Herzchen gleichſam der Blitzableiter dunkler Liebesgefühle iſt. Auf einmal ſtand mir ein Mann liebend und liebeverlangend gegenüber, bereit mich in ſeinen Armen durch das Leben zu tragen, mich glücklich zu machen, ſein Glück von mir zu fodern und in mir zu finden. Leben und Glück war für mich gleichbedeutend; glücklichwerden und lieben ebenfalls; ſo ſank ich an ſein Herz weil ich eben ein Herz zu lieben begehrte, wie die Knospe aufblüht wenn Frühlingsſonne und Frühlingsregen über ihren noch verſchloſſenen Kelch geheimnißvoll lockend ſtralen und rieſeln. Aber ich glaube daß ich mit derſelben Wonne eine Freundin oder jeden andern liebenswürdigen Mann geliebt haben würde. Ich mögte ſagen es ſei der allgemeine aber nicht mein individueller Gefühlsdrang geweſen, der mich zu Paul und ausſchließlich zu ihm geführt. Ich war zu

ſehr Kind, zu ungeübt, zu unerfahren um eine Wahl treffen zu können; zu jung um das Süße, Ahnungsvolle einer ſtillkeimenden, verſchwiegenen, wachſenden, jungfräulichen Neigung empfunden zu haben. Es waren keine Uebergänge in mir, kein Erwachen zum Bewußtſein, keine Schwankungen. Die leiſen ſchüchternen Nüancen durch die man zur Vertraulichkeit mit einem Verlobten übergeht, der noch vor Kurzem als Fremder uns fern ſtand, konnten bei mir nicht ſtatt finden, indem Paul mein Vetter war, indem ich ihn ſeit der Wiege kannte, indem ich mich von je her an ihn geſchloſſen hatte. Aus der Dämmerung der Exiſtenz, ohne Aurora, ohne Sonnenaufgang, ohne Morgenſonne — trat ich plötzlich unter die Mittagsglut, und die Leidenſchaftlichkeit erwachte bevor die Liebeskräft gereift war, ſo wie es Pflanzen giebt die Blüten tragen bevor ſie Blätter haben. Aber in der vegetabiliſchen Natur compenſiren beſtimmte Zwecke und Eigenthümlichkeiten derartige Anomalien, während der Menſch eine ſo wunderzarte reizbare Pflanze iſt, daß eine überreizte Entwickelung in ſpäteren Momenten keine Compenſation — ſondern eine rächende Vergeltung findet.

Wie geſagt ich hing mit quälender Anhänglichkeit an Paul. Ich ging wohin er ging, ich ſtand

wo er ſtand, ich blickte wohin er blickte. Wäre er nicht ſo grenzenlos in mich verliebt geweſen, ſo hätte er mich unerträglich finden müſſen, denn ich beging eine Indiscretion über die andre, blätterte in ſeinen Papieren, beſah ſeine Bücher, durchwühlte ſeine Porteſeuilles — nicht aus kindiſcher Neugier allein (obwol Alles was er hatte und was ihn umgab mir ganz neu war) ſondern um mich aus allen Kräften mit ihm zu identifiziren, um ſeinen Geſchmack zu kennen, ſeine Wünſche zu errathen, ſeine Neigungen mir einzuimpfen. Miß Johnſon verwies mir einmal ich weiß nicht mehr welche Frage oder Bitte die ich an Paul richtete. Er rief lebhaft:

„O ſtören Sie ſie nicht! mit ſolchen unſchuldigen Augen iſt man nie indiscret.“

Und er fuhr fort mir Alles mitzutheilen was mein flammendes Intereſſe für ihn begehrte.

Dennoch war ich nicht glücklich, denn mich quälte ein Gedanke — nämlich der, daß er Amalie vergeſſen hatte. Darüber nachſinnend blickte ich ihn eines Tages ſo lange an bis mir die Thränen in die Augen traten. Er las die Zeitung. Als er meine Thränen bemerkte warf er das Blatt fort, nahm mich in ſeine Arme und fragte zärtlich was mir geſchehen ſei. Ich ſagte ihm den Grund meiner

Betrübniß, und daß ich mir einen ebenſo lebhaften Vorwurf über mein Vergeſſen Heinrichs mache.

„Wir haben Amalie und Heinrich nicht vergeſſen, entgegnete er ſanft. Wir gedenken ihrer mit wehmüthiger Liebe. Aber Empfindungen an die keine Pflichten ſich knüpfen genügen unſrer Thatkraft und unſerm Liebesbedürfniß nicht. Erinnerungen nehmen einen Platz in unſerm Leben ein ohne es ganz auszufüllen, und in edler Weiſe es auszufüllen ſuchen iſt keine Untreue, meine Sibylle, ſondern eine ernſte und würdige Aufgabe.“

Dieſe ruhigen klaren Worte beſchwichtigten mich und berührten mich zugleich wie mit kältendem Hauch. Mein Unverſtand ſträubte ſich gegen jene Anſchauung welche das Leben zu einer ernſten Aufgabe macht. Ich wollte einen ununterbrochenen Seligkeitsrauſch daraus machen.

Der meine ging zu Ende als Paul uns nach drei Wochen verlaſſen und zurück nach England mußte. So weit fort, und übers Meer, und bis Ende Oktobers — ich meinte es nicht überleben zu können, und ich empfand eine Art von Verachtung gegen mich ſelbſt, daß ich es dennoch überlebte. Er verſprach mir fleißig zu ſchreiben — und er hielt Wort! damals aber flogen noch keine Dampfſchiffe zwiſchen England und dem Continent hin

und her, das machte den Briefwechsel unsicher und unberechenbar, und diese Unsicherheit versetzte mich in ein Fieber von Angst. Wenn ich meine oder Pauls Briefe auf der See wußte lief ich wol zehnmal täglich an den Strand um den Wind zu beobachten, gänzlich vergessend daß er anders an der Küste, anders auf hohem Meere wehe, daß ein Unterschied zwischen der Nord- und der Ostsee statt finden könne — und dann verloren sich die Gedanken in die Unermeßlichkeit des Meeres hinein, das mir wie ein Bild meiner Zukunft erschien und meinen Wünschen, meinem Streben, meinen Ahnungen ein Symbol grenzenloser Verheißung darbot.

War es die Gemüthsbewegung welche meine Mutter in dieser Zeit gehabt oder überhaupt eine Krisis in ihrem Leidenszustand — genug, es regte sich wieder einige Lebensthätigkeit in ihrem Nervensystem und unser Hausarzt erklärte daß eine Reise nach Gastein nothwendig zu unternehmen sei. Der Bruder meines Vaters, der Bischof von Würzburg war, hatte schon längst in seinen Briefen meiner Mutter diese Heilquelle empfohlen und sie eingeladen sich auf der Hin- und Rückreise bei ihm in Würzburg auszuruhen. Bis dahin hatte ihr Zustand es unmöglich gemacht; jezt erklärte sie selbst es für möglich eine so weite Reise zu unternehmen.

Die Hofnung auf ihre Geneſung beſeligte mich, und die Reiſeanſtalten die ich eifrig betrieb warfen ein glückliches Gegengewicht in die Schaale meiner Sehnſucht nach Paul. Aber ich machte mir aus dieſem getheilten Intereſſe einen Vorwurf und fragte mich ſelbſt mit trübem Erſtaunen, ob ich denn eines excluſiven Gefühls gänzlich unfähig ſei? Daß der Menſch in zahllos verſchiedenartigen Verhältniſſen zu leben hat, daß die heterogenſten Beziehungen Anſprüche an ihn machen zu deren Berückſichtigung er geſtählt und bereit ſein muß, daß das Menſchenherz rundum tauſend Berührungspunkte hat durch die es zugänglich und bewegbar wird — oder eigentlich: daß mein Herz, ſoll ich ſagen zu meinem Heil oder zu meinem Unheil, keines Gefühls fähig war wodurch es abſolut ausgefüllt wurde — dies Alles hatte ich damals noch nicht erkannt.

Zu Ende des Frühlings fand meine Confirmation ſtatt. Meine glühende Seele erfüllt von Liebe zu Paul, von Hofnung für meine Mutter, von Erinnerung an meine Todten, von Ahnung eines liebedurchglühten Daſeins — ſo unſchuldig daß Liebe und Veredlung, Glück und Tugend ihr ſynonym klangen und ihr als das hohe Ziel erſchienen zu dem jeder Menſch unabläſſig mit feſtem Gang und klarem Willen vorſchreite — meine Seele bedurfte

nicht der kirchlichen Belehrungen, welche der Prediger ihr ziemlich trocken zukommen ließ, um sich freudig zu Gott aufzuschwingen und ihre Geschicke aus seiner segnenden Hand zu empfangen. Ich genoß das Abendmal als das Symbol des heiligen Bundes, welcher von Christus gestiftet sei um die ganze Menschheit zu Kindern Gottes auszubilden.

Einige Tage später reisten wir ab in zwei große Wagen vertheilt: meine Mutter, Miß Johnson, Sedlaczech, ich, zwei Kammerjungfern, und zwei Diener. Die Kranke machte diesen Schwarm der Bedienung nothwendig, und er veranlaßte wiederum Sedlaczechs Begleitung, welcher als Reisemarschall fungiren sollte. Für mich, die ich nie größere Städte als Eutin und Kiel, nie eine andere Landschaft als die holsteinische gesehen, war diese Reise eine Wonne — nämlich die Vorstellung: jezt wirst du die weite Welt, Ströme, Gebirge, Städte und Länder schauen, wirst erfahren was es Alles unter der Sonne giebt! Anfangs entsprach das aber gar nicht meinen Erwartungen! in Hamburg, in Braunschweig gab es kein Palais royal, der Thüringerwald schrumpfte neben dem gigantischen Maßstab meiner Phantasie zu einem Maulwurfshügel ein, die Ufer des Mains waren niedrig, der Fluß selbst schmal und gelb, die Rebgelände monoton, heiß

und ſchattenlos. Ich vermißte die friſchen Wieſen, die klaren Landſeen, die Buchen und Eichen meiner Heimat, und allüberall fand ich meinen Horizont beſchränkt weil ich das Meer nicht hatte, welches mehr noch für den Gedanken als für den Blick unermeßlich iſt — aber nicht ermüdend wie die Ebene, von welcher die Vorſtellung von Staub, Mühſal, Schmutz, Qualen, Erdigkeit untrennbar iſt, ſondern ausruhend weil es ein Spiegelbild des Himmels zu ſein ſcheint.

Aber Würzburg gefiel mir ungemein — die alte Stadt, die zahlreichen Kirchen, der biſchöfliche Hof, mein Onkel der Biſchof, der uns mit großer Herzlichkeit und ſüddeutſcher Ungezwungenheit wie liebe Familienglieder und alte Bekannte empfing, obgleich er uns nie geſehen — Alles machte mir einen poetiſchen warmen Eindruck.

„Das rührt vom katholiſchen und vom ſüddeutſchen Weſen her," ſagte Sedlaczek, dem ich dieſen Eindruck mittheilte und dem ich mich auf der Reiſe ſehr angeſchloſſen hatte.

Am Tage nach unſrer Ankunft fand ein großes Kirchenfeſt Mariä Heimſuchung ſtatt, und mein Onkel celebrirte das Hochamt im Dom. Ich wünſchte demſelben beiwohnen zu dürfen. Miß Johnſon erklärte es mit puritaniſcher Trockenheit

für Götzendienst und war dagegen, meine Mutter, die keine andre Religion als die Liebe kannte und deren angebeteter Gemal Katholik gewesen war, gönnte jeder Kirche ihren Cultus und gewährte meine Bitte. Ich ging mit Sedlaczech in den Dom. Er war Katholik. Er erklärte mir das Symbol der Messe, und gab mir sein Gebetbuch damit ich ihrem Gange folgen könne. Sie machte einen überwältigenden Eindruck auf mich. Zum ersten Mal begriff ich mit zerknirschter Seele das Opfer Christi! Musik, Weihrauch, Blumen, Prachtgewänder, Bilderschmuck, Goldglanz, Kerzenlicht, flammende Altäre, der majestätische Dom — welch ein großartiges Bild der Weltherrlichkeit, der irdischen Größe, die Christus verschmähte und gelassen in den Tod der Verbrecher ging um für seine Lehre der Barmherzigkeit: daß die opferwillige Liebe von Sünde und Furcht erlöse, zu sterben. Wie angedonnert stürzte ich auf meine Knie und fragte mich heimlich mit blassen bebenden Lippen ob ich wol eines solchen Opfers fähig sei, und gestand mir: Nein, o nein! — und betete der Kelch möge vorüber gehen! —

In dem Tagebuch welches ich damals für Paul schrieb und welches jezt vor mir aufgeschlagen liegt, lese ich an jenem 2. Julius:

„Paul! Paul! zum ersten Mal in meinem Leben

„habe ich in einer Kirche gebetet, aber ſo, als „ob Engel meinem Herzen Flügel gegeben hätten „und als ob es aus der engen Bruſt herauswolle. „— Und zum erſten Mal hab' ich einen Mann „beten ſehen! Sedlaczech kniete neben mir und „betete ſtill, andächtig, geſammelt, ohne Geſang„buch und ohne Predigt, was er eben in ſeiner „Seele fand. Ach Paul! wie das ſchön iſt wenn „ein Mann ſo betet und ſich nicht ſchämt vor Gott „auf den Knien zu liegen! .... und auf den kahlen „Quaderſteinen knieten wir, und alles Volk um „uns herum, ohne Abſperrung und Gitterſtühle, „und es fiel Keinem auf. Ach das iſt auch ſchön, „denn es iſt ſo demüthig! — Können wir nicht „den Gottesdienſt in Engelau ſo einrichten? — „Ich ſag Dir, Paul: wie Sedlaczech betete kann „ich gar nicht vergeſſen." — — — —

Das Hochamt im Würzburger Dom war der Glanzpunkt meiner Reiſe. Zwar beſuchte ich noch häufig die Meſſe mit Sedlaczech, aber immer auf-paſſend ob er wieder ſo andächtig beten würde, zerſtreuten mich dieſe Gedanken. Ich kam nicht recht zu innerer Sammlung, und die ſeine ſchien mir auch nicht mehr ſo ekſtatiſch wie das erſte Mal, eben weil ich ihn mit geſpannter Erwartung beobachtete. Es kamen auch neue Eindrücke! die Welt

des Hochgebirges that ſich mir auf mit ihren Waſſerfällen, ihrem ewigen Schnee, ihren ſtarren Felswänden an die ſich grüne Matten ſchmiegten. Dieſe unerhörte Majeſtät zerſchmetterte mein kleines Herz. Es war nichts in mir das mit dieſem erhabenen Ernſt ſympathiſirte. Er machte mich melancholiſch. Ich ſchrieb an Paul.

„Was wollen die Leute mit ihrer Bewunderung „des Hochgebirges — ich verſteh' es nicht! mich „machen dieſe ſtarren gigantiſchen Maſſen frieren, „denn ſie leben ja nicht. Das Meer lob' ich mir, „nicht wahr, Paul? was da für Leben drin iſt! „das athmet wie ein Menſch; das lächelt, trauert, „klagt, wüthet, grollt, ſcherzt wie ein Menſch. „Ich meine immer dem Meer mögte ich mich ans „Herz werfen — da würde mir wol ſein. Aber „den Felſen gegenüber fällt mir das nicht ein! ſie „locken mich nicht, ſie wälzen ſich mir drückend „entgegen; ich mögte mich gegen ſie vertheidigen „und fühle da ſo recht meine Unmacht .... ſchwa„ches Erdenwürmchen das ich bin. Neben Dir, „Paul, würde ich auch den Felſen gegenüber ein „Gefühl von Sicherheit haben, das mir jezt fehlt „und das mich zittern macht." — — — —

Meiner armen Mutter that der Gebrauch von Gaſtein nicht gut. Nach ſechswöchentlichem Auf-

enthalt daſelbſt traten wir unſre Rückreiſe an, und langten Mitte Oktobers mühſelig und niedergeſchlagen in Engelau an, wo ich mein Reiſetagebuch für Paul mit den Worten ſchloß:

„Bis jezt habe ich die Welt und die Genüſſe „einer Reiſe ganz unter meiner Erwartung gefun„den. Ueberraſcht hat mich nichts als das Hochamt „in Würzburg und daß Sedlaczech betete; alles An„dre hatte ich mir ſchöner vorgeſtellt." — — — —

Bald darauf kam Paul mit ſeinem Vater und der Allerſeelentag beſchloß mein fünfzehntes Jahr und mein allzukurzes Mädchenleben: es war ebenſo unvollkommen und überreizt wie meine Kindheit geweſen.

Nun war ich Frau! — Warme ſchlichte Pflege des Gefühls und ein beſtimmter Wirkungskreis in häuslichen Pflichten und in einer geregelten Thätigkeit, iſt die naturgemäße, folglich die geſundeſte Atmoſphäre für die Entwickelung des Weibes. — Statt mich in ſein Haus zu führen, ſetzte Paul mich in ſeinen Reiſewagen! — Er war vier und ein halbes Jahr mit geringen Unterbrechungen in London geweſen, und ſo ermüdet und abgeſpannt durch die koloſſalen Proportionen und die Rieſenbewegungen im engliſchen Leben, denen das deutſche Spießbürgerthum nun einmal nicht gewachſen iſt, daß er ſich nach der Zwangloſigkeit des Reiſelebens

ſehnte, und ſich überdas ein Feſt daraus machte mich in alle Herrlichkeiten, Freuden und Schönheiten der Welt einzuweihen. Er verzog mich wie nur je ein verliebter Ehemann ſeine Frau verzogen und ſie zu ſeiner Puppe und zu ſeinem Kleinod gemacht hat. Paul war ein ganz liebenswürdiger Menſch von edler Geſinnung, von gebildetem Verſtande, von tadelloſen Sitten, höchſt angenehm in der äußern Erſcheinung: er hatte nur einen Fehler — und dieſer Fehler wäre vielleicht neben einer andern Frau gar nicht zum Vorſchein gekommen: es war ſeine grenzenloſe Schwäche für mich. Er liebte in mir Alles was das Menſchenherz rührt: Erinnerungen an ſeine frühere Jugend, an ſeine erſte Liebe, an ſeine erſten Schmerzen — ein Kind das ſich ihm angeſchmiegt hatte, ein Mädchen das für ihn aus der Kindheit erwachte — und endlich ein reizend ſchönes Weib. Ich war unwiderſtehlich für ihn! — Ach wie viel tauſendmal mißbrauchte ich dieſe Allgewalt .... nicht grade zum Böſen, denn ich war nicht verderbt — aber aus Laune, aus kindiſchem Uebermuth, zuweilen ſogar um zu verſuchen wie weit meine Macht reiche. Ich erbat und erſchmeichelte, erweinte und erſcherzte Alles was mir durch den Sinn flog. Das ſoll nicht heißen als hätte ich Verkehrtes oder Unſinniges be-

gehrt, ſondern eben nur daß mein unbedingter Wille die Are unſrer Exiſtenz wurde. Als ich es dahin gebracht hatte — abſichtslos, immer ungenügſamer werdend, Schritt vor Schritt bis zur äußerſten Grenze vordringend! — da empfand ich Mitleid mit Paul, und dies Mitleid wuchs bis zur Mißachtung, um nicht Verachtung zu ſagen. Ein Mann, und unfähig ein Nein! gegen mich zu behaupten, wenngleich Vernunft und Recht bei dem Nein waren — ich fand das unmännlich, folglich weibiſch, folglich erbärmlich, folglich konnte ich Paul nicht wie ein höheres Weſen verehren: ſo lautete meine unerbittliche Logik. Da ich nicht im Gefühl, ſondern nur in Ideen und Phantaſien lebte, welche ſtets einen übertriebenen Maßſtab an Menſchen und Dinge legen, während nur das Gefühl ihn rectificirt, ſo war ich ohne Schonung und ohne Zartheit, und ſuchte nicht den Punkt zu vermeiden oder zu umgehen, der mir Pauls Schwäche im grellſten Licht zeigte. Es iſt unmöglich die intimen Verhältniſſe der Ehe in ihrem ununterbrochenen Zuſammenhang und Contact in Worte zu bringen die nicht plump und nicht übertrieben klingen. Es finden Nüancen ſtatt für die man Wahrnehmungen doch keine Beſchreibungen hat und Erkenntniſſe die mit äußerlich unfaßbaren Uebergängen in die Seele

ſchlüpfen — und dann wieder Anomalien, die jeder Erklärung widerſtehen, und den Character als ein planlos zuſammengewürfeltes Modell von einem Menſchen erſcheinen laſſen. Ich kann nur im Allgemeinen ſagen, daß ich mich benahm als habe ich es darauf abgeſehen mein Leben muthwillig zu verderben. Ich trieb Alles bis auf die äußerſte Spitze, und da Nichts ſich dort halten kann, ſo erlebte ich eine Enttäuſchung, einen Sturz von der Höhe nach dem andern, und fand mich zwiſchen Ruinen ſobald ich zur Beſinnung kam.

Wie einſt Don Quixote auf Abenteuer aus der Epoche der Paladine — ſo zog ich in die Welt um großen Menſchen zu begegnen, und um im Leben der Völker, in den Leiſtungen der Individuen, in den Bildern der Natur die abſolute Vollkommenheit und Schönheit zu finden, deren Ideal ich in meinem Kopf herumtrug. Ich ſuchte Charactere, Zuſtände, Kunſtſchöpfungen, Seelen, die zugleich vollkommen abgerundet wie Perlen und brillant facettirt wie Diamanten wären. Ich ſuchte Stoff zu ununterbrochener Bewunderung — und fand ihn nur ausnahmsweiſe; Genüſſe die permanente Befriedigung bieten mögten — und fand ſie nur in einzelnen Momenten. Pauſen der Leerheit, der Dürre, der Kälte traten bei mir ein, und zwar

ſchon in den Flitterwochen und während unſers Aufenthaltes in Paris — von denen ich früher keine Vorſtellung gehabt hatte. Ganz natürlich! ich lebte jezt in einer ſolchen Aufregung, daß ſie mit Abſpannung abwechſeln mußte, während in meinem friedlichen Engelau kein Rauſch und folglich keine Ernüchterung eintreten konnte. Von den vierundzwanzig Stunden eines Tages verbrachte ich zwanzig in fieberhaftem Wachen und vier in fieberhaftem Schlaf. Alle Sehenswürdigkeiten von Paris, alle Schätze ſeiner überreichen und verſchiedenartigen Muſeen wollte ich gründlich kennen, beurtheilen, verſtehen lernen. Sachverſtändige mußten mich begleiten, mir hiſtoriſche oder techniſche Erklärungen geben, mein ungeübtes Auge auf Fehler oder Schönheiten aufmerkſam machen. Mit derſelben Gründlichkeit wurden die Magazine der Modiſtinnen, der Juweliere, der Schneiderinnen, der Schuh- und Handſchuhmacher heimgeſucht. Ich trieb einen unſinnigen Luxus, denn ich hielt mich für unermeßlich reich ohne zu bedenken, daß daſſelbe Einkommen in Engelau für koloſſal — in Paris für mittelmäßig gilt. Täglich eine neue und ganz exquiſite Toilette um nach den Anſtrengungen meines Morgens zum Diner, in das Theater und in Soireen zu gehen, ſchien mir ganz in der Ord-

nung. Nur ausnahmsweiſe begnügte ich mich mit dem Beſuch eines Theaters. Spielte Talma oder die Mars, oder tanzte die Monteſſu, ſo mußte ich ſie wenigſtens in einer Scene oder einem pas bewundern, wenngleich ich bereits in einem andern Theater war. Häufig folgten noch Bälle den Soireen — ſo daß ich Nachts um vier Uhr in Pauls Arme ſank, um Morgens um acht wieder aufzuſtehen und dem Maler der mein Portrait machte eine Stunde ſpäter Sitzung zu geben. Ich ließ mich für meine Mutter malen, und heimlich für Paul in meinem Schlittſchuhlaufer-Anzug für den er eine groſſe Vorliebe hatte. Aber dies raſtloſe Treiben ermüdete mich gar nicht körperlich. Ich blühte erſt recht auf in dieſem glühenden, drängenden, genußſprudelnden Leben, und der Gegenſatz ſchlug mich häufig nieder, daß meine phyſiſche Organiſation wie von Eiſen und Stahl gebildet keine Ermattung kannte, während ich geiſtig ach wie oft! unüberwindliche Schlaffheit in mir empfand.

Unſern Aufenthalt in Paris endete nach ſechs Wochen die längſt befürchtete Nachricht vom Tode meiner Mutter. Berauſcht aber nicht befriedigt zog ich mich aus dem Tumult zurück, dem die Trauer ein Ende machte, und wir reiſten nach Florenz

und Rom. Aus dem Geſellſchaftsrauſch warf ich mich in den Kunſtrauſch — aus der Verſchwendung für Schmuck, Shawls und Kleider, in die für Gemälde, Statuen, Cameen, etruriſche Vaſen und Alterthümer. Wo ein Atelier war — ich mußte in ihm nach dem himmliſchen Funken der Begeiſterung ſpüren, und fand ſtatt deſſen in zehn Fällen neun Mal Eitelkeit, handwerksmäßige Berufsausübung, Hunger, als Anſchürer des himmliſchen Funkens. Ich fand das entwürdigend für den Künſtler, nachtheilig für die Kunſt. Ich unterſtützte die miſerabelſten Talente, nicht nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten — die waren gering! ſondern nach denen ihres Elends — und das war denn freilich oft groß. Ich machte ihnen große Aufträge, die entweder gar nicht oder ſo kümmerlich vollzogen wurden, daß ich an der Genialität meiner Schützlinge verzweifelte und den „himmliſchen Funken“ eine äußerſt ſeltne Sache fand, die eben ſo ſelten im Künſtler wohne, als Geiſt in der Geſellſchaft. Aber auch manches treffliche Kunſtwerk kaufte ich, das keinen andern Fehler hatte als den — meine Mittel zu überſteigen. Durch den Tod meiner Mutter war ich in den Beſitz ihres ganzen Vermögens gekommen, welches mir damals eine Rente von zwanzigtauſend Thalern brachte,

und ſich erſt ſpäter um die Hälfte vermehrte, als die Nachwehen des Krieges gänzlich gehoben waren, und als eine tüchtige Verwaltung an die Stelle der läſſigen Vormundſchaft trat, welche nach dem Tode meines Vaters und während der Krankheit meiner armen Mutter die ökonomiſchen und finanziellen Geſchäfte verſehen hatte. Zwanzigtauſend Thaler waren für meinen Train, meine Liebhabereien und meine Mäcenatsallüren ſehr wenig. Paul hatte als einziger Sohn ein großes Vermögen von ſeinem Vater zu erwarten, allein vor der Hand bekam er von dieſem nicht mehr als was er als Junggeſell bekommen — ein Tropfen im Meer für unſre Bedürfniſſe! — Sämmtliche Diener meiner Mutter penſionirte ich reichlich; Miß Johnſon glänzend damit ſie in ihrem geliebten Vaterlande bequem leben könne; ebenſo meinen lieben alten Hofmeiſter damit er ſich recht ſchöne naturhiſtoriſche Werke mit koſtbaren Kupfern anſchaffen dürfe; endlich Sedlaczech, der ſich in der Muſik durch Reiſen nach Wien, Paris und Italien ausbilden ſollte. Abgeſehen von dieſen ſtehenden Ausgaben unſers Budgets, hatten wir in dem erſten Halbjahr unſrer Ehe und Reiſe fünfundzwanzigtauſend Thaler verbraucht.

Paul hatte wol zuweilen kleine Einwendungen

verſucht — doch immer umſonſt. Jezt legte er mir ſchweigend die unwiderleglichen Berechnungen vor. Natürlich war ich außer mir vor Ueberraſchung und Beſtürzung. Ich warf mich in ſeine Arme und bat beängſtigt um Rath.

„Laß uns auf der Stelle zurückreiſen und die andern ſechs Monat meines Urlaubs in Engelau zubringen, damit ich an Ort und Stelle eine Ueberſicht Deiner Güter und Einkünfte gewinnen kann — und ich ſtehe dafür, daß Alles wieder ins rechte Gleis kommt“ — erwiderte er.

„Zurück? .... ohne Neapel, Sorrent und Sicilien geſehen zu haben? unmöglich, Paul!“

„Sehr möglich, liebe Sibylle, für ein Paar vernünftige Menſchen, die vermeiden wollen ſich von Hauſe aus zu ruiniren.“

„Guter Gott! rief ich mit kindiſchen Thränen, wie traurig iſt es daß nichts auf der Welt zu den Bedürfniſſen des Menſchen ausreicht! nicht einmal das Geld!“

„Verſchwendung iſt kein Bedürfniß, Sibylle — nur eine üble Gewohnheit, die, wie faſt alle Gewohnheiten, für uns ſelbſt und für Andere mit der Zeit höchſt läſtig wird — abgeſehen davon daß es unſinnig iſt mehr Geld auszugeben als man einnimmt.“

„Aber ich habe bisjezt noch gar nicht meine Vermögensumstände gekannt, Paul!.... jezt werde ich mich schon nach der Decke strecken. Wir wollen die Pferde abschaffen und ganz idyllisch in Sorrent leben, nicht wahr?“

Nach langer Berathung machten wir gegenseitig Conceſſionen. Paul beſtand nicht auf die Heimkehr, ich gab die Reiſe durch Sicilien auf. Wir verkauften die ſieben Pferde, welche wir bei unſrer Ankunft in Florenz gekauft, entließen die überflüſſigen Dienſtboten: ich nahm Beſtellungen von ich weiß nicht welchen Kunſtgegenſtänden zurück, und in den erſten Tagen des Mais verließen wir Rom und gingen, Neapel nur flüchtig berührend, nach Sorrent. Uebersättigt vom Geſellſchaftstaumel verließ ich Paris — vom Kunſttaumel Rom. In Sorrent warf ich mich in den Liebesrauſch. Währte er nicht länger als die beiden anderen, ſo war er wenigſtens ſüßer. Wir miethten für den ganzen Sommer ein kleines ſchlichtes Haus, das von einem Orangengarten umgeben und von der Stadt abgeſondert war. Die Terraſſe vor demſelben breitete ſich auf einem Felſen aus, der unmittelbar und ſchroff ins Meer hinabfiel. Der zauberiſche Golf von Neapel, die reizenden Küſten des Landes, die wilden Formen der Inſel Capri, die phantaſtiſchen

Felſen, Grotten und Hölen des Sorrentiniſchen Ufers — waren die feenhaften Bilder, welche ſich vor unſerm Häuschen ausbreiteten. Damals verband keine Chauſſee Sorrent mit Caſtelamare; nur zu Fuß und zu Maulthier auf köſtlich wilden Felſenpfaden, oder im Nachen konnte man es erreichen. Die Reiſenden verſäumten freilich nicht Sorrent und Taſſos Haus zu beſuchen, nach Capri zu ſchiffen und über das Gebirg nach Amalfi zu ziehen — allein es geſchah ohne den brutalen und alltäglichen Tumult einer ſtaubigen Poſtſtraße, ohne Wagengeraſſel und Peitſchenknall, ohne die gräßlichen Bequemlichkeitserfindungen der gegenwärtigen Menſchentransporte. Es gab Momente, Tage, in denen man ſich abgeſchieden von der Welt da draußen fühlen konnte, verzaubert auf irgend ein ſeliges Atlantis; und kamen Reiſende, ſo liehen ihre Züge der Gegend ein gewiſſes maleriſches Intereſſe: hier ſaßen elegante Frauen ganz befremdet auf Eſeln — dort trieben kecke Reiter vergeblich bedächtige Maulthiere zu ſchnellerem Schritt an — dort ſaß unter einem Oelbaum eine Gruppe von malenden und zeichnenden Dilettanten — hier wanderten rüſtige Fußgänger mit dem Ränzelchen auf dem Rücken — da kletterte ein Botaniker oder ein Mineralog mit den Ziegen um die Wette über Fels-

abhänge — hier hatte ein ſtudirender Landſchaftsmaler unter einem rieſigen Sonnenſchirm ſein kleines ambulantes Atelier aufgeſchlagen — das Alles betrachteten wir aus der Ferne als Staffage des wundervollen Gemäldes, mit dem ich, was Reiz und Lieblichkeit betrift, kein anderes vergleichen kann.

O ihr Tage von Sorrent! ihr wart die ſüßeſten meines Lebens. Ja ja, ihr müßt es geweſen ſein, denn in der Erinnerung und mit der unerbittlichen Kritik der Gleichgültigkeit vermag ich nichts aufzufinden was euch entzaubern könnte. Als ihr mich umfingt ſuchte ich nicht das unbekannte Gut, das mich zu raſtloſer, wilder, thörichter Pilgerſchaft zu irgend einem geträumten Heiligenbilde trieb. Bei euch hatte ich die Oaſis gefunden, in der ſich die lechzende Seele auf Blumen bettete. Ueber euch wehten erquickende Lüfte, euch umrieſelten friſche Bäche, um euch gingen lichtere Geſtirne auf. Ich vergaß zu fragen ob es Schöneres und Höheres gebe; ich genoß unbefangen das Daſein: darum war ich glücklich. Es war ein Sinnenglück — ja! eine Schwelgerei in den materiellen und doch ätheriſchen Eſſenzen, welche die Seele umfließen und tragen — ja! ein Genuß der Schönheit, die durch alle Poren wie ein magnetiſches Fluidum drang und das Weſen in tiefere myſtiſche Verbindung mit

dem Weſen der Natur brachte — ja! Ich war ganz allein mit Paul; wir ſahen Niemand, wollten Niemand kennen lernen. Die Natur mit ihren immer wechſelnden Schauſpielen iſt keine Zerſtreuung für zwei einſame Menſchen, ſondern bewirkt ihre innigere Vereinigung. Im contemplativen Genuß einer Mondnacht, eines Meerſturmes, eines Sonnenuntergangs — oder bei Streifereien durch Schluchten und Thäler, über Felſen und Klippen — bei Waſſerfahrten auf den phosphoreszirenden Wellen in heißer ſtiller Mitternacht — welche magiſche Berührungen gehen da von Seele zu Seele! mit einem Augenblitz, einem tieferen Athemzug, einem Wink des Fingers fliegen ganze Gedankenreihen, ganze Gefühlsketten mit elektriſcher Spontaneität aus dieſer Bruſt in jene! mit einem leiſe geflüſterten Wort thut ſich eine Unendlichkeit für die Sehnſucht, ein Paradies für die Erinnerung auf! mit einem Kuß ſenken ſich Ertaſen aus überſinnlichen Sphären in die Sinnenwelt hinein, wie Mond und Sterne ſich zitternd ins Meer ſenken um verklärt daraus hervor zu ſtralen — wie die Sonne ſich in lichte Wolken ſenkt um ſie in Roſen und goldne Kugeln zu verwandeln — wie eine myſtiſche Eſſenz in den Felſenſpalt dringt um als Diamant daraus aufzuleuchten. — O ihr Liebenden! warum verlaßt

ihr die Einſamkeit! nur einſam könnt ihr das Leben der Liebe leben — ſobald ihr vom Leben der Welt gefangen ſeid, werdet ihr zu deſſen Sclaven. Ihr müßt aufſtehen und ſchlafen gehen wie die Andern, eſſen und trinken, euch kleiden und euch unterhalten, loben und tadeln, denken und ſprechen, lieben und haſſen wie die Andern! ihr müßt Beſuche machen und empfangen, ſpazieren fahren, Billets ſchreiben, Romane und Zeitungen leſen, Toilette machen, Fadaiſen hören, Banalitäten ſagen — und das Alles verabſcheut die Liebe! Bleibt doch einſam! — — — Und wenn wir's bleiben, wird ſie uns nicht verlaſſen? — — Verſucht es! — Vielleicht iſt euer Herz ein „Gefäß der Ehrer" in welchem ſich die himmliſche Manna in primitiver Friſche erhält. — — —

So lebten wir: mit der ſinkenden Sonne begann unſer Tag. Die Terraſſe war durch Segeltuch in ein geräumiges Zelt — und dies Zelt durch bequeme Seſſel und Ottomanen, durch große Tiſche mit Büchern und Porteſeuilles, durch eine Harfe und viele Blumentöpfe in einen ſehr bequemen Salon verwandelt. Da frühſtückten wir um ſechs Uhr Abends, und machten einen Spaziergang nach irgend einem Lieblingsplatz um den Sonnenuntergang zu ſehen und die Abenddämmerung zu genießen.

War es finſter geworden, ſo kehrten wir heim; unſer Zeltſalon war mit Lampen erleuchtet; ich ſpielte die Harfe, Paul las; wir trieben eifrig das Studium der italieniſchen Sprache in ihren Dichtern; wir überſetzten zuweilen eine Stanze Arioſtos oder Taſſos, ein Sonett Petrarcas; wir ſangen zuſammen deutſche Lieder und franzöſiſche Romanzen. Nachts um drei Uhr ſpeiſten wir zu Mittag, beſtiegen dann einen leichten Kahn und erwarteten den Aufgang der Sonne auf dem Meer. Mit dem Tage kehrten wir zum Lande zurück und machten einen größeren Spaziergang, bisweilen einen Ritt auf Eſeln in die Berge. Die Hitze des Tages führte uns ins Schlafgemach. Es lag ein unſäglicher Zauber in dieſer Exiſtenz, die ſich ſo ganz von der Alltäglichkeit losgerungen hatte und ſich ſo ſehr in einer poetiſch traumhaften Region bewegte, daß alle Berührungen mit dem gewöhnlichen Leben von ſelbſt aufhörten.

Dies dauerte ſo lange wir es ertragen konnten! es iſt aber ſehr gewiß daß man in dieſer wechſellos glühenden Atmoſphäre des feinſten Sinnengenuſſes die Energie verliert, welche des Genuſſes fähig macht. Ich ertappte mich zuweilen auf dem heimlichen Wunſch: Könnte ich doch urplötzlich in Kamtſchatka ſein und nichts um mich herum ſehen

als Schneefelder! das würde mir Nerven und Augen erfrischen. — Nerven und Augen schob ich vor; im Stillen fühlte ich daß dies die Aeußerung eines noch größeren intellektuellen Bedürfnisses sei, das nach irgend einer Darlegung der Thatkräftigkeit lechzte. Bemerkte ich in Paul eine ähnliche Regung, so kränkte sie mich. Ohne ein volles Genügen zu finden begehrte ich doch daß er es finden solle. In andern Augenblicken hingegen, bei Gesprächen über Aussichten für seine Laufbahn oder über Zukunftspläne — wenn er da nicht ganz auf meine hochfliegenden Träumereien einging weil er die Verhältnisse richtiger beurtheilte als ich — oder wenn er sagte:

„Laß uns nicht die Paar süßen friedlichen Tage durch Unruh des Ehrgeizes verkümmern;" — so schien mir wiederum seine geistige Spannkraft erschlafft, und ich fand darin einen bittern Vorwurf der Unvollkommenheit unsrer Liebe. Einmal hub ich an:

„Paul, sage mir: liebe ich Dich?"

„Ich hoffe es!" entgegnete er lächelnd.

„Und liebst Du mich, Paul?"

„Gewiß, Sibylle!"

„Woran erkennst Du daß Du mich liebst?"

„Daran, daß Du mein dominirender Gedanke bist, Sibylle — daß mein inneres Leben in Deinem Besitz zu einem Abschluß mit sich selbst gekommen ist und eine Regel gefunden hat: Dein Glück.“

Ich schwieg und starrte vernichtet in die See hinaus, denn ich vernahm eine in mir flüsternde Stimme: Aber du Paul bist nicht mein dominirender Gedanke — aber mein inneres Leben hat in deinem Besitz keinen Abschluß mit sich selbst gefunden! .... Wie ein entstellendes Echo hallten diese Worte in mir wieder. Mir war als sei ein Schleier von einem Abgrund in mir selbst weggezogen, und betäubt starrte ich in ihn hinein. Ach, es war ganz richtig! Paul hing mit seinem Herzen an mir — darum beherrschte ich ihn; und ich hing an der Idee der Liebe — nicht an Paul. Ich wollte durch die Liebe die ganze sinnliche und übersinnliche Welt ergründen, erkennen und umfassen; sie sollte mich wie Dante in mystisch erhabene Geheimnisse weihen, mich Ariosts zauberische Verführungen, Tassos romantischen Schwung, Boccaccios lockende Ueppigkeit lehren und sie genießen lassen; sie sollte mir Lorbeer- und Stralenkrone, unter welchen sich Dornen verbergen, ums Haupt flechten, wie dem Petrarca. Das erwartete ich von der Liebe; sie

war meine dominirende Idee. — Wie soll das werden? murmelte ich vor mich hin.

„Hast Du Dich besonnen daß Du mich liebst, mein Engel?“ fragte Paul nach einer Weile.

Ich konnte nicht antworten, ich war gelähmt, erstickt durch das plötzlich erwachte Bewußtsein eines großen innern Elends. Ich hatte meinen Kopf an die Harfe gelehnt auf der ich gespielt, und an die ich mich jezt mit beiden Armen klammerte, weil mir war als thue sich der Felsen unter mir auf. Paul sprang auf, lehnte die Harfe zurück, richtete mich in seinen Armen empor und führte mich zur Balustrade der Terrasse damit ich freiere Luft schöpfen möge.

„Kind! Kind! sprach er zärtlich, Du ängstigst mich! es geben Dir Stürme von Leidenschaft durch die Seele, die Dich zerbrechen müssen.“

„Das ist wahr! entgegnete ich beklommen, aber laß sie nur austoben! jeder Mensch muß durch die Gewitterjahrszeit seines Lebens hindurch. In mir ist unmäßig viel Unklarheit — das erzeugt eben die Gewitter. Aber glaube nur Paul, daß Eines mir klar ist: Dein Glück soll auch die Regel meines Lebens sein.“

Und gleich jedem unsrer Gespräche ging auch dieses am Kuß unter. — — — Aber mich überfiel

ſeitdem in Pauls Armen zuweilen ein maß- und namenloſes Entſetzen, ein Grauen das mich bis in die Haarſpitzen durchrieſelte, weil ein Geſpenſt in mir auftauchte das lautlos doch vernehmlich ſprach: Du liebſt ihn nicht! — Ich verfiel darüber in unſinnige Traurigkeit, ich erſchöpfte mich in Beweiſen der Zärtlichkeit, ich erſehnte ſchwierige trübe Zuſtände um ſie in andrer Form ihm zu bethätigen. Unſre holdſelige Abgeſchiedenheit wurde mir ganz läſtig, und als wir Sorrent Anfang Oktobers verließen, war ich überſättigt vom Liebesrauſch!

Wir kamen nach Engelau. Ach, wie war es dort ſo einſam und traurig. Eltern und Geſchwiſter todt, die Freunde und Pfleger meiner Jugend fort, Miß Johnſon in England, Sedlaczech auf Reiſen! wie viel Gräber unter — und leere Plätze auf der Erde! Nur unſer alter Hofmeiſter empfing uns, aber ſehr niedergeſchlagen, denn er fühlte ſich verwaist an dem Ort der ihm zwanzig Jahre lang lieb wie eine Heimat geweſen war. Der Tod meiner Mutter berührte mich hier viel tiefer, als in dem Augenblick wo ich die Nachricht empfing. Damals machte er mir nur den Eindruck eines ſchmerzlichen, jedoch unvermeidlichen und längſt vorhergeſehenen Ereigniſſes; hier, an dieſem Ort wo ſie ſtets gelebt und den ſie ſo heiß geliebt hatte

— der Alles umfing woran je ihr Herz gehangen: hier war mir zu Sinne als stände ich immerdar an ihrem Grabe, als wäre ganz Engelau der große traurige Sarg, der ihren Staub umschloß und der selbst bald in Staub zerfallen müsse. Urplötzlich von Sorrents lachender Küste im Spätherbst an die stürmischen Gestade der Ostsee versetzt, grauete mir vor den Nebeln, den kahlen Bäumen, dem Gekrächz der Krähen, dem hohlen Sausen des Windes, der grauen Färbung der Landschaft. Hier hatte ich leben, lieben, fröhlich sein können? .... ich begriff es nicht mehr! mein verwöhntes Auge blickte befremdet umher und traf überall auf Kälte und Leere. Ich drängte Paul zur Abreise nach England; ich stellte ihm vor, daß in dieser Jahreszeit mit jedem Tage die Unbehaglichkeit der Ueberfahrt wachse, daß sie gefährlich werden könne; daß er Gefahr laufe ganz aus der Carriere zu kommen, wenn er sich so wenig pünktlich und eifrig im Dienst erweise. Paul wünschte um Nachurlaub zu bitten und den Winter mit mir in Engelau zu verbringen, theils um die Verhältnisse meines Vermögens und die Art kennen zu lernen in welcher dasselbe verwaltet würde, theils um in Folge unsrer übermäßigen Reiseausgaben auf dem Lande eingeschränkt zu leben. Aber unsre sorrentinische

Einſamkeit hatte mich auf lange Zeit mit der Einſamkeit überhaupt abgefunden, und überdas war in mir der tumultuariſche Drang das Leben nach allen Seiten hin kennen zu lernen, welcher ſich nun einmal nicht in Engelau befriedigen ließ. Paul gab nach — wie immer, mit einer Güte, einer freundlichen Nachſicht, wie nur der Starke ſie für den Schwachen haben kann. Aber es rührte mich nicht! ich glaubte nur Recht zu haben. Ich hatte eben kein Herz und lebte nicht mit und von dem Herzen, ſondern für meine Träume.

Wolbehalten langten wir in London an. Ich hatte die beſten Vorſätze gefaßt mich von jedem Luxus fern zu halten und mich in der Einrichtung meines Hauſes und meiner Toilette auf die ſchlichten Anſprüche des Anſtandes zu beſchränken. Den Luxus der Pracht glaubte ich vermeiden zu können und mied ihn auch; aber ach! der Luxus des Comfort war viel verführeriſcher und auch viel unwiderſtehlicher, weil er wie eine Nothwendigkeit ausſah. Unſer Haus war weder groß noch prächtig; allein ich mögte es in ſeiner koketten Elegance mit dem Anzug einer ſchönen Frau vergleichen bei welchem von der Haarnadel an bis zum Schuh herab die feinſte und ausgeſuchteſte Wahl geherrſcht hat. Ebenſo ging es mit meiner Toilette. Ich wollte

durchaus nichts Prächtiges; nur Stickereien — nur Spitzen — nur jene allerliebste leichte Waare, welche die französische Sprache so außerordentlich bezeichnend „Chiffons“ nennt. Was die Kostbarkeit dieser Sächelchen erhöhte war, daß ich sie nun gar aus Paris kommen ließ, weil mir der englische Geschmack in dieser Richtung nicht zusagte.

Ich war schön, elegant, fand mich mit großer Leichtigkeit in den englischen Manieren zurecht, sprach geläufig englisch; meine große Jugend interessirte einige ältere Frauen der ersten Gesellschaft für mich, welche mich protegirten und hoben bis ich auf eigenen Füßen stehen konnte, was — Dank jenen Eigenschaften! — sehr bald geschah. Als diese gleichsam materiellen Erfoderniſſe nach allen Seiten hin überwunden waren — sah ich mich um: Was nun? — — Ich hatte gar keinen genügenden Wirkungskreis; meine selbstgewählten Beschäftigungen waren keinesweges aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen; Lectüre und Harfenspiel füllen müssige Stunden, aber kein leeres Leben, Besuche, Spazierritte, Soireen sind mehr Zeiteintheilungen als Ausfüllung der Zeit. Ich wünschte glühend für Paul etwas thun, ihm nützlich sein zu können. Ich war ihm behülflich die Zeitungen zu lesen und aus diesen englischen, fran-

zösischen, deutschen Papiermassen die Notizen auszuziehen, die irgend ein Interesse boten. Hätte mein Verstand eine positivere Richtung gehabt, so würde er sich unzweifelhaft bei meinem Heißhunger nach Beschäftigung auf die Politik geworfen und in deren Combinationen ein Feld für die geistige Regsamkeit gefunden haben. Aber für mich waren Whigs und Tories nichts Anderes als die weißen und die schwarzen Figuren welche sich auf dem Schachbrett Treffen liefern, die von List, Feinheit, Intrigue, Benutzung fremder Schwäche dirigirt werden. Meinem armen Kopf fehlte die Capacität um Staatsfragen verfolgen zu können. Doch habe ich, vielleicht veranlaßt durch Pauls Vorliebe oder auch durch den ersten Eindruck den in dieser Beziehung meine Unerfahrenheit hier empfing — eine große Achtung, einen fast unwillkürlichen Respect vor den englischen Staatsformen bekommen und bewahrt. Dadurch daß die englische Adels-Aristokratie nie ihre Reihen schließt, und Männer von wahrem und ernsten Verdienst, gleichviel von welcher Herkunft, bereitwillig zwischen sich aufnimmt, ist sie eine durchaus organische Institution, die im Schooß des Volkes, im Grund und Boden des Landes Wurzel geschlagen und dessen edelste Kräfte in würdiger Weise sich einverleibt hat. Sie

iſt nicht zu einer Kaſte mumificirt, ſondern friſche Säfte und junges Blut ſtrömen unabläſſig ihr zu, und weil ſie ſo kräftig iſt, darum iſt ſie auch populär, denn ſie flößt Vertrauen ein. Raſtloſes Streben liegt in der Natur des Menſchen; aufwärts ſtreben veredelt ſie; dieſen Spielraum nach oben hat die engliſche Ariſtokratie den übrigen Claſſen der Geſellſchaft gelaſſen, und daraus entſpringt für dieſe der Sporn des Ehrgeizes. In Deutſchland hat der Adel nicht verſtanden dieſe edle und weiſe Stellung einzunehmen und iſt durch Käuflichkeit der Adelsbriefe völlig erniedrigt. Das macht ihn unpopulär; dadurch verſiegt ihm der Zufluß der Lebenskräfte, und indem er ſich ſelbſt gleichſam die Wurzeln in mütterlicher Erde abgeſchnitten, hat er auf die übrigen Claſſen fürchterlich nachtheilig gewirkt: er hat ihnen Neid eingeflößt! Können ſie nicht aufwärts — wolan, ſo zerren ſie abwärts! Dieſe Richtung entadelt beide Theile. Weil Alles allgemein ſein ſoll, drum wird es gemein: das iſt die Baſis des Nivellirungſyſtems! in ſtarrer Abgeſchloſſenheit ſcheelſüchtig und mißgünſtig, ohne Athem zum Wettlauf verharrt der Adel in einer Stellung die hunderttauſend Blößen bietet.

Dieſer ſchiefen Poſition wegen fühlte ſich Paul höchſt unbehaglich in Deutſchland. Seine Geſin-

nung war viel zu hoch und viel zu klar um ihn zum Ueberläufer zur Partei der Demagogen zu machen, welche damals an der Tagesordnung war. Dieſe Projecte von Republiken, von Bürgerthum widerten ihn an, weil er in dieſen Staatsformen nur den Uebergang zu abſoluten und despotiſchen Monarchien ſah, gegen welche die Ariſtokratie eine heilſame und nothwendige Schranke zieht. Darum hielt er immer das ariſtokratiſche Princip aufrecht; allein er verhehlte ſich nicht, daß man es in Deutſchland nicht verſtand oder mißverſtand, und daß in Hofjunkern und Landjunkern kein belebendes Element der Ariſtokratie zu ſuchen ſei. Sein Lebensplan war der: ſich in England durch ſeine diplomatiſche Stellung gleichſam einzubürgern und alle zwei oder drei Jahr nach Deutſchland zu gehen um ſeinen Vater zu beſuchen und um die Güter in Holſtein zu inſpiciren. Die Vorſtellung war ihm unerträglich die Beamten-Carriere machen oder in den Hofdienſt treten zu müſſen, oder in diplomatiſcher Stellung an einen deutſchen Hof zu kommen. Das wußte ich, denn es war der Gegenſtand häufiger Geſpräche; ich theilte Pauls Anſichten, ich beſtärkte ihn darin; ich dachte es mir gräßlich auf Paris, Rom und London einen Aufenthalt in kleinen Landſtädtchen wie Caſſel etwa

oder Carlsruh folgen zu laſſen. Dennoch richtete ich den Zuſchnitt unſers Hauſes und unſers Lebens ſo koſtſpielig ein, daß die Unmöglichkeit ihn durchzuführen vorauszuſehen war. Was half es daß ich jeden Morgen mit unſerm Steward und jeden Abend mit meiner Kammerfrau Rechnung hielt und abſchloß! Was half es daß ich jede Ausgabe höchſt pünktlich in mein Rechnungsbuch eintrug! — Nicht das genaue Verzeichniß der Ausgaben, ſondern die Beſchränkung der unnützen macht die gute Hausfrau aus. Paul war zu nachſichtig gegen mich; jeden Einfall ließ er hingehen; immer gab er ſeine Anſicht, ſeine Wünſche gegen die meinen auf.

Nachdem im erſten Jahr unſers Londoner Aufenthaltes das Parlament geſchloſſen und die Season vorüber war, ſchlug er mir vor auf drei Monate nach Engelau zu gehen; aber ich bat um eine Reiſe durch Schottland — und wir machten ſie. Im zweiten Jahr wünſchte er dringend die Reiſe nach Holſtein, aber ich noch viel dringender den Beſitz einer kleinen Privat-Yacht. Sie wurde gekauft, bemannt, eingerichtet, und wir machten mit ihr eine Reiſe längs der franzöſiſchen Küſte von Boulogne bis Breſt, und die Fahrt rund um Irland herum. In den Hafenſtädten verließen wir die Yacht und machten Streifzüge ins Land hinein.

Im dritten Jahr bereisten wir auf gleiche Weise die Küsten der pyrenäischen Halbinsel. Als wir im Spätherbst nach London zurückkamen empfingen uns die übelsten Nachrichten aus Holstein. Es war ein schlechtes Jahr gewesen, die Schulden hatten sich gehäuft, ein Paar Gläubiger waren mißtrauisch geworden und verlangten Auszahlung ihrer Capitalien, zwei Pächter hatten den Jahreszins nicht gezahlt, der Verwalter des Hauptgutes Engelau hatte sich dem Trunk ergeben während seine Frau ihr Schäfchen ins Trockne gebracht und sich in Meklenburg ein schönes Landgut gekauft hatte; kurz die volle Verwirrung der Zustände war eingetreten, die mit Verschwendung und Verwahrlosung von Seiten des Herrn überall Hand in Hand geht. Mein Geschäftsführer schrieb mir warnende Briefe, mein Schwiegervater schrieb fulminirende an Paul; der Sinn von dem Allen war — daß uns ein Concurs bedrohe.

In vier Jahren hatte ich es dahin gebracht! bei neunzehn Jahren hatte ich es möglich gemacht mein Vermögen, das Vermögen einer alten wolbegüterten Familie zu compromittiren, und vielleicht — Pauls Zukunft zu zerstören!

Paul machte mir keine Vorwürfe und berührte mit keinem Wort weder diese Möglichkeit noch die

Vergangenheit. Ich umſchlang ihn ganz bewildert und rief:

„Aber Paul, was können wir denn thun?“

„Wir müſſen nach Deutſchland und in Engelau leben — — ſagte er ſanft und fügte beruhigend hinzu als mir die Thränen aus den Augen ſtürzten: Nur vor der Hand .... wie ich glaube, meine Sibylle.“

„O Paul! rief ich, warum haſt Du Deine beſſere Einſicht nie mir gegenüber geltend gemacht?“

Er ſah mich traurig an und erwiderte:

„Weil ich ſchwach gegen Dich bin.“

„Leider!“ flüſterte ich vor mich hin.

„Du machſt mir dieſen Vorwurf!“ rief er ſchwankend zwiſchen Zorn und Schmerz.

„Ja Paul, ſagte ich und küßte ſeine Hand, das iſt immer ſo: wer Unrecht hat mögte die Schuld von ſich ab und auf einen Andern wälzen.“

„Wer könnte Dir zürnen, Engel? entgegnete Paul. Wenn es ein Fehler iſt zu liebenswürdig zu ſein, ſo haſt Du ihn! Du ſiehſt, auch ich will meine Schuld von mir ab und auf Dich wälzen.“

Paul nahm Urlaub auf ein Jahr. Wir gaben unſer Haus auf, verkauften unſre ganze Einrichtung, die wir vor drei Jahren mit ſolcher Sorgfalt gemacht hatten, entließen unſre engliſchen Dienſt-

boten, und ſchifften uns Ende Novembers nach Hamburg ein.

Dieſe drei Jahr in London waren mir ſchwer geweſen! — Wie einſt in Sorrent daß ich Paul nicht liebe: ſo hatte ich jezt erkannt, daß ich ihn dominire ohne ihn doch eigentlich zu beglücken. Ich hatte ihn mit ich weiß nicht welchem Zauber umſponnen, der ihm zugleich ſüß und doch ſchwer war, der ihn eigentlich mehr magnetiſirte als befriedigte. Ich hatte ſeinen Lebensplan durchkreuzt — ich veranlaßte ihn in großer Einſchränkung und mit widerwärtigen Geſchäften wenigſtens ein ganzes Jahr und vielleicht noch länger auf dem Lande zu leben — ich erfüllte nicht ſeinen heißeſten Wunſch, denn ich war nicht Mutter; — und dennoch liebte er mich! Es giebt fataliſtiſche Leidenſchaften! ſie bemächtigen ſich eines Menſchen, und Alles was ſie ſonſt tödtet, dient nur dazu ſie in ihm zu entzünden. Paul hoſte Kinder zu haben, hoſte die Vermögensverwickelungen zu entwirren, hoſte ſeine Laufbahn ſeinen Wünſchen gemäß fortzuſetzen, und wenn ich ihn fragte:

„Wie kannſt Du immer ſo muthig ſein?“ ſo erwiderte er:

„Weil ich Dich liebe.“

Gott, wie mich das rührte! — Unſer Herzens-

verhältniß war dadurch ganz eigenthümlicher Art; denn ich liebte ihn nicht, er imponirte mir nicht, es gab Momente wo ich mich ihm überlegen fühlte, weil ich das Bewußtsein hatte ihn lenken zu können; und dennoch hing ich mit Zärtlichkeit, ich mögte sagen mit Wehmuth an ihm. Er war mir nicht geworden was ich von einem Gatten, einem Geliebten geträumt hatte; da er aber so gut und edel war betrübte seine Unvollkommenheit mich nur und nie fühlte ich mich versucht bei einem anderen Mann eine höhere Vollkommenheit zu suchen. Es wurden mir viel und flammende Huldigungen dargebracht: sie rührten mich nicht. Ich blieb kalt wie Eis, nicht aus Tugend, nicht vorsätzlich, sondern nur weil ich nichts Verlockendes in ihnen fand. Ich hatte meine Erwartungen von den Männern in früher Jugend so hoch gespannt, daß sie denselben nicht entsprechen konnten; und ich selbst war jung genug um noch nicht meine eigenen Erwartungen vergessen zu haben. Ueberdas graute mir vor der Untreue, der Lüge, der Intrigue, der Angst und Verzweiflung, welche im Gefolge jeder pflichtwidrigen Neigung sich einfinden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß wahre Liebe sich unter diesen entwürdigenden Umständen Platz machen und entwickeln könne. Ueberdas hatte meine Phantasie

eine ganz andre Richtung genommen; ich dachte an nichts — als an Mutterglück! und Alles was ich that und trieb und unternahm, geſchah um mich gegen dieſe heiße ungeſtillte Sehnſucht zu betäuben. So ſchien es mir damals. Vielleicht war das aber auch nur ein unbewußter Vorwand um meine Unſtetigkeit zu beſchönigen! — Genug: ich vertiefte mich jezt in ebenſo regelloſe Phantaſien der Mutterſeligkeit, wie ehedem in die Seligkeit Helden und Halbgötter auf jedem Schritt und Tritt zu finden. Das gab mir etwas Träumeriſches, Schwermüthiges, und dieſer geiſtige Trauerflor bildete mit meiner Jugend einen auffallenden Contraſt.

Wer ſich mir mit unverholener Huldigung genähert hatte war Graf Otbert von Aſtrau. Dieſen Namen nennen heißt einen berühmten Mann bezeichnen, dem die Mitwelt und vielleicht die Nachwelt einen ehrenvollen Platz aufbewahrt. Ein Dichter betrachtet das Leben mit anderem Auge als wir übrigen Menſchenkinder. Jezt habe ich das erkannt. Darum kann ich auch unparteiiſch von Otbert ſprechen. Er kam nach London. Seine Ankunft war uns lange vorher verkündet; ſeine Gedichte waren auch in England bekannt und geliebt. Man war geſpannt auf ſeine Erſcheinung, ich, die Deutſche, natürlich noch mehr als die

Uebrigen, denn ſeine Gedichte hatten mich bezaubert. Otbert kam mitten in der Seaſon und brachte an Paul ein halbes Dutzend der dringendſten Empfehlungsſchreiben. Dadurch wurde er ein täglicher Gaſt in unſerm Hauſe. Sein Ruhm, ſein Name, ſeine Perſönlichkeit bahnten ihm einen Siegerpfad in der Geſellſchaft. Er war höchſtens ſiebenundzwanzig Jahr alt und ſo recht in der Sonnennähe ſeiner poetiſch-lyriſchen Entfaltung; außerdem ſchön, geiſtreich, liebenswürdig, brillant — geſchaffen um alle Frauenköpfe zu verdrehen. Das that er denn auch nach beſten Kräften! nur der meine ſaß feſt.

Ich ſtand in ſtummer Bewunderung ganz fern und demüthig, und ſtaunte das Meteor an, das über meinen Lebenshimmel dahinzog. Natürlich hatte ich mir unter einem Dichter ein begeiſtertes prophetiſches Weſen mit Sehergaben, mit der Intuition der Seelen und der Zukunft vorgeſtellt. Meine Bewunderung ging in Verwunderung über, als ich einen brillanten, eiteln und koketten Mann fand, der im Salon glänzen und die Frauen erobern wollte. Beides gelang ihm, und die Siegesgewohnheit machte ihn zum Fat. Seine Schauſtellung erkünſtelter Gefühle, das halbe Dutzend von Paſſionen, welche er im Lauf einer Seaſon erregte, bald theilte, bald nicht theilen konnte — machte

mir einen widerwärtigen Eindruck, und oft ſagte ich zu Paul:

„Wie ſchade daß ich Aſtraus perſönliche Bekanntſchaft gemacht habe! mir iſt der glühende Frühling ſeiner Poeſie wie in Schneeflocken untergegangen.“

„Was iſt Dir nicht ſchon untergegangen, arme kleine Sibylle!“ entgegnete Paul einmal mit gutmüthigem Spott.

Ihm gefiel Aſtrau außerordentlich. Dieſer hatte Männern gegenüber nicht die geringſte Eitelkeit, weder Anſprüche noch Launen; er ſparte ſich das Alles für den Verkehr mit Frauen auf. Er ritt, er ſchoß, er jagte, er ſchwamm, er ſpielte, er plauderte, er erzählte — genau wie alle Uebrigen, nur mit einem ſo unmerklichen Anflug von Superiorität, daß Keiner ſich verletzt dadurch fühlen konnte und daß Jeder ſeine Freude an dem geſchickten Gegner oder Gefährten haben und doch dabei denken durfte: er werde dennoch einmal zu übertreffen ſein.

Ich war ſo ſtill und ſchweigſam im Umgang mit Aſtrau — Anfangs aus Andacht ſpäter aus Gleichgültigkeit — daß ich ihm ziemlich unbedeutend erſcheinen mogte; er beſchäftigte ſich gar nicht mit mir. Wir verließen London früher als er um unſre erſte Reiſe in meiner geliebten Yacht zu machen

und als wir wiederkehrten war er fort und — wie das im Leben der großen Welt nicht anders iſt — halb vergeſſen.

Aber eine Frau hatte ihn nicht vergeſſen, und das war meine Freundin Arabella —gh. Ich nenne ſie Freundin, weil es die Frau iſt, die mich am Meiſten angezogen hat von allen Frauen die ich je gekannt — nicht durch Sympathie, ſondern durch den ſchneidenden Gegenſatz unſrer Charactere. Der Grund der Dinge und das Weſen der Erſcheinung war ihr gleichgültig; nur die Oberfläche lockte und reizte ſie, und mit beſinnungsloſer Genußſucht, die ſich zu ſchwärmeriſcher Leidenſchaftlichkeit ſteigern konnte, gab ſie ſich derſelben hin. Sie hatte weder Tiefe, noch Ernſt, noch Treue, folglich keine Würde im Character; aber die unglaubliche Wärme mit der ſie ſich den Eindrücken hingab und ſie aufnahm, lieh ihr eine bezaubernde Innigkeit. Sie hatte die Flatterhaftigkeit und die Anmuth eines Schmetterlings. Man konnte ihr nicht zürnen und am wenigſten wenn ſie es am meiſten verdiente — nämlich wenn ſie ſich ſelbſt anklagte. Die Selbſtanklage ſobald ſie ſich einem Andern gegenüber wiederholt und häuft, verhält ſich zur wirklichen Reue, wie ſich ein aus Schwäche thränendes Auge zur wirklichen Thräne verhält.

Aber Arabella war nun einmal unwiderſtehlich in ihrer Schwäche! ſie iſt die einzige Frau die mich je intereſſirt hat — vielleicht weil ſie ſich mit rührender Demuth an mich ſchmiegte, vielleicht weil ich wähnte ſie ruhiger und pflichtgetreuer zu ſtimmen, vielleicht weil alle andern Frauen mich ſtets gelangweilt haben.

Aſtrau war der erſte Mann, der ihr nicht Zeit gelaſſen hatte ihn zu verlaſſen; er war ihr zuvorgekommen. Dieſe Ueberraſchung berührte ſie in ſo neuer Weiſe, daß ſie ihr Herz tödtlich verwundet glaubte. Ich fand ſie tief niedergeſchlagen, blaß, abgehärmt; ſie ſprach davon die nächſte Seaſon auf dem Lande zuzubringen, London und die Welt zu fliehen. Otbert und immer Otbert war ihr drittes Wort; ſie nahm keine Huldigung an, ſie zeichnete keinen Mann aus. Ich wünſchte ihr Glück daß ihr inneres Leben eine ernſtere Richtung genommen. Indeſſen kam die Seaſon heran und ſiehe da! ein Brief Aſtraus an Paul verkündete ſeine nahe Ankunft. Ich theilte Arabellen ganz beſorgt dieſe Nachricht mit, und rieth ihr jezt aufs Land zu gehen um jede Begegnung zu vermeiden.

„Was fällt Dir ein! rief ſie lebhaft. Ich ſollte gehen wenn er kommt? ſollte die Gelegenheit meiden ihn zu ſehen? O nein, jezt bleibe ich gewiß.“

„Daraus werden für Dich qualvolle und für Aſtrau peinliche Augenblicke entſpringen, meine arme Arabella! .... Laß doch geſchieden ſein was einmal gebrochen iſt.“

„Ach, Du haſt nicht geliebt .... nicht ihn geliebt, Sibylle! ſonſt würdeſt Du begreifen, daß ich gern bereit bin mit unſäglichen Qualen das Glück ihn zu ſehen zu erkaufen!“ rief Arabella, und Flammen und Thränen funkelten zugleich in ihrem großen, ſammetſchwarzen Auge, und die ſchwarzen Locken rieſelten ſo weich auf die zarten Schultern herab, daß ich hingeriſſen von ihrer Schönheit und Grazie unwillkürlich ausrief:

„Warum hat Dich Aſtrau aber verlaſſen?“

„In der Liebe giebt es keine Antwort auf ein ſolches Warum,“ ſprach ſie reſignirt.

Aſtrau kam und war unverändert der Alte. Bei ſeiner erſten Begegnung mit Arabellen, welche ſie bei mir zu veranſtalten gewußt, benahm er ſich vortreflich — ich mußte es geſtehen — ruhig, ernſt, ohne erzwungene Freundlichkeit, ohne übertriebene Kälte, während ſie eine ſtumme Scene machte, weinte, in mein Cabinet ging, wiederkam — was mich in Verlegenheit gebracht haben würde, da ich mit ihnen Beiden allein war, wenn Aſtraus Haltung nicht unbewegt geblieben wäre.

Endlich verließ uns Arabella. Ich begleitete ſie bis ins Vorzimmer und ſagte ernſt:

„Welch ein unpaſſendes Benehmen!“

„Schweig! rief ſie heftig, was weißt Du von Liebe? ... liebe ihn, und dann urtheile über mich.“

„Gott behüte mich!“ rief ich und kehrte in den Salon zurück ganz erleichtert durch Arabellas Entfernung. Mein Geſicht mußte dieſe Empfindung verrathen, denn Aſtrau ſah mich an und ſagte:

„Iſts nicht Jammerſchade daß eine ſo liebliche Frau wie Lady Arabella es dahin bringt?“

„Wohin? .... ich habe nichts geſagt!“ ſtammelte ich verwirrt.

„Ich habe mir nur erlaubt Ihrem Ausdruck Worte zu leihen.“

„Auf eine Converſation durch Mienen und Blicke kann ich mich nicht einlaſſen, Graf Aſtrau.“

„Fürchten Sie die Wahrheit ſo ſehr? fragte er mit einem unglaublich feinen Ausdruck. Weſen wie Sie ſollten ſie nicht fürchten.“

Mir mißfiel dies Compliment und ich ſprach kühl:

„Ich fürchte weder die Wahrheit noch ſonſt irgend etwas auf der Welt.“

„Ah bah! das iſt eine kleine Prahlerei! Sie werden doch das Gewitter fürchten ... oder den

Tod .... oder die Leidenſchaft .... oder doch eine unſchuldige Maus oder Spinne“ .... — —

„Nichts von dem Allen, Graf! ... aber doch etwas Andres — die Langeweile! die hatte ich vergeſſen“ .... — —

„Bis ich Sie daran erinnerte! rief Aſtrau. Aber glauben Sie denn daß ich mich nicht vor der Wahrheit fürchte?“

„Ah bah! das iſt eine kleine Prahlerei! parodirte ich ihn. Wahrheit iſt Sonnenlicht, und das bedarf der Dichter in ſeiner Seele .... und zu einer Glorie! — nicht wahr?“

„Schwärmerin! ſprach er ſanft. Wie denken Sie ſich denn eigentlich den Dichter?“

„Genau ſo wie Sie nicht ſind,“ erwiderte ich ſchnell.

„Wollen Sie mir abſichtlich weh thun, gnädigſte Frau?“ fragte er mit Kälte.

„Wie käme ich dazu? ſprach ich noch kälter. Aeußerlich warm, ſchlicht und wahr, innerlich durchflutet vom Strom großer Gedanken und vom Sturm hoher Leidenſchaften — daher unfähig kleinlicher Gedanken und dürftiger Gefühle: ſo denke ich mir den Dichter und ſo ſind Sie nicht.“

„Sagen Sie lieber: ſo iſt er nicht.“

„Weil Sie nicht so sind? fragte ich spottend. Das hieße doch dem Dichter Unrecht thun.“

Astrau sah mich starr an: „Und dies Alles .... weil ich Lady Arabella nicht liebe?“

„O Gott! rief ich lachend, wir verstehen uns ja gar nicht, guter Graf! ich spreche von meinem Dichterideal, und Sie halten mich für einen Advokaten!“

„Lassen Sie mir die Hofnung daß wir uns verständigen werden,“ sprach Astrau und Besuche störten dies Gespräch, das erste welches mir eine Erinnerung zurückließ. Seitdem unterhielten wir uns viel. Ich kann nicht sagen daß Astrau sich ausschließlich mit mir beschäftigt hätte, allein er war für keine andre Frau aufmerksamer. In dieser Season spielten die Passionen der Damen für ihn keine so große Rolle als in der vorigen; das stand ihm besser. Uebertriebene Huldigungen geben dem Gegenstand derselben immer etwas Lächerliches — denn wahre Liebe, wahre Bewunderung, wahre Ehrfurcht werden nie in kindisch albernen Fetischdienst ausarten. Ihrer Natur nach sind sie wie alle Innerlichkeit schweigsam, ernst und gehalten, und nur in gewichtigen Momenten geben sie ihre Macht und Tiefe kund. Es ist ein großes Unglück wenn talent- und genievolle Menschen wie Astrau,

durch die Geſellſchaft zum „lion of the day“ gemacht werden und ſich dazu hergeben. Statt ihr Leben zu leben ſpielen ſie nur ihre Rolle.

Weshalb Graf Aſtrau anfing ſich mit mir zu beſchäftigen weiß ich nicht; glaube aber deshalb: weil ich ſo ungewöhnlich gleichgültig für ihn und überhaupt für Alles war. Das Leben trug nicht die Glorie von Glanz, Glut, Majeſtät und Wonne, nicht den Purpurmantel, nicht die Roſenkrone, nicht den Sternenſchleier womit ich deſſen heilige Geſtalt in meinen Kinderträumen auf den grünen Hügeln von Engelau ausgeſchmückt hatte. Es kam mir Alles ſo mittelmäßig vor! ich kannte manche gute Menſchen — doch ſie hatten große Fehler! manche kluge — doch ſie hatten große Schwächen! Ich ſah wol daß recht viel und mitunter auch recht Tüchtiges gethan wurde; aber es wurde nichts Großes geleiſtet wie ich mir das Große dachte: im gottbegnadeten Individuum als eine neue Sonne aufgehend zu der die Menſchheit betet. Ich ſah mir die Liebe an zwiſchen den Menſchen: hatte ſie Schwung, ſo brauchte ſie ihre Flügel um bald zu entfliehen; — hatte ſie keinen, ſo blieb ſie wie ſie war, matt und lahm; — für junge Herzen war ſie ein Rauſch, für alte ein Irrthum, eine Krankheit, ein Traum — zuweilen, aber ganz ausnahms-

weiſe! ein tiefer Ernſt, der mit fürchterlichen Schmerzen, mit troſtloſen Erfahrungen, mit Märtyrerleiden erkauft werden mußte. Ich ſah mir den Genius an zwiſchen den Menſchen: auch an ſeinen vollkommenſten Schöpfungen haftete Staub; und Neid, Verleumdung, blinder Haß, Fetiſchdienſt umſchwirrten und verdunkelten ihn — während nun gar der Träger des himmliſchen Funkens ein ſchwacher Sterblicher gleich uns Anderen war! — —

Da weder die That, noch die Liebe, noch das Genie ſich zu jener ätherreinen Höhe aufſchwang, die ſo hoch iſt, daß es unter ihr weder Aufgang noch Niedergang giebt, weil ſie Ruhe in der Einheit des ganzen Weſens gewährt: ſo mußte ich darauf gefaßt ſein in den untergeordneten Richtungen und Sphären des Seins noch größeres Stückwerk, noch mehr Zerſplitterung und Mangel an Zuſammenhang zu finden; — und ich fand ſie! Es befremdete mich nicht. Wer Paläſte zuſammenſtürzen ſieht erſtaunt nicht wenn Hütten einfallen.

Die Aufgabe meines Lebens wäre alſo geweſen: mich in der Mittelmäßigkeit zurecht zu finden, und ſie in mir und in meinem Kreiſe bis zu dem ihr gegönnten Grad von Vervollkommnung auszubilden. Dies iſt überhaupt die ganz allgemeine Aufgabe jedes Menſchen, und wer ſchlecht und recht, warm

und wahr, mit klarem Kopf und redlichem Willen an ihr arbeitet, löst sie theilweise gewiß — wenn auch mit blutender Hand und mit blutendem Herzen. Aber ich hatte mich viel zu tief in ein phantastisches Traumdasein eingesponnen um jenes zu versuchen. Hätte Paul mich aufgerüttelt und aufgeweckt, hätte er irgend etwas Bestimmtes, Schweres von mir verlangt, so mögte ich zur Besinnung gekommen sein und mich ermannt haben. Jezt fühlte ich mich beständig wie in einer grauen Dämmerung, die man verschlafen und verträumen müsse. Die Spiegelbilder meiner Träume waren dann einzelne Handlungen, die ich unsinnig nennen muß, weil sie das Gleichgewicht meiner Verhältnisse störten — wie meine kolossale Wolthätigkeit und meine Liebhaberei für Wasserfahrten im großen Styl das ganz natürlich mit sich brachten. Für die Welt mit ihren Freuden und Genüssen war ich gleichgültig. Die fürchterliche Oberflächlichkeit ihres Lobes, ihres Tadels, ihres Beifalls, ihres Urtheils überhaupt, widerte mich an.

„Armer Graf! sagte ich einmal zu Otbert, der mit trivialen Lobeserhebungen überschüttet worden war: — wie bewundere ich Sie daß Sie nicht gähnen."

„Gähnen wenn man mir angenehme Sachen mit

freundlichem Lächeln und holdem Blick ſagt? — wie unnatürlich wäre das! Kann ich denn etwas Anderes wünſchen als die Seelen zu erfreuen? und wenn die Lippen ſtumm für mich bleiben, wie ſoll ich erfahren ob es mir gelungen iſt?“

„Das muß Ihr Genius Ihnen ſagen.“

„Gnädigſte Frau, mein Genius thut genug für mich indem er mir meine Poeſien zuflüſtert. Sie hinterdrein auch noch zu loben iſt nicht mehr ſein Fach; — das überläßt er Anderen und ich habe dies Lob von Anderen nöthig — nicht um zu dichten, aber um mich dieſer Gabe mit Freude hinzugeben. Empfindungen zu wecken, Gedanken anzuregen iſt mein Streben: Lob und Dank ſind mir Bürgſchaft des Gelingens.“

„Ja, wenn ein würdiger Areopag ſie Ihnen darbrächte! aber dieſe Leute — was wiſſen die von Poeſie!“

„Und was wiſſen Sie *mehr* von ihr?“ fragte Aſtrau höchſt ungeduldig.

„Ich weiß daß Poeſie ein Dreiklang iſt, deſſen Töne Liebe, Sehnſucht und Gebet heißen.“

„Sie wiſſen himmliſche Geheimniſſe, nahm Aſtrau nach einer langen Pauſe das Wort, aber von Liebe — wiſſen Sie nichts.“

„Das iſt eine Phraſe welche die Frau oft hört.“

„Nicht oft .... denn die eigentliche Wiſſenſchaft der Frau iſt die Liebe.“

„Und dennoch oft! .... und zwar immer wenn ein Mann ihr ſeine Liebe eingeſtehen oder die ihre begehren mögte.“

„Das glauben Sie von mir?“ rief Otbert ſtarr vor Erſtaunen ſich in dieſer keimenden Richtung ſchon errathen zu ſehen.

Aber ich hatte nur inſtinctmäßig geſprochen. Ich entgegnete:

„Von Ihnen glaube ich nichts, denn ich glaube überhaupt nicht an Sie. Was ich ſagte war nur eine allgemeine Bemerkung, die ſich auf Erfahrung ſtützt.“

„Sehen Sie mich einmal an!“ rief Aſtrau, ſetzte ſich plötzlich zu mir auf die Causeuse, nahm meine Hand und fixirte mich ſcharf. Ich ertrug das höchſt gelaſſen und nach einer Weile ſprach er: „Wie kann man ſo unglaublich ſchön und zugleich ſo unglaublich nichtsſagend ausſehen!“

„Wenn ich nichts zu ſagen habe muß ich wol nichtsſagend ausſehen.“

„Aber was ſind Sie denn für ein merkwürdiges ſeltſames Geſchöpf, daß man Sie gar nicht necken, verwirren und ärgern kann! Sie ſehen aus wie ein engelhaftes Kind und ſprechen wie eine fünfzig-

jährige Frau! Sie kennen nichts und wiſſen Alles! Sie laſſen Ihre Geſtalt zwiſchen uns auf der Erde umherwandeln und Ihre Seele macht während der Zeit Peregrinationen durch andre Welten! Sie müſſen ſich ſammeln, denn dies iſt ein ganz unnatürlicher Zuſtand! Sie müſſen ſich auf einen Punkt zu concentriren ſuchen“ .... — — —

„Richtig! unterbrach ich ihn, dieſer eine Punkt iſt ja eben das unbekannte Gut.“

„Suchten Sie es ſchon? und wo ſuchten Sie es?“

„In einer Höhe und in einer Tiefe die mir Beide unzugänglich zu ſein ſcheinen.“

„Suchen Sie es doch vor ſich!“

Ich blickte ſtarr gradeaus und ſagte: „Da iſt es nicht! da gewahre ich immer das Ende, entweder im Leben oder im Tode.“

Aſtrau ſchüttelte ein wenig meinen Arm.

„Sibylle wach auf! ſprach er; ſo werde ich ein Gedicht für Sie machen.“

„Das thun Sie, lieber Graf!“

„O, Sie ſind ein verſchrobenes Geſchöpf, das mir faſt Grauen einflößt, ſagte er unmuthig. Sein Sie doch jung, fröhlich, genußbegierig, glücksdurſtig. Sie verlieren ja Ihr Leben und das iſt Schade für Sie und für Andere. Nach dreißig

Jahren dürfen Sie denken und träumen; bis dahin müſſen Sie leben."

„Leben? das heißt das unbekannte Gut finden, den Punkt in welchem ſich das Weſen für die Ewigkeit ſammelt und ruht; — denn Leben heißt doch ein ewiges Sein — nicht wahr?"

„Wir wollen uns mit dem Leben beſchäftigen welches der Endlichkeit angehört, ſagte Otbert und als Paul eintrat rief er ihm zu indem er auf mich deutete:

„Dieſe Richtung iſt doch allzu transcendental."

Paul und ich wir lächelten Beide; aber von dem Augenblick an beſchloß Otbert mich zu gewinnen. Nicht daß ihm eine gemeine Verführung in den Sinn gekommen wäre! ſolch leichtes Glück lockte ihn nicht; aber ich ſollte ihn lieben. Die Liebe zu ihm ſollte die Morgenſonne ſein die mich aus dem Schlaf meines Herzens weckte; — aus ihrer unentwickelten Exiſtenz wollte er meine Seele erlöſen und die grüne Knospe an das Licht bringen damit ſie ſich in holden Farben entfalte. Wie jene durch Liebe beſeelte Statue an ihrem Bildner hing, ſo ſollte ich an ihm hängen und durch dieſe Liebe mich ſelbſt und das Leben und das Glück verſtehen lernen. Er dichtete ſich ein Poëm zurecht und beſchloß daſſelbe zuerſt zu leben und ſpäter etwa als Stoff

Universitäts- u. Landesbibliothek Sachsen

oder Sporn zu Gedichten zu benutzen. Er wurde immer allmälig wärmer, wenn er ſich auf den Wellen der Poeſie ſchaukelte; und ſo wurde er denn auch nach und nach ſo warm in dieſer poetiſchen Phaſe, daß er ſich bis zur Glut ſteigerte, gänzlich vergaß daß er ſich in dieſelbe hineingearbeitet hatte und von der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe überzeugt war. Er glich jenen wunderbaren Schauſpielern welche auf der Bühne dasjenige wirklich empfinden, was ſie darſtellen ſollen, ſo daß ihre Thränen, ihre Leidenſchaft, ihr Schmerz keineswegs erkünſtelt oder gar erheuchelt zu nennen, und daher von wunderſam hinreißender Wirkung ſind. Man konnte Otbert nicht Lügner, Heuchler oder Betrüger nennen, wenn er nach erreichtem Zweck plötzlich gleichgültig ward, oder ſich und ſein Streben ironiſirte, oder erſchöpft ſich ſelbſt wie ein Maskenkleid fallen ließ. Es war in ihm eine unbewußte Verachtung der Wahrhaftigkeit, die ihn antrieb ſein Weſen in immer neue Geſtaltungen umzuformen. Statt in den Schöpfungen ſeines Geiſtes zu leben, wollte er ſtets von Neuem ſich ſelbſt gleichſam erſchaffen fühlen. Feſt glaubte er an die Metempſychoſe und ſchmachtete danach ſie ſchon bei lebendigem Leibe an ſich zu erfahren. Daher ſein wahnſinniger Durſt nach An- und Aufregung. „Dann

kommt ein neuer Geiſt über mich," pflegte er zu ſagen. Hätte ſein Character ſeinem Talent das Gleichgewicht gehalten, ſo wäre er ein groſſer Dichter geworden; bei ſeinem Mangel an Wahrheitsdurſt, an Ernſt, Tiefe und Würde fehlte ihm natürlich der Glaube an ſich ſelbſt. Man muß ſich berufen *fühlen* um berufen zu *werden*. Wen dies Gefühl nicht umpanzert, der hält die Hammerſchläge nicht aus, welche das Schickſal auf das Genie führt um das Götterbild aus dem Marmorblock zu ſchälen. Otbert konnte ſich jenen Glauben vorſpiegeln, allein er vermogte nicht ihn feſtzuhalten: deshalb war er eitel, nach Beifall lechzend; und mit einer Offenheit die etwas Kindliches und Rührendes haben konnte, geſtand er ſelbſt dieſe Schwäche ein. Schmeichelei that ihm wol. Kleine Seelen ſchmeicheln gern; ſie meinen von dem Nimbus welchen ſie um eine ausgezeichnete Perſönlichkeit verbreiten helfen, falle doch wol ein Stral auf die ihre herab, ſo litt Otbert nicht Mangel an Schmeichelei, doch ſie befriedigte ihn nicht. Daher waren ihm Emotionen ein Bedürfniß, denn ſie betäubten ihn wie Opiumrauſch gegen eine unabweisliche innere Leere, die er ſich bei all ſeinem Talent und Verſtand nicht ableugnen konnte.

Dieſer Punkt war derjenige auf welchem wir

uns begegneten — nur mit dem Unterſchied daß er dieſe Leere um jeden Preis auszufüllen und auszuſchmücken verſuchte und daß es mir graute und ekelte die Lücke in mir mit Phantomen zu ſchließen, — — die Urbilder hielten mir ja nicht Farbe!

In Thränen aufgelöst kam eines Tages Arabella zu mir, überhäufte mich mit Vorwürfen und nannte mich eine falſche Freundin, die ihr Otberts Herz entwende.

„Erſtens iſts fraglich ob Aſtrau ein Herz hat, entgegnete ich gleichmüthig; doch habe er es und es ſei Dir gegönnt! — Du weißt, Arabella, ich liebe nicht die Sorte von Liebe die in der Geſellſchaft Mode iſt.“

„Aber er liebt Dich — kannſt Du's leugnen?“

„Nennſt Du Liebe daß er fünf Mal in der Woche bei mir ſpeist?“

„Er kommt am Morgen, er kommt am Abend, Ihr ſeid den halben Tag beiſammen und häufig allein .... und Du ſollteſt ihm gleichgültig ſein?“

„Gleichgültig bin ich ihm nicht! ich bin für ihn ein Buch mit ſieben Siegeln das er enträthſeln mögte.“

„Um dieſe Myſtik ſchwebt immer Liebe — entweder Liebesahnung oder Liebesbedürfniß .... und

das iſt ſehr lockend. Du biſt gefährlich, Sibylle, und es iſt glücklich für Dich und Andere daß Du Deine Waffen nicht zu brauchen verſtehſt. Du könnteſt Otbert in ewige Feſſeln ſchlagen.“

„In ewige?“ fragte ich zweifelnd.

„Ja ja! in ewige! wiederholte ſie eifrig. Grade dadurch daß Du ſo verhängniß- und verheißungsvoll ausſiehſt und Dich nicht zur Gewährung herablaſſen kannſt.“

Sie ſprach noch lange .... ich hörte nichts mehr. Das Wort „ewige Feſſeln,“ hatte Wurzel in mir gefaßt. Es warf einen Zauber über die Zukunft. Wie ein Glanzmeer breitete ſie ſich vor mir aus und ich ſtarrte geblendet in ſie hinein. Als ich Otbert wiederſah kam er mir verändert vor. Nicht er war es, ſondern ich. Mein Auge war beſtochen durch die Vorſtellung dieſer raſtloſen umherſchweifenden Seele ewige Feſſeln anlegen zu können. Er bemerkte natürlich meine Veränderung auf der Stelle. Es war auf einem großen Rout. Die Menſchenmaſſe ſtand wie eine Mauer. Ich lehnte am Kamin um wenigſtens den Rücken frei zu haben; Paul ſprach angelegentlich mit der öſtreichiſchen Botſchafterin die ihn ſehr auszeichnete. Otbert fand Mittel vom andern Ende des Saales zu mir zu dringen.

„Mirakel!“ ſagte ich als er neben mir ſtand.

„Kein Mirakel .... ſchwarze Kunſt hat mir geholfen,“ ſagte er mit leichter Handbewegung gegen mich.

Ich trug ein Kleid von ſchwarzen Spitzen über roſenfarbenem Tafft und einen Kranz von ſchwarzen Sammetroſen mit Laubwerk von roſenfarbenem Atlas um die Stirn geſchlungen. Das Haar fiel in ſchweren Locken zu beiden Seiten lang herab. Lawrence malte mich in dieſem etwas phantaſtiſchen Anzug, der ebenſoviel Furore machte als das Gemälde ſelbſt.

„Die Wunder des lieben Gottes heißen Mirakel und die der Menſchen ſchwarze Kunſt. Ihn betet man dafür an und unſereins wagt den Scheiterhaufen. Iſt das gerecht?“

„Indeſſen iſt doch zu bemerken, erwiderte Aſtrau trocken, daß dieſe Scheiterhaufen nicht *für* den errichtet werden der ſchwarze Kunſt treibt, ſondern *von* ihm.“

„Nun dann gerathen Beide in die Flammen und haben ihren Lohn dahin: der Schwarzkünſtler für ſeine Vermeſſenheit und der Wunderſüchtige für ſeine Neugier,“ antwortete ich munter und in heiterm Ton ſcherzten wir fort. Da ſtreifte Arabella

an uns vorüber. Ihr vorwurfsvoller Blick machte mich traurig und ich wurde einsylbig.

„Wie Sie ungleicher Laune sind! rief Otbert unmuthig; ein Nichts stimmt Sie um! mitten im Scherz verfallen Sie in Grübeleien, und plötzlich fahren Sie aus denselben mit einem Scherz empor. Es ist gar nicht mit Ihnen zu leben, und doch hat man unwiderstehliche Lust dazu. Ihr Gemal muß übermenschliche Geduld besitzen."

„Das ist wahr!" bekräftigte ich aus voller Seele.

„Ich habe gar keine mit Weiberlaunen."

„Ihre dereinstige Frau wird sie Ihnen schon beibringen!" sagte ich zuversichtlich.

„Ihre Naivetät versöhnt mich immer wieder mit Ihnen, erwiderte Otbert lachend. Halten Sie es denn für möglich, daß der Dichter auch Gatte und Familienvater sein könne?"

„Aufrichtig gestanden — nein! — Aber Sie sind kein Dichter — Sie dichten nur."

„Ich bin nun einmal an die bittersten Wahrheiten aus Ihrem holden Munde gewöhnt, sprach Otbert gutmüthig; aber sagen Sie mir doch weshalb behandeln Sie mich härter als alle unsre deutschen Recensenten thun?"

„Car tel est notre plaisir, lieber Graf," entgegnete ich und besah meinen Fächer.

„Sie ſind eine Erz-Kokette!“

„Beruhigt Sie dieſer Glaube?“

„Ich bedarf keiner Beruhigung, denn Ihre im ſteten Halbſchlaf geſprochenen Worte können mich nicht erzürnen.“

Er war aber doch erzürnt, denn er fand mich nicht ſo einfältig wie er vorgab, und es reizte ihn heftig daß ich ihm weder Bewunderung noch Theilnahme ausſprechen wollte.

„Und weshalb, fuhr er faſt heftig fort, haben Sie mich vorhin ganz freundlich angeſehen, wenn Sie doch nur in Ihrer kleinen falſchen Seele darauf ſinnen mich zu kränken?“

Ich brach in helles Gelächter aus.

„Nun muß ich mir auch noch gefallen laſſen von einem Kinde ausgelacht zu werden!“ ſagte Otbert ſelbſt lachend und mit einer Harmloſigkeit die ihm ſehr gut ſtand.

Es war etwas das uns zu einanderzog, und ſich in Scherz und Neckerei als in das unverfänglichſte Gewand kleidete. Gegen das Ende der Seaſon fragte er mich:

„Würden Sie es ungern ſehen, wenn ich Ihr Reiſegefährte bis Barcelona würde? Ihr Gemal und ich haben heute beim Spazierritt dieſen Plan

ausgeſponnen. Sie haben eine unbenutzte Cabine in Ihrer Yacht — was meinen Sie dazu?“

„Daß es ein hübſcher Plan iſt! nun werden wir uns genau kennen lernen.“

„Immer wiſſen, immer auf den Grund gehen — wie unnütz das iſt! ich freue mich auf die ſchöne Meerfahrt, und die angenehme Geſellſchaft — Sie hoffen durch irgend ein Guckfenſterchen irgend einen Abgrund in meiner Seele zu erſpähen. Kann Ihnen das wirklich Freude machen?“

„Die allergrößte! rief ich. Wiſſen wie es in den Menſchenſeelen — beſonders in den reichbegabten — hergeht, welche Keime Blüten treiben, welche Gebilde Form finden, wie die Intelligenz arbeitet, wie Leidenſchaft und Wille ihre Kämpfe haben, wie heimliche Vulkane und Erdbeben ſich austoben, was ſie zerſtören, befruchten, erzeugen — o Gott ja! das in Bildern vorüberziehen zu ſehen iſt mir eine Wonne.“

„Gnädige Frau, dieſe zerſetzende Beobachtung macht nicht glücklich. Laſſen Sie doch Ihrer Jugend das Vorrecht derſelben: heitern Genuß der Erſcheinung wie ſie ſich darbietet — ohne Kritik.“

„Ich habe nun einmal nicht die Gabe der Beſinnungsloſigkeit!“ unterbrach ich ihn.

„Leider! fuhr er fort; contemplativ und reflecti-

rend wie Sie durch Natur, Erziehung und Gewohnheit geworden ſind, gönnen Sie dem Zweifel zu viel Spielraum, und der macht ſo müde."

„Mit allen meinen Gefühlen habe ich Schiffbruch gelitten! rief ich bitter, wie ſollte ich nicht an Ihnen zweifeln!"

„Die Macht des Gefühls haben Sie bis jezt noch nicht gekannt, gnädige Frau; vielleicht nur deſſen Ueberfülle, wilde Ranken, doppelte Blüten; — das Alles muß geknickt werden damit jene Platz finde."

Dieſe Worte ermuthigten mich unſäglich. Ich wurde heitrer als ich je geweſen. Paul fragte mich ſeinerſeits ob Otberts Begleitung mir nicht läſtig ſein würde. Ich verſicherte das Gegentheil und fügte hinzu:

„Es iſt mir ſehr lieb daß ich auf unſrer Yacht gaſtfreundliche Rückſichten zu nehmen habe, denn wenn wir Beide allein ſind, Paul, ſo ſind doch alle Rückſichten für mich."

„Nun, Aſtrau wird ſie nicht mißbrauchen, entgegnete Paul, es iſt ſo leicht und bequem mit ihm zu leben wie mit wenigen Männern, und es freut mich recht daß Du Dein Vorurtheil gegen ihn haſt fahren laſſen."

„Ich habe nie ein Vorurtheil gegen ihn gehabt!

verſicherte ich; ſein Benehmen im Salon zwiſchen den Frauen gefiel mir nicht und gefällt mir noch jezt nicht. In der Intimität iſt er jedoch weit angenehmer — das finde ich ſeitdem ich ihn von dieſer Seite kennen gelernt; allein Du wirſt doch auch eingeſtehen müſſen, daß der Zauber des Genius ihn nicht umgiebt."

„Ich glaube überhaupt nicht, liebe Sibylle, daß der Zauber des Genius ſich auf die perſönliche Erſcheinung eines Künſtlers und Dichters erſtreckt: aus ſeinen Schöpfungen ſpricht er uns an. Große Künſtler ſind oft einſylbige, unbeholfene, in ſich verſunkene, ſchweigſame, langweilige Leute — was geht uns das an? wir haben nur mit ihren Kunſtſchöpfungen zu thun. Ich finde es eine übertriebene Anfoderung daß ſie noch ganz beſonders liebenswürdig ſich geberden ſollen! Die Liebenswürdigkeit erheiſcht wiederum ihr eigenes und ganz ſpecielles Genie. Indeſſen mag es Ausnahmen geben."

„Aber weshalb ſtellt man den Menſchen in die Glorie welche dem Künſtler gebührt?"

„Weil man unerſättlich iſt und dadurch das klare Urtheil verliert. Einer meiner Freunde verlor augenblicklich ſeine Paſſion für eine wunderſchöne Figurantin der großen Oper, als er das arme Ding einmal mit ſchwarzwollnen Strümpfen und

derben Lederſchuhen durch den Straßenſchmutz gehen ſah. Sein äſthetiſches Gefühl empörte ſich dieſe Nymphe, Elfe und Najade in ſo gemeinem Aufzug erſcheinen zu ſehen. Und ſo geht es uns Allen häufig. Die proſaiſche Wirklichkeit wirft einen Schatten auf die poetiſche Geſtalt; wir können ihn nicht leugnen und mögen ihn nicht dulden — das macht uns ärgerlich und ungerecht, und Dir iſt es mit Aſtrau nicht anders ergangen."

Ich mußte das eingeſtehen. — Wir traten ſehr munter unſre Reiſe an. Jeder von uns hatte ſeine kleine Cabine, die ihm zum Schlaf- und Toilettenzimmer diente. Im Eßzimmer waren Waffen an den Wänden aufgehängt; im Salon befand ſich eine kleine Bibliothek und ein Pianino. Keiner von uns litt durch die Seekrankheit, Keiner fürchtete ſich vor Stürmen, Keiner langweilte ſich. Wir machten Muſik, ſangen, laſen, Otbert ſchrieb viel; zuweilen mußte der Schiffskapitän ſich zu den beiden Herren geſellen um eine Whiſtpartie zu machen. Ich lag meiſtens bei gutem Wetter in meiner Hängematte auf dem Verdeck. In träumeriſcher Seligkeit lag ich da .... und phantaſirte wenn das ſchlanke Schiff mit ausgeſpannten Segeln pfeilgeſchwind über die blauen Wellen flog. An die geflügelten Chimären die ich auf pompejaniſchen Wand-

gemälden geſehen, dachte ich: ſie tragen ein Weib auf ihrem Rücken — wohin? Ich ſchloß die Augen. Unbeſtimmter bläulicher Glanz flimmerte vor meinen Wimpern; war es der Aether? waren es die Wellen? ging es in die Höhe oder in die Tiefe, in den Himmel oder in den Abgrund? .... und war es mir nicht ganz, ganz gleichgültig, wenn mich nur — meine Chimäre trug! — Und an die abendlichen Schlittſchuhfahrten meiner Kindheit dachte ich, wie ſo anders die waren! harter Himmel, ſtarres Eis, ſchneidende Luft — lauter Gegenſätze zur ſüßen ſüdlichen Lauheit und Beweglichkeit; und doch ſo viel Aehnlichkeit! dies Feſſelloſe, Fliegende, Fortreißende! auch damals war ich ja nicht auf der Erde und verſetzte mich in Regionen, welche der menſchliche Fuß nicht betreten kann. — Ich rauchte in meiner Hängematte ſpaniſche Cigaritos, oder ſummte ſpaniſche Melodien die ich mit dem Geraſſel der Caſtagnetten und mit dem eintönigen fronfron der Guitarre, wie die Spanier ſie ſpielen, begleitete. Bei dem Allen aber ſchlief das Herz und nur die Phantaſie wachte.

Otbert betrachtete mich kopfſchüttelnd. Das Gegentheil hatte er gehofft, gewünſcht und geglaubt. Er behauptete ich beſitze die Gaben, welche zur höchſten Vervollkommnung befähigten, allein ſie wären ſo

wunderlich gemiſcht, daß immer die eine der andern im Wege wäre — weshalb ich denn auch eines der unvollkommenſten Geſchöpfe auf der Welt ſei.

„Sie werden erſt dann zur Beſinnung und durch ſie zur Energie kommen, ſagte er einſt, wenn Ihnen das Herz brechen wird.“

„So möge es geſchehen!“ entgegnete ich.

„Frevle nicht, Sibylle! rief Paul und ſprach zu Aſtrau. Mißgönne ihr doch nicht ihre zarte Unerfahrenheit! es iſt ſo ſelten und ſo ſchön wenn das Weib ſie hat.“

„Ja wol! dann müſſen aber auch die Gedanken unerfahren ſein — und hier haben ſie ſchon Kämpfe, Zweifel und Enttäuſchungen durchgemacht.“

Dies war ſo richtig daß mir Thränen aus den Augen ſtürzten. Paul beachtete es nicht.

„Wer im Strudel der Welt den Kopf oben behalten will muß manche Illuſionen aufgeben, entgegnete er, und man wird ſich deshalb nicht tiefunglücklich fühlen. Aber die herzbrechenden Geſchicke ſollte man nicht herausfodern und nicht wünſchen! bilden ſie den Menſchen, ſo zerſtören ſie ihn auch eben ſo oft und eben ſo leicht.“

Ich umarmte Paul und ſagte: „Ich danke Dir für Deine grenzenloſe Nachſicht.“

Aſtrau ſagte: „Und ich tadle Dich deshalb! Ja

ja, holdeſte Sibylle, ich tadle Ihren Gemal. Wozu denn die ewigen Schlummerlieder? ein Wächterruf von der Zinne wäre Ihnen heilſamer.“

Mir ſchien als habe Aſtrau Recht. Mir war zu Sinn als müſſe ich mich in ſeine Arme werfen und ihn fragen: „Kannſt Du mich wecken?“

Unſre Reiſe ging glücklich von Statten. In den Hafenſtädten machten wir nach Gutdünken längeren Aufenthalt, und zuweilen Excurſionen tiefer ins Land hinein. Bordeaux war unſre erſte Station; dann Liſſabon. Andaluſien feſſelte uns mehr als alles Uebrige. Land, Volk, Leben, Kunſt — trugen damals noch ein Gepräge von Originalität, welches bereits im übrigen Europa verwiſcht war, und es gegenwärtig auch dort ſein mag. Aſtrau war ganz hingeriſſen.

„Andaluſien iſt ein Land für den Dichter! rief er oftmals; da iſt Leidenſchaft — folglich Wahrheit und Natur, und das ſind die Urelemente der Schöpfung, denen er ſich nähern ſoll.“

Er und Paul lernten in der größten Geſchwindigkeit genug ſpaniſch um den Frauen ſagen zu können — was ſie gern hören, und zum erſten Mal in meinem Leben fand ich mich — vernachläſſigt! ſo weit es mit allem Anſtand und aller Rückſicht möglich war — vernachläſſigt! Das kränkte mich über alle

Maßen, ich kann nicht entſcheiden ob mehr von Paul oder mehr von Aſtrau. Letzteren ſah ich in Cadiz faſt gar nicht. Wir wohnten und ſchliefen an Bord, und fuhren Morgens zur Stadt und Abends zur Yacht zurück. Aſtrau aber nahm eine Wohnung in der Stadt; Paul war faſt immer bei und mit ihm. Da es in Cadiz nicht viel Sehenswürdigkeiten giebt, mogte ich nach einigen Tagen nicht mehr hereinfahren, und da wir vierzehn Tage dort blieben war ich faſt beſtändig allein.

Mich ergriff zuweilen eine ganz kindiſche Ungeduld. Unbeſchäftigt wie ich war, arbeitete ich mich innerlich deſto mehr ab; ich wollte durchaus etwas erſinnen um mein Leben voll, glänzend und reich zu machen! aber das hat noch Niemand erſonnen, denn nur Genie und Schickſal geben Fülle und Glanz. Ich blieb in meiner Oede — und darüber ergriff mich zuweilen ungeduldiger Schmerz.

So lag ich eines Abends in meiner Hängematte auf dem Verdeck. Es war kaum neun Uhr; daher ſah ich mit Erſtaunen daß ein Boot die Richtung vom Lande nach der Yacht nahm, denn Paul kam nie vor Mitternacht. Das Meer phosphoreſcirte prächtig! bei jedem Ruderſchlag flogen Myriaden von leuchtenden Funken um das Boot. Es giebt nichts Schöneres als dieſen myſtiſchen Glanz

über der ſchwarzen Tiefe. Aſtrau ſprang aus dem Boot und an Bord.

„Ich habe Sie in drei Tagen nicht geſehen, ſagte er. Paul verſichert Sie wären lieber an Bord als in der Stadt; aber ich glaube das nicht! er verſteht nur nicht Sie aus Ihrer Hängematte herauszulocken. Stehen Sie auf, kommen Sie! es iſt wunderſchön auf dem Platz S. Antonio. Es taugt nichts daß Sie ſich gar keine Bewegung machen.“

„Sie ſind recht gut .... aber ich mag nicht.“

„Sie müſſen ja umkommen vor Langerweile.“

„Ich bin kein Mann — alſo muß ich ſchon auf eine gute Doſis Langerweile gefaßt ſein.“

„Thörichtes Kind! rief er und hob mich mit einer raſchen Bewegung aus der Hängematte. Und nun kommen Sie mit mir.“

Aber ich machte mich los, ſetzte mich auf den breiten Divan der auf dem Verdeck ſtand und wollte nicht fort

„So bleibe auch ich!“ rief Aſtrau und ſetzte ſich zu mir.

„O das iſt mir ſehr lieb!“ ſagte ich froh.

„Großer Gott, Sibylle! wenn Sie mich freundlich und freudig anſehen, ſo überrieſelt mich ein

Freudenſchauer. Es iſt lieblich überraſchend als ob Sterne vom Himmel fielen!“

„Ah bah! erzählen Sie mir etwas Andres! was haben Sie den ganzen Tag gemacht?“

„Wir haben einen wunderſchönen Fächer für Sie gekauft.“

„Und um den auszuwählen haben Sie den ganzen Tag gebraucht?“

„Ich nicht.... aber Paul! ein Fächer war immer ſchöner als der andere, und am allerſchönſten — — war die Verkäuferin.“

„Sehen Sie wol, ſagte ich gelaſſen, ſo unterhält man ſich vortreflich.“

„Ungeheuer! herz- und ſeelenloſes Ungeheuer, brach Otbert aus. Ich weiß nichts von Fächern und von Paul! aber ich weiß daß Sie nicht einmal der Eiferſucht fähig ſind.“

„Und welchen Schluß ziehen Sie daraus?“

„Daß Sie keiner Liebe fähig, folglich gar kein Weib, ſondern die Incarnation irgend eines Elementargeiſtes, einer Nixe oder einer Elfe ſind! — — Können Sie denn wirklich nicht lieben? — iſt in der kindiſchen Unwiſſenheit mit der Sie Ihrem Gemal die Hand reichten wirklich die Liebeskraft erſtorben, welche ſo himmliſche Blüten treibt? — hat die fremde Hand vor der Zeit die arme grüne

Knospe geknickt, daß sie nun auf ewig welk dahin siecht? — sind beim ersten Flugversuch die jungen Schwingen gebrochen und nun auf ewig gelähmt? — O armes beklagenswerthes Kind!“ — — —

Er sprach so weich, und seine großen dunkeln Augen glänzten so ungewöhnlich sanft, und seine Worte klangen wie ein Bannspruch der das Leid verscheucht! Mir war als löse sich eine Eisrinde von meinem Busen. Ich weiß nicht was für ein frisches Leben sich plötzlich wie Springfluten in mir regte. Ich hätte jauchzen können über das entschwindende Weh und die geahnte Lust. Otbert umschlang mich leise. Ich saß regungslos da, umsponnen vom Zaubernetz, das sich fest und fester um mich webte. Otberts heiße Lippen berührten meine fiebernd heiße Wange wie ein sengender Funke, der aber keine Flammen, sondern Licht entzündete. Pauls Gestalt und Arabellas Wort von der ewigen Fessel blitzten mir durch die Seele. Ich sprang auf, streifte Otberts Arm herab, und floh scheu und hastig wie eine Schwalbe über das Verdeck, die Treppe hinab in den Salon; — und um mir jede Möglichkeit der Rückkehr abzuschneiden, rief ich meine Kammerfrau, klagte über plötzliches krampfhaftes Uebelbefinden, ging in meine Cabine und ließ mich entkleiden. Im Bette liegend

hörte ich über eine Stunde Otbert auf dem Verdeck hin und her gehen. Endlich beſtieg er wieder das Boot das ihn zur Stadt zurückbrachte. Da ſprang ich auf, nahm einen Mantel um, ſchlüpfte leiſe herauf, kauerte mich auf dem Divan zuſammen und blickte mit einem unentwirrbaren Gemiſch von Sehnſucht und Befriedigung ihm nach. Aber die Sehnſucht oder vielmehr der Reiz des Verbotenen behielt die Oberhand, und mit glühenden Thränen fragte ich halblaut: Wohin geht er jezt? — Wo wird er jezt ſein? — Und Er — war nicht Paul, ſondern Otbert.

Endlich ſchlief ich erſchöpft auf dem Divan ein, und ſo ſchwer, daß ich erſt erwachte als Paul heimkehrend vor mir ſtand. Es war tiefe Nacht. Bewildert und ſchauernd fuhr ich zuſammen als er meine eiskalte Hand nahm.

„Schlafe nicht im Freien, es iſt ſchädlich, ſagte er. Dein Haar, Dein Pelz ſind ganz feucht.“

„Es war ſo beklommen in meiner Cabine, ſtammelte ich und ſetzte hinzu um jeder Erörterung vorzubeugen: Und .... ich wartete.“

Das war meine erſte Lüge. — —

Am andern Morgen gab mir Paul wirklich einen ganz wunderſchönen Fächer. Alſo doch! dachte ich. — Ich fuhr mit Paul zur Stadt. Wir ſahen

Aſtrau nicht, und es war mir ganz lieb. Aber drei Tage vergingen und ich begegnete ihm nicht in der Stadt und er kam nicht an Bord — das verſetzte mich in fieberhafte Spannung. Endlich kam er mit Paul; die Abreiſe nach Sevilla war beſchloſſen und auf den andern Tag feſtgeſetzt. Ich jubelte und ließ meine geliebten Caſtagnetten freudig raſſeln. Die Freude galt Otbert, aber ich ließ ſie auf Sevilla deuten. Kein Wort, keine Andeutung ſtreifte an unſre Abendſcene. Ich war ſelig daß Otbert überhaupt wieder in meinen Geſichtskreis gekommen war.

Wir machten die Reiſe zu Pferde und ſehr angenehm. Auch unſer Aufenthalt in Sevilla und ſpäter in Granada war es bis zur Bezauberung. Paul hatte ein wenig den Kopf und die Haltung verloren. Die friſche Grazie, die aufrichtige Koketterie, die feurige Schönheit der ſpaniſchen Weiber war ihm ſo neu, fremd und überwältigend, daß ihm der Strudel über das Herz fortging. Er überließ mich mir ſelbſt und Otbert. Dieſer nahm ſich wol in Acht mich wieder in meine angſtvolle Scheu zurückzujagen. Mit tiefem Vertrauen ſollte ich mich an ſeine Seele ſchmiegen und ein Herz zu ihm faſſen. Er ſprach das unbefangen aus.

„Es giebt Frauen, die den Mann haſſen, wel-

cher ſie bethört hat und es ihm nie vergeben, weil ſie es ſich ſelbſt nie vergeben für ihn ſchwach geweſen zu ſein. Das iſt für beide Theile Schmach und Elend — und das fliehe ich. Liebe muß glücklich machen, zuverſichtlich und ſtolz."

„Ach! entgegnete ich, den Stolz begreife ich nicht in der Liebe. Doch Zuverſicht und Glück gehen für mich ſtets Hand in Hand! ich ahne ihre Möglichkeit .... aber nicht für mich."

„Wer ſie ahnt — ahnt ſie auch für ſich, denn Ahnungen beziehen ſich auf geheimnißvolle Möglichkeiten im innerſten Weſen, welche eine second sight nebelhaft andeutet. Aber Sie wollen immer eine gleichſam verbrieſte Gewißheit. Nicht im Sturm — ſondern langſam nur ſind Sie zu gewinnen, Sibylle. Aber ich werde Sie gewinnen, Ihr tiefſtes heiligſtes Vertrauen rechtfertigen; und wenn Sie glücklich ſind .... werde ich ſelig ſein."

Er beherrſchte ſich in der That auf eine ſo außerordentliche Weiſe, daß ich begann von einer platoniſchen Liebe zu träumen und mit ſehr ruhigem Gewiſſen tauſend Untreuen des Herzens und der Gedanken beging. Ich ließ Paul ſeine Freiheit ungeſtört genießen; er benutzte ſie auf ſeine Weiſe; weshalb ſollte ich es nicht in der meinen thun? Es war plötzlich ein Reiz, eine Lockung in

mein Leben getreten. Ich behandelte ſie mit geheimnißvoller Scheu, das war mir ganz fremd, denn es berührte Regionen des innern Weſens, die ich bis dahin noch nicht gekannt. Das Erlaubte, das Geſtattete hatte mich beſchäftigt, und ich erſchöpfte und verſchwendete dabei mich in den Gegenſtand bis ich bemerkte, daß ich ihm müde und mit leerer Hand gegenüber ſtand. Den ſinnlichen und geiſtigen Freuden des Lebens hatte ich mich zu rückſichtslos entgegen gedrängt um ſie nicht ſchleierlos — und folglich dürftig zu finden. Sie lagen wie zerpflückte Blumen, wie geknickte Schmetterlinge zu meinen Füßen; ich ſah ſie mit einem Gemiſch von Niedergeſchlagenheit und Gleichgültigkeit an und ſprach zu mir ſelbſt: Es muß doch noch ganz andere Schönheiten und Seligkeiten unter der Sonne geben! — Ich erwartete innerlich unendlich viel; ich war ſo recht darauf vorbereitet mich dem Unbeſtimmten hinzugeben und in ſeiner ſchwülen Atmoſphäre die Leidenſchaft groß zu ziehen. Dies Unbeſtimmte nahm die Geſtalt der Neigung für Otbert an. Ich vermied es mir Rechenſchaft zu geben wohin ſie mich führen könne. Höchſt ſophiſtiſch gab ich mir ſelbſt folgenden Vorwand: Die Ergründung hat bisher immer Nüchternheit in mir zur Folge gehabt, und ſie macht muthlos

weil ſie das Leben entzaubert; aber ohne friſchen Muth, ohne animo führt man eine unnütze Exiſtenz! ich will ſuchen mir fortan jene zu bewahren.

Ich gab mich der Gegenwart hin, und die war ſo poetiſch, feenhaft, anmuthig-ſchwelgeriſch und ſeelenberauſchend, daß ich nicht hätte das feinorganiſirte, reichbegabte Geſchöpf ſein müſſen das ich war, um unter ihrem Einfluß kalt zu bleiben. Ich hatte damals in Sorrent mit Paul ebenſo phantaſtiſche Tage verbracht; aber das flammende ſprudelnde Sinnenleben der eben entfalteten Jugend hatte den erſten Platz in ihnen behauptet, und ihnen trotz aller Phantaſterei einen Stempel von Wahrheit aufgedrückt. Jezt — trat es zurück, oder es trat wenigſtens nicht ehrlich hervor. Es war nicht die ſchlichte heiße Sonnenglut die dem Sommer angehört; ſondern ein fremdartiges Feuer halb ätheriſch halb vulkaniſch, das unwiderſtehlich ſchlummernde Kräfte weckte und trieb.

Otbert war unausſprechlich liebenswürdig. Die ſeltſame Miſchung ſeines Characters, welche vielleicht zu ſeiner Dichterorganiſation nothwendig war, verſchmolz in ihm eiskalte und haarſcharfe Beobachtung mit flammender Feinheit und fliegender Glut der Empfindung; zugleich Zerſetzung und Wahrnehmung des Gefühls. Daher erſchien er

ſtets bewegt vom Bannſpruch den ich ihm zuwarf und ſtets beherrſcht von ſeiner Willenskraft, und ich mußte ihn zugleich lieben und verehren. Schöne Lieder dichtete er die nie gedruckt worden ſind.

„Es ſind die St. Elmsfeuer, ſagte er, welche beim Gewitter auf den Spitzen der Maſtbäume ſchweben. Nach dem Sturm tritt das gemeine Tageslicht wieder an die Stelle dieſer elektriſchen Flammen. Ich weihe ſie der Macht die ſie hervorgerufen hat.“

Dann ſetzte er ſich zu meinen Füßen nieder und las ſie mir vor, oder ſprach ſie mit Begleitung der Guitarre, was ihre leidenſchaftliche Wirkung ungemein erhöhte.

„Werde ich aber nie den Sängerdank bekommen? rief er einmal und warf unmuthig die Guitarre fort. Die alten Troubadours, Sibylle, lebten und ſtarben für einen Kuß den die Geliebte ihnen freiwillig gab.“

„Da hatten die Troubadours ſehr Unrecht, erwiderte ich ſcherzend, denn ſo einen freiwilligen Kuß giebt nur der Dank .... nicht die Liebe.“

„Und was giebt die Liebe?“

„Das Herz!“

„Falſch! — Sie giebt immer das was grade

erſehnt wird! — Sie verſtehen nichts von der Liebe, Sibylle."

Er ſprang auf und verließ mich dann immer plötzlich, ſo daß ich meinem träumeriſchen Nachſinnen überlaſſen zurückblieb. Das war in Granada. Ich hatte durchaus in der Alhambra wohnen wollen. Es wurde bewerkſtelligt, aber nur für mich, meine Kammerfrau und einen Diener. In der Wohnung des Pförtners wurden einige unbenutzte Zimmer für mich nothdürftig eingerichtet. Die Fenſter gingen in den Patio de los arraynes, und ich genoß die Wonne zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Sälen, Hallen und Gärten der mauriſchen Könige ungeſtörten Zutritt zu haben. Mein Diener beſorgte meine höchſt einfache Küche; ich aß Reis und trank Chocolade. Paul und Otbert wohnten unten in der Stadt. Ich lebte wie es mir eben einfiel! ich ließ mir Tänzerinnen kommen und lernte geſchickt ihre üppigen, graziöſen Tänze. Ich ließ Zigeuner holen, die mir wahrſagen und wilde Lieder ſingen mußten. Einmal gab ich für Paul und Otbert ein Feſt in der Sala de los Embajadores, ganz voll Tänze, Geſänge, bunter Lampen und Blumen. Sie mußten Beide in der Majo-Tracht kommen. Otbert trug ſie charmant! Man muß ein bischen Schauſpieler und ein bischen Fanfaron ſein

um ihre Vortheile gehörig geltend zu machen. Er verſtand das! aber mit ſo ernſter Grazie, daß er wieder einmal alle Frauen bezauberte. Ich ſagte ihm:

„Wäre ich eine Königin, ſo dürfte kein Mann anders als in Majo-Tracht an meinem Hof erſcheinen.“

„Da Ihr Hof unfehlbar nur ein Sänger- und Liebeshof ſein würde, ſo wäre die neue Hoftracht an ihrem Platz. Aber ſtellen Sie ſich einmal unſre Miniſter, Generäle, Diplomaten und Kammerherrn als Majos vor! das wäre ja ein ewiges Pasquil auf alle Grazie.“

In Sevilla hatte ſich mein kleines Talent für Aquarel-Zeichnungen ſehr angeregt gefühlt und ich hatte Skizzen der Gebäude und der Gemälde von Murillo gemacht, die jezt vor mir liegen und die mir trotz ihrer Unvollkommenheit verrathen, daß ich mit Fleiß, Ausdauer und Stetigkeit einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit hätte erringen können; — die Ausführung iſt überall höchſt mangelhaft, aber in Auffaſſung und Wurf des Gegenſtandes iſt etwas Geniales. In Granada arbeitete ich mit Eifer; Zigeuner und Tänzerinnen mußten mir ſitzen. Paul in ſeiner Majo-Tracht gelang mir außerordentlich. Ich hob ſein naturtreues Bild in den Geiſt hinein — wie die Kunſt das immer ſoll —

und machte ein höchſt characteriſtiſches Porträt von ihm. Aſtrau hingegen gelang mir gar nicht. Stand er vor mir und fixirte ich ihn, ſo flimmerte ſtets etwas wie ein roſenfarbener Schleier zwiſchen uns. Wollte ich ihn aus dem Gedächtniß zeichnen, ſo verſchwebte er mir ganz und gar in Duft und Glanz. Ich konnte ihn nicht treffen.

„Was iſt denn das? rief er unmuthig; ein halbes Dutzend der gleichgültigſten Leute malen Sie ſprechend ähnlich ... und nicht mich! — weshalb nicht mich, ich bitte!“

„Ich kann Sie nicht erfaſſen, entgegnete ich traurig; kann Ihr Bild nicht genug in meinem Innern concentriren um es aus mir ſelbſt wieder heraus zu erſchaffen.“

„Das iſt ja eben kränkend für mich.“

„Nein nein, Aſtrau, kränkend nicht ..... denn ſo iſt es: treten Andre vor den Spiegel meines Auges und meiner Seele, ſo fängt er gelaſſen ihr Bild auf und gelaſſen zeichnet die Hand es ab. Doch Sie .... Aſtrau! Sie werfen mir einen Regenbogen, einen Sonnenhimmel, ein tauſendfarbiges Prisma über den Spiegel .... ich bin geblendet! — Kann ich dafür?“

„Ihr Auge ſpinnt eine Welt aus Ihrem eigenen innerlichſten Selbſt heraus — und in dieſer Welt

wohne ich nicht, Sibylle! ſo wird es ſein!“ ſprach er ſchwermüthig.

„Wenn nicht Sie — wer denn, Otbert?“

„O! rief er heftig, Du liebſt mich nicht .... aber wirſt Du mich denn niemals lieben? Gieb mir Hofnung, Sibylle! ſprich Ja!“

Er umſchlang mich ſtürmiſch mit dem rechten Arm, hob mit der linken Hand mein Geſicht zu ſich empor und ſah mich ſo dringend, forſchend, glühend an, daß ich mich magnetiſirt fühlte und ganz träumeriſch ſagte:

„Ja Otbert .... das weiß ich nicht.“

Ein Blitz des Zornes glitt über ſeine Züge, er ſchleuderte mich aus ſeinem Arm und eilte fort. Dies geſchah in dem ſogenannten Gärtchen der Lindaraja. Ich war entſetzt, Herz und Nerven thaten mir weh. Immer wenn ich traurig war zog es mich zur Erde herab, wenn froh — in die Lüfte empor. Ich ſetzte mich auf die Erde und weinte bitterlich. Otbert hatte ein Paar Gänge durch den Löwenhof gemacht und kam beruhigt wieder. Er hob mich liebreich auf und ſagte in dem ſcherzhaft hofmeiſternden Ton den er oft gebrauchte um mir Wahrheiten zu ſagen:

„Excentriſches Kind das Sie ſind, Sie müſſen mich nicht ſo fürchterlich quälen wenn Sie mich

nicht lieben. Es iſt freilich Frauenart mit dem Blick zu verheißen, mit dem Wort zu verneinen — allein man entdeckt doch bald welches von beiden die eigentliche Meinung iſt. Bei Ihnen iſt das unmöglich! Sie ſind nicht falſch, aber Sie ſind auch nicht aufrichtig. Sie nähren abſichtlich Widerſprüche in ſich und verſtehen keinen derſelben durch einen Entſchluß zu brechen. Es wühlt ein Kampf in Ihnen und Sie bringen es zu keinem Siege, denn — Sie lieben nicht. Sibylle, wach auf."

Mit dieſen Worten führte er mich nach meiner Wohnung zurück und ich war unfähig ihm etwas zu erwidern — dermaßen hatte er durch ſeine richtige Erkenntniß meines Innern Alles in mir aufgewühlt. Arabellas „ewige Feſſel" war für mich das bethörende Wort geweſen unter deſſen Einfluß ich mich bewegte.

Als wir bald darauf nach Malaga zurück gingen wo unſre Yacht im Hafen lag, fand Aſtrau Briefe vor, die ihn in möglichſter Eil zu ſeiner Mutter beſchieden. Er hatte mit ihr in Nizza zuſammentreffen und den Winter verleben wollen; nun aber hielt ihre ſchlechte Geſundheit ſie in Genf feſt. Sie hatte den Muth verloren über die Alpen zu gehen, während die Aerzte nur in dieſer Reiſe ihre Rettung ſahen; Otbert ſollte dieſen Zwieſpalt vermitteln.

Ohne Zaudern entſchloß er ſich zur plötzlichen Abreiſe, da ein Schiff ſegelfertig für Marſeille im Hafen lag. Ich war ganz betäubt! Um fünf Uhr Abends waren wir in Malaga angelangt, um fünf Uhr Morgens ſollte er fort! Die Ausfertigung ſeiner Päſſe, die Umſchiffung ſeiner Sachen beſchäftigten ihn ausſchließlich; Paul war ihm dabei behülflich und ich — allein. Meinetwegen! ſprach ich mit ſtumpfer Gleichgültigkeit, und ging zu Bett.

„Sibylle, wachſt Du? ... Aſtrau will Dir Lebewol ſagen — darf er?“ — fragte Paul gegen Morgen und öfnete die Thür meiner Cabine nachdem er mich durch leiſes Anklopfen geweckt hatte.

Otbert trat haſtig ein, nahm meine Hände, preßte ſie an ſeinen Mund, legte die Rechte auf meine Stirn und ſprach bewegt:

„Leben Sie recht wol .... und auf Wiederſehen, denn wir ſehen uns wieder! — Vergebung, daß ich Sie im Schlaf geſtört! ... ſchlafen Sie fort und träumen Sie ſüß.“

Fort war er! — Eine ſtille Betäubung legte ſich über meine Seele, und verließ mich auf der ganzen Reiſe nicht mehr. Mir war als ſei ein Vorhang zwiſchen mir und der Außenwelt herabgelaſſen. Mechaniſch ſah ich Valencia und Barcelona; mechaniſch zeichnete ich hier einen Baum, da ein Ge-

bäude, dort einen Menſchen; mechaniſch blieb der Körper bei ſeinen Verrichtungen und Gewohnheiten. Ich kann nicht ſagen ob unſre Heimreiſe nach England traurig oder langweilig war. Meine Gedanken hatten ihre unabläſſige Beſchäftigung: ſie waren bei Otbert. Paul benahm ſich ſehr gut, ſanft ernſt und ruhig. Er mogte ſich wol einen leiſen Vorwurf über die Unbeſonnenheit machen Aſtraus Reiſegeſellſchaft angenommen zu haben.

Die Holſteinſchen Angelegenheiten wirkten bei unſrer Heimkehr wie ein Sturzbad auf mich: ich kam zur Beſinnung und Paul trat wieder in den Vorgrund meines Lebens, ohne daß ich jedoch in mir Otbert überwunden hätte. Ich verſchleierte ihn gleichſam nur. Paul zeigte ſich bei dieſem Ereigniß, welches zerſtörend in ſeinen ganzen Lebensplan eingriff, ſo nachſichtig und großmüthig — er wußte mir das drückende Bewußtſein daß mein Leichtſinn es herbeigeführt ſo zu erleichtern — er fand ſich ſo muthig und gefaßt in Engelau und in den gebotenen Verhältniſſen zurecht — er ordnete die Verwirrungen ſo umſichtig in allen Richtungen, daß ich begann eine wahre Achtung vor ihm zu haben. Die leichte Kälte welche ſich in der letzten Zeit zwiſchen uns gelegt, ſchmolz wie ein Nachtreif vor der natürlichen Innigkeit, die

aus einem abgeſchloſſenen Leben mit gemeinſchaftlichen Intereſſen erfüllt, in gutgearteten Menſchen von ſelbſt entſpringt. Ordnete Paul die Geſchäfte im Großen, ſo wollte ich es im Kleinen thun. Ich beaufſichtigte das Hausweſen, ſchaffte kleine Mißbräuche ab, ſorgte für hinreichende Beſchäftigung der Dienſtboten, nahm mich der Kranken und Armen auf meinen Beſitzungen mit Rath und That an — kurz ich entwickelte einige Anlagen eine vernünftige Perſon werden und zu innerer Ruhe und Befriedigung gelangen zu können. Ununterbrochene Gewohnheit ſanfter Pflichterfüllung, durch Theilnahme belebt, durch Wolwollen verſchönt: das iſt die lautre Quelle des wahren, d. h. des dauernden Glückes. Die leidenſchaftlichen Seelen, die Kinder des Sturmes nennen es Apathie und fliehen es ſo lange bis ſie ſterbensmüde am vorzeitigen Ende ihrer Laufbahn zuſammenfallen, auf dieſelbe zurückſchauen, und auf dem einen Punkt wie gebannt den Blick ruhen laſſen. Und warum auf dem einen? — Weil er in dem langen Wirrſal voll kurzer Entzückungen, voll langer Schmerzen, voll ewiger Unruh, voll dauernder Reue — in dieſem nachtſchwarzen Gewebe, welches einzelne Faden von Gold und Purpur regellos durchſchießen — weil jener Punkt unwandelbar licht iſt. Nicht

flammend, nicht glühend, nicht ſtralend, nicht roſig, nicht prismatiſch! nur hell! hell wie der Tag, hell wie ein liebes Lächeln, hell wie ein guter Gedanke, wie ein unſchuldvolles Auge, wie eine wolwollende That ..... hell, wie das ächte Glück! — Dann ſeufzen ſie: Ja, da war es! — aber dann iſts zu ſpät! die verwegene haſtige Hand hat voreilig den Baum des Lebens entlaubt; das Paradies iſt verloren. — — —

Eine lange Hofnung ſollte uns endlich erfüllt und ich — Mutter werden. Bei dieſer Ausſicht regte ſich in mir ein wunderliches Gemiſch von jauchzender Seligkeit und von Gewiſſensbeängſtigung. Ich warf mir die Schatten der Gedanken vor, die zwiſchen mir und Paul geweſen waren, und ich verhehlte mir nicht daß dieſe Hofnung mir vor einem Jahr wenn keine größere doch eine friſchere Freude gemacht haben würde. Es rächt ſich jede Unlauterkeit die man an ſeiner Seele begeht. Rohe Naturen bemerken das nur wenn ſie eine äußere Wirkung zur Folge hat; feine nehmen es an der leichteſten Nüance von Friſche und Zartheit wahr um welche ihr Empfindungsvermögen ärmer geworden iſt.

Paul war rührend in ſeiner Freude. Jedes perſönliche Intereſſe trat für ihn in den Hinter-

grund. Er gab ſeine Laufbahn und das Leben in England ohne Bedenken auf, obwol er ſeit zehn Jahren ſich gewöhnt hatte es als das einzig ihm zuſagende zu betrachten. Er entſchloß ſich das einſame und ein bischen langweilige norddeutſche Landleben zu führen.

„Denn, ſagte er lächelnd, hier fehlen uns die Verlockungen zur Verſchwendung, denen wir nun einmal in London nicht widerſtehen können, und die nicht unſer Vermögen ſondern das unſers Kindes zerrütten würden.“

Es war ſehr großmüthig daß er „wir“ ſagte! — — Sein Vater ſah ihn ungern ſeine Carriere verlaſſen, und meinte da ich unverſtändig genug ſei um mich nicht mit meinem ſo reichlichen Einkommen in London einrichten zu können, ſo müſſe Paul etwa ſechs Monate des Jahres als Junggeſell allein dort leben und ich mit dem Kinde in Engelau; die andern ſechs Monate dürfe er dann bei mir zubringen. Er unterſtützte dieſen Vorſchlag mit verſchiedenen theils ſcherzhaften theils cyniſchen Gründen, welche beweiſen ſollten daß eine ſolche Trennung für das gute Vernehmen in der Ehe höchſt vortheilhaft — und für die Vergrößerung der Familie äußerſt zweckmäßig ſei — ſo daß zu gleicher Zeit die Anſprüche der Liebe und die Inter-

essen der Carriere bei dieser Einrichtung berücksichtigt würden. Aber Paul ging nicht darauf ein. „Können Mann und Frau sechs Monate ganz heiter und wolgemuth von einander getrennt leben, so können sie es auch sechs Jahr und sechszig Jahr. — Man muß sich den Glauben zu bewahren suchen, daß man zu einem frohen und zufriedenen Leben einander nothwendig in der Häuslichkeit sei."

„Ich glaube Du bist noch verliebt, entgegnete mein Schwiegervater etwas geringschätzig; das finde ich stark, Paul, und ich kann es nur mit Deiner ersten Vaterfreude entschuldigen."

Paul nahm scherzend den Vorwurf hin ohne sich in seinem Entschluß irre machen zu lassen. Er richtete seine ganze Zukunft für Engelau ein. Ich sah freudezitternd der nächsten entgegen. — — —

Und wieder am Tage Aller Seelen gab es ein Geburtsfest. Ohne vorhergehende Furcht, ohne lange Qual gebar ich eine Tochter. Wir hatten aber Beide, und ich besonders, auf einen Sohn gerechnet. Hundertmal hatte ich gesagt zu Pauls höchstem Ergötzen:

„Nur kein Mädchen! kein Mädchen! zwölf Knaben sind nicht so schwer durch die Welt zu bringen als ein einziges Mädchen!"

Der Name, die kleinen Anzüge, die Pathen —

Alles war auf einen Knaben berechnet. Benvenuto ſollte er heißen; — und nun war es keiner! Ich empfand im erſten Augenblick einen dummen unſinnigen Schmerz darüber, der erſt dann wich als Paul das Kind auf den Armen hielt und es freudig: „Benvenuta!“ nannte. Ich nährte es ſelbſt. Es war eben ſo friſch und geſund als ich. Ich befand mich leiblich und geiſtig in einem Normalzuſtand, ohne Excentricität oder Phantaſterei irgend einer Art. Das Kind beſchäftigte mich zu ſehr, zu praktiſch um nicht meine Grübeleien zu erſticken. Ich mußte ſorgen, pflegen, nachdenken, überlegen. Das Alles hätte ich auch einigermaßen als Hausfrau und Gattin thun können; aber Paul hatte mich nicht ſowol als Frau, ſondern mehr als Kind und Schmuck des Hauſes behandelt und keine Sorge von mir begehrt. Das kleine hülfloſe Geſchöpf war aber auf mich allein angewieſen, und meine Aufmerkſamkeit mußte erſetzen, was mir an Erfahrung und Rathgebern fehlte. Dadurch war ich auf dem Wege mich an eine gewiſſe innere und äußere Disciplin und mein Gefühl an geſunde Nahrung zu gewöhnen. Jene hätte meinem Leben Haltung — dieſes ihm Tüchtigkeit gegeben; Beides meine Kraft geweckt, meine Schwäche überwinden helfen. Da trat die fürchterlichſte Kata-

ſtrophe ein! — — Um Weihnachtseinkäufe zu machen fuhr Paul nach Kiel, erkältete ſich bei der Heimkehr und ſtarb binnen drei Tagen an einer Gehirnentzündung, die ihm Gottlob! von Anbeginn ſeine Beſinnung raubte. So war ihm wenigſtens der Schmerz des Abſchieds erſpart. Er ging heim mit heitern Phantaſien von Weihnachtsbäumen und Engelsgeſichten! — wahrſcheinlich ſchwebte Benvenuta an dem verſchleierten Spiegel ſeiner Seele vorüber. Er ging heim — ein Mann wie ich nie einen ehrenwertheren gekannt habe — ſo gut wie es der allgemeinmenſchlichen Schwäche verſtattet iſt zu ſein — bei fünfunddreißig Jahren! und ich war Wittwe in einem Alter wo die meiſten Frauen erſt ihr Leben zu beginnen pflegen, und ein Kind von wenigen Wochen war meiner Unerfahrenheit einzig und allein anvertraut. Die arme Kleine mußte ſogleich den übelſten Einfluß empfinden. Ich bekam heftige Nervenzufälle, konnte ſie nicht mehr nähren; ſie hingegen ſich nicht an ihre Amme gewöhnen, ſo daß ſie während zwei Jahre einem welken Pflänzchen glich, das in der Erde nicht Wurzel ſchlagen kann. Mit ihr und meinen Dienern und Untergebenen blieb ich allein in Engelau, ohne Familie, Verwandte, Freunde, einzig auf mich beſchränkt — denn auch Heinrichs alter Hof-

meiſter ſtarb in dieſer Zeit, friedlich wie er gelebt hatte am Nervenſchlag, zwiſchen getrockneten Blumen, geſpießten Käfern und gemalten Schmetterlingen. Er war das letzte äußere Kettenglied zwiſchen mir und der Vergangenheit. Er hatte meine Kindertage gekannt und meine Todten. Dieſe wehmüthigen und melancholiſchen Capitel im Buch des Lebens konnte ich mit ihm allein durchblättern, — nun fehlte mir auch dieſer Troſt! ich war auf mich ſelbſt angewieſen.

Ich lebte mit einem tiefen eiſernen Ernſt. Alle Geſchäfte die Paul geführt, übernahm ich; was er begonnen hatte wollte ich zu Ende bringen: die Ordnung meines Vermögens herſtellen um es meiner Tochter zu überliefern wie ich es von meiner Mutter empfangen. Ich lebte mit der äußerſten Einſchränkung, verſagte mir ſogar Bücher und manche Gegenſtände des Comforts, brauchte nur meine ſchlichten Trauergewänder. Paul hatte den größten Theil unſrer Einkünfte dazu beſtimmt unſre Schulden abzutragen, mit dem vierten Theil hatte er leben wollen. Ich ſetzte es durch mit dem achten zu leben um deſto früher dieſer Laſt entledigt zu ſein. Ich verkaufte äußerſt vortheilhaft ein kleines Gut, das ein Hamburger Banquier zu beſitzen wünſchte, weil es gar freundlich am Plöner-See

lag. Das half mir ſehr! ein Paar gute Jahre — was der Landmann gut nennt, d. h. einträgliche — kamen dazu; die Pachtungen wurden geſteigert, und zwei Jahr nach Pauls Tode waren meine Verhältniſſe vollkommen geordnet, die Schulden bezahlt, ſichere Pächter eingeſetzt. Ein umſichtiger und zuverläſſiger Verwalter ſtand an der Spitze der Geſchäfte. Brauchbare und tüchtige Leute hatte ich mit Glück, Geſchicklichkeit und gutem Gehalt als Schullehrer, Förſter, Gärtner gewonnen. Engelau war in vollem Flor, eine der cultivirteſten und gepflegteſten Beſitzungen Holſteins. Der Pfarrhof, die Pächterwohnungen, die Bauernhäuſer, die Hütten der Tagelöhner, die Schulhäuſer — alle waren tüchtig, warm und ihrer Beſtimmung entſprechend gebaut, immer reinlich, zuweilen freundlich umgeben. Der rothe Backſtein als Baumaterial nimmt ſich gut und ſicher unter den Strohdächern aus, welche allgemein die Ziegeldächer überwiegen, weil ſie leichter und wärmer ſind; und dieſe in die grüne Landſchaft zerſtreuten rothen Punkte erheitern deren Monotonie und machen ſie luſtig wie Blumen eine Wieſe. Täglich — das hatte ich mir zum Geſetz gemacht — auch im tiefen Winter bei Sturm, Regen und Schnee, ging, ritt oder fuhr ich aus: heute zu einem Holzwärter

tief im Walde, morgen zu einem Armenvorſteher, übermorgen zu einem reichen Bauern oder zu einer Schulſtunde. So hatte Paul es gemacht! er hatte geſagt: Die Leute müſſen ſich daran gewöhnen daß der Herr ſie beobachtet und zugleich Theilnahme für ſie hegt; ſonſt kommt man nicht zu einem guten Vernehmen und hat kein Vertrauen zu einander. Das hatte er während des Jahres ſeiner Anweſenheit treu befolgt, und da ich Aehnliches, nur nicht ſo ſyſtematiſch, ſchon als Kind gethan: ſo wurde es mir nicht ſchwer. Da lernte ich die wirklichen Zuſtände des Landvolks kennen, welche zwar beim Tagelöhner bis zur Armſeligkeit herabſteigen, aber in Elend nur in Krankheitsfällen ausarten können. Greift in ſolchen Momenten der Herr mit wirkſamer Hülfe ſo zweckmäßig ein, daß der kleine Haushalt fortgehen kann, als ob des Mannes oder Weibes Krankheit keinen Ausfall im Verdienſt zur Folge hätte: ſo tritt keine Zerrüttung in den kleinen Verhältniſſen ein. Vernachläſſigt der Herr dieſen Moment, ſo iſt der Ruin der Familie faſt unvermeidlich. Durch dieſen ſteten Hinblick auf das Geringe mit welchem der Menſch friedlich leben und zu der Brauchbarkeit tüchtig ſein könne, welche ſein Platz in der Welt von ihm begehrt — entwöhnte ich mich von

all den entnervenden Bedürftigkeiten, welche nichts ſind als niedliche Mißgeburten von dem Unverſtand mit der Langenweile erzeugt. Die kriechende heuchleriſche Geſinnung unſrer Tage mögte es verbergen, daß ſie ſich vor dem Golde im Staube wälzt; ſie nennt das Raffinement eines hirnloſen Luxus Verfeinerung des Geſchmacks, Veredlung des Lebens: ſie ſetzt der Erfahrung daß dieſes marklos, jener blaſirt, und Beide durch überreizende Genüſſe verzerrt werden, die Behauptung entgegen: die Civiliſation werde ganz neue und reichhaltige Elemente entwickeln um dem Daſein friſche Nahrung zuzuführen. Aber bis dieſe Quellen aufgegangen ſind, gerathen die Menſchen in die Sclaverei ihrer Bedürfniſſe, und das iſt die zerſetzendſte aller Demoraliſationen. Wie der ſchärfſte Froſt ſogar Steine ſprengt, ſo weicht der materiellen überhandnehmenden Richtung jedes Bedenken und jede Scheu. Genuß! wird das Loſungswort der Geſellſchaft, und damit iſt der in ihr gefeſſelte Tiger losgelaſſen.

Mir that mein ſtrenges Leben wol. Ich hatte ein Ziel dem jeder Gedanke und jede Handlung ſich unterordnete und das ich durchaus erreichen wollte: vollenden was Paul begonnen. Ich erreichte es wirklich. — Aber was nun weiter? —

In meiner ganz praktiſchen Richtung, immer beſchäftigt, umſichtig ſorgſam, geregelt thätig, hatte der Gram nicht in mir aufkommen können. Auf den erſten wilden Schmerz folgte gelaſſene Trauer. Die Vergangenheit lag hinter mir wie ein Garten durch den ich nur ſelten Muße hatte zu wandeln. In der Gegenwart ſtand ich wie auf einem Felde das ich zu bebauen hatte. Aber recht wie der Landmann der mit ſeiner Arbeit immer an die Zukunft und die Hofnung gewieſen iſt, ſo knüpfte ſich auch Alles was ich wollte, that und trieb an die Zukunft. Anfangs hatte ich nur die meiner Tochter im Auge; allmälig miſchte ſich die meinige hinein. Jezt weiß ich daß ich ſehr gut meinen Geſchäften vorſtehen und mein Haus führen kann: ſprach ich zu mir ſelbſt: — und mit dieſer Erkenntniß wich jeder Reiz aus meinem Leben. Ich war zu ehrlich gegen mich ſelbſt um eine Rückkehr zur Trauer um Paul zu erzwingen. Ach, in meiner erſten Jugend hatte ich das ja umſonſt bei der Erinnerung an Heinrich verſucht! Iſt ein Gefühl wie ein Aſt abgeſtorben, ſo grünt es nie wieder: anders — wenn's abgehauen ward. Ich fiel wieder meiner alten Unruh anheim. Statt mein Leben nach ſeinem eingeführten Zuſchnitt fortzuſetzen, gab ich es auf. Das Uhrwerk in Gang zu brin

gen hatte ich als eine heilige Aufgabe betrachtet Zuſehen wie es ſich regelmäßig abrollt ſchien mir zu geringfügig. Ob ich nicht auch in der Fremde verſtändig und ohne jugendliche Verſchwendung werde leben können? fragte ich mich. Es lockte mich unwiderſtehlich hinaus ſobald ich mir geſtattet hatte über meine enge Begrenzung in die Weite und Ferne zu ſchauen. Wieder ſaß ich ſtundenlang auf dem Hünengrabe oder auf den Kieſelwällen des Strandes, und dachte mir wie das ſchön und glücklich ſein müßte alle Küſten des vor mir ausgebreiteten Meeres zu kennen, und ob man auf dieſen Wanderungen nicht die Inſeln der Glückſeligkeit entdecken müßte. Und bei Ausmalung dieſer Glückſeligkeit verfiel ich in Träumereien und vergeudete meine Seele und ihre Kräfte, ſtatt ſie mit Gefühlen und Handlungen zu nähren. Das Herz dörrte ich mir förmlich dabei aus, ſo daß ich mich erſchöpft und troſtlos fühlte, wie Irion der die Wolke ſtatt der geliebten Göttin in ſeine Arme ſchloß.

Ich komme um! rief ich ganz laut eines Abends als das Gefühl unbeſtimmter erwartungsvoller Sehnſucht übermächtig in mir rege geworden war. Ich traf meine Anſtalten; ich wollte reiſen, wollte mich zerſtreuen von dem einſamen Einerlei; wollte

verhüten daß Benvenutas erwachendes Seelchen die Färbung annähme, welche die meine hier empfangen hatte. Heitre bunte Bilder ſollten ſie umgeben, ein milderes Klima ihr Gedeihen fördern. Ueber Würzburg wollte ich nach der Lombardei, die ich bei meiner erſten italieniſchen Reiſe nur im Durchflug geſehen hatte.

Acht Tage ſpäter reiste ich ab. Ich beſuchte meinen Schwiegervater der mich ziemlich trocken empfing und meine Reiſe noch trockener mißbilligte. Ich könne ja im Sommer in ein Bad gehen, den Winter in Hannover, Frühling und Herbſt in Engelau zubringen: das ſei eine vernünftige und paſſende Lebensweiſe, wie ſie ſich für eine Frau in meinen Verhältniſſen ſchicke. Er mogte nicht Unrecht haben, aber ich ſträubte mich heftigſt gegen dieſe Tretmühle des Hergebrachten, und erklärte in einer ſo kleinen Stadt wie Hannover nicht leben zu können. Das nahm er grenzenlos übel, nannte mich „mauvaise tête“, und mit großer Kälte trennten wir uns. Um deſto wärmer und freundlicher empfing mich der Biſchof von Würzburg. Sobald dieſe geiſtlichen Herrn das Bewußtſein ihres Berufs und ihrer Stellung haben, ſchöpfen ſie aus demſelben ſo viel Würde und die Umgebung erhöht dieſe ſo ſehr, daß ihrer

Erſcheinung eine gewiſſe Weihe eigenthümlich werden kann, die ganz unabhängig von großen oder überwiegenden Gaben iſt. So war mein Onkel. Er war kein philoſophiſcher Kopf, kein brillanter Geiſt, kein majeſtätiſcher Character. Er war ganz Milde und Güte; — nicht Güte der Schwäche, ſondern des Wolwollens. Dieſelbe Milde lag im Blick ſeines guten Auges, in jedem Wort ſeines Mundes, in jeder Handlung ſeines Lebens. Seinen Wahlſpruch hatte er von St. Auguſtin gelernt: „In omnibus caritas.“ Er that mir wol bis ins Herz hinein. Mein Schwiegervater auch ein Greis, auch mit ehrwürdigem weißen Haar, war ſo recht ein alter geſcheuter Mann, den die Welt charmant und reſpectabel findet. Freilich war er Beides! aber mir kam er vor wie jene Leiche des Kloſters auf dem St. Bernhard: ganz menſchlich wolerhalten in der eiſigen Luft; — während mein Onkel mir den ächten Eindruck des „guten Hirten“ machte. Als ich ihm Benvenuta brachte, ſegnete er ſie und mir war zu Sinn als ſei das Kind nun erſt recht der Obhut Gottes anvertraut. Allabendlich wenn ſie ihm zur Gute-Nacht die Hand küßte, berührten ſeine Finger ſegnend ihre Stirn, und ich konnte nicht anders als mir etwas Gutes und Frommes dabei vorſtellen.

„Gedenken Sie Benvenutas in Ihrem Gebet!“ bat ich ihn mit Rührung. Meinen Schwiegervater würde ich nur gebeten haben ihres Vermögens zu gedenken. Uebrigens wäre mein Onkel ein ebenso treuer Haushalter deſſelben geweſen; aber eben nur als ein Haushalter, nicht als Eigenthümer betrachtete er jeden irdiſchen Beſitz — und darum hätte er ihn ſo verwaltet, daß er mit ſeiner Rechnung vor dem Herrn, dem barmherzigen Gott beſtanden wäre — indeſſen jener den möglichſten Vortheil ſoweit Pflicht und Ehre es geſtatteten, beabſichtigt hätte. Nicht die leiſeſte Anwandlung von kindlichem Vertrauen fühlte ich bei meinem Schwiegervater, den ich doch ſeit meiner Wiege kannte — und ein unſägliches überflutete mein Herz meinem Onkel gegenüber, den ich in meinem Leben etwa vierzehn Tage geſehen hatte. —

Ich fühlte zuweilen ein Verlangen in Würzburg bei meinem Onkel zu bleiben, zu ſeiner Kirche überzutreten, Benvenuta in derſelben zu erziehen, und wenn ſie erzogen und verheirathet ſei in einem ernſten edlen Kloſter den Schleier zu nehmen. Ich ſprach ſogar mit meinem Onkel über dieſe Möglichkeit. Er entgegnete ſanft:

„Liebe Tochter, Deine unruhige Seele wirft ſich an Alles was ſie noch nicht kennt, und wendet ſich

von Allem ab, was ſie kennt. Unſre Kirche iſt Dir gleichſam eine neue Bekanntſchaft, welche Dich durch innere Gediegenheit und äußere Schönheit anzieht. Aber für jezt biſt Du nicht ruhig genug um den Kelch des Labſals, welchen ſie den wahrhaft Durſtenden bietet, mit feſter Hand ergreifen zu können. Ein ſolcher Schritt will mit tiefer Beſonnenheit gethan ſein; wo nicht — ſo iſt er kindiſch oder ſündhaft zu nennen. Unſre Kirche giebt Frieden Denen die ihn aufrichtig ſuchen; aber Du, mein Kind .... Du ſuchſt ihn nicht."

„Theurer Onkel! rief ich heftig bewegt, das erſte und das letzte Schmachten jeder Seele, ſo groß oder klein, ſo weiſe oder thöricht ſie ſei — ſtrebt nach Frieden, und ich allein ſollte dies Beſtreben nicht haben?"

„Du ſtrebſt nicht nach Frieden, erwiderte er mit unerſchütterlicher Sanftmuth — ſondern nach Befriedigung."

So war's. Er las in meinem Herzen. Er fuhr fort:

„Wer den Frieden ſucht, weiß was er ſucht, nämlich das Eine: ſich hingeben der Hand Gottes und ihrer Führung, ohne Angſt, ohne Haſt, mit unerſchütterlich demüthiger Seele. Wer Befriedigung ſucht, ſucht etwas Unbeſtimmtes, Namenloſes

— etwas das hier ſein könnte oder auch dort — etwas das in himmliſchen Dingen zu finden ſein dürfte oder auch in irdiſchen — etwas das dem Ewigen angehören mögte und zugleich dem Vergänglichen. Wer Frieden begehrt will zu Gott kommen, wer Befriedigung — zu ſich ſelbſt."

Mir war als würde mein Herz aus der Bruſt geſchält und durchſichtig vor meine Augen gehalten. Ich ſagte:

„Ganz Recht! aber nur der, welcher bei ſich ſelbſt und in ſich zu Hauſe iſt, vermag ſein Ziel und den Weg zu demſelben ins Auge zu faſſen, weil er einen feſten Standpunkt hat. Befriedigung muß der Erdboden ſein auf dem die Palme des Friedens gedeiht. Befriedigung ſammelt uns in uns ſelbſt und ſchmilzt unſre ſich verflüchtigenden Kräfte zum Goldkorn der Einheit zuſammen. Glauben Sie nicht daß eine höhere Hand das Gepräge göttlichen Friedens auf ein ſolches Goldkörnchen drücken könne?"

„Liebes Kind, entgegnete liebreich mein Onkel, das heißt fragen ob ich an die Barmherzigkeit Gottes glaube! — Ich ſagte Dir nur .... und Deine Worte beſtätigen es .... daß Du nicht genug innere Sammlung beſitzeſt um vor der Hand den Uebertritt zu unſrer Kirche machen zu können.

Dergleichen darf nicht im Sturm geſchehen. Habe Geduld — auch mit Dir ſelbſt."

Er drückte mir väterlich die Hand und ich küßte die ſeine mit zärtlicher Ehrfurcht. Dies war nicht das einzige Mal daß wir über dieſen Gegenſtand ſprachen; aber ſtets äußerte ſich mein Onkel in gleicher Weiſe, und ich kam endlich nicht mehr darauf zurück. Allein es war mir dabei zu Sinn, als ſehe ich einen Nachen ſich entfernen, den ich herbei gewinkt um mich vom ſandigen öden Strande an ein jenſeitiges blumen- und ſchattenreiches Geſtade zu tragen.

Bald wurden meine Gedanken auf einem andern Gebiet beſchäftigt. Ich empfing folgenden Brief:

„Sibylle! ich habe Ihren Willen geehrt — dann „Ihr Glück — dann Ihre Trauer; vergeſſen habe „ich Sie nie ..... nie Ihr verheißungsvolles, ver„ſchleiertes, ich weiß nicht ob übermenſchliches, „doch gewiß nicht menſchliches Auge, in dem ſich „Ihre ganze Seele ſpiegelt! Iſt dieſe Seele zum „Bewußtſein gekommen durch Zeit, Leid und Er„fahrungen, welche alle Menſchen reifen und ent„wickeln? Darf ich Sie demnach um Antwort auf „eine einzige Frage bitten? Glauben Sie mich „lieben zu können? — Dieſe Frage würde ver„meſſen ſein, wenn Sie nicht die heimliche Ueber-

„zeugung meiner Liebe für Sie hätten — und „würde matt sein, wenn ich den Talisman besäße, „der mich befähigte wozu noch kein Mensch befähigt „worden ist: in Ihrer Wolkenseele zu lesen. Ant„worten Sie mir die volle Wahrheit, ohne Rück„halt, bestimmt und klar. Oder müßte ich noch „immer sagen wie damals: Sibylle, wach auf! „— Otbert Astrau."

Ja, außerordentlich beschäftigten mich diese wenigen Zeilen. In Jahren hatte Astrau mich nicht gesehen und nichts von mir gehört als was zwei gedruckte Schreiben ihm sagten; und dennoch dachte er an mich, wußte er von meinem Aufenthalt, hatte er sein Gefühl für mich bewahrt, hoffte er auf Erwiderung. Das ergriff mich mächtig. Aber konnte man das Liebe nennen? Ich besann mich acht volle Tage; endlich schrieb ich:

„Sie sagten mir einst ich wisse nichts von der „Liebe. Da ich in dieser Beziehung keine Erfah„rungen gemacht habe, und noch auf demselben „Punkt stehe wie damals, so muß ich Ihnen mit „voller Wahrheit auf Ihre Frage antworten: Wie „soll ich wissen ob ich Sie werde lieben können. „Sie haben einst meine Phantäsie beschäftigt und „meine Gedanken angeregt, vielleicht meiner Eitel„keit wolgethan — Sie sehen ich bin wahr! —;

„ich habe auch nie vergeſſen daß Sie mir jenen „Eindruck machten; aber das Alles, ſcheint mir, „iſt ſehr fern von Liebe. Liebe muß das Herz, „dieſen Mittelpunkt unſers Seins, in Flammen „ſetzen, und das ganze Weſen dermaßen durch„glühen, daß, wenn auch die Flamme erliſcht, doch „ihr Reflex als ein unirdiſches und daher unver„gängliches Licht in uns zurückbleibt. So denke „ich mir die Liebe. Empfunden habe ich etwas „Derartiges nie. Meine Gefühle waren auflodernd „und verſchwindend wie Blitze; dauernd wie Naphta„flammen die unter der Erde fortbrennen — wie „die Geſtirne, die über der Erde fortleuchten waren „ſie nicht. — Ihr Zuruf kann mich nicht wecken „denn .... ich wache! faſt mögt ich hinzuſetzen: „leider! Wer ſchläft, träumt — und zuweilen ſüß. „O nein, ich wache. Leben Sie wol. Sibylle."

Ich war, obgleich ich es mir nicht eingeſtehen wollte, doch heimlich geſpannt auf den Erfolg dieſes Briefes. Ich verſchob meine Abreiſe von Würzburg von einem Tage zum andern, obzwar ich mir ſelbſt ſagte, daß Aſtrau mich ebenſogut in Italien als in Deutſchland auffinden könne, wenn ihm etwas daran gelegen ſei. Ich dachte ſogar es würde nicht viel mehr als Höflichkeit ſein, wenn er von München — wohin er mir ſeine Adreſſe

geſchrieben hatte — nach Würzburg käme um mich zu beſuchen. Ein fürchterlicher Schreck mit einem leichten Freudenſchauer gemiſcht durchbebte mich, als ſich eines Morgens früh um neun Uhr ein fremder Herr bei mir melden ließ. Das wird er ſein, mein Gott! giebts denn wirklich eine ewige Feſſel? dachte ich tiefinnerlichſt erſchüttert. Aber Aſtrau war es nicht! und meine gemiſchte Freude ging augenblicklich in eine ganz reine über, als Sedlaczech in mein Zimmer trat.

„Meiſter Fidelis!“ rief ich jauchzend und flog ihm entgegen.

„Grüß Gott! grüß Gott, Sibylle!“ ſagte er, faßte meine beiden Hände und ſah mir mit rührender Innigkeit in die Augen, während ſich ein feuchter Glanz über die ſeinen legte. Sie wurden mir zum Spiegel meiner Vergangenheit: meine ganze untergegangene Jugend mit dem Kreiſe ihrer Freunde und Freuden tauchte daraus empor. Ich hatte ihn nicht geſehen ſeit jenem Augenblick wo ich mit Paul vom Traualtar zum Reiſewagen ging. Erſchüttert durch dieſe Erinnerungen ſtürzten mir heiße Thränen aus den Augen und ich rief:

„O Meiſter! welch ein Leben deſſen Epochen durch nichts zu bezeichnen ſind — als durch Leichenſteine!“

Er ſchüttelte ſanft den Kopf und wies auf Benvenuta, die ſorglos mit ihren Puppen ſpielte.

„Sie iſt eine Blume zwiſchen den Gräbern!“ erwiderte ich auf dieſe Pantomime.

„Es giebt auch Gräber ohne Blumen,“ ſprach er, fuhr mit ſeiner langen, feinen, magern Hand über die Stirn und warf den Kopf zurück, als wolle er ihn von etwas Drückendem befreien.

Ich folgte ſeinen Bewegungen mit jener Aufmerkſamkeit, die wir ſo gern lieben Erinnerungen zuwenden, und rief nur:

„O Gott! grade ſo pflegten Sie die Ungeduld abzuſchütteln, welche Sie bisweilen während des Unterrichts zu übermannen drohte, wenn ich allzu unaufmerkſam war.“

„Und das wiſſen Sie noch Alles? fragte er innig. Sogar meinen Namen wiſſen Sie noch?“

„Franziscus Fidelis Sedlaczech! rief ich; während der Lection: Herr Sedlaczech, weil das der Schülerin impoſanter vorkommen mußte; außer derſelben: Meiſter Fidelis; — — wie Paul zuerſt Sie nannte als er Sie einmal die Orgel ſpielen hörte in Engelau — Pſalme des Marcellus, ſie klingen noch in mir!“ —

„Meiſter bin ich freilich noch immer nicht, entgegnete er gerührt; aber Fidelis— bin ich wol.“

Obzwar ich ihn in all seinen Zügen und Bewegungen, in Haltung und Sprache, in allem was den Menschen charakterisirt wieder erkannte: so kam er mir dennoch gänzlichst verändert vor. Theils hatte er sich entwickelt und sich dadurch individueller gebildet; hauptsächlich aber betrachtete ich ihn nicht mehr mit dem befangenen Auge einer Schülerin. Während er sich zu mir setzte, von seinen Reisen und Studien mir erzählte, von seinem Vorsatz nach Italien zu gehen und sich dort niederzulassen, betrachtete ich ihn mit dem gespanntesten Interesse. Er kam mir vor wie ein sehr merkwürdiger, sehr begabter und sehr interessanter Mensch. Seine von Natur feinen Züge waren bis zur Schärfe ausgearbeitet — sei es von innern oder äußerlichen Anstrengungen! — und mit so wenig Fleisch und Farbe bekleidet, daß man sein Gesicht ein Marmorantlitz hätte nennen dürfen, wäre mit dieser Bezeichnung nicht leicht die Vorstellung von stolzer Regelmäßigkeit oder von einer an Härte streifenden Entschiedenheit verknüpft — während die tiefen Augenhölen, die ausgearbeitete Stirn, und ein unsäglich zarter fast schüchterner Zug um den Mund keine Spur von stolzer Kraft zeigten. Blut war nicht in dem Gesicht, denn es wurde durch das Herz und das Gehirn verarbeitet. In der Tiefe,

nach Außen abgeſchloſſen, ging das eigentliche Leben dieſes Menſchen vor: das ahnte man wenn man die mächtige Stirn mit dem wehmüthigen Munde verglich; ſie verkündeten zwei Gewalten, die ſich vielleicht feindlich gegenüber geſtanden hatten und die noch immer nach Verſöhnung rangen: Genie und Gemüth. Als Vermittler lagen zwiſchen ihnen ſeine genialiſchen Augen, „couleur d'eau chaude“ — was wir farblos nennen würden — ſtill, gleichſam horchend, unter breiten, ſchweren Augenlidern, welche bis faſt zur Mitte des Sterns herabgedrückt waren und eine Art von Vorhang über dem Blick bildeten, damit derſelbe ſich nicht zu ſehr an die Außenwelt verlieren möge. Er war klein und nervig, aber ſo mager daß er unanſehnlich und daß beſonders ſein Kopf zu groß für ſeine Geſtalt erſchien. Oberflächlichen Leuten konnte er unbedeutend vorkommen; aber wer auch nur eine Ahnung von dem Zuſammenhang zwiſchen Weſen und Erſcheinung hatte, mußte durch ihn frappirt werden. Ich ward es im allerhöchſten Grade. Sein Blick fascinirte mich, obgleich er mich gar nicht anſah: ich ſtrengte mich an um die Gegenſtände zu gewahren, die er zu ſchauen ſchien. Vor lauter Betrachtung kam ich gar nicht recht zur Aufmerkſamkeit auf ſeine Worte.

„Alſo eine feſte Anſtellung haben Sie nicht gefunden?“ fragte ich ganz zerſtreut in einer Pauſe.

„Eine ſolche wie ich ſie wünſche und wie ich glaube ſie ausfüllen zu können, findet ſich nicht leicht, weil ſie immer von Tüchtigen geſucht, und vermuthlich durch den Tüchtigſten beſetzt wird. Meiſter bei einer Kirchenkapelle, wie Mozart bei St. Stephan zu Wien — das mögt' ich werden! allein ich bin noch Schüler und kein Meiſter, und muß noch arbeiten und ſtudiren um ſo weit zu kommen. Andre Anſtellungen, als Kammermuſikus etwa, reizen mich nicht. Man liebt heutzutag ſo wenig die Kammermuſik und ſo ſehr die Oper mit ihrer ſtupiden Augenluſt, daß ich gewärtig ſein müßte mein Leben in Roſſinis und Aubers Opern zu verklimpern. Da bleibe ich lieber unabhängig, verdiene mein Brod durch Unterricht geben, und widme mich der Compoſition.“

„Durch Unterricht geben?“ fragte ich höchſt erſtaunt, weil ich glaubte ihn durch ſein Jahrgeld von dieſer Pein befreit zu haben.

„Ihre Güte kommt mir dennoch zu gut,“ antwortete er mehr auf meine Gedanken als auf meine Worte.

„Und gewiß auf eine weit edlere Weiſe! rief ich. O das bezweifle ich nicht! Da ich jedoch aus

früherer Zeit weiß welche eine Marter Ihnen die Lectionen waren" .... — —

„Nein, nein! unterbrach er mich; das ſchien Ihnen nur ſo, weil ſie Ihnen ein Greuel waren! Ich lebe wie ich nun einmal lebe, aus freier Wahl und aus Liebe: denn ich erwerbe mir ſelbſtändig mein Brot und gönne meinem Herzen die ſüßeſte Befriedigung die es genießen kann."

„Sind Sie verheirathet?" fragte ich haſtig. Mir ſchien daß man nur einem Weibe, einem Kinde ſolche Opfer bringen könne.

„Nicht doch! entgegnete er gelaſſen; ich habe ewige Meſſen geſtiftet für eine geliebte Seele."

Das war mir unverſtändlich; und da man leicht geneigt iſt zu ſeiner eigenen Beruhigung das Unverſtändliche kurzweg unverſtändig zu nennen: ſo verfehlte auch ich nicht dies Verfahren höchſt unſinnig zu finden.

„Welch eine ſeltſame Art von Befriedigung! rief ich geringſchätzig. Und wie iſt denn der Genuß den Ihr Herz dabei empfindet?"

Er beſann ſich eine Weile und ſagte dann unbefangen:

„Ich denke es iſt der jener Magdalene, welche die Füße des geliebten Heilandes mit köſtlichen Narden ſalbte."

„Und Judas bedauerte daß das Geld für die Narden verſchwendet — und nicht lieber den Armen gegeben würde," ſagte ich mit einem bittern Rückblick auf mich ſelbſt, denn neben dieſer Geſinnung kam mir die meine roh und niedrig vor.

„Ich verſtehe Sie nicht!" ſprach er aufrichtig.

„Deſto beſſer! rief ich; — doch nun ſagen Sie mir wohin Sie Ihren Wanderſtab ſetzen wollen?"

„Nach Italien. Ich kam von Wien hieher nur um den ehrwürdigen Biſchof einmal wieder zu ſehen, und dieſe Pietät iſt mir gelohnt, da ich Sie gefunden habe. Heut Abend geht die Poſt nach München, da will ich fort."

„O ich bitte Sie, nicht ſo ſehr flüchtig! bleiben Sie ein Paar Tage hier! wir haben ſo viel zu plaudern .... von Engelau .... von der Vergangenheit .... und — ich will auch nach Italien; da reiſen Sie mit mir."

„Ja, das thue ich gern, rief er lebhaft; mir iſt wol bei Ihnen! zu Ihren eleganten Geſellſchaften und zu Ihren Kunſtgenüſſen werden Sie mich wol aus Barmherzigkeit nicht verdammen — und ſonſt werden wir uns recht gut mit einander vertragen."

„Zuweilen werden Sie mich aus Barmherzigkeit gute Muſik hören laſſen?" fragt' ich lächelnd.

„Was nennen Sie gute Muſik?"

„Nun, ſolche welche mich von dem Kampfe innerhalb meines engen Selbſt befreit und mich in eine Welt führt wo Geiſterſchlachten geliefert werden an denen meine Seele Theil nimmt.

„Sind Sie ſo ernſt?“ ſagte er zweifelnd.

„Ich bin eine Tochter des Nordens und Sie fragen ob ich ernſt ſei! mein Gott, das iſt ja die Mitgift welche uns in die Wiege gelegt wurde. Ich gehe nach Süden um etwas heiterer zu werden und um das Kind in eine fröhlichere Atmoſphäre zu bringen.“

„Iſt die Seele ernſt, ſo wird ſie durch die fröhliche Umgebung nicht fröhlich. Höchſtens zerſtreut ſie ſich, und das thut ihr nicht immer wol. Der ernſte Menſch ſollte darauf bedacht ſein ſich zu ſammeln um ſich dann reſigniren zu können.“

„Reſigniren? aber wozu?“

„O zu Allem! zu ſeinem Glück wie zu ſeinem Leid.“

„Sie lieben Paradoxen!“

„Ich mögte wol wiſſen ob Sie ſich zu einem Glück reſigniren könnten? ſprach er gedankenvoll und fixirte mich mit ſeinen ſeltſamen Augen. Denn das Glück, ſehen Sie, iſt immer irgend eine Geſtalt die am Saume unſers Horizontes ſchwebt, und eine aurorenhafte Glorie trägt, welche halb

der irdiſchen und halb einer idealiſchen Welt angehört. Tritt nun jene Geſtalt — die wir Ruhm, Ehre, Liebe, Genuß, oder ſonſt wie nennen! — an uns heran, liegt ſie zu unſern Füßen, ſchmiegt ſie ſich in unſre Arme — nun ja, dann halten wir ſie am Herzen, dann ſchauen wir ihr Aug in Aug; aber! aber! die Glorie ſchwebt noch immer fern am Horizont, am Saum zweier Welten! das Glück das in die Erdenwelt hineintritt, tritt aus der Glorie heraus — und da muß man ſich wol vorbereitet haben zur Reſignation um nicht zu verzweifeln, um nicht die Roſe fallen zu laſſen weil ſie Dornen hat, und den Freudenbecher weil er einen ſchaalen Bodenſatz bietet."

„Und was thun Sie, Fidelis?"

„O ich! — ich ſuche weder die Roſe noch den Freudenbecher."

„Stoiker!" rief ich, ſchwankend zwiſchen Unglauben und Vorwurf.

Er lächelte und fragte dann: „Und Sie?"

„Nun .... wenn ich ſie nicht ſuche, ſo rührte das wol nur daher, daß ich .... ſie erwarte, und immer und ewig erwarte, und gar nicht begreife wie das Leben vergehen könnte ohne ſie. — Aber wie ſind Sie zu Ihrer melancholiſchen Anſicht über das Glück gekommen?" ſetzte ich nachdenklich hinzu,

weil ſie ungefähr mit meinen Erfahrungen übereinzuſtimmen ſchien.

„Wie alle Menſchen: durch Erfahrung! jedoch nicht wie alle durch eigene, ſondern durch fremde Erfahrung.“

„Eine ſolche pflegt ſehr unvollkommen zu ſein.

„Meiſtentheils, ja!“ ſprach er abbrechend und fragte ob ich ſchon etwas über meine Abreiſe feſtgeſetzt hätte. Unwillkürlich erröthete ich, weil mich in der That nichts daran gehindert hatte als meine kindiſche Erwartung eines Briefes von Aſtrau.

„Ich dachte übermorgen,“ ſagte ich plötzlich entſchloſſen — und dabei blieb es.

Mit Rührung und Liebe verließ ich meinen guten Onkel und bat ihn um Erlaubniß ihn einmal wieder beſuchen zu dürfen.

„Du wirſt mir immer willkommen ſein, entgegnete er mit ſeinem ſanften Lächeln; da Du aber nur dann eine Zuflucht bei mir ſuchen wirſt, wenn Dein Herz ſchwer iſt und wenn es Dir übel in der Welt gehen wird: ſo kann ich nicht ſagen daß ich wünſche Dich bald wieder zu ſehen. Mein Segen begleitet Dich wohin es ſei.“

In München blieb ich nur einen Tag; ich hatte nicht Luſt Aſtrau dort zu begegnen, und dennoch ſollte das ſein! Ich fuhr am Nachmittag mit Ben-

venuta im engliſchen Garten ſpazieren. Eine Geſellſchaft von Reitern und Reiterinnen begegnete mir und ich erkannte Otbert zwiſchen ihnen. Sie ritten raſch und ich fuhr raſch — ſo hatten wir nicht Zeit uns zu grüßen, und es war mir auch zweifelhaft ob er mich erkannt, ja — ob er mich habe erkennen wollen. Daß er es nicht that, machte mir einen flüchtig ſchmerzlichen Eindruck; jedoch bald gefaßt ſprach ich zu mir ſelbſt: So iſt es natürlich — drum iſt es beſſer ſo. — Acht Tage ſpäter war ich in Venedig.

Ich hatte dieſe Wunderſtadt auf meiner italieniſchen Reiſe mit Paul nicht kennen gelernt. Sie überraſchte mich mehr als irgend etwas, das ich vorher oder nachher geſehen hätte. Einzelne Vorzüge, einzelne Schönheiten mag es in höherem Grade auf anderen Stätten geben; aber eine ſolche Harmonie, eine ſolche in ſich abgeſchloſſene Einheit und Vollendung — fand ich nie und nirgend ſonſt.

„Hier muß man ſich ewig wol fühlen! ſagte ich zu Sedlaczech, als wir an einem herrlichen Maiabend gegen Sonnenuntergang in die vom Abendroth verklärte Marmorſtadt hinein ſchwammen. Für dieſen Götterſitz haben wir kein Ideal in uns. Der gewohnte Maßſtab entfällt unſerer Hand — die gewohnten Anſprüche verſtummen: das wäre der

Ort und der Moment um ein neues Leben zu beginnen."

„Aber weshalb denn ein neues? fragte er sehr erstaunt. Es ist ja bisher ein sehr gutes gewesen — leben Sie das doch fort."

Es klang mir hart was er sagte. Sehr gut? war ich denn je vierundzwanzig Stunden ungestört zufrieden mit mir selbst und mit meinem Leben gewesen? Gewiß nicht! und er nannte es „sehr gut!" — Diese Mißempfindung fiel störend wie ein falscher Ton in den Freudenchor hinein, welcher durch meine Seele brauste. Das wird Tausenden tausend Mal geschehen; doch nur Einer von ihnen Allen wird die unselige Fähigkeit haben die momentane Verstimmung in der Erinnerung aufzuspeichern, während sie bei den Meisten, den gut und glücklich Organisirten, aus dem Gedächtniß schwindet, und ihnen die Erinnerung ungetrübt und glanzvoll läßt.

Venedig gefiel mir unsäglich, sprach mich in der Tiefe meines träumerischen Imaginationslebens an. Ich beschloß mich recht einzuspinnen in diese Wunderwelt, ruhig den großartigen Eindruck auf mich wirken zu lassen, fleißig die Geschichte zu studiren, und überhaupt nach innerer Sammlung zu streben. Sei die nur erst erlangt, so würde ich schon auf-

finden können was ich eigentlich wolle und was ich vermöge.

Ich miethete auf ein Jahr einen verödeten Palaſt Gradenigo am Canal grande, eines dieſer unvergleichlich zierlichen und edlen Gebäude, die außerhalb Venedigs ihres Gleichen nicht haben; und die nicht ſowol durch Größe und Ausdehnung — wie etwa die römiſchen — ſondern durch einen eigenthümlichen Adel ihrer Proportionen, den Namen Paläſte verdienen. Ein Gebäude ihrer Größe in Norddeutſchland, aus Backſtein, mit ſpitzem Ziegeldach, von hundert ſchmalen Fenſtern durchbrochen, im Innern mit hölzernen Treppen verſehen — wäre ein gewöhnliches Haus; aber: — Marmormauern, Marmorwände, Marmortreppen, Marmorfußboden — Marmorarbeit wie Schnitzwerk an Balcons, Fenſterbogen und Fenſterroſacen — Incruſtationen von Verde und Roſſo antico von Außen — Gemälde von Titian und Tintoretto im Innern — eine majeſtätiſche Feſthalle von kleinen behaglichen Gemächern umgeben — eine Grotte zur Station für die Gondel: das iſt ein venetianiſcher Palaſt.

Ich miethete den meinen für geringes Geld. Es war damals noch nicht ſo viel wie jezt für den Flor Venedigs geſchehen. Es war noch kein Frei-

hafen, der Handel ſtockte, der Verkehr lag danieder; die Paläſte ſtanden leer, wenn die alten Familien ausgewandert — verfielen wenn ſie verarmt waren; man konnte dort, vergleichsweiſe, mit einem kleinen Vermögen glänzend leben. Ich richtete mich recht bequem, aber ganz einfach ein, und das war ſehr gut; denn als ich mit meiner Einrichtung fertig war, bemerkte ich, daß ich zwar ſehr gut für mich — aber ſehr ſchlecht für Benvenuta geſorgt hatte. Sollte das arme Kind in dieſem Marmorhauſe gefangen ſitzen? was hatte ſie von Gondelfahrten? von Spaziergängen auf dem Markusplatz? — Schnell entſchloſſen fuhr ich nach der kleinen grünen, ländlichen Inſel Torcello hinüber und miethete bei ſtillen Gärtnerleuten ein kleines Zimmer für Benvenuta. Dort ſollte ſie mit ihrer Wärterin einen Theil des Tages zubringen und im Garten umherlaufen dürfen. Ich ſchenkte den guten Leuten ein Paar Ziegen, Hühner, Tauben, an denen die Kleine ihr Ergötzen hatte. Es machte ſich Alles leicht und gut. Ich kaufte zwei Gondeln, ich nahm drei Gondoliere in meinen Dienſt und ließ ſie in meine Farben kleiden. Ich war ſehr beſchäftigt mit dieſen verſchiedenen Einrichtungen, außerdem unglaublich gefeſſelt durch Venedigs Scenerie und Kunſt, und ich begann zu hoffen eine Stätte gefunden zu haben,

wo ich mich auf die Dauer in meiner Bestimmung zurechtfinden könne.

Mit Sedlaczech lebte ich gut und angenehm, aber nicht eigentlich intim. Er war mir zu sehr überlegen, als daß ich das unwillkürliche innerste Zutrauen, ich mögte sagen diese Seelenströmung zwischen Gleich und Gleich, für ihn empfunden hätte. Nicht als ob mich meine Inferiorität gedrückt — nicht als ob ich nicht gewußt hätte, daß es größern Genuß gewährt sich zu Menschen hinauf- als herabzustimmen! Nur fühlte ich instinctmäßig daß wir nicht auf einer Stufe der Entwickelung standen und daß die seine weit höher als die meine sei. Wird eine solche Kluft nicht durch die Liebe ausgefüllt, die Höhen und Thale gleich macht — so kann man wol zu einem gemeinschaftlichen Leben, doch nicht zu einer befriedigenden inneren Gemeinschaft des Lebens gelangen. Uebrigens war es keineswegs sein Talent, das mir imponirte — so groß es war! so hoch ichs schätzte! — nein, es war seine Seele; eine Seele von deren Thaten und deren Wegen ich nichts wußte, denn er sprach nie über seine Schicksale. Als er vor Jahren von dem Banquier meines Vaters in Lübeck, als Musiklehrer empfohlen nach Engelau kam, sagte er: er sei ein Böhme, Waisenkind, Katholik, und zwischen acht-

zehn und zwanzig Jahr alt. Das war Alles; und auch jezt blieb es Alles. — Er ſtudirte fleißig in ſeiner Kunſt, mehr auf Compoſition als auf Ausübung, und nie beſchäftigten ihn andre als erhabene und große Gedanken. Ein Oratorium mit einem dem Hohen Lied entnommenen Text — war die Idee zu welcher ſich ſeine Kräfte zu concentriren ſchienen. Er bewohnte ein Zimmer über dem meinen. Wenn ich in tiefer Nacht auf dem Balkon ſaß, und mich verlor in Träume ohne Ziel, in Sehnſucht ohne Maß, in Wünſche ohne Gegenſtand — wenn ich inmitten der Unermeßlichkeit dieſer Gefühle und inmitten einer Umgebung die an Schönheit und Großartigkeit ohne Rival iſt: dennoch mein Leben nicht anders empfand als der Gefangene den Kerker der ihn elend macht — o wie oft haben mich dann ſeine Phantaſien, ſeine Accorde — getröſtet kann ich nicht ſagen, aber beſchwichtigt. Von oben herab klangen ſie, feierlich, fromm, tiefſinnig, klagend, unendlich melancholiſch, aber in glühende Andacht getaucht wie das Gebet eines Heiligen. Ja, ſprach ich dann zu mir ſelbſt, das Leben iſt ein Kerker, aber der Schlüſſel des Kerkers iſt die Liebe! der ſprengt die Pforte zur Freiheit, und das dürftige abgeſperrte Ich fliegt in ein ewiges und ſeliges Univerſum hinein. In dieſer himmliſchen Freiheit

lebt mein Onkel: er liebt Gott! — lebt Fidelis: er liebt die Kunst! Ich aber verstehe nicht zu lieben, drum bin ich für alle Ewigkeit in den Kerker gebannt.

Den größten Theil der Nächte verbrachte ich in meiner Gondel. Bald fuhr ich nur in den Canälen und erfreute mich an dem feenhaften Anblick Venedigs im Mondlicht, dessen mysteriöser Glanz die passendste Beleuchtung dieser mysteriösen Existenz ist. Bald fuhr ich weiter in die Lagune hinaus, nach verschiedenen Inseln, die ich besonders gern hatte — vorzugsweise nach Torcello und zum Lido. Torcello war der Anfangspunkt der großen Stadt, des großen Staats Venedig. Das was in jener Zeit der menschlichen Vergesellschaftung Kern und Einheit gab: die Religion, in einem Monument, in einer Kirche ausgeprägt, fehlt der kleinen verwilderten und vereinsamten Insel nicht. Der alte kleine tausendjährige Dom hat Venedigs Höhe und Fall überdauert. In dörflicher Verwahrlosung steht er auf einem grünen Wiesenplatz, und vielleicht zwei Dutzend Häuschen von Gärtner- und Fischerleuten liegen ebenfalls dörflich zerstreut zwischen Hecken, Gemüsegärten, Gebüschen und Rasenflecken. Diese Vegetation so wenig gepflegt sie sein mogte, gedieh dennoch vortreflich auf dem üppigen Schlamm-

boden, und erquickte mich durch Farben, Friſche und Duft. Der Garten der am Morgen Benvenutas Tummelplatz war ruhte mich in der Nacht aus. Es war ſo etwas Friedliches, Idylliſches auf dieſer kleinen Inſel, das den einfachen Bedürfniſſen der menſchlichen Natur entſprach. Dies ſchlichte Element that mir wol! ich dachte daß Gott in ſeiner Schöpfung nicht Einmal ſondern immer neu das Paradies geſchaffen hat: erſtens in der Natur, zweitens im Kinde; und daß mir ein Labetrunk aus dieſen beiden heiligen Quellen gegönnt ſei. Zu Zeiten konnte mich das ganz heiter ſtimmen; aber es dauerte nicht lange, wie denn nichts bei mir dauerte! reizbar um einen Eindruck zu empfangen, kraftlos um ihn feſtzuhalten, ſo war ich! und daher war in meiner Seele nichts dauernd als drängende Unruh — dies ächte und rechte Princip aller Thaten des Fluchs, der Thorheit, des Unheils. — Wenn dieſe Unruh recht in mir ſtürmte, fuhr ich zum Lido, der ſich als ein Erdwall zwiſchen der Lagune und dem Meer aufwirft. Ueber den troſtloſen, ſteinernen Gottesacker der Juden hinweg ging ich zum entgegengeſetzten Strande, den das Meer beſpült. Ein Gondolier trug mir ein Paar Polſter nach und blieb in meiner Nähe, während der Andre die Gondel bewachte. Da lag ich manche

Nacht, überwachte den Auf- und Untergang aller Geſtirne — welche auch die meiner Heimat waren; lauſchte auf das Brauſen der Wellen, welche mit demſelben harmoniſchen Takt und mit demſelben weißen Schaum an die Küſte meiner Heimat ſchlugen; und fragte mich mit unſäglicher Troſtloſigkeit, ob ich denn wirklich thöricht genug geweſen ſei um zu glauben, daß es für mich am adriatiſchen Meer anders und beſſer ſein könne als am baltiſchen. O! rief ich, die Elemente des Glücks müſſen in der Schöpfung ſein, ſonſt wäre die Organiſation des Menſchen mit ſeinem unlöſchbaren Durſt nach Glück ein Widerſinn! aber weshalb verſteht er nicht ſie zu finden, zu ſammeln, feſtzuhalten? weshalb iſt er ſo unvollkommen beſchaffen, daß er meiſtens nur Eins oder das Andre kann? ja, weshalb iſt er zuweilen ſo blind daß er nicht einmal deutlich ſein Glück zu erkennen vermag? .... denn mir fehlen nicht die Elemente dazu, ſondern der Brennpunkt in dem ſie ſich vereinen müßten.

Kehrt' ich dann heim, ſeelenmüde und ſeelenwund — ſah ich den ruhigen Lampenſchein in Sedlaczecks Zimmer — hört ich ihn mit gleichmäßigem Schritt in der lautloſen nächtlichen Stille über mir auf und nieder gehen — klangen gar ſeine muſikaliſchen Phantaſien oder Eingebungen zu mir herab:

ſo ſtaunte ich faſt ſtupid dieſe feſte klare Seele an. Gewiß gewiß! ſprach ich dann in Betrachtung über ihn verſunken, ſein Genius giebt ihm eine andre Stärke als die, welche uns gewöhnlichen Menſchen zu Theil ward! wir verwachen in Lieb oder Leid dieſe verſengenden Nächte — oder wir verſchlafen ſie; aber er iſt frei genug um ſich ungeſtört in geiſtiges Schaffen zu verſenken.

Eines Tags kam mein Capo de' gondolieri — wie er ſich nannte als er in meinen Dienſt trat um meine Gondeln und die beiden andern Gondoliere zu beaufſichtigen — und trug mir die Bitte vor einen vierten Mann anzunehmen. Ich fahre, die Kleine fahre, Sedlaczech fahre — Tag und Nacht ſei irgend ein Mitglied meines hohen Hauſes auf der Lagune zu finden; das ſei freilich eine große Ehre für die arme, ſchlechte Lagune, aber nichts deſto weniger ein ſchwerer Dienſt, beſonders in dieſer höllenheißen Sommerzeit. In dieſem halb pomphaften, halb ſpöttiſchen Styl, mit einem Lächeln das auf der Grenze zwiſchen Harmloſigkeit und Unverſchämtheit ſchwebte, mit unverwüſtlicher guter Laune — dieſem Erbtheil des venetianiſchen Volkes — im kleinen blitzenden Auge, ließ ſich Gino äußerſt wortreich über die Nothwendigkeit eines vierten Mannes aus. Ich ſah das ein, nur drang

ich auf einen erprobt geſchickten und treuen Menſchen, ſowol Benvenutas als meiner eigenen nächtlich einſamen Fahrten wegen.

„O, rief Gino, der iſt treu — treu wie die Madonna mir iſt! — Er zog bei dieſen Worten ein zinnernes Medaillon der Madonna das er um den Hals trug hervor, und küßte es mit Andacht. — 'Lustrissima können fahren wohin Sie wollen, thun und ſagen was Sie wollen .... der ſchwazt nicht."

„Ich hoffe auch Du nicht, Gino."

„Kein Fiſch in der Lagune iſt ſtummer als ich .... was meine Herrſchaft betrift, 'Lustrissima! entgegnete er mit tiefer Verbeugung. Schweigen iſt die Pflicht des Gondoliers, folglich ſchweige ich und wenn's mir noch ſo ſchwer wird, aus Tugend. Nino ſchweigt aus Nothwendigkeit .... und die Nothwendigkeit iſt denn doch ein noch feſteres Ding als die Tugend — wenn 'Lustrissima geſtatten meine Anſicht von der Sache auszuſprechen. Genug, Nino iſt ſtumm."

Ich fühlte mich durch ſein Unglück für ihn gewonnen, und fragte nur noch ob Gino ihn gut kenne.

„Wie ſollt' ich nicht, 'Lustrissima! er iſt ja mein Sohn .... nämlich der Sohn meiner Frau, die

ſchon lange todt iſt .... dolce anima, requiescat in pace! .... ſie hieß Ninetta, drum heißt er Nino."

Nino trat in meinen Dienſt und wurde mir vorgeſtellt. Er machte mir einen unangenehmen Eindruck. Hartes rothes Haar hing ihm dick und verwirrt bis auf die Augenbrauen herab und ſchloß ſich an einen buſchigen Backenbart. Er hatte nicht den lebhaften Blick, das heftige Mienenſpiel und die raſchen Geberden der Taubſtummen; er ſchien mehr das Stumpfſinnige, Plumpe, Schwerfällige des Idioten zu haben. Er ſtand mit niedergeſchlagenen Augen vor mir während ich mit Gino über ihn ſprach, und verrieth auf keine Weiſe eine Theilnahme, die doch ſehr natürlich geweſen wäre. Sein Anblick war nicht vertrauenerweckend; drum gab ich an Gino den ſtrengen Befehl, daß die beiden andern Gondoliere immer und ohne Ausnahme Benvenutas Gondel — er und Nino die meine fahren ſollten. Und ſo geſchah es.

Abends nach Sonnenuntergang pflegte ich täglich mit Sedlaczek eine Fahrt zu machen und dann in einem der Cafés auf dem Markusplatz Gefrornes zu nehmen. Von dort ging er gewöhnlich gegen Mitternacht zu Hauſe, während ich meine nächtlichen Excurſionen begann. Gegen Morgen, bald früher, bald ſpäter, kehrt' ich heim und ging zu-

weilen erſt ſchlafen, wenn die Sonne aufging. Es war ungefähr die Sorrentiniſche Lebensweiſe, die ich einſt mit Paul geführt hatte; nur fehlte in dieſer das ſinnlich üppige, berauſchende Element, welches damals deſſen eigentlichſte Eſſenz geweſen war. Dennoch — und trotz all der Lebenskraft, und Glut und Luſt, die mich durchſtrömten — wünſchte ich nicht jene Zeit zurück, noch ihre Wiederbelebung an Pauls Seite. Es war mir zu klar erinnerlich, daß ſie damals in eine Art von Seelen-Marasmus übergegangen war. Daher ſprach ich oft zu mir ſelbſt: Iſt in dieſer ſinnlichen Lebensrichtung für mich nichts Anderes zu erwarten, als eine lange Atonie für eine kurze Befriedigung: ſo iſt das ungeſtillte Verlangen vorzuziehen; denn in ihm weht doch der Athem der Sehnſucht — wenn auch nur einer irdiſchen. Das war verkehrt, ich weiß es wol! ich hätte ja nur das Maß zu halten brauchen um nicht in Atonie zu verfallen! daß ich dieſe Weisheit und dieſe Kraft nicht beſaß — daß meine zu den Extremen geneigte Natur immer über das rechte Maß hinweg bis zu den äußerſten Grenzen ſich drängte und dort ſtatt der geahnten Seligkeit .... Leere fand: das eben machte mich unſelig.

Als ich eines Morgens, d. h. um ein Uhr Mittags, aus meinem Schlafzimmer in mein Cabinet

trat, fand ich daſſelbe in eine blumige Laube verwandelt. Granatbüſche mit ihren feurigen Blüten überſäet, Oleander mit den großen roſenfarbenen Sternen, Jasmin und Myrthen — bildeten einen kleinen duftigen Hain um mein Sopha. Benvenuta hatte ſich auf deſſen dunkelrothe Polſter geſetzt, und ſah aus wie ein Wachspüppchen inmitten einer Chriſtbeſcheerung. Da ich Abends zuvor an Fidelis geſagt hatte, ich könne gar nicht recht meine Blumenliebhaberei hier befriedigen: ſo zweifelte ich keinen Augenblick daß er mir dieſe Ueberraſchung bereitet habe. Ich ſchickte Benvenuta zu ihm hinauf; ſie ſollte ihm vorläufig meinen Dank ſagen. Er kam mit ihr zurück um ſich eine Erklärung der ihm unverſtändlichen Botſchaft auszubitten. Genug — die Blumen waren nicht von ihm. Die Dienſtboten wurden befragt und es ergab ſich, daß zwei Gärtnerburſchen ſie in einer Gondel hergebracht und ſie meinem Kammerdiener überliefert hatten mit der Bemerkung: ich wiſſe ſchon wer ſie ſende. Die Sache kam mir wie ein Mißverſtändniß über Namen des Palaſtes oder der Bewohner vor, und ich erwartete jeden Augenblick daß die Gärtner wieder erſcheinen und ſich ihre Blumen ausbitten würden. Allein ſie blieben ohne fernere Nachfrage bei mir.

Ich ſcherzte mit Fidelis über dieſe kleine Begebenheit und malte ihm aus, daß möglicher Weiſe die Erkaltung zweier Liebenden aus dieſer Blumenſendung entſpringen könne. Der Cicisbeo finde ſie nicht im Zimmer ſeiner Dame — oder die Dame erwarte ſie vergebens an ihrem Namenstage, ꝛc. Schließlich ſagte ich:

„Die eigentliche Blume von Venedig iſt aber doch die myſtiſche auf dem Waſſer ſchwimmende Lotosblume, dies Symbol der Vereinigung der Tiefe und des Lichts zur Liebe, d. h. zum Leben.“

Am andern Morgen ſtand auf der Brüſtung meines Balkons eine ganze Reihe der ſchönſten aller Waſſerblumen: der Calla aethiopica. Die großen weißen mandelduftenden Kelche neigten ſich alle wie zum Gruß von dem ſchlanken Stengel in die geöfnete Thür meines Cabinets hinein. Diesmal wird Fidelis doch nicht ſeine Hand verleugnen können! rief ich entzückt. Aber er leugnete ganz beſtimmt.

„Es käme mir auch gar nicht zu, Ihnen Blumen zu ſchenken, ſagte er endlich. Ein unbekannter Verehrer wird dieſe Boten gewählt haben um Ihnen ſeine ſtumme verſchwiegene Huldigung darzubringen.“

Ich fand dieſe Aufmerkſamkeit befremdlich, da ich an kein zweites Mißverſtändniß glauben konnte; und noch befremdlicher die Wahl der Blumen, welche in der That auf den Lotus Bezug zu haben ſchien. Gino hatte ſie diesmal wiederum von zwei Gärtnerburſchen in einer Barke in Empfang genommen. Ich fragte ihn etwas mißtrauiſch ob er deutſch verſtehe.

„Bestia ch' io sono .... no, 'Lustrissima!“ rief er, ſich ſcherzhaft verwünſchend nicht meine Sprache zu verſtehen.

Ich befahl ihm und den übrigen Dienſtboten eine abermalige Blumenſendung ſofort abzuweiſen, und war grenzenlos erſtaunt als dennoch am andern Morgen drei rieſenhafte Sträuße von purpurfarbenen Nelken auf meinem Schreibtiſch lagen. Ich ließ meine Leute zuſammen rufen, und erklärte ihnen, ich würde ſie alle entlaſſen ſo wie Einer von ihnen — ich frage nicht welcher! — gegen meinen ausdrücklichen Befehl handle. Mein Kammerdiener und meine Kammerfrau waren Deutſche; Benvenuta's Wärterin war eine Engländerin; alle drei lange und treu befunden in meinem Dienſt. Aber ich hatte außer Gino und den drei Gondolieren noch einen franzöſiſchen Koch bei meiner Einrichtung in Venedig genommen, und einen jungen

Menſchen, der dem Kammerdiener bei ſeinen Geſchäften zur Hand ging und Sedlaczech inſoweit bediente, als deſſen einfache Gewohnheiten es nöthig machten. Ich wollte ſchon irgend einen Verdacht von Beſtechung oder ſonſtigen Umtrieben auf ihn werfen, als Gino kam und mich tauſendmal um Verzeihung bat für den „fanciull“ — wie er den großen ſtarken Nino zu nennen pflegte. Der poveretto habe natürlich keine Ahnung von meinem geſtrigen Befehl gehabt, und daher heute früh ganz unſchuldig die Nelken in Empfang genommen — und obenein die Verwegenheit gehabt eine derſelben zurück zu behalten und über's Ohr zu ſtecken. Künftig ſei nichts mehr von ſeiner Unwiſſenheit zu befürchten; er habe ihm meinen Befehl deutlich gemacht.

Es ſchien als habe auch der Unbekannte ihn verſtanden, denn die Blumenſendungen unterblieben — bis nach acht Tagen Gino mir erzählte, es habe ſich abermals die Gärtnerbarke mit einer Blumenfracht gemeldet, ſei jedoch von ihm zu allen tauſend Teufeln geſchickt worden. Seitdem kam das nicht mehr vor. Mich frappirte weit mehr eine gewiſſe Gondel, die ſeit einiger Zeit allnächtlich, wenn ich von meinen Waſſerwanderungen heimkehrte, an der Einfahrt meines Hauſes lag. Hier

war kein Traghetto.*) — Man fuhr durch eine gewölbte Grotte, aus der eine Treppe in den kleinen innern ſogenannten Hof führte, in mein Haus hinein. Für Fremde war da weder Landungs- noch Hafenplatz. Der Gondolier jener feſtverſchloſſenen Barke ſaß vermummt in ſeinem braunen Capot auf deren Boden und ſchien zu ſchlafen.

„Was machſt Du hier? Weg da! fuhr Gino ihn das erſte Mal an. Hier iſt kein Traghetto! Pack Dich fort zu Deiner Madonna.“

Statt in dem nämlichen rauhen und zänkiſchen Ton zu antworten, wie das die Weiſe der Gondoliere iſt, die ſich in fünf Secunden zum wüthendſten Wortſtreit, der aber nie in Thätlichkeiten ausartet, ſteigert — entgegnete der fremde Gondolier gelaſſen:

„Ich bin hier ſchon im Schutz meiner Madonna.“

„Das mag eine rare Hündin ſein .... Deine Madonna!“ kreiſchte Gino, der in Schimpfreden dieſer Art all' ſeine Genoſſen übertraf.

Eine ſolche Herausfoderung zu Zank und Schmähung wird immer angenommen, und mit dem ſanften liſpelnden Dialect Venedigs der ſo klingt als

*) Traghetti ſind die Stationsplätze der öffentlichen Gondeln längs den Canälen, und ſind faſt alle durch ein Madonnenbildchen beſchirmt vor dem Nachts eine Lampe brennt.

ſei er von Kinderlippen erfunden, ſchreien ſich dann beide Helden die grauſigſten Verwünſchungen und Verſpottungen zu. Als Jener nichts auf Ginos Apoſtrophe erwiderte, ſondern ſich ſtumm noch tiefer in ſeinen Capot wickelte, fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, dies ſei kein Gondolier ſondern ein Verbannter, ein Flüchtling, ein verarmter Sohn des ſtolzen Hauſes Gradenigo, der vielleicht ſein Leben wage um eine Nacht unter dem Dach ſeiner Väter zuzubringen, und haſtig rief ich:

„Schweig, Gino! hier hat Niemand zu befehlen als ich! Hält jene Barke ſich ruhig, ſo darf ſie bleiben.“

„Sia benedetta, Madonna!“ rief der fremde Gondolier mit Ton und Geberden, die es ungewiß ließen ob mir oder der heiligen Jungfrau der Segenswunſch gelte.

Aber nicht Einmal, ſondern hinfort allnächtlich bei meiner Heimkehr lag dieſelbe verſchloſſene Gondel mit demſelben vermummten Gondolier auf demſelben Platz! Und ſobald ich die Treppe erſtiegen hatte, die aus der Einfahrt ins Innere des Hauſes führte, hörte ich den leiſen Ruderſchlag womit ſie ſich fortbewegte. Trat ich in meinem Cabinet auf den Balkon um ihr nachzuſehen, ſo bemerkte ich

nur daß ſie nach der Kirche Maria Salute ihre Richtung nahm. Einmal fragte ich Gino ob er nicht wiſſe was es mit ihr für eine Bewandniß habe.

„Da 'Lustrissima ihr die Station vor Ihrem Palaſt verſtattet haben, ſo werden Sie das wol beſſer wiſſen als ich," entgegnete Gino mit ſo tiefer Demuth in Ton und Haltung, daß es unmöglich war ihm die Impertinenz der Worte vorzuwerfen.

„Nein, Gino, ich weiß es nicht! entgegnete ich; und ich würde mich auch nicht weiter darum bekümmern, wär' mir nicht eingefallen daß der vermummte braune Mann ein Spitzbube ſein könnte."

Gino brach ſehr unehrfurchtsvoll in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Sangue di Cristo! rief er, ein Barcarole ſoll ein Spitzbube ſein. Man ſieht wol daß 'Lustrissima keine Tochter Venedigs iſt, ſonſt würde ſie wiſſen, daß der Barcarole neben tauſend unleugbaren Fehlern auch eine eben ſo unleugbare Tugend hat: die Ehrlichkeit. Nein! was den Punkt betrift, dafür ſteh' ich ein."

„Und nur der iſt wichtig, Gino! übrigens geht mich jene Barke nichts an."

„Ganz wie 'Lustrissima befehlen!" ſagte er wieder mit der tiefſten Unterwürfigkeit.

Venedig war von jeher die Stadt der Geheimnisse, sprach ich zu mir selbst, das liegt in ihrer Atmosphäre. Aber unwillkürlich beschäftigte sich meine Phantasie mit jenem geheimnißvollen Unbekannten, den ich bald zu einem verbannten Anhänger der giovine Italia, bald — und noch lieber — zum dürftigen Nachkommen eines glänzenden Geschlechts machte. Daß Einer oder der Andre sich trotz seiner tragischen Geschicke dennoch in mich verliebt haben könne, erschien mir nicht unnatürlich; erstens: weil dergleichen einer Frau niemals unnatürlich, sondern ziemlich in der Ordnung erscheint; zweitens: weil ich wol wußte wie schön ich war. Die Blumensendungen brachte ich auch mit jenem Unbekannten in Verbindung; — doch blieb mir das Alles bis jezt nur eine Spielerei für meine unbeschäftigte, ewig rege Phantasie, und wochenlang ging das so fort.

Einst kam ich zu Hause gegen drei Uhr Morgens, wo Todtenstille und Einsamkeit auf den Canälen herrscht. Es war eine tief dunkle Nacht, so dunkel, daß ich kaum die mysteriöse Barke hatte gewahr werden können. So wie ich mein Cabinet betrat stieg dem Balkon grade gegenüber aus der Mitte des Canal grande eine Rakete wie ein Signal empor, und ungefähr zwei Minuten später

flammte im herrlichſten Brillantfeuer mein Name Sibylla Regina an jener Stelle auf. Nachdem er eine Weile gebrannt hatte, verwandelte er ſich in tauſend buntfarbige Leuchtkugeln, und flog wie Myriaden von Schmetterlingen in den dunkeln Himmel hinein. Dann blieb Alles ſtumm und finſter, und ich vernahm nur den taktmäßigen Schlag einiger Ruder, welche eine große Barke, wahrſcheinlich die des Feuerwerkers, fortbewegten. Ich hatte Luſt an Zauberei zu glauben; denn ich hatte Tags zuvor mit Fidelis über die Schönheit eines Feuerwerks auf dem Canal grande geſprochen und hinzugefügt: Wäre ich noch in der verſchwenderiſchen Laune meiner früheren Jahre, ſo würde ich mir dies Vergnügen verſchaffen. Jezt verſchaffte es mir ein Anderer — mir! das war kein Zweifel! mein Name ſagte es mir. Und wer, um Gottes Willen! wer konnte wiſſen, daß ich Regina hieß .... kaum Sedlaczech!

„Nun was ſagen Sie zu der Ueberraſchung der letzten Nacht?“ fragte ich ihn am nächſten Morgen.

„Ich ſage, ſprach er lächelnd, daß Jemand in Venedig lebt, welcher Sibylla zur Königin ſeines Herzens erkoren — wie uns die Flammenſchrift geſagt hat.“

„Nicht doch! Regina iſt ja mein zweiter Name.“

„Das iſt ſeltſam! rief er überraſcht. Das deutet auf einen alten genauen Bekannten!“

„Ich habe hier keinen andern, als Sie.“

„Nun? Sie trauen mir doch wol nicht ſolchen allerliebſten Unſinn zu? fragte er gutmüthig. Erſtens hab ich kein Geld; zweitens aber — und hätte ich Goldminen! — würde ich einen geliebten und verehrten Namen ſtill in mein Herz ſchließen, ſtatt ihn als Leuchtkugeln verflattern zu laſſen.“

Ich hatte es im Grunde auch nicht geglaubt. Nach einigen Nächten, die ich abſichtlich bis zur Morgendämmerung auf Torcello zugebracht, kehrte ich eines drohenden Gewitters wegen früher zurück; und ſiehe! die Rakete gab das Signal und das frühere Schauſpiel wiederholte ſich. Ich bin von einem Dämon umgeben, ſprach ich zu mir ſelbſt, der meine Worte hört und meine Schritte ſieht. Halb war dieſer Gedanke mir unheimlich, halb lieblich! So gab es doch Jemand der ſich für mich intereſſirte — wenngleich in etwas befremdlicher Weiſe. Ich überlegte ob ich meine Leute fortſchicken und Andre nehmen ſollte Wer bürgte mir jedoch dafür, daß die neuen einer möglichen Beſtechung weniger zugänglich ſein würden, als die alten? und waren dieſe es überhaupt? — Lieber keine Nachforſchungen anſtellen, als ſie an-

ſtellen und zu keinem Reſultat kommen! Ich verhielt mich paſſiv und ſprach nur mit Sedlaczech über dieſen myſteriöſen Dämon, der ſeinerſeits höchſt activ war. Einmal wurde Beethovens C moll-Symphonie unter meinem Balkon von der vortreflichen öſtreichiſchen Regimentsmuſik ausgeführt. Ein andres Mal folgte eine Barke mit Sängern der meinen, und liebliche Barcarolen und andre Volkslieder begleiteten meine Spazierfahrt. Zufall konnte das Alles nicht ſein, weil es immer Bezug auf Aeußerungen hatte, die ich gemacht und deren ich mich ſehr wol erinnerte.

„Aber was ſoll eigentlich dies Alles vorſtellen? fragte ich einmal ganz ungeduldig Sedlaczech. Dieſer liebenswürdige unſichtbare Sylf beginnt mich zu langweilen.“

„Soll das heißen, daß er ſichtbar werden möge? entgegnete Sedlaczech. Nehmen Sie ſich in Acht! er erfüllt pünktlich Ihre Wünſche .... und wer weiß in welcher abſchreckenden menſchlichen Geſtalt er ſich Ihnen nächſtens präſentiren wird.“

„Das wäre unangenehm!“ rief ich unbefangen.

„Alſo intereſſiren Sie ſich genug für ihn um ihn in Ihrer Vorſtellung liebenswürdig zu finden?“

„Aufrichtig geſagt — ja! Es iſt unmöglich der Gegenſtand einer ſo aufmerkſamen und ausdauern-

den Huldigung zu ſein, ohne ſich mit Demjenigen zu beſchäftigen der ſie uns darbringt; und da iſt es doch ebenſo unmöglich ihn in der Phantaſie zu einem Monſtrum zu machen."

„Wär' er es nicht, ſo würde er vielleicht längſt zu Ihren Füßen liegen."

„Wie ſollt' er das anfangen? ich kenne ihn ja nicht."

„Sie kennen ihn nicht, d. h. er iſt Ihnen nicht in aller Form mit Namen, Rang und Würden feierlich vorgeſtellt worden! .... Iſt denn dieſe ceremoniöſe Etikette ſogar Ihnen gegenüber, wenn eine Seele in Flammen lodert, nothwendig? ſagen denn auch Sie: Ich bitte um Namen, Stand und Herkunft, mein Herr, bevor ich mich entſchließe ob ich mich ſoll von Ihnen lieben laſſen oder nicht."

„So iſt die Welt! entgegnete ich halb lachend und halb mißachtend; — und ich gehöre ihr an."

„O Sibylle! rief er, das ſollten Sie nicht ſo kalt eingeſtehen. Wer der Welt Aug' in Auge geſehen und ſich als ihr Kind erkannt hat, dem müßte es gehen wie dem Baſilisken: ihm graut vor ſeinem eigenen Bilde, er ſtirbt an ſeinem eigenen Blick. O Sibylle! dieſe hohlen Exiſtenzen, die nach Regeln der Convenienz leben, ſtatt nach Idealen — ſchmähen die ewige Wahrheit und die hei-

lige Natur! Nicht daß ſie alle und immer ſelbſtbewußt der Lüge und Falſchheit anheimfielen; aber Unnatur iſt die Sünde wider den heiligen Geiſt, die ihren Fluch in ſich ſelber trägt, denn ſie entwurzelt ſo zu ſagen den Menſchen, und macht aus ihm, dieſem erhaben-organiſchen Gebilde — eine Maſchine, die ohne Zuſammenhang mit der Natur, und abgelöst von der Gottesidee iſt. Das rächt ſich durch die ſittliche Verkümmerung des Geſchlechts. Das macht ehrlos d. h. bewußtlos über die wahre Ehre. O Sibylle, ſtellen Sie ſich nicht mit ſo kalter Entſchloſſenheit in die Reihen der Welt."

Mit grenzenloſem Staunen hörte ich ihm zu, wenn unſre Geſpräche eine ſolche Wendung nahmen. Ich konnte ſeine Anſicht nicht in Einklang bringen mit ſeinem Leben, konnte nicht begreifen wie er zu derſelben gekommen ſein mogte. Er lebte fleißig und zurückgezogen wie ein Künſtler der alten Tage, mäßig wie ein Brahman, keuſch wie ein Anachoret, er hatte ſeinen eigenen Aeußerungen zufolge nie anders gelebt — woher denn dieſer feindliche Contraſt mit der Welt? — —

„Sie tragen die Farben Ihres Gemäldes zu grell und hart auf, entgegnete ich, und das rührt daher, weil Sie der Welt wirklich nicht Aug' in Auge — ſondern ſie durch irgend einen entſtellen-

den Zerrſpiegel geſehen haben. Es ſind auch gute Elemente in ihr, und edle Geiſter wandeln auf ihr. Ein Menſch wie Sie, Fidelis, müßte vor allen Andern an das Gute und Wahre im Menſchen glauben.“

„O ich glaube daran! rief er lebhaft. Liebe und Wahrheit ſind die Gottesidee in uns, und dieſe bildet den Keim und Kern des Ideals zu dem wir ſtreben, dem wir nachleben, wozu wir uns möglichſt entwickeln ſollen. Daran zweifle ich nicht, daß dies Aetherflämmchen die irdiſche Form beſeelt — nur daran, daß es in der Welt zu einem reinen Feuer aufflamme. Es wird erſtickt im Wuſt und im Staube des fremden Unwerths und der eigenen Schwäche — die auch unwerth macht und unwerth iſt.“

„Die auch unwerth iſt!“ wiederholte ich wie ein bewußtloſes Echo — dermaßen trafen mich ſolche Worte im Mittelpunkt meines Weſens. Ich war mir ſo recht dieſer Schwäche bewußt, die nicht im Stande iſt das heilige Feuer zu pflegen, weil es dabei Vigilien und lange kalte Nächte giebt.

Sedlaczech machte mich durch dergleichen Geſpräche ohne es zu beabſichtigen namenlos traurig indem er mich zugleich exaltirte. Ich wünſchte mich zu opfern, mich beherrſchen zu laſſen, gar Ketten

zu tragen, nur um aus dem Bewußtſein der inneren Unſicherheit gerettet zu werden. Ich betete um irgend eine entſcheidende Wendung meines Lebens, die mich auf einen beſtimmten Pfad und zu einem beſtimmten Ziel führen müſſe. Bei dieſem Gebet vergaß ich nur daß äußere Umſtände von geringer Wirkung ſind, ſobald die innere Entſchiedenheit der Seele fehlt.

Der Winter war gekommen und hatte kältere Nächte und zuweilen Stürme gebracht. Ich wagte mich nicht mehr ſo viel in die Lagune hinein; dadurch fiel ein großer Theil meiner Unterhaltung fort; ich ſah der langen Weile entgegen und um einen Verſuch zu machen ihr zu entgehen beſchloß ich etwas in die Geſellſchaft einzutreten und den Brief abzugeben, den mir mein Onkel an den Gouverneur von Venedig, ſeinen langjährigen Freund, faſt aufgezwungen hatte — weil ich damals durchaus nichts von Bekanntſchaften wiſſen wollte. Jezt ſchienen ſie mir doch nothwendig zu ſein, und heimlich hoffte ich dem Sylfen zu begegnen und ihn zu erkennen.

Alſo ich machte und empfing Beſuche, ich hatte Soireen, ich nahm eine Loge in der Fenice, ich ließ mich bei Hof vorſtellen, als der Erzherzog Vicekönig auf einige Zeit nach Venedig kam —

und langweilte mich gräßlich, weil ich mit Ansprüchen von Belebung in die Gesellschaft trat, welche nie in diesem großen Getümmel gefunden werden kann. Ich kleidete mich, ich sprach, ich tanzte, ich that wie die Uebrigen, aber mit maschinenmäßiger Gleichgültigkeit. Heimlich hatte ich wol die Hofnung gehegt irgendwo dem Unbekannten zu begegnen oder irgend etwas über ihn zu erfahren. Das schien vergeblich! nichts ereignete sich was mich an ihn hätte erinnern können — gar nichts als der eine kleine Umstand, daß die Loge neben der meinen im Theater Fenice stets geschlossene Vorhänge hatte, obgleich sie allabendlich — oder wenigstens immer wenn ich in der Oper war, besucht war. Während längerer Zeit bemerkte ich es gar nicht, man sieht häufig geschlossene Vorhänge; entweder sind die Eigenthümer nicht in der Loge oder sie wollen nicht gesehen sein. Endlich einmal, im Augenblick wo das ganze Publikum lauschend in den Gesang der Prima Donna vertieft war, rauschte vernehmlich, wiewol leise der Vorhang. Ich sah mich neugierig um, weil ich die Erscheinung einer schönen Frau erwartete, und bemerkte mit Erstaunen, daß der Vorhang nicht in der Mitte von einandergezogen, sondern nur nach meiner Loge seitwärts ein wenig

aufgehoben worden war. Er fiel haſtig herab als ich die wahrſcheinlich unerwartete Bewegung machte, und ich ſprach unwillkürlich zu mir ſelbſt: Das iſt er. Mir klopfte doch ein wenig das Herz bei dieſer Vorſtellung. Weshalb vermied dies myſteriöſe Weſen ſo ſcheu meinen Blick, da es ſich doch ſo ſehr mit mir beſchäftigte und den Wunſch an den Tag zu legen ſchien, daß ich mich mit ihm beſchäftigen möge? welche Furcht entfernte — welcher Umſtand trennte es von mir? Mit leiſem Herzpochen betrat ich nun allabendlich meine Loge. Immer lag ſeitdem auf ihrer Brüſtung ein köſtlicher Blumenſtrauß; immer verkündete mir eine leiſe Bewegung der feſtgeſchloſſenen Vorhänge der ſeinen, daß mein geheimnißvoller Nachbar gegenwärtig ſei. Dieſe ſtete Aufmerkſamkeit war mir weder läſtig noch peinlich, und ſtreifte doch an Beides. Wer ein ſo unausgeſetztes Intereſſe mir bewies mußte, nach meiner Meinung, nicht in dieſem ſeltſamen Schleier bleiben. Im Unmuth hierüber verließ ich einen Abend im erſten Zwiſchenact die Oper, und warf im Hinausgehen den Blumenſtrauß vor die Logenthür des Unſichtbaren.

Am andern Morgen fand ich auf meinem Frühſtückstiſch ein Billet, das ich in der Erwartung

irgend einer Einladung erbrach. Statt deſſen las ich folgende Zeilen in italieniſcher Sprache:

„Sie zürnen mir, denn ich erſcheine Ihnen trotz „aller Zurückhaltung dennoch zudringlich. Darum „wird ferner kein Zeichen meiner Huldigung Sie „beläſtigen. Aber gönnen Sie mir — ich ſage „nicht: einen Blick; ſondern nur: Ihren Anblick „allabendlich in der Oper, und verkürzen Sie nicht „grauſam die wenigen Stunden in denen ich ſelig „— weil in Ihrer Nähe bin.“

Eine anonyme Liebeserklärung oder eine Myſtification, und Eines iſt ſo unbehaglich als das Andre ſprach ich halblaut zu mir ſelbſt; das muß ein Ende nehmen! — Und ich ging in drei Tagen nicht in die Oper. Am Morgen des vierten ein abermaliges Billet.

„Ich habe Sie verſtanden: Sie wollen mir mein „demüthiges Glück nicht gönnen. Gut! ich ſtöre „Sie ferner nicht. Gehen Sie in die Oper .... „ich werde nicht mehr dort ſein, mein Wort dar„auf. Ich beſchwöre Sie fürchten Sie keine Zu„dringlichkeit! — aber ſehen .... muß ich Sie „und werd' ich Sie.“

Er wird mich ſehen, aber ich! .... werde denn ich ihn nie ſehen? ſprach ich gedankenvoll und beklommen zu mir ſelbſt; und die unbeſtimmte traum-

haſte Sehnſucht richtete ſich nun beſtimmt auf dieſen Gegenſtand. Schon dieſe Beſtimmtheit that mir wol. Mir war wie Einem, der nach langer Seereiſe endlich einmal wieder feſten Boden unter den Füßen fühlt; ich empfand nicht mehr das ermüdende Schaukeln der Wogen; ich hatte Land gewonnen. Ich begann etwas Beſtimmtes und Begrenztes zu hoffen und zu wünſchen: ich war faſt glücklich!

Ich ging Abends in die Fenice. Die Nachbarloge war leer, weitgeöfnet der Vorhang. Wo konnte er nun ſein? mein Blick ſchweifte gedankenlos über die Menge dahin; was war ſie mir? was war ich ihr? ein buntgefärbtes Nebelbild ohne Weſen, ohne Wahrheit; eine vergängliche Erſcheinung, die heute gefällt und morgen vergeſſen iſt. Dein Leben oder Tod .... Dein Glück oder Leid wiegt keines Sandkorns Gewicht in dem Daſein dieſer Menge — ſprach ich zu mir. Iſt denn ſolche ſchauerliche Vereinzelung — Leben zu nennen? Leben iſt Reflex des eignen Seins im andern, Gegenſeitigkeit, Wechſelwirkung, Entwickelung. Wo das fehlt — exiſtirt man in einer Schattenwelt, und ihr iſt der Tod vorzuziehen, der wenigſtens ungeſtörte Ruhe bringt. Aber mein Weſen im fremden Herzen gefaßt und getragen — das lebt,

und lebt ewig; denn die Liebe zieht die Unſterblichkeit groß.

Am nächſten Tage ging ich in die Marcuskirche, nicht zur Meſſe, nur zum Gebet. Bisweilen wurde mir unausſprechlich wol in dieſen ernſten, heiligen Räumen, die ſich ſeit langen Jahrhunderten feierlich über die geheimſten und tiefſten Gedanken zahlloſer Geſchlechter und Generationen ſchweigend gewölbt hatten. Wie beſeelt von Allem was ſie gehört und geſehen, kamen mir die majeſtätiſchen Geſtalten der zahlloſen Moſaikbilder vor. Es that mir wol mit ſo viel Tauſenden vor mir und nach mir gemeinſchaftlich in ihren Schooß mich zu betten, und ſie in das geheime Elend meines Lebens ſchauen zu laſſen, welches ſelten, ſelten! ein Menſch vor dem Andern enthüllt. Denn vor unſers Gleichen ſchämen wir uns unſrer Sünden, unſrer Thorheit, unſers Elends mehr, als vor höheren Naturen. Unſers Gleichen kennen wir als ſchwach, und ach! die Schwäche im Bewußtſein ihrer Unmacht wappnet ſich mit Strenge und Härte gegen Andre. Die höhere ſtarke Natur, welche die Schwäche nur kennt, aber nicht theilt, iſt barmherzig. Hierin liegt die tröſtende Macht der katholiſchen Beichte auf das Gemüth. Aber giebt es denn Menſchen, die ſo ſtark und ſo gut ſind,

daß wir uns mit unſerem Elend nie vor ihnen gedemüthigt fühlen? —

Tief in dieſe Gedanken verſunken hatte mich ein Kapuziner nicht geſtört, der ganz in meiner Nähe ſein Gebet verrichtete. Endlich erhob er ſich, trat zu mir heran und bat um Almoſen für die Armen ſeines Kloſters. Ungeſchickter Weiſe trug ich nie Geld bei mir, und Gino, der bei meinen Excurſionen mein Schatzmeiſter war, lag mit der Gondel an der Piazzetta. Ich zog eine goldne Nadel mit einem Knopf von Perlen und Türkiſen aus dem Haar und gab ſie ihm indem ich ſagte:

„Verkaufen Sie dies, mein Vater, geben Sie den Ertrag den Armen .... und beten Sie für mich.“

Er ſtand gebückt vor mir, beugte ſich noch tiefer und fragte:

„Sie ſind jung, geſund und reich, Signora ... um was ſoll ich beten?“

„Um Ruhe, mein Vater, und um Kraft.“

„Dies iſt das Allerwelts-Leid, Signora.“

„Ja, mein Vater, aber es drückt den Einzelnen darum nicht minder ſchwer! Es iſt vielgeſtaltig und nimmt jede Form an .... daher ſieht es für Jeden anders aus, ſo wie auch Jedem die Verſuchung in andrer Form naht.“

„So jung .... und ſchon ſo nachdenkend!“ ſagte er.

Es machte mich lächeln, daß ihn eine ganz oberflächliche Bemerkung frappirt habe und ich fragte:

„Glauben Sie denn daß man nur im Kloſter und bei fünfzig Jahren die Kunſt des Nachdenkens üben könne?“

„Ich glaubte nur daß man in der Welt andre Dinge zu thun habe, Signora, als ſich mit den Händen im Schooß hinzuſetzen und den Gedanken im Kopf nachzuhängen.“

„Für die Männer iſt das richtig, mein Vater; die verbrauchen ihr Leben! wir .... müſſen es verträumen oder vertändeln — und da ich für das Letztere nicht die Gaben habe, ſo begnüge ich mich mit dem Erſteren.“

„Aber unwillig?“

„Nicht unwillig, mein Vater, nur traurig, ſehr traurig wie Derjenige es ſein mag, der ſich verſchmachten fühlt vor Hunger weil er nichts zu eſſen bekommt als Orangen — während er ſich nach einem derben Stück Brot ſehnt. Er iſt nun aber einmal auf Orangen angewieſen und muß mit ihnen leben und ſterben, und noch gar hören, daß Andre ihn ſehr beneiden um die herrliche Koſt.“

„O Signora, das iſt ein eingebildetes Leid!

Derjenige den das Schickſal in einen Orangengarten geſtellt hat, kann auch über einen Bäckerladen befehlen. Umgekehrt iſt es nicht ſo leicht.“

„Das iſt ſo recht geſprochen wie Jemand dem ein wenig Reichthum, Jugend und Unabhängigkeit über Alles geht .... weil er ſie nicht beſitzt!“ rief ich mit einiger Bitterkeit.

„Ich weiß zu ſchätzen was ich beſitze und was ich nicht beſitze, Signora! entgegnete er ſehr gelaſſen. Unabhängigkeit, Jugend und Reichthum beſitze ich nicht; allein ich betrachte ſie als vortreffliche Mittel zu ſchönen Zielen, wenn ſie mit Einſicht und Vernunft gepaart ſind .... welche letztere Ihnen zu fehlen ſcheinen; — denn ſonſt würden Sie wol auch das beſitzen um was ich in Ihrem Namen beten ſoll: Kraft! — Sie iſt nichts als Ausübung unſrer Selbſterkenntniß.“

Er verbeugte ſich und entfernte ſich raſch durch das Mittelſchiff, während ich ihm beſtürzt nachblickte und plötzlich ganz laut rief: Ah! das war er! — denn ſein Gang und die Haltung ſeiner Arme verriethen deutlich, daß er kein Kloſterbruder ſei. Ich ärgerte mich, daß ich mich in ſolchem unvortheilhaften Licht ihm gezeigt, und freute mich doch vollkommen unbefangen und aufrichtig geweſen zu ſein. Hatte ihm das mißfallen, ſo — würde

er ſich mir nicht wieder nähern. Oder .... ſollte es ein Maskenſcherz irgend eines meiner Bekannten geweſen ſein? das war nicht unmöglich .... wir waren im Faſching! und ich hatte ihm unbeſonnen die Nadel geſchenkt. — —

In großer Unruh verbrachte ich die nächſten vier und zwanzig Stunden; dann ging ich wieder in die Marcuskirche. Ich bildete mir ein, wenn er der Kapuziner ſei, würde ich ihn dort finden. Und ſiehe, er war da! Er grüßte mich demüthig. Die Kapuze war tief über ſein Obergeſicht herabgezogen, und das Untergeſicht in einem grauen langen Bart begraben; dazu die tiefe Dämmerung die ſtets in dieſer Kirche herrſcht; es war unmöglich auch nur einen Zug ſeines Antlitzes zu erkennen. Ich grüßte ihn wieder und ſagte:

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich einen Maskenſcherz für Ernſt genommen habe. In meinem Lande kennt man das nicht, und dieſe Unkenntniß mag mich entſchuldigen. Ich erlaube mir nur eine Frage, mein Herr: haben Sie die Nadel zum Beſten der Armen verkauft?“

Ich ſprach ernſt und ruhig und in demſelben Ton antwortete jezt der Kapuziner:

„Nein Signora! ich habe das Doppelte ihres

Werthes den Armen gegeben und .... die Nadel behalten.“

„Sie legen dadurch ein ſeltſames Intereſſe für mich an den Tag, mein Herr, welches nicht von der Art iſt um das meine zu wecken.“

„Das habe ich auch nie gehoft, Signora.“

„Durch dieſe Aeußerung ſprechen Sie wenigſtens aus, daß Sie es wenn nicht gehoft .... doch verſucht haben.“

„Und wenn ich das eingeſtanden?“

„So würde ich fragen: weshalb dieſe Blumen, dieſe Muſik, dieſe Unſichtbarkeit in der Loge, dieſe Billets, dieſe gegenwärtige Verkleidung — da es doch unendlich viel einfacher geweſen wäre und unſre Bekanntſchaft mehr gefördert hätte, wenn Sie den Zutritt in meinem Hauſe geſucht hätten, den ich keinem wolerzogenen Mann verweigere.“

„Einfacher, d. h. hergebrachter wär' es geweſen, Signora; doch ich zweifle daß es unſre Bekanntſchaft gefördert hätte. Denn das iſt nicht Jemand kennen: ſeinen Namen wiſſen und von tauſend Gleichgültigkeiten mit ihm ſprechen; ſondern das iſt es: den Grundzug ſeines Herzens kennen — und Sie kennen den meinigen.“

„Nun gut, mein Herr! ich kenne ihn alſo! — was weiter?“ fragte ich kalt.

„Sie intereſſiren ſich für mich.“

„Ja, mein Herr, das Menſchenherz iſt ſo wunderlich beſchaffen, daß es ſich vom Geheimniß gelockt fühlt.“

„Alſo Sie denken an mich, Signora, Sie beſchäftigen ſich mit mir, Sie intereſſiren ſich für mich — folglich nehme ich einen Platz in Ihrem Leben ein! — Ich ſagte Ihnen vorhin, daß ich ſoviel nie gehoft hätte.“

„Mein Herr! nahm ich entſchloſſen das Wort, dies Alles hat ſeine amüſante, ſeine rührende, ſeine ridikule und ſeine unſchickliche Seite. Ich wünſche dringend daß dieſe myſteriöſe Huldigung aufhören möge, und ich wünſche Denjenigen von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, der ſie mir ſeit dreiviertel Jahren mit ſo ſeltſamer Ausdauer darbringt. Nennen Sie das Intereſſe oder gewöhnliche Weiberneugier; ich muß es mir gefallen laſſen! aber ich ſage Ihnen die Wahrheit. Haben Sie einen Grund meine Bekanntſchaft zu meiden, ſo kommen Sie nicht; allein hören Sie auf mir Ihre Theilnahme ſo ſeltſam und unbegreiflich wie bisher an den Tag zu legen.“

„Kann ich die Ehre haben Sie morgen früh um zwölf Uhr allein zu finden, Signora? und wird

Ihre Nadel, die ich dem Portier vorzeige, genügen um mich zu Ihnen zu führen?"

„Ja mein Herr!" ſagte ich, grüßte ihn und verließ die Kirche in der größten Spannung.

So ſollte ich ihn denn ſehen, den Sylf, den Verbannten, den Unſichtbaren, den Flüchtling, der meine Phantaſie ſo lebhaft beſchäftigt und mir mehr Theilnahme für ihn, den ich nicht ſah, als für Alles was ich ſah eingeflößt hatte. Ich ſchlief in der nächſten Nacht nicht fünf Minuten, ich ſtand drei Stunden früher als gewöhnlich auf; ich befahl Denjenigen, der eine goldne Nadel mit blauen Steinen vorzeigen würde ohne Umſtände zu mir zu führen; — und verbrachte darauf in zitternder Erwartung die Stunden.

Mit dem Glockenſchlag zwölf gingen raſche Schritte durch den Saal — die Thür meines Cabinets flog auf — und Aſtrau trat ein.

„Ah, Otbert! wie kommen denn Sie hieher?" rief ich ganz freudig und ahnungslos.

„Kraft dieſes Talismans!" entgegnete er und zeigte mir die Nadel, die er wie eine Blume zwiſchen den Fingern hielt.

„Sie .... Otbert! Sie?" ſtammelte ich in der höchſten Ueberraſchung und lehnte mich zitternd an einen Stuhl.

„Ja, nur Otbert .... ſonſt Niemand," ſagte er.

Spannung, Erwartung; Träume, Phantaſien, Ueberraſchung, Gewißheit, Freude — alle dieſe chaotiſchen Empfindungen, die mir Herz und Nerven vibriren machten — brachen ſich urplötzlich in einen Strom von Thränen.

„So betrübt ſind Sie, daß nur ich es bin, Sibylle?" fragte Aſtrau ſanft und traurig.

„Nein nein! rief ich haſtig: Sie wiſſen ja daß ich viel träume! Vielleicht bin ich jezt erwacht und danke Ihnen mit meinen Thränen."

„Dürfte ich das hoffen, Sibylle!"

„Warum denn nicht? ich hoffe es ja."

„Gewiß? fragte Aſtrau mit ſtralenden Augen. O Sibylle .... dann wird auch der Glaube nicht fern und die Liebe nah ſein .... dann werden Sie mir verzeihen, daß ich trotz Ihres kühlen abwehrenden Briefes aus Würzburg nicht zurücktrat, ſondern Ihnen hieher folgte."

„Aber warum beachteten Sie mich nicht in München?"

„Um nicht zudringlich zu erſcheinen! — nur mit meinen Gedanken, nicht mit meiner Perſon wollte ich einen Platz erringen in Ihrem Leben. Sie ſollten gewahr werden, daß unabläſſig die Richtung meiner Seele zu Ihnen gehe, und daß die

Attraction, welche Sie auf mich geübt haben nicht jene gewöhnliche sei, die eine schöne Erscheinung mit sich führt und die aufhört wenn sie verschwindet." —

„Könnte ich das Alles glauben, Otbert, sagte ich zaghaft: ach, ich mögte es so gern glauben! Aber sehen Sie, ich kann und kann mir nicht vorstellen, daß die Seele unveränderlich von einem Gedanken bestimmt, von einem Bilde beherrscht werde. Sie folgt den äußern Eindrücken und Bedürfnissen, den innern Neigungen, je nachdem Umstände und Verhältnisse Eines oder das Andre begünstigen oder nicht. Sie fühlt dumpf daß es ihre Seligkeit sein würde in einen Hafen des Lebens-Oceans einlaufen und dort den Anker der Zuversicht: hier ist dein Platz! fallen lassen zu dürfen; aber sie bleibt schwankend auf hohem Meer, denn kein Sturm treibt sie gebieterisch in irgend einen Hafen, und sie selbst fühlt sich zu keiner Wahl veranlaßt. Jede wird ihr Gutes und ihr Schlechtes haben — jede wird von Hause aus den Stempel auf der Stirn tragen, den Alles trägt, was dem Menschen zu seinem Genuß, seiner Entwickelung, seiner Freude, seinem Streben und Gelingen und Erreichen gegeben ist — das eine fürchterliche Wort: Unvollkommenheit. Diese schließt sowol die

Dauer als die Unwandelbarkeit aus; denn nur die Vollkommenheit beſitzt Einheit, und widerſteht demnach jeder Wandlung und Auflöſung denen unwiderruflich die Unvollkommenheit verfallen muß .... weil ſie Stückwerk iſt."

Aſtrau ſah mich traurig an während ich ſprach, und traurig antwortete er:

„Entzaubert zu werden nachdem man zuvor verzaubert geweſen iſt — mag bitter ſein! doch tauſendmal bitter iſt es mit dieſem eiskalten nüchternen Blick Beſtimmung und Schickſal zu betrachten, und das Glück fallen zu laſſen wie eine Südfrucht, die verſchmäht wird, weil ſie unter unſerm gemäßigten, nicht unter ihrem eigenen tropiſchen Himmel reifte. Dieſe Nichtachtung der irdiſchen Zuſtände, Sibylle, mag die Wonne der Heiligen ſein — aber ſie iſt die Qual des Menſchen! und wenn Sie denn doch ſo ſehr heilig ſind, ſo ſein Sie es wenigſtens mit ganzem Herzen; ſo leben Sie ein von der Welt abgeſchloſſenes Leben voll Meditation, Andacht und Barmherzigkeit; ſo widmen Sie ſich ganz der Betrachtung und Uebung göttlicher Dinge, da Ihnen menſchliche zu gering ſind; ſo wenden Sie ſich überhaupt ganz und aufrichtig dem Schöpfer zu, und laſſen Sie das Geſchöpf nicht in dem Wahn, als wären Sie zugänglich ſeiner Empfindungsweiſe

und ſeiner Sehnſucht; ſo trennen Sie ſich von uns ab, Sibylle, und ſagen Sie uns redlich: „Ich habe mit euch Allen nichts zu thun und nichts zu theilen!“ — — Denn wer Sie zwiſchen uns ſieht, beobachtet, wer Ihr phantaſtiſches Daſein und die Melancholie und Gleichgültigkeit Ihres Weſens bei einer ſolchen Schönheitsfülle verfolgt — wer unter dieſem ſchillernden Schleier Ihre hohe reine Natur erkannt hat — dem erſcheinen Sie wie von einem böſen Zauber befangen, und er mögte Ihnen ein Wort zurufen, das denſelben ſprengte. Alſo ſein Sie ganz ehrlich, Sibylle, und ſagen Sie uns — Ich liebe euch nicht und nie; ich liebe Gott.“

„Aber Aſtrau! wer ſagt Ihnen daß ich Gott liebe? entgegnete ich mit traurigem Erſtaunen. Ich ſage Ihnen: ich liebe ihn nicht! Wer nicht der Liebe für das Geſchöpf fähig iſt — das Meinesgleichen in Gefühl, Gedanke und Richtung iſt — das mich anſpricht mit meinen Worten und Blicken, mit meinem Verlangen und meiner Bedürftigkeit — das wechſelsweiſe Mitglied, Theilnahme, Wolwollen, Anregung in mir weckt — und dennoch trotz all dieſer Anklänge und Harmonien nicht den Ton trift auf den meine Seele geſtimmt iſt und der, Einmal berührt, nicht wieder verhallt, ſondern innerlich fortvibrirt wenn er auch nach Außen nicht

immer laut klingt — — wer nicht Schwung genug im Herzen hat um ein Weſen ſeines Geſchlechts zu umfaſſen, woher ſoll dem Glut und Macht kommen um ſich an ein höheres anzuranken und anzuſaugen? Nein, Otbert! durch die Liebe zur Creatur übt ſich der Menſch in der Liebe zum Schöpfer, denn in ihren Wonnen und Schmerzen, in ihrer Begeiſterung, in ihrer Läuterung, in ihren Wundern der Kraft, der Ausdauer und Geduld, erkennt er die Herrlichkeit des Geſchöpfs, und nur durch ſie ahnt er die Herrlichkeit des Schöpfers. Immer durch ſeine Boten, ſeine Geſandten, immer durch einen menſchlichen Vermittler, hat Gott ſeine Offenbarungen auf die Erde geſchickt, und was Allen geſchehen iſt das wiederholt ſich auch im Einzelnen und Kleinen: die göttliche Liebe muß Menſch geworden ſein damit mein Herz ſie faſſe .... und das iſt mir nicht geſchehen."

„Vielleicht lieben Sie Ihr Kind mehr als alles Andre?" fragte Aſtrau mit tiefſter Theilnahme in Blick und Ton.

„Ich liebe das Kind mit meinem Thun, entgegnete ich nach kurzem Nachdenken. Hieße es: ſtirb für das Kind! oder: geh betteln für das Kind! ſo thät' ichs ohne Beſinnen .... aber ich mögte ſagen: aus Inſtinct meines Herzbluts, nicht aus Liebe.

Denn Liebe, wie ich ſie verſtehe, füllt die Seele, und das Kind füllt die meine nicht.“

„Aber Sibylle! rief Otbert beinah faſſungslos vor innerer Bewegung — was um Gotteswillen, was regt ſich denn eigentlich in Ihrer Seele?“

„Die intenſivſte Sehnſucht nach einem unbekannten Glück, Otbert, die ſo drängend, ſo heiß, ſo wild, ſo unbezähmbar iſt, daß ich Meere durchſchiffen und Welttheile durchpilgern mögte um es zu ſuchen.“

„O ſuchen Sie es nicht! geben Sie es .... und es iſt da!“ rief Otbert, ſank zu meinen Füßen nieder und ergriff meine beiden Hände wie um mich feſt zu halten.

„Warum zittere ich bei dem Gedanken, Otbert, jezt mit Entſchiedenheit zu ſagen: ich ſuche nicht mehr, denn ich habe gefunden!“

„Weil Sie ihr Weſen mit unfruchtbaren Grübeleien dermaßen unterminiren, Sibylle, daß Sie in krankhafte Unentſchiedenheit und Verzagtheit verfallen ſind, welche ſich als geiſtiges Siechthum immer mehr in Sie einniſten und gleichſam Ihre Seele nervenſchwach machen werden.“

Mit dröhnender Wahrheit ſchlugen ſeine Worte an mein Ohr. Ich riß meine Hände aus den ſeinen, faltete ſie angſtvoll und rief in Thränen:

„Ja so ist es, Otbert! ach, retten Sie mich.“

„Ich kann nur den retten, der mir vertraut,“ sprach er ernst.

Ueberwältigt, erschöpft, hofnungsdurstig, sehnend, zagend .... reichte ich ihm die Hand und ließ es geschehen daß er mich jubelvoll, selig in seine Arme schloß. Doch in seinen Freudenrausch vermogte ich nicht einzugehen und beklommen bat ich ihn mir zu erzählen wie er diese Jahre verlebt habe. Er that es.

„Damals in Malaga verließ ich Sie sehr muthlos, sagte er, denn es gab Momente in denen Sie mir falsch, kokett und heuchlerisch — andre, in denen Sie mir tief unglücklich erschienen. Drum freute ich mich fast Ihrer Nähe entrückt zu werden, die für mich so viel hatte, was ich bald Bethörung, bald Beseligung nennen mußte. Solche gemischte Freude thut immer mehr weh als wol. Indessen .... ich mußte zu meiner kranken Mutter nach Genf, ich begleitete sie nach Nizza, ich ließ mich dort auf zwei Jahr mit ihr nieder, und machte, während sie sich häuslich einwohnte und leiblich genas, Excursionen nach Corsica und Sardinien, in die Pyrenäen, und wohin Lust und Drang mich führten. In diese Zeit fiel die Nachricht von der Geburt Ihrer Tochter. Paul machte mir diese Mittheilung

durch einen gedruckten Brief, der mich vielleicht noch mehr verſtimmte als das Ereigniß ſelbſt. Ja, es verſtimmte mich ſehr, Sibylle! Jezt wird ſie vollends keinen Gedanken mehr für mich haben! ſprach ich zu mir ſelbſt; ihr Leben wird voller und befriedigter denn je — und daher ferner denn je von der Erinnerung an mich ſein! ich will doch auch ſehen ob die Vorſtellung eines häuslichen und Familienlebens keinen Reiz für mich gewinnt! — — Meine Mutter hat immer glühend gewünſcht mich zu verheirathen. Jezt fand ſich eine wundervolle Heirath für mich; ſehr ſchön, ſehr reich, ſehr liebenswürdig, war ein junges Frauenzimmer, das eine lebhafte Neigung für mich empfand. Bei dem Beſinnen wie ich ſie aufnehmen ſolle, traf mich Ihre Anzeige von Pauls unerwartetem frühzeitigen Tod. Meine erſte Empfindung war Poſtpferde zu beſtellen und in einem Zug von Nizza nach Engelau zu fahren. Aber mir fehlte der Muth. Sie hatten mich nie zu ſolchem Vertrauen berechtigt. Ich verfiel der Ueberlegung, dann der Schwankung, dann der Furcht Sie kalt und mich ſelbſt zudringlich nennen zu müſſen — und ich beſchloß Ihr Trauerjahr vorüber gehen zu laſſen, ohne mich Ihnen zu nähern. Aber es war mir unmöglich jezt an eine andre Verbindung zu denken; ich brach ſie ab unter

allerlei Schmerzlichkeiten für beide Theile, denn meine Mutter zürnte mir. Ich ging nach Deutschland zurück, arbeitete fleißig, ſchrieb viel, dachte an Sie und harrte mit brennender Ungeduld auf das Ende Ihrer Trauerzeit. Nun war es da .... und ich zagte nach wie vor. Sie liebten mich nicht, hatten mich nie geliebt, hatten in dieſer einſamen Zeit, wo ein Freund Ihnen doch vielleicht ein Herzensbedürfniß hätte ſein können, nie an mich gedacht, keinen Gruß, keinen Zuruf mir geſendet — — ja ja, Sibylle! lächeln Sie nur, verwundern Sie ſich nur daß ich ſo zaghaft war! es war nun einmal ſo. Sie behaupteten ſonſt immer ich ſei eitel; glauben Sie nicht daß ein eitler Menſch mehr Selbſtvertrauen gehabt hätte? Mir war die Vorſtellung daß Sie mich kühl empfangen, kühl anſehen, kühl behandeln könnten .... vernichtend! Ich ging nicht, ſchrieb nicht, fragte nicht .... ich wollte mich nicht dieſer Vernichtung entgegen drängen. Aber Ihrem Arzt ſchrieb ich: er ſolle mir ſagen wie Sie lebten und gegen Sie über dieſe Frage ſchweigen. Er beſchrieb mir Ihr ernſtes, thätiges, praktiſches Leben in Engelau. Da verlor ich abermals alle Hofnung, und jene Heirathsepiſode, von meiner Mutter nie ganz aufgegeben, wurde wieder ohne Zuthun von meiner Seite angeknüpft. Ich

wollte mich von Ihnen losreißen, ich fand es unbeſchreiblich albern meine Seele an die Ihre zu hängen, die nichts von mir wiſſen wollte; ich war empfindlich, gereizt, traurig ſo ganz von Ihnen vergeſſen zu ſein; ich nannte Sie kalt, herzlos .... ich zürnte Ihnen und mir — aber es war mir unmöglich den entſcheidenden Schritt zu thun der mich auf ewig von Ihnen getrennt hätte. Wieder ſchrieb ich Ihrem Arzt und erhielt mit namenloſer Freude zur Antwort: Sie wären in Würzburg und auf dem Weg nach Italien. O wie rauſchten die Flügel der Hofnung in mir auf! ich jauchzte laut: Alſo will ſie doch noch etwas Andres im Leben als ihre Tochter erziehen und ihre Geſchäfte führen!! — Ich ſchrieb Ihnen und Ihre Antwort entmuthigte mich nicht. Ich beſchloß mit dem finſtern Geiſt zu ringen, dem Sie verfallen ſchienen; ich folgte Ihnen hieher; ich war als Nino in Ihrer Nähe“ .... — —

„Unmöglich!“ unterbrach ich ihn.

„Fragen Sie Gino, entgegnete er. Und weshalb denn unmöglich? ich wollte in Ihrer Nähe ſein, mich in die wunderſame Atmoſphäre Ihres Weſens tauchen, die mich mit fabelhaftem Glück berauſcht. Und ich hab' es im vollſten und reinſten Maß genoſſen! Da ſaßen Sie in der Gondel neben Sedlaczech, mit ihm redend, ihn anſchauend, auf ihn

hörend; mir wendeten Sie den Rücken zu — denn ich hatte mit Gino ausgemacht, daß ich immer den Platz im Hintertheil der Gondel einnehmen könne. Oder Sie fuhren allein, und saßen stumm und unbeweglich da. In beiden Fällen dachte Ihre Seele nie an mich, hatte nicht die leiseste Ahnung daß ein magnetischer Zug von ihr ausgehend den Faden meiner Existenz in die Ihre hinüberspann. Nun sehen Sie: dennoch war ich selig, denn mich beschäftigte unablässig die Vorstellung wie süß dereinst Ihr Uebergang aus dem traumumfangnen Zustand zu dem Bewußtsein so geliebt zu werden, sein müsse. Zitternd daß durch die Erfüllung Ihrer kleinen Wünsche und Einfälle irgend ein Verdacht auf mich selbst oder auf Gino fallen könne, suchte ich Ihre Gedanken auf einen Fremden zu lenken, und ersann daher die geheimnißvolle Gondel. Als im Winter Ihre langen Gondelfahrten und mit denselben Ninos Dienst aufhörte, wurde ich Ihr Logen-Nachbar. Doch allmälig ward mir schwer, ja unerträglich was mir Anfangs süß gewesen: schweigen zu müssen in Ihrer geliebten Nähe. Allmälig ersehnte ich den Moment, der mich zu Ihren Füßen niederziehen und mir ein Geständniß gestatten würde — — — und ich hab' es gethan: Sie sind die Herrin meiner Seele, die Königin

meines Lebens; und das ſag' ich Ihnen nicht blos mit Worten, die lügen könnten — ſondern mit einer conſequenten Reihe von Thatſächlichkeiten, die ſich bis zum Anbeginn unſerer Bekanntſchaft erſtrecken, und die unmöglich lügen können."

Ich fühlte mich in ſeltſamer Weiſe ergriffen, mehr überwunden als überzeugt, mehr gefangen als gerührt. Und doch war ich auch gerührt, aber mehr auf der Oberfläche als in der Tiefe meines Weſens. Ich mögte ſagen daß der Kopf mehr als das Herz gefeſſelt war. Das Alles hatte Otbert für mich gethan, ſo lange ohne Hofnung an mir gehalten, o! dann muß er mich lieben! ſo räſonnirte ich .... allein ich fühlte es nicht ohne dieſe Beweiſe. Er drang nicht in mich mit Liebeswünſchen und Liebesfoderungen; er ſchien nichts zu begehren als ſeine Empfindung an den Tag zu legen. Dieſe Zuverſicht war vielleicht das was ihn für mich unwiderſtehlich machte. Ich willigte in unſre Verbindung.

Denk' ich jezt an ihn zurück, ſo muß ich ſagen: er war ein merkwürdiger Menſch! Er hatte in ſeiner Empfindungsweiſe die feine Glut, die bewegliche Reizbarkeit und den gewiſſen Eigenſinn — was Alles man ſonſt den Weibern beizumeſſen pflegt, was aber vielleicht ebenſo ſehr mit einer

nervenfeinen und ſinnlich flammenden Organiſation zuſammenhängt, aus welcher wiederum die Dichternatur ſich entwickelt. Dieſe feine lodernde anregende Liebe für alles Schöne, für jeden Genuß, iſt für eine ſolche Dichternatur das, was die feuchtwarme, treibende Frühlingserde für den Pflanzenkeim iſt: ſie drängt ihn mächtig aus ihrem Schooß empor und hält ihn ſtets im innigen Zuſammenhang mit ſich ſelbſt und ihren ahnungsreichen Geheimniſſen und Symbolen. Aber ſie bleibt nur die Baſis ſeiner ferneren Entwickelung. Lüfte, Geſtirne, Ungewitter, alle Elemente, alle Naturweſen, gießen ihren Segen und Unſegen über den zur Blume ſich entfaltenden Keim aus; und wird ſie zu jener Wunderblume, die wir Genie nennen, dann ſtralen wiederum von ihr magiſche Einflüſſe aus — Farbenſpiele, Düfte, Stralen, welche Andere ihrer Art nicht üben und nicht haben, und welche die Eſſenz einer höhern Ordnung der Weſen verrathen. Allein es giebt manche Dichternatur und wenig, ſehr wenig Genies. Otbert hatte ſchöne und reiche Gaben; frage ich mich was ihm fehlte? ſo muß ich ſagen: eine gewiſſe Schwere, die ihn nach Innen gezogen und geſammelt hätte; die Schwere, welche dem Diamant, der Perle, dem Golde eigen iſt und ſie

ſo köſtlich macht. Weil ſie ihm fehlte, drum verflüchtigte er ſich.

In jener Zeit benahm er ſich gegen mich in der anmuthig koketten Weiſe, welche man ebenfalls als Erbtheil der Frauen betrachtet. Wie er ging, wie er ſtand, wie er ſprach, wie er ſich kleidete, wie er ſich bewegte — Alles war, ich will nicht ſagen berechnet, jedoch bewußt. Es ſtand ihm ſo gut, und er vergaß nie was ihm gut ſtand! Zuweilen warf ich ihm ſeine ſpieleriſche Eitelkeit vor.

„Gefalle ich Ihnen oder nicht?“ fragte er.

Dann mußte ich freilich eingeſtehen, daß er mir ganz außerordentlich und mehr als je irgend ein Mann gefalle.

„Nun, dann laſſen Sie mich doch gewähren! entgegnete er. Ich gehöre nun einmal nicht zu jenen täppiſchen Geſellen, welche ſich die Liebe der ſchönſten Frau der Welt plump gefallen laſſen, und durch ihre Derbheit eine häßliche Folie zu der Anmuth des Weibes bilden. Ich kann mir den Adonis nicht als einen ſchönen aber brutalen Jäger — nicht den Endymion als einen ſchwerfälligen Schäfer vorſtellen nachdem ſich die Göttinnen zu ihnen geneigt hatten. Vorher — ja! nachher — nein! Zu mir hat ſich die Göttin geneigt, Sibylle, und

mich in die duftige Atmoſphäre ihrer ſüßen Schönheit gehüllt; — wie wollen Sie mir verbieten, daß ich mir nun ſelbſt geweiht und verſchönt erſcheine! — Komme ich Ihnen weibiſch und verweichlicht vor? — Bedenken Sie doch daß Nino in der gemeinen Tracht des Gondoliers Ihre Barke ſtundenlang gerudert, und ſtundenlang auf den Quadern des Quais, auf dem Strande von Torcello und Lido gelegen hat!“

Das war ebenſo unbegreiflich als wahr; und die Summe von dem Allen war endlich — daß ich mich heftig in Otbert verliebte. Er beſchäftigte ſo ſehr meine Phantaſie, er ſchmolz in ihre Silberwogen die Bilder ſeines Weſens ſo anmuthig ein, er funkelte und gaukelte in ſo poetiſchem Licht um Sinne und Seele — daß ich langſam und leiſe von unbeſtimmten Mächten fortgezogen wie in ein Glutmeer von aufgelöstem Purpur, Gold und Roſen hinein ſchwamm. Ich vergaß meine gewohnten Zweifel, Fragen und Grübeleien. Sie ſanken gleichſam in ein verborgenes Fach, in einen tiefen Abgrund meiner Seele hinein, während ich wähnte, daß ſie ſich in Nichts aufgelöst hätten. Ich vergaß den dunkeln Strom, der ſein Bett an das Ufer meiner Exiſtenz drängte und es zu untergraben ſuchte; ich ſaß an deſſen Abhang unter Blumen,

Lauben und Kränzen und träumte von einem unvergänglichen Frühling.

Dieſer Mann, ſo flatterhaft, wankelmüthig und unſtät in ſeinen Neigungen, hatte ſich ſeit Jahren mit dem Herzen an mich gefeſſelt gefühlt, und keine Trennung, keine Hofnungsloſigkeit, keine Entmuthigung, keine Lockung zu andrem Glück, hatte ihn von mir abgelöst: das war Treue! — und aus dieſer Treue hatte er zugleich ſüße Befriedigung und heimlich erkräftigende Zuverſicht geſchöpft: das war Liebe. Wie Jemand der ſich körperlich überarbeitet hat und dem ein Wolthäter die Werkzeuge aus der müden Hand nimmt — oder wie Jemand der ſich bei der Löſung eines Problems bis zum Schwindel angeſtrengt hat und endlich durch Intuition das Wort findet — ſo war mir zu Muth, ſo ruhte ich in ſüßer, auflöſender Befriedigung, die als Reaction der unfruchtbaren und heftigen Anſpannung über mich kam. — Nie hat mir ein Menſch beſſer gefallen als Otbert! ging er durchs Zimmer, ſo ſah es gut aus; ſagte er Ja oder Nein, ſo klang es gut. Mit ſeiner Meinung oder ſeiner Richtung war ich keineswegs immer einverſtanden; aber ich betrachtete es als einen Beweis, daß zwei Menſchen in einer höheren Sphäre als in der des Verſtandes ſich harmoniſch zuſammenfinden konnten.

Er war ein fascinirender Menſch wenn er es ſein wollte; man hatte jeden Augenblick Luſt ihn zu tadeln oder Veranlaſſung zu Mißbilligung; allein man brachte es nie dahin. Eine oberflächliche Anſicht, welche meint der Menſch ſei derſelbe heute wie vor zehn und wie nach zehn Jahren, dürfte in Erſtaunen gerathen daß ich nicht früher Otberts Zauber verfallen ſei. Ich kann darauf nur entgegnen: früher war der Augenblick nicht für mich gekommen. Das unbegreifliche und meiſtens unſelige Wechſelſpiel unſers innerlichſten Lebens, hängt wie der Klang der Aeolsharfe von unberechenbaren und unbekannten Gewalten ab. Dieſer Luftzug — ſie tönt! jener — ſie ſchweigt! und noch einer — ſie braust! Durch welche innere Umbildungen und Umwandlungen ein Menſch geht, den man doch vor fünf oder zehn oder zwanzig Jahren in derſelben Lage und Hauptrichtung gekannt hat: das freilich weiß nur er und Gott allein! Wären ſie nicht — wie käme es denn daß die Menſchen mit Freudenflaggen ins Lebensmeer hinaus ſegelnd nach kurzer Friſt unter Trauerflagge heimkehrten? Und der Eine hält doch das erſehnte und errungene Weib in den Armen — aber an einem erkalteten Herzen! Und der Andre trägt noch ſeine ſtolze Krone — aber über einer geknickten Seele! Und der Dritte

hat noch all ſein Gold und all ſeine Schätze — aber ſie ſind ihm ohne Werth! Und der Vierte lächelt noch immer — aber aus Hohn! Und der Fünfte hält noch immer ſo hoch und herrſcheriſch ſein Haupt — aber heimlich verachtet er ſich ſelbſt! — — — Du der mich lieſeſt, ſprich, iſt es nicht ſo? — —

Einſt kam etwas zur Sprache was ich nie geahnt.

„Ich bin nicht reich, Sibylle," ſagte Otbert, bei ich weiß nicht welcher Veranlaſſung.

„Nicht reich?" wiederholte ich ſehr erſtaunt.

„Warum erſchreckt Sie das?"

„Es erſchreckt mich gar nicht .... es überraſcht mich nur! denn wenn Sie es nicht ſind, wie kommen Sie alsdann zu Ihren Nabobs-Allüren?"

„Theils durch Gewohnheit keinen Werth auf Reichthum zu legen — was zur Folge hat daß die Leute mich für einen Millionär halten und mir Geld geben ſo viel ich verlange; theils ſpiele ich zuweilen ſehr glücklich."

„Ich habe oft gehört daß das Spiel die Menſchen arm — nie daß es ſie reich gemacht habe .... außer — Spieler von Profeſſion."

„Ich verachte ein wenig jede Secte von Profeſſion, weil ſie den Menſchen kriechend vor ſeinen Kunden macht. Aber zuweilen, Sibylle, bin ich

in high spirit, glückerwartend, glücksgewiß: dann wag' ich enorm auf einen Satz, und der gelingt mir alsdann immer. Ich hab' auch mitunter Anwandlungen von Aberglauben, von Zeichendeuterei. Ich ſage mir: Gelingt dir dieſer Wurf, ſo iſt das Glück dir hold und dir werden noch ganz andre Dinge gelingen. In ſolchen Stimmungen ſpiel' ich auch immer glücklich."

„Und wenn Sie in low spirit ſind — wie dann?"

„Dann ſuche ich überhaupt gar nicht zu ſpielen — wie ich im Allgemeinen zu nichts Gutem fähig bin, wenn ich mich matt und grundlos herabgeſtimmt fühle."

„Stellen Sie Glück haben und zum Guten aufgelegt ſein in eine Linie?" fragte ich lächelnd.

„Zuweilen .... warum nicht? Jedem Augenblick gewachſen und für ihn tüchtig ſein iſt — gut ſein. Spiele ich, ſo will ich Glück haben, ſetze ich meinen Willen durch, ſo bin ich tüchtig" .... —

„Ja, ſobald Ihre eigne Kraft, Geſchicklichkeit und Ausdauer Ihren Willen unterſtützt und geregelt haben!" unterbrach ich ihn.

„O! rief er, Sie können gar nicht wiſſen ob nicht der bloße Wille des Menſchen ohne alle jene Stützen und Regeln von einem weit beherrſchenderen Einfluß auf unſre Geſchicke iſt."

„Das meinte ich nicht, Otbert. Ich meinte nur daß wollen und das Gute wollen zweierlei sei.“

„Leider ist es im Allgemeinen so; denn der Mensch ist zugleich roh und beschränkt. Wenn er seinen Willen von seiner individuellen Bedürftigkeit abklärte und ihn über den Horizont seiner Persönlichkeit hinaus erweiterte — wenn er sich zugleich feiner und freier aus der Brutalität und aus der Sclaverei seines Ichs heraus schälte — so würde wollen und das Gute wollen immer zusammenfallen.“

Das Gespräch spann sich leicht und angenehm mit Otbert fort, und ich vergaß gänzlich daß er mir zwei Dinge gesagt, die mich im Grunde höchst unangenehm berührt hatten: daß er enorm spiele und kein Vermögen habe. Ich, meiner Natur nach, legte kein Gewicht auf Reichthum, weil ich aus Erfahrung wußte wie leicht ich ihn entbehren könne; denn ich hatte über zwei Jahr mit der größten Einschränkung in Engelau gelebt und mich nicht unglücklicher gefühlt als in Rom, Paris und London wo ich mit der unsinnigsten Verschwendung lebte. Allein grade jene zwei Jahr in Engelau hatten die Ansicht in mir gereift, daß ich das Vermögen meiner Vorfahren auch auf meine Nachkommen übertragen — daß es durch meine Hand

gehen, jedoch nicht in derſelben aufgehen müſſe. Aſtraus Verfahren, welches ich ſehr richtig mit Nabobs-Allüren bezeichnet hatte, beklemmte mich wie eine unheimliche Ahnung, und umſomehr als mir meine Beſorgniß um Geld und Gut wie ein Zeichen gemeiner Geſinnung vorkam.

Unbehaglicher noch' als dieſe Entdeckung war mir die Eiferſucht, die Aſtrau gegen Sedlaczech an den Tag legte, weil es mir unmöglich ſchien, daß er ſie wirklich empfinden könne. Er hatte mich ja monatelang als Nino in der größten Zwangloſigkeit meines Lebens beobachtet — hatte wahrnehmen müſſen, daß eine ernſte, faſt mögt' ich ſagen ſchüchterne Freundſchaft zwiſchen mir und Sedlaczech walte, daß ich ihn nicht einmal in der vertraulichen Weiſe eines langjährigen Lehrers und Hausfreundes behandle, daß mehr Zurückhaltung als Hingebung, mehr Schweigen als Reden zwiſchen uns herrſche; — woher denn der lächerliche Verdacht? Das ſagte ich ihm einmal — zwanzig Mal. Umſonſt. Er blieb bei ſeiner Behauptung: Sedlaczech ſei ein höchſt gefährlicher Menſch, der mich liebe, und der eher ſterben als mir ſeine Liebe geſtehen werde, und ob ich glaube daß es ihm gleichgültig ſein könne mich neben einem ſolchen unterirdiſchen Vulkan zu wiſſen.

„Warum nicht, ſobald Sie die Ueberzeugung haben daß nie ein Ausbruch kommen wird?“ fragte ich ſorglos.

„Sehen Sie wie ſich Ihre geheime Ueberzeugung in dieſer Aeußerung verräth!“ brach er aus.

Ich beſaß die Eigenſchaft aller ſtolzen Seelen: dem Vorwurf und beſonders dem ungerechten Vorwurf gegenüber, ſchwieg ich kalt. Meine Gedanken dabei waren: Hab' ich den Vorwurf verdient, ſo darf ich nichts ſagen; hab' ich ihn nicht verdient, ſo weiß ich nichts zu ſagen. Und hier allerdings wußte ich gar nichts Beruhigendes anzuführen als mein Leben — und das ſollte nicht gelten!

Auf ſeinen Knien bat Otbert mich endlich Sedlaczech zur Abreiſe zu veranlaſſen.

„Wie eine finſtre Wolke ſteht er in unſerm Frühlingshimmel! rief er; laſſen Sie ihn doch gehen! Ich fühle mich ſo bedrückt durch ihn wie ehedem Venedig durch die Staatsinquiſition! Er iſt mir nun einmal antipathiſch und macht mein ganzes Nervenſyſtem auf die peinlichſte Weiſe vibriren. Verſtehen Sie das nicht? giebt es nicht auch für Sie Individuen bei denen es Ihnen unbegreiflich wol oder weh wird ohne daß Sie ſich über das Warum Rechenſchaft ablegen könnten? Nun ſehen

Sie, er thut mir weh .... durch Nichts wenn Sie wollen .... d. h. durch Alles."

„Ein edler Sinn, ein hohes Herz, ein reicher Geist müßte sich durch das Gleichartige nicht abgestoßen sondern angezogen fühlen, Otbert, und sich hüten flüchtige Launen als unüberwindliche in der Essenz des ganzen Organismus wurzelnde Antipathie zu betrachten."

„Sibylle, glauben Sie nicht daß um jedes Geschaffne, heiße es Gestirn oder Grashalm, Mücke oder Mensch, eine ihm und nur ihm angehörende Atmosphäre schwebt, welche sich aus seiner Gesamt-Eigenthümlichkeit entwickelt? Bei jeder Pflanze, jedem Baum ist sie wahrzunehmen: die Einen üben gedeihlichen Einfluß auf einander, die Andern schädlichen, gar vernichtenden. Die feine und reiche Organisation des Menschen ist dieser Eigenthümlichkeit aller Naturwesen nicht enthoben. Im Gegentheil! die Uressenz seiner Individualität macht sich um so stärker geltend je mehr diese ausgeprägt, je origineller sie geblieben ist — und der Duft, der Aether, das Unfaßbare und Unnennbare welches sich aus ihrer ganzen leiblichen und geistigen Beschaffenheit entwickelt, übt auf andre Organismen eine ebenso entschiedene Anziehungs- und Abstoßungskraft, wie der Magnet nur das Eisen, wie die

Erde nur den Mond an ſich zieht — wie das Glas ſpringt wenn der Ton aus dem Inſtrument gelockt wird der in ihm ſchlummert. Warum zieht der Magnet nicht das Gold an? warum rollt nicht der Sirius um die Erde? warum ſpringt von funfzig Gläſern nur dies eine? — weil da der Zuſammenhang in der Ureſſenz fehlt."

„Das ſind Phänomene über welche die Natur einen Zauberſchleier wirft, den die plumpe ſinnliche Hand nicht heben kann, unterbrach ich ihn; allein der Menſch kann mit dem Licht des Bewußtſeins dieſen dunkeln Gewalten Widerſtand leiſten."

„Er kann es wenigſtens verſuchen, und er ſoll es — entgegnete Aſtrau. Aber bei dieſen Verſuchen ereignen ſich Phänomene andrer Art. Hier ſehen Sie ein Paar Eheleute, dort Mutter und Tochter, da zwei Brüder ſich abarbeiten in dem Beſtreben zu einem zufriedenſtellenden erträglichen Verhältniß zu gelangen. Wäre ein Theil laſterhaft und der andre tugendhaft — der eine ein Spitzbube, der Andere ein Ehrenmann: ſo erklärte ſich die Unvereinbarkeit der Naturen. Aber nein! es ſind Beides brave Menſchen, Beide geben ſich redlich Mühe — doch umſonſt! ſie reiben ſich auf in unfruchtbaren Beſtrebungen, fühlen ſich gedrückt, gehemmt, elend, oft ohne die Urſach zu wiſſen oder

ſich ſelbſt eingeſtehen zu wollen. Es kommt eine unwillkürliche Erſtarrung über ſie, eine Lähmung ihrer edelſten und feinſten Fähigkeiten; und das ſchwindet und zerſchmilzt ſobald ſie dem feindlichen Einfluß enthoben und unter einen wolthätigen gebracht ſind. Dann kommen ſie zu Athem und zu Beſinnung, und müſſen dennoch zugeben, daß die Menſchen bei denen ſie ſich wol fühlen nicht beſſer, nicht klüger, nicht tüchtiger als Jene ſind; allein ſie haben einen gemeinſamen und homogenen Lebensäther. Sedlaczek und ich — wir haben einen heterogenen."

„Otbert! Otbert! es iſt unleugbar viel Wahrheit in dem was Sie ſagen und Jeder von uns hat gewiß dergleichen Erfahrungen gemacht. Aber man muß behutſam zu Werk gehen, wenn man dieſe Richtſchnur brauchen will; man muß ſich möglichſt partei- und leidenſchaftlos, möglichſt menſchenfreundlich und unſelbſtſüchtig erhalten; — man muß eine Seele von der ſenſitivſten Zartheit haben: ſonſt wird man in die ſchneidendſten Ungerechtigkeiten und in die wunderlichſten und traurigſten Irrthümer verfallen. Der Menſch — durch Cultur der Sphäre ſeiner primitiven Begabung entrückt — durch Civiliſation zu einer künſtlichen ausgearbeitet — durch Erziehung noch ganz ſpeciel ſoll ich ſagen gebildet

oder zugeſtutzt — durch Gewohnheit der Geſellſchaft abgeſtumpft gegen die Erſcheinung des Menſchen — durch perſönliche Erfahrungen bald mißtrauiſch bald blindvertrauend gemacht: der Menſch aus unſrer Zeit und unſrer Welt, ihren Einflüſſen, Regeln und Geſetzen unterthan, durch ſie geſäugt, von ihnen gewiegt — ſollte eine ſolche clairvoyance der Erkenntniß haben, daß dieſelbe mit ſeinem dunkeln Inſtinct zuſammenfiele, und ihn ſicherer führte als Beobachtung und Prüfung!?"

„Meine arme Sibylle, entgegnete Otbert mitleidig, Beobachtung und Prüfung führen uns meiſtentheils ſo verkehrt und in die Irre, daß der Inſtinct wenig zu thun braucht um es beſſer zu machen! — Ich für meine Perſon halte es, wenn es auf ein Urtheil ankommt, in den meiſten Fällen mit dem Ergebniß der unwillkürlichen, unräſonirten Regung; denn unſer mehr oder weniger ſophiſtiſches Räſonnement, durch das zweifelnde Dämmerlicht unſers Verſtandes mehr beleuchtet als erleuchtet, iſt ganz dazu geeignet um uns an der Wahrheit ſelbſt irre zu machen."

„Das iſt richtig! entgegnete ich traurig. Ach, wie er es auch beginne, dem Menſchen vom Mittelſchlag iſt Irrthum und Täuſchung gewiß! Unſre unvollkommnen Fähigkeiten werfen ihren tiefen Schat-

ten über die flüchtige Erkenntniß die zuweilen in uns auftaucht um wie eine himmliſche Viſion in dem Nebel der Alltäglichkeit zu verſchwinden."

„O mein Engel! nichts von dieſem Rückfall ins Schattenreich! rief Otbert, kniete vor mir nieder und umſpann mich mit dem eindringlichen warmen Blick ſeiner glänzenden ſchwarzen länglichgeſchnittenen Augen. — Sieh, ich bin wie Orpheus! ich habe die geliebte Eurydice in jenem Reich geſucht, gefunden, befreit — ich trage ſie in meinen Armen zum goldnen Tageslicht, zum ſüßen Liebesleben empor — ich bin freudezitternd über meinen Sieg und meine Seligkeit; — o jezt keinen Rückblick mehr, keine Gemeinſchaft mit den Schatten der Vergangenheit. Sieh! Sedlaczech gehört ihr an; er ruft jene empor, unabſichtlich, nur durch ſein Daſein. Laß ihn gehen, Sibylle! o ich mögte Dich von der ganzen Welt iſoliren, alle früheren Eindrücke aus Dir verwiſchen, damit Du mit mir und durch mich das Leben kennen lerneſt."

Mit welchen Gründen ſollte ich dieſe Bitten und Wünſche abweiſen? Ich hatte keine. Wir waren im Mai; im hohen Sommer wollten wir nach der Schweiz gehen und uns dort verheirathen. Wollte Otbert in ſeiner jungen Häuslichkeit keinen Dritten haben — ich begriff das! allein jezt einen Mann

zu entfernen, meinen Lehrer, Freund und Gast, den ich eingeladen hatte, das schien mir tyrannisch gegen mich und roh gegen Sedlaczech. Und dennoch erfüllte ich Astraus Wunsch! — — So wie ich den Entschluß gefaßt ihn zu heirathen, hatte ich denselben gegen Sedlaczech ausgesprochen. Er antwortete mir nichts als:

„Gott segne Sie in all Ihrem Thun.“

Seitdem hielt er sich noch ferner als sonst von mir und war auch noch schweigsamer und zurückhaltender in meiner Gesellschaft. Zuweilen in Otberts Gegenwart, angeregt durch dessen Gespräche, wurde er lebhaft und mittheilend, und dann gab es keinen größeren Contrast als diese beiden Männer sowol in der äußeren Erscheinung als in dem Ausdruck ihrer inneren Richtung. Astrau — ein Sohn der Sonne, glänzend, prächtig, herrschend, siegesgewohnt und bewußt, ein heitres süßes Spiel aus dem Leben und dessen ernstesten Gaben machend, die Schatten fliehend, also auch Wehmuth, Kampf und Schmerz fast ängstlich vermeidend — ein verzogenes Kind des Schicksals und der Menschen, dem Alles geglückt war was er sich je in den Kopf gesetzt, und daher von einem Selbstvertrauen ohne Gleichen, das ihn zu seinem eignen Gott erhob. Sedlaczech — eine Mondscheingestalt, die von

Millionen unbeachtet lautlos zwiſchen ihnen dahin glitt; ein Verſtoßener aus den Reihen der ſogenannt Glücklichen der Welt; von der größten Schüchternheit, wie der Mangel an Erfolg und vielleicht herbe Erfahrungen das mit ſich brachten; von der nachhaltigſten Ausdauer, die aus dem unabweislichen Inſtinct ſeines Genies hervorging; voll tiefem Glauben an göttliche Führung, daher voll tiefer Ueberzeugungen und gewappnet zu jedem Kampf; ſtolz genug um ſtets das Bewußtſein feſtzuhalten, daß er ſeinen Weg erkannt habe und verfolgen müſſe, und wenn auch nicht Einer dies anerkenne; aber nicht eitel genug um im Selbſtvertrauen eine Bürgſchaft zu finden, daß ſeine Kräfte ausreichen würden für die Mühſale des Weges. Aſtrau dem Beifall der Welt entrückt, würde vielleicht ohne poetiſche Inſpiration geblieben ſein und gewiß nicht das Bedürfniß gehabt haben ſich ihr hinzugeben. Er behauptete zum Improviſator oder zum Schauſpieler geboren zu ſein, da nichts ihn ſo anfeure und belebe als die elektriſche Spontaneität der geiſtigen Berührung zwiſchen einem ſolchen Künſtler und der bewundernden, hingeriſſenen, athemloſen Menge. Sedlaczech würde in der tiefſten Einſamkeit die mächtigſten Inſpirationen gehabt und ſich durch ſie beſeligt gefühlt haben, wenn auch deren

Blüten, seine Schöpfungen, nie für ein menschliches Ohr erklungen wären. Jener lechzte nach Lob und Schmeichelwort; dieser wehrte kühl auch den geringsten Ausdruck des Beifalls ab. Astrau wollte die volle Huldigung der Zeitgenossen, Sedlaczech schmachtete nach dem Ruhm der Nachwelt. Jener sagte:

„Wer die Gegenwart beherrscht indem er ihrer Gesinnung den entsprechenden Ausdruck leiht, und die in ihr gährenden Elemente in eine klare feste Form gießt, welche sich jedem Auge als das tausendmal geträumte Bild befreundet entgegenstellt: der ist der König seiner Zeit, und es ist gleichviel ob eine spätere ihn dafür anerkennt .... da ohnehin die frühere es nicht kann. Für eine Epoche ist der Mensch geboren, drum soll er sie füllen wenn er es vermag. Das ist sein ächter lebendiger Ruhm. Der todte Nachruhm ferner Jahrhunderte beweist sehr häufig daß der Berühmte seine Zeit und seine Mission nicht verstanden hat."

Sedlaczech sagte gelassen als ob es sich um die einfachste Sache der Welt handle: „Ich bin nur durstig nach Unsterblichkeit und nach dem Bewußtsein daß ich gestrebt habe als ob ich sie verdiente."

„O! rief ich dazwischen, wie seid Ihr glücklich, Ihr Beide, daß Ihr eine Idee habt, welche Euch

in jedem Moment beſeelt — welche Ihr mit jedem Athemzug verfolgt — woran Ihr Eure Seele unabtrennbar vor Anker gelegt habt, ſo daß Ihr nie in der Irre auf dieſem ungeheuren Ocean umhertaumelt den man Leben nennt! .... Ihr wißt was Gott mit Euch will! Ihr lebt ſeine Idee in Euch aus! ſei das nun groß oder klein, viel oder wenig, hoch oder niedrig in den Reſultaten — einerlei! Ihr verfolgt Euer Ziel. Aſtrau will den Genuß, Sedlaczech will das Streben .... o Ihr Beneidenswerthen! — Was will denn ich? Was will denn Gott mit mir? .... Nichts, nichts und abermals nichts. Und ſo verfalle ich denn auch dem Nichts."

„Und Sie wähnen zu lieben, Sibylle! rief Otbert heftig bewegt. Ein Weib das liebt hat nie gefragt was Gott ſonſt noch mit ihm wolle."

„Auch ich werd' es lernen ohne zu fragen, Otbert! ſagte ich herzlich und gab ihm die Hand. Es iſt nur ſo ſchwer ſich von alten Gewohnheiten loszumachen."

Als Otbert mir aber in Folge dieſes Geſprächs vorwarf ich hätte mehr Theilnahme für Sedlaczechs Lebensanſchauung als für die ſeine an den Tag gelegt, ſo beſchloß ich dieſen Quälereien ein Ende

zu machen und Letzterem offenherzig zu ſagen um was es ſich handle. Ich that es.

„Lieber Meiſter! ſagte ich, ich weiß nicht ob Sie wiſſen daß die Männer wunderliche Grillen haben und daß vor allen Anderen die Liebenden ſich darin hervorthun.“

„Inwiefern könnten Graf Aſtraus Grillen mich betreffen?“ fragte Sedlaczech trocken.

„Grade Sie! entgegnete ich tödtlich verlegen und daher mit erzwungener Munterkeit. Er findet Sie zu liebenswürdig um neben Ihnen ſeiner eignen Liebenswürdigkeit gewiß zu ſein und das beklemmt ihn.“

Sedlaczech legte ſeine ſeltſamen Augen mit einem langen Blick auf mich, ſagte dann ruhig:

„So leben Sie denn recht, recht wol und in eine glückliche Zukunft hinein!“ — ſchüttelte mir die Hand und wollte gehen.

„Aber wohin werden Sie denn gehen? rief ich beängſtigt. Und ſoll ich nichts von Ihnen hören und Sie nicht wiederſehen? Ach Gott! Sie ſind mir wie ein Vermächtniß meiner lieben Todten .... ich hätte ſo gern mit Ihnen fortgelebt wie bisher.“

„Ich auch! ſagte er traurig, ſetzte dann aber gleich freundlich hinzu: Einem großen Glück müſſen kleine Opfer gebracht werden, theure Sibylle: halten Sie das recht feſt jezt, da Sie in neue Verhält-

niſſe treten, und laſſen Sie getroſt alles Unweſentliche, wodurch es geſtört werden könnte fallen.“

„Alſo glauben Sie doch wirklich an ein großes Glück für mich! rief ich hoffnungsfreudig. Ich geſtehe Ihnen mir ſchien zuweilen als ob Sie daran zweifelten.“

„Kein Menſch begreift ein fremdes Glück! das Paradies des Einen würde des Andern Hölle ſein. Daß ich Ihr Glück inbrünſtiger wünſche als irgend Jemand — das weiß ich .... ſonſt nichts! — Ich denke nach Rom zu gehen, ſetzte er abbrechend hinzu, um die neue römiſche Kirchenmuſik kennen zu lernen, da man die alte vielleicht nirgends ſeltner hört als dort — in der Charwoche ausgenommen. Ich habe viel zu arbeiten, zu ſtudiren, zu vollenden, und ich denke es wird mir wol gehen in der Heimat Paleſtrinas.“

„Aber wie .... womit .... werden Sie leben?“ fragte ich ſchüchtern.

„Wie ſonſt! ich habe ja meine alten Hülfsmittel und überdas wenig Bedürfniſſe. Ich habe mein Leben nicht darauf eingerichtet ſtets in einem Palaſt Gradenigo zu wohnen — fügte er lächelnd hinzu — und in einer einſamen Hütte braucht man nicht viel.“

Ich weiß nicht warum, allein mir wurden die Augen feucht.

„Grämt Sie das, Sie Verwöhnte! daß der Mensch wenig bedarf?“ fragte er liebreich.

„Daß Sie gehen grämt mich! rief ich mit heißen Thränen, und daß Sie in die einsame Ferne, wo Niemand Ihrer harrt, ziehen — grämt mich noch mehr. Wüßt' ich Sie glücklich, sei's in Rom, sei's am Nord- oder Südpol — ich würde nichts sagen, aber jezt .... muß ich weinen.“

„Leben Sie wol, Sibylle!“ sagte er mit bebender Stimme, mit schimmerndem Blick, und reichte mir abermals die Hand.

Ich umklammerte diese Hand mit der Linken, ich legte die Rechte auf seine Schulter, und sagte:

„Vor Jahren — ich selbst weiß nicht mehr vor wie langen Jahren .... hab' ich Sie einmal beten sehen; das was ich beten nenne: nicht bitten um irdische Güter oder himmlische Gaben, sondern die Seele aufschwingen zur Ruhe in Gott. Seitdem, Fidelis, hab' ich viel gesehen und viel vergessen, aber .... wie Sie beteten hab' ich nie und nimmer vergessen. Nun sagen Sie mir: können Sie noch jezt so beten?“

„Jezt erst recht!“ sprach er fest.

Ich trat zurück, faltete meine Hände vor der Brust und rief: „Nun so gehen Sie denn, Sie gesegneter und verehrter Mensch! und wenn ich

dessen würdig bin, so gedenken Sie meiner Seele in Ihrem Gebet, damit sie im Schutz der Ihren zu Gott komme."

Eine Welt von ekstatischen Empfindungen trat während ich sprach in Sedlaczechs Antlitz. Als ich schwieg legte er wie aus einem Traum erwachend die Hand über die Augen, neigte sich stumm und tief vor mir und verließ langsam mein Cabinet.

Otbert schloß mich freudig in seine Arme als ich ihm Sedlaczechs bevorstehende Abreise mittheilte und sagte:

„Sie sind so bewegt durch den Abschied, Sibylle, daß ich mich derselben doppelt freuen muß."

„Durch den Abschied bin ich es allerdings, entgegnete ich, denn die Entfernung einer treuen Seele thut immer weh: — durch unser Zusammensein bin ich es jedoch nie gewesen."

Otbert war unendlich dankbar, höchst liebenswürdig und angeregt, und oft gedachte ich Arabellas und begriff daß sie, grade sie, seinem Zauber nicht habe widerstehen können. Obgleich mein Bewußtsein mir sagte, daß ich auf keine Weise störend zwischen sie und Otbert getreten sei, so war mir doch immer zu Sinn als müsse ich sie heimlich meines Glückes wegen um Verzeihung bitten. Einmal gerieth ich auf den Einfall ihr zu

ſchreiben, daß ich auf dem Punkt ſei Otbert zu heirathen; da aber unſre freundſchaftliche Verbindung ſeit meiner Abreiſe von England abgebrochen und durch keinen brieflichen Verkehr wieder angeknüpft war: ſo ſchien es mir nach reiflicher Ueberlegung taktlos und grauſam ſie bei dieſer Veranlaſſung wieder anſpinnen zu wollen. Ueberdas gerieth ich durch das Glück in jene Verweichlichung welche uns ängſtlich jede bittere oder peinliche Empfindung fliehen läßt. Ich wollte glücklich ſein, und Otberts Liebe machte mich glücklich. Seine Treue und Ausdauer hatte er mir bewieſen; jezt legte er mir ſein Beſtreben an den Tag auch in ſeiner geiſtigen Richtung, in ſeinen Studien und Beſchäftigungen meinen Beifall zu gewinnen. Er arbeitete damals an ſeiner reizenden „Sirene.“ Der Gegenſtand foderte Bekanntſchaft mit der venetianiſchen Geſchichte. Wir laſen ſie zuſammen. Wir durchfuhren und betrachteten zuſammen bis in die geringſten Einzelheiten ganz Venedig um das Characteriſtiſche und Eigenthümliche bis in dem entfernteſten Winkel, der abgelegenſten Sandbank aufzuſuchen. Wir ruhten zuſammen von dieſen Excurſionen bei Venedigs unvergleichlichen Kunſtſchätzen aus und gaben uns bei abendlichen Gondelfahrten dem vollen Zauber dieſer Feenſtadt hin. Zuweilen

recitirte Otbert während dieser Fahrten einzelne Strophen aus der „Sirene“ welche auf die Scenerie oder auf unsre eigene Stimmung paßten; oder er besprach mit mir irgend ein Bild oder eine Idee, die er dem Gedicht einverleiben wollte. Zuweilen ordnete er Musik zu unsrer Begleitung an und dann war schweigen noch süßer als reden. So kam der Julius heran, den ich zu meiner Abreise nach der Schweiz festgesetzt hatte. Es war ein fürchterlich heißer Sommer; die Sonnenhitze verwandelte Luft und Wasser in geschmolzenes Blei und brütete, ich mögte sagen mit dumpfer Wuth über der Lagune. Ich fürchtete für Benvenutas Gesundheit: ich hatte freilich wieder die kleine Wohnung auf Torcello für sie genommen, aber sie kam ihr wenig zu gut, denn die Hitze begann mit Sonnenaufgang und dauerte bis gegen Mitternacht, so daß eigentlich nur die Paar Stunden der Nacht gegen den Morgen zu Kühlung gewährten. Ich sehnte mich nach der frischen Bergluft der Schweiz. Um so überraschender war es mir als Otbert mich eines Tages bat diese Reise aufzugeben, aber sein Glück nicht länger zu verzögern. Die Arbeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen mache ihn so glücklich — die Umgebung wirke so harmonisch mit der innern Stimmung zusammen — die poetische Er-

regung ſei ſo mächtig und überſprudelnd in ihm, daß ihm zu Muth ſei als begehe er einen Frevel an ſeiner Muſe wenn er von dieſer geweihten Stätte weiche. Ueberdas ſei ihm Venedig ſo lieb durch die Seltſamkeit und Seligkeit des Geſchicks, welche er hier gekoſtet habe, daß er an keinem andern Ort der Welt den Moment der Erfüllung ſeines höchſten Glücks erleben möge. Er trug mir das Alles in ſeiner Weiſe vor, die ich unwiderſtehlich fand, und die Folge davon war, daß Alles genau ſo gemacht und eingerichtet wurde wie er es wünſchte. Wir wurden in aller Stille vermält. Otbert verließ das Hotel Danieli am Quai der Slavonier wo er bis dahin gewohnt hatte und bezog meinen Palaſt Gradenigo. Eine kleine Wohnung auf Torcello — aber eine andere als Benvenutas — erwählte er ſich für Stunden und Launen in denen ihm völlige Einſamkeit nothwendig ſei; und das fiel mir weiter nicht auf, da ich ſelbſt mehr als jeder Andre die aller unabhängigſten, ja vielleicht grillenhafte Lebensgewohnheiten hatte.

So war ich denn Otberts Frau! — bis dahin hatte mich eine unüberwindliche Schüchternheit zurückgehalten mit ihm über ſeine pecuniären Verhältniſſe gründlich zu ſprechen. Jezt that ich es; denn aus den Zeiten meiner Ehe mit Paul wußte ich

in welch ein Labyrinth von Sorgen man sich durch nachlässige Verschwendung und gedankenlose Unordnung verwickelt.

„Geliebter Engel, entgegnete Otbert sehr gelassen, ich habe unzählige Schulden."

„Ich wünschte doch sehr daß Du sie zählen mögtest .... weiter nichts, Otbert!"

„Ja sieh, das werden die Leute, welche mir geborgt haben, wol genauer können als ich. Mit dem unseligen Gelde war ich immer übel dran. Wir haben uns nie mit einander vertragen können, drum nahm es immer mit der größten Eile bei mir Reißaus."

„Erlaubst Du mir künftig Dein Schatzmeister zu sein?"

„O! rief Otbert entzückt, dann wird mir das Leben noch einmal so freudig vergehen als sonst. Die Qual nie Geld zu haben und immer Geld zu brauchen, ist mit keiner andern zu vergleichen! Zuweilen fühlte ich mich durch sie gelähmt an allen Sinnen und Kräften .... wahrhaft elend. Ich verstehe diese Geschäfte nicht, habe sie nie gelernt, erwuchs als der Sohn eines reichen Mannes, der aber noch zwei Söhne außer mir hatte. Nach seinem Tode wurde das Vermögen zwischen uns und der Mutter vertheilt. Meine Brüder haben

es verſtanden reiche Männer zu werden; ich habe mich nie um mein Vermögen gekümmert! meine gute Mutter hat es nach beſten Kräften verwaltet .... jezt wird ihr, glaub' ich, dieſe Verwaltung nicht mehr viel Mühe machen. Indeſſen .... wenn wir einmal nach Deutſchland heimkehren, wollen wir doch die Sache genau unterſuchen um zu erfahren, was ich eigentlich habe oder nicht habe.... wenn's Dich intereſſirt, mein Engel."

Nie hab' ich einen Menſchen geſehen, der das Geld weniger beachtet und mehr verbraucht hätte! er war nichts weniger als habſüchtig; er verſchenkte und verſchwendete eignes wie fremdes Gut mit derſelben Fahrläſſigkeit; er war im höchſten Grade freigebig und großmüthig; das gefiel mir ſehr! allein ebenſoſehr mißfiel mir dieſe bodenloſe Unordnung. Es kam ihm nicht in den Sinn irgend Jemand übervortheilen zu wollen. So wie ſeine Gelder einliefen, berief er ſeine Gläubiger und zahlte ihre Foderungen; blieben jene aber aus oder reichten ſie für ſeinen Verbrauch nicht hin, ſo beunruhigte ihn das nicht im Mindeſten; er borgte aufs Neue und verzehrte in dieſer Weiſe ſeine Habe. Als mein Haus das ſeine ward und er mir die unbeſchränkte Leitung deſſelben übertrug, ordnete ich ſeine ganzen pecuniären Verhältniſſe

insoweit sie sich an Venedig knüpften aufs Pünktlichste. Er dankte mir herzlich — aber nur für meine Mühe: die Sache selbst war ihm gleichgültig. Ich fühlte mich einmal verpflichtet ihn über deren Wichtigkeit aufzuklären. Er hörte mir verwundert zu und erwiderte dann:

„Lieber Engel! ganz unabhängig ist auf unsrer Sclavenwelt Niemand. Lebt man wie ich, so ist man, wie Du ganz richtig bemerkst, etwas abhängig von Juden, Wucherern und dergleichen Gesindel: — lebt man wie Du, so ist man abhängig von seinem Budget. Der Eine fühlt sich frei durch die Ordnung in seinen Rechnungsbüchern: den Andern bedrückt der Gedanke sie in Ordnung halten zu sollen. Wenn ich gestern zehntausend Thaler ausgegeben habe, so weiß ich heute kaum — und morgen gewiß nicht mehr die Zahl. Wozu auch? Den Genuß den sie mir verschafft hat habe ich erstrebt und erlangt: und das ist der Zweck des Geldes."

Ich sah ein daß es ganz umsonst sein würde über diesen Punkt mit ihm zu streiten. Aus Neigung und Bequemlichkeit hatte er sich ein System über diesen Zweck des Geldes gemacht, wohinter er sich mit der höchsten Gelassenheit verschanzte Ganz wahr ging er nicht dabei zu Werk — wie

das mit der ſogenannten conſequenten Durchführung jedes Syſtems verbunden iſt — aber um ſo feſter hing er an demſelben. Kurz nach unſrer Verheirathung ſchickte ihm ſeine Mutter eine Anweiſung auf 2000 Thaler, wenn ich nicht irre, mit der Bemerkung dies wären ſeine einzigen Einkünfte für das laufende Jahr. Was that er? — Mir war ein wunderſchöner türkiſcher Shawl für einen enormen Preis angeboten; ich hatte ihn nicht genommen. Otbert kaufte ihn; — kaufte dazu einen Kaſten von Cedernholz, der im orientaliſchen Geſchmack mit Arabesken von kleinen vergoldeten Nägeln beſchlagen war, und legte mir dies Prachtgeſchenk zu Füßen. Ich freute mich eigentlich nur an ſeiner Freude über daſſelbe. Er hing mir den Shawl um, erſt ſo, dann ſo, er ließ meine übrigen Shawls bringen, legte ſie alle ſelbſt in den herrlichen Kaſten, und freute ſich an ihrer Zartheit und ihren Zeichnungen.

„Eine Schönheit wie Du muß nichts als die köſtlichſten Stoffe tragen, ſagte er, und von den köſtlichſten Stoffen umgeben ſein. Deine kleinen weißen Linonkleider ſind mir ganz unangenehm. Warum kleideſt Du Dich nicht in oſtindiſchen Muſſelin?“

Ich ſagte ihm oſtindiſcher Muſſelin ſei eine Tra-

dition aus der Jugendzeit unſrer Mütter, und heutzutag aus der Mode. Er verſicherte er würde mir ein ſolches Kleid verſchaffen. Am andern Tage erſchien er triumphirend:

„Siehſt Du, ich hab' ihn gefunden, den zarten waſſerdünnen Stoff! ich foderte das leichteſte und koſtbarſte der Art .... da bekam ich ihn gleich."

Ich öfnete das Päckchen welches er mir gab — es war wunderſchöner Batiſt die Elle zu drei Dukaten. Er war ſo froh über ſeinen vermeintlichen Fund daß ich ihn nicht enttäuſchen mogte. Ich verſprach mir daraus ein Kleid machen zu laſſen „ganz überrieſelt von Brüſſeler Kanten." Das Kleid wurde gemacht, aber von dem feinſten weichſten Muſſelin den ich finden konnte; und als ich darin vor ihm erſchien, ſchmückte er mich mit meinen Perlen, hing mir einen Spitzenſchleier über das Haar und den neuen blaßgrünen Shawl um die Schultern.

„Nun ſiehſt Du aus wie Adriatica des Togen Braut! rief er entzückt. Komm! laß uns fahren!"

Bei der Gondel neue Ueberraſchung! Am Tage fuhr ich immer in einer bedeckten; Abends ließ ich den Kaſten abnehmen. Jezt ſchwebte ein Baldachin von weißem Taffi mit Silberfranzen, an allen vier Ecken mit großen Blumenſträußen geſchmückt, über

ihr. Die Polſter waren ebenfalls von weißem Seidenſtoff und purpurfarbener Sammt diente als Fußteppich. Sie war von elfenhafter Zierlichkeit und gefiel mir ſehr. Otbert ſagte:

„Jezt iſt ſie Deiner würdig.“

Gino meinte ihm ſei zu Muth als fahre er die Göttin Venus ſelbſt, und ſo ging es den Canal grande hinauf und herab, von einer Barke mit Muſik begleitet. Dann zur Piazzetta. Ich hatte nicht große Luſt in meinem etwas fabelhaften Anzug die Gondel zu verlaſſen und auf den Markusplatz zu gehen; doch Otbert ſagte:

„In Paris oder London, vollends in unſern deutſchen Krähwinkeln, würde es unpaſſend ſein weil Du auffallen würdeſt; hier iſt man vernünftig und ungenirt! hier bemerkt man eine Frau um ihrer Schönheit — nicht um ihres Anzugs willen. Komm nur getroſt.“

Die Wahrheit iſt — daß er Recht hatte! Es war Muſik und großes Gedränge auf dem Markusplatz: allein ich wurde dennoch bemerkt.

„Oh! che maraviglia!“ riefen Einige.

Das machte Otbert mehr Vergnügen als mir! er ſah ganz freudig dazu aus, und ich ganz ernſt, ſo ernſt daß eine Frau rief:

„Sie iſt wol ſchön, aber ſie hat ein böſes Auge.“

„Nicht böſe, nur traurig," entgegnete ein Mann.

„Wie kann man traurig ſein wenn man einen ſo ſchönen und zärtlichen Gemal hat!" ſprach Jene.

Es giebt nichts Treffenderes und Unbefangeneres als die Auffaſſungs- und Ausdrucksweiſe des Venetianers! — Ein Menſchenknäuel folgte uns ſpäter zu unſrer Gondel und unſre Muſiker empfingen uns, weiß der Himmel warum! mit einem God save the king. Die feierliche Muſik ergriff die beweglichen Gemüther: man rief Evviva's und Segensworte uns zu. Otbert warf eine Hand voll Geld worunter ſich einige Goldſtücke befanden, unter die Menge, wodurch ſich das Entzücken noch ſteigerte. Ich war froh als unſre Gondel von der Piazzetta abſtieß! — Aber ſolch ein Abend war ganz nach Otberts phantaſtiſchem Geſchmack. In dem Punkt harmonirten wir mit einander — nur mit dem Unterſchied, daß ich immer von innerlichen, er von äußerlichen Entzückungen träumte; daß meine Phantaſie mir unerhörtes, unſägliches, aber ganz ſtummes Glück — die ſeine ihm Jubelruf, Freudejauchzen und ſelige Huldigung einer Welt vormalte; daß ich gleichſam in einen Feenpalaſt unter die Meereswellen zu verſinken — er auf einen weithin leuchtenden Königsthron erhoben zu werden wünſchte. Ein andrer Zug den wir mit einander gemein hatten

war der, daß wir uns den Berauſchungen durch unſre phantaſtiſchen Grillen zu ſehr hingaben um je durch das, was die Wirklichkeit uns bot befriedigt zu werden.

War ich nun glücklich als Otberts Frau? ich wollte es ſein, ich nannte mich ſo, ich prägte mir ein, daß es jezt keine andre Möglichkeit von Glück für mich gäbe und daß ich mein Herz dieſem Bewußtſein weit, weit aufthun müſſe. Ich bemühte mich immer tiefer in Otberts Weſenheit einzudringen, ſie mit der meinen zu verſchmelzen. Ich ſtudirte förmlich ſeine Meinungen und Anſichten um auf dieſelben einzugehen — ſeine Wünſche um ſie zu erfüllen. Ich ließ keine meiner alten Grübeleien in mir aufſteigen: ob dies Gefühl nun das ächte, das wahre, das unvergängliche ſei; ich nahm es dafür an. Das machte mich ſehr ruhig — ſo ruhig daß ich in der Erinnerung darüber ſtaune; denn es vergingen nicht ſechs Wochen unſrer jungen Ehe und Otbert bekümmerte ſich gar nicht mehr um mich. Ich hatte aber ein ſolches Zutrauen zu ihm, daß ich mit wunderbarer Gelaſſenheit zu mir ſelbſt ſagte: Dies iſt der Moment der Reaction, welche auf jede übermäßige Anſpannung des Gefühls folgt, um daſſelbe nach einiger Zeit ins Gleichgewicht zurückzuſtellen. Er hat ein Jahr in ſo über-

triebener, grenzenloſer Erregtheit zugebracht wie ſie auf die Dauer unmöglich zu ertragen iſt. Er muß ſich jezt von dem Schwung ausruhen, aus der Sphäre der Imagination in die des Herzens zurückkehren, und ſeine Liebe in dem ſchlichten geſunden Erdboden des Gefühls, ſtatt in dem Treibhauskaſten der Phantaſie wurzeln laſſen. Die Verpflanzung einer ſo zarten Blüte läßt ſich nicht ohne einen gewiſſen leichten Choc bewerkſtelligen; aber nach demſelben kommt ſie erſt recht zu ihrer eigenthümlichen Kraft und Entfaltung.

Meine Betrachtung war ganz richtig und faſt auf jedes Verhältniß das neu gegründet wird anwendbar, möge es Liebe, Freundſchaft, Ehe, ſogar untergeordnete Zuſtände betreffen. Im Allgemeinen iſt der Moment einer Verbindung, welcher Art ſie ſei! zufriedenſtellend; in der Folge entwickeln ſich deren Schattenſeiten: das pflegt man Enttäuſchung zu nennen, es iſt aber nur die ſehr natürliche Reaction, die auf alle Uebertreibungen in der Empfindungs- oder Handlungsweiſe folgt. Haben ſich die gährenden Elemente abgeklärt und geſetzt, ſo tritt bei gut- und glücklichgearteten Menſchen die dritte Epoche dauerhafter Befriedigung ein — oder entſchiedene Trennung, wenn nicht des Lebens, doch der Gemüther, falls ein Irrthum ſie

zuſammengeführt hat. Ich traute mir Kraft zu um zu dieſer dritten Epoche durchzudringen, und in Otbert ſetzte ich ſie voraus, weil ſeine ſtandhafte Ausdauer mich dazu veranlaßte. Nur vergaß ich ſeinen Charakter dabei in Anſchlag zu bringen! Er begehrte immerwährend in Athem gehalten, in Feuer geſetzt, in Emotionen geſchleudert zu werden, um Flammen zu werfen und ſich an denſelben zu wärmen und zu ergötzen, während ſie Andre blendeten und zur Bewunderung hinriſſen. Hätte ich ihn zehn Jahre lang die Komödie ſeiner Liebe ſpielen laſſen und derſelben mit Intereſſe zugeſehen, ſo würde ihn das unbeſchreiblich an mich gefeſſelt haben. Er empfand dabei den feinen und lebhaften Genuß den ein guter Schauſpieler haben mag, wenn er ſich ganz in ſeine Rolle verſetzt und als Hamlet oder Wallenſtein glänzenden Beifall einerndtet: unwillkürlich traut er ſich die Ader des Philoſophen oder des Feldherrn zu. So glaubte Otbert in der That etwas an ſeine Liebe für mich. Wie der Schauſpieler, wenn er die Bühne verlaſſen hat und neue Rollen zu ſtudiren findet, allmälig ſeine Wallenſteins-Launen vergißt um etwa ein Marquis Poſa zu werden: ſo ging es auch Otbert; nur mit dem Unterſchied, daß bei ihm die Natur bewirkte, was beim Schauſpieler die Kunſt.

Ich habe es ſchon einmal geſagt und ich muß es iezt wiederholen um ſein Bild zuſammen zu faſſen: er war nicht gradezu falſch, lügenhaft, heuchleriſch — er hatte es nur durch unbewußte Mißachtung der Wahrhaftigkeit zu einer ſolchen Schauſpielerſchaft gebracht, daß ſie ihm zur zweiten Natur ward; und in jene Mißachtung war er allmälig durch ſeine grenzenloſe Eitelkeit verfallen: er wollte das Idol der Welt ſein. Dies war das Haar an welchem der Satan ihn hielt! Sprach der zu Otbert: Bete mich an und du ſollſt König ſein — König der Liebe, des Ruhmes, der Ehren, der Herrlichkeit! — ſo betete Otbert ihn unbedingt an.

Es war übel für mich, daß ich nicht im Stande war Otberts Talent ſo über Alles zu bewundern wie ſein Beifallsdurſt es erheiſchte. Er warf mir häufig vor, daß alle Welt ihm höhere Anerkennung ſchenke als ich. Ich entgegnete einmal:

„Ich liebe Dich ſelbſt ſo ſehr, daß ich Dein Talent mit in den Kauf nehme, ohne es beſonders in Anſchlag zu bringen.“

„Kühl wie Cordelia!“ rief er ſpöttiſch.

„Und wahr wie ſie!“ entgegnete ich ſanft.

Ich fand ſeine Gedichte lieblich, harmoniſch und doch auch tief und kräftig; aber Otbert erſchien

mir nicht als der erſte Dichter der Welt, nicht als ein gewaltiges Genie, nicht als ein deutſcher Byron. Letzteres beſonders war ſeine heimliche Sehnſucht! Es war ſehr natürlich daß in Venedig wo Byron ſo viel, ſo gern und vor wenigen Jahren gelebt hatte, unſre Geſpräche ſich häufig um ihn bewegten, und da hatte ich ebenſo häufig Gelegenheit jene Schwäche Otberts zu bemerken. Da ich wirklich fürchtete daß ſie ihn in eine falſche Richtung werfen könne, ſo warnte ich ihn einmal ſich durch ſeine Bewunderung für Byron nicht beherrſchen und zur Nachahmung hinreißen zu laſſen.

„Du mußt auf andern Wegen gehen als er — ſetzte ich hinzu, Du haſt nicht ſeine wilde, ſchroffe, melancholiſche Seele .... wie könnteſt Du ſeinen Genius haben.“

„Alſo Du meinſt ich hätte eine zahme, ſchlaffe, luſtige Seele, entgegnete Otbert tiefgekränkt. Mit einer ſolchen kann man freilich nur ein jämmerlicher Dichter ſein.“

Meine aufrichtigen Verſicherungen, daß es mir nicht eingefallen ſei ihn zu Gunſten Byrons herabſetzen zu wollen, verſöhnten ihn ganz und gar nicht.

„Du deprimirſt mich wenn Du mich ſo ſehr gering achteſt — entgegnete er. Das iſt für mich wie Regen auf den Flügeln des Vogels: er kann

nicht fliegen. Wenn nicht einmal die Nächsten, die Liebsten mich ermuntern, woher soll mir dann die Zuversicht kommen? — Und sage mir nicht, daß ich auf Dein Urtheil nicht zu hören brauche, Sibylle! Du hast ein feines und richtiges Urtheil! überdies höre ich auf ein jedes .... um wie viel mehr auf das einer geliebten Frau."

„Wenn ich nicht fürchtete aufs Neue etwas Ungeschicktes zu sagen, entgegnete ich verschüchtert, so würde ich meinen, daß Du nicht auf jedes Urtheil als auf einen maßgebenden Richterspruch hören solltest. Du magst sie anhören als ebenso viel Beweise verschiedenartiger Ansichten .... allein Dich danach richten — niemals."

„Du hast eine schroffe wilde Seele! Dir würde in der Vereinzelung nicht weh sein! Aber ich kann ohne Theilnahme und Wolwollen nicht leben, nicht athmen, nicht denken, nicht dichten — nichts! ich werde dann eine todte Sache und höre auf Mensch, geschweige Dichter zu sein."

„Der innigste Zusammenhang mit dem All, das Verständniß der Menschenseele in ihren verschleierten Tiefen, auf ihren ätherischen Höhen — die Ahnung ihrer Qualen und Wonnen — die Erkenntniß der Natur, nicht nach den Regeln der Wissenschaft, sondern nach geheimnißvollen Anschauungen — und

mehr als das Alles: ein ſtarkes Herz, vom Strom der Empfindung umbraust und nie untergewirbelt; das, Otbert, ſind nach meiner Meinung die Nervenfaden durch welche der Dichter feiner und feſter als jeder Andre mit der Menſchheit zuſammenhängt! Allein banales Wolwollen Aller für ihn folgt daraus nicht! im Gegentheil! ſo ein Dante, ſo ein Byron konnten nicht ein gelaſſenes Wolwollen einflößen. Sie ſind unendlich geliebt und unendlich gehaßt. Denke doch nur welch einen Eindruck das machen muß, wenn die Welt der Liliputaner ſo einen Titanen über ſich dahin ſchreiten ſieht und von ihm nur als Gattung, nicht als ſo und ſo viel wichtige Individuen betrachtet wird! — und an die Schläfrigen, die Trägen, die Engherzigen denke, welche ſein dröhnender Schritt aus ihrem bequemen Halbſchlummer weckt und aus den Träumen welche auf ſchmackhafte Koſt und leckere Genüſſe folgen — wie die ihm zürnen werden! — und an die Zaghaften, die Schüchternen denke, welche ſich in ihrem Kämmerlein, in ihrem Hüttchen verſchanzt haben gegen Eindringlinge und denen plötzlich etwas wie Fanfaren zu Kämpfen, Schlachten und Triumphen ins Ohr klingt — wie die erſchrecken müſſen, als ob ein Feind nahe! — und an die Wolgeſinnten denke, denen es ſo herr-

lich auf der Welt geht, daß ſie meinen dieſe wundervolle Welt müſſe in Ewigkeit in ihrer gegenwärtigen Geſtaltung fortbeſtehen — wie die ihn verachten werden, den rohen uncivilisirten Titanen, der gelaſſen ſagt: ſie tauge ſo gar viel nicht! — Das bedenke, und dann ſage mir: glaubſt Du daß aus dieſen Jammerſeelen die Opferflamme und der Weihrauchduft der Begeiſterung und Liebe aufſchlagen könne? Nimmermehr, mein armer Otbert! nimmermehr! was die bewundern, was die mit ihrem Wolwollen beehren — das muß ihres Gleichen ſein und mit ihnen Schritt halten, das muß ihren Schwächen ſchmeicheln und ihre Niedrigkeit — Hoheit nennen. Ich zweifle nicht daß in dieſem Sinn ſehr viele Verſe gemacht ſein mögen; ich ſage nur — daß kein Dichter ſie je gemacht hat"

Wenn ich in dieſer lebhaften Weiſe ſprach, gefiel ich ihm außerordentlich.

„Meine Muſe! rief er, Königin meiner Seele! führe mich zu irgend einem Stern empor, wo ich an Deiner Seite das Reich des Genius gründen könnte. Die Aera Deiner Ideen iſt nicht unſer Jahrhundert! Was Du begehrſt vom Menſchen, vom Dichter — hat Keiner geleiſtet und wird kein Sohn des Staubes je leiſten. Er iſt nicht ſo unantaſtbar und unwandelbar wie Du ihn träumſt,

denn ewig wandelt er unter nicht über dem Geſchick. Haben ihm die Götter einen Silberpanzer an den Sonnenſtralen geſchmiedet, der ihn ſchützt gegen Pfeile von Menſchenhand: ſo glaube Du jezt mir: unter dem Panzer, im eignen Buſen hegt er den Geier der ihm das Herz abfrißt und ihn in namenloſer unruhvoller Qual umhertreibt — grade wie Dante, grade wie Byron! O Sibylle! zu jenem alten gemarterten Titanen Prometheus, der ein Dichter der Menſchheit im größten Styl war, kamen die Oceaniden um mit ihm zu klagen, denn menſchliche Klage reichte für dieſes Leid nicht aus. O wünſche mir nicht die einſame Felſenklippe auf dem Caucaſus! gönne mir das ſchöne reiche bunte Leben zwiſchen unſers Gleichen."

„Ich ſtelle mir zuweilen vor, entgegnete ich, das Weſen ſehr begabter Individualitäten ſei irgend einer elementariſchen Eſſenz, irgend einem Naturweſen entlehnt und mit menſchlichem Geiſt und Körper verwebt. Deren Sympathien und Neigungen verriethen alsdann ſtets die urſprüngliche Verwandtſchaft. In Dich iſt gewiß ein Sonnenſtral hineingeſponnen, Otbert, ſo glänzend, funkelnd, helle und licht biſt Du."

„Das klingt lieblich, Schmeichlerin! — aber nun in Byron?" — —

„Ein trauriger Stern.“

„Und in Göthe?“

„Ein Regenbogen.“

„Und in Beethoven?“

„Ah in den .... die ganze Welt!“

„Und in Dich ſelbſt?“

„Nichts! .... oder Staub, was daſſelbe iſt.“

„Das iſt falſch! Meereswellen ſind in Dir .... und weißt Du wol daß ſich aus Deinem Einfall ein wunderniedliches Gedicht machen ließe? und ſchenkſt Du mir wol Deinen Einfall?“

„Gewiß, lieber Otbert! bei mir liegt er roh und grau wie ein Kieſel da. Du ſchleifſt ihn ab und erſt dann wird etwas draus! — Aber warum arbeiteſt Du nicht an der Sirene?“

„Sie ſchläft, Sibylle, und ich mögte ſie mit meinen Liedern wecken.“

Allein er verfiel auf tauſend andre Dinge, die ihn von der Arbeit abhielten, auf das Studium von ich weiß nicht welcher orientaliſchen Sprache im armeniſchen Kloſter von San Lazaro — auf eine Regatta, die er für die Gondoliere veranſtalten und an der er Theil nehmen wollte. Er übte ſich ſtundenlang in der Lagune zu rudern und vor der Hand mit Gino Wettkämpfe anzuſtellen, bei denen er immer ſagte:

„Gino! wenn Du ſiegſt geb' ich Dir drei Dukaten; wenn ich ſiege .... Stockprügel!"

Dadurch war er ſicher daß Gino aus Gier nach dem Gelde die Höflichkeit des Dieners gegen den Herrn aus den Augen ſetzen werde. Später, nachdem er ſich genug geübt hatte, fand die Regatta wirklich ſtatt und Otbert empfand bei ihrer Veranſtaltung das größte Vergnügen. Er hatte ſich eine leichte zierliche Barke und einen Gondolieranzug von Tafft machen laſſen, der ihm ungemein gut ſtand; er hatte ferner drei Preiſe für die Sieger, und für jeden Theilnehmer ein kleines Geldgeſchenk beſtimmt. Trotz des Wetteifers den er zwiſchen ihnen entzündete und wodurch er ſie zur Entfaltung ihrer Kraft und Geſchicklichkeit anfeuerte, ward ihm dennoch die Freude zu Theil der Dritte am Ziel zu ſein, und ſich dadurch und durch ſeine Freigebigkeit, die Liebe und Verehrung der Gondoliere in einem ſolchen Grad zu erwerben, daß ſie ihn fortan ihren König nannten.

Dies beſchäftigte ihn in unglaublicher Weiſe, und als ich ihm einmal meine Verwunderung über das lebhafte Intereſſe ausſprach, das er im Stande ſei an ſolchen Beſchäftigungen zu nehmen, entgegnete er noch verwunderter:

„Begreifſt Du nicht welch ein unausſprechlicher

Genuß darin liegt in jeder erreichbaren Region der Erſte zu ſein, arme Sibylle? Das gewährt ſtets eine, ſüße Berauſchung, und in derſelben athme ich mehr poetiſche Inſpiration ein, als mit der Feder in der Hand am Schreibtiſch. Alles was das Herz klopfen macht iſt des Dichters Element — wenn nicht der Dichter ein engbrüſtiger Duckmäuſer iſt, der ſich vor dem ſtarken Herzſchlag fürchtet als ob es krankhaftes Herzklopfen ſei. Ich bekenne Dir, daß mir die Bewunderung meines geſchickten und ſtarken Ruderſchlages, meiner Leutſeligkeit und Großmuth von Seiten der Gondoliere zu Zeiten viel angenehmer, viel erfriſchender iſt, als das fade Lob irgend eines kritiſchen Journals oder eines eleganten Salons."

Das begriff ich außerordentlich gut! was ich nicht begriff und was ich unmöglich an Otbert ſagen konnte, war die Frage: warum er mich wol eigentlich geheirathet haben könne? Es gab eine Antwort auf dieſelbe, allein mir grauete ſie mir zu geben! ſie hieß: Um eine reiche Frau zu haben! — Denn von einem intimen traulichen Leben ſchwand jede Spur immer mehr und mehr. Er mußte ſich beſtändig neue Intereſſen ſchaffen, und um ſo heftiger ſein Wunſch und ſein Beſtreben mich zu gewinnen geweſen war, um ſo größer war

die Lücke welche auf deren Befriedigung folgte, um ſo eifriger ſuchte er ſie auszufüllen. Den Winter verlebten wir in dem lebhafteſten geſellſchaftlichen Verkehr. Es waren viele Fremde in Venedig. Der Carneval war außerordentlich munter und beſonders darum ſo luſtig, weil das Volk mehr als an jedem andern Ort, Rom nicht ausgenommen, Theil daran nimmt. Weil man nur zu Fuß oder in der kleinen unſcheinbaren Gondel ſeinem Vergnügen nachgeht, ſo tritt eine äußere Gleichheit der Zuſtände ein, welche da nicht ſtatt findet wo die eine Hälfte der Theilnehmer den Wagen und Pferden der andern Hälfte beſtändig ausweichen muß. Dies iſt zu jeder Zeit ein auffallender und ganz characteriſtiſcher Zug von Venedig geweſen, welchem auch das von je her zwiſchen Volk und Vornehmen herrſchende gute Einverſtändniß entſpricht; da war weder Neid noch Mißgunſt auf der einen — weder Hochmuth noch Unterdrückung auf der andern Seite! ſie waren Alle Kinder der Lagune, und Alle von der Regierung auf gleiche Weiſe überwacht. Damals war das alte Regiment der Republik erſt vor einem Menſchenalter zu Grunde gegangen, folglich hatte deſſen alter tauſendjähriger Einfluß noch nicht verwiſcht werden können. Er lebte fort in Gewohnheit, Sitten und Gebräuchen, und was von den-

ſelben in fröhlicher Ungezwungenheit zum Vorſchein kam, ſprach mich ungemein an durch ein eigenthümliches Gemiſch von Harmloſigkeit, Mutterwitz und Schlauheit.

Dennoch nahm ich im Grunde nur Theil an dieſen Vergnügungen um mich nicht meinen Gedanken hinzugeben. Ich floh ſie inſtinctmäßig; mir war als müßten ſie mich in ihrem Strudel verſchlingen. Ich wollte mich betäuben gegen meine eigene heimlich anpochende Angſt — mich klammern an mein Glück und meine Liebe — nicht weichen von dem Boden des Bewußtſeins einen Platz gefunden zu haben auf dem ich eine ernſte dauernde Befriedigung gewähren und empfangen könne. Ich lebte auch ſehr gut mit Otbert, freundlich, theilnehmend, allein lauter und immer lauter wollte in mir eine Stimme ſprechen: „Aber dies Alles ſoll doch wol nicht Glück und nicht Liebe ſein? es wird nur ſo genannt! und wie heißt es denn in Wahrheit? ſollte es wol .... Komödie heißen, welche die Menſchen mit einander ſpielen um die Hohlheit des Lebens mit einigen bunten Fetzen aufzuputzen?“ — Es war eine fürchterliche Zeit! ich ging wie ein Seiltänzer der Thurmſpitze zu, die ich mein Ziel, mein Glück nannte; und fühlte dabei wie der Schwindel in mir aufſtieg, mich um-

ſpann, mich umſchwebte, daß es mir ſchwarz vor den Augen ward; und wie ich ihn überwinden müſſe um nicht einen gräßlichen, einen zerſchmetternden Sturz zu thun; und wie dabei das Herz immer ſchwerer, der Fuß immer lahmer, der Blick immer umflorter werde. So durchlebte ich den Winter, ſo den Frühling; ich war nun zwei Jahr in Venedig. Ich ſchlug Otbert einen Sommeraufenthalt in Engelau vor.

„Im nächſten Sommer, lieber Engel!“ ſagte er abwehrend.

Nicht um ihm zu widerſprechen, ſondern wirklich weil ich es für zweckmäßig hielt, bat ich ihn mir Urlaub zu geben: ich müſſe einen Blick auf die Geſchäfte und in die Zuſtände meiner Heimat werfen. Er entgegnete freundlich:

„Drei Monat gebe ich Dir! Das iſt grade genug um halb erſtarrt aus Norddeutſchland hieher zurückzukehren und um noch wieder aufthauen zu können.“

Die unbefangene Freundlichkeit mit welcher Aſtrau in unſre ziemlich lange Trennung willigte, ſprach deutlich ſeine ſanftgleichgültige Geſinnung aus. Mir ſchien als ob ich fortan gar nicht mehr in ſeinem Leben zählen würde, und dennoch tröſtete mich zu-

weilen die Hofnung, daß in der Trennung ſeine Liebe wieder erwachen könne.

Als es in meinem Hauſe bekannt ward daß ich meine Abreiſe vorbereite, bat Gino mich dringend in Venedig zu bleiben. Ich entgegnete: da ich im Herbſt wiederzukommen hoffe, ſo würde ich ihn in meinem Dienſt behalten, und überdas bleibe ja auch der Graf hier. — Er ſpreche nicht ſeinet- ſondern meinetwegen jenen Wunſch aus, meinte Gino.

„Mir kann weder auf der Reiſe noch in meiner Heimat etwas Uebles geſchehen, Gino!“ erwiderte ich gerührt durch ſeine Theilnahme.

„Weder auf der Reiſe noch in der Heimat — das weiß ich,“ entgegnete er mit einem ſeltſamen bedeutungsvollen Ton, der mir unwillkürlich den faſt angſtvollen Ausruf entlockte:

„Aber hier?“

Obwol ich allein mit ihm in der Gondel war machte er eine ſchweigengebietende Pantomime, und nickte dann bejahend aber faſt unmerklich nur mit den Augenwimpern.

„Was kann mir hier widerfahren? ſprich Gino! ſagte ich ernſt; — halbe Warnung iſt Verrath nach zwei Seiten hin! Ich habe Dir verziehen daß Du Dich vom Grafen zu der Nino-Mascherade erkaufen ließeſt .... weil es eben der Graf

war, aber ich habe Dir ſeitdem nicht mehr getraut. Alſo ſei ehrlich: was führſt Du im Sinn? wer hat Dich erkauft? ſprich!"

„Ich kann ſagen und ſchwören, 'Lustrissima: ſo wahr ich der Fürbitte meines Schutzpatrons zur Erlöſung aus dem Purgatorium vertraue — ſo wahr bin ich von Niemand erkauft! allein ſprechen, 'Lustrissima .... ſprechen kann ich nicht."

„Kannſt Du denn ſchreiben, Gino?" fragte ich wieder ganz unwillkürlich, denn mir war als legte er mir durch ſeine ſonderbare Betonung gewiſſe Worte auf die Lippen.

„Die gelehrte Wiſſenſchaft hab' ich nie gelernt."

„Was kannſt Du denn, Gino?" fragte ich ſeltſam geſpannt.

Er ſchwieg, ſah mich an wie um meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und that dann einige Ruderſchläge mit der theatraliſchen Bewegung eines Menſchen, der ſich ſehen laſſen mögte mit ſeiner Geſchicklichkeit.

„Du kannſt rudern, Gino?" fragte ich immer geſpannter.

Er nickte mit freudiger Haſt.

„Nun ja! das weiß ich längſt! rief ich erwartungsvoll. Aber was weiter?"

Er zuckte ſtumm die Achſeln.

Auch ich ſchwieg und verfiel in Nachdenken. Verſtand ich ihn richtig, ſo konnte er mir ſeine Ergebenheit nur dadurch beweiſen, daß er mich nach einem Ort hinbrachte wo ich die Erklärung ſeiner Warnung finden würde. Ich verfiel den Wellen des Zweifels; aber .... wie ich denn bin! hat er mich einmal gepackt, ſo fürchte ich nicht bis zu deſſen allerletzten Conſequenzen zu gehen um zu entdecken welche Art von Gewißheit hinter ihm liegt. — — Ich hatte jezt einige Beſuche zu machen. Auf der Heimfahrt ſagt' ich:

„Gino, da Du ſo gut rudern kannſt, ſo wär' es mir lieb wenn Du mir noch heute Deine Geſchicklichkeit zeigteſt."

„'Luſtriſſima befehlen um zwei Uhr Nachts und mit mir allein?"

„Um zwei Uhr Nachts und mit Dir allein."

Den ſpäten Abend verbrachten wir wie gewöhnlich mit einigen Bekannten. In der Regel verſammelten ſie ſich bei mir; wir muſicirten, wir plauderten; zuweilen gingen wir auf den Markusplatz, oder machten eine Gondelfahrt, oder betrachteten im Mondſchein irgend eines der herrlichen Gebäude von Venedig. Am heutigen Abend verſcheuchte uns ein heftiges Gewitter gegen Mitternacht vom Markusplatz und Jeder kehrte nach

ſeiner Wohnung zurück. Ich war geſpannt ob meine nächtliche Fahrt ſtattfinden würde. Das Gewitter löste ſich in einen ſanften Frühlingsregen auf, und bis ein Uhr ſaß Otbert mit mir auf dem Balkon um die friſche Luft zu genießen; dann ging er in ſein Zimmer, welches über dem meinen lag und wo es bald ganz ſtille wurde. Mit Herzklopfen wartete ich auf Gino. Zuweilen wünſchte ich er möge lieber nicht kommen. Aber er kam um zwei Uhr und fragte ob es mir gefällig ſei, und ich folgte ihm entſchloſſen.

Irgend eine vorherrſchende Ahnung hatte ich gar nicht. Zuweilen dachte ich an Sedlaczech im Elend, krank, ſterbend — zuweilen an Aſtrau am Spieltiſch, bei einem verliebten Abenteuer, bei irgend einer peinlichen Begegnung; allein das rollte Alles wirr wie im Kaleidoscop durch einander.

Wir fuhren nach Torcello; aus langer Gewohnheit erkannte ich die Richtung trotz der Dunkelheit. Nun wirbelte ſich auch noch Benvenutas Bild in meine Phantasmagorien hinein. Wir ſtiegen nicht beim gewöhnlichen Landungsplatz aus, ſondern an einer Stelle welche gar nicht dazu beſtimmt war, denn Gino trug mich aus der Gondel ungefähr zwanzig Schritt durch Moraſt bis er auf trocknen Boden und wie es ſchien in einen kleinen Gemüſe-

garten kam. Da ſetzte er mich nieder, flüſterte: „'Lustrissima! .... jenes erleuchtete Fenſter dort .... ich harre bei der Gondel!“ und ſchlich leiſe zurück. Ich leiſe vorwärts, bis ich vor jenem Fenſter ſtand und mit einem Blick das liebliche Bild überſah welches ſich mir darbot. Dies Fenſter war das letzte in einem unſcheinbaren Häuschen, und das einzige des Zimmers das vor mir lag; Gitterſtäbe ſicherten es nach außen, und eine Fülle von lila- und roſenfarbenem Convolvulus umrankte dieſelben. Die Fenſterflügel waren geöfnet und die Vorhänge weit zurückgeſchoben um die Luft einſtrömen zu laſſen. Das Zimmer war weder groß noch hoch, wie ſich das in einem ſolchen Hauſe nicht anders erwarten ließ — aber wie geſchmückt! Roſenfarbener Seidenſtoff mit weißem Muſſelin überzogen bekleidete die Wände und Decke, umgab als Vorhang das Bett, den Toilettentiſch, das Fenſter, und die Thür welche zu meiner Rechten in ein Nebenzimmer führte. Ein andrer Seidenſtoff, weiß mit Roſengewinden, bedeckte Sopha und Stühle. Der Fußteppich war ebenfalls weiß und mit Roſen beſtreut. Zu beiden Seiten des Fenſters auf Marmor-Conſolen brannten Lampen, und an der Hinterwand des Zimmers, dem Fenſter grade gegenüber ſtand das Bett. In dem Bett lag eine Frau

in ſitzender Stellung, durch Kiſſen unterſtützt. Sie hatte eine Wange in die aufgeſtemmte Hand gelegt. Eine Fülle von ſchwarzen Locken umrieſelte ſie, hob den wundervollen Farbenſchmelz ihres Colorits hervor, und umgab ihr Antlitz und ihre Büſte wie mit einem Rahmen von Ebenholz. Ich habe nie eine liebreizendere Schönheit geſehen — das ſage ich heute wie ich es damals, wie ich es immer fand! — und der Gondolier der am Fußende ihres Bettes ſaß und ſie mit liebetrunkenem Auge anſah, war der ſchönſte Mann den ich je geſehen .... denn es waren Arabella und Otbert.

Wie in einen Zauberſpiegel ſtarrte ich in dies Fenſter hinein. Ich war nichts als Auge. Mein Herz faßte, mein Verſtand begriff dies nicht: ſie waren wie todt in mir! nur mein Auge lebte, wachte, ſah! .... und ſah ein reizendes Bild, würdig durch Titians und Giorgiones Pinſel unſterblich gemacht zu werden: die Transfiguration der Ueppigkeit.

Sie ſprachen ganz laut und unbefangen wie man eben ſpricht wenn man ſich in ſeinen vier Wänden ſicher weiß. Einmal lachte Arabella. Das Alles rauſchte wie ein Waldbach an meinem Ohr vorüber. Plötzlich hörte ich; denn Arabella fragte:

„Wann reist Sibylle ab?“

„In acht Tagen," entgegnete Otbert.

„Und reist sie gern?"

„Das ist schwer zu sagen! Du kennst ja ihren Mangel an Animo. Ihre Gedanken nehmen sie zu sehr in Anspruch um ihre Gefühle aufkommen zu lassen."

„Indessen hast Du denn doch ihre Gefühle geweckt."

„Sage lieber, daß ich ihrer Phantasie einen bestimmten Gegenstand dargeboten habe, Arabella, auf dem sie sich niederließ wie ein umhergeirrender Vogel auf einem grünen Zweig. Die Wahl ihres Herzens wäre nie auf mich gefallen. Ich glaubte es einst und gab mir darum unsägliche Mühe. Allein .... ich glaub' es nicht mehr. Sie ist partiel ein sehr vollkommnes Geschöpf, aber sie verbraucht sich selbst in unfruchtbarer Weise durch Phantasie und Reflexion, von denen jene ihr heute eine Seligkeit vormalt, welche morgen von dieser vernichtet wird. Im Ganzen ist sie merkwürdig unvollkommen, denn ihr fehlt dasjenige was den Menschen zu Schwung erst und dann zur Ausdauer befähigt: die treibende Kraft der Leidenschaft! jenes innere Naphthafeuer welches die Elemente des ganzen Wesens zu jenem Punkt zusammenschmilzt, den man beim schmelzenden Metall

Silberblick nennt und der durch ein liebliches Farbenſpiel den Moment bezeichnet, wo es flüſſig genug geworden iſt um in eine Form gegoſſen zu werden. Für den Menſchen heißt dieſe Form: That, und je nachdem ſein Character edler, ſein Wille reiner, ſeine Selbſtbeherrſchung gewaltiger, ſeine Erkenntniß tiefer iſt, wird der That ein ſchönerer und großartigerer Stempel aufgedrückt. Iſt der Character gemein oder laſterhaft oder roh, ſo wird der Abdruck deſſelben, ſeine That es auch ſein; denn adeln kann ihn die Kraft der Leidenſchaft nicht immer. Ich ſage nur daß dieſelbe den innern Adel wenn er vorhanden iſt in ſeiner Glorie zum Vorſchein bringt, und daß er ohne ſie nur ſtückweiſe und ohne göttliche Fülle ſich zeigt. Und dieſen Mangel beklage ich an Sibyllen für ſie ſelbſt und für Andere. Sie iſt aller Achtung werth und alles Bedauerns, denn ſie wird nie weder glücklich ſein noch machen."

„Beklag ihn nicht! rief Arabella. Hätte ſie jene erwärmende Seelenglut, ſo würdeſt Du bei ihr und nicht bei mir Dein Glück gefunden haben, und ich, Otbert, bin nun einmal ſo beſchaffen, daß ich will Du ſollſt das Glück bei mir finden .... bei keiner Andern! — Ich liebe Dich zu ſehr, Otbert, um großmüthig ſprechen zu können: Sei

glücklich .... aber nicht durch mich! — Das könnte Sibylle."

„Ja, das könnte Sibylle! aus Ueberlegung iſt ſie zu jedem Opfer fähig .... nicht aus Liebesdrang wie Du. Spräche ich zu ihr: ſtirb für mich! — ſo würde ſie der Nichtigkeit des menſchlichen Daſeins gedenken und gelaſſen ſterben. Spräche ich ſo zu Dir, ſo würdeſt Du Dich freudejauchzend in den Tod ſtürzen, und wenn Dir das Leben auch noch ſo lieb wäre, ohne Reflexion, aus Liebe für mich."

„Das iſt gewiß!" entgegnete Arabella. Sie ſprach ganz wie ſonſt mit ihrer tiefen gedämpften Stimme, die etwas Rührendes hatte und die mir immer ſo ſehr gefiel. Ihre wunderſchönen ſchwarzen Augen ruhten mit ſolcher Macht und Innigkeit auf Otbert, daß mir war als müſſe ihr Blick ihn wie laue Luftwellen umfließen und von der Erde heben. Schöner, verführeriſcher, feenhafter als ich ſie je geſehen, ganz wie eine Houri des muhamedaniſchen Paradieſes erſchien ſie mir. Otbert mogte daſſelbe finden. Er ſtand raſch auf.

„Du mußt ſchlafen, Arabella, und Dich ausruhen, ſagte er. Auf morgen, Süße!"

Aber er ging nicht; er kniete vor dem Bett nieder, ſie umſchlang ſeinen Nacken, ſie ſprachen ganz leiſe

mit einander, und tauſend Liebkoſungen durchſchwebten das Geſpräch. Endlich ſagte Otbert laut:

„Nun zum letzten Mal — gute Nacht, Arabella, und gieb mir einen Kuß für Aſtralis mit.“

„Aſtralis ſchläft, Otbert, wecke ſie nicht und behalte meinen Kuß!“ ſagte Arabella mit holdſeligem Liebreiz einen Kuß auf ſeine Lippen drückend.

Dann ſprang Otbert auf und verſchwand hinter dem Thürvorhang zu meiner Rechten. Ich hörte unverſtändliche Stimmen im Nebenzimmer; dann öfnete ſich die Hausthür und durch die lautloſe Nacht hörte ich Otberts Schritt, der dem Landungsplatz zuging. Arabella aber hatte inzwiſchen ſchon geſchellt, ihre mir wolbekannte iriſche Kammerfrau war eingetreten und beide ſprachen iriſch zuſammen, was ich nicht verſtand. Aber das Folgende verſtand ich nur zu gut! Die Kammerfrau ging ins Nebenzimmer und kam nach einigen Augenblicken mit einer Wärterin zurück, die ein ganz kleines Kind trug und es in Arabellas Arme legte. Sie empfing es zärtlich, küßte ſeine Händchen, ſah es an und wieder an, plauderte abwechſelnd mit ihm und den beiden Frauenzimmern italieniſch und iriſch, und gab es erſt zurück als es anfing zu weinen. Da trug die Wärterin es fort, und Arabella bereitete ſich zur Ruhe. Die Kammerfrau ſchloß

Fenſter und Vorhang, löſchte die Lampen — — — verſchwunden war das Bild im Zauberſpiegel und ich ſtand da in der feuchten, grauen Dämmerung.

Daß es Tag wurde brachte mich zu mir ſelbſt. Ich fühlte nichts als daß eine Art von Erſtarrung ſich meiner bemächtigt hatte, welche mir die Empfindung gab, als ob ſtatt des Herzens mir ein Marmorblock im Buſen liege eiskalt und ſchwer. Ich riß eine Convolvel-Ranke vom Fenſter ab um ein ſichtbares Zeichen zu haben, daß meine Viſion kein Traum geweſen ſei, und kehrte zur Gondel zurück in die mich Gino hineintrug. Zu meiner eigenen Ueberraſchung ſagte ich ſehr gelaſſen und mit feſter Stimme:

„Gino, wie haſt Du dies Geheimniß erfahren?“

Er wollte Ausflüchte machen; aber ich ſagte:

„Bevor ich es wußte mußteſt Du ſchweigen, das verſteht ſich, Gino! allein jezt weiß ich es bereits — alſo rede .... und die Wahrheit.“

Da erzählte er mir, er habe längſt bemerkt daß Aſtrau zu ſeinen nächtlichen Fahrten nicht unſre eigenen Gondoliere gebraucht habe, ſondern zu einem traghetto gegangen ſei, und dieſer Mangel an Vertrauen habe ihn tief gekränkt, da er ſich doch als ein Muſter von Verſchwiegenheit und Treue be-

währt. Seine Ergebenheit für mich, die gute Herrin, sei dazu gekommen um ihn zu einer tadelnswerthen Handlung zu verleiten: vor acht bis zehn Tagen sei er heimlich der Barke Astraus nachgefahren, und auf Torcello vorsichtig ihm nachgeschlichen. In dem Häuschen sei es in jener Nacht sehr unruhig gewesen, viel Hin- und Her-Gehens, klagende Stimmen — ihm habe gegraut, und er habe nicht auf Astraus Rückfahrt gewartet, sondern vor ihm Torcello verlassen — was auch sehr gut gewesen indem dieselbe erst am andern Morgen um zehn Uhr erfolgt sei. Am nächsten Tage sei er wieder hinüber gefahren, habe sich beim Hauswirth von Benvenutas Wohnung erkundigt wer in jenem Häuschen wohne, und erfahren es sei eine fremde vornehme Frau, die es schon im vorigen Sommer bezogen habe, in tiefer Einsamkeit lebe und in letzter Nacht ein Kind geboren habe — wie es durch die Wehmutter verlaute, die ganz erstarrt sei über die Herrlichkeit welche die Dame umgebe und über deren Schönheit. Gino suchte in den folgenden Tagen unbemerkt dem Hause sich zu nähern, fand es nur möglich in der Weise wie er es auch heute bewerkstelligt hatte, entdeckte bei der Gelegenheit das erleuchtete Fenster mit Allem was hinter demselben vorging, und wollte mich nun von seiner

Entdeckung unterrichten, damit ich meinen Mann in diesem wichtigen Augenblick nicht verließe.

Ich bewunderte im Stillen Ginos Takt, der ihn die hohe Wichtigkeit des Moments errathen ließ denn allerdings! jezt konnte bei Astrau eine gewiß Gleichgültigkeit gegen — oder eine verstärkte Hin neigung zu Arabella eintreten; aber was ging da mich an? ich hatte nur mit dem einen, dem nieder schmetternden Gedanken zu thun: Nichts dauert die Gefühle des Menschen sind Seifenblasen, bunt leer, nichtig — abhängig von den Wellen des Blutes und den Nervenfasern, welche heute ange regt und morgen abgespannt sind und ihn in dies oder jene Emotion versetzen. — — Ich saß nich mehr auf der grünen blumigen Wiese auf der es mir vor einem Jahr so wol gefallen hatte, daß ich meinte ich wolle nie' meinen Platz verlassen. Ich war aufgestanden .... war wieder an den Rand des Abgrunds getreten .... sah tief unten den schwarzen Strom fließen der Endlichkeit heißt, und der stückweise und gliederweise alle Bestandtheile des menschlichen Daseins verschlingt und fortwirbelt .... und sah starren Blicks ein Stück meines eige nen Lebens darin untergehen. Ich war nicht ent setzt, nicht verzweiflungsvoll — nur unerhört traurig Ich hatte keine bittre, zürnende Empfindung gegen

Andre, keine mitleidige oder reſignirte mit und in mir ſelbſt; — nur den Wunſch: O könnteſt du verſteinern, Sibylle, um wenigſtens auf Einmal und nicht ſo gräßlich ſtückweiſe den Sturz in den unvermeidlichen Abgrund zu thun! — und mir war als ob die Kälte des Steines langſam und ſchwer durch meine Adern zum Herzen hinauf kröche und mich erſterben mache.

Als ich zu Hauſe angelangt mich zu Bett legte, meinte ich unter einem Felſen begraben zu werden. Aber ich ſchlief als ſei mir nichts geſchehen einen traum- und leidloſen, von den Qualen der Seele unbeläſtigten Schlaf. Wird dereinſt der Tod alſo ſein? Ich ſchlief als ginge mich Glück und Unglück, Freude und Schmerz nichts an; und ebenſo erwachte ich. Eine Stunde darauf trat Otbert, ausnahmsweiſe, zum Frühſtück bei mir ein.

„Du kehrteſt recht ſpät oder eigentlich recht früh von einer einſamen Spazierfahrt heim?“ ſagte er.

„Ungefähr eine halbe Stunde nach Dir, entgegnete ich ruhig; — denn nachdem Du Arabella verlaſſen hatteſt, ſah ich noch Aſtralis, die zu ihrer Mutter gebracht wurde. Ich war auf Torcello vor dem Häuschen um deſſen Fenſter dieſe Convolveln ſich ſchlingen“ — ſetzte ich hinzu auf die Ranke deutend, die eine Waſſerſchaale umgab.

Aſtrau ſtarrte mich an als ob ein Meduſenhaupt zu ihm ſpräche.

„Du haſt Dich einſt mit dem Orpheus verglichen, fuhr ich fort, der Vergleich wird immer treffender! Eurydice hat ſich umgeſchaut nach der Schattenwelt, der ſie nun einmal ſchon verfallen war; jezt iſt ſie es mehr denn je und unwiederbringlich gehört ſie dem Orkus an.“

Bleich und ſtumm war Aſtrau vor mir auf die Knie geſunken. Er ſagte leiſe:

„Haſſe mich nicht, Sibylle!“

„Wie käme ich zum Haß, Otbert? Wer nicht liebt kann auch nicht haſſen. Liebe und Haß entſpringen aus einer Wurzel: Kraft des Gefühls. Der Liebende braucht nicht zu haſſen, allein die Fähigkeit es zu können wird in ihm ſein. In mir iſt ſie nicht! nicht einmal Zorn fühle ich gegen Dich und Arabella, nicht Eiferſucht, nicht Empörung .... gar nichts Uebelwollendes. Aber nicht aus Großmuth, Otbert, ſondern weil ſich eine gewiſſe Mißachtung des Menſchen in mir regt, der ſo viel von ſeiner Göttlichkeit träumt und fabelt, und ſo ſehr ungöttlich iſt, willenlos und wankelmüthig wie die Wolken am Himmel, wie die Nebel auf dem Meer.“

„Siehſt Du, Sibylle! rief Aſtrau und ſprang

lebhaft auf — mir grauet vor Dir wenn Du Dich ſo in Deiner eigenthümlichen Weſenheit ausſprichſt! Das zog mich an, das lockte mich ein Senkblei in dieſe ſtille See hinab zu laſſen um auf feſten Grund zu ſtoßen! Es ſchien mir ſo ſchön, ſo beſeligend Dir den Kern Deiner Nebelwelt zu enthüllen, Dir den ſichern und frohen Genuß des Lebens zu erringen und mit Dir zu theilen, daß ich — Du weißt wie! — ich mögte ſagen jeden Deiner Athemzüge belauſcht habe um Dich zu begreifen .... und zwar jahrelang! Aber die innere Verklärung, die ich zu Deiner Beſeligung und zu meinem Entzücken für Dich erſehnte, trat nicht ein! Du liebteſt mich nicht: Deine Imagination war nur durch mich gefeſſelt. Ich beglückte Dich nicht: Du wollteſt nur glücklich ſein. Es legte ſich immer Deine Hand ganz kühl auf mein heißes Herz. — Das ſoll nicht heißen, Sibylle, als ſei Deine Hand nicht goldrein, und tauſendmal reiner als mein Herz! — aber" .... — — —

„Sprich nur, Otbert! ſprich! es wird mir wol thun Alles zu wiſſen!"

„Aber mir fröſtelte bei Dir. Immer ging ein Suchen durch Deine Seele und durch Dein Auge! immer ſchweiften Deine Wünſche in einem Raum ohne Horizont umher! immer ſtand ich neben Dir

... etwa wie die Grenzsäule Deines Lebensbezirks: „es ist ziemlich erträglich diesseits derselben, und jenseits gehört mir nicht; allein es mag doch noch schöner sein .... jenseits!“ — solche Gedanken verriethest Du — natürlich ohne sie zu sagen.“

Ich mußte traurig lächeln, denn dies war nicht unrichtig. Ich fragte:

„Aber warum heirathetest Du mich, Otbert?“

„Ich will Dir beweisen welch unerhörtes Vertrauen ich zu Dir habe und Dir die ganze Wahrheit sagen, Sibylle! — sprach Otbert entschlossen. — Ich dachte wol daran Dich zu bitten mir mein Wort zurück zu geben und mir meine Freiheit zu lassen. Zwei Beweggründe hielten mich ab. Erstens: nach Allem was ich gethan hatte um Dich zu gewinnen mußte ich Dir wie ein Narr erscheinen, wenn ich in der vorletzten Scene des Dramas sagte: Verzeihung! ich habe mich getäuscht!“ —

„Also Eitelkeit! Otbert!“

„Nenne es wie Du willst! solche Gründe sind mannigfach gemischt. — Zweitens war es meine Mutter! seit Jahren sann sie auf eine möglichst glänzende Heirath für mich. Ich war mehr dagegen als dafür. In Nizza lockte mich einen Augenblick die Aussicht auf ein großes Vermögen, welches sie mit Recht als eine unerläßliche Bedin-

gung für mich betrachtete. Ich konnte doch nicht zu dem Entschluß kommen meine Freiheit für Geld zu verkaufen. Dich liebte ich wirklich, wie ich Dich noch jezt liebe, mit Verehrung und Bewunderung, mit Theilnahme und Freundschaft — nur nicht mit Liebe! — Bei Dir fühlte ich mich nicht an den Mammon verkauft. Als ich dennoch gegen meine Mutter mein Bedenken in unsrer sehr intimen Correspondenz aussprach, drang sie mit so trostloser Verzweiflung auf mich ein doch endlich einmal das Glück festzuhalten, welches mir aus der Verbindung mit einer so ausgezeichneten Frau erblühen müsse, daß ich mir selbst wirklich wie ein Narr mit meinen Scrupeln vorkam."

„Welche freiwillige Selbstverblendung, Otbert! .... — Doch erzähle weiter! erzähle Dein Zusammentreffen mit Arabella."

„Was soll ich Dir darüber sagen! — Ich begegnete ihr eines Tages in der großen Halle im Hotel Danieli: sie war eben angelangt. Du kennst sie — Du kennst mich — laß mich schweigen. Ihre wilde primitive, besinnungslose Natur that mir wol; der Kern ihres Wesens gab deren Pulsschlag an. Mochte es kein gediegener, kein reiner, kein hoher Kern sein: so war er dafür wenigstens ganz, und voll Spontaneität. Darin liegt ein unaussprechlicher

Reiz. Deiner Eigenthümlichkeit gegenüber bildete Arabellas einen so vollkommnen Gegensatz, daß ich eine Beruhigung, wenngleich etwas sophistischer Art, in dem Gedanken fand: ich wende ihr diejenige Richtung meiner Wesenheit zu, welche bei Dir nie Anklang finden würde. So kam es, daß ich Dich bat die beabsichtigte Schweizerreise aufzugeben. Arabella verzichtete auf die Welt, auf die Gesellschaft, auf Alles — wenn sie mich nur täglich eine halbe Stunde sehen dürfe. Vom tiefsten Geheimniß umschleiert, das ich ihr zur ersten Pflicht machte und das sie als solche begriff, ließ sie sich auf Forcelle nieder. Ich kann Dir nichts weiter sagen!"

„Also liebst Du sie wirklich über alle Maßen, und hast sie doch früher verlassen können!"

„Sibylle! es giebt interessante Frauen und verführerische Frauen, und Du und sie — Ihr seid der Typus derselben. Weil dieser bis zum äußersten Grade gesteigert ist, nimmt jeder Etwas von der Färbung seines Gegensatzes an: das Interessante wird verführerisch, und so umgekehrt. Als ich Arabella vor einigen Jahren .... verließ, wie Du es nennst — war es die unerhörte Ueberraschung Deiner Erscheinung, die ich mit nichts zu vergleichen wüßte, was ich vorher oder nachher gesehen; und ich folgte der anziehenden Macht" .... —

„Bis Du gewahr wurdeſt, daß ſie nur einſeitig auf Dich wirkt, und daß von der andern Seite eine nicht minder gewaltige Macht Dich in Anſpruch nehmen muß, wenn Du dich glücklich fühlen ſollſt: nicht wahr, Otbert, ſo iſt es? Aber dies zerſplitterte, getheilte, zwieſpältige Daſein trägt in ſich ſelbſt den Keim des Zerfallens — was dann?“

„Die Blume blüht auch nicht ewig; aber ſie hat doch geblüht und aus ihren zerſtäubenden Atomen entwickeln oder ernähren ſich andre Organiſationen. Ausbildung, Umbildung, iſt Leben. Eine abſolute Dauer haben deſſen Formen nicht. Ueber ihnen, nicht in ihnen webt und wohnt das Göttliche.“

„Ein trauriger Glaube, Otbert, mit Tand und Spielwerk gleichſam abgefertigt zu werden, und wie aus Neckerei nur das Rauſchen der Flügel eines uns umſchwebenden gewaltigen Geiſtes zu hören ohne jemals ſeiner Offenbarung gewürdigt zu werden! — So erſcheint er wenigſtens mir, da ich ihn nicht theile. Ich mögte die Form ehren als eine Schaale deren Inhalt etwas Göttliches iſt: kann ich das nicht: ſo werde ich ſie bald bei Seite ſchieben oder fallen laſſen .... wie Du es machſt. Es liegt eine gewiſſe materialiſtiſche Weisheit in Deiner Auffaſſung, die nicht für Jedermann iſt.“

Aſtrau ſtarrte mich ſprachlos an vor Verwunderung über die Gleichgültigkeit und Ruhe mit der ich redete. Ich war nicht einen Augenblick aus der Faſſung. Mir war als befände ich mich wieder in meinem recht eigentlichen Element: in der Erkenntniß der Nichtigkeit von Allem was Menſchen Glück nennen; — und als hätte ich ſchon lange heimlich dieſen Augenblick vorhergeahnt.

„Ich habe weder Vorwürfe noch Klagen, fuhr ich fort; mehr noch: ich will annehmen, daß Du auf Deinem Standpunkt nicht Unrecht habeſt. Dir iſt das Leben nun einmal ein Spaziergang zwiſchen Wolkenbildern, welche eine verhüllte Sonne ſo und ſo färbt, und welche Dir gefallen je nachdem die Netzhaut Deines Auges wolthätig von ihnen berührt wird. Durch das Auge ſtreifen ſie denn auch zuweilen bald an Dein Herz, bald an Deinen Verſtand; und was ſie am Meiſten in Bewegung ſetzen .... iſt Deine Imagination. Vielleicht geht es mir eben ſo! wir ſind nie ſo klar über uns ſelbſt als über Andere. Der Unterſchied zwiſchen uns wird nur der ſein: daß Du zerſtreuende Tröſtungen für Deine Täuſchungen ſuchſt und findeſt, und daß mich die Zerſtreuungen doppelt traurig und die Tröſtungen vollkommen elend machen. Lebe Du in deiner Weiſe fort wie ich in der meinen!

wir können nichts Weſentliches mehr für einander thun, und nichts ſein als eine Laſt: das muß man meiden. Es bleibt bei meiner Abreiſe nach Engelau .... aber .... ich komme nicht wieder, Otbert."

Ueberwältigt von Traurigkeit ließ ich den Kopf in die Hand ſinken und verhüllte meine Augen. Otbert kniete abermals vor mir nieder.

„Sibylle, ſprach er ſanft, Du biſt ſo bewegt und erſchüttert als ob Du mich liebteſt" .... —

„Nein! unterbrach ich ihn, wir wollen uns nicht gefliſſentlich täuſchen. Ich habe meine Sehnſucht nach Liebe für Liebe gehalten, und Du haſt Dein pſychologiſches Intereſſe für mich ſo genannt; von dem pecuniären will ich ſchweigen, weil ich die Ueberzeugung habe: den erſten Platz nimmt es nicht bei Dir ein. Aber ſo ſteht es mit uns .... und weshalb es leugnen! die Wahrheit iſt beſſer als alles Andre. Ich gräme mich nur weil die Wahrheit eine ſo fürchterlich traurige Sache iſt."

„Ich wollte daß Du mir Vorwürfe machteſt, Sibylle."

„Worüber denn, Otbert? ich habe mehr Schuld als Du. Ich verſchmähte es meinem Inſtinct zu folgen der mich, ſo lange ich unbefangen war, fern von Dir hielt. Das weißt Du! Du wirſt auch noch wiſſen, daß ich deſſen Stimme nicht wollte

gelten laſſen, als Du dich auf ihn wegen Deiner Abneigung gegen Sedlaczech berieſſt. Der Inſtinct iſt die Stimme der Natur, iſt unſer guter Genius in dieſer confuſen Welt, und ihn verleugnen iſt — wenn nicht die größte Schuld, ſo doch gewiß die an welcher wir am ſchwerſten tragen. Mich drückt die meine dermaßen, daß in ihrem Weh Vorwurf gegen Dich oder Arabella, oder Klage über Euch nicht auftauchen kann."

Er wollte reden; aber ich bat ihn mich zu verlaſſen:

„Wenn das entſcheidende Wort geſagt iſt, ſo iſt jedes andre unnütz, Otbert." Er ging endlich. Ich wollte überlegen; — aber was gab es denn zu überlegen? ich war elend; iſt man dahin gekommen, ſo braucht man keine Ueberlegung mehr. Sie taugt nur um uns dagegen zu ſchützen. Nein! ich mußte andre Dinge vornehmen als ſtumpfſinnig über Trümmern brüten.

Ich griff nach den Papieren welche auf meinem Schreibtiſch lagen. Es waren Rechnungen die ich wegen meiner bevorſtehenden Abreiſe hatte einfodern laſſen. Ich ſah ſie mechaniſch durch ohne ihren Inhalt genau zu beachten. Doch frappirte mich die ungeheure Summe der einen ſo, daß ich zum Bewußtſein kam. Statt jeder Specificirung enthielt

ſie nur die Worte: Einrichtung eines Hauſes auf Torcello — — — und darunter: Alxhonſe. Alphonſe war Otberts Kammerdiener. Er ſelbſt in ſeiner verſchwenderiſchen Fahrläſſigkeit kümmerte ſich nicht um die Art und Weiſe in der ſeine Aufträge vollzogen wurden: Alphonſe mußte Alles beſorgen und auf ſich nehmen. Das wußte ich freilich längſt. Aber die Naivetät mit der mir dieſe Rechnung vorgelegt wurde ſtreifte an Gemeinheit und Frechheit, und empörte mich. Ich hatte Luſt ſie nicht zu bezahlen. Aber wenn ich es nicht that — was ſollte denn daraus werden? Es beſtand doch eine Art von Solidarität zwiſchen uns: ich mußte es thun. Ich that es, aber mit widerwilliger Empfindung. Ich ſträubte mich dagegen Aſtrau gemein zu finden, und meiner Denkungsart zufolge war er es ſobald mein Vermögen die hauptſächlichſte Triebfeder in ſeiner Handlungsweiſe geweſen war. Auch ſeine eiferſüchtige Grille hinſichtlich Sedlaczechs kam mir nicht mehr wie Eiferſucht vor, ſondern wie eine Berechnung um den treuen Freund von mir zu entfernen, der vielleicht ein ſtörender Beobachter hätte werden können. Mich ergriff eine tiefe Sehnſucht an Sedlaczech zu ſchreiben. Aber meine verſchloſſne Seele brachte es nicht dahin. Von Kindheit auf hatte ich mich gewöhnt meine geheimſte Innerlich-

keit vor keinem Menſchen zu erſchließen. Dieſe keuſche ſtolze Scheu iſt ſehr gut inſofern wir durch ſie veranlaßt werden in uns ſelbſt einzukehren und von uns ſelbſt Hülfe und Klarheit zu fodern. Allein es iſt ein unſeliges Geſchöpf dasjenige, welches nie in ſeiner geheimſten Innerlichkeit dermaßen vom Licht der Liebe durchleuchtet worden iſt, daß es ſich vor einem geliebten Herzen gleichſam transparent gefühlt, und in dieſem Gefühl unbewußt Qualen ausgeſtammelt, Freuden ausgejauchzt hat, für welche es ſonſt niemals Worte gefunden. Und ich war ſo ein unſeliges Geſchöpf! Ich ſchrieb und ſchrieb für mich allein Folianten von Tagebüchern. Dieſe Gewohnheit mag gut ſein als Anhaltspunkt für die Erinnerung, als Meilenſtein auf dem Lebenswege; aber ich, meiner grübelnden Richtung folgend, wühlte mich förmlich wie in einen unterirdiſchen Bau, deſſen Gänge kein Sonnenlicht und kein Menſchenauge erſpäht, in dieſe Gewohnheit hinein. Da ſpeicherte ich all mein Empfinden, Denken und Sinnen auf. Wie wolthätig hätte mir die geiſtige Mittheilung nicht ſein können! ſie iſt unendlich wichtig für die innere Ausbildung! ſie bringt eine Menge Material in Fluß, die immer geſtockt hätte; ſie beleuchtet von einer andern Seite die Gegenſtände, welche wir auf unſerm Standpunkt nur von der

einen erkennen; durch die Verſchiedenheit der Meinung bekommen wir denjenigen Reſpect vor der fremden, den wir für die eigene begehren; durch den Vergleich mit einer andern Auffaſſung machen wir in uns ſelbſt überraſchende Entdeckungen. Wenig von dem Allen bietet ein Tagebuch wo auf der erſten Seite — Ich ſteht und auf der letzten — Ich, und wo wir auf den unbelebenden Vergleich mit uns ſelbſt, zwiſchen dem was wir waren und dem was wir ſind uns beſchränken. Allein dies war nun einmal mein höchſter Genuß! Meine kindiſchen Selbſtgeſpräche mit Phantaſiegebilden oder mit abgeſchiedenen geliebten Geiſtern, waren voll ſo ſtiller ſüßer Luſt, daß ich ſie in das ſchweigſame Tagebuch verwandelte.

Aſtrau überraſchte mich ſehr als er mich in Arabellas Namen dringend bat, ſie vor meiner Abreiſe zu ſehen. Ich hatte gar keine Luſt und ſagte es unverholen; aber er ließ nicht nach! er ſolle mich durchaus dazu bewegen; ſie wünſche es glühend. Ich begriff das nicht! .... vielleicht gab ich deshalb nach.

Ich fuhr eines Morgens nach Torcello und ward in ihr Cabinet geführt, das eben ſo anmuthig als ihr Schlafzimmer eingerichtet war. Der Vergleich mit meinem ernſten ſtolzen Palaſt Gradenigo lag

nahe und berührte mich schmerzlich; er kam mir kalt und leer wie meine Seele vor, und ihr Häuschen war lieblich und warm wie ihr Herz. Ich fühlte mich zu ihren Gunsten, nicht zu den meinen gerührt, und konnte nicht meine Thränen zurückhalten. Da trat sie ein. Sie war eben in Hast aufgestanden; das warme Roth des Schlafes lag noch auf ihrem lieblichen Antlitz. Sie flog mir entgegen, umschlang mich inbrünstig, und rief:

„Sibylle! sage mir daß Du mir mein Unrecht gegen Dich verzeihst."

„Wer geliebt wird hat immer Recht und nur der Ungeliebte hat Unrecht. Ich hab' es gewiß, wenn auch nicht gegen Dich, meine arme Arabella; so doch gegen mich selbst. Du sagtest mir einst ich könne Otbert in ewige Fesseln schlagen. Dies Wort hat mich tiefer ergriffen, als ein Wort von fremden Lippen uns ergreifen soll, und hat mich folglich irre geführt. Wir thun zu unsern Irrthümern stets Dasjenige hinzu was unsrer Neigung, Ansicht, Leidenschaft schmeichelt, und Niemand hintergeht uns so sehr als wir es selbst thun! denn sobald uns nichts daran liegt hintergangen zu werden, sobald wir nicht die Augen darüber schließen und die Hand dazu bieten: so hintergeht uns Niemand. Das sehe ich jezt sehr deutlich, und ich wünschte nur, daß

ich ebenſo klar über die Zukunft wäre — beſonders hinſichtlich Deiner als ich es über Gegenwart und Vergangenheit bin. Denn was ſoll aus Dir werden?“

„Aus mir werden?“ fragte ſie verwundert.

Ich wußte nicht ob ich dieſe Zuverſicht unter dieſen Umſtänden und zu dieſem Mann ſtupid oder ſublim finden ſollte. Sie, mit einer ſündhaften Liebe im Herzen, die Pflichten gegen ſich ſelbſt und Andre verletzend, herausgetreten aus den Schranken der Sitte, Mutter eines Kindes ohne Namen: ſie war ſicher wie für die Ewigkeit; — und mein Leben ohne Schuld, ohne Vorwurf, ohne Tadel war von einem immerwährenden Erdbeben dermaßen durchzittert, daß ich zu Nichts und zu Niemand Zuverſicht hatte. Das iſt die Macht der Liebe! .... Sei die Liebe verirrt im Gang und Gegenſtand, begehe ſie Mißgriffe, Thorheiten und Fehltritte, werde ſie verhöhnt oder verdammt, ſchleppe ihr ein Bußgewand oder ein Trauermantel nach: dennoch, dennoch, und dennoch! iſt ſie ein Segen für Denjenigen der ſie empfindet.

„Ach Sibylle! aus mir wird nichts Anderes als was ich nun einmal bin! fuhr ſie nach einer Pauſe fort. Mir ſcheint als ſei mein Leben bevor ich Otbert kannte, ein langes angſtvolles thörichtes

Suchen nach ihm gewesen — und seitdem ich ihn kenne, ein Aufgeben in ihm: folglich kann ich nicht anders werden. Früher galt ich für leichtsinnig und gefallsüchtig, für eitel und weltlich: Du erinnerst Dich gewiß daß das aufhörte als ich ihn fand, und das ist so geblieben obgleich er sich von mir losriß. All diese Jahre hab ich in Irland gelebt, von Lord —gh getrennt wie in den ersten Monaten unsrer Ehe, aber ohne Zerstreuung, ohne Gesellschaft, allein mit meinen traurigen Gedanken, die immer nur Otbert und Otbert suchten, und zuletzt so traurig wurden und das Herz so zernagten, daß der Körper erkrankte. Da schickten sie mich in ein besseres Clima, und da .... ging mir meine Sonne auf in deren Stral ich mich neubelebt fühle. O Sibylle! hättest Du wie ich auf der einen Seite Tod und Vernichtung gefunden, auf der andern Liebe und Seligkeit .... o Du würdest auch nicht wählen .... nicht wählen können — sondern zu der Liebe als zu Deinem Recht ohne Dich zu besinnen übertreten. Aber mein Recht thut Dir Unrecht .... beeinträchtigt das Deine! ich weiß es! ich fühle es! .... Sibylle, Du wirst es nicht glauben aber es ist doch so: trotz des Bewußtseins meiner Schuld gegen Dich habe ich Dich dennoch lieb: — und das will viel sagen! gewöhnlich kann

man die Menſchen nicht leiden, denen man weh gethan hat, denn man fühlt ſich im Unrecht und dadurch gedemüthigt. Aber Du biſt ſo gut daß man ſich nicht gedemüthigt fühlt. Du biſt gut wie Gott; Du wirſt mich nicht verdammen! Du nicht — obgleich grade Du es eher als jeder Andre könnteſt! Du biſt nachſichtig und barmherzig denn Du biſt ſtark, und wo die Macht iſt auch die Gnade; nur die Schwäche iſt erbarmungslos .... ſie hat keine Verwandtſchaft mit Gott."

Arabella war vor mir niedergeſunken, aber nicht wie eine reuige Sünderin, ſondern wie ein Kind das ſich voll Vertrauen und der Verzeihung gewiß an das Herz der Mutter ſchmiegt. Sie ſtüzte ihre Elbogen auf meine Knie und ihr Kinn auf ihre gefalteten Hände: ſo blickte ſie zu mir empor mit ihren großen nachtſchwarzen Augen, deren Blick lind und liebkoſend wie Sammet mich berührte. Hatte ſie mir weh gethan, ſo vergaß ich es bei ihrem Anblick gänzlich; jezt that ſie mir nur wol. Ich umarmte ſie zärtlich und rief:

„O Arabella! warum hat Otbert nicht Dich geheirathet! ich wäre dann Eure Freundin und uns Allen wäre manche Qual erſpart. Jezt, Arabella, zittere ich doch vor Deiner Zukunft bei Otberts Wankelmuth und Flatterſinn."

„Und wäre das in unſrer Ehe anders geweſen? fragte ſie. Mir liegt nichts daran, Sibylle, ſeine Frau zu ſein und durch ſein Verſprechen ihn zu feſſeln. Von ihm geliebt zu ſein — daran liegt mir! und ſieh! ich müßte mir zuvor das Herz aus dem Buſen reißen, ehe ich an das Aufhören ſeiner Liebe glauben könnte.“

„Du vergißt die Vergangenheit!“ rief ich ſchmerzlich.

„Nicht doch! entgegnete ſie gelaſſen; damals war Alles anders, denn Otbert kannte mich nicht ſo wie jezt.“

Es ſchwebte mir die Bemerkung auf den Lippen: „Er kannte Dich nicht, aber er war immer derſelbe.“ Allein ich unterdrückte ſie weil ſie unnüz war, und ſagte lieber nach einer Pauſe:

„Verſprich mir Arabella, Dein Vertrauen auch gegen mich zu bewahren, und an mich zu denken als an eine Freundin auf welche Du rechnen darfſt — wenn Dich einmal, was Gott verhüte! traurige Schickſale heimſuchen ſollten.“

Ein Thräne trat wie ein ſilberner Stern in Arabellas Augen und machte ſie doppelt ſchön.

„Das kannſt Du Dir doch wol vorſtellen!“ rief ſie.

„Und nun, ſprach ich aufſtehend, zeige mir Deine Tochter.“

„Nein!“ ſagte ſie lebhaft.

Fragend und befremdet ſah ich ſie an.

„Nein! wiederholte ſie mit Beſtimmtheit — das kann ich nicht, das würde Dir allzu weh thun .... denn das iſt unnatürlich.“

„Ja, meine arme Arabella, ich bin doch ſo weit in der Unnatur gekommen, daß ich nicht genau weiß was mir wol und was mir weh thut. Alſo erfülle meinen Wunſch: ich bitte Dich.“

Sie ſah mich beängſtigt an, ergriff dann ſtumm meinen Arm und führte mich in das Zimmer der Kleinen die friedlich ſchlummerte.

„Ein träumendes Weſen mehr auf dieſer Welt!“ ſprach ich in ihren Anblick verſenkt, nahm einen raſchen warmen Abſchied von Arabella und verließ Torcello.

„Du biſt großmüthig, Sibylle!“ ſagte Otbert der mich bei meiner Heimkehr empfing.

„Ich bin nur kalt!“ entgegnete ich; und das war ganz richtig. Mein Benehmen mogte einen Anſtrich von Großmuth haben, wie das oft geſchieht für oberflächliche Beobachter; aber ſie war nicht im Herzen: ich that was ich that aus Gleichgültigkeit, nicht aus Liebe, drum wurde mir nicht

warm und nicht wol trotz der Versöhnlichkeit und Milde meiner Handlungsweise. Wer nicht aus voller Seele handelt wird sich selbst in seinen besten Thaten elend fühlen. Sie glänzen und stehen ihm gut; ja! sehr gut! wie funkelnde Diamanten die ihn prächtig schmücken, aber ihn nicht froh und nicht schön machen. Doch ein Lächeln, ein Blick in dem die volle Seele sich ausstralt — die stehen ihm ganz anders gut und machen ihn schön und froh. Ich schleppte meine Diamanten! — — —

Bevor ich abreiste mußte ich noch einmal mit Otbert über unser künftiges Verhältniß sprechen.

„Es ist an Dir es zu bestimmen" sagte er.

„Dann bleiben wir getrennt, Otbert."

„Aber Freunde, Sibylle?"

„Freunde .... insofern unsre heterogene Natur das gestattet. Wir sind es aber eigentlich nie gewesen — bedenke das. Die Freundschaft will auch eine Basis haben auf der sie sich feststellen könne und ich — habe weder Vertrauen zu Dir noch Verehrung für Dich — woher soll da Freundschaft kommen?"

„Du bist streng geworden, Sibylle."

„In meiner unbefangenen Zeit — Du wirst es wissen! — war ich immer so gegen Dich gesinnt. Die der Selbsttäuschung ist dahin und ich nehme

wieder meinen früheren Standpunkt ein. Wenn ich Dich jedoch nicht überschätze, so glaube mir, daß ich mich noch tausendmal geringer anschlage: man muß sehr erbärmlich sein um eine Komödie für Wahrheit halten zu wollen. Sie mit möglichster Wahrheit darzustellen, sich mit äußerster Geschicklichkeit in die Rolle hinein zu arbeiten — das ist reizend und dazu gehören manche Gaben; ich begreife das .... und Dich. Deine Bethörung, die doch wenigstens activer Art war, kann ich entschuldigen. Meine passive unmöglich."

Während ich sprach war Astrau im Zimmer auf und nieder gegangen. Nun blieb er vor mir stehen, schlug die Hände zusammen und rief in einem Ausbruch der qualvollsten Ungeduld:

„Sibylle! Deine Räsonnements sind fürchterlich! .... sind gradezu tödtend! Sie sind nicht falsch, nicht ungerecht — aber daß Du sie machen kannst in einem Augenblick wo Dir das Herz zittern und Deine Seele wund und Dein Geist gedrückt sein müßte — daß Du mit Analyse zu Werke gehst statt mit Empfindung, und gelassene Betrachtungen anstellst statt eine heimliche Thräne zu trocknen — sieh, das ist mir fürchterlich! Ich erstarre neben Dir, Sibylle! und glaube mir, kein Mensch kann neben Dir glücklich sein. Paul, der Dich so liebte

.... war nicht glücklich! Ich, der ein unbeſchreibliches Intereſſe für Dich hegte — bin nicht glücklich! Es iſt nichts Erquickendes in Deinem Weſen, Sibylle; nicht die Wärme, die Friſche, die Innigkeit, die uns ſo wol thut, daß wir ihretwegen tauſend Fehler und zehntauſend Mängel überſehen! Es geht keine Belebung von Dir aus .... und Du biſt doch reich und ſchön begabt, biſt umfloſſen vom Glanz der Verheißung, wie ich ihn nennen mögte — der aber nie zur Erfüllung wird."

„Und welche Verheißung wird denn überhaupt je zur Erfüllung? unterbrach ich ihn trübe. Keine, Otbert, keine. Meine Erſcheinung iſt der Ausdruck des Zwieſpalts, der ewig zwiſchen ſehnen und erreichen obwaltet, und der meine Seele in unfruchtbaren Exaltationen und ebenſo unfruchtbaren Deſolationen aufzehrt. Ich kann mich nicht umbilden .... allein ich kann mich fern von den Menſchen halten, denen ich allerdings mehr weh als wol thun mag. Ich habe nicht die liebliche Gabe der demüthigen Seelen: mich an dem Kleinen zu freuen das aus dem Untergang des Großen übrig bleibt. Und ich habe auch nicht jenen mächtigen Schwung der ſtarken Seelen, durch den ſie zu einem Höhepunkt getragen und auf ihm gehalten werden, wo ſie den Ariadnesfaden der durch das Leben läuft ſtets über-

ſehen indem ſie von oben herab in das Labyrinth alles Daſeins ſchauen. Ich bin drin .... in dieſem Labyrinth! Ich ergreife jauchzend den rettenden Faden — ſiehe! da zerreißt er in meiner Hand! Ich finde ihn wieder .... aber ſtückweiſe! immer reißt er ab! immer hat er ein Ende! immer gerathe ich auf Fragmente ohne Zuſammenhang und daher ohne Sinn. So verbleibe ich im Chaos, Otbert! Gott hat noch nicht das Schöpfungswort: es werde Licht! über mir geſprochen."

„Und denken zu müſſen daß ich Dein Retter hätte ſein können!" rief Aſtrau heftig bewegt.

„Dazu hätteſt Du eben eine andre Seele haben müſſen, Otbert! eine Seele wie ich ſie träume voll ganz göttlicher Unwandelbarkeit. Und hätteſt ſelbſt Du ſie, ſo iſt es immer noch die Frage, ob ich ſie würde ertragen haben. Beklage das nicht .... und laß uns ſcheiden."

„Aber nicht auf immer, Sibylle!"

„Und Arabella?" fragte ich ſtreng.

„O! rief Aſtrau, ich bin unſelig."

„Ja, das biſt Du! entgegnete ich; aber nicht durch mich .... nicht durch Arabella .... durch Niemand als durch Dich, denn die Poeſie welche Du im Leben finden mögteſt iſt nicht der beſinnungsloſe egoiſtiſche Rauſch, in den Du Dich aus Eitel-

keit oder Genußſucht verlierſt .... um nach einiger Zeit zu erwachen."

„Mein Gott! mein Gott! rief Aſtrau in gewaltiger Aufregung, was für ein Leben führen wir denn eigentlich Alle! In Träumereien, höherer oder niederer Art, wird es verſchwendet — feineren oder gröberen Genuß begehrt man bis zum Wahnſinn — die Folgen erduldet man — bei alten Klagen oder neuen Wünſchen lernt man vergeſſen — und gethan und gehandelt wird nicht. O Sibylle! gieb mir etwas zu thun! laß mich Dich nach Engelau begleiten .... laß mich dort Dein Verwalter, Dein Geſchäftsführer ſein .... laß uns als Freunde leben" .... —

„Unſinn das Alles! unterbrach ich ihn. Du biſt dem Eindruck des Augenblicks unterworfen wie ein ſchwaches Weib. Drei Wochen in Engelau .... und Du entfliehſt! Uebrigens wiederhole ich Dir: denke an Arabella."

„Aber Du begehrſt doch wol nicht, daß ich meine Exiſtenz für Arabella opfern ſoll?" rief Aſtrau ſehr ungeduldig.

„Und warum nicht .... da ſie Dir die ihre opfert!"

„Ah bah! .... Das wird Arabella nie verlangen."

Ich ſah ihn an mit tiefer Empörung und ſagte:

„O könnte ich ſie mit mir nehmen, die Arme! Bei Dir .... ſtehen ihr fürchterliche Schickſale bevor.“

„Und dennoch bleibt ſie bei mir!“ rief er trotzig; denn es war ihm unangenehm daß ich mich mehr für Arabella als für ihn intereſſirte.

„Genug! ſagte ich abbrechend. Die Ehe iſt eine heilige Sache, Otbert! wer nicht ſein Glück in ihr findet dem iſt durch ſie ſein Elend gewiß. Ich bleibe dem Namen nach Deine Frau. Sollteſt Du aber je Deine Freiheit wünſchen .... ſo bin ich auch dazu bereit.“

Ich gab ihm meine Hand; er küßte ſie kalt und erſuchte mich alle Dienſtboten zu verabſchieden und den Palaſt Gradenigo aufzugeben. Das geſchah. Heulend ſtürzte Gino zu mir. Ob dies der Lohn für ſeine Treue ſei? dem Grafen habe er einen ſo großen, hochwichtigen Dienſt geleiſtet, mir desgleichen, — und nun würde er von uns Beiden fortgeſchickt.

„Niemand kann zweien Herren dienen, Gino,“ entgegnete ich und beſchwichtigte ſeinen Jammer durch ein Geldgeſchenk.

Nach einem ernſten kurzen Abſchied von Otbert reiste ich grade am zweiten Jahrestag meiner Ankunft in Venedig wieder ab. Es war ein wunder

schöner Abend als ich über die stille Lagune zum festen Lande fuhr. Myriaden Sterne breiteten ihren Glanz über den dunkeln Himmel, Myriaden leuchtender Gebilde versilberten die dunkle Tiefe: dort oben wie hier unten schwebte der Silberschleier über einem schwarzen Grund. Weshalb an diesen schauerlichen, endlosen Grund denken, wenn es sich doch so lieblich zwischen seinen stralenden und schimmernden Außenseiten dahin gleiten läßt? fragte ich mich selbst. Weshalb? .... unnütze Frage! die Antwort würde auf meine Organisation deuten, welche wiederum gleichsam die sinnliche Form ist, welche den Grundgedanken, das Princip meiner Individualität zusammenhält und ausspricht. Der Eine bewegt sich auf der Oberfläche, der Andere sinkt in die Tiefe — nicht aus Wahl, sondern weil er dem Princip seines Wesens auf die Dauer nicht widerstehen kann. Der Eine ist darum nicht besser nicht glücklicher, nicht bevorzugter als der Andre! Jeder muß nur seinen Platz und seine Bestimmung erkennen und dann — ruhig sein.

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Sibylle.

Eine Selbstbiographie.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1846.

HALLE
(SAALE)

Universitäts-Bibliothek
Halle

Aber ich war nicht ruhig — nur ſtumpf. Ich mied Würzburg und eilte nach Engelau ohne irgendwo auf der ganzen Reiſe zu verweilen. Ich wollte es nie wieder verlaſſen und ward durch den herzlichen Empfang meiner Untergebenen in dieſem Vorhaben beſtärkt. Was hatte ich in dieſen zwei Jahren der Abweſenheit gewonnen? Schmerz und bittre Erfahrung; weiter nichts! Nur Benvenutas Geſundheit hatte ſich ſehr gebeſſert; ſie war blühend und kräftig und gewährte mir die Beruhigung, daß die Reiſe für ſie nicht umſonſt geweſen ſei. Tödtliche Pein mit einiger Verlegenheit gemiſcht verurſachte es mir, daß ich als Gräfin Aſtrau aber — ohne Gemal heimkehrte. Meinem Arzt, meinem ehemaligen Vormund und allen Perſonen, welche direct oder indirect nach ihm fragten, ſagte ich: er könne unſer Klima nicht gut ertragen und ſei außerdem mit Arbeiten beſchäftigt, welche ihn an Italien feſſelten. Man begriff das einigermaßen, man beklagte es für mich .... und

bald war nicht mehr davon die Rede. Was mich am meisten an ihn erinnerte war ein Schmerz am Herzen, der mich in jener Nacht vor Arabellas Fenster ergriffen hatte, und der seitdem nie ganz mehr wich. Er war aber durchaus körperlich: seelisch — war ich mehr erstarrt und durchkältet als durchschmerzt. Ein Stückchen vom Faden der Ariadne war mir in die Hand gefallen — und fiel ebenso hinweg .... das war Alles. Sollte ich mich grämen? — Warum? — Ich wußte ja daß der Gram etwas ebenso Vergängliches sei.

Wie nun das Leben hinbringen? Der Sommer verging ganz gut. Der ländliche Aufenthalt war mir neu. Die grünen Wiesen, die schönen Bäume, die üppigen Kornfelder, die Viehheerden, die demüthige und doch nicht armselige dörfliche Umgebung contrastirte so auffallend mit Venedigs Wasser- und Marmorwelt, mit seiner zerfallenden Herrlichkeit und seiner grandiosen Armuth, daß der Genuß des Contrastes mir interessant war. Ueberdas gab es eine Menge Geschäfte, die ich einmal wieder in der Nähe übersehen oder von deren gutem Fortgang ich mich überzeugen mußte. Es gab zu loben und zu tadeln, zu berichtigen und anzufeuern, zu helfen und zu rathen. Es war eine Wiederholung der Heimkehr aus England — nur

unter günſtigen Umſtänden, und daher ohne jenen Sporn den ein beſtimmtes Ziel der Thätigkeit gewährt. Schwierige Verhältniſſe keiner Art lagen mir zu überwinden oder zu entwirren vor. Die Geſchäfte gingen ihren höchſt geregelten Gang. Meine Schulen gediehen, meine Baumpflanzungen wuchſen. Zuweilen ſtiegen Gedanken in mir auf als müſſe ich den gemeinen Mann auf meinen Gütern unerhört beglücken. Fragte ich mich jedoch ernſthaft welche Sorte von Beglückung ihm denn beizubringen ſei: ſo beſchränkte ſie ſich auf Arbeit und auf einen Sparpfennig für die Noth. Dafür ſorgte ich mit wahrer ausdauernder Theilnahme und zu jeder Zeit; und nie haben mich meine Verſtimmungen dagegen gleichgültig gemacht.

Als der Herbſt mit ſeinen Tagen voll Regen und Sturm und mit ſeinen langen Abenden kam, ſah ich indeſſen ein, daß ich nothwendig andere Beſchäftigungen brauche; und um meine Gedanken an eine beſtimmte Disciplin zu gewöhnen, beſchloß ich förmlich ernſthaften Unterricht zu nehmen. Ein Curſus etwa der Chemie, Phyſik oder Aſtronomie ſchien mir aber gar nicht ernſthaft genug, ſondern wie die Männer gebildet werden, mit alten Sprachen und mit Mathematik: ſo wollte auch ich es anfangen. Ohnehin hatte ich in meiner erſten Ju-

gend kläglich wenig gelernt! Späterhin war mir auf meinen Reisen allerlei angeflogen, was ich mit Geschicklichkeit mir aneignete, wie Sprachen der fremden Länder, Kenntniß ihrer Geschichte, ihres Bodens, ihrer Literatur. Allein jede Beschäftigung in dieser Richtung oder mit meinem ganz hübschen Talent zur Malerei, schien mir kein genügendes Joch um den Sturm meiner Gedanken und Träumereien zu bändigen. Ich hatte so oft sagen hören welch eine Grundlage aller tiefen Bildung die alten Sprachen wären — hatte in England gesehen wie sie auf integrirende Weise zu der so ganz praktischen Erziehung gehören — daß ich mir Wunder was für Vortheile davon träumte. Ich vergaß nur den ungeheuern Unterschied zwischen einer unentfalteten Jünglingsseele, die bereitwillig den Keim aufnimmt, welcher in ihrem frischen Erdreich aufgehen soll und kann — und zwischen mir. Ich war uralt an Lebenserfahrung und Kenntniß; Leid und Lust, Schmerz und Glück, Verlust und Gewinn, welche sich für Andere über fünfzig und sechszig Jahre ausbreiten, hatten sich für mich mit so beklemmender Schnelligkeit gedrängt, daß ich mir bei fünfundzwanzig Jahren sagen mußte: glück- oder leidbringende äußere Ereignisse hätten sich für mich erschöpft. Obwol ich eine namenlose und bo-

denloſe Leere in mir fühlte — obwol ich mir vorkam wie die Wüſte über welche wenigſtens das Weltmeer fluten muß um ſie zu beleben — obwol mir manchmal zu Sinn war als hätte ich noch gar nicht gelebt und nichts gehabt: ſo hielt mir meine Vernunft doch immer eine und dieſelbe ermüdend langweilige Predigt: Dir ſind die guten und böſen Schickſale bereits zu Theil geworden welche dem Menſchenleben zugemeſſen ſind; drum halte Dich ruhig; räume die Trümmer aus dem Innern fort, vergiß Dich ſelbſt, ſei Andern nützlich und lerne daß es eine Menge Dinge zu thun giebt die weit erſprießlicher ſind als mit Gebilden der Phantaſie zu ſchwelgen.

Alſo: die Trümmer meines Innern wollte ich aufräumen mit Mathematik und alten Sprachen. Zu meinem Geburtstag machte ich mir ſelbſt das Feſtgeſchenk zweier Lehrer, welche ſich entſchloſſen ſich auf drei Jahr in Engelau zu vergraben. Herr Becker hatte ſo eben ſeine philologiſchen Studien vollendet und da ſich ihm nicht gleich die gewünſchte Stelle an der Univerſität zu Kiel darbot, ſo nahm er die in meinem Hauſe an, die ihm wenigſtens Muße zu eigenen Studien ließ. Er war ſehr jung, ſehr lebhaft, ein glühender Bewunderer des Alterthums, das er in Leben und Kunſt, Inſtitutionen

und Religion als das Ideal vergötterte zu dem die Menschheit hinstreben müsse — ein einseitiger Verächter alles Neuen (nämlich der letzten zweitausend Jahre) — kurz ein Mensch der nichts kannte als seine Wissenschaft, und die Ueberzeugung hegte durch ihre Verbreitung müsse die Welt zu ihrer wahren Gesittung erhoben werden. Dies hatte den großen Vortheil für mich daß er gern zu mir kam, weil er seinen Aufenthalt bei mir als die erste Stufe zur Gräcisirung der nordischen Barbaren betrachtete; und daß er mir mit dem zwiefachen Feuer der Jugend und der Begeisterung Unterricht gab.

Herr Müller, der Mathematiker, war ein ältlicher Mann, welcher fünfunddreißig Jahr sich abgequält hatte der Schuljugend eines Gymnasiums seine Wissenschaft insoweit beizubringen, als dieselbe ein Ingrediens der nothwendigen Examina ausmachte, welche man zu bestehen hatte. Die unendliche Gleichgültigkeit mit der Herr Müller seinen Unterricht an unendlich gleichgültige Schüler ertheilte, hatte ihn nach und nach dermaßen zerstreut gemacht, daß er sich nicht mehr bei ihnen in den nothwendigen Respect zu setzen vermogte. Mit einem winzigen Jahrgeld wurde er entlassen, und da ich ihm die Zusage machte es nach drei Jahren zu verdoppeln, so sah er sich veranlaßt

meinen Vorſchlag, auf Zureden ſeiner Freunde anzunehmen. Sie waren bemüht ihm eine ſorgenfreie Exiſtenz zu ſichern. Er für ſeine Perſon fühlte ſich ſorgenfrei ſobald er von dem Verkehr mit den böſen Buben — wie er die Gymnaſiaſten nannte — befreit war. Die Leibesnahrung und Unterkunft machte ihm keine Sorgen; er lebte von Kaffee und Brot und war, Dank dieſer ſtrengen Diät und ſeinem ſterilen Studium zu einer ſo mumienhaften Ausdörrung gediehen, daß er die Bedürftigkeit des lebendigen Lebens nicht mehr empfand. Er war ſo genügſam und ſo wolwollend, daß ihm Welt und Menſchen vortreflich und nur im Betreff der Gymnaſialjugend etwas mangelhaft erſchienen. Ein Fortſchritt — Einer! war freilich für die Welt zu machen und ſtand ihr bevor .... ſobald die allgemeine Formel für die Primzahlen gefunden ſei! Was ihr aber dann noch zu ihrer Vollkommenheit und Glückſeligkeit mangeln könne, das — geſtand er unbefangen — ſehe er nicht ein. Seine Seele war auf der Jagd nach dieſer Formel. — In ſeinem beſchränkten Berufsleben war es ihm nie vorgekommen, daß Jemand zum Vergnügen Mathematik ſtudirt habe. Er betrachtete mich wegen dieſer Neigung als ein von Gott begnadigtes Geſchöpf. Meine Aufmerkſamkeit und Ausdauer freuten ihn

so sehr, daß er mich nach seiner Weise herzlich lieb gewann, und Selbstliebe und Eifersucht lagen ihm so fern, daß er mir zuweilen den Wunsch aussprach: zum Lohn meiner Achtung für die erhabenste Wissenschaft, der ich hoffentlich mein ganzes Leben widmen würde, verdiene ich die Ehre — die allgemeine Formel für die Primzahlen zu finden, und mein unsterblicher Ruhm werde ihn mehr beglücken als sein eigener.

Ich hatte also zwei Lehrer wie man sie sich nicht besser wünschen kann, und überdas den festen Willen möglichst viel von ihnen zu lernen. Im schneidendsten Contrast zu meinem vagabondirenden Leben in Venedig, wurde das gegenwärtige mit einer zuchthausmäßigen Pünktlichkeit Stunde für Stunde eingetheilt, und von sieben Uhr früh, wo ich aufstand — bis zwölf Uhr Abends, wo ich schlafen ging — gab es keine Minute, welcher nicht ein Geschäft zugetheilt gewesen wäre: denn auch die Erholungen bekamen ihrer Regelmäßigkeit wegen einen Geschäftsanstrich. Mein Haus kam mir wirklich vor wie eine Strafanstalt, während es für Herr Becker und Herr Müller, und für eine junge musikalische Gesellschafterin ein ganz angenehmer Aufenthalt war: dermaßen kommt Alles auf die Deutung an, welche wir den Zuständen geben und

auf die Gesinnung mit der wir in sie hineintreten. Aber ich wollte es nun einmal so! ich wollte meine Thätigkeit nicht vergeuden noch versplittern, sondern sie auf einem Punkt sammeln um sie gleichsam zu einem Pfeil zu machen, der von der gespannten Bogensehne des Gedankens geschnellt, das Ziel in der Mitte treffen mußte — das Ziel nach dem ich nun schon so lange rang, das mir stets in andrer Form erschien, und das ferner denn je von mir zurückwich sobald ich der Form scharf ins Auge sah — das Ziel jedes Menschen, sein glühendstes Bedürfniß, nach welchem er heimlich seufzt oder laut schreit, und um welches er herum irrt wie um ein unentdecktes Land, das der Schiffer mit Magnet und Compaß nicht aufzufinden weiß — — das Glück!

Ich studirte mit großem Eifer, aber ohne eigentliche Vocation! Ich lag heimlich bei mir selbst auf der Lauer ob nun nicht bald ein genußvoller Zustand eintreten werde. Dadurch wurde natürlich die unbefangene Hingebung getrübt, und die übertriebene Erwartung die ich mein Lebenlang von jedem Ereigniß gehabt hatte, verließ mich auch hier nicht. Immer war mir zu Muth als stände ich an jenem Brunnen in welchem nach einer Fabel die Wahrheit sitzen soll, und als schöpfte ich mit

der größten Anſtrengung nichts als Waſſer heraus! — Auch jetzt war ich wieder auf Verfolgung der Göttin begriffen.

Während dieſes unfruchtbaren Bemühens dachte ich doch zuweilen an Otbert und Arabella — mit Neid. Mogten ſie in einem Wahn befangen ſein, ſo war derjenige der Liebe doch der ſüßeſte von allen. Bald nach dem Ausbruch der Julirevolution war Otbert nach Paris gegangen. Die fiebernde Aufregung der Gemüther und die tobende Gährung aller Zuſtände waren ihm eine zauberiſche Lockung. Wie ein geübter Schwimmer, der ſeiner Kräfte ſicher iſt, ließ er ſich bald von dieſer, bald von jener Welle heben, ſchaukeln, fortziehen, und fand ein eigenthümliches Behagen an ihrem Gebraus und Gewirbel. Die religiöſen und ſocialen Fragen mit deren Löſung diejenigen ſich beſchäftigten, welche auf dieſer Baſis eine neue Ordnung der Geſellſchaft aufführen wollten, intereſſirten ihn aufs Höchſte. Mit einer Wärme gab er ſich dem St. Simonismus hin, als ſei er bereit ein Apoſtel, ein Märtyrer der neuen Lehre zu werden; und mit einer Leichtigkeit wandte er ſich ab ſobald der Reiz des Neuen erſchöpft war, als habe es ſich nicht um Ueberzeugung ſondern um Perſiflage der Sache gehandelt. Er ſelbſt hätte nicht genau beſtimmen können ob er

wirklich ergriffen war oder nur das Ergriffenſein ſpielte um es als Mittel zu irgend einem Zweck zu gebrauchen: denn bald wollte er als ein Propagandiſt neuer Ideen populär werden, bald ſuchte ſeine Eitelkeit ihren Genuß in dem Nimbus des Außergewöhnlichen, bald begehrte er nichts weiter als in Feuer geſetzt zu werden, gleichviel wodurch! *gleichviel für wen!* um nur nicht der grauen Monotonie zu verfallen. Sehr flüchtige Briefe, die er mir nur ſchrieb um mich von ſeinen pecuniären Verhältniſſen zu benachrichtigen, deuteten mir das an. Ich hatte ihm bei unſrer Trennung die Hälfte meines Einkommens beſtimmt. Es ſchickte ſich nicht anders — ſo ſchien es mir — da ich ſeine Frau war und, mit ihm zuſammenlebend, das Ganze mit ihm wenn auch ungetheilt genoſſen haben würde. Aber mein Schicklichkeitsgefühl ward in dieſem Punkt durch ſeinen gänzlichen Mangel daran verletzt. War es die gemeine Geſinnung oder die kindiſche Nachläſſigkeit die ſich darin ausſprach — genug, es peinigte mich in ſeiner Seele, daß er von ſeiner Frau gar nichts begehrte als Geld! und immer wieder Geld! Der St. Simonismus koſtete ihn unglaubliche Summen. Später waren es die ausgewanderten Polen. Dann unterſtützte er legitimiſtiſche Beſtrebungen. Noch ſpäter warf er ſich

zu einem Träger des Socialismus auf. Immer hatte er das Beſtreben in der jedesmal herrſchenden Richtung bemerkt zu werden; und da jede derſelben ihre ſehr materielle Seite hatte für welche nur wenig Adepten bereit waren Opfer zu bringen, ſo zeichnete er ſich zwiſchen denſelben um ſo mehr aus. In ſeinen Briefen berührte freilich nur ein Poſtſcript von zwei Zeilen den fraglichen Punkt; allein es war ſehr klar, daß die Briefe überhaupt nur des Poſtſcripts wegen geſchrieben waren. Daher beantwortete ich ſie mit der trockenſten Kürze, und fühlte mich nie veranlaßt eine Frage nach Arabella an ihn zu thun.

Kaum zwei Jahr nach unſrer Trennung erhielt ich aber von Arabella ſelbſt einen Brief — und zwar aus Hamburg. Sie bat mich in wenig Worten, jedoch dringend, zu ihr zu kommen; ſie ſei auf dem Weg nach der Heimat. Dieſer Weg ſchien mir ein ſeltſamer Umweg. Ich riß mich von meinen Studien los und fuhr nach Hamburg. Gott! wie fand ich ſie! Zwiſchen Melancholie und Schwindſucht ſchwankte ihr armes Leben an einem ſeidnen Faden hin und her. Ich war faſſungslos bei ihrem Jammeranblick. Sie ſagte:

„Du findeſt mich auf dem Heimweg .... zum Grabe, Sibylle. In meiner Familie ſterben wir

Alle vor dem dreißigsten Jahr. Ich habe das oft an Otbert gesagt! ich dachte er würde mir vergönnen die wenigen Jahre bei ihm, d. h. glücklich zu verleben. Aber nein! Du hast mein Glück mit Dir aus Venedig entführt. O Sibylle! warum bliebst Du nicht in Venedig? So wie Du fort warst hörte Otberts Liebe zu mir auf. Er brachte mich bald darauf nach Paris .... aber er dachte nicht mehr an mich. An Dich dachte er .... oder an die großen Welterschütterungen .... oder an sonst etwas! wer kann sagen woran Otbert denkt! nicht an mich — das wurde mir allmälig klar — doch unter welchen Qualen .... magst Du daraus schließen, daß ich endlich ihn verließ und hieher kam um Dir Astralis zu bringen. Nun bin ich fertig und nun — lebe wol." —

„Ich nehme Astralis, aber ich nehme auch Dich mit mir, Arabella! rief ich mit einem namenlosen Wehgefühl. Glaubst Du denn daß ich Dich Deinem einsamen Leid überlassen könnte?"

„Ich glaube es nicht: ich will es! sprach sie bestimmt und kalt. Glaubst denn Du daß Deine Nähe mir lieb ist? Ich sage Dir mir ist nichts lieb als der Tod, und Du bist es weniger noch als tausend Andre, denn mit Dir .... zog mein Glück aus Venedig fort."

Das war ihre fixe Idee und daher war ſie bitter und feindlich gegen mich geſtimmt. Ehedem in London hatte ſie mir ſchon den Vorwurf des Verraths an der Freundſchaft gemacht: er war ungerecht! doch dieſer war gradezu unſinnig. Trübe überſann ich unſer ſeltſames Schickſal, das ſich zweimal feindlich durchkreuzte, während wir im Herzen Freundinnen waren; — denn Arabella hatte immer Vertrauen zu mir, und ich hatte ſie immer lieb. Sie lehnte ſich an mich, und ich freute mich ihrer. Trotz unſrer Verſchiedenheit paßten wir zuſammen .... aber Otbert ſchleuderte uns wie ein unheilvoller Komet ſo weit auseinander, daß jede fernere Berührung eine Anſtrengung und daher ſchmerzlich ſein mußte. Ich drang deshalb nicht heftig in Arabella mich nach Engelau zu begleiten, obwol ihr Vorſatz mir troſtlos vorkam in Hamburg zu bleiben und dort ihr Ende zu erwarten. Ein Arzt in Paris hatte ihr geſagt ſie würde den Herbſt im Norden nicht überleben.

„Und der iſt nah, ich fühl' es! ſagte ſie. Drum wollte ich zuvor Aſtralis in Sicherheit bringen."

„Willſt Du Dich aber wirklich ſchon jezt von dem Kinde trennen?" fragte ich.

„Ja! denn wenn ich es vor Augen habe, ſo wird mir das Leben nicht leichter und nur der Tod

ſchwerer. Ueberdas fürchte ich die Anſteckung meiner Krankheit für Aſtralis. Sie wird alſo in jeder Beziehung beſſer bei Dir als bei mir aufgehoben ſein.“

Ich war Arabellen behülflich in einer Vorſtadt Hamburgs eine kleine Gartenwohnung zu finden, die ſie mit ihren treuen iriſchen Dienſtboten bezog. Ich begleitete ſie dahin. Als ſie in ihr Zimmer trat, das zu ebner Erde lag und die Ausſicht auf ein ſchlichtes Gärtchen bot, ergriff ſie eine nagende Erinnerung.

„Auf Torcello war es anders! rief ſie. O Sibylle! hätteſt Du denn nicht in Venedig bleiben können?“

So unbeſchreiblich war ihr Einfluß auf mich, daß ich mir ſelbſt egoiſtiſch und grauſam erſchien; und er rührte nur daher, weil ſie ganz und rückſichtslos in einem einzigen Gefühl lebte. Mogte ſie Anderen tadelnswerth erſcheinen — mogten Moral und Sitte ihr Benehmen verwerfen — mogte ich ſelbſt ſie in dieſer Beziehung nicht rechtfertigen: mir kam dieſe Einheit des Weſens, welche von einer und derſelben Idee lebt und ſtirbt, doch ſo majeſtätiſch und wunderbar vor, daß ich mehr Achtung vor ihr als vor mir empfand. Denn ſie hatte eine Kraft die mir gänzlich fehlte: ſie hielt feſt was ſie einmal hielt.

Ich brachte einen geschickten Arzt zu ihr und beschwor sie sich seiner Behandlung zu unterwerfen, und sie versprach es bereitwillig. Er sagte mir aber Tags darauf, daß ein fast ununterbrochenes Fieber ihre Kräfte aufzehre und daß sie es wisse.

Selten habe ich eine so melancholische Scene erlebt, als die unsers Abschieds. Arabella hatte meine Heimreise auf den vierten Tag festgesetzt und mich gebeten Astralis bei ihr abzuholen, damit die Kleine durch die Fahrt von dem dumpfen Gefühl der Trennung zerstreut würde. So geschah es. Als ich bei Arabella eintrat führte sie mir Astralis reizend geschmückt entgegen und sagte gelassen:

„Dieser Engel soll bei Gott und bei Dir für mich um Verzeihung beten.“.

„Sprich nicht so .... aus Barmherzigkeit!“ rief ich gequält mit erstickter Stimme.

„Gut, gut! sagte sie immer ganz gefaßt. Ich schenke Dir Astralis. Sie hat nichts als die Existenz, keine Eltern, kein Vermögen! ich kann ihr nichts hinterlassen als ein Paar Diamanten, denn nach meinem Tode fällt meine Rente an Lord — gh zurück. Verlasse sie also nicht und sorge dafür, daß sie in meiner Religion erzogen werde. Versprich mir das, Sibylle, und dann .... laß uns scheiden.“

Ich gab ihr mein Versprechen, nahm Astralis auf den Arm und stand unschlüssig ob ich gehen ob ich bleiben solle mitten im Zimmer. Da fiel sie mir feurig um den Hals, umarmte und küßte mich.

„O Du bist gut! rief sie; — aber geh! geh! ich kann Deinen Anblick doch schwer ertragen."

Ich wandte mich rasch der Thür zu. Da rief sie — — oder nein! ein herzzerreißender Schrei rang sich aus ihrer Brust:

„Astralis!"

Ich flog zu ihr: „O komm' mit mir, Arabella."

„Nein nein! geh! unterbrach sie mich wieder gefaßt. Mir war nur eben als berühre mich der Tod eiskalt. Geht! geht!"

Sie küßte noch einmal mich und das Kind, sank dann matt auf einen Stuhl, sah durch das Fenster zum Himmel auf und sang den Anfang eines Liedes das sie sehr liebte: „'T is the last rose of the summer." O wol war es die letzte Rose ihres Lebens, die ich jezt mit mir forttrug! — —

Am Abend desselben Tages war ich wieder in Engelau. Während der Fahrt hatte ich nur einen Gedanken! Zwei Menschen kannte ich — unter so vielen nur zwei! — welche, seitdem sie über sich selbst zum Bewußtsein gekommen, nie um eines Strohhalms Breite von dem Gegenstand abgewichen

waren, der ihre Seelen in der Grundtiefe ergriffen hatte: eine Sünderin war die eine zu nennen, und der andre ein Narr. Arabella war es und mein alter Mathematiker! Wenn dies das Reſultat der Thorheit iſt, ſo behüte mich, Gott! vor dem der Weisheit, denn dieſe zwei Menſchen — ſie mißachtet, er verhöhnt, kamen mir ehrwürdiger vor als alle die, welche aus ihrer kläglichen Eigenſchaft vergeſſen und ſich zerſplittern zu können, eine Tugend zu machen wußten. Namenloſes Grauen vor dem Zwieſpalt in welchem der Menſch durch das Leben geſchleudert wird, zerarbeitete mir die Seele. Wer da feſthält kommt aus dem Gleichgewicht nach Außen, ſo daß die Leute hohnlächelnd mit dem Finger auf ihn weiſen; — wer nicht feſthält kommt aus dem innern Gleichgewicht indem er in Conflict mit ſeiner jammervollen Bedürftigkeit und ſeiner unabweislichen Ueberzeugung geräth. Wie ein zerſchellter Nachen von den Wellen an die Küſte geſchleudert und von der Brandung wieder zurückgetrieben wird: ſo flogen meine Gedanken auf und ab, hin und her, und fanden nirgends, nirgends Ruhe.

Ein Brief von Aſtrau erwartete mich in Engelau — ein ganz widerwärtiger Brief, in welchem er Arabellas plötzliche Abreiſe von Paris eine ihrer

„weltbekannten Excentricitäten" nannte und ſich mit weitläuftiger Erbitterung über die unſinnigen Anſprüche der Frauen ausließ, welche von einem Mann immer und ewig nichts weiter begehrten, als daß er ihr Liebhaber ſei — etwa ein romantiſcher, idylliſcher oder heroiſcher Liebhaber, aber vor Allem der. Dadurch würden die Frauen zu einer ſo marternden Laſt, daß der Mann aus Verzweiflung in ſcheinbare Härte verfallen müſſe um ſeine Freiheit und Thätigkeit dem Weltleben und deſſen grandioſen Intereſſen gebührend zuwenden zu können. So häuften ſich am Ende die Mißverſtändniſſe zu einer unüberſteiglichen chineſiſchen Mauer — und das ſei lediglich die Schuld der egoiſtiſchen Beſchränktheit des Weibes. — Dieſer Brief kam mir vor als werfe Aſtrau ſich in die Maske des Zorns um ſich gegen eigene und fremde Vorwürfe zu panzern. Aber es war mir entſetzlich, daß er gegen Arabella Vorwürfe ausſprach, während ſie ſich keinen einzigen — ja keine einzige Klage über ihn erlaubt hatte. Als Antwort meldete ich ihm die Lage der Dinge und fügte ſchließlich hinzu:

„Ich bin ſo ganz der Anſicht, daß einem Mann „Größeres zu erfüllen obliegt, als zu den Füßen „des Weibes die Rolle eines romantiſchen Liebha-

„bers zu ſpielen, daß ich auf dem Punkt ſein würde
„einen ſolchen Mann zu verachten — wenn nicht
„zum Unglück Du ſelbſt Dich mir gegenüber in
„eine ſolche Rolle geworfen hätteſt: folglich ſtehe
„ich Dir zu nah um Dich beurtheilen zu können.
„Unſer Urtheil über einen Menſchen begehrt eben-
„ſowol wie das über ein Kunſtwerk die gebühren-
„de Perſpective. Ich bin alſo gar nicht mit jenen
„Frauen über welche du klagſt, einverſtanden und
„bin gern bereit ſie mit Dir egoiſtiſch beſchränkt
„zu nennen. Nur ſind die Männer dieſer Frauen
„gewöhnlich in ihrer Art ebenſo egoiſtiſch beſchränkt;
„denn nachdem ſie deren Wahn gefliſſentlich her-
„vorgelockt und genährt haben — nachdem ſie ſich
„in Schauſtellung aller Raſereien der unſinnigſten
„Leidenſchaft gefallen haben — ſind ſie plötzlich
„der Sache überdrüſſig, die ihnen nicht Ernſt war,
„und begehren vom Weibe es ſolle nun auch der
„Komödie ſatt ſein. Aber das hat die Sache für
„wahr gehalten und findet ſich nicht ſo leicht in
„den Irrthum. Daher die Mißverſtändniſſe! —
„O wollte Gott daß Ihr verſtändet ein Weib zu
„lieben ohne Euch zu deren Liebhaber zu machen!
„dann würden Treue und Friede, Achtung und
„Zutrauen zwiſchen uns walten. Aber zu jenem
„gehört Wahrheit und Wärme des Gefühls; und

„zu dieſem — — Du wirſt beſſer als ich wiſſen „was dazu gehört.“

Umgehend antwortete mir Aſtrau:

„Die Welt kehrt ſich um! Emancipationsideen „dringen ſogar bis zu Deiner ultima Thule und „Du biſt ganz dazu geſchaffen deren Prieſterin in „Beziehung auf das Weib zu ſein. Welch einen „Fluch hat denn aber Gott auf uns gelegt, daß „das Geſchlecht welches die Freude und Wonne „des unſern ſein ſollte, ſich allmälig zu einer Ca„ricatur zu verbilden droht, von der wir uns mit „Schreck und Widerwillen abwenden müſſen! Wir „müſſen auswandern und Euch die Herrſchaft Eu„ropas überlaſſen — dann wird beiden Theilen „geholfen ſein. Auf der einen Seite überfällt uns „eine Arabella und will im Liebesrauſch uns er„ſticken; von der andern tritt eine Sibylle uns ent„gegen und theoriſirt, philoſophirt, dogmatiſirt und „ſyſtematiſirt, daß uns der kalte Schweiß auf der „Stirn perlt über dieſe Scene aus der „verkehrten „Welt“. Vertiefe Dich nicht in dieſe Farce, die „Du für ein Drama hältſt, meine arme Sibylle! „Du haſt große Neigung und Talent dazu une „froide raisonneuse zu ſein. Auf deutſch läßt „ſich das gar nicht ausdrücken; uns fehlte bisher „die Sache, alſo auch die Bezeichnung: aber Du

„wirſt gewiß ein Wort dafür finden. Bis dahin „muß ich Dich ſo nennen. Wäre Dein Kopf ebenſo „kalt wie Dein Herz es iſt, ſo würdeſt Du ein„ſehen daß Eure Räſonnements nicht die Grund„ordnung der Natur hinſichtlich des Verhältniſſes „zwiſchen Mann und Weib aufheben können. Wir „ſpielen nicht Komödie mit Euch — wie Du be„haupteſt — weil wir in einer Epoche unſers Le„bens voll leidenſchaftlicher Glut zu Euren Füßen „liegen; ſondern es macht ſich in uns die Sphäre „des Gefühls geltend, aus der wir uns allmälig „in die der Intelligenz hinein arbeiten, für die wir „hauptſächlich beſtimmt ſind. Ihr aber bleibt in „der inferiören des Gemüths und verfolgt inner„halb derſelben den Kreislauf Eurer Entwickelung, „der Euch beſtimmt den Reiz Eures Daſeins als „Liebende und Geliebte, die Würde deſſelben als „ſchöne und heitere Mütter zu finden. Jede andre „Entwickelung ſtreitet mit dem Geſetz, das Gott „in Eure Natur gelegt hat, und dieſer Widerſpruch „rächt ſich an Euch ſelbſt durch Mißmuth und Un„zufriedenheit, welche Ihr umſonſt hinter hochtra„benden Redensarten und Beſtrebungen zu verber„gen ſucht. Ja, dieſe letzteren machen Euch im„mer elender, denn ſie bringen Euch um Euer „Glück und um Eure Glorie: Ihr werdet nicht

„geliebt! — Ich gestehe Dir aufrichtig die Vor-
„stellung peinigt mich daß Astralis bei und von
„Dir erzogen werden soll. Ich mögte das Kind
„für mich in Anspruch nehmen, sobald der traurige
„Fall eintreten sollte, daß es seine arme Mutter
„durch den Tod verliert. Freilich würde das eine
„Umgestaltung meiner Lage mit sich bringen auf
„die ich vor der Hand nicht eingerichtet bin." —
— — Es folgten Auseinandersetzungen derselben, die mir deutlich zeigten, daß sie verwickelter denn je sei.

Ich war fest entschlossen ihm unter keiner Bedingung Astralis anzuvertrauen und hatte außerdem die Ueberzeugung daß er sie nie ernsthaft begehren würde. Daher schickte ich ihm eine ziemlich bedeutende Summe und schrieb ihm dazu: er möge sie zu der Einrichtung verwenden, die er zu machen habe wenn Astralis zu ihm käme. Ich wußte sehr gut daß er sie für ganz andre Zwecke verwenden würde, aber ich suchte fast vor mir selbst Vorwände um sein Verfahren zu bemänteln. Indessen brauchte ich doch die Vorsicht Arabella zu bestimmen, daß sie mir in einem rechtsgültigen Testament die Erziehung, Bildung und Versorgung ihrer Tochter anvertraute. Auf den ersten Theil

von Aſtraus Brief antwortete ich mit ungeheuchelter großer Ruhe:

„Du nennſt mich froide raisonneuse. Dieſer „Vorwurf hat mich getroffen. Ich glaube ſelbſt „daß keine Harmonie zwiſchen meinem Kopf und „meinem Herzen iſt. Ich habe mich von der Wiege „an mit Träumereien und Phantaſtereien abgemat„tet, gegen welche jede Wirklichkeit armſelig war „— und dann habe ich dieſe Wirklichkeit mit dem „Verſtande durchforſcht und das Sinnenleben wie „das Gefühlsleben unvollkommen und daher unbe„friedigend gefunden. Dies gebe ich zu. Aber „was beweist es? — weiter nichts als daß ich „unvollkommen bin. Die arme Arabella blindlings „verſunken in das Gefühls- und Sinnenleben iſt „in andrer Art ebenfalls unvollkommen; und Du „fühlſt Dich ſo verletzt und beklemmt durch die „weibliche Unvollkommenheit, deren thörichte und „übertriebene Richtungen wir verſinnlichen, daß Du „vor derſelben in eine neue Welt entfliehen mög„teſt. Ich habe hierauf nur mit einer einzigen „Frage zu antworten: biſt Du vollkommen? — — „Genug der dürftigen Perſönlichkeiten! ich rede jezt „nicht von Dir und mir, ſondern von Mann und „Weib. Du hältſt dieſes für ein inferiöres, jenen „für ein ſuperiöres Weſen. Warum? — Weil

„hier mehr dunkles Gefühl, dort mehr klarer Ver-
„ſtand herrſcht. Wer hat feſtgeſetzt daß der Ver-
„ſtand etwas Göttlicheres ſei als das Gefühl? —
„der Mann. Warum hat das Weib dieſen lä-
„cherlichen Ausſpruch angenommen? — weil in
„der Welt materielle Stärke dermaßen auf der ma-
„teriellen Schwäche laſtet, daß im zwölften Jahr-
„hundert des Chriſtenthums chriſtliche Theologen
„noch darüber disputiren konnten: ob das Weib
„eine Seele habe. Zwölf Jahrhunderte der huma-
„niſirendſten aller Religionen — und noch eine
„ſolche Frage! — Die Seele, inſofern man dar-
„unter den unſterblichen Theil des Menſchen be-
„greift, iſt im Lauf von ſechs andern Jahrhunder-
„ten dem Weibe, ich mögte faſt ſagen — octroyirt
„worden. Verſteht man aber den erkennenden, bil-
„denden, ſelbſtthätigen Geiſt, die Intelligenz dar-
„unter — ja, dann ſtehen wir auf dem Punkt
„der alten Scholaſtiker. Das Weib als eine Un-
„mündige behandelt, kann ſich nicht als eine Mün-
„dige benehmen. Es unterwirft ſich und vegetirt
„ſo hin in dumpfen Gefühlen, welche häufig zu
„unbändigen Leidenſchaften aufflammen, und welche
„durch eine verſchrobene, hohle, prunkende Erzie-
„hung wol geſchwächt, jedoch nicht gelichtet wer-
„den können. Ach ja! das Weib unſrer Tage iſt

„eine kläglich unvollkommne Erſcheinung; — aber
„durch den Mann unſrer Tage wird es warlich
„nicht in Schatten geſtellt, nur durch die einſeitige
„Richtung in welche es gezwängt wird. Und ebenſo
„geht es dem Mann! in der handwerkernden Be-
„amten- in der pedantiſchen Gelehrtenwelt mögen
„wol Studien genug zu Hauſe ſein, aber was
„hat mit denen die Intelligenz zu thun? Oder
„wohnt ſie etwa in den Köpfen der Soldaten die
„in Parade aufmarſchiren? der Virtuoſen, die von
„den vierundzwanzig Stunden des Tages zwanzig
„ihren Fingerübungen widmen? der Journaliſten,
„die ihre Zeitungsartikel aus Klatſchereien, Lügen
„und Träumen zuſammenſchmieden? der Philoſo-
„phen und Menſchenbeglücker von denen die Welt
„ſtrotzt, während dieſelbe Welt nie ärmer an Weis-
„heit und Glück war als eben jezt? der Künſtler
„die zu Tauſenden in den Akademien und Ateliers
„herum vagabondiren? — Du wirſt nicht behaup-
„ten daß in dieſen verkümmerten, leeren, dürren
„Geſchöpfen der Geiſt zur Entfaltung gekommen ſei.
„Sie ſehen auf das Gefühl herab, während ſich
„die Weiber vor dem Verſtande ſcheu zurückziehen.
„So bleibt jeder Theil in ſeiner Einſeitigkeit, und
„ohne Verſchmelzung beider Elemente iſt für keinen
„Theil an Vollkommenheit zu denken, und ebenſo

„wenig an die wahre heilige Gemeinſchaft, die der
„Schöpfer zwiſchen den beiden Geſchlechtern gewollt
„hat, indem er die eine Hälfte zum Vertreter der
„Intelligenz, die andere zum Vertreter des Herzens
„beſtimmt hat. Das ſind zwei Stralen die von
„demſelben Licht ausgehen — und dies Licht heißt
„göttliche Liebe. Schmelzen ſie zur Einheit zuſam-
„men, ſo ſtellen ſie das Abbild jenes Urbildes dar.
„Ihr verhöhnt Gott und läſtert die Natur wenn
„Ihr ſprecht das Weib ſei ein inferiöres Geſchöpf.
„Laß Dir Eine nennen in der vollen Glorie wie
„Gott und die Natur ſie gewollt haben, und dann
„ſprich: iſt der Mann ſuperiör? — nicht blos der,
„welcher neben ihr ſteht; nein! der allergrößte, den
„die Welt aufzuweiſen hat? — Gewiß nicht! He-
„loiſe darf neben einem jeden ſtehen. Dieſe Schön-
„heit, dieſe Liebe, dieſer Geiſt, dieſe Entſagung,
„dieſe Treue, dieſe Weisheit, dies Marterthum,
„dieſe lichtvolle Klarheit, dieſe flammende Glut,
„dieſe ſtandhafte Ausdauer über allen Schmerz,
„alles Elend, alle Zeit hinweg, dieſer Stralen-
„und Dornenkranz von Seligkeit und Jammer, den
„Abälards finſtre Liebe auf ihre Stirn drückt —
„bildet das Alles nicht ein geiſtig bewegtes Leben
„von ſolcher Entwickelung und ſolcher Intenſität
„daß einem das Herz — der Mutterſchooß dieſes

„Lebens — als ein Weltmeer von Macht und Tiefe
„erſcheint. Nein, Otbert! ich bin ſehr unvollkom-
„men und meine arme Arabella iſt es auch und
„Millionen unſers Geſchlechts ſind es mit uns;
„aber wir ſind es weil wir auf einer embryoniſchen
„Stufe unſrer Entwickelung ſtehen — nicht weil
„uns die Fähigkeiten zu einer höheren mangeln.
„Deine Bemerkung daß ein Geiſt der Unzufrieden-
„heit und des Mißbehagens ſich in uns rege — iſt
„vollkommen richtig: die Chryſalide erwacht, fühlt
„ſich in Haft und Dunkel, und ſtrebt nach Be-
„freiung und Licht. Aber Deine Behauptung, daß
„dies Beſtreben uns um das Glück bringe geliebt
„zu werden — hat mich herzlich lachen gemacht,
„weil ſie ſo ſehr nach deutſchem Spießbürgerthum
„ſchmeckt. Es muß wirklich namenlos ſchwer für
„einen Deutſchen ſein den Philiſter auszuziehen,
„da es ſogar Dir, einem Dichter! einem Cosmo-
„politen! nicht gelingt. Um bei Heloiſen ſtehen zu
„bleiben, ſo vernichtet ſie Deine Behauptung; und
„ich frage Dich: würde es Dir nicht eine größere
„Genugthuung ſein ein Weib wie Heloiſe geliebt
„zu haben, obwol ſie lateiniſch und griechiſch ver-
„ſtand, als ein Dämchen unſrer Tage, welche
„ſtatt deſſen die hergebrachten Theetiſch-Phraſe
„verſteht. Biſt Du denn auch, mein armer Otbert

„mit des Philisters firer Idee von der verfal-
„zenen Suppe behaftet? Ach, gieb sie auf! schon
„deshalb, weil heutzutag auch des Philisters Frau
„viel zu gebildet, elegant und bequem ist um sich
„mit Suppenkochen zu beschäftigen. Glaube mir
„— wenn Ihr doch so sehr an dieser gebenedeiten
„Suppe hängt — Heloise würde sie Euch eher
„kochen, als Philisters-Frau; denn eine Königin
„fühlt sich durch Mägdedienst nicht erniedrigt, weil
„sie ihres Königthums gewiß ist; aber die Magd
„sträubt sich, weil sie für etwas Besseres gelten
„mögte als was sie ist."

Diesen Brief beantwortete Astrau nicht. Bis er bei ihm anlangte mogte er Arabella, welche die eigentliche Veranlassung unsrer Correspondenz gewesen war, bereits ganz vergessen haben. Sie starb im Spätherbst desselben Jahres. Das Leben hatte ihre Kräfte zu sehr aufgeregt um sie nicht zu verzehren, als sie keinen Gegenstand fanden an dem sie sich üben konnten. Sie starb an Erschöpfung in ihrem achtundzwanzigsten Jahr. Zu der Zeit wußte Astralis schon nicht mehr, daß sie eine andre Mutter gehabt als mich. Sie wuchs zwischen uns auf als mein italienisches Pflegekind — wie meine Hausgenossen sie nannten.

Ereigniße gab es in jener Zeit gar nicht, also

keine äußere Veranlaſſung zu Glück oder Unglück. Mein Schwiegervater brachte alljährlich im hohen Sommer vier Wochen bei mir zu. Dann gab ich zu ſeinem Empfang und zu ſeinem Abſchied zwei große ſteife langweilige Diners, zu denen ſich meine wenigen Nachbarn zwei bis drei Meilen weit herbemühten. Ab und an mußte ich auch ihre Einladungen annehmen, was denn freilich eine große Plage war; denn zwei Stunden brauchte ich zur Hinfahrt, zwei Stunden ſaß man an der Tafel, eine Stunde trank man Kaffee und ging man im Garten ſpazieren, und zwei Stunden währte die Heimkehr. Das geſellſchaftliche Landleben in Norddeutſchland iſt auf einen ceremoniöſen, ſteifen Fuß geſetzt, der Alles erdrückt was man Vergnügen nennen könnte. Da man ſich nie anders als in Galla und bei Tafel ſieht, ſo tritt man nie aus einer förm- und feierlichen Stimmung zu einander heraus. Möge man zehn Jahr im ſogenannten nachbarlichen Verkehr gelebt haben — dennoch kommt man immer wie Fremde zuſammen. Das Familienleben wird dadurch gehegt, ſpricht man, und das iſt gewiß ein großer Vorzug. Ich leugne es nicht! ich ſage nur daß jene Geſelligkeit mir ſchwerfällig erſchienen iſt und höchſt reizlos.

Mein Verkehr war lebhafter mit den Perſonen

zu denen ich als Herrin von Engelau in Beziehung ſtand. Wie das zur Zeit meines Vaters geweſen war, ſo richtete ich es wieder ein: an jedem Sonntag ſpeiſten meine beiden Pfarrer, mein Arzt, mein Gerichtshalter, und etwa ein oder zwei Pächter mit ihren Frauen und Töchtern bei mir. Das war kein eleganter und kein geiſtreicher Zirkel; aber er war hausbacken praktiſch. Ich lernte durch ihn Verhältniſſe, Zuſtände, Anſichten und Bedürfniſſe kennen, die mir ſonſt fremd geblieben wären — was immer ein Mangel iſt; und hauptſächlich lernte ich Theilnahme gewinnen für das Leben im kleinen Zuſchnitt, an welchem man, wenn man es größer und weiter gekannt hat, ſo leicht wie an etwas Geringem und Kleinlichen vorübergeht — und das iſt ein großer Gewinn. Man kommt durch ihn zur Erkenntniß der einzigen Gleichheit, welche zwiſchen den Menſchen etwas Andres als ein Phantom iſt: zu derjenigen, daß, welchen Platz der Menſch auf der ſocialen Leiter einnehmen möge, Licht und Schatten wird ihn immer umgeben, und immer werden ſich Licht und Schatten ungefähr die Waage halten. Das ſoll nicht heißen, man dürfe nun gleichgültigen Auges auf Leid und Elend und Armſeligkeit blicken. Nein, im Gegentheil! es iſt eine dringende Auffoderung, ſo viel an uns iſt

den Mangel an gleicher Vertheilung von Licht und Schatten zurecht zu rücken, damit dieſer nicht jenes überwuchere — denn der Schatten wird ohnehin nimmer fehlen.

Was ging mir ab um mich in dieſen friedlichen Verhältniſſen glücklich zu fühlen: freiwillige Beſchränkung — denn ich war nicht vernünftig! Reſignation — denn ich war nicht fromm! Ich ſprach zu mir ſelbſt: Du erfüllſt Deine Pflicht, Du thuſt das Gute, Du ſuchſt es in Andern zu wecken und zu fördern — warum giebt Dir das denn nicht Befriedigung? Wo das Leben ein klarer ſtiller reiner Bach iſt, ſollte da der Durſt nicht aus deſſen Waſſern gelöſcht werden können? — — O mit welcher heimlichen troſtloſen Verzweiflung that ich mir nicht tauſendmal dieſe und ähnliche Fragen. Ich vergaß nur daß ich meine Befriedigung nicht da ſuchte wo ich ſie hätte finden können, weil ich fortwährend von einem idealen Glück träumte — und meinen Durſt mit einem Nectartrank ſtillen wollte, der freilich aus meinem Bach nicht zu ſchöpfen war.

Inzwiſchen lernte ich fleißig und gern — wenigſtens in den beiden erſten Jahren. Da waren mir die Sachen noch fremd genug um mich durch den Reiz des Unbekannten zu locken. Geheimnißvolles

Licht ſpielte über der untergegangenen ſchönen Alterthumswelt, wie über vergrabenen Schätzen blaue Flämmchen tanzen. Aber je mehr ich die Schwierigkeit des Studiums überwand, deſto mehr ſchwand auch jener Reiz. Ja, ich las mit großem Vergnügen Homer und Sophokles; ja, ich folgte mit tiefem Intereſſe der antiken Weltanſchauung — allein mit dieſer nämlichen, gleichſam unperſönlichen Freude, hatte ich auch Shakſpeare, auch Dante geleſen. Der Horizont welcher ſich um die Geſchichte der Menſchheit wölbte wurde weiter; aber mein blödes Auge kehrte immer wieder zu dem eigenen zurück, den es, trotz deſſen Enge, nicht überblicken lernte. — Und dann erſchrack ich auch vor dem ungeheuern, titaniſchen Ringen des Geiſtes zu allen Epochen, in allen Religionen, unter allen Formen, welches — was Glück ſpenden und Glück genießen betrift — ſo geringe Reſultate gehabt hat. Jeder Menſch muß ſein eigenes Leben von der Wiege bis zum Sarge durchleben; Einer wie der Andre muß die Befangenheit der Kindheit, den Rauſch der Jugend, die Erkenntniß reiferer Jahre, die Hinfälligkeit des Alters willenlos erleiden, und die Freuden, Leidenſchaften, Erfahrungen und Schwächen, welche mit dieſen vier großen Epochen verbunden ſind, willenlos an-

nehmen. Er kann ſie ein wenig modificiren und ordnen — darin beſteht ſein freier Wille! — aber er kann nicht heraus aus dem Bannkreis der Natur. Wenn er Alles lieſt was über das Glück geſchrieben iſt — Alles thut was Andre gethan haben um glücklich zu ſein — Alles ſtudirt und bewundert, wodurch Andre das Glück erſtrebt oder erlangt haben: ſo hilft das gar nichts, ſobald er nicht ſeine volle ganze Seele mit in den Kauf giebt und daran ſetzt. Es iſt mit dem Glück wie mit dem Reich Gottes von dem geſchrieben ſteht: „Siehe, es iſt inwendig in Euch.“ Und eben darum verhilft uns die ganze majeſtätiſche Erſcheinung einer vieltauſendjährigen Weltgeſchichte nicht dazu.

Bei der Mathematik war mir nun vollends zu Muth wie dem Fiſch auf dem Trocknen! Ich, die immer auf den Grund der Dinge losging, die ſich nicht abfertigen ließ mit der äußern Erſcheinung ſondern den Lebenspunkt in ihr ſuchte — ich hatte mir von der Mathematik ich weiß nicht welche Grunderkenntniß alles Daſeins verſprochen — ich weiß nicht welche Wiſſenſchaft, die mir das Räthſel der Natur, den Zuſammenhang zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, offenbaren würde; — und ſtatt deſſen fand ich eine Methode, welche die Auf-

findung der quantitativen Verhältniſſe der Dinge erleichtert. Indeſſen — ich hatte mir vorgenommen drei Jahr lang Mathematik zu treiben; und ich that es — aber immer matter und matter. Hätte mein guter alter Müller nicht ſeine Bewunderung und Freude der erſten Zeit allmälig in Wolwollen für mich verwandelt, ſo vermuthe ich, daß er ſich mit gänzlicher Nichtachtung von ſeiner ignoranten und oberflächlichen Schülerin abgewendet haben würde.

Die Tage vergingen; mit ihnen die Zeit ſehr ſchnell, zu ſchnell. Ich habe nie begreifen können warum die Menſchen ſo oft freudig ſagen: Schon wieder ſechs Monat vorüber! man merkt gar nicht wo die Zeit bleibt! — — Iſt denn das ein Vorzug daß ſechs Monat wie ſechs Stunden vergangen ſind? Im Gegentheil! ein Mangel iſts, eine Leere! — Nichts hat Epoche gemacht, nichts iſt geleiſtet, nichts erſtrebt worden; keine ernſte Mühe, kein hoher Genuß bezeichnet die Tage. Ein Winter iſt durchgemacht, etwa wie die Pflanzen im Gewächshauſe, in gemüthlicher Ungeſtörtheit. Iſt es das was den Menſchen erfreuen ſoll? — Wol giebt es Perioden, die einen merkwürdigen Anſtrich von Monotonie haben; aber unter ihrer ſtillen Hülle iſt die Menſchenſeele in großer, raſtloſer Thätigkeit,

und hören ſie auf, ſo zeugen die Reſultate von derſelben — wie die wegſchmelzende Schneedecke das grüne Saatfeld zum Vorſchein bringt, das während der kalten ſtarren Winterruhe ſich feſtgewurzelt hat. Eine Zeit die uns nichts bringt, nichts gewährt, oder die wir ſo wenig zu nützen und auszufüllen verſtehen, daß weder ihre Gegenwart noch ihre Erinnerung anders in unſrer Seele zählt, als eine Aneinanderreihung von Tagen — iſt mir immer als eine verlorne erſchienen. Und ſo kamen mir jene Jahre vor. Das wollte ich zuweilen nicht in mir aufkommen laſſen. Ich rechnete mir vor, was ich gelernt, was ich gethan; dann zog ich die Summe und die war: Nun ja! aber was geht das mich, meine innerlichſte Bedürftigkeit, an? — Ich trieb Spiegelfechterei mit der Annehmlichkeit ſo Manches zu wiſſen, was Anderen viel Kopfbrechens koſte, und was ich Alles ſo hübſch zu leſen, zu begreifen, zu erklären verſtände; und wenn ich mir Mühe gab ſo recht damit einher zu ſtolziren, verfiel ich in ein bittres trauriges Lachen, das mich fragte: Alſo iſt es mit Dir ſchon zu dem letzten Stadium bettelhaften Dünkels gekommen, daß Du zu Papierfetzen greifſt um Dir daraus einen Staatsrock zu ſchneidern? — Oder ich überdachte das ſogenannt Gute was ich geleiſtet,

woran die Menſchen ſo viel Vergnügen zu finden pflegen. Nun ja! ich hatte mich der Glücklichen und Unglücklichen, der Verabſäumten und Verwahrlosten angenommen; ich hatte in meinem Kreiſe Keinem das Leben ſchwer — Manchem es leichter gemacht; ich hatte vielleicht einige Veranlaſſung mit mir zufrieden zu ſein; o mein Gott! das machte mich erſt recht traurig — denn wo lag die Befriedigung wenn nicht in jenem Bewußtſein? — Ich verfiel in einen fürchterlichen Zwieſpalt, weil ſich mir die Frage aufdrängte: Ob nicht das Böſe und das Unrecht einen größeren Reiz gewähren indem ſie in eine Spannung verſetzen, welche man bei Verfolgung des Guten nicht findet? und ob die Stürme welche Kampf und Widerſtand mit ſich führen, nicht einen größeren Aufſchwung des inneren Lebens erzeugen, als ſo ein negativer Friede; — denn Schwung, der war es doch hauptſächlich, der Trank der Begeiſterung! nach dem ich lechzte; und war der zu theuer erkauft durch die Region der Gewitter in welche ſein Rauſch uns zu ſchleudern pflegt? — — —

Und während dies Alles in mir tobte, wühlte, grollte, arbeitete — nahm ich Lectionen der Mathematik und andrer vortreflicher Dinge, die mir ein Greuel waren! und gab meiner armen Ben-

venuta Lectionen der engliſchen Sprache, die ihr wiederum ein Greuel waren. Die Schulmeiſterei riß dermaßen in meinem Hauſe ein, durch mein Beiſpiel angeſpornt war Jeder ſo eifrig zu lehren und zu lernen, daß mir Aſtralis als die Einzige von uns welche noch nicht den Wiſſenſchaften oblag, beneidenswerth erſchien; und daß ich dem Himmel dankte mich nur auf drei Jahr und nicht auf drei Jahr und drei Tage den Studien angelobt zu haben. Denn in dieſen drei Tagen hätte ich ohne Zweifel närriſch werden müſſen und meine Umgebung mit mir, meinte ich.

Letzteres war aber mit nichten der Fall. Herr Becker und meine Geſellſchafterin Fräulein Mathilde hatten ſich durch Philologie und Muſik die Seele nicht abſorbiren laſſen, ſondern ſich mit einander verlobt — was mir, obgleich Beide blutarm waren, unendlich vernünftig und erfreulich vorkam. Ich fragte ihn lächelnd, ob er nicht fürchte daß ſein Apoſtelamt der Gräciſirung in den Schatten treten würde neben den Pflichten des Hausvaters. Er entgegnete ebenfalls lächelnd: ihn wolle jezt bedünken als ſei die Familie eine eben ſo trefliche Schranke gegen Barbarei als das Griechenthum, und er wolle es lieber auf beide Weiſen verſuchen

— worin ich ihn mit Aufrichtigkeit und Theilnahme bestärkte.

Sogar Herr Müller hatte bei mir einen Fortschritt wenn nicht in der Wiſſenſchaft doch ſo zu ſagen im Menſchenthum gemacht, indem er ſich ganz unſäglich für die polniſche Revolution, ihre Anhänger, ihre Auswanderer, intereſſirte. Der Grund war nämlich — Copernicus! Er fand es nicht zu viel wenn ganz Europa dieſen Mann in ſeinem Volk geehrt hätte, und aufgeſtanden wäre zu deſſen Wiederherſtellung. Mit dem unſterblichen und unvergleichlichen Verdienſt dieſes Mannes könne Keiner in die Schranken treten, denn er habe durch ſein Syſtem, worin die Erde ſich um die Sonne drehe, doch zuerſt Ordnung in die Welt gebracht und dieſe gleichſam erſt auf die Füße geſtellt. Er ſeines Theils könne nicht begreifen, daß die Menſchen bei einem ſo grundfalſchen Princip wie die Bewegung der Sonne um die Erde, nicht ihrerſeits in die größten Verkehrtheiten verfallen, und etwa auf allen Vieren umhergewandelt oder auf den Köpfen umhergehüpft ſeien. Freilich wiſſe man auch nicht was in den germaniſchen, hercyniſchen und ſonſtigen Wäldern paſſirt ſei! und daher ſei es ein Greuel des Undanks nicht vor einem Volk auf den Knien zu liegen, das einen Copernicus

geboren. Das System ging dem alten wunderlichen Mann über Alles, und von allen menschlichen Empfindungen war es nur die Dankbarkeit, welche seine mumificirte Seele vor gänzlicher Abtödtung rettete. Mit einiger Freude nahm ich wahr, daß dies Gefühl bei mir in ihm wach geworden sei. Sah ich mich überhaupt in meinem Kreise um, so konnte ich mir nicht verhehlen, daß mehr oder weniger alle Menschen die ihn bildeten sich in ihrer Weise entwickelt hatten; und nur ich selbst machte eine Ausnahme. Bei den günstigsten äußern Bedingungen fehlten mir nach wie vor Glück, Ruhe, Sammlung — Alles was nothwendig ist um jene schätzen und genießen zu können.

Der Gedanke daß meine drei Studienjahre zu Ende gingen mit dem nächsten November, bereitete mir einerseits ein unsägliches Wolbehagen; — wie erlöst kam ich mir vor! Jedoch auf der andern überschlich mich ebenso namenlose Angst womit dann — ich sagte nicht die Zeit, denn die blieb leer! aber die Stunden, aber die Tage, auszufüllen sein mögten. Nur nicht mehr lernen und lesen! — war ein Hauptwunsch; nur nicht mich langweilen! war ein zweiter. Wol fielen mir Reisen ein; doch wohin? mit unbesieglicher Bestimmtheit lockte mich kein Ort und keine Stätte in der weiten Welt. Sollte

ich mich ſelbſt, und Benvenuta und Aſtralis mit mir ins Blaue herum ſchleppen? Darin lag für mich keine Erquickung, und vielleicht ein Nachtheil für die Kinder; alſo war ich entſchloſſen in Engelau zu bleiben — nur hätte ich gern Menſchen um mich gehabt, verſchieden geartete, verſchieden gebildete Menſchen, die das Leben verſtanden — nicht ihr Fach, ihre Wiſſenſchaft, ihre Kunſt, u. dgl. mehr. Ich ſetzte mich eines Tages plötzlich hin und ſchrieb:

„Meiſter Fidelis, wo ſind Sie in der Welt?
„Wie oft ſeit Jahren thue ich Ihnen in Gedanken
„dieſe Frage, und wie traurig war mir's oft, daß
„Sie mir nie darauf geantwortet haben. Vielleicht
„haben Sie's gethan in derſelben Weiſe wie ich
„Sie fragte; aber die Geiſter, durch die Körper
„von einander abgeſperrt, können ſich nicht verſtänd-
„lich machen und in trauriger Einſamkeit ſchleicht
„Jeder dahin und wähnt ſich vergeſſen. Sie ha-
„ben es ſchlecht auf dieſer Welt, die Geiſter! wie
„Sennen auf Bergeshöhen kommen ſie mir vor;
„durch Klüfte und Abgründe ſind ſie unüberwind-
„lich von einander getrennt, und von ihrem Da-
„ſein zeugt nichts als der ſchallende Laut den ſie
„zuweilen ausſtoßen wenn ihnen die Seele über-
„voll iſt. Ob übervoll von Luſt oder Leid, von

„Angſt oder Jubel, von Jammer oder Seligkeit —
„das hört man nicht heraus! O Fidelis, was iſt
„das aber für eine unharmoniſche Welt in welcher
„die Frage ohne Antwort, und der Grundton ohne
„Terz bleibt. Statt in majeſtätiſchen Harmonien
„zu erklingen, verurſacht ſie uns eine Art von gel-
„lendem Ohrenſauſen, aus welchem Diſſonanzen
„häufiger aufkreiſchen als Melodien emporſchweben.
„Da bin ich ja bei der Muſik angekommen, von
„der ich mit Ihnen zu reden habe. Ich bitte,
„ſchaffen Sie mir einen tüchtigen Muſiklehrer für
„meine Tochter, der außer den erfoderlichen Kennt-
„niſſen und Fertigkeiten eine muſikaliſche Seele habe.
„Das iſt ſelten, ich geb' es zu! Zum Handwerk
„und Broterwerb durch Muſik braucht man weder
„eine muſikaliſche noch ſonſtige Seele, nur gleis-
„neriſche Geſchicklichkeit. Aber ich weiß nicht ....
„es iſt etwas ſo Ausdörrendes, Saftloſes in dieſen
„Geſchicklichkeiten, daß ich mich fürchte ſie meiner
„Tochter quasi einimpfen zu laſſen! Die mit ihnen
„behafteten Menſchen kommen mir vor wie die Chi-
„neſen: petrificirt in ihrer wunderſamen Geſchick-
„lichkeit, daher unerquicklich wie alle Curioſitäten,
„welche ſtets einen linden Beiſchmack von Mon-
„ſtroſität haben. Alſo ſchaffen Sie mir einen Leh-
„rer nach meinen Andeutungen, lieber Meiſter, und

„ſchreiben Sie mir einmal. Vielleicht ermuntert „mich das. Meine vereinſamte Seele verfällt im„mer tiefer und tiefer in einen murmelthierartigen „Winterſchlaf, aus dem es nur für das Thier, „nicht für den Menſchen ein Erwachen giebt. Wird „der Menſch kalt und müde bei ſeiner Winterwan„derung, und läßt er ſich gehen an die Erſchö„pfung: ſo ſchläft er ein — und ſtirbt. Ich ſuche „mich zu vertheidigen gegen dieſen Tod; allein es „wird mir ſchwer. Helfen Sie mir! und leben „Sie wol.“

Nach Rom ſchickte ich dieſen Brief an die Adreſſe unter welcher ich Sedlaczech ſeine Penſion ſeit unſrer Trennung in Venedig beſtändig zahlen ließ. Ich wartete lange auf die Antwort. Endlich kam ſie — und zwar aus Hamburg. Er ſelbſt brachte einen jungen Italiener und fragte an, ob er ihn nach Engelau begleiten dürfe. Meine Erinnerungen waren ſo ſtumpf und grau, daß ich mich kaum mehr ſeiner Verbannung durch Otbert entſann. Ich lud ihn ein ſo ſchnell wie möglich zu kommen, und er kam an dem für mich ſo ereignißreichen Tage Aller Seelen. Er wurde ſehr gefeiert; er war ſo wichtig für Engelau, denn er war mein und meiner Tochter Geburtstag. Sie wurde acht Jahr alt, ein ſchönes Kind mit den guten Augen und dem

lieben Herzen ihres Vaters, aber ſtill und verſchloſſen wie ich ſelbſt es geweſen war. Am Morgen gab es Geſänge und Blumenkränze, am Abend Muſik und Tanz. Ich hatte mich ein wenig ermüdet gegen zehn Uhr in mein Cabinet zurückgezogen, als plötzlich die Thür geöfnet ward und Sedlaczech eintrat.

„Da ſind Sie! ſprach ich bewegt. O Fidelis! Gott ſegne Ihren Eintritt in dies Haus, das Haus meiner Väter und meiner Kindheit!“

„Er ſegne dieſen Tag!“ entgegnete er und drückte meine Hand innig zwiſchen den ſeinen.

Ich kehrte in den Salon zurück um den Italiener Herrn Mezzoni zu begrüßen. Philologie und Mathematik ſollten morgen auswandern, und ſtatt ihrer zog die himmliſche Kunſt unter mein Dach; das ſtimmte mich ſehr heiter, ja ſogar fröhlich. Doch dieſe ſeltene Stimmung entſchwand als Sedlaczech fragte:

„Graf Aſtrau iſt doch nicht krank?“

„Er iſt wol — ſo viel ich weiß! entgegnete ich .... und weshalb ſollte er denn krank ſein?“

„Weil er am heutigen Tage unſichtbar iſt.“

„Er lebt ſchon ſeit Jahren in Paris“ — erwiderte ich ruhig, aber ich fühlte daß ich erbleichte.

Verlegen darüber etwas Unpaſſendes geſagt zu

haben, fiel der arme Sedlaczek um dies Geſpräch abzubrechen auf etwas ebenſo Unpaſſendes.

„Heute vor dreizehn Jahren war Ihr Vermälungstag“ — brachte er faſt ſtotternd hervor.

Wol hatte ich daran gedacht, und meine ganze Kindheit und Jugend, und mein ganzes Schickſal voll ſeltſamer Einſamkeit waren auf dieſem Gedanken an mir vorüber gerauſcht und hatten mich während des Tages trübe geſtimmt. Jezt vergaß ich es einen Augenblick in der Freude Sedlaczek wiederzuſehen und er, er ſelbſt mußte mich daran erinnern.

„Schon dreizehn Jahr den bewußten Traum des Lebens zu träumen .... iſt faſt zu viel, erwiderte ich kalt. Ueberdies iſt dreizehn eine ſchlimme Zahl. Mir graut vor dieſem Jahr.“

Man beruhigte mich damit daß das vierzehnte beginne und die böſe Dreizehn überwunden ſei; und bald darauf trennten wir uns. Du biſt ein Novemberkind, vergiß das nicht! — ſprach ich zu mir ſelbſt, als ich mein Cabinet wieder betrat, das ich vor einer Stunde ſo fröhlich verlaſſen hatte. Der Monat iſt ein Symbol Deines Lebens: die Sonne ſendet wol zuweilen einen Stral herab, allein er geht unter in Wolken und Nebeln und ſie ſelbſt ſteigt nicht hoch genug um das wüſte

Grau zu überwinden. Abwärts, abwärts ſinkt ſie in den erſterbenden December hinein .... da erliſcht ſie im Eiſe.

Am andern Morgen reiste Herr Becker ab, nach Paris. Ich fühlte mich verpflichtet ihm nach der tödtlichen Langenweile der drei Engelauer Jahre die Erholung dieſer Reiſe zu verſchaffen. Er wollte freilich von der Langenweile nichts wiſſen, und es iſt auch ganz richtig: wenn man ſich verliebt langweilt man ſich nicht. Um deſto größer war aber ſeine Freude, und ſie contraſtirte lebhaft mit den Thränen welche Fräulein Mathilde wegen der Trennung vergoß. Indeſſen auch dieſe verſiegten. Sie war ein gutes Geſchöpf; doch glaube ich daß ſie binnen Jahresfriſt im Stande geweſen wäre Mezzoni ebenſo gern zu heirathen als Becker. Aber Mezzoni verabſcheute ſie, eben um dieſe ihre negative Natur, die ihn auch über ihr Clavierſpiel zu der Bemerkung veranlaßte: Ihm ſei dabei zu Muth wie zwiſchen den Perlfabriken ſeiner Heimat — (er war ein Venetianer) — ſo glatt, kalt und ſauber gehe da Alles von ſtatten. Zwei Jahr ſpäter bewerkſtelligte ſich endlich Mathildens Verheirathung und Beckers Anſtellung, und ich denke ſie leben in friedlicher Ehe. — Der alte Müller ließ ſich in Eutin nieder und widmete ſich mit er-

neutem und gänzlich ungeſtörten Eifer der Forſchung nach jener bewußten Formel. Ich trug ſorgſam all meine mathematiſchen Bücher in die Bibliothek und begrub ſie dort zwiſchen ihres Gleichen. Die Stöße Papiere aber die mich mit meinen Arbeiten angähnten, begrub ich noch viel ſorgſamer in den Flammen meines Kamins. Wie ſie dort als ein Häufchen zerſtiebender Aſche lagen, ſagt' ich ganz laut zu mir ſelbſt: Da ſind drei Jahre meines Lebens in Rauch aufgegangen .... und um zu dieſem Reſultat zu kommen hab' ich die Exiſtenz eines Gymnaſiaſten — jugendlichen Uebermuth abgerechnet — durchgemacht. Welch ein Unſinn! — — —

Als ich mit Sedlaczech allein war, erzählte ich ihm ausführlich und aufrichtig wie ich mit Otbert gelebt, und warum wir uns getrennt. Er kam mir noch immer — und in Engelau mehr denn je! — als eine Autorität vor und es gewährte mir Erquickung mich an eine ſolche zu wenden, da grade ſie mir ſeit meinem zehnten Jahr gefehlt hatte. Die kränkliche Mutter, der zärtliche Paul, der gleichgültige Otbert, ließen mich gewähren — aus ſehr verſchiedenen Gründen, welche aber für mich die nämliche Wirkung hatten. Mein Schwiegervater würde vielleicht verſucht haben mich zu dominiren, wenn wir mehr zuſammen gelebt hätten;

allein grade ihm würde es ſchwerlich gelungen ſein, weil ich nur kühle Achtung, keine warme Verehrung für ihn empfand. Und mein Onkel der Biſchof, für den ich letztere im hohen Grade hegte, mied mit zarter Vorſicht jede perſönliche Autorität um nicht unwillkürlich die geiſtliche hinein zu miſchen. So hatte ich Niemand als mich ſelbſt und meine eigene Zuſtimmung und Abmahnung, woraus ich mir das Tribunal meiner Handlungen zuſammenſetzen konnte; — und wie beſtechlich .... im beſten Fall wie einſeitig, iſt ein ſolches.

„Wie glauben Sie denn daß Ihre Zukunft ſich geſtalten werde?“ fragte Sedlaczech.

„Da giebt es zwei Wege, entgegnete ich. Entweder ich verfalle in die ſchaale Routine des Lebens, welche die Eigenſchaft beſitzt die Leute — wie man es nennt zu conſerviren; nämlich ſo wie Leichen ſich in manchen Gewölben mit dem Anſchein von Leben erhalten; und dann kann ich es zu grauen Jahren bringen .... vor denen der Himmel Alle behüten möge die er liebt! Oder ſolche Exiſtenz ohne Reiz, ohne Nerv, ohne erhebende Gedanken, ohne beſeelende Idee, ohne Leidenſchaft — führt eine Atonie ſämtlicher Kräfte herbei .... welche bald gänzliche Auflöſung zur

Folge hat. Acht bis zehn Jahre geb' ich mir noch. Dann iſt meine Tochter erzogen, dann bin ich fertig, dann werd' ich vielleicht erfahren zu welchem Zweck ich gelebt habe; — denn bis jezt, das geſteh' ich Ihnen, begreif' ich es nicht. Das Leben aus Inſtinct fortzupflanzen, welches mir meine Eltern aus Inſtinct gegeben haben, ſcheint mir keine erſchöpfende Beſtimmung zu ſein, und alles Uebrige: dieſe Geſetze nach denen — dieſe Pflichten für welche — dieſe Genüſſe um welche man lebt: entſprechen ſo wenig unſrer Natur, ſind ſo ſehr das Product eines künſtlich zuſammengeſetzten Zuſtandes, daß man ſich ſelbſt verkünſteln muß bevor man ſich an ſie gewöhnt."

„Wer kann ſagen: ich begreife das Leben! erwiderte Sedlaczech. Niemand! Das iſt eben die Sache Gottes. Wir aber, die wir es nicht können, ſollten die Hände davor falten, weil es eine Hieroglyphe iſt, die ein göttliches Geheimniß verbirgt." —

„Immer die Fabel von der verſchleierten Iſis!"

„Ja! aber auch immer im Fabelkleide die urewige Wahrheit."

„O Meiſter! rief ich, wie ſind Sie nur zu Ihren unumſtößlichen Ueberzeugungen gelangt."

„Als ich in meine Seele hinein blickte fand ich ſie dort vor: denn ſie ſind uns eingeboren.“

„Nimmermehr!“ rief ich.

„Doch! unterbrach er mich ſanft. Als die Engel in Menſchengeſtalt zu jenen Zeiten von denen nur Legenden uns erzählen, auf der Erde umher wandelten, hatten ſie ein geheimnißvolles Wort, kraft deſſen ſie augenblicklich zu ihren Geſtirnen und ihren Himmeln emporſteigen konnten. Die Menſchenſeele weiß auch von einer ſolchen Bannformel mit der ſie ſich über den Staub hinaufſchwingen kann, und die iſt ihr eben eingeboren, ohne Unterſchied der intellectuellen Gaben — Allen! ſie heißt: Glaube und Liebe! — der Glaube einer ewigen Einheit anzugehören, die ihrer Eſſenz nach nichts Andres als eine Vollkommenheit ſein kann: das iſt der Schöpfer! .... die Liebe, welche uns die Vielheit, das Geſchöpf, als unſers Gleichen, als Gefäß ſeines unerforſchten Willens, als Symbol ſeiner Idee zeigt.“

„Das iſt genug für erhabene Menſchen, entgegnete ich traurig: — nicht für mich. Dieſe gleichſam unperſönliche Gemeinſchaft mögte ich die der Heiligen nennen .... und die Heiligen, Fidelis, über welche Dornen und Kohlen ſind ſie gewandelt ehe ſie dahin gelangten. Leſen Sie doch

die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin, der heiligen Thereſia! iſt nicht jede Zeile, jedes Wort in ihre Thränen getaucht, von ihrem Herzblut überrieſelt? wie ſich eine wunde Bruſt aus unſrer harten nordiſchen Luft in eine ſüdlichere flüchtet: ſo haben ſie ihre Herzen einer Region zugewendet, deren Aether feiner als unſer derber irdiſcher iſt, den die kaum vernarbten Wunden nicht ertragen würden. Sie tragen eine Glorie, ja! aber deren Stralen ſind verwandelte Dornen."

„War Chriſtus nicht von ſeinem Herzblut überrieſelt auf dem Weg zu Golgatha? — Sie fürchten das Leid zu ſehr, Sibylle!"

„Ich fürchte es nicht! ich weiß nur aus unſeliger Erfahrung, daß es uns nicht fördert und nicht hilft — und darum meid' ich es" .... — —

„Das heißt Sie laſſen es fallen anſtatt es reifen zu laſſen."

„Das Leid pflegen .... iſt Mißverſtand."

„Es reifen laſſen .... grenzt an Weisheit! ſprach er lächelnd. Es lebt ſich dann durch alle Phaſen durch und aus; es geſtaltet ſich zuweilen zu einer köſtlichen Eſſenz — wie ſtarker Wein, das Leben kräftigend, wie Roſenöl, es mit Balſamduft durchhauchend. Zuweilen wird es freilich auch zu einer ſehr, ſehr bittern Frucht, durch die man nichts ge-

winnt als — eine ſchmerzliche Warnung oder Erfahrung. Doch gleichviel! bei dieſer inneren Arbeit iſt der Boden ſo zergraben und gelockert, daß er fähig iſt ein neues Samenkorn zu empfangen. Wird aber die Frucht haſtig und unreif abgeriſſen — wie Sie es thun — ſo iſt die ganze Entwickelung gewaltſam unterbrochen, und ringende Kräfte reagiren ſchädlich .... ja feindlich, weil ſie nicht ihren natürlichen Gang gehen durften. Sie ſtocken, und es wird daraus das Allertraurigſte was den Menſchen befallen kann und was ich verſetztes Leid nenne: Bitterkeit. Hüten Sie ſich davor, theure Sibylle."

„O Meiſter! rief ich bewegt und mit feuchten Augen, wie thun Sie mir wol! bleiben Sie nur immer bei mir! bei Ihnen fühl' ich mich zu Hauſe und bei meines Gleichen; denn Sie denken, empfinden und ſprechen wie ein Menſch — während ich ſo lange! ſo lange! nur ſprechen höre vom Standpunkt aus, den Beruf oder Gelehrſamkeit oder Verhältniſſe zur Pflicht und zur Gewohnheit machen. Das iſt natürlich .... ach, es mag ſogar reſpectabel ſein! aber .... ich kann's nicht aushalten — ich kann es nicht! All dies kluge Wiſſen, all dies brave Thun kommt mir vor wie der Teich Bethesda, deſſen Gewäſſer ſtagniren und

ohne Leben und Wirksamkeit sind bis ein Engel über sie dahin rauscht und sie segensvoll macht. Nach diesem lebendig machenden Geist schmachte ich — und von Ihnen weht er mich an. Bleiben Sie hier."

„Und wenn Graf Astrau kommt?" .... — —

„Er wird nicht kommen! Käme er aber, so würde er ein Gast unter meinem Dach sein gleich Ihnen — und das Gastrecht meines Hauses genießen wie ein Fremder — und nicht wie Sie, mein Freund."

„Ich werde bleiben so lange ich kann! entgegnete Sedlaczech nach einigem Schweigen und mit gepreßter Stimme. Kann ich nicht mehr so" .... —

„So sind Sie frei — das versteht sich! unterbrach ich ihn. Aber jezt .... bleiben Sie bei mir. Und glauben Sie mir: es ist Ihre Pflicht! wo der Mensch die heilsamste Wirsamkeit übt — ist sein Platz. Es ist nicht Jedem gegeben wolthätige Lebensluft um sich zu verbreiten. Trockne, dürre, harte Seelen hauchen Stickstoff aus, worin das Leben erlischt, das in ihre Atmosphäre geräth. Aber Sie entzünden das bereits halb erstorbene" .... —

„Wozu dies Alles! unterbrach er mich unruhig. Ich kenne ja Ihre Art: heute fanatisiren Sie sich für einen Menschen der Ihnen ein Prophet zu sein

ſcheint, und binnen drei Wochen ſind Sie ſeines falſchen Prophetenthums überdrüſſig, klagen ihn der Täuſchung, ſich ſelbſt des Irrthums an, und geben ſich einer ebenſo übertriebenen Schwermuth hin als Ihre Freude übertrieben war."

„Mit Otbert war es allerdings ſo," antwortete ich beſchämt.

„Und nicht mit ihm allein, ſondern mit Allen und Allem was Sie je ergriffen haben."

„Wolan es iſt ſo! rief ich entſchloſſen, denn meine Seele will Ruhe finden in dem was ſie liebt, und findet ſtatt deſſen Unruh, Angſt, Verzweiflung — weil die Gegenſtände ihrer Liebe weſenlos an ihr vorüber und in das Nichts hinein ſchweben dem ſie angehören. Ich kann das nicht ändern, weder meine Sehnſucht noch meinen Schmerz kämpfen. Beide ſind gleich groß, gleich gewaltig. Wie jene Halb-Verdammten des Dante befinde ich mich in einem beſtändigen Wirbelwind. Das Unbekannte lockt mich mit den ſüßeſten Verheißungen, die in dem Bekannten ebenſo ſicher untergehen, wie eine gewiſſe flammende Morgenröthe einen Tag voll Regen bringt. Zwiſchen jenen Chimären und dieſer Nichtigkeit ſtehe ich auf einem ſo ungewiſſen Punkt wie der Krater eines Vulkanes iſt! ich habe ihn nicht gewählt, nicht geſucht! ich bin durch

meine angeborne Richtung zu ihm hingeführt worden .... und Sie machen mir Vorwürfe! ist das gerecht?"

„Ja, ich mache Ihnen Vorwürfe, Sibylle! Wer klar genug über sich selbst ist um die Richtung zu erkennen in welche seine Natur ihn drängt — wer dieselbe unabläßig verfolgt: dem ziemt keine Klage wenn deren letzte Consequenzen ihm begegnen — denn er sollte auch über sie allmälig klar werden und sie als Bedingungen der Existenz annehmen. Ein Ringen aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit — das ist das Leben; das ist das Ziel des Menschen; dahin muß er streben durch Licht und Schatten, in Sieg und Niederlage, durch handeln und denken, mit Kreuz und Schwert; darin muß er seine Seligkeit suchen — denn seine Bestimmung ist Seligkeit. Nur muß zuvor mancher herbe Kelch geleert werden, der auf ewig geheiligt ist weil ihn der Allerheiligste nicht verschmäht hat. Aber Sie .... lassen ihn fallen! Aber Sie .... mögten in der Vollkommenheit geboren sein und bequem die Seligkeit als Hausmannskost genießen in Ihrer olympischen Trägheit!"

„Ja! denn ich bin mir bewußt sie nimmermehr verdienen zu können!"

„Verdienen? Wer spricht von verdienen .... ich

gewiß nicht, Sibylle! die Seligkeit kann nicht verdient — ſie muß errungen werden. Sie verdienen wollen wäre Knechtes- und Miethlingswerk, von denen geſchrieben ſteht: „ſie haben ihren Lohn dahin.“ Der Freie ringt. Das braucht kein ſichtbarer Kampf zu ſein voll Getümmel und Geſchrei; — er kann ebenſowol in tiefer Stille entſchieden werden und der erbleichenden Lippe nicht eine Klage entlocken. Der Eine ringt .... und die Erde bebt, die Völker zittern, die Welt droht aus ihren Angeln zu gehen; — der Andre ringt .... und die Thräne eines Dankbaren fällt auf ſeine Pfade, und der Segen eines Geretteten folget ihm nach. Dieſer ringt um ſich zu verſtehen — Jener um ſich zu beherrſchen — Der, um ſich zu entwickeln — und Der nach Weisheit! und Der nach Brot! und Der nach Ruhm! Alle .... auf ihre Weiſe, nach ihren Einſichten, mit ihren Kräften, welche ſo verſchieden ſind wie die Individuen ſelbſt. Aber ſie ringen, das heißt ſie ſammeln ihr ganzes Weſen auf einen Punkt, von wo ſie den Zug ins gelobte Land beginnen — vielleicht, wie Moſes, es nie erreichend! — Und auch Sie müſſen ringen, Sibylle, ſonſt werden Sie untergehen.“

„Und wohin — wohin ſoll ich ringen?“ rief ich.

„Zu Gott!“ ſagte er ſanft.

Himmlisch mild wie der Schlußaccord einer Hymne fiel dies Wort und diese Stimme in mein Ohr. „Zu Gott!“ wiederholte ich leise, und mein Gesicht sank in meine Hände, und mit tausend Thränen brach ich in mir selbst zusammen und ihre heiße Flut hob den starren Frost unter dem mein Herz seit Jahren eingeschrumpft war. Als ich aus diesem Paroxismus wieder zu mir selbst kam und mich ganz bewildert umsah — war Sedlaczech fort! — —

Hatte ich eine Vision gehabt? — hatte unter Orgelton und Glockenklang eine Stimme zu mir geredet? — Ich war doch jeden Sonntag in der Kirche gewesen und hatte ein Paar hundert Predigten gehört und hatte außerdem manches ernste gute Wort über religiöse Dinge mit meinen Pfarrern — und nicht blos mit ihnen! — geredet, und nie war mir so zu Muth gewesen. Nie bebte meine Seele vor ihrem Wort und dennoch ihrem Wort entgegen! Nie stand ihnen der Mosisstab zu Gebot, der aus dem Felsen Wasser schlug! — Und jezt kommt ein Mensch, sagt das Allereinfachste, das Allernatürlichste, was ich, was Jeder ebensogut oder besser hätte sagen können — schöpft es aus dem warmen tiefen Quell seines Herzens — und bewegt mich so .... aber so, daß ich zu mir selbst sprach:

Vielleicht iſt der Engel über den Teich Bethesda dahin gerauſcht, und die Blinden und Lahmen, welche jezt in ihm baden, werden geneſen! — Vielleicht iſt Oſtertag gekommen .... der Morgen der Auferſtehung. — O welche Gotteskraft iſt im Menſchen .... wenn er ein göttlicher Menſch iſt! — — —

Das Leben bekam jezt eine andre Färbung, als ob ein wärmerer, farbenreicherer Himmel einen kühlen und eintönigen verdrängt habe. Freilich war nicht mehr jeder Stunde ihre unveränderliche Beſtimmung wie von einem Fatum zugewieſen. Freilich waren meine Beſchäftigungen willkürlicher und unregelmäßiger. Ich trieb nicht mehr die Eintheilung der Zeit bis zu pedantiſcher Genauigkeit. Eben daher ward mein Leben mannigfaltiger weil Stimmung und Neigung des Augenblicks befragt wurden, weil der Tag nicht wie die Muſik einer Spieluhr mechaniſch abgearbeitet wurde. Was war das nur für ein unſinniger Einfall ſich dermaßen in ein Extrem zu ſperren? fragte ich mich ſelbſt ganz verwundert — und bedachte nicht, daß ich mir dieſe Frage wol ſchon zwanzig Mal vorgelegt hatte und immer aus einem Extrem in das andre geſchwankt ſei. Jezt wollte ich auf der ſchönen klaren Mitte bleiben. Ein ſtiller Geiſt kam über mich. Mir

ward woler denn je. Ich weiß nicht was für friedliche Anklänge voll ſüßer Melancholie aus den Tagen meiner Kindheit, aus der Erinnerung an meine Todten, mich anwehten! Sedlaczech war der Repräſentant jener Vergangenheit! unwillkürlich ſah ich ihn von dem Kreiſe geliebter Geiſter umringt; unwillkürlich reihte ich ihn einer andern Ordnung der Weſen an. Ich hegte ihn mit zärtlicher und ehrfurchtsvoller Pietät in meinem Hauſe, wie den Barden aus den Tagen der Väter in den Oſſianiſchen Geſängen. Ich ſagte ihm das.

„Bin ich wirklich ſo ſehr alt und ehrwürdig?“ fragte er lächelnd.

Ich mußte ihn auf dieſe Frage einmal gründlich betrachten. Nach einer Pauſe ſagte ich:

„Das Genie hat kein Alter, und Sie haben ein merkwürdiges Antlitz, Meiſter Fidelis — als hätte die Natur bei deſſen Bildung mächtig tiefſinnige Gedanken gehabt, und als hätten Sie dieſe Gedanken alle errathen, alle ausgeführt.“

Dies war ganz richtig! die Züge waren feſt geſchnitten und feſter noch ausgebildet. Flammenfinger ſchienen magiſche Zeichen auf ſeine Stirn geſchrieben — Elfenfinger deren ſtrenge Furchen geglättet, und den Abglanz ihres eigenen Schimmers über ſie gebreitet zu haben. Die graden

ſtarken Augenbrauen, der feſtgeſchloſſene Mund zeugten von unüberwindlicher Entſchiedenheit; aber wenn dieſe Lippen ſich im Lächeln oder im bewegten Sprechen lösten, ſo legte ſich ein ſchmerz- und ſeelenvoller Schmelz weich und faſt zitternd über ſie. Das Auge ruhte unter der Felſenſtirn in tiefer Höle wie ein farbenſpielender Diamant, der ſein Licht nach innen wendet und nur zuweilen deſſen Reflex nach Außen blitzen läßt.

„Sind Sie eine Jüngerin Lavaters? fragte er ſcherzend: und glauben Sie an deſſen Phyſiognomik?“

„Ich glaube an die Urmacht der Natur. Iſt der Menſch nicht der Aus- und Abdruck der in ihm wohnenden, ihm uranfänglich eingehauchten Idee: ſo iſt er ein Larvenbild, und dieſes iſt von einer wahrhaften Geſtalt zu unterſcheiden. Ich glaube daß Genius und Größe nicht wie Zieraffen ausſehen und ſich geberden; und glaube daß im Zieraffen ebenſowenig Größe und Genius ſtecken. Ich glaube daß ein Engel nicht ausſieht wie ein Teufel — daß ein Teufel die Maske eines Engels vornehmen und Diejenigen täuſchen kann die gedankenlos mit ihm umgehen und ſich täuſchen laſſen wollen — und daß der unbefangen beobachtende Blick ſie unterſcheidet. Und ich glaube endlich daß unſer in dieſer Beziehung urſprünglich ſcharfer Blick

ſtumpf wird, weil er die allgemeine Sitte mitmacht den Menſchen nach dem Rock zu beurtheilen. Und Rock nenne ich nicht blos ſeine Kleider — ſondern die ganze Form unter der er zur Erſcheinung kommt, und die von den gekräuſelten Haarſpitzen bis zu den viereckigen Schuhſpitzen conventionel iſt."

„Wäre es nicht ein unerhörtes Unternehmen, entgegnete Sedlaczech, aus einem modernen Schuh auf das ſchöne Gebilde eines menſchlichen Fußes mit ſeiner feinen und feſten elaſtiſchen Gliederung ſchließen zu wollen? Und wie der Schuſter mit unſerm Fuß, ſo verfährt der Menſch mit dem Menſchenantlitz."

„Aber dem unbezwinglichen Herzens- Geiſtes- und Leidenſchaftsleben bleiben dennoch immer Canäle geöfnet in denen es ſich ausſtrömt und ausſtralt. Und ich meine auch nur daß der Grundzug einer Natur, die Hauptrichtung eines Characters erkennbar ſind — etwa ſo wie Beethovens Antlitz die ſturmbewegten und durchfurchten Züge eines Titanen an Macht und Tiefſinn nicht verleugnen kann — und Rafael nicht die liebende Anmuth ſeiner Seele."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung! ſagte Sedlaczech, und da ich finde daß die Hauptrichtung eines Menſchen die einzige iſt, welche bei ſeiner Beur-

theilung von Wichtigkeit iſt, ſo freut mich ſtets die Wahrnehmung, daß ſie ſich zwiſchen den kleinen verwickelten Zickzacklinien der Zufälligkeiten Platz macht."

„Wenn Sie mich nicht kennten, Fidelis, ſprach ich gedankenvoll, was würden Sie über meine äußere Erſcheinung ſagen?"

„Das iſt ſchwer .... faſt unmöglich! .... Vielleicht würde ich ſagen: eine ſchöne ſchickſalträumende Walkyre! — Vielleicht .... eine Somnambule, ſo ahnungsvoll, aber befangen und gebunden; eine immenſe Seele — aber leer."

Fräulein Mathilde hatte dem Geſpräch zugehört in ihrer Weiſe, d. h. jedes meiner Worte als einen Orakelſpruch bewundernd. Als ich jezt ernſt und ſinnend ſchwieg, nahm ſie gekränkt das Wort und rief lebhaft:

„Herr Sedlaczech! beſinnen Sie ſich! wie können Sie die Gräfin eine leere Seele nennen! ſie iſt ja ſo voll Güte und Wolwollen! Ich hätte gemeint daß Sie auf Ihren Reiſen mehr Menſchenkenntniß erworben haben müßten."

„So wird man verkannt — und gar von ſeinen Freunden!" rief ich ſcherzhaft und abbrechend. Aber zu Sedlaczech ſagte ich ſpäter:

„Sie hatten ganz Recht, Fidelis! ſtatt zu leben

— träume ich mir Schickſale, und ich ſuche die Seele durch Handlungen der Güte und des Wolwollens zu füllen — denn ſie iſt leer."

Er ſchwieg. Ueberhaupt ſchwieg er viel, und ich hätte doch gewünſcht er möge viel ſprechen. Ich fragte ihn auch einmal weshalb er ſo wortkarg ſei? er habe doch Gedanken vollauf.

„Worte ſind nicht die eigentliche Sprache meiner Gedanken; antwortete er. Ich bin ſo daran gewöhnt die beſten und tiefſten in Muſik auszuſprechen, daß ich, wenn ich reden ſoll immer jene Unbeholfenheit fühle mit der wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken. Ueberdas habe ich nicht jene Gabe der Unterhaltung, die man nur im Verkehr mit der großen Welt entwickeln kann."

„Ganz Recht, Fidelis: mit der großen Welt, in der alle Menſchenbildungen ihren Platz einnehmen, ſich durch einander drängen und bewegen, und jede auf ihre Art die Sprache verſtehen und handhaben. Da muß der Gedanke ſchnell und beweglich, der Ausdruck fein, ſchmiegſam und doch präcis ſein, und immer wechſeln je nach dem Verſtändniß Desjenigen mit dem man eben redet. Dazu gehört ein erſtaunlicher Scharfblick und eben ſo erſtaunliches Wolwollen. Die große Welt bietet zu dieſen Uebungen einen vortreflichen Tummelplatz.

Aber ihre Fractionen, dieſe Maſſe von kleinen Welten welche ſich ſämtlich nur darum groß finden und nennen, weil ſie für die wirklich große weder Maßſtab noch Ahnung noch Verlangen haben: die ſind recht eigentlich dazu geſchaffen den Menſchen um die edle Gabe der Sprache zu bringen. In der eleganten Welt — welch ein frivoles Gezwitſcher! in der gelehrten Welt — welch ein pedantiſches Dociren! in der literariſchen — welch ein babyloniſch verwirrter Wortſchwall! Wer ſich nur in einer derſelben bewegt und mit ihrer Redeweiſe unwillkürlich auch ihre Gedankenrichtung annimmt, wird in den andern ſo unverſtehend und unverſtändlich ſein, wie ein Kamtſchadale zwiſchen Hottentotten und Botokuden. Und es kann unſereinem wol begegnen in eine derſelben hinein zu gerathen! .... aber Ihnen, Meiſter, Ihnen ſteht die ganze große Welt geöfnet."

„Was hilft das einem ſchüchternen Menſchen? ich bin ſchüchtern — meine Seele iſt's! Das mag mit meinem Schickſal, mit meinen Fähigkeiten zuſammenhängen. Meine Gedanken und Empfindungen kommen mir ſo beſchränkt, alltäglich und armſelig vor wie Nachtviolen, die unſchönen grauen Blumen, die nur dann zu duften wagen, wenn die Nacht mit ihren ewigen Geſtirnen heraufzieht;

dann verſchwinden ſie unbemerkt unter den goldnen Sternen. Meine Nacht — iſt die Muſik. Sie breitet ihren Sternenmantel über mich und in ihrem Schutz öfnet ſich unbefangen meine Seele."

„Ihr inneres Leben mögt' ich kennen, Meiſter, ſagte ich gedankenvoll. Es muß gleich dem Karfunkel ſein: myſtiſch und licht."

„Iſt nicht jedes innere Leben ſo?"

„O nein! ſo iſt es! ſtatt der Myſtik — Verwirrung, und ſtatt des Lichtes — farbloſe Wäſſrigkeit!" rief ich.

„Sie ſind ſehr hart, Gräfin Sibylle!" ſprach er.

„Nur gegen mich, Fidelis! meine Bemerkung galt hauptſächlich mir! .... aber freilich nebenbei manchen Anderen. Denken Sie doch nur: der bewußte Geiſt, der die Perſönlichkeit genau beſtimmt und ausprägt — der macht licht. Und die Inſpiration, die Begeiſterung, die Gefühlsſtrömungen von Andacht und Liebe, welche jene Perſönlichkeit durch- und umfließen und ſie im unbewußten Zuſammenhang mit dem Ganzen, mit dem All zeigen — die ſind myſtiſch. Glauben Sie wirklich daß dieſer hochheilige Tag und dieſe tiefheilige Nacht eine alltägliche Erſcheinung in unſern verſchrumpften, verfinſterten, engen, matten Seelen ſei?"

„Ich glaub' es nicht, erwiderte er ſanft, und

daher glaub' ich auch nicht daß ſie in mir zu finden ſind. Aber ich denke ſo Einer wie Sie ihn meinen muß Beethoven geweſen ſein! frei im Geiſt, wie ein ächtes Kind Gottes; und im Einklang mit den Geſtirnen, den Elementen, ſeinen Geſchwiſtern! In der Symphonie ſeines Daſeins, welche unter der Hand Gottes dahin gerauſcht iſt, bildet ſein Geiſt die ewig lichte, ſonnenſchöne Melodie, die auf dem Zuſammenbrauſen unirdiſcher Ströme — auf dem Zuſammenklingen unirdiſcher Glocken — auf einer Unendlichkeit von Harmonien ruht, die alle in der Urtiefe ſeines Weſens wiederhallen und neugeſtaltet aus ihr empor quellen."

Wenn Sedlaczech durch den Gegenſtand hingeriſſen ſprach — wenn er gleichſam das Wehr öffnete und die Flut der Empfindung nicht länger hemmte — wie veränderte ſich dann ſein Geſicht, ſein Ausdruck, ſeine Stimme! Die Stirn wurde ſo transparent, daß man meinte hinter ihr die Gedanken weben und walten zu ſehen; — das hagre bleiche Antlitz war erfüllt und erwärmt von der Ueberfülle der Seele; — die kalte monotone Stimme klang und vibrirte wie ein tonreiches Inſtrument das erſt jezt ſeinen Meiſter gefunden. Ebenſo war es auch wenn er ſpielte. Ich würde geglaubt haben, daß jene Veränderung nur für mein Auge

mit ihm vorgehe, wenn nicht Fräulein Mathilde mich überraſcht und neugierig gefragt hätte, ob ich dieſelbe bei vielen Menſchen außer bei Sedlaczech wahrgenommen habe; was ich verneinte.

„Welch ein herrlicher Schauſpieler hätte er werden müſſen, ſetzte ſie hinzu, da er im Stande iſt ſeine Mienen und Bewegungen ſo in Uebereinſtimmung mit ſeinen Worten zu bringen.“

Sie war mir immer ziemlich einfältig vorgekommen, die gute Mathilde! jezt fand ich ſie gradezu dumm: ſie konnte wähnen daß er abſichtlich dieſen und jenen ſtudirten Ausdruck annahm! — Und wenn ich es recht bedachte machte ſie keine Ausnahme von der Regel; denn in der Regel betrachtet die Gewöhnlichkeit die Zeichen und Gepräge des Außergewöhnlichen wie Jonglerie, Komödie und Maskenſpiel, welche aufgeführt werden um Staunen und Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Das kann ſie nun einmal durchaus nicht begreifen — abgeſehen von allem Uebrigen was ſie ebenfalls nicht begreift! — daß der Außergewöhnliche ſich gehen läßt in der Sorgloſigkeit ſeiner Natur, ſtatt zu ſchwimmen in ihren bodenloſen Anſprüchen von Bemerkt- und Begafftwerden.

Zwiſchen Sedlaczech und Mezzoni entwickelte ſich Mathildens bis dahin etwas ſeelenloſes Talent.

Letzterer ſpielte wunderſchön das Violoncello, Erſterer die Geige, Mathilde den Flügel; damit wurden herrliche Sachen von Haydn, Mozart und Beethoven ausgeführt. Oder Mezzoni und Sedlaczech ſpielten auf zwei Flügeln — oder endlich dieſer allein! Ich liebe nicht das Piano; Holz bleibt Holz! hat das Holz eine Seele, ſo iſt ſie darin eingeſargt, während ſie um die Saiten vom Bogen berührt, mit Schmetterlingsflügeln ſchwirrt und wirbelt. Aber wenn er ſpielte ſo war es kein Holz, überhaupt kein Piano mehr, ſondern ein niegehörtes Inſtrument, das er nach eigener Erfindung behandelte. Ich Ungeſchickte mußte immer zuhören! ich hatte es auf dem Piano nie bis zur Mittelmäßigkeit, und auf der Harfe nur ſo weit gebracht um meinen Geſang zu begleiten. Jezt wurde ich zuweilen meiner paſſiven Theilnahme überdrüſſig und begann meine Stimme wieder zu üben, woran ich ſtets Vergnügen gefunden hatte. Dadurch kamen wir auf die Vocalmuſik und nun in Sedlaczechs geliebtes Fach — den Kirchengeſang. Er verſtand es ſeine Liebe, ſeine Bewunderung, ſeine Andacht uns Andern einzuflößen, und ohne daß Einer von uns eine wahrhaft ſchöne oder glänzend ausgebildete Stimme gehabt hätte, wurde es uns doch möglich durch Fleiß, Ausdauer und

Ernſt von den altitalieniſchen Kirchenmuſiken Manches vierſtimmig auszuführen. Mit ihren Worten voll übermenſchlicher Klage und Sehnſucht — voll göttlicher Verheißung und Barmherzigkeit — den Pſalmen und Propheten entnommen — von Paleſtrinas, Leos und Durantes glaubensſtarken Seelen in die mächtige Sprache ihres Genius übertragen, der ſich von allen Qualen, Sünden und Leidenſchaften der Welt in dem geweihten Born eines unantaſtbaren Glaubens friſchbadete: machte dieſe Muſik mir einen ganz unerhörten Eindruck. Ich kam mir wie geadelt vor indem ſie über meine Lippen ging. Die dumpfen Aengſte meiner Seele löſten ſich auf in dieſer Ruhe welche das Leben und den Tod überwunden hat und von den Wonnen des Paradieſes nichts erwartet — als deſſen unzerſtörbaren Frieden. Immer war mir dabei zu Muth wie einem ſterbensmüden Pilger, der erſchöpft im Schlaf gefallen iſt und der in ſeines Traumes ſeligen Viſionen nicht merkt, daß ſein Leib auf ſteinigem Boden liegt und ſeine Füße von Dornen bluten. Ich begann nie anders als mit Andacht; ich ſchloß nie anders als in Ertaſe. Dieſes Ringen zwiſchen Körper und Seele — dieſe Uebermacht der letzteren mit der ſie ſich ſchauernd, bebend, die flammendſte Kraft zuſammenfaſſend, allendlich in

den Aether einer Region ſchwingt, die ihr im gewöhnlichen Zuſtand verſagt bleibt — dieſe Extaſe, welche uns in einzelnen, in den höchſten Momenten von Glück, von Liebe, von Opfer, über uns ſelbſt emporrafft: nie empfand ich ſie reiner und ſtärker, weder vorher noch nachher, als eben bei jener Muſik. Daher lebte und webte ich in ihr. Nach meiner excentriſchen Art ging Alles neben ihr unter. Der Tag hatte nur Werth für mich weil er den Abend und mit ihm meinen Hochgenuß brachte, der bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzt wurde. Mezzoni und Sedlaczech dachten ebenſo wenig als ich an das Aufhören. Fräulein Mathilde dachte wol zuweilen im Stillen daran, betrachtete aber die Sache zu ſehr als eine treſliche muſikaliſche Uebung, die ihr in Zukunft, als Lehrerin vielleicht, zu gut kommen könne, um ſie nicht mit Eifer obgleich ohne Andacht zu treiben. Unſer Auditorium ſtörte oder befeuerte uns nicht, denn wir hatten keines. Ich hatte ein Muſikzimmer neben dem Salon eingerichtet in welchem wir uns Abends Alle verſammelten — auch die beiden Kinder und Benvenutas Gouvernante und Hofmeiſter. Aber die erſteren gingen früh ſchlafen, und die letzteren, zwei leidenſchaftliche Schachſpieler, blieben immer im Salon vor ihrem Schachbrett und küm-

merten ſich ſo wenig um Paleſtrina als wir uns um Philidor. Ich hatte freilich verſucht meine Sonntagsgeſellſchaft durch unſre Muſik zu entzücken; aber das gelang nicht! Der geiſtliche Theil hörte nicht ohne Erbauung wenn auch ohne Vergnügen zu; der weltliche kämpfte mühſam mit Schläfrigkeit; er war nicht daran gewöhnt zu dieſem ernſten Gedankenkreis ſich zu erheben. Fräulein Mathilde mußte ſpielen und ſingen, oder Mezzoni eine Scene aus einer Opera buffa oder die Barcarolen ſeiner Heimat vortragen, was er mit unbeſchreiblich guter Laune und Gewandtheit that: das war ihnen angenehmer, erheiternder, gleichſam mehr ein Sonntagsvergnügen voll Contraſt mit ihrem Alltagsleben. — — —

Wieder vergingen die Tage ungezählt und unbemerkt; Winter und Sommer; und wieder ein Winter und noch ein Sommer. Ich war wol nicht glücklich, aber ich vergaß daß ich es nicht war — und damit war viel gewonnen nämlich etwas Beruhigung! denn das ſuchen, ſehnen und jagen nach Glück ließ nach, und daher war mir das Leben nicht länger ein heißer Kampf oder eine lähmende Laſt. Ich forſchte nicht, ich fragte nicht. Ich glaube zum erſten Mal ſeit ich geboren, gewährte mir die Gegenwart wie ſie eben war ſtillen

Genuß. Ich hätte vielleicht Zuwachs, Vermehrung und Erhöhung deſſelben gewünſcht, doch gewiß nicht um den Preis irgend einer Veränderung. Die alten Aſtrologen ſagten: diejenigen ſind unfehlbar unglückliche Menſchen, deren Stern bei ihrer Geburt unter dem Horizont geſtanden hat; das Glück wird auch ſtets unter demſelben bleiben. So ging es mir! mein Glücksſtern warf nur höchſtens eine zarte Dämmerung in meinen Horizont herein; er ſelbſt ſchwang ſich nicht ſo hoch empor. Mehr noch! wenn dieſe Mondaurora, wie ich ſie nennen mögte, ſich zeigte — ſo war faſt mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß ſie Vorbote eines Ungewitters ſein würde.

Ich hatte der Kirche von Engelau eine neue Orgel geſchenkt, ſo groß und ſchön wie die Räumlichkeit es nur immer geſtattete. Der Organiſt verſtand durchaus nicht ſie geltend zu machen; — Sedlaczech erbot ſich ſie einmal zu ſpielen damit ich ihre eigentliche Kraft und Fülle hören könne. Wir gingen eines Nachmittags ſämtlich in die Kirche. Es war ein warmer milder Septembertag, ein letzter Gruß des ſcheidenden Sommers. Die uralten Ulmen, welche mit einem tiefen Schattenkreis den Gottesacker, die Heimat der Schatten, umgaben — zeigten ſchon manch welkes Blatt

zwiſchen ihrem fahlen Grün. Die Droſſeln zirpten ihr Wanderlied und ſammelten ſich zur gemeinſamen Rückkehr in die Winterquartiere. Die Felder waren Stoppeln; die Wieſen noch grün, aber moos- und nicht mehr ſmaragdgrün. Das Laub der Hecken und Bäume war überall ſchon gelichtet. Nur die Eichen ſtanden noch in voller Kraft und Friſche, wie behelmte geharniſchte Helden, bereit mit dem Feinde Herbſt einen Kampf zu beſtehen, während alle andern Bäume die Waffen ſtreckten. Sie rührten mich, die alten Helden! ſie ſahen ſo kräftig und ſchön aus im Goldglanz der tiefſtehenden Sonne, welcher ſich mit zitterndem Geflimmer um die gewaltigen Aeſte wob. Es hilft euch nichts, ſagte ich und ſah ſie wehmüthig an, ihr müßt auch in den Staub! etwas früher, etwas ſpäter — aber er bleibt nicht aus .... der Tod! — Da fiel mir ein daß eben heute Heinrichs Todestag ſei; und plötzlich zog an meiner Seele ein langer Trauerreigen vorüber: geſtorbene Menſchen und geſtorbene Freuden und Hofnungen! geſtorbene Leben der verſchiedenſten Art! und über ihnen Allen, von Heinrich bis auf Arabella, ein Tropfen meines Herzbluts ausgegoſſen, und mit ihnen .... verweſt? .... verweht? — —

Hundertmal ſchon glaubte ich bemerkt zu haben,

daß Sedlaczech die geheimſten Regungen meiner Seele ahnte und mir dies Verſtändniß in einer Weiſe kund gab, die wiederum nur mir verſtändlich war. Jezt — begann er Mozarts Requiem. Die Trauerflöre verdichteten ſich um meine Seele. „Dies irae“ donnerte mich an, mich! nicht meine Todten. Aus dem Zornbrand der Welten waren ſie bereits hinüber gerettet in die ewigen Hütten. Aber ich! aber ich! „Quid sum miser tunc dicturus?“ — dieſe Figur wechſelte unter Sedlaczechs Hand immer ab mit dem: „Nil inultum remanebit;“ — und erfüllte mich mit unſäglichem Verzagen. Ströme von Traurigkeit ergoſſen ſich um mich; ſchwarze Schaalen voll Schwermuth leerten ſich über meinem Haupt. Für die Sünde für die Tugend hatte die göttliche Gerechtigkeit Strafe und Lohn; allein was konnte ſie mit einem Weſen machen, das ihre höchſte Gabe, das Leben! nicht gebraucht, und eigentlich nicht gelebt hatte? — Es vergeſſen! weiter nichts. „Quid sum miser tunc dicturus?“ klagte die Orgel. Ja, ich war die Elende, die nichts zu ſagen wußte, als das eine Wort, welches ſchon jezt der Fluch und das Schreckbild meines Daſeins war: Nichts! und abermals: Nichts! Schwer mogte es ſein mit Sünden und Verbrechen belaſtet zu erſcheinen; jedoch aus

dem Munde dieſer Beladenen wie inbrünſtig ertönte es: „Recordare, Jesu pie!“ Fleiſch und Blut und ihre Sünden konnten nicht ſtrenger gerächt werden, als ein Schattenleben, das in Nichts Verlockung und Genuß gefunden — in Nichts ſeine Rechtfertigung zu ſuchen hatte. Wer wird mich erlöſen! ächzte ich in der ſchauerlichen Finſterniß welche ſich in der Kirche verbreitet hatte.

„Salva me, fons pietatis!“ klang es von der Orgel herab; und darin ließ Sedlaczech wie in ewiger Wonne die Töne verhallen. Wir verließen Alle tief ergriffen die Kirche. Keiner ſprach ein Wort. Der Mond ging langſam auf. Ich nahm Sedlaczechs Arm und ſchlug mit ihm den längern Rückweg durch den Garten ein; die Uebrigen gingen gradesweges nach Hauſe. Ich theilte ihm den gewaltigen Eindruck des Requiems auf mich mit:

„Wie ein Donnerruf des Gewiſſens klang es.“

„Ich denke nicht daß das Ihre mit ſo fürchterlicher Stimme zu Ihnen ſpricht,“ ſagte er mit ſeinem gewiſſen kalten Ton, der mir häufig das Wort auf den Lippen tödtete, weil er mehr zum Schweigen als zum Reden auffoderte.

Allein es war Sturm in mir geweſen; da gingen die Wellen noch hoch! ich fragte kurz:

„Wie kommt es, Meiſter, daß Sie, ein ſo in-

nerlicher Menſch, ſo wenig lieben von innern Zuſtänden zu ſprechen?"

„Das dächte ich nicht! ich ſpreche darüber wenn ich grade in der Stimmung bin; aber ich habe ſie freilich nicht immer und ich ſetze ſie noch ſeltner bei Andern voraus. Was in uns vorgeht hat doch eigentlich nur für uns ſelbſt Wichtigkeit, ſobald es ſich nicht durch das Organ der Kunſt oder der menſchenfreundlichen und gemeinnützigen That an den Tag legen läßt. Ich meide gern das Unnütze, am Meiſten das unnütze Wort."

„Wer ſagt Ihnen daß jedes geſprochene Wort ein unnützes ſei? es kann nicht Jeder große Thaten thun, nicht Jeder Kunſtwerke ſchaffen, der doch ein hohes Streben und einen Schatz von Poeſie in ſeiner Seele trägt: mir iſt es ebenſo wichtig wenn das im Wort zum Vorſchein kommt als durch Handlungen."

„Sie ſetzen innere Herrlichkeiten voraus — Perlen und Korallen unter den Wellen des Buſens; ich leugne ſie nicht! nur ſind ſie umſchlungen von wüſten wirren Thier- und Pflanzengebilden, und abſchreckende Ungeheuer verdecken ſie oft gänzlich. Wenn der Menſch genau wüßte, wie es in der Seele ſeines Geliebteſten ausſieht — ſo würde er ſich von unüberwindlichem Schauer ergriffen fühlen.

Nicht von Abſcheu, Entſetzen oder Verachtung — obgleich auch das vorkommen könnte! Nein! nur von Schauer über die maßloſen Zerrüttungen und Verwilderungen, über die ſtillen Unſinnigkeiten einer ſogenannt ſchönen, edlen, reinen Seele. Es iſt ſehr gut daß die Bruſt mit ihrem gleichmäßigen ſtummen Wellenſchlage die ſchauerlichen Geheimniſſe der Tiefe zudeckt, und ſehr verwegen ſie durch irgend eine magiſche Beſchwörung hervorlocken zu wollen."

„Und doch glauben wir daß Gott die dunkeln Abgründe unſers Weſens kenne ohne ſich von uns abzuwenden."

„Gott iſt barmherzig und gnädig: das iſt die Eſſenz ſeiner Liebe. Bei dem Menſchen aber geht in Gnade und Barmherzigkeit häufig die Liebe unter — die Liebe welche ihn beſeligt hat."

„Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde. Ich habe dieſen Ausdruck der bilderreichen Sprache des Orients nie anders verſtehen können, als daß ein Hauch ſeines Weſens auch uns beſeele — auch uns befähigen ſolle den Reflex der göttlichen Liebe warm und licht in uns zu bewahren; folglich kann unſre Liebe in der Barmherzigkeit nicht untergehen, Meiſter Fidelis."

„Gott iſt barmherzig, der Menſch nur mitleidig,

theure Sibylle! nämlich der gewöhnliche Menſch von dem wir ſprechen, der ſeine Selbſtſucht mit ſich herumſchleppt, welche das Bild nach welchem er geſchaffen iſt in ihm verdunkelt. Der Heilige, der unſelbſtiſche Menſch, kann allerdings auch barmherzig ſein, weil in ihm jene Flut göttlicher Liebe wogt, die ohne Anfang, ohne Steigerung, ohne Ende iſt."

„Ohne Ende! ja Fidelis, das iſt das Wort des Geheimniſſes unſrer Qual."

„Es könnte auch das Wort: ohne Anfang! ſein."

Ich ſah ihn befremdet an. Er hatte mit einem ſeltſamen Ausdruck geſprochen, wie bebend von zurückgehaltenem Schmerz.

„Ohne Anfang .... wie das Keimen und Aufblühen unſrer Gedanken, wie die Manifeſtation unſers Willens, wie die Entwickelung unſrer Neigungen — was Alles ſchon im Wiegenkinde zum Vorſchein kommt! — fuhr er fort. Und ſo finden wir auch in uns Richtungen, Beſtimmungen, Schickſale, die fertig und mächtig in uns aufſtehen, und die — wenn wir zitternd fragen: Woher kommſt du? — gelaſſen entgegnen: wir waren immer bei dir! —

„Glückſeliger! rief ich; o dreimal Glückſeliger, der ewig im Tempelhain ſeiner Gottheiten geblieben iſt. Die Unſeligen ſind nur die, Fidelis, welche

einem ewigen Abfall unterliegen, und den Rubin, welcher nach jener Sage purpurflammend vom Himmel in die Kaaba fiel, vor ihren Augen in kohlenschwarz verwandeln sehen. Die sind unselig, denn sie können nicht lieben, nicht hoffen, nicht einmal leiden! sie wissen daß der Karfunkel der Liebe, der Hofnung, der heiligen Schmerzen, in eine todte Kohle sich verwandelt, weil etwas so Entzauberndes an ihrer Hand ist, daß dieselbe, wohin sie streift, Farben erbleichen, Blüten fallen, Licht erlöschen macht. Sie wissen daß das Ende kommt, die Harpye in deren Erwartung die Gegenwart zunicht wird so daß ein Chaos daraus entsteht worin nichts hausen mag und kann als Chimären. O Sie sind glücklich! was Sie auch bedrücken möge weil es ohne Anfang ist — es ist nicht so schwer als die Last der Erkenntniß .... daß Alles ein Ende hat!"

Ich ließ seinen Arm los, umschlang mit beiden Armen einen Baum und rief:

„Sehen Sie! der Baum erquickt mich! er hat keine Seele — drum weicht und wankt er nicht. Was Seele hat .... wankt! Irrthum, Täuschung, Wankelmuth, Verlust, Tod — umspinnt uns von Außen und Innen — die ganze Masse dieses Gewebes heißt Leben, und mit demselben sollen wir

uns befreunden indem wir Vernunft, Entſchloſſenheit, Reſignation und Frömmigkeit zu unſerm Troſt herbeirufen. Aber es iſt ja ein Elend ſich zu tröſten, Fidelis! es iſt ja ein Elend abzufallen von unſrer Liebe, unſrer Zuverſicht, unſrer Erinnerung, und dann mit gelaſſener Nüchternheit zu ſprechen: Nun ja! ich hab' mich geirrt .... und irren iſt menſchlich! — Oder: Gott hat mir gnädig einen Erſatz meines Verluſtes geſchenkt! — Und ſo ſprechen doch die Vernunft und die Frömmigkeit, und das wird von Andern ſehr verehrt — während es mir jämmerlich vorkommt! Ich' hab es ebenſo gemacht, mich auch beruhigt, mich auch getröſtet — aber ich gehe an dieſem Erſatz und dieſem Troſt zu Grunde .... denn jeder Wechſel iſt ein Abfall .... und weiter nichts."

Ich preßte meine Stirn an die Rinde des Baumes, als wolle ich mich durch äußern Schmerz gegen die Gedanken betäuben. Sedlaczek ſprach langſamer:

„Eine immenſe Seele .... aber leer!"

„Das haben Sie ſchon einmal von mir geſagt! rief ich. Ich bin's ja nicht allein die ſo beſchaffen iſt wie ich es beklage! alle Anderen ſind ja ebenſo .... nur daß ſie ſich die Schmach zur Ehre rechnen, und die traurige Naturnothwendigkeit Product

ihrer Vernunft, Philoſophie oder Religioſität nennen — zur Jämmerlichkeit die Lüge geſellend! Alle Anderen halten mir ja ebenſowenig Farbe und Stich als ich mir ſelbſt. Fände ich nur einen Menſchen, einen Einzigen! der keinen Abfall begangen hätte, ſo würde mir der zum Eckſtein werden an den ich meine Hütte lehnen könnte. Aber ich finde keinen in der ganzen Weltgeſchichte von Adam an — denn Chriſtus iſt unſers Gleichen nicht! vor Dem liegen wir auf den Knien! unſre eitle Armſeligkeit iſt denn doch nicht eitel genug um ſich neben Den zu ſtellen. Alſo ich finde keinen Einzigen, Fidelis! wie Einer iſt ſind Alle. Ich las heute früh einen Ausſpruch Luthers: jeder Chriſt ſei zum Prieſter berufen. So hieß der Commentar den ich dazu machte: Und dieſe Prieſter haben auch ihren gemeinſamen character indelebilis: den Abfall. Welch ein Prieſterthum! welch eine Menſchheit! — Es kommen nicht Alle zum Bewußtſein darüber, ich will es glauben — ich ſehe es ſogar; doch ich kann nicht mein Auge willkürlich dagegen ſchließen. Ich bin nun einmal in die Sphäre gerathen, die von Licht, doch gewiß nicht vom himmliſchen, beleuchtet iſt. Ich ſtehe in deren Centrum, und die Welt, die wie immer nichts weiß und noch weniger ahnt, nennt mich einen Engel. Ja, ich bins! immer fragend

und die Frage verneinend — immer gestaltend und die Gestaltung wieder zerstörend — immer isolirt, weil ich — ich weiß nicht durch welche Mächte aus dem Zusammenhang geschleudert bin und in dem gesammelten Stückwerk keine Einheit finde — bin ich so recht das Bild eines abgefallnen Engels: ich stelle mich Gott gegenüber und frage ihn und meistre ihn: Warum hast du mich so geschaffen? Sollte ich Tochter des Staubes sein — wozu denn dieser Durst nach Ewigkeit? Ist aber Etwas in mir für die Ewigkeit bestimmt — wozu diese Wirbel und Wolken von Staub, die mich so betäuben und verwirren, mich in solchen Strudel reißen, daß mich vor Zeit und Ewigkeit ein Ekel anwandelt."

„Sibylle!" rief Sedlaczek wie um mich zur Besinnung zu bringen; — „Sibylle!"

„O ich bin sehr besonnen! unterbrach ich ihn; — aber ich will reden! ich will einmal sagen wie mir zu Sinn ist, und diese Last meiner Gedanken in eine fremde Brust wälzen! Wir haben ja keine Priester zu denen wir beichten können. Unsre Geistlichen sprechen: das sei sündiger Mißbrauch. Ich weiß es nicht! aber das weiß ich: ich bin in Euren Kirchen in solchen Stimmungen gewesen, daß wenn ich einen Priester im Beichtstuhl sah, ich mich hätte vor ihm niederstürzen und

ſchreien können: „Rette mich .... denn ich verderbe.“ Möglich daß er mich nicht gerettet, nicht beſchwichtigt hätte! — aber ſchon dieſen Schrei auszuſtoßen an geweihter Stätte im Schutz und Schirm des Altars, wäre eine halbe Seligkeit geweſen. Es kann eine unerhörte Erlöſung und Befreiung, eine wahre Seligſprechung in einem ſolchen Wort liegen, und jeder Menſch bedarf derſelben wenigſtens Einmal in ſeinem Leben; — denn Einmal wenigſtens thürmen ſich um Jeden die Schreckniſſe dermaßen auf, daß er ſchreien muß: rette mich, denn ich verderbe! — Wir haben keine Prieſter; wir müſſen dieſen Jammerzuſtand allein abmachen, in uns ſelbſt, mit uns ſelbſt .... eine geſchlagene, gequälte, verzweifelnde Seele und ganz allein! wer im Stande wäre dies Alleinſein im vollen Umfang zu ermeſſen — müßte wahnſinnig werden! aber wir ſind nun einmal von vollkommner Unvollkommenheit und können ihn daher nicht ermeſſen. Und dann hängt die Seele auch an einem Faden, nur von Seide und über einem Abgrund — und das iſt ihr Inſtinct von Gott; das iſt grade genug um ſie in ihrem Leid zu erhalten .... ganz allein! Freunde ſollen wir um Rath anſprechen: das ſoll uns ſtärken, anfeuern, erfriſchen — ſo ſagt man. Hat die verzweifelnde Seele Freunde? gewiß nicht!

es wäre dann nie ſo weit mit ihr gekommen. Sie iſt und bleibt allein! Wendet ſie ſich einmal in ihrer tiefſten Noth an Einen, dem Friede, Kraft und Klarheit die Weihe des Prieſters gegeben haben, ſo wendet der ſich entſetzt und ſchaudernd von ihr ab — wie Sie es thun, Fidelis! .... ſo mögte er ihre Klagen erſticken, weil er nicht helfen kann und nicht mit ihr leiden mag — wie Sie, Fidelis."

Ich hatte mit fieberhafter Glut und Haſt geredet. Meine verſchloſſene Natur, durch die erſchütternde Muſik aufgewühlt, zugleich für und wider die Gewohnheit des Schweigens ringend, hatte dieſen Ausbruch nicht unterdrücken können. Es mag ergreifend ſein Zeuge einer ſolchen Haltungsloſigkeit zu werden, wo man ſonſt immer gefaßte Sammlung geſehen. Sedlaczech wenigſtens ſtand mit einem ganz unbeſchreiblichen Ausdruck von Deſolation vor mir; und als ich ſein früheres Wort nachſprach:

„Dies ſind die ſtillen Unſinnigkeiten einer edeln Seele vor denen Sie ſo große Furcht haben!" — —

Da ſank er wie zerbrochen auf ſeine Knie und flüſterte leiſe:

„Aber ſehen Sie denn nicht daß Sie mich vernichten?"

Als ich ihn ſo erblickte, im ſtillen kühlen Mondlicht, auf den Knien und doch nicht vor mir kniend — nahmen meine Gedanken eine andere Wendung und ich fragte:

„Können Sie noch beten, Fidelis? ſo wie damals — Sie wiſſen was ich meine.“

„Noch kann ich es!“ ſprach er ganz, ganz leiſe und erhob ſich langſam.

Ich nahm wieder ſeinen Arm, und wir gingen ſchweigend dem Hauſe zu. Als wir uns näherten ging auf der Terraſſe eine Männergeſtalt auf und nieder, die mich frappirte, weil das vor den Fenſtern meiner Zimmer nie zu geſchehen pflegte; und als wir ganz nah waren ging ſie in den erleuchteten Salon wie um uns dort zu empfangen. Ich ging haſtig die Stufen zur Terraſſe hinauf, trat ein — und ſtand vor Otbert. Dieſe unangenehmſte aller Ueberraſchungen, ſo plötzlich folgend auf die heftigſten Emotionen, traf mich wie ein eiskalter Luftzug an einem glühend heißen Sommertage. Jener Schlag auf das Herz, den ich vor Arabellas Fenſter empfunden, berührte mich abermals aufs Heftigſte und ich ſank leblos in Sedlaczechs Arme. Alles gerieth in Aufruhr: — aber es währte nicht fünf Minuten, ſo hatte ich meine Beſinnung und folglich auch meine Kräfte wieder, und ich grüßte

Otbert höflich und befremdet. Er beobachtete mich mit ſcharfen faſt lauernden Blicken, ſuchte aber ſehr ungenirt, vertraulich, ganz wie zu Hauſe zu ſein, und ſagte mir die größten Schmeicheleien über mein gutes Ausſehen. Es muß für meine Hausgeſellſchaft ein merkwürdiges Schauſpiel geweſen ſein dies Wiederſehen von zwei Eheleuten, die nach mehr denn fünfjähriger Trennung in den erſten Stunden von nichts ſprachen als von Fieschis Attentat gegen König Louis Philipp, das im Lauf des Sommers ſtatt gefunden hatte. Die gewohnte Abendſtunde hatte ſie Alle verſammelt und ich merkte ihnen — Sedlaczech ausgenommen — ihr Unbehagen an. Aſtralis war nicht wol und kam daher nicht zum Vorſchein. Benvenuta hatte Otbert gänzlich vergeſſen, und hielt ſich in ſcheuer Ferne von ihm.

Gleich nach dem Thee verſchwand Einer nach dem Andern. Da wandte ich mich freundlich aber eiſig an Otbert und fragte ihn welcher Umſtand ihn nach Engelau führe. Er ſprang auf, ergriff meine Hand und rief lebhaft:

„Die Sehnſucht Dich zu ſehen, Sibylle!“

Ich ließ ihm meine Hand mit tödtender Gleichgültigkeit und erwiderte:

„Lieber Otbert, Eines merke Dir: Komödie wird

nicht mehr geſpielt — und jezt wollen wir ſchlicht und verſtändig über den Zweck Deines Kommens reden; — denn Du haſt einen Zweck."

„Trauſt Du Dir wirklich ſo wenig Attractionskraft zu, Sibylle?"

„Du ſelbſt haſt mich gelehrt wie wenig Veranlaſſung ich habe mir die geringſte zuzutrauen."

„Erinnere mich nicht an meine Thorheiten, theure Sibylle! ein Weib mit allen Tugenden und Grazien ſo reich geſchmückt wie Du, bleibt auf die Dauer der einzige Magnet für einen Mann. Nimm mich auf! rief er mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit; — nimm mich wenn auch nicht gleich zu Gnaden auf! laß mich ein Noviziat beſtehen .... aber hier, bei Dir!"

Ich betrachtete ihn mit ſeltſamen Empfindungen. Er war immer derſelbe ſchöne eitle Otbert, er wollte immer gefallen und — merkwürdiger Weiſe! er gefiel mir auch noch immer, jedoch ſo wie etwa ein Kunſtwerk zweiter Ordnung, das in unſrer Seele Raum läßt für die Kritik, uns gefallen mag. Von warmen vibrirenden Lebensfibern ſo wie einſt, regte ſich nicht eine einzige für ihn.

„Otbert! ſagte ich ſehr gelaſſen, ich nehm' es Dir nicht übel, daß Du in Deine Schauſpielerkünſte verfällſt! ſie ſind Dir genugſam zur zweiten

Natur geworden um Dich glauben zu machen ich ſei noch zu täuſchen — ich! die einen tiefen Blick in Deine Couliſſenwelt gethan. Ich habe nicht das geringſte Talent und folglich auch nicht die geringſte Luſt zur Schauſpielerei: Du biſt zu klug um das nicht längſt erkannt zu haben — was iſt alſo Deine eigentliche Abſicht? Nimm Dich zuſammen und ſprich die Wahrheit."

„Ich habe ſie Dir geſagt: ich will Dich ſehen und bei Dir leben."

„Bei mir und nicht mit mir iſt peinlich."

„Es lebt ja Deine ganze Hausgeſellſchaft nichts weniger als peinlich, ſondern ſehr ungenirt bei Dir, mit Dir — .... ich weiß nicht was Du da für ſpitzfindige Unterſchiede machſt!"

„Ich kann ſie Dir erklären: meine Hausgenoſſen leben unbefangen und zufrieden bei und mit mir innerhalb der Verhältniſſe in denen wir zu einander ſtehen ſollen. Du und ich hingegen — wir leben innerhalb eines ſchiefen, zerriſſenen Verhältniſſes. In der Ehe bedeutet mit einander — die Intimität der Liebe — alſo Glück; bei einander — Schein, Lüge, Rückſichten, Zwecke .... was weiß ich! alſo — ein äußerliches, unbefriedigendes und deshalb auf die Dauer peinliches Thun und Treiben. Spare es Dir und mir."

„Das heißt mit andern Worten: geh!“ rief Otbert mit aufwallender Empfindlichkeit.

„Wenn Du das fühlst — weshalb biſt Du gekommen?“

Faſt mit Haß im Blick entgegnete er ruhig:

„Um meine Tochter zu holen.“

„Deine Tochter? und bei mir?“ fragte ich gedehnt.

„Nun ja, Aſtralis! wen ſonſt?“

„Aſtralis iſt Arabellas Tochter und ich habe der heimgegangenen Mutter den Eid abgelegt Mutterſtelle bei ihr zu vertreten, bei dem verwaisten Kinde, welches ſie mir in ihrem Teſtament zu Erziehung und Verſorgung anvertraut hat.“

„Das Alles iſt ganz gut . . . allein der Vater hat nähere Rechte — und ich nehme ſie in Anſpruch.“

„Aſtralis Flowrence lautet der Taufſchein meiner Pflegetochter. Arabella hat ſie mir als ihr verwaistes Kind übergeben. Ob Du der Vater biſt, ob ein Andrer es iſt, kümmert mich nicht.“

„Ah jezt ſpielſt Du Komödie! rief Otbert; Du weißt ſehr gut daß ich und kein Andrer Aſtralis Vater bin.“

„Ich habe geſagt: es kümmert mich nicht; und das iſt mein voller Ernſt.“

„Wie? die Gattin hab' ich in Dir verloren und mein Kind ſoll ich durch Dich verlieren? das iſt ja aber himmelſchreiend."

„Ja es iſt entſetzlich welch Unrecht Du zu erleiden haſt!" ſagte ich mit kaltem Spott, ſtand auf, ſchellte, und zu dem eintretenden Kammerdiener:

„Der Herr Graf befiehlt ſein Zimmer, das grüne."

Aſtrau verbeugte ſich kalt und förmlich und folgte dem Diener; ich ging todtmüde in mein Cabinet. Am andern Morgen ließ er mich um ein Geſpräch bitten. Heute hatte er die Taktik verändert. Nicht ſchauſpieleriſch ſondern cyniſch griff er mich an.

„Ich habe Dir einen Vorſchlag zu machen, begann er. Ueberlaß mir meine Tochter und ich laſſe Dir den Herrn Sedlaczech."

Ich hatte mir vorgenommen von eiſerner und eiſiger Unbeweglichkeit zu ſein und es wurde mir auch gar nicht ſchwer es durchzuführen. Ich erwiderte:

„Glaubſt Du Rechte an Aſtralis beweiſen zu können, ſo wende Dich an die Gerichte, welche ich alsdann zur Anerkennung der meinen auffodern werde. Was Herrn Sedlaczech betrift, ſo bedienſt Du Dich eines unſtatthaften Ausdrucks. Er iſt hier nach ſeinem Belieben."

„Das bezweifle ich nicht; — auch nicht, daß

ſein Belieben das Deine iſt. Nur ich bin in dieſem Bunde nicht der Dritte.“

„Ich darf ſagen, daß dies auch keineswegs mein Wunſch iſt.“

„Du trotzeſt mir?“

„Wer in ſeinem Recht zu ſein glaubt, ſpricht ſich dem gemäß aus, ohne dem andern Theil trotzen oder ihn beleidigen zu wollen. Beides ſind Waffen des uneingeſtandenen Unrechts.“

„Wir kommen von unſerm Thema ab. Du benimmſt Dich hier wie eine Königin .... Deiner Scholle, was beiläufig geſagt einen Anſtrich von landjunkerlicher Krähwinkelei hat, die mich ſehr beluſtigt. Du haſt Dir einen vollſtändigen Hofſtaat organiſirt; ich laſſe das gelten — nur nicht den böhmiſchen Trabanten.“

„Werde ich allendlich den Zweck Deines Kommens erfahren?“ fragte ich unmäßig gelangweilt.

„Eine wunderliche Frage in dem Munde einer Gattin! freundlich und liebevoll, mit den theilnehmendſten Geſinnungen komme ich, und werde wie ein Fremder aufgenommen. Man empfängt mich nicht, man ſpaziert zwei Stunden im Mondſchein mit dem Günſtling, man läßt mich bei dem Hofſtaat und der Langenweile, man kehrt endlich heim und begrüßt mich mit Verſtörung und Ohn-

macht und ſucht zuletzt hinter hochmüthigem Fremdethun innere Unruh zu verbergen. Iſt das die Art einen Gemal zu empfangen?“

„Ich konnte Dich nicht empfangen weil ich Deine Ankunft nicht wußte, und ich ging mit Sedlaczech — was ſehr oft geſchieht — weil ich mich ungeſtört mit ihm unterhalten wollte“ .... — —

„Und worüber, ich bitte!“

„Ueber Dinge welche ich mit Dir nicht beſprechen kann.“

Aſtrau wurde leichenblaß; ich weiß nicht ob er in dieſem Augenblick Zorn und Eiferſucht nur heuchelte oder wirklich empfand. Wahrſcheinlich wußte er ſelbſt es nicht! aber ich glaube daß er aus beleidigter Eitelkeit in der That gereizt wurde. Ingrimmig ſtieß er die Worte aus:

„Das iſt allzu frech!“

„Wer mich gefliſſentlich beleidigt hört auf mein Gaſt zu ſein!“ ſagte ich aufſtehend.

„O ich begehre auch nicht Dein Gaſt zu ſein — ich bin Dein Gemal.“

„Du biſt mein Gemal .... allerdings! was weiter?“

„Was weiter? ich will wachen daß meine Rechte nicht gekränkt werden.“

„Die Rechte auf meine Perſon haſt Du durch

Deine Schuld verloren. Die Rechte an meinem Vermögen habe ich nie geſchmälert, ſondern deſſen Einkünfte mit Dir getheilt. Alſo: was weiter?“

„Dermaßen verſteinert biſt Du alſo in der Sünde, daß nichts Deine eiſerne Stirn erröthen macht!.... Oder begreifſt Du wirklich nicht meinen Verdacht? Schon vor Jahren habe ich Dir geſagt daß dieſer verhaßte Sedlaczech Dich liebe und ich habe auf ſeine Entfernung gedrungen. Ich komme wieder — und finde ihn tiefer in Deiner Gunſt als je. Und das ſoll ich ruhig ertragen?“

„Du wirſt es müſſen.“

„Er ſoll fort .... auf der Stelle!“ rief Otbert wild.

„Er bleibt .... oder ich gehe und mein ganzes Haus geht mit mir“ .... — —

„Ihm nach? und in die weite Welt zum allgemeinen Scandal — nicht wahr?“

„Du läßt mich nicht ausreden! oder ich gehe mit meinem ganzen Hauſe, wozu auch Sedlaczech gehört, zu meinem Schwiegervater nach Hannover, unter deſſen Aegide ich den äußern Schirm gegen Deine Brutalität finden werde, vor welcher die innere Schutzwehr meines Selbſtgefühls mich nicht behütet.“

Dieſer Entſchluß kam ihm unerwartet. Er wußte

wol, daß mein Schwiegervater ihn nicht leiden konnte, mir dringend die Heirath mit dem „hirnlosen und leichtsinnigen Verschwender", wie er ihn nannte, abgerathen hatte und mir auch jezt Rathschläge nicht zu seinen Gunsten geben würde. Daher suchte er mich von einer andern Seite anzugreifen.

„Also die Emancipirte ist inconsequent genug, hinter einem siebzigjährigen Greise sich verschanzen zu wollen!" sagte er höhnisch um mich in ein neues Gebiet zu locken.

„Bleiben wir bei der Sache! entgegnete ich streng. Du hast die Wahl: entweder Du bleibst hier unter den Bedingungen die man an einen Gast machen kann — oder übermorgen um diese Zeit steht dies Haus leer und ich bin auf dem Wege nach Hannover. Du weißt, Otbert, ich thue was ich sage."

„Ah Du bist ein königliches Weib! rief Astrau abermals eine andre Maske ergreifend. Du bist zum herrschen geboren. Befiehl! befiehl auch mir, Sibylle! was willst Du?"

„Bleiben!" sprach ich kurz.

„So bleib' auch ich .... im grünen Zimmer!" sagte er mit einem kleinen Seufzer, den ich nicht

Luſt hatte zu beachten. „Darf ich die Kinder ſehen?“ ſetzte er hinzu.

Ich ließ ſie rufen. Er überſchüttete ſie mit Liebkoſungen, namentlich Benvenuta. Das mißfiel mir. Sollte dieſe Verleugnung ſeines väterlichen Gefühls eine Schmeichelei für mich ſein, ſo war ſie ſchlecht gewählt, denn das göttlich ſchöne Kind Aſtralis lag mir ebenſo am Herzen wie Benvenuta Genau ſo wie in der erſten Zeit unſrer Bekanntſchaft fand ich jezt Otbert: — verſchroben von Eitelkeit. Und dieſer Mann hat dich fangen können indem er deiner eigenen Eitelkeit ſchmeichelte! ſprach ich zu mir ſelbſt; welch eine unerhörte, erbärmliche Schwäche.

Otbert blieb; allein er trug nichts zur Annehmlichkeit unſers Lebens bei. Er war einen andern Schauplatz und andere Anregungen gewohnt als er in Engelau finden konnte; er verlangte ſie von uns, wir konnten ſie ihm nicht geben: das verſetzte uns ſämtlich in Unbehagen; Jeder von uns empfand einen Mangel. Unſre Lectüren geriethen in Stocken, denn er wollte vorleſen und fand keine Bücher nach ſeinem Geſchmack. Unſre Muſik verſtummte, denn er erklärte er ſei zu ſehr Laie um an dieſem überernſten Styl Vergnügen zu finden. Mezzonis Barcarolen ließ er gelten — aber nicht

lange, denn er ertrug es auf die Dauer nicht Zuschauer und Bewunderer zu sein. Zuweilen las er einige seiner Gedichte vor; das war am angenehmsten! sein schmiegsames Organ, sein Feuer im Vortrag, hoben die Schönheit der Verse noch mehr hervor. Nahm er Bewunderung und Interesse bei uns wahr, so versetzte ihn das in die liebenswürdigste Laune; er begann zu erzählen wo und wie er das Gedicht gemacht; er kam auf tausend Dinge die freilich nicht zur Sache gehörten, aber sehr unterhaltend waren. Er kannte Paris wie ich Engelau. Mit allen Sommitäten der Politik, der Gesellschaft, der Literatur, des Theaters, der Fremden — mit Allem und Jedem was in irgend einer Beziehung Ruf und Namen hatte — verstand er sich in Berührung zu bringen; — ob in die intime, funkensprühende mit der er ein wenig prunkte, sei dahin gestellt. Aber er konnte einen Tag mit den religiösen Ceremonien der Jünger des Père Enfantin beginnen, ihn durch die Ateliers der Künstler, die Kammern und ein diplomatisches Diner führen, und ihn in den rococo Sälen des Faubourg St. Germain oder in dem Dachstübchen eines socialistischen Weltverbesserers beschließen. Das unterhielt uns natürlich sehr, und auch ihn — so lange er davon erzählte und mit

ſeiner Perſon und durch ſeinen Vortrag dabei glänzte. Aber ein Magazin von Wiſſen, Studium und Erkenntniß, das ihn in der Stille genährt — oder einen Heerd an dem er in der Stille ſich gewärmt — hatte er ſich nicht daraus gebildet. Von Schätzen umgeben lechzte er, wie ich, nach einem unbekannten noch höheren, noch erſchöpfenderen Gut: und das war eben der Punkt in welchem ich mich noch jezt ihm verwandt fühlte — ganz wie ſonſt. Jedoch nur in dem Punkt ſelbſt! ſein verlangen und ſtreben, ſein ringen und thun waren ſchnurſtracks den meinen entgegen. Ich achtete ſeinen Charakter nicht, aber ſeine Seele flößte mir Theilnahme ein — und dieſe war mit im Spiel geweſen, nicht blos die Eitelkeit! als ich mich von ihm feſſeln ließ. Dieſe Entdeckung gewährte mir einen großen Troſt. Es iſt dem Menſchen unendlich angenehm wider Erwarten in ſich ſelbſt beſſere Motive ſeiner Handlungen zu finden! Er iſt niemals ſo verſöhnlich als wenn es gilt mit ſich ſelbſt ſich zu verſöhnen.

Aſtrau war aber nicht immer und nie lange in muntrer Laune: das Damen-Auditorium war ihm nicht glänzend genug. Der armen Mathilde gab er zuweilen beißende Antworten.

„Welch ein Vorrath von Erinnerungen für's Leben!“ rief ſie bei einer ſeiner Erzählungen.

„Da haben Sie gleich Ihre Speiſekammer im Sinn in die Sie täglich gehen und ſich regelmäßig ein Stück Brot, ein Stück Fleiſch und ein Stück Kuchen holen würden; und an Sonn- und Feſttagen gäb' es ein Glas Wein dazu: nicht wahr, Fräulein Mathilde?“ fragte Aſtrau ſpöttiſch.

Sie erröthete und wurde verlegen; vergaß es aber bald wieder in ihrer Harmloſigkeit. Benvenutas Gouvernante ging es übler! ſie war eine vortreffliche Perſon — jedoch ſehr häßlich und ſehr vielwiſſend — Beides ein Greuel für Aſtrau; umſomehr da ſie von ihrer Häßlichkeit keine Ahnung hatte und auf das Wiſſen einen großen Werth legte, wie alle Menſchen bei denen es größer iſt als der Verſtand. Bei Otbert war es grade umgekehrt, und daher der Disputationen kein Ende zwiſchen ihnen, obgleich ſie ihm gegenüber beſtändig im Nachtheil und er ſchonungslos war. Mit wahrer Todesverachtung kämpfte ſie für Geiſt und Gaben, Herrlichkeit und Würde, Befähigung und Berechtigung ihres Geſchlechts, welches Aſtrau angriff weil er ſie nicht leiden konnte und mir dabei einige Nadelſtiche zu verſetzen hoffte. Gott weiß wie er erfahren hatte daß Madame Schütz — (ſo

hieß ſie und ſie war Wittwe) — Gedichte mache und zwar recht hübſche. Er bat ihm einige mitzutheilen und obzwar ich ihr dringend davon abrieth, widerſtand ſie nicht der Lockung. Eines Abends gab er ihr das Heft höchſt verbindlich zurück und ſagte mit der größten Freundlichkeit: er habe nur zwei kleine Fehler an dieſen ſämtlichen Gedichten entdeckt; der erſte, daß ſie überhaupt gemacht — der zweite, daß ſie Gedichte genannt worden wären. Die arme Schütz war aus der Faſſung. Ehe ſie Zeit hatte etwas Ungeſchicktes vorzubringen ſagte ich geſchwind und auch höchſt freundlich:

„Und Deine Kritik, lieber Otbert, hat gar nur einen einzigen kleinen Fehler; nämlich den, daß ein Dichter ſie macht."

„Dieſer Rivalität glaube ich ohne Unbeſcheidenheit überlegen zu ſein!" rief er ſpöttiſch.

„Die wahre Ueberlegenheit iſt nachſichtig, lieber Otbert, und reicht die Hand um weiter zu helfen. Die unächte — ſucht in den Staub zu drücken."

„Das iſt excellent! ſagte er lachend. Glaubſt Du wirklich daß dieſe Gedichte den meinen gefährlich werden könnten?"

„Ich ſprach nicht von Deinen Gedichten, nur von Deiner Geſinnung."

„Vermuthlich trittſt Du nächſtens mit einem Bändchen Gedichte vors Publikum, und brandmarkſt im Voraus jeden der ſie nicht bewundert mit neidiſcher Geſinnung.“

„Darauf entgegne ich wie jener Gelehrte, den Johannes Falk fragte ob er dichte? — Nein! ſo gemein hab' ich mich Gottlob nie gemacht.“

„Vor Dir muß man die Waffen ſtrecken! ſagte Otbert verbindlich. Du biſt wie gepanzert.“

„Man muß es ſein wenn man mit Euch in die Schranken tritt.“

„Dann muß man aber auch noch mit Göttern und Dämonen in Verbindung ſein, die einen ſolchen Panzer ſchmieden.“

„Ganz und gar nicht! man braucht nur ſeine Eitelkeit abzulegen. Da uns das eher möglich iſt als Euch: ſo ſind wir dann im Vortheil.“

„Mit Dir iſt auf keine Weiſe zu ſtreiten! die Verblendung für Dein eignes Geſchlecht — hinter der ſich natürlich die über Dich ſelbſt verbirgt — iſt allzu koloſſal! der Mann ſoll eitler ſein als das Weib! .... unerhörte Behauptung, da Ihr nur lebt, webt, athmet und denkt in Bezug auf Eure Eitelkeit oder in deren Genuß — da Ihr von der Schleife an, die Ihr an Euren Buſen ſteckt, bis

in Eure Leidenſchaften, ja, Tugenden hinein, unter deren Scepter ſteht!"

„Ganz richtig! dies behaupten, mein lieber Otbert, heißt aber nicht das Gegentheil für den Mann beweiſen. Nachdem ich alſo den Vorwurf dieſer großen Sünde für mein Geſchlecht angenommen, nehme ich auch eine Tugend für daſſelbe in Anſpruch, die es ſich, an lange Unterwerfung, ja Unterdrückung gewöhnt, angeeignet hat — Selbſtverleugnung: die Fähigkeit hinter das Geliebte zurückzutreten. Dies Geliebte, Otbert, braucht nicht immer ein Mann, nicht immer ein Kind zu ſein. Es kann auch eine Ueberzeugung, ein Glaube, eine Liebe, eine Idee ſein. Wo die herrſcht — iſt die Eitelkeit todt."

„Ob ſie nicht Ideen hatten, und für dieſe ſterben wollten? — ſpricht Platens Mopſus neben ſeinen zwölf todten Kindern. Du willſt daß das Weib für Ideen lebe! Er vervollkommnet Deine Weltanſchauung, theure Sibylle."

„Er perſiflirt ſie .... und das unterhält mich ſehr. Es wäre gar langweilig wenn man ernſte Dinge immer mit feierlichem Ernſt, und nicht zuweilen mit jenem Humor betrachten wollte, den ihre Uebertreibung oder ihre Kehrſeite in jedem aufrichtigen Gemüth hervorlockt."

„Du nimmſt alſo auch den Humor für Dein Geſchlecht in Anſpruch? ein humoriſtiſcher Mann gilt bisjezt für einen halben Phönir! Indeſſen .... die elektriſche Schnellkraft, die aus dem Gebiet der Empfindung in das der Ueberlegung hinüberſpringt — die ſich mit überraſchendem Schwung aus den Roſenwolken der Gefühle auf die Gletſcherſpitze der Ironie oder in den klaren Aether der Betrachtung erhebt — deren bedürft Ihr dazu nicht. Ihr macht Verſe, plaudert von Emancipation, raucht Cigarren und findet das ungemein humoriſtiſch .... während man es in der That burlesk nennen müßte! Dieſe Verſchrobenheit iſt eben eine Folge des Emancipationsprincips, das jezt in der Welt graſſirt."

„Otbert! eine Welt die Ihr, Ihr Männer! durch Eure Civiliſation ſo verſchroben, ſo materialiſtiſch gemacht habt, daß Weiber wähnen können durch dichten und durch rauchen einige Stufen ihrer Entwickelung zu erklimmen — kommt mir lächerlich vor, und ſo öde, ſo hohl, daß ſie nicht dauern kann. Und wenn die Weiber Rauchclubs ſtifteten, es würde ihnen zu ihrer Emancipation ebenſowenig, als Euch Eure Jagd- Spiel- Jockey- Rauch- Schach- und ſonſtige Clubs zum Fortſchritt helfen. Lange Meditationen, tiefe innere Sammlung, ruhige fragende vergleichende Einkehr in ſich ſelbſt, müſſen

jeder höheren Entwickelung vorhergehen. Davon ist jezt bei Männern und Weibern keine Spur! sie sind zerfahrner, haltungsloser, äußerlicher denn je. Vielleicht werden die Weiber zuerst darüber zum Bewußtsein — und somit zur Besinnung kommen, daß ihre Emancipation nicht mit Cigarren und dergleichen Unsinn, sondern mit der gleichmäßigen Ausbildung ihrer Innerlichkeit, mit der Pflege ihrer Pflichten und ihrer Rechte beginnen müsse. Warum sie zuerst? weil in ihnen große Kräfte sich dunkel regen. Wenn die licht werden" .... — —

„So tritt eine Regeneration ein, nach der auch alle socialen und religiösen Emancipationen streben und drängen! Nun sprichst Du ächt sibyllinisch, theure Sibylle! d. h. Du sprichst aus was Jeder ohnehin sagt, ohne es zu verstehen. Bei der Möglichkeit der Weltumgestaltung muß auch der ewiglebendige Weltgeist, der alle Regenerationen hervorruft: die Vernunft, in Anschlag gebracht werden."

„Hat Christus mit der Vernunft die alte Welt aus ihren Angeln gehoben?" sagte zu meinem Erstaunen Sedlaczech, der sich fast immer fern von unserm Kreise und Gespräch Abends im Musikzimmer aufhielt. „Die großen Regenerationen die über das Menschengeschlecht vom Anbeginn gekom-

men, ſind durch zwei Mächte bewerkſtelligt, welche mit der Vernunft ſo wenig zu thun haben als die Sonne mit einem chineſiſchen Feuerwerk — durch Glaube und Liebe. Wo der Glaube und die Liebe ſein werden, da wird die ſegnende Kraft ſein welche rettet was die Schwäche verwahrlost — die Schwäche, dies Symptom des Verfalls einer Epoche, welche heutzutage durch den ganzen Aufwand von ſpeculativer Vernunft nur bemäntelt werden ſoll."

„Jezt werde ich verſuchen meine Niederlage zu bemänteln indem ich mich von dem Felde der Discuſſion in die Freiſtatt der Kunſt flüchte und Herrn Mezzoni bitte um ſeine liebliche Compoſition von: Ah senza amare;" — ſagte Aſtrau.

Er wollte immer nur necken und ärgern. Wir waren keine Gegner bei denen er es der Mühe werth hielt ſich in voller Ueberlegenheit zu zeigen: dieſen Eindruck beabſichtigte er zu machen.

Aber das war Alles nichts weniger als angenehm, und die Ausſicht er könne den Winter in Engelau zubringen, im höchſten Grade ſtörend. Ich ließ eines Morgens ſeinen Kammerdiener, ſeinen Geſchäftsführer und Vertrauten zu mir beſcheiden, und da erfuhr ich denn nach unendlichen Umſchweifen und verwickelten Redensarten, daß der Herr Graf

in Folge ſeiner Großmuth und Munificenz, die von Anderen zur Ungebühr gebraucht und mißbraucht worden ſei — die nächſte Ausſicht auf St. Pelagie gehabt habe. Alſo eine vollkommene Zerrüttung ſeiner Finanzen? — Auf dieſe Bemerkung antwortete Monſieur Alphonſe durch ein troſtloſes Achſelzucken. Mit Mühe preßte ich ihm die Summe der Schulden ab; ſie war enorm. Dennoch mußte ich ſie bezahlen — das ſah ich ein! — um Otberts unheimlichen Aufenthalt in Engelau zu beenden; und andrerſeits war es mir ebenſo klar, daß ſich dies Ereigniß noch zehn Mal wiederholen und ich durch dieſe unſinnige Ehe das Vermögen meiner Tochter ruiniren könne. Ich begriff jezt daß er ſich zu einer Art von Execution bei mir mache, wie ſie ſonſt ſäumigen Schuldnern von Gerichtswegen ins Haus gelegt wird. Nur ſein erſtes drohendes Auftreten hab' ich nie begreifen und nur vermuthen können, daß er irgend eine Schuldhaftigkeit bei mir vorausſetzte, bei der er mich würde faſſen und durch ſie genug einſchüchtern können um mir gleichſam meinen Ablaß von ihm zu erkaufen. Da er ſeinen Verdacht nicht beſtätigt — und mich in Betreff ſeiner Tochter entſchloſſen fand ihm nicht nachzugeben: ſo ſtand er von ſeinem anfänglichen Verfahren ab, und ließ

uns dafür ſämtlich ſeine üble Laune empfinden. O wie oft dachte ich an Scheidung! Aber ich wußte vorher, daß er mir eine Komödie voll Verehrung u. ſ. w. vorſpielen würde, hinter welcher ſich ſein Entſchluß verbarg ſich von einer reichen Frau nicht zu ſcheiden. Um meines Vermögens willen hatte er mich ja doch nur geheirathet: dieſe Ueberzeugung ſtand feſt in mir, und machte mich ſo kalt, daß ich beſchloß unſer Verhältniß als ein kahles Geſchäft zu behandeln.

Als ich ihn eines Tages in dieſer Abſicht zu mir bitten ließ, bekam ich eine Staffette aus Hannover, die mich an das Sterbebett meines Schwiegervaters rief. Auf der Stelle war ich entſchloſſen dem Ruf zu folgen und befahl den Dienern die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Zu Aſtrau ſagte ich: ich ſetzte voraus daß er mich nach Hannover begleiten würde. Er willigte ſehr verbindlich ein. Alphonſe hatte ihm bereits unſer Geſpräch mitgetheilt. In dem Augenblick wo mir eine große Erbſchaft bevorſtand hätte ich ihn mit mir nach Sibirien nehmen dürfen — dermaßen abhängig war er vom Gelde, er! dem die geringſte ſittliche Feſſel unerträglich war. Binnen zwei Stunden waren die Anordnungen gemacht, und ich nahm von den Kindern und Hausgenoſſen Abſchied. Sed-

laczech kam mir fürchterlich verändert vor, faſt entſtellt. Ich hatte es ſchon bemerkt in dieſen letzten Wochen; aber nie ſo wie heut.

„Erkranken Sie nur nicht in meiner Abweſenheit, Meiſter!“ ſprach ich beklommen.

„Wann kehren Sie zurück?“ fragte er haſtig.

„Das kann ich nicht beſtimmen.“

„Können Sie beſtimmen, daß Sie überhaupt zurückkehren werden?“

„Ja! wenn ich nicht ſterbe.“

„Halten Sie es nicht für beſſer ſich mit Graf Aſtrau zu verſöhnen?“ ſagte er noch haſtiger, noch murmelnder, wie Jemand der ſich mit Ueberwindung eines Auftrags entledigt.

„Hat Graf Aſtrau Sie um ſeine Fürſprache erſucht?“ fragte ich und ein unbeſchreibliches Gemiſch von Zorn und Trauer quoll in meiner Bruſt auf.

„Nein,“ ſagte er verlegen.

„Nun, lieber Meiſter, dann haben Sie eine Gehirnentzündung! laſſen Sie mich bei meiner Heimkehr Sie geneſen finden,“ ſprach ich und gab ihm meine Hand, die er nach ſeiner Weiſe drückte und gefaßt ſagte:

„Jezt hoff' ich es.“

Ich ſtieg in den Wagen und Aſtrau ſetzte ſich zu mir. Sein erſtes Wort war:

„Leugneſt Du noch immer daß Herr Sedlaczech Dich anbetet?“

„Ich habe das nie geleugnet!“ ſagte ich gefaßt; denn als ich dieſe Frage ſtellen hörte war es mir unmöglich eine andre Antwort zu geben.

„Und das rührt Dich nicht?“ fragte er, immer in einem halbſpöttelnden Ton, der mich verletzte.

„Laſſen wir die Geheimniſſe meines Herzens ſo unberührt als die des Deinen, entgegnete ich eiskalt, umſomehr da ſie für Dich nur Nebenſache ſein können! die Hauptſache iſt für Dich .... mein Vermögen.“

„Ich finde Dich ſehr undankbar, daß Du meine Entſagung nicht anerkennſt.“

Es wurde mir ſchwer nicht zu lächeln als ich ſprach:

„Ich will glauben daß Du großmüthig ſein kannſt! — Uebrigens bin ich nur gerecht gegen Dich und mich wenn ich behaupte daß Du es in dieſem Fall nicht biſt. Ich bin Dir gänzlich gleichgültig! um mich zu gewinnen hatteſt Du Dich in eine künſtliche Wärme hinein gearbeitet, die genau in dem Augenblick verdampft war, als Du Dein Ziel erreichteſt. Meine Eitelkeit könnte ſich dadurch

verletzt fühlen — allein ich habe ja eine ähnliche Schuld gegen Dich begangen — ſo ſind wir quitt. Es würde Dir ebenſo unmöglich ſein Liebe für mich zu erzwingen, als mir — ſie zu erwiedern. Es giebt Frauen deren Widerſtand lockend iſt, weil Trotz, Scheu, Eigenſinn, kurz etwas Poſitives ihn begründet. Aber meine unendliche Gleichgültigkeit iſt ganz negativ und wirkt demnach nur lähmend auf Dich. Und jezt laß uns von Deinen Geſchäften reden."

„Meerweib! Amphibie! froide raisonneuse! rief Otbert mit künſtlichem Zorn, Du machſt einem Mann das Blut in den Adern gefrieren! mir graut vor Dir!"

„Da Du mir das Alles ſchon Einmal oder ein Paarmal geſagt haſt, ſo begreif' ich nicht warum Du nach Engelau gekommen biſt."

„Weil ich hoffte Dich verändert zu finden."

In dieſem Kreislauf bewegte er ſich. Die Reiſe ging raſch durch Tag und Nacht vorwärts. Ich fand meinen Schwiegervater noch am Leben; ein Fieber zehrte ihn auf, aber er war bei voller Beſinnung, und ſagte mir den Inhalt ſeines Teſtamentes, das ganz zu Benvenutas Gunſten war und ihr für dies enorme Vermögen Vormünder beſtimmte.

„Ich kenne Dich, und wußte daß ich Dir durch dieſe Beſtimmung nur eine Laſt abnahm," ſprach er freundlich.

Aſtrau zu ſehen, was dieſer ſehr wünſchte — Gott weiß warum! — koſtete ihn Ueberwindung.

„Ein ſchlechter Nachfolger unſers guten Paul! ſagte er ſpäter. Laß Dich ſcheiden, arme Sibylle."

Dieſer Rath war faſt ſein letztes Wort. Er entſchlief vor Erſchöpfung. — — —

Aſtrau war ebenſo unzufrieden mit dem Teſtament als ich zufrieden. Bei den Geſchäftserörterungen die jezt mehrfach zur Sprache kamen, drang ich denn auch auf die ſeinigen, und fand die Angaben des Kammerdieners beſtätigt. Ich erklärte ihm ich ſei bereit diesmal ſeine Schulden zu bezahlen, aber auch entſchloſſen mich für die Zukunft gegen eine ähnliche Zumuthung zu verwahren. Was kümmerte ihn die Zukunft! war er doch für die Gegenwart wieder frei. — Natürlich nahm er die Sache auf als geſchähe mir der größte Gefallen durch ſeine Abreiſe nach Paris, die er erſehnte; und als laſſe er mir Aſtralis aus beſonderen Rückſichten für Arabella, die mich zu ewiger Dankbarkeit im Namen meiner Freundin verpflichteten. Mit der größten Kälte trennten wir uns. Ich fühlte mich grenzenlos gedemüthigt an einen

Mann geſchmiedet zu ſein, dem ich ein äußerliches Intereſſe widmen mußte ohne ihn zu achten oder zu lieben. Ach „die ewige Feſſel“ — dies Wort der Bethörung welches Arabella einſt mir zuwarf, wie ſeltſam hatte es ſich bewährt! nicht um Otbert — nein! .... um mich ſelbſt hatte ich ſie geſchlungen! — Und was war das für ein unbegreiflicher Einfall von Sedlaczech ich ſolle ſie noch feſter ziehen .... von ihm der mich anbetete. — —

Nun ja, ich wußte es! Otbert hatte es ausgeſprochen und ſeitdem ſprach auch ich es aus! aber ich hatte es ſchon länger gewußt, ohne beſtimmen zu können wann, wie, wodurch. Meine Mathematik ließ mich hier im Stich, und ohne ihre Hülfe wußte ich daß Sedlaczech mich anbete — lange, o ſchon ſehr lange! vielleicht — immer! Welch eine Labung lag in dem Gedanken — immer! gleich war es mir als baue ſich am heißen, leeren, beſtaubten Lebenswege ein Kapellchen auf und ein mächtiger Baum breite ſeine grünen kühlen Aeſte ſchattig darüber aus. Auf dieſem Plätzchen voll himmliſcher Andacht und voll irdiſchem Wolbehagen war es zugleich ſelig und ſüß zu ruhen, und wie das Loretto-Häuschen von Engeln getragen ſchwebte es mir vor und winkte mir als holdſelige Freiſtatt in die ich von der öden langweili-

gen Landstraße fliehen durfte. Solch ein reizendes Bild zauberte mir das arme kleine Wort immer herauf. Wol sträubten sich meine Erfahrungen und Zweifel dagegen! .... was half es? — wie heilig lag die Kapelle da! wie frühlingslieblich wehten die grünen Zweige in denen die Vögel sangen und die Morgenlüfte rauschten und die Goldfunken der Abendsonne blitzten! — — —

In dieser Stimmung kehrte ich nach Engelau zurück! Freudig wäre ich wol stets empfangen worden; jezt wurd' ich es doppelt da ich allein kam. Obzwar Keiner mir diesen Grund sagen konnte, fühlte ich ihn dennoch bei Allen im Hinterhalt. Sedlaczech sah verklärt aus vor innerem Jubel.

„Ich habe nicht geahnt daß Sie sich so freuen könnten, lieber Meister!“ sagte ich.

„Ach, ich bitte um Verzeihung!“ entgegnete er und in seinem Blick, seiner Stimme, seiner Bewegung erlosch urplötzlich das Freudenlicht. Er war wieder der stille verschlossene kühle Mensch als den er sich gewöhnlich zeigte.

Das Leben ging alsbald wieder fort im gewohnten Gleis der kleinen Pflichten und der friedlichen Beschäftigungen. Der Todesfall meines Schwiegervaters und Astraus Erscheinung hatten keinen umgestaltenden Nachhall. Die Musik trat wieder

in ihre früheren Rechte. Ich erklärte, nachdem wir uns bis dahin dem Kirchengesang der Alten gewidmet hätten, würde ich in diesem Winter nichts singen als Compositionen von Sedlaczech, und er mußte seine Psalme und seine Pastoralmesse vierstimmig für uns setzen. Seine Musik war gleich seiner Seele: ernst und geheimnißvoll wie ein Dom, der die Klagen, Kämpfe, Schmerzen und Aengste des gesamten Menschengeschlechts wiederhallt. Nur die Feier der Heiligen Nacht machte eine Ausnahme: wie eine himmlische Vision von Fra Angelico kam sie mir vor. Der ganze Himmel mit seinen Engeln, Glorien und Paradiesen öfnete sich über der Erdenmacht der Welt und der Seele, die mit mystisch seligem Schauer die Offenbarung der Liebe empfing. Das Halleluja das am Schluß die Hirten, die Magier und die Könige sangen — die Armuth die Weisheit und die Macht! — und in das die Engel wie aus seliger ferner Höhe herab einstimmten, war ein Meisterwerk der Idee wie der Ausführung nach. Sedlaczech componirte den Text immer selbst, immer lateinisch und möglichst bibeltreu, und die feierliche majestätische Sprache, die man nie in einer Opernarie, nie in einer Chansonette, Romanze oder Bolero gehört, verstärkte den religiösen Eindruck außerordentlich indem sie die

Ausdrucksweise beseitigte, welche profane Gedanken mit sich bringen. Diese Vigilie der Heiligen Nacht wurde unser Aller Lieblingsmusik.

„Wo ist Ihnen diese Vision aufgegangen, Fidelis?“ fragte ich ihn eines Morgens als wir allein im Musikzimmer waren.

„In Venedig,“ sagte er.

„In Venedig? als wir zusammen dort waren?“

„Ja! aber erst in Rom wurde sie mir klar genug um sich in Tönen fassen zu lassen. Bis dahin .... umrauschte mich ein melodischer Strom, dem keine Einzelheiten abzugewinnen waren.“

„Es müßte von hohem Interesse sein zu erfahren wo und wie die Ideenkeime großer Kunstwerke oder großer Thaten sich einer Seele bemeistert haben. Es müßte uns wichtige psychologische Aufschlüsse geben.“

„Und würde uns zu tausend Trugschlüssen veranlassen! rief er lebhaft. Der Geist Gottes, der alles gute, edle und schöne Thun hervorruft, weht wo er will und meistens ohne irdische Spuren. Wir können ihn nicht locken, nicht bannen; nur ihm folgen! aber am wenigsten ihn zersetzen.“

„O Fidelis! rief ich mit einem jener Ausbrüche von Schmerz die mich zuweilen überwältigten — wenn ich Sie sehe und höre — fest, klar, eins

mit ſich ſelbſt, nicht forſchend, grübelnd, deutelnd, Ihre Kräfte verſchwendend, ſondern ſie ſammelnd zum bewußten Ziel — ſehen Sie, Fidelis! ſo komme ich mir vor wie jene unſeligen Adepten der vergangenen Jahrhunderte, welche grade wie ich das unbekannte Gut ſuchten und darüber das bekannte verloren. Schätze von Gold und Diamanten warfen ſie beſinnungslos in den verlockenden Schmelztiegel! — Freuden, Pflichten, Geſundheit, ja ſogar Vernunft und Leben, opferten ſie dem Wahn ihrer Goldmacherei! In Rauch löſten ſich die Herrlichkeiten auf, oder ſchrumpften über dem ſchmelzenden Feuer und durch die zerſetzenden chemiſchen Verſuche zu Materien ein, welche ihren Erwartungen durchaus nicht entſprachen. Aber das Alles ſtörte nicht den Reiz der Alchymie, nicht die raſtloſen, verzehrenden Anſtrengungen um den Stein der Weiſen zu entdecken, der die Schätze der Erde und das Geheimniß des Lebens verlieh. Ich bin ein ſolcher Adept — nur nicht für irdiſche Dinge! die himmliſchen Güter mögte ich unermeßlich und unendlich beſitzen!"

„So wenden Sie ſich mit Hingebung, aber nicht mit Fragen denſelben zu."

„Der Rath iſt gut — nur kann ich ihn nicht befolgen! meine Seele iſt auf die Frage geſtellt."

„So entſchließen Sie ſich .... zu leiden.“

„Geh unter, weil du nicht ſchwimmen kannſt! — o wie oft hab' ich ſo zu mir geſprochen!“ — ſagte ich und bittere Thränen traten mir in die Augen.

„Ich ſage nicht: Geh unter! ich ſage: Kämpfe!“

„Aber wofür denn? aber weshalb denn? rief ich in Verzweiflung. O Fidelis! Sie haben ſo recht die ſtarre Kälte der Glücklichen! ein frommer Menſch ſind Sie und ein großer Künſtler .... doch kein Freund, denn Sie geben mich gleichgültig auf.“

Ich verſtummte weil er plötzlich vom Flügel aufſprang und in heftigſter Bewegung etwas entgegnen wollte. Aber mit ungeheurer Selbſtüberwindung faßte er ſich, ſchwieg, ſetzte ſich wieder und ſpielte den Trauermarſch aus Händels „Samſon,“ der für den todten Helden erklingt. Als er ihn durchgeſpielt ſagte er:

„Sie wiſſen wol daß ich Ihr Freund bin.“

Ich kann's nicht beſchreiben, nicht einmal andeuten welch einen erſchütternden Eindruck er auf mich machte! Er fürchtet in mir eine Dalila; — dieſer Gedanke erfüllte plötzlich meine ganze Seele; — und er will ſich gegen ſie waffnen und wird gewaffnet bleiben. Ich hätte dieſen Willen ehren ſollen. Ich weiß auch daß alle Frauen Zeter!

über mich ſchreien werden, weil ich es nicht that; daß ſie ſagen werden: Alſo doch Koketterie, trotz all der Kälte! — Aber ich weiß ebenfalls daß ſie Alle es ebenſo gemacht haben würden wie ich, nur vielleicht aus andern Motiven. Ich dachte: mein Gott! wenn der Mann dich liebte, ſo lange, ſo immer .... das wäre doch eine Verſöhnung mit dem Unbeſtand des Lebens, eine Errettung aus dieſer Leichengruft des ewigen Zweifels! — Und dachte ich ferner: Wenn er dich liebt — was wirſt du thun? — ſo war nie die Antwort: Ihn wieder lieben! — ſondern immer: Ihm danken, o Gott! danken, wie man für das Leben — wie das Geſchöpf dem Schöpfer dankt. — — — Ach! als ob die Liebe ſich mit einem auch noch ſo glühenden Dank begnügen könnte! als ob ſie nicht verkümmern oder verzweifeln muß wenn ſie nicht volle Erwiderung findet!

Seiner einfachen ernſten Antwort entgegnete ich an jenem Morgen nichts; aber er kam mir vor ſtärker als Simſon, den er wie ſeinen Schutzpatron anrief, und es regte ſich in mir etwas von jener diaboliſchen Neugier der Eva, welche um jeden Preis Dasjenige wiſſen will, was eine höhere Macht vor ihr verbirgt. Indeſſen imponirte er mir viel zu ſehr und es widerſtrebte auch meiner

Natur zu sehr in Koketterie ihm gegenüber zu verfallen. Ich zeigte ihm eben nur wie sehr ich an ihm hing, ihm vertraute, auf ihn rechnete, mein Leben mit ihm eingerichtet hatte; und er nahm das hin mit dem größten Dank, mit dem tiefsten Ernst, wie Jemand der sich mit seinem Loos zu bescheiden sucht, nicht mehr verlangt noch erwartet — aber in seinem verschwiegenen Busen und hinter seinen stummen Lippen eine ganz andre Sehnsucht trägt. Wendete sie sich zu mir? — Ich wußte es nicht! — Oft flüsterte mir mein guter Genius zu: Laß ruhen was ruht! wecke nicht das Schlummernde! Du hast es jezt besser denn je! halte dich still! — Aber nein! dagegen stand ein andrer Geist auf und sprach: Im Traum verrinnt dein Dasein und mit ihm das Glück, das du immer verlangt und nie gefunden nie genossen hast! aus der elektrischen Berührung einer starken flammensprühenden und zugleich tiefgesammelten Seele kann dir eine Metamorphose erblühen: versäume das nicht! — Ueber diesen Zwiespalt fiel ich in Unruh und Beklommenheit, und die wirkte dermaßen auf Sedlaczech, daß er in eine weit heftigere gerieth. Etwas fieberhaft Gespanntes und Aufgeregtes überfiel ihn; endlich hieß es er sei krank und könne nicht sein Zimmer verlassen. Mezzoni sprach von Heimweh,

von Abzehrung, von nordiſchem Winter: mich überfiel Todesangſt bei dem Gedanken er könne abreiſen wollen. Ich ſchickte ihm den Arzt; der empfahl ihm Ruhe, calmirende Mittel, Bewegung, Zerſtreuung — im Grunde .... nichts! denn es ſei keine Gefahr vorhanden nicht einmal Krankheit. Mezzoni ſprach aber immer vom nordiſchen Winter, der einen ſchwächlichen Menſchen tödten könne. Ich verſicherte ihn Sedlaczech ſei durchaus nicht ſchwächlich. Er meinte man könne es werden. Das war richtig. Ich verbrachte einen qualvollen Tag.

Am nächſten Morgen ließ ich Sedlaczech zu mir bitten, wenn's ihm möglich ſei. Er kam; aber er ſah geiſterhaft aus. Entſchloſſen fragte ich ſogleich das was ich ahnte:

„Iſt's wahr, daß Sie nach Italien wollen?"

„Ich denke das wird am Beſten für mich ſein" — entgegnete er nach einer Pauſe in der er ſich zu dieſer Antwort Kraft geſammelt hatte.

„Warten Sie bis zum Frühling, Fidelis, dann wollen wir Alle fort — nach der Schweiz, nach Italien .... wohin Sie wünſchen, bat ich mit Thränen.

„Mein Wunſch kann keine Richtſchnur für Sie abgeben, theure Gräfin!" ſprach er ſanft.

„O doch! doch! laſſen Sie mir die ſeltne Freude, daß ich Ihren Wunſch erfüllen darf! ich habe

wenig Menſchen, Fidelis, ach! ich mögte ſagen keine — wenigſtens keine Freunde, deren Wünſche mein Leben beſtimmten. Gönnen Sie mir doch dies Glück."

„Mein Wunſch iſt .... jezt und allein zu gehen!" entgegnete er noch ſanfter.

„Und fühlen Sie nicht daß ich fürchterlich allein ſein werde, wenn Sie gehen?"

„Nicht ſo wie ich."

„Daß mir ein belebendes und beſeelendes Princip fehlen wird, welches die Nähe eines treuen und verſtändnißvollen Freundes, der Ihr Herz und Ihren Charakter hat, in mein hinfälliges Weſen bringt?"

„Nicht ſo wie mir."

Mir war als bräche er mit entſchloßner Hand mein Herz entzwei. Ich wurde kalt und ſtarr, mein Blut wie Eis, und ſo ſagte ich:

„Wolan, Meiſter, gehen Sie und .... beten Sie."

„Wenn ich kann," ſprach er tonlos.

„O Sie können! — beten können Sie .... aber nicht lieben, Fidelis!"

Er wich einige Schritte zurück, ſah mich feſt an und fragte mit einem furchtbaren Ernſt:

„Sie wiſſen alſo wirklich nicht daß ich Sie liebe?"

„Wer beten und glauben kann — der kann auch lieben! — ich wußte es, Fidelis!“ rief ich und ſank auf die Knie, überwältigt von ich weiß nicht welcher Macht, welcher Freude, welcher Angſt, welchem innerlichen Jauchzen und Weinen, das mich mit heißem Dank in den Staub warf.

„Heiliger Gott! was nun?“ ſagte er und preßte die gerungenen Hände gegen ſeine Stirn.

„Nun bleiben Sie hier, Fidelis! nun bleiben Sie bei mir, immer — o immer! immer!“ ſagte ich, ſtand auf, und ergriff ſanft ſeine Hände, die ich auseinander löste indem ich hinzu ſetzte: „Nicht mehr in Qual dürfen ſie gerungen ſein, nur gefaltet in liebender Andacht, wie ſich das für Sie geziemt.“

„Und Sie verzeihen mir? fragte er ganz, ganz leiſe. Sie kennen meine Gefühle und nennen ſie nicht Thorheit .... nicht Vermeſſenheit .... nicht Wahnſinn? — wie ich ſelbſt ſo viel tauſendmal ſie genannt! — Sie verbannen mich nicht von Ihrem Angeſicht .... darf ich es glauben?“

„Warum wollten Sie zum erſten Mal in Ihrem Leben zweifeln?“ ſagte ich.

„Weil dies eine Gewißheit ſein würde, welche mich weit .... weit über alle Grenzen und Schranken des Daſeins hinweg in die Seligkeit heben

würde' .... Weil es eine Himmelfahrt bei lebendigem Leibe wäre! .... — O Sie sehen wol, Sibylle, daß man daran zweifeln muß, so lange man nicht rasend ist."

„Bleiben Sie immer bei mir, Fidelis! entgegnete ich mit unbeschreiblicher Rührung. Ich kann's Ihnen nicht sagen wie glücklich Sie mich machen!"

Er sank vor mir nieder mit der nämlichen ekstatischen Geberde mit der ich einst im Dom zu Würzburg ihn auf den Knien gesehen, und dieselbe Ueberfülle der Empfindung strahlte von seinem Antlitz aus. Und wie damals meine kindische Seele — so ward jezt die bewußte Seele gleichsam angedonnert von der Ueberlegenheit, welche die seine über sie hatte, blos darum .... weil er liebte. Klein und unwürdig erschien ich mir selbst, und mit unsäglicher Trauer sprach ich:

„Fidelis! ich bin Ihrer nicht werth."

Er hörte nicht auf mich; er blieb in seiner Stellung, nahm meine Hände und sagte:

„Ja, ich liebe Sie mit einer Liebe von der ich nicht weiß ob sie mir den Himmel ob die Hölle bringt .... aber ich liebe Sie! — nicht jezt, nicht früher, nicht seit dieser oder jener Zeit .... nein, immer! eingeschreint in meiner Seele, wortlos, maßlos, grenzenlos, wie Sie es nie ver-

ſieben noch begreifen können, weil Sie nur den Maßſtab der andern Männer haben, welche Sie zur Abwechſelung liebten! ich, ohne Wechſel, nur Sie! nur Sie!“

Er ſprach beinah flüſternd, wie man eben ein Geſtändniß macht, und doch mit einem ſolchen vibrirenden Nachdruck, daß mein Herz erbebte, und von dieſem Beben aus ein leiſes Zittern durch meinen ganzen Körper rieſelte. Wenn Geiſter unſichtbar an uns vorüberſchweben, mag ein ſolcher Schauer die Folge ihrer unirdiſchen Nähe ſein. Ich ſagte:

„Stehen Sie auf, Fidelis! Sie ſind außer ſich .... und ſprechen Sie nicht ſo heftig — ich bin nicht daran gewöhnt.“

Er ſtand auf, ſank in einen Lehnſtuhl und entgegnete faſt mitleidig:

„Das glaube ich gern! Arme Sibylle, ſo wenig ſind Sie an die Sprache tiefer, das Leben durchglühender Empfindung gewöhnt, daß Sie vor deren Ausdruck erſchrecken .... während mir kein andrer zu Gebot ſteht. Und ſo werden wir ewig wie auf zwei Pl... fern von einander bleiben, weil uns die unausfüllbare Kluft trennnt, welche lieben von nicht lieben ſcheidet. Ich liebe Sie, ohne jene Zwiſchenſpiele der Sinne, der Gedanken, der

Phantaſie, welche alle Menſchen mehr oder weniger mit gutem Gewiſſen ſich erlauben: daher iſt meine Liebe von andrer Kraft, von andrer Sehnſucht, von andrem Schwung, und von einer Intenſität, welche Vernichtung, Wiedergeburt und ewiges Leben in ſich ſchließt."

Er hielt immer meine Hand: ich kann nicht ſagen daß er ſie drückte, nein! er hatte ſie nur in der ſeinen begraben. Seine mächtige, ausgearbeitete, wunderſchöne Hand, die ganz Nerv war, hielt mich wie an einem ehernen Anker. Er kam mir als der Herr meiner Seele vor. Wie der Magnet beim Nordlicht zittern ſoll, ſo zitterte ich .... denn zum erſten Mal in meinem Leben ſtand ich einer Leidenſchaft gegenüber — der Leidenſchaft eines Mannes, welcher unangetaſtet durch die Welt, die Jugend und den Frühling ſeines Lebens gewandelt war, und jezt, in deſſen Sommer, mit all' ihren Gewittern und Gluten, mit ihren langen Sonnentagen und ihren tropiſchen Sternennächten, mit ihrer unendlichen Fülle und unermeßlichen Sehnſucht mir entgegen trat. Gott weiß welche Himmel ſich mir öfneten! Gott weiß welch ein Paradies ſich vor mir erſchloß! Ich werde ihn lieben! blitzte es wie mit Stralen und Flammen auf mich herab.

„Ich liebe Sie!“ ſtammelten die Lippen faſt tonlos, faſt gedankenlos, als Echo eines innern Traumes hervor.

Mit einer elektriſchen Vehemenz umſchlang mich Fidelis; aber im nämlichen Augenblick ließ er den Arm wie gelähmt ſinken und ſagte, mir tief ins Auge ſehend:

„Das iſt nicht wahr, Sibylle! .... Eine immenſe Seele .... aber leer!“

„Sie wollen mich lieben! rief ich, und zweifeln daß jener Strom der Empfindung, der Sie ſo reich macht, in meine Bruſt hinüber wallen könne? — daß jene Gluten die in Ihnen flammen in mir ein homogenes Element finden können? — Aber, Fidelis, wogt die Liebe denn ſo ins Blaue ohne Ziel hinein? erfaßt und umſchlingt ſie nicht ihren Gegenſtand mit dem tiefen unabweislichen Bewußtſein ihres Rechts und ihrer Macht, welches in jedem unräſonnirten primitiven Gefühl liegt? — Iſt meine Seele leer, ſo lieben Sie mich nicht .... ſonſt müßten Sie darin den Reflex einer Sonne finden.“ — —

Er ſank zu meinen Füßen hin und fand keine Worte mehr. — — — Er blieb. — Das Leben bekam eine wunderbare Färbung. Ich ſtelle mir vor daß es den Opiumeſſern ſo erſcheinen mag ....

wie durch einen roſenfarbenen wehenden Schleier! Fidelis hatte ganz Recht: mir fehlte der Maßſtab für ſeine Empfindungsweiſe. Mir war dergleichen nie vorgekommen, nie in mir, nie außer mir. Dieſe Intenſität der Leidenſchaft, die ein ganzes Menſchenleben abſorbirte, ließ andre Kräfte, andre Gaben, andre Fähigkeiten .... eine andre Organiſation vorausſetzen.

„Wie ſind Sie ſo ganz anders als die Uebrigen!“ ſagte ich zuweilen mit ungeheucheltem Erſtaunen.

„Ja, ich bin's! ſagte er einmal: denn es leben ſich Alle in Bruchſtücken ihres Daſeins zu Tode, von frühſter Jugend an. Das that ich nicht. Von dieſen Tropfen am Nectarbecher des Lebens fühlte ich mich nie angelockt.“

„Erzählen Sie mir den Gang Ihrer innern Entwickelung, Fidelis! ich kenne Sie ſo lange, aber immer verſchloſſen ſchweigend.“

„Schweigend? hab' ich nicht mein Herz in Ihre Hände gelegt? ſpricht meine Seele nicht zu Ihnen in Rhapſodien der Liebesluſt und Klage? gießt ſie nicht ihre tiefſten, traurigſten, ſüßeſten Myſterien in Gedanken und Tönen, in Wort und Muſik, wenn auch nur dithyrambiſch vor Ihnen aus? — Was ſoll ich in der Vergangenheit wühlen? und

doch ist sie mir lieb und heilig — denn Sie waren da, ewig da! als Kind — lieblicher denn alle Kinder, und dann urplötzlich dies Kind verwandelt in ein Weib, und mir entrückt in jene Ferne und jene Heiligkeit die es mit der Himmelskönigin theilt — den Regenbogen zu ihren Füßen, den Morgenstern zu ihren Häupten — meinen Sinnen und Gedanken wie meinen Augen entrückt! und dennoch mit mir in heiliger Gemeinschaft, denn das reinste Band welches unsre Sinnenwelt mit einer übersinnlichen verknüpft — denn die reinsten Schwingen welche Gott uns gab um zuweilen aus der Region des Staubes in die des Aethers auf zufliegen — wurden mein Theil! die Kunst nahm mich unter ihren Sternenmantel und ihre heiligen Gestirne verdeckten mir die Dunkelheit meiner Wege, und ihre Sphärenmusik verbarg mir die unendliche Oede meiner Tage — bis allendlich mit einem Accord die Sonne mir aufging und mein Schöpfungstag anbrach."

„Und keine Erinnerung aus der Kindheit senkte ihren balsamischen Thau in dieses flammende, dürstende Herz, mein armer Fidelis?"

„O, rief er mit wildem Schmerz, wozu dies Zerwühlen der Vergangenheit, Sibylle!"

„Ich bin eifersüchtig, Fidelis."

„So wahr Gott über uns iſt: in meiner Vergangenheit war nur das Weib das auch in meiner Gegenwart iſt, und kein andres, Sibylle.“

„Kein andres Weib und keine andre Liebe?“

Das Feuer in ſeinen Augen, die Farbe auf ſeinen Wangen, die Bewegung in ſeinen Zügen verſchwand. Er legte die Arme auf die Lehne des Sophas und den Kopf auf die Arme indem er langſam die Worte der Apokalypſe ſprach:

„Ich habe wider dich daß du verläſſeſt deine erſte Liebe.“

Bei dieſer Bewegung ſchob ſein Aermel ſich zurück und ich ſah daß er einen Goldreif über dem linken Handgelenk trug.

„Was für ein Amulet tragen Sie da?“ fragte ich und berührte mit dem Finger den Reif.

Statt zu antworten reichte er mir die linke Hand; ich betrachtete den Reif. Zwei Steine bildeten ſein Schloß: ein Rubin, warm und glühend wie ein Tropfen Bluts, und ein wunderſchöner Saphir, der wie ein Stern oder wie ein Auge beruhigend daneben lag. Ich weiß nicht was für eine melancholiſche Symbolik aus dieſen ſchönen Steinen mich anſprach! ich fragte traurig:

„Alſo doch ein Abfall, Fidelio?“

Immer noch ſchweigend richtete er ſich auf, zog

aus dem Buſen an einem ſchwarzen Bande ein goldnes Medaillon auf dem jene apokalyptiſchen Worte eingegraben waren, und drückte es auf nachdem ich ſie geleſen hatte. Ein liebliches Miniaturbildchen kam zum Vorſchein, ein ſüßes Köpfchen überflutet von blonden Locken und einem ſchwarzen Schleier, unter welchem zwei göttlich ſchöne dunkelblaue Augen, tief und ſtralend wie Saphire mit einem Ausdruck hervorblickten, der zittern machte — ſolch eine Glut und ſolche Schwärmerei ſchmolzen in ihrem Feuer zuſammen. Ich fand eine unbeſtimmte Aehnlichkeit mit Fidelis, ungefähr wie eine Tochter ihrem Vater ähnlich ſieht.

„Ah Fidelis! es iſt alſo doch ein Weib in Ihrer Vergangenheit!“ rief ich mit Schmerz.

„Eine Mutter iſt kein Weib,“ entgegnete er und legte die Hand beruhigend auf mein Haupt.

Ich drückte ſie dafür an meine Lippen und ſagte: „Ich weiß es ja längſt daß Du anders biſt als wir übrigen Menſchen, und dennoch erfüllt es mich immer wieder mit Andacht und Rührung! — Aber erzähle mir von Deiner Mutter.“

Fidelis verwahrte wieder das Bild im Buſen, knöpfte ſorgſam den Hemdärmel über dem Goldreif zu, damit kein profanes Auge ſeine Reliquien entweihe, und ſagte:

„Von meiner Mutter! .... Ich kannte ſie nicht; ich wußte nichts von ihr; ich wuchs auf in dem kleinen Städtchen Auſſig in Böhmen bei meinem Pflegevater der für meinen Oheim galt und der Organiſt an der dortigen Kirche und ein tüchtiger Muſiker war. Ich hatte eine wilde ſelige Kindheit. Ich verbrachte ſie mit Muſik und mit Wanderungen durch die romantiſchliebliche Gegend. Die Kunſt und die Natur, und deren gemeinſame Mutter die Schönheit, theilten ſeit meinen frühſten Jahren den Cultus meiner Seele. Es war etwas in mir das Thränen in mein Auge trieb und mich auf die Knie warf, wenn ich ergreifende Muſik hörte, einem Sonnenuntergang oder einem Gewitter zuſah, oder einen Frühlingsmorgen auf den grünen, nußbaumbeſchatteten Abhängen der Ruine Schreckenſtein verlebte. Denn immer trug die Schönheit, welcher Art ſie ſei, für mein Auge eine Glorie; ſie war mir heilig. Nie vergeſſe ich den Moment als ich zum erſten Mal das Kleinod und den Stolz von Auſſig, das Altargemälde von Carlin Dolce ſah! Ein kleiner Madonnenkopf iſts im dunkelblauen Schleier. Eine Thür ſchließt ſich ſorgſam über dem Gemälde, das in einem Schrein von weißem Alabaſter wie in einem Wandſchränkchen über dem Altar verborgen iſt und nur bei großen

Feſten oder wenn Reiſende und Fremde es begehren, zum Vorſchein kommt. Eine fremde Geſellſchaft ließ ſich das Bild zeigen; ich war aus Neugier ihr gefolgt. Als ſich die Thür aufthat, ſank ich auf die Knie, und murmelte andächtig mein Ave Maria! Als ich fertig war bemerkte ich zu meinem Erſtaunen daß ich allein kniete, und daß eine lange dürre blonde Dame aus der Geſellſchaft mich ſtreng und mißbilligend anſah. Ich ſtand auf und ſchlich erröthend bei Seite, hörte aber wie die Dame mit ſcharfer Stimme ſagte:

„Bemerktet Ihr den fanatiſchen Ausdruck des Knaben? iſt es nicht unerhört daß ſolcher heidniſche Götzendienſt in unſrer aufgeklärten Zeit und in unſrer Nähe noch exiſtirt!“

„Es iſt ſündhaft Kinder für die Heiligenverehrung dermaßen zu fanatiſiren,“ bemerkte ein fetter Herr mit großer Salbung.

Obwol ich nur die Worte, nicht den Sinn verſtand, machten ſie mir einen ſtarken Eindruck. Später ſind ſie mir oft eingefallen. Götzendienſt iſt: wenn die Form ſtatt der Idee angebetet wird, wenn die Formel mehr gilt als der Inhalt, wenn die verknöcherte Geſtalt ohne Geiſt jene Huldigungen empfängt, welche ihm gebühren. Demnach trieb ich damals keinen Götzendienſt.

Meine Pflegemutter, eine ſanfte zärtliche Seele, und mein Pflegevater ein rechtſchaffner warmherziger Mann, waren beide wahrhaft fromm und erzogen mich in wahrer, inniger Andacht und Liebe zu unſrer heiligen Kirche. Was in ihnen milde erquickende Frömmigkeit war, wurde in mir, zufolge meiner wilden ſchwärmeriſchen Natur, flammender Glaube, inbrünſtige Andacht. Dies religiöſe Element entſprach vollkommen der Richtung und dem Bedürfniß meiner Seele, und die Pflegeeltern nährten es ſorgſam in mir. Sie hatten keine Kinder und liebten mich zärtlich, verwöhnten mich weit über meinen Stand, hatten unbegreifliche Nachſicht mit mir. Ich ſollte in die Schule gehen; ich that es nicht, es langweilte mich ſo ſehr — der pedantiſche Lehrer, die gedankenloſe Bubenſchaar, die kahlen Wände der Schulſtube, dieſe gräßlichen braunen Bänke und Tiſche! — Menſchen und Dinge kamen mir ſo unerhört häßlich vor, und draußen die Sonne, die Berge, der Fluß, die Vögel, die Schmetterlinge — ach Alles! ſo ſchön, ſo wunderſchön! — Leſen hatte ich früh bei der Pflegemutter gelernt, der Legenden wegen die ich zu leſen wünſchte, weil ſie nicht immer Zeit hatte ſie mir zu erzählen. Auch rechnen lernte ich bei ihr um ihr behülflich zu ſein bei den Wirth-

ſchaftsrechnungen, die der Vater nicht immer correct finden wollte. Bis zum ſchreiben bracht' ich es endlich auch noch — hauptſächlich durch den Gedanken angefeuert, Noten copiren und den Text darunter ſetzen zu können. Weiter nichts! freilich auch Clavier- Orgel- und Geigenſpiel und den Generalbaß; aber in der Schule galt das nichts, ſondern ich für einen dummen und trägen Buben. Es liefen Klagen über mich ein; doch die Eltern meinten das müſſe Schuld der Lehrer ſein, denn Alles was ſie mich lehrten lerne ich mit Fleiß, Ausdauer und Geſchick. Es machte ſich endlich ſo, daß ich im Winter mit Leidenſchaft die Muſik trieb, ſo daß ich ganz mager und abgezehrt wurde, und im Sommer mich davon erholte, meine Kräfte übte und meine Nerven ſtählte, indem ich wiederum mit Leidenſchaft in Berg und Thal, ſtromauf, ſtromab umherſchweifte. Tagelang blieb ich fort! nach Tetſchen pilgerte ich, und nach Teplitz. Einmal durchwanderte ich die ſächſiſche Schweiz; auf Prebiſch-Thor hatte ich ein furchtbares Gewitter; — in Schandau geſellte ich mich zu böhmiſchen Muſikanten und ſetzte die ganze Bande durch mein Geigenſpiel in Erſtaunen. Liebe Erinnerungen — das! Geld hatte ich nicht viel auf meinen Wanderungen. Der Vater ſchenkte mir nie Geld: ich

mußte es mir mit Notenſchreiben verdienen; aber die Mutter gab mir zuweilen ein blankes Fünfkreuzerſtück. Damit zog ich ins Weite. Sie ſorgten auch nie um mich! ſie hatten Vertrauen zu mir und ich rechtfertigte es. Ich kehrte heim an dem Tage, zu der Stunde, die ich ihnen vorher beſtimmt hatte. Aber ich ſelbſt ließ mir nichts vorſchreiben! es mußte Alles nach meinem Willen gehen, jedoch blieb ich meinem einmal gegebenen Wort mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit treu. Die Freunde und Nachbarn ſprachen zuweilen ihr Erſtaunen gegen meine Pflegeltern über meine ſeltſame Art aus, und fragten was aus mir werden ſolle. Dann ſagte die Mutter immer mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit: „Was Gott will!“ und der Vater meinte: „Ein tüchtiger Muſiker.“

Zu Letzterem war ich feſt entſchloſſen. Muſik! Muſik! ich begriff nichts Anderes, und begriff auch ſie wiederum in meiner Weiſe. Die Seele welche ich der Natur und dem Weltall lieh, ſprach zu mir in Muſik. Ich hörte Muſik auf den Wellen der Elbe, im Rauſchen der Bäume, im Summen der Inſecten — Muſik am hohen heißen Sommermittag wenn tiefe Stille und Schwüle über der Natur brütete — Muſik an Winterabenden wenn der Sturm pfeifend und ſauſend wie ein ungeſtümer

Eroberer daher tobte — Muſik in lauen Frühlingsnächten wenn ein ſüßer wilder Schauer wie ein träumeriſches Erwachen der Leidenſchaft, wie ein ätheriſcher, entzündender Kuß, die Natur durchrieſelte. Die Berge hatten eine Stimme für mich; ſie hieß Muſik. Ja die Sterne wandelten für mich am Firmament im harmoniſchen Reigen einher, und ich hörte Muſik wenn ich zu ihnen emporſah. Aber gleichſam nach Innen mußte ich lauſchen um all jene Muſik zu verſtehen. Meine Seele mußte jene ungeheuern Harmonien in ſich aufnehmen und verarbeiten, und ſie mir dann in ihre Sprache überſetzt mittheilen. Mein Pflegevater rieth mir meine muſikaliſchen Gedanken aufzuſchreiben; ich that es auch nach den Regeln der Compoſition, die ich fleißig bei ihm ſtudirte. Doch das waren ſchwache, matte Exercitien, und fand ſich einmal eine muſikaliſche Idee dazwiſchen, ſo war ſie nichts als eine Reminiscenz. Die kleine kindiſche Seele hörte nur die gewaltigen Schwingen des Genius der Muſik um ſich rauſchen und klingen; ſie zeigte nur Verſtändniß, nur Befähigung. Die Schöpferkraft liegt nicht in der Sphäre der Kindheit. Unſinn iſt es ſie von ihr zu erwarten, Miſſethat — ſie erzwingen zu wollen. Wer nicht mit ſich ſelbſt gerungen hat, kann auch nicht mit dem Genius

ringen, ihn bannen, ihn zu Red' und Antwort zwingen, ihm das Zauberwort ablocken wodurch er ſeinen Gebilden die Weihe ertheilt, und welches er nicht auf die erſte Bitte und an den Erſten Beſten verſchwendet. Wer beſtimmt iſt die Weihe zu empfangen muß andre Wege gehen als die Talentvollen, die Begabten, welche bei ihrem erſten Erſcheinen ein Paar Roſen um ſich her ſtreuen und dann mit leeren Händen weiter ziehen. Ihn muß eine Göttin, die einzige, die ewige Göttin alles Lebens und alles Seins, die Liebe, in ihre Arme nehmen und an ihrem Buſen muß ſie ihn groß ziehen und nähren mit zwei Quellen die ewig ſtrömen: mit Schmerzen und mit Meditationen. — — Ich lebte bis zu meinem fünfzehnten Jahr unbändig, ſeelig und phantaſtiſch dahin.

Da trat eine vollſtändige Revolution ein. Mein Pflegevater und mein Beichtvater, Pater Melchior, verkündeten mir: ich ſei für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Dabei kam es für mich zum erſten Mal klar und deutlich zur Sprache, daß meine geliebten und geehrten Pflegeltern eigentlich gar nicht mit mir verwandt waren. Ich weiß nicht welche von dieſen beiden Nachrichten mich tiefer erſchütterte. Nur das weiß ich, daß ich auf der Stelle in mir ſelbſt ſprach: Beides gilt mir nichts! ich werde

nicht Geiſtlicher und ich bleibe ihr Kind! — Mit herzzerreißendem Schmerz ſtürzte ich zu meiner Pflegemutter. Ich ſchrie, ich weinte, ich ſchluchzte: ich ſei ihr Sohn, ich wolle es bleiben; ſie ſolle nicht leiden daß man mich ihr raube! und Geiſtlicher wolle ich nicht werden, ſondern Muſiker. Sie ſuchte mich zu beſchwichtigen indem ſie mit mir weinte und mit Liebkoſungen mich tröſtete: ich ſei ihr Fidelis; wenn nicht ihr Sohn .... doch immer und ewig ihr herzeigener Fidelis! ſie habe mich groß gezogen an ihrer Bruſt! Gott habe ihren Sohn zu ſich genommen und dafür mich in ihre Arme gelegt, und ſo viel Thränen habe ſie geweint um ſeinen Tod und um mein Leben, daß etwas ebenſo Heiliges als die Mutterliebe für mich daraus zuſammengeſchmolzen ſei.

„Nun ſo rette mich, Mutter, rette mich von dem geiſtlichen Stande!“ flehte ich.

„Deine Mutter hat es ſo beſtimmt, Fidelis!“ entgegnete ſie ſanft und traurig.

Ich war wie wahnſinnig. „Was iſt das für eine Mutter die mich erſt ins Leben geſtoßen hat und mich nun in den Tod .... in mehr als den Tod! ſtoßen will. Ich weiß von keiner Mutter!“ ſchrie ich.

Mein Pflegevater ſprach mir mit Ernſt zu:

Pater Melchior mit linder Güte. Ich ließ mir auch all ihre Ermahnungen und Tröſtungen gefallen; gingen ſie aber auf den fraglichen Gegenſtand über, ſo geberdete ich mich wie ein junges Pferd auf den Steppen der Ukraine, das eingefangen werden ſoll. Ich, lernen? ich, ſtudiren? ich, ein heiliges Amt regelmäßig verwalten und es nie verlaſſen? ich, im geiſtlichen Gehorſam meinen Obern mich unterwerfen? thun, treiben, denken, lehren, wie ſie gebieten? — Nimmermehr! Ich wollte in die Welt.

„Ich will ja nichts Böſes und nichts Verbotenes in der Welt thun! — aber ich will und muß in die Welt, ſagte ich ſo recht in kindiſcher Weiſe; — und wenn mir das nicht erlaubt wird, ſo laufe ich heimlich fort.“

Mein Entſchluß ſchien ſo feſt, daß man mir Ruhe gönnte. Allein nach kurzer Zeit kündigte Pater Melchior mir an ich ſolle ihn nach Prag begleiten, wo man mich zu ſehen und zu ſprechen wünſche. Abermaliger, heftiger Widerſtand, der doch zuletzt überwunden ward! während dieſes Kampfes bildete ſich mein Entſchluß feſt aus die Flucht zu ergreifen, wenn mir keine andre Rettung übrig bliebe. Das machte mich ruhig, und

ich fuhr mit Pater Melchior nach Prag, erwartungsvoll aber gewappnet.

Dort geleitete er mich in ein ernstes stilles alterthümliches Gebäude, dessen Pforte sich uns geheimnißvoll öfnete; dann über einen einsamen Hof, durch lange hallende öde Gänge, in ein düstres, unschönes Gemach: ich stand im Sprachzimmer eines Klosters. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nah: die Luft war so beklommen .... die Wände so dunkel .... und das Gitter, das fürchterliche Gitter und der braune Vorhang hinter demselben erfüllten mich mit Vorstellungen von Kerker und Grab.

„Wenn ich hier eingesperrt werden soll, so renne ich mit dem Kopf gegen die Mauer!“ sagte ich fassungslos zum frommen Pater Melchior, der sanft entgegnete:

„Was fällt Dir ein, Fidelis! Hier lebt Deine Mutter und sie wünscht Dich zu sehen.“

Indem rauschten schleppende Gewänder jenseits des Gitters, der Vorhang wurde zurückgezogen, und eine Klosterfrau in der Ordenstracht der Karmeliterinnen stand mir gegenüber.

„Hier ist Fidelis,“ sagte der Pater.

Sie neigte ihr Haupt zum Gruß, zum Dank, und er verließ das Sprachzimmer. So wie ich

dieſe Frau ſah flog meine Seele ihr entgegen und ich liebte ſie. Ich ſtürzte wie zerſchmettert am Sprachgitter nieder, ich rang die Hände, ich breitete meine Arme gegen die ſtarren Eiſenſtäbe aus und ſtammelte ſchluchzend, athemlos:

„O meine Mutter .... Du meine wahre, meine wirkliche Mutter — wie lieb' ich Dich!"

Welch ein Antlitz ſchaute auf mich herab! Sibylle, dies holde kleine Gemälde entzückt Sie und ſpricht Sie an wie ein verkörperter Sonnenſtral. Nun ſtellen Sie ſich vor daß dies himmliſche Weſen durch ein Läuterungsfeuer nach dem andern hindurch gewandelt, nicht verzehrt ſondern verklärt davon geworden iſt, und endlich wie von einem andern Geſtirn, und aus einem andern Licht auf uns herabſchaut: ſo war ſie.

„Fidelis!" ſagte ſie und immer wieder und wieder: „Fidelis!" — und mit ihrem zarten Finger durch das Gitter ſchlüpfend berührte ſie ſegnend meine Stirn, und zärtlich meine Wange, mein Haar; und dann faltete ſie ihre Hände, die aus den dunkelbraunen weiten Aermeln ihres Ordenskleides weiß heilig und rein wie Taubenflügel hervor leuchteten und ſagte: „In Deine Hände, o Herr! befehl' ich ihn."

O Sibylle! ganz unirdiſch ſah ſie dazu aus!

ſolche Augen hat man nicht in der Welt! ſolche Augen ſind der Spiegel einer höheren — und höhere Geſtalten wandeln ſtralend an ihnen vorüber, und ihr Wiederſchein wirft noch eine Verklärung auf uns herab. Und dieſe Stirn! ſie mußte Kronen getragen haben, um durch die Wolken von Schmerz und den Schleier der Entſagung hindurch noch in ſolcher Majeſtät zu ſtralen. Ganz bewildert von ekſtatiſcher Liebe rief ich:

„O Mutter wer biſt Du? wo kommſt Du her? biſt Du eine Heilige oder eine Königin?“ — —

„Ich bin eine große Sünderin, ſagte ſie mit gelaſſener heiliger Demuth; allein ich vertraue Dem, der in die Welt gekommen iſt um die Sünder zu erretten und nicht die Gerechten — zu Dem ich flehe Tag und Nacht in heißen Gebeten, daß er eine Leuchte ſei auf Deinem Pfade, Dich zu ſich ziehe in Iſraels ewige Hütten, und die Verſuchung und den Fall von Dir abwende .... in die ich geſtürzt bin. Ich lebe für dies Gebet und für deſſen Erfüllung.“

Ich verſtand ſie nicht recht; allein ich hörte nichts als Muſik, und mein Herz pochte vor Freuden daß ſie für mich bete.

„O meine Mutter! ſagte ich, Dein Gebet iſt

wie der Schild des Erzengels über mir: er beschirmt mich in allen Gefahren der Welt."

„Thörichtes Kind! erwiderte sie, Du weißt nicht was Du sprichst! Du hast noch keine Vorstellung von den Gefahren, welche Dir drohen, grade Dir, mit Deiner .... ach, mit meiner Seele! — und vor denen es keine Rettung giebt als Flucht — Flucht zu den Altären des Heils. Wende Dich zu ihnen, Fidelis, und ab von der Welt! tritt in den Dienst der heiligen Kirche, weihe Dich den göttlichen Dingen und bringe Deine Seele dar im ununterbrochenen Opfer."

„Ich will auch meine Seele im Opfer darbringen, rief ich, sie soll nicht verloren gehen! glaube mir, meine Mutter! aber ich muß frei bleiben! ich kann nicht studiren, kann nicht lernen und nicht lehren — ich mögte lieber sterben, als Priester werden."

„Thörichtes Kind!" wiederholte sie kopfschüttelnd.

„Ja! rief ich in einem Paroxismus von Todesangst: ich werde sterben wenn man mich gegen meinen Willen zum Priesterstande zwingt. Ich will in die Welt .... in die schöne freie weite herrliche Gotteswelt! ich will mir mein Brot verdienen! ich will so brav, so rechtschaffen, so fromm werden, daß Dein Herz, meine Mutter, keine

Sorge um mich haben ſoll .... aber Prieſter kann ich nicht werden! ich kann nicht! ich kann nicht!“

„Niemand zwingt Dich zu Deinem Heil, Fidelis! entgegnete ſie reſignirt und melancholiſch. Du biſt noch nicht reif zur Erkenntniß deſſen was dem Menſchen Noth thut: da wünſchte ich daß Gott durch meine ſchwache Stimme Dich derſelben entgegen führte. Aber Du willſt ſie nicht hören .... vielleicht kannſt Du ſie nicht hören .... Du biſt noch ſo ſehr jung! — — Wir wollen warten, Fidelis! die Gnade kommt zuweilen in einer Nacht, und ich bete daß Du derſelben mögeſt würdig befunden werden. Der Herr ſei mit Dir!“ fügte ſie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit in Blick und Ton hinzu, berührte wieder meine Stirn und verſchwand hinter dem zuſammenrauſchenden Vorhang.

Ich blieb noch eine Zeitlang allein in einem Mittelzuſtand von Betäubung und Berauſchung: dann erſchien Pater Melchior, dem ich den Schluß meines Geſprächs mittheilte, welchen er ſeinerſeits beſtätigte; — und noch am Abend deſſelben Tages ſaßen wir wieder auf dem Poſtwagen von Auſſig. Ich — ſelig! denn ich hatte meine Mutter gefunden und meine Unabhängigkeit gerettet. Schöner denn je kam mir die Erde vor, namenlos herrlich Prag, das mir aus lauter Kirchen und Paläſten

zu bestehen schien und das ich zu meinem Leid so schnell verlassen mußte. Und dies war doch nur Prag! wie mußte erst Wien sein, unsre Kaiserstadt, wo Beethoven lebte! oder gar London, wo Händel gelebt hatte und wo er sein Grabmal in der Westminster-Kirche zwischen Englands größesten und höchsten Männern hatte — er, ein deutscher Musiker! — Tausend phantastische Bilder liefen mir durch den Kopf, und nur ein Gedanke stand unwandelbar fest in ihm: ich wollte tüchtig und groß werden! meine Mutter sollte nicht umsonst für mich beten! — —

Mit rührender Liebe empfingen mich meine Pflegeltern, hörten meine Erzählung und den Ausspruch Vater Melchiors:

„Wir warten auf die Vocation."

„Da wird gewartet bis in die Ewigkeit!" flüsterte ich ins Ohr der Pflegemutter und zog sie hinaus um sie mit Fragen über meine Mutter zu bestürmen — zwischen denen mir denn auch einfiel, daß ich gleichfalls einen Vater haben müsse, und wer und was und wo der sei? Auf die ersten Fragen entgegnete meine Pflegemutter nur Liebes, Gutes, Schönes — aber stets ganz unbestimmt; auf die letzten sehr bestimmt, fast hart, wie ich sie nie gehört:

„Von dem weiß ich nichts, und Niemand weiß von ihm! — Armes Kind, Du lebſt durch ſeine Sünde.“

Einen furchtbaren Eindruck machten mir dieſe Worte und dieſer Ton auf den Lippen meiner guten zärtlichen Pflegemutter.

„O! rief ich, was hab' ich für ein verfluchtes Daſein! der Vater ſündhaft und unbekannt, die Mutter im Kloſter büßend! könnt' ich doch lieber ſterben als ſolchen Gram und ſolche Schmach mit mir herumtragen!“ .... — —

„Sprich nicht ſo, Fidelis! unterbrach ſie mich liebevoll. Wie Du geboren biſt — dafür haſt Du nicht Rechenſchaft abzulegen. Wie Du lebſt — dafür, mein Kind! Sind Andre ſchwach geweſen, ſo nimm es Dir zur Warnung und ſei um deſto ſtärker; ſind ſie gefallen, ſo hüte Dich zu ſtraucheln; haben ſie geſündigt, ſo bleibe Du gottgefällig und gottgetreu.“

Wie Morgenthau nach einer verſengenden ſchwülen Sommernacht fielen dieſe guten klaren Worte in mein Herz und beſchwichtigten die Ertaſen welche daſſelbe neben meiner Mutter und bei dem Gedanken an ſie durchzitterten. Ich legte meine beiden Hände auf ihre Schultern, ſah dankbar in ihre unausſprechlich guten Augen und ſagte:

„Mutter! Du bist meine Mutter, Du verstehst, Du tröstest, Du belehrst mich, Du weißt wie mir zu Muth ist! sie weiß es gar nicht, die betende büßende Heilige hinter ihrem Kerkergitter — aber .... ich liebe sie doch!"

„Liebe sie, Fidelis, ich gönne es ihr und Dir!" sagte meine Pflegemutter.

Mit grenzenlosem Eifer gab ich mich fortan dem Studium und der praktischen Uebung der Musik hin. Sie war meine Vocation und in jeder Weise wollt' ich mich für sie ausbilden. Da ich mir durch sie nicht blos den zukünftigen Ruhm — sondern für näherliegende Zeiten auch Unterhalt und Fortkommen verschaffen mußte, so versuchte ich Unterricht zu geben — und auch das gelang. Mein Pflegevater war karg mit Lob; aber er mußte mich loben. Mein Talent begann sich zu emancipiren, selbständig zu werden. So jung ich war hatte ich doch schon einen unwandelbaren Entschluß gefaßt und eine bestimmte Richtung ergriffen: das ist die Basis aller Selbständigkeit. Mein rastloser Fleiß und meine geliebten Arbeiten brachten mich über die unruhvolle Epoche des Eintritts in die Jünglingsjahre hinweg. All die drängenden gährenden Kräfte brauchte ich als Sporn für meinen Eifer,

als Stärkung für meinen Willen. Wie im Sturm ward ich vorwärts getrieben.

Mit Pater Melchior hatte ich häufige, lange Gespräche an denen ich aufrichtige Freude hatte, sobald sie sich nicht meinem in Frage stehenden geistlichen Beruf zuwendeten, was immer seltner geschah. Ich war nicht blos religiös, sondern durch und durch gläubig. Mit inbrünstiger Andacht hing ich an den Lehren der Kirche, und sie selbst, diese heilige Kirche war für mich den Einsamen, den Ausgestoßenen, so recht die heimatliche Freistätte auf Erden in deren Schooß ich die Gemeinschaft mit allem Geliebten fand. Mein Herz faßte all ihre süßen und tiefsinnigen Mysterien, ihre Wunder, ihre Opfer, ihre Gnadenmittel mit Liebe auf, und weil ich mich in Liebe ihnen hingab, so erquickten sie mich unsäglich und bildeten mir eine Himmelsleiter auf der ich schüchtern und selig heilige Boten wandeln sah, die mein armes dürftiges strebendes Wesen mit dem Allerreinsten und Allerhöchsten in eine ebenso geheimnißvolle als gewisse Verbindung brachten.

Aber Priester wollte ich nicht werden. Ich fühlte mich dazu nicht stark, nicht selbstlos genug. Er — unter dessen Gebeten das Sacrament des Altars sich vollzieht, er — in dessen Ohr Tausende von

Sündebeladenen, von Gramgebeugten das Elend und die Aengste ihrer Seelen durch die Beichte ausschütten; er — der über alle Trauer- und Freudenfeste unsers Lebens Worte des Heils und des Segens ruft und selbst ein Fremdling bleibt in den Wonnen und Schmerzen zu denen er weiht; er muß sich durch Gott selbst zu seinem erhabenen Amt berufen fühlen — und dieser Ruf war nicht an mich ergangen.

Das Alles erklärte ich dem Pater Melchior öfters mit dem Ton warmer Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit, und ich durchdrang ihn dermaßen mit meiner Unerschütterlichkeit, daß er mir unaufgefodert die Zusage gab: er selbst wolle meine Mutter zu bewegen suchen ihren frommen Wünschen für mich eine andre Richtung zu geben.

So wurde ich siebzehn Jahr alt, als ich wieder mit Pater Melchior nach Prag berufen wurde. Mit gefaßter ernster Sammlung ging ich diesem Wiedersehen entgegen. Zu jedem Opfer der Liebe war ich entschlossen — nur nicht zu dem Einen. So stand ich vor ihr. Wieder erfüllte mich ihre Erscheinung mit wunderbarem Entzücken. Ich meinte sie schwebe auf Wolken; ich meinte in einer Glorie von Engeln ruhe ihr Haupt; — so ätherisch sah sie aus! — Es zog mich zu ihren

Füßen nieder. Sie blickte mich lange an, traurig, zärtlich, ſtumm.

„Das waren zwei ſchwere Jahre! ſprach ſie endlich mit bebender Stimme. Fidelis, haſt Du denn nie mein Angſtgebet gehört?“

„Ja, meine Mutter, und es hat mich ſtark gemacht! Du willſt mein Heil .... laß es mich finden auf meinem Wege.“

In dieſem Sinn hatten wir ein langes Geſpräch, das uns Beide heftig erſchütterte ohne den einen Theil zur Ueberzeugung des Andern hinüber zu ziehen. Ihre ſchwärmeriſche Seele war eine Opferflamme: und um ſo heißer wallte ſie empor, als ſie Buße dafür that, daß der Altar ihres Herzens nicht immer dem Höchſten geweiht geweſen war. Die klöſterliche Abgeſchiedenheit, ihre Einſamkeit mit traurigen Erinnerungen voll Reue und Leid, das ewig wache Liebesbedürfniß einer zärtlichen Seele, das heiße Verlangen zur innerſten Verſöhnung mit Gott und ihrem Gewiſſen zu gelangen, das eben ſo heiße ihr Kind gerettet zu ſehen vor den, wie es ihr ſchien, unwiderſtehlichen Verlockungen — dies Alles ungeſtört durch lange Jahre mit Thränen, Gebeten, Buß- und Andachtsübungen genährt, hatte meine Mutter in jene tiefe religiöſe Schwärmerei verſetzt, in welcher

Weſen wie ſie vielleicht einzig und allein ihre Befriedigung finden können, weil ſie zu ſchwach für den Kampf mit der Verſuchung — und zu rein ſind um ihr ohne Verzweiflung zu unterliegen. Für ſolche Weſen iſt mit tiefſinniger Kenntniß des Menſchenherzens die Freiſtatt des Kloſters geöfnet, und dieſe Kenntniß iſt es eben, welche unſrer Kirche den Stempel einer ganz göttlichen Liebe aufprägt, denn man kann den Menſchen nicht kennen wenn man ihn trotz ſeiner Sünden, ſeiner Fehler, ſeiner Schwächen nicht liebt. Ihre Kirche, Sibylle, belehrt den Menſchen, die unſre liebt ihn. Ihre Kirche ſtellt ihn auf ſeine Füße, giebt ihm die Bibel die Tauſende nicht leſen und Zehntauſende nicht verſtehen, und ſpricht: nun mache deinen Weg. Die unſre behält ihn an der Hand ſorgſam warnend und beſchirmend, tröſtend und erquickend, durch das Bewußtſein der Gemeinſchaft ihn rettend von dem troſtloſen Verzagen, das für Manchen aus dem Gefühl ſeiner Vereinzelung und Nichtigkeit quillt. — — Aber eben weil jenes Bewußtſein damals ſo lebendig in mir war, konnte ich mich nicht auf den Standpunkt meiner Mutter ſtellen. Mir war die Welt ein Tempel, und rein aber frei und ohne Prieſteramt wollte ich in ihm dienen.

„Fidelis! ſagte meine Mutter, unſre erſte Liebe iſt Gott und unſre letzte Liebe iſt auch Gott — allein .... die Liebe für die Götzen liegt zwiſchen beiden. Ich hatte mich früh dem Herrn gewidmet, war im Kloſter erzogen und wollte den Schleier nehmen. Da riefen mich weltliche Feſte ins Haus meiner Eltern. Den Vater ängſtigte mein früher Entſchluß; ob er wol überlegt ſei ſollte ſich erproben bei den Freuden und Feierlichkeiten, die zur Vermälung meiner beiden Brüder ſtatt fanden. Dieſer Glanz, dieſer Jubel, dieſer Reichthum, dieſe Schönheit, dieſe Weltherrlichkeit betäubten mich. Ihre trügeriſchen Wellen von Goldſchaum und Blumenſtaub ſchlugen über mein bethörtes Herz und mein beſinnungsloſes Haupt zuſammen. Es giebt immer Menſchen welche unſre Schwäche zu benutzen wiſſen. Der Verſucher fehlte auch mir nicht .... und meine Schwäche nicht ihm! — Er war gefeſſelt durch unzerreißbare Bande .... und meine Seele, von der Liebe zu Gott zur Anbetung des Götzen hingeriſſen — ward vergiftet! — Sieh, Fidelis! ſo biſt Du geboren! — und daß ich es Dir ſage und vor Deinem unſchuldigen Auge mich mit unabwaſchbarer Schmach bedecke, geſchieht um Dir ein Beiſpiel zu geben, welche unwiderſtehliche Bethörung in dem Anhauch des üppigen Welt-

lebens liegt, weil es zu keiner höheren Richtung Deines Wesens als zu Deinen Sinnen und Deiner Eitelkeit spricht. Die priesterlichen Gelübde sind Helm, Panzer und Schild gegen sie: der Gehorsam giebt dem übermüthigen Sinn die heilsame Demuth; die Armuth erhält den Leib in Nüchternheit und Abhärtung; die Keuschheit giebt ihm eine heilige Kraft — denn, wer sich selbst bei dem Reiz der Sinne überwinden kann, der kann die ganze Welt überwinden, und die Engel dienen ihm, mein Sohn."

Langsam glitt sie hinter dem Gitter auf ihre Knie und hob die Hände gefaltet zu mir empor.

„Meine Mutter! entgegnete ich feierlich, steh' auf. Ich will Dir die Gelübde thun in denen Du eine Rüstung meiner Seele zu ihrem ewigen Heil erblickst. Ich gelobe Gehorsam gegen göttliche Gebote; Armuth .... und wenn ich von den Schätzen der Könige umgeben wäre; und Keuschheit. Ich gelobe es Dir feierlich vor dem Angesicht Gottes! .... aber Priester werd' ich nicht! ich muß frei sein.

Mit einem Lächeln voll seliger Beruhigung entgegnete sie: „Wen der Herr so weit geführt hat, den führt er auch noch einen Schritt weiter in das Tabernakel hinein! — Sei gesegnet, Fidelis!

und nimm und trage dies zum Gedächtniß dieſer Stunde.“

Den Goldreif hieß ſie mich an- und nie ablegen.

„Der Karfunkel iſt Dein Herz und der Saphir iſt mein Auge: es wacht darüber! ſprach ſie. Und dies Bildchen zeigt mich Dir wie ich war vor achtzehn Jahren, ehe ich verlaſſen hatte meine erſte Liebe. O Fidelis! verlaſſe Du die Deine nicht.“

Und abermals rauſchte der Vorhang zuſammen, und abermals kehrt' ich aufgewühlt in den Grundtiefen meiner Seele zu meinen Pflegeltern zurück. Aber nun war es aus und vorbei. Nun hatte ich Alles gethan was ich für die Wünſche meiner Mutter thun konnte; ferneren Bitten und Eindringen, deren Andeutung in manchem ihrer Worte lag, fühlte ich mich nicht gewachſen. Ich wollte fort — und ich ging fort! ich floh, heimlich, ohne Abſchied! ich konnte nicht dieſe Herzzerreißungen des Abſchieds ertragen. Ich fühlte unbeſtimmt das Bedürfniß mich zu ſammeln und nicht zu zerfließen. Daß ich mir würde mein Brot verdienen können, davon war ich ſo feſt überzeugt wie von meinem Leben. Nach England wollte ich über Hamburg. Dies Alles ſchrieb ich in einem zärtlichen dankbaren Brief an die Pflegeltern, verſprach ihnen Nach-

richt und Wiedersehen, steckte meine 27 ersparten Gulden zu mir, packte mein Ränzelchen und ging in einer stillen Juliusnacht über die Berge meiner Heimat nach Sachsen hinaus.

Da gab es Krieg und Krieg, Beängstigungen und Hofnungen. Ich nahm Theil daran, aber nur oberflächlich. Andre Gedanken bewegten sich zu mächtig in mir. Man widerrieth mir nach Hamburg zu gehen: da wären die Franzosen, aber keine Schiffe für England. Ich ging nach Lübeck in der Hofnung eine Ueberfahrt nach Kopenhagen zu finden, und mir dort weiter zu helfen. In Lübeck las ich am Tage meiner Ankunft in den Zeitungsanzeigen, in Holstein auf dem Lande werde ein Musiklehrer gesucht; wer dazu Neigung habe solle sich melden bei dem Cantor der Marienkirche. Das kam mir vor wie eine Weisung ruhigere Zeiten abzuwarten. Ich meldete mich — — und so kam ich hieher."

Mit fieberhafter Bewegung, bald abgebrochen, bald bei einzelnen Momenten verweilend, hatte Fidelis gesprochen: Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn und seine Lippen zitterten: der Doppelausdruck seines Gesichts, die geistige Kraft und die Macht der Leidenschaft, war noch nie so lebendig mir entgegen getreten. Hinter seiner äußern Ruhe und schüchternen Zurückgezogenheit mogte es,

wie hinter dem Nonnenſchleier ſeiner ſchönen zärtlichſchwärmeriſchen Mutter, nicht ſo gelaſſen zugegangen ſein, als man es nach der ewigen Selbſtbeherrſchung glauben durfte, mit der er ſich ſelbſt im Zügel zu halten gewohnt war. Wol hatte ich ihn in der letzten Zeit von jenen Orkanen des Gefühls durchſtürmt geſehen unter denen das Herz wie der Frühling nach Wiedergeburt ringt. Doch ſo wie heute ſah ich ihn nie! Er lag am Boden, der Titane war gefeſſelt, überwunden und zerbrochen. Meine elende Seele erſchrack vor ihm und vor ſeiner fürchterlichen Liebe, die gleichſam mit Gott um ſeine Seele rang. Alſo auch er, dieſer Menſch von Stahl und Gold, war nicht unerſchütterlich, harrte nicht aus bei dem Einen, kämpfte nur ſo lange es eben ging — und ergab ſich dann! — Und wem? — Mir! — Einem Weibe das die Verwirklichung einer Chimäre ſuchte, und gänzlich unfähig war ſeine Liebe in gleichem Maß zu erwidern.

Er ſchwieg und ich ſchwieg auch. Ich dachte an meine Verblendung neben ihm in Venedig ein Bild meiner Phantaſie, einen Otbert zu lieben! — ich dachte daran wie mein Herz ſeitdem ſo morſch, ſo hohl in dieſen Enttäuſchungen geworden ſei, daß es wol noch ſich nach Liebe ſehnen, aber nicht

mehr ſie empfinden, ja nicht einmal die ſeine begreifen könne. Ich hielt in dieſen wenigen Secunden Gericht über mich — aber in dem Augenblick wo ich den Stab hätte brechen ſollen warf ich mich in Todesangſt in die aufſchwellende Flut des Gefühls und dachte: Vielleicht trägt ſie mich dennoch an ein lieblicheres Geſtade! leiden iſt nichts; — lieben iſt Alles! —

„Nun weiter, Fidelis!“ ſprach ich ſanft und nahm ſeine Hand.

„Es giebt nichts weiter, entgegnete er. Jezt wäre nur noch von den Reſultaten meiner jugendlichen Entſchlüſſe und Beſtrebungen zu reden, und die ſind dürftig genug. Ich bin allerdings ein ziemlich tüchtiger Muſiker, aber ſehr fern von der früher geträumten Größe. Und was die Freiheit betrift von der ich mein höchſtes Heil erwartete: ſo habe ich erkannt, daß ich derſelben nicht fähig war. Eine Liebe — die unſinnigſte und zugleich die göttlichſte, hat mich unfrei gemacht! Sie war verboten .... aber zugleich durch eine ſolche Kluft von Unmöglichkeiten von mir getrennt, daß dieſe mich ſicher machten. Wie auf den ſchwindelnden Brückenſtegen des Hochgebirges fühlte ich mich: Hält dich der wankende Steg über dem Abgrund — wolan! ſo zeugt das von Muth, Macht und

Glück; trägt er dich nicht, ſo geht deine Schuld vielleicht in dem Sturz unter! — Aber weil ich mich von dieſer Liebe umſtrickt fühlte, ſo hatte ich keine feſte Zuverſicht zu mir ſelbſt. Ich mißtraute mir und meinen Leiſtungen. Ich glaubte in ihnen allen die Feſſel wahrzunehmen, die mich zu Zeiten dermaßen band, daß Kunſt und Genie mir Puppenſpiel und Fratze ſchienen, und ein Wort, ein Blick der Liebe — Wahrheit und Heil! Ich glaubte ſie trügen den eiſernen Reif, der ſich zu Zeiten um meine Stirn und Bruſt ſchmiedete und ſie unzugänglich für den labenden Anhauch aus einer höheren Welt, unempfindlich für die friſchen Lüfte aus geiſtigen Regionen machte. Die ſtolze Jugendfreude an mir ſelbſt, an der Welt und dem Leben ging mir unter, und ohne dieſe Freudigkeit — welche den tiefen Melancholien jeder ſchöpferiſchen Richtung die Waage halten muß — iſt es ſchwer, wol gar unmöglich Ausgezeichnetes zu leiſten. Meine Liebe machte mich ſchüchtern, und der Genius will auf einem ſichern Boden die Grundlage ſeines Tempels gründen. In ein Meer von Verworrenheit und Wirrſal, von Anziehungs- und Abſtoßungskraft, von Selbſtbeherrſchung und Erſchlaffung, von Feigheit und Tollkühnheit bin ich durch ſie gerathen, und tauſendmal hab' ich gedacht: Wer doch

den Rath seiner Mutter befolgt und sich aus diesem Wellenstrudel zu dem Crucifix auf der Felsenklippe gerettet hätte! — Aber nichts da! Unüberwindlich lockte mich die Lorelei .... nur sie! Dieselbe Allmacht welche bewirkte daß sie mich unangetastet in ihrer Zauberwelt hielt, machte auch daß ich mich von ihr nicht losreißen konnte. Durch lange Jahre der Trennung herrschte sie! in den bittersten Erkenntnißschmerzen meiner Thorheit und Nichtigkeit herrschte sie! über meinem künstlerischen Thun und Treiben herrschte sie! über meine Entschlüsse, meine Richtung, meine Gedanken, meine Seele herrscht sie dermaßen, daß keine Vernunft, noch Kraft, noch Uebung stark genug waren — um ihr in meinem Herzen stumm zu huldigen und sie stumm darin zu begraben. Dies ist das „Weiter" wonach Sie fragen."

Immer wenn Fidelis schwieg erschrack ich. Jezt wird er hoffen daß ich ihm etwas Aehnliches sage — dachte ich mit Herzpochen — ach, Du Unselige, weshalb hast du ihm ein Geständniß abgelockt? Veranlaßt eine Frau einen Mann zu solchem Vertrauen, so ist es ein Beweis daß sie bereits durch ihn gerührt ist. Erheuchelt sie die Rührung, so ist sie eine erbärmliche Kokette! Aber ich hatte sie nicht erheuchelt, nur ersehnt. Was ich eigentlich

wünſchte war: unter dem Tropenhimmel ſeiner Liebe meine Erſtarrung zu verlieren. Seine Wärme that mir wol, ſein Schwung hob mich, ſeine Kraft labte mich — das Alles brauchte ich, fand ich bei ihm .... und wie auf mein Eigenthum legte ich meine harte kalte Hand darauf. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt. Um nur Etwas zu ſagen, ſagte ich ganz ſtupid:

„Sie verleumden ſich indem Sie ſich ſchwach nennen, Fidelis! Ihr ganzes Leben iſt ja eine Kette aus Ringen von Erz.“

„Ein Gelübde kann man immer erfüllen — Gott allein weiß wie! — Aber die Kette ſelbſt doch zuweilen als eine Kette zu fühlen: das eben beweist daß man ſchwach iſt! Schwäche iſt Knechtſchaft .... und ich! ich! der nicht äußerlich gebunden ſein wollte, bin innerlich Knecht — ich! der äußere Sclaverei mehr als den Tod fürchtete, bin nicht im Stande zu ſagen: ich bin frei! Obgleich mir die weite Welt offen ſteht, obgleich ich vor Niemand außer vor meinem Gewiſſen Rechenſchaft meines Thuns abzulegen brauche, obgleich meine Bedürfniſſe noch geringer ſind als meine Gewohnheiten, und Entbehrung mich nicht drückt — trotz all dieſer Bedingungen der Freiheit bin ich nicht frei! — Sclav des Goldes, der Eitelkeit, der Sinn-

lichkeit, des Ehrgeizes zu ſein — hab' ich gemieden, denn das Alles lockte mich nicht, war unſchön, kleinlich oder roh. Sclav der Liebe mußte ich werden — der Idee der Liebe! denn ich liebe kein Weib, ſondern eine von den Schickſalsgeſtalten, welche hie und da ins Leben hinein geſtellt werden, damit ſich an und in ihnen, und für und um ſie ſeltene Geſchicke ausleben, Anderen zur Warnung oder zum Beiſpiel."

„O Fidelis! wenn Sie mich ſo erkennen, wie können Sie mich denn lieben?" fragt' ich ſchmerzlich.

„Ich weiß es nicht! ſagte er niedergeſchlagen. Es iſt etwas Gewaltiges in Ihnen. Dies raſtloſe Suchen, das durch kein Glück und keinen Genuß der Welt befriedigt — durch keine Polſter des Glanzes, des Reichthums und des Behagens ausgeruht — durch kein Lernen, Wiſſen und Thun beſchwichtigt — durch kein Schellengeklingel der Eitelkeit und Thorheit betäubt wird: das gehört keiner gemeinen Natur an. Sie haben eine ganz abgründliche Seele, ſo abgründlich daß Niemand deren Tiefe ermeſſen hat, denn kein Senkblei reicht ſo weit hinab. Was iſt denn da unten, Sibylle? ſoll es ein ewiges Geheimniß bleiben? lagert ſich dieſe Wolkenſchicht über einem Sonnenhimmel oder über der Leere? Sie ſind klug, gut, tugendhaft,

großmüthig, menſchenfreundlich — aber ohne Freude darüber, ohne Genuß daran. Sie ſind ohne Schwäche und ohne Leidenſchaft, Sie haſſen nicht, Sie können verzeihen“ .... — —

„Ja ja ja! rief ich in einem Paroxysmus von Schmerz: ſo bin ich! das kann ich! Aber ich kann Eines nicht .... ich kann nicht lieben! — ich handle nie aus vollem Drang und Trieb des innerſten Lebens. Meine Phantaſie malt mir das Gute und Schöne mit den bezauberndſten Farben vor; dann betrachte ich dieſe Gebilde mit der Reflexion, die Farben ſchwinden, aber die Ueberlegung ſagt mir, auch die Pflanze ohne Blüte verdiene Pflege. Dem gemäß handle ich klug, gut wenn Sie wollen; aber .... ich behandle das wie ein Rechenexempel, welches ein richtiges Facit ergeben muß. Schwung der Seele macht allein glücklich. Er führt jene Stürme herbei welche dieſe verhüllenden Wolkenſchichten, wie Sie ſie nennen, zerſtreuen. Mögen dabei Fehltritte und Schwachheiten vorkommen — ſie werden ſchon ihren Rächer finden — es kommen auch wunderſchöne, ſchmetterlingsartige Entwickelungen zum Vorſchein und hauptſächlich: man fühlt ſich unter Einfluß und Lenkung einer höheren Gewalt als unſre Klügelei iſt! — Es iſt vernichtend für einen ganzen Lebens-

weg auf die Klügelei angewieſen zu ſein! Die Menſchen nennen es Klugheit, Tugend, Vernunft; — ich Fidelis — nenne es von Gott vergeſſen ſein.“

„Wer geliebt wird iſt nie ganz von Gott vergeſſen,“ ſagte er und kniete vor mir nieder.

„Das mag ſein! — aber ich verſtehe Ihre Liebe nicht:“ entgegnete ich, wieder aus dieſem fragenden Forſchungstrieb, der mich wünſchen ließ ein Herz wie ein anatomiſches Präparat vor mir zu haben.

„Ich glaub' es!“ entgegnete er entmuthigt.

— — — — —

So war denn nun ein fürchterlich qualvolles Verhältniß zwiſchen ihm und mir. Seine Erzählung hatte es in uns Beiden ſo recht zum Bewußtſein gebracht, daß ich ihn nicht liebe. Hätte ich ſonſt nicht überwunden von dieſer unbegreiflichen Liebe in ſeine Arme oder zu ſeinen Füßen hinſinken müſſen? hätte ich nicht den Lohn für die Treue und die anbetende Huldigung eines halben Lebens in die Extaſe einer Minute zuſammendrängen können? hätte ich nicht dieſem Herzen, das ich mit meiner ewigen Wiſſensqual durchgraben und aufgewühlt hatte, ein beſeligendes Ausruhen an dem meinen gönnen ſollen? — — Aber nichts von dem

Allen. Ich wußte nun daß und wie er mich liebe, und ich geſtand mir ein, daß ich, ſo lange ich dies nur geahnt, mir eine größere Wirkung davon verſprochen hatte — Beſeligung, Verklärung, Offenbarungen die ich nicht empfand.

Fidelis verfiel in eine unſägliche Schwermuth. Tagelang kam er gar nicht zum Vorſchein, oder wenn — ſo doch nur in den Stunden wo die ganze Hausgeſellſchaft um mich verſammelt war. In der erſten Zeit nachdem ich ihm ſein Geſtändniß entlockt und ihm dadurch Hofnung gegeben hatte, war es ihm Bedürfniß und Labſal geweſen den Goldſtrom der Empfindung ſchrankenlos an mir vorüberfluten zu laſſen; nun wurde er wieder ſorgſam eingedämmt. Allein das koſtet eine ganz andre Mühe als wenn der Damm nie weggeriſſen worden iſt. Ich zitterte vor ihm; ich war unſinnig genug zu fürchten er könne mir in einem Ausbruch von Verzweiflung Vorwürfe machen daß ich ihn nicht damals abreiſen ließ. Ich hätte mein Leben drum gegeben, wenn ich das Verhältniß wieder auf den Standpunkt hätte führen können wo es bei meiner Rückkehr von Hannover war, als ich mich unbeſtimmt hofnungsfreudig neben ihm fühlte. Ich fragte ihn einmal ob er jezt viel arbeite.

„Sehr viel," entgegnete er. Doch ich hörte an

seinem Ausdruck daß er nicht musikalische Arbeit im Sinn habe.

Indessen nach und nach schien er doch wieder zu einiger Sammlung zu kommen, und der geliebten Musik mit Andacht sich zu widmen. Sie war ja seine erste Liebe! — Es währte nicht lange so brachte er uns einige Gesänge aus dem Salomonischen Hohen Liede. Als ich sie hörte rief ich:

„Fidelis! ich sehe den Karfunkel und den Saphir auf Ihrem Goldreif!"

„Nicht wahr?" fragte er und sah mich an.

„Aber sie sind auch noch mit Perlen überrieselt," setzte ich hinzu.

„O, sagte er mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck, Sie sind klug, Sibylle, so klug daß Sie das Gefühl nachfühlen ohne es wirklich zu fühlen. Das klingt etwas mystisch, nicht wahr? Ich bitte, halten Sie es der Nachwirkung des mystischen Salomonischen Liedes zu gut."

Er selbst hatte wie immer den biblischen Text zusammen gestellt, aber nicht lateinisch — sondern zum ersten Mal deutsch. Mir traten die Thränen in die Augen über diese deutschen Worte. Sein Herz spricht darin — sagte ich zu mir selbst — zum ersten Mal hat es der Liebe Worte gegeben und das konnte nur in der Muttersprache sein.

O ich begriff das Alles! ich verfolgte all dieſe Schattirungen mit Rührung, mit Freude; aber bei dem himmliſchen Schluß des Geſanges, der ſo ganz auf Fidelis paßte:

„Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht“ — ſagte ich: „Bei mir iſt's grade umgekehrt: ich wache, und mein Herz ſchläft.“

Der Frühling war gekommen in ſeiner ewigjungen Lieblichkeit, mit ſeiner ewigneuen Erlöſungskraft. Die winterliche Befangenheit ſchien ſich zu löſen und vor den weichen Lüften zu ſchmelzen. Fidelis ſah aus als habe er eine Auferſtehung gehalten: ich faßte wieder etwas Muth zum Leben; da kam er eines Morgens zu mir mit der Erklärung: er müſſe nun fort.

„Fort? jezt fort? aber weshalb denn jezt?“ ſtammelte ich ſtarr vor Erſtaunen.

„Gerade jezt! entgegnete er mit einer himmliſchen Liebe im Blick. Jezt iſt es wieder uns Beiden möglich ohne Verzweiflung an einander zu denken — folglich iſt die Trennung auszuhalten; meinerſeits ſag' ich nicht .... zu ertragen.“

„Meinerſeits .... nicht auszuhalten! rief ich bewildert. Fidelis, ich komme um wenn Sie mich verlaſſen.“

„Nicht doch! nicht doch! Sie ertragen Schmerz,

Verluſt, Täuſchungen, Erfahrungen mit ſeltner Kraft. Sie haben früh gelernt ſich zu faſſen und zu überwinden, und das Schickſal hat Sie eine tüchtige Schule in dieſer Richtung durchmachen laſſen: ich ſage mit Ueberzeugung: Sie werden es ertragen, meine geliebte Gräfin."

„Ja, Fidelis, ja, ich werd' es ertragen! rief ich außer mir; aber wie Niobe, indem ich verſteinere. O bleiben Sie bei mir! es iſt in Ihnen ein Gemiſch von Wärme und Kraft, von Energie und von Innigkeit, von Schwung und von Klarheit — welches um Sie eine eigenthümliche Atmoſphäre voll Glanz und Friſche verbreitet in der mir wol iſt. Im tiefeinſamen Wald, im Hochgebirg, auf dem Ocean — da weht auch ſo ein wunderbar erfriſchender Lebenshauch, ſo ein Aether der in unſrer engen ſchwülen kleinlichen Alltagswelt nicht weben kann, und der ſich daher in die Seelen der Auserwählten flüchtete, welche die großartigen Anlagen der Natur wie durch Mirakel auch großartig entwickelt und deren Tiefe, Höhe und Weite mit einer göttlichen Eſſenz von Liebe gefüllt und durchdrungen haben. Alle Menſchen kommen mir vor wie Schatten .... aber Sie haben ein Sein. Sie können was Sie wollen — nicht heut und nicht morgen, ſondern immer! Sie halten feſt. Sie ver

geſſen nicht, Sie tröſten ſich nicht mit dem Endlichen darüber daß die Unendlichkeit nicht mit Händen zu greifen iſt! Sie ſind unüberwindlich wie die gefeyten Helden der Romantik! O laſſen Sie mich leben von Ihrem Leben und bleiben Sie bei mir, Fidelis!"

„Aber ſiehſt Du denn nicht, Du unſeliges Weib, daß Du zehren willſt vom Mark meines Lebens?" fragte er mit einem Ton der mich durchſchauerte.

„Ja, ich ſeh' es," ſagte ich vernichtet.

„Nun dann werden Sie auch ſehen, daß ich nicht bleiben kann, nahm er nach einer Pauſe das Wort. Ich liebe Sie — ich mögte aus Liebe den Athem meiner Seele und das Blut meines Herzens Ihnen geben — und Sie .... Sie mögten wie ein himmliſcher Vampyr dies Herzblut ſaugen, dieſen Seelenhauch trinken um .... ja warum? — um zu erproben ob ich Stich halte Ihren abſtracten Vorſtellungen von Unwandelbarkeit. Das iſt Unſinn, Sibylle! Unſinn es zu begehren, Unſinn darauf einzugehen. Ich würde ewig in die Verſuchung geführt werden den Blick Ihres ſchönen Auges, das Lächeln Ihres holden Mundes, jeden Händedruck, jedes Wort, jede Frage, jedes Zeichen von Theilnahme mit und nach mir

nem Herzen zu deuten, und da ich Sie liebe, so wäre das ganz aber ganz unaushaltbar."

„O bleib .... aus Erbarmen!" rief ich und fiel halb besinnungslos auf meine Knie und hob flehend die Arme zu ihm empor.

„Welch eine Folter! sagte er dumpf. Sibylle, wenn ich bleibe, so bleib' ich aus unheilvoller Schwäche der Liebe .... nicht aus Erbarmen."

„Er bleibt! o Gott, er bleibt!" rief ich jubelvoll.

Er riß mich auf vom Boden und in seine Arme.

„Willst Du denn durchaus daß ich zu Deinen Füßen sterben soll?" fragte er mit erstickter Stimme.

„Nein nein! o nein!" jauchzte ich, bog seinen Kopf zu mir herab und küßte seine Stirn.

— — O ich unseliges Weib! armer Fidelis!

— — — — — — —

„Lebewol!" sagte ich mit vernichtender Kälte.

„Sibylle!" schrie er mit einem Ton als würde ihm ein Dolch in die Brust gestoßen. Er lag zu meinen Füßen; er wollte meine Hand nehmen; ich zog sie zurück. Die Vergötterung, die Andacht waren dahin! geliebt hatte ich ihn nicht; — er war mir nichts mehr als ein ganz gewöhnlicher Mann. Auch an ihn glaubte ich nicht mehr! — „Erbarmen! nur jezt kein Lebewol! nur nicht in diesem Augenblick!" flehte er.

„Lebwol, Fidelis! ſagte ich mit unbeweglicher ſchauerlicher Kälte, die mein ganzes Weſen paralyſirte; — lebwol! und kannſt Du auch noch beten, Fidelis?“

Er ſtand langſam auf. Er trat von mir zurück mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck in welchem Zorn und Schmerz, Entſetzen und Liebe kämpften, und über welchen eine namenloſe Wehmuth wie ein ſchwerer Trauerflor gebreitet war. So ſagte er:

„Ob ich beten kann fragſt Du? ich weiß es nicht, Sibylle! .... aber das weiß ich: Du — wirſt es nie und nimmer können! — Lebwol.“

Langſam ging er der Thür zu. Auch ich war aufgeſtanden, hatte meine Arme um eine Säule geſchlungen die einen Candelaber trug, und lehnte meine Stirn an den Marmor. Ich ſah nicht mich um, nicht ihn an! ich ſah nichts .... als jenen ſchwarzen Abgrund vor mir, in mir, in welchem Alles! Alles! untergewirbelt wird. Aber er blieb ſtehen. Er konnte nicht in Groll und Zorn von mir ſcheiden. Er wollte nicht daß ich den Dolch in ſeiner Bruſt ſehen ſollte. Er kehrte zurück, legte die Hand auf mein Haupt und ſagte mit ſeiner tiefen von Empfindung vibrirenden Stimme:

„Sibylle! nicht für mich, aber für Dich, Du

ewiggeliebtes Geschöpf, werd' ich dennoch beten können. Lebwol."

Er drückte meine Hand an seine Stirn und Lippen, und ich fühlte an dem eisernen und doch bebenden Griff der seinen in welcher Bewegung er war. Aber kein Wort, kein Blick, keine Regung verrieth ihm Theilnahme oder Trost. Da sagte er abermals mit jenem unsäglich schmerzhaften Ausdruck:

„Oh! Sibylle!" und verließ mein Zimmer. Er ging. Durch mein Cabinet, durch das Musikzimmer, durch den Salon hört' ich seinen raschen Schritt hallen — und verhallen. Dann hört' ich nichts mehr. Ich horchte .... horchte .... umsonst! .... nichts mehr! — Da machte es sich um mich herum wie eine ungeheure Leere zurecht. Ich glitt an der Säule nieder und ächzte:

Er kann beten, denn Er liebt! — aber ich nicht! Und der wilde Schmerz am Herzen, der mich bei großen Emotionen mit der Gewalt eines Starrkrampfs packte, bemeisterte sich auch jezt meiner.

Ich habe Fidelis nicht wieder gesehen.

— — — —

Jezt folgen zwei Jahr von denen ich eigentlich gar keine andre Erinnerung habe, als daß ich körperlich litt! Bei der geringsten Anstrengung einen

ganz lähmenden Schmerz! Ich lag auf dem Ruhebett und — litt. Die Kinder, die Geſchäfte — Alles ging wie es ging! ich konnte mich um nichts kümmern, denn mir fehlte die Kraft meine Gedanken auf einen beſtimmten Gegenſtand zu richten. Mißachtet hatte ich immer das Thun und Treiben der Menſchen; das war übel! — jezt verachtete ich mich; das iſt am ſchlimmſten! Vielleicht war das die Eisſcholle die mir auf dem Herzen drückte und in deſſen Wunden immer ſcharf und friſch hineinſchnitt. Ich kann nicht ſagen, daß ich Fidelis verachtet hätte; aber ich bemitleidete ihn. Ich hatte den Sohn der Sterne zum Sohn des Staubes gemacht! ich konnt' es ihm nicht vergeben, daß er nicht ſtärker geweſen, daß er für und durch mich aus ſeiner Glorie herausgetreten war, zu der ich aufgeſchaut hatte mein Lebenlang mit der einzigen wahren Andacht meiner Seele. Und andrerſeits konnt' ich ihm nicht vergeben daß ich ihn verloren hatte, daß ſein belebender, geiſt- und ſeelenvoller Umgang, daß die Nähe eines zuverläſſigen, rückſichtslos ergebenen Freundes mir fehlte — daß ich ihn in meinem an Entbehrungen überreichen Leben auch noch entbehren mußte. Ich hatte nun gar nichts mehr; denn ich beſaß nicht einmal das, was alle Menſchen in ihr ſpäteres Leben mitnehmen:

Erinnerungen. Sie waren todt oder welk, und mir fehlte die Gabe sie lebendig zu machen und meine arme Gegenwart mit ihnen zu schmücken.

War es eine Wiederkehr physischer, oder ein Zusammenraffen geistiger Kraft — genug, plötzlich überfiel mich die Angst ich könne in den nervosen Marasmus meiner armen Mutter versinken und mein Kind derselben innern Entwickelung oder Verwahrlosung — wie soll ich sie nennen! — Preis geben, die ich bei mir selbst für so schädlich erkannt hatte. Die Aerzte riethen mir überdas Veränderung der Luft und Umgebung, und ich fühlte mich durch diese acht Jahr eines ununterbrochenen Aufenthaltes in Engelau so ausgesogen, so zusammengeschrumpft, daß mir wie einem Kranken im abgesperrten Zimmer die Lebensluft ausging. Gespenster, Gespenster wohin ich blickte! Gespenster meiner Menschen, meiner Hofnungen, meiner Thaten, meiner Gefühle! Gespenster von Epochen, Tagen, Stunden, an diese Räume, an diese Localitäten gebannt, äußerlich mich umzingelnd, die innere Oede nicht füllend. Ich wollte fort um etwas Andres zu sehen als diese Gespenster und um den Kindern etwas Andres zu zeigen als die melancholische kränkliche Mutter. Ich wollte fort um meine Geschäfte welche sich in diesen zwei

Jahren durch Otberts wahnsinnige Verschwendung und meine Untüchtigkeit bedenklich verschlechtert hatten, zu ordnen. Ich selbst konnte es nicht. Ich übertrug also die Verwaltung meines Vermögens einer Vormundschaft von redlichen und verständigen Männern, welche das Recht meiner Tochter hauptsächlich gegen Otberts Foderungen vertheidigen sollten. Uebrigens theilte ich mein Einkommen nach wie vor mit ihm, und so trat ich meine Reise zu meinem Onkel dem Bischof an. — Sie that mir wol, die Bewegung, der Wechsel, die freudige Neugier der Kinder zerstreuten mich; der herzliche Empfang des geliebten und verehrten Greises erquickte mich. So gab es doch wirklich noch einen Menschen auf der Welt, der an mir Theil nahm, der sich für mein Wolergehen interessirte! — Aber er war bereits fünfundsiebzig Jahr alt, und körperlich sehr schwach. Er konnte gar nicht sein Zimmer, kaum seinen Lehnstuhl verlassen: die Füße trugen ihn nicht mehr. Und doch keine Spur von Abgestorbenheit! sein Herz war frisch. Er hatte es immer für Andre, nie für sich in Athem gehalten, daher fehlte ihm auch jezt die Thätigkeit und Regsamkeit nicht, welche bei Denjenigen im Alter so leicht versiegt, welche ihr Herz mit selbstischen Bestrebungen überfüllt haben. Es wird ertränkt

im Durſt der Ichſucht. Den kannte er nicht. Er ſchien Alles zu beſitzen — für Andere. Was Jeder begehrte fand er bei ihm: Rath oder That, Gold oder Liebe.

Mir war in Würzburg als wehe ein linder Thauwind über die Eisgefilde meiner Seele. Zum erſten Mal ſeit meiner Trennung von Fidelis trat mir ſein Bild ohne herbe Bitterkeit nur mit unſäglicher Wehmuth entgegen. Ich ging in den Dom zu jenem Platz am Pfeiler wo ich einſt ihn beten ſah. Ich fand ihn gleich. Er kam mir geweiht, geſchmückt, erleuchtet vor, als ſei ein Engel über ihn fortgeſchritten. Ich bin's nicht werth ihn zu betreten, ſprach ich zu mir ſelbſt. Aber daneben ſank ich zu Boden. Ich kann nicht ſagen, daß ich kniete, daß ich betete; nein! ich lag nur da und ächzte ſtummen Jammer aus. Hier ahnte ihn zum erſten Mal das kindiſche Mädchenherz; aber unbewußt ging es an ihm vorüber und zu einem andern Mann. Hier fand das Weib ihn nach Jahren wieder, befähigt ihn zu erkennen und zu würdigen; aber es war verblendet, erkannte und würdigte ihn nicht, und ging abermals an ihm vorüber und zu einem andern Mann. Jezt war ich zum dritten Mal auf dieſer Stätte, doch ohne ihn. Auch er, ſogar er! war dem Fluch des Ta-

ſeins erlegen: der Schwäche. Dennoch blieb er das Altarbild in meinem Leben, aber — es war verſchleiert.

An die Kirche zu der er gehörte, welche die Ihren liebt und nicht belehrt — wie Fidelis ſagte — dachte ich viel. Eine geiſtige Gemeinſchaft mit ihm, vermittelt durch Gebet, geheiligt durch Andacht, wäre mir ſüß geweſen. Ohnehin hatte ich Veranlaſſung mich mit ihr zu beſchäftigen, denn ich vergaß nicht Arabellas letzten Wunſch Aſtralis in der Katholiſchen Religion zu erziehen; ich wollte ſie in eine gute Erziehungsanſtalt geben. Die der Damen vom Sacré Coeur zu Freiburg in der Schweiz wurde mir ſehr gerühmt; das paßte zu meinem Vorhaben mich auf einige Jahre in der Schweiz niederzulaſſen, und Benvenuta in Genf oder Lauſanne zu erziehen. Einſtweilen aber bekamen Beide in Würzburg paſſenden Unterricht, denn ich konnte mich nicht entſchließen meinen guten Onkel jezt zu verlaſſen, da die Aerzte mir ſagten: das friedliche Erlöſchen ſeiner Lebenskraft ſtehe täglich in Ausſicht.

Nicht nur Sommer und Herbſt, auch den ganzen Winter blieb ich bei ihm, und nicht blos aus Anhänglichkeit, ſondern auch aus Intereſſe andrer Art: ich dachte an meinen Uebertritt zur Katholi-

ſchen Kirche, oder vielmehr: ich nahm dieſen Gedanken wieder auf. Ich hatte lange Geſpräche mit meinem Onkel über religiöſe Fragen und Lehren; ich las mit Aufmerkſamkeit Alles was dieſen Punkt betraf, Controverſen für und gegen; die alten Kirchenväter und die neuen Rationaliſten der proteſtantiſchen Theologie; Lamennais und Schleiermacher, Fénélon und Strauß. Ebenſo unſinnig wie ich im Studium der alten Sprachen und der Mathematik — Weisheit zu finden gewähnt hatte, wähnte ich jezt in der Theologie — Religion zu finden. Ich folgte ziemlich geſchickt den Subtilitäten der Dialektik, welche wie auf dem geſpannten Seil der Tänzer ſeine Schritte, vorſichtig und pünktlich ihre Beweiſe ſetzt. Kam nun aber der Augenblick wo der letzte Beweis dem fraglichen Punkt die Krone aufſetzen oder ihn zu Boden ſchmettern ſollte, ſo faßte ich ihn gelaſſen ins Auge und ſprach zu mir ſelbſt: Alſo die ſogenannte Wahrheit dieſes Lehrſatzes iſt bewieſen; nun gut! was man mir bewieſen hat glaub' ich aber nicht, und mir thut Glaube noth! — — Das war höchſt richtig; nur bedachte ich nicht daß man aus Büchern freilich Ueberzeugungen, aber nimmermehr Glauben ſchöpfen kann. Glaube iſt das Element in welchem eine liebende, ſchwungvolle, kräftige

Seele zugleich ihre Wiege, ihre Ruhe und ihre Nahrung findet. Da unſre Zeit einen unermeßlichen Mangel an Liebe, Schwung und Kraft hat, und da ich eine ächte und rechte Tochter unſrer Zeit bin, ſo war meiner Seele nichts ſo fern als grade der Glaube. Ich las und las unermüdlich weiter.

Gott, wie disputirte ich zuweilen mit meinem guten Onkel über die Myſterien und Wunder der Kirche. O wie oft ſagte er gelaſſen:

„Kind! Du weißt nicht woher der Wind weht — nicht wie die Sterne der Milchſtraße gehen — nicht woher der dürre Zweig die Roſe treibt — nicht was das Leben iſt — nicht wohin der Tod Dich bringt. Wenn Du das Alles wirſt ergründet haben, dann ſage: es giebt keine Myſterien! dann will auch ich zweifeln! bis dahin glaub' ich an ſie. Was bedeutet denn das: Myſterien und Wunder verneinen? ſehr wenig, mein liebes Kind! nur etwa dies: den Sternenhimmel leugnen, weil man die Nächte hindurch ſchläft; oder die Sonne leugnen, weil man in einer Nebelatmoſphäre lebt. Die Verneinung, Kind, hat es immer nur mit Schatten, nicht mit den Weſen zu thun. In der Bejahung liegt ein Sein, eine Eſſenz, ein Leben; ſie verfährt ſchöpferiſch, wie die Wahrheit, wie die

Allmacht, wie die Liebe. Die Negation iſt impotent, und ich meine daß nur dürftige Naturen, nur unvollkommne Charactere bei denen die kritiſch forſchende Richtung das Herzblut in Gehirn verwandelt hat, ſich ihr hingeben können. Haſt Du dieſe Richtung ſo werde Dich der Wiſſenſchaft zu: da kannſt Du ergründen und erkennen, und das kann Dir vielleicht eine geſunde, heilſame Nahrung ſein. Die Religion bietet freilich ein ganz andres, höheres Labſal, allein nur glauben und lieben gilt in ihr, und dies beruht auf Intuition nicht auf Forſchung.

„Welch eine Ungerechtigkeit des gerechten Gottes, rief ich heftig, mit dieſer Intuition nur einige Auserwählte begnadet zu haben."

„Meinſt Du? ſagte er mild. Nun, laß Dir doch einmal von dem geſchwätzigen Alten eine Parabel erzählen. Ein Gärtner ſprach zu ſeinem älteſten Sohn: „In dieſen Blumentopf habe ich „den Kern einer köſtlichen Frucht niedergelegt. Laß „ihn keimen, treiben, wachſen im Stillen und in „der dunkeln Erde; gieb ihm Waſſer, gieb ihm „auch Sonne und Schatten je nachdem er es be„darf; laß Dir Zeit, und es wird daraus der „ſchönſte Baum der Welt werden Der Sohn that „nach des Vaters Gebot, ließ ſich keine Mühe,

„keine Zeit, keine Geduld verdrießen, und ſiehe!
„allendlich kam der Keim glänzend grün über der
„ſchwarzen Erde zum Vorſchein, wuchs, trieb
„Blätter, ward ein Stämmchen, ein Stamm, ein
„Baum, immer ganz langſam und allmälig —
„und zuletzt .... der ſchönſte Baum der Welt,
„der Orangenbaum! Wie freute ſich der Sohn
„über dieſe Herrlichkeit! Laub, Blüten, Früchte —
„Alles war unvergleichlich! Schatten, Duft und Er-
„quickung ſtrömten in Fülle auf ihn nieder, und alle
„Tage ſeines Lebens dankte er dem Vater für dies
„ſegensreiche Geſchenk und bat ihn es vererben zu
„dürfen auf Kind und Kindeskind; und der gute
„Vater Gärtner entgegnete freundlich: Dazu habe
„ich Dir eben den Baum geſchenkt. — Für ſeinen
„jüngern Sohn hatte er desgleichen einen Kern in
„die Erde geſteckt: er gab ihm dieſelben Lehren
„und Rathſchläge und dieſelben Verheißungen, aber
„dieſer Sohn befolgte ſie nicht! Wie? ſprach er
„zu ſich ſelbſt, der ganze herrliche Baum ſoll in
„dem Kern ſtecken? wie iſt das möglich? wie kann
„das zugehen? ich muß ſehen wie das zugeht! —
„Um das Werden zu belauſchen kratzte er ſorgſam
„die Erde ab und beobachtete den Kern. Natürlich
„ſah er nichts. Das langweilte den Knaben. Man
„muß ihm helfen! ſprach er, begoß ihn übermäßig,

„ſtellte den Blumentopf in die Sonne, dann auf „den Heerd, grub auch die Erde um — kurz, er „that alles Mögliche unnütze und nur nicht das „Eine: er gönnte dem Kern nicht in der Stille „und Dunkelheit zu keimen und Wurzeln zu ſchla„gen. Was iſt denn das? ſprach unwillig der „Knabe: ſo viel Mühe habe ich mir gegeben und „es kommt und kommt nichts zum Vorſchein! das „muß kein ächter Kern ſein! Er kratzte ihn her„aus, betrachtete ihn rundum, ſtach mit einem „ſpitzen Meſſerchen hinein, ſchälte die Oberhaut „ab, und ſteckte ihn zuletzt unwillig wieder in die „Erde. Aber all dieſe Experimente hatten den Kern „getödtet. Er war ſaftlos und kraftlos zuſammen„geſchrumpft. Der Knabe aber ſtand neben dem „Blumentopf in deſſen fetter guter Erde die Regen„würmer treflich gediehen, und klagte und zürnte „daß ſein Vater, der gute Gärtner, ihm einen „tauben Kern gegeben habe, was doch eine him„melſchreiende Ungerechtigkeit ſei."

„Ah! ſchrie ich, mein Vater, das iſt allzu gräß„lich, denn es iſt ganz wahr: in der guten Erde meiner Natur gedeihen Würmer! der Kern, aus dem der ſchönſte Baum der Welt hervorgehen ſollte, iſt verſchrumpft. Kann er nie mehr grünen?"

Ich warf mich vor ihm nieder und legte den

Kopf auf ſeine Knie, während er ſanft meine Stirn berührte und eben ſo ſanft ſagte:

„Hofnung läßt nicht zu Schanden werden! Bete, meine Tochter! Es iſt viel Gutes in Dir; ein großer Durſt nach Wahrheit und ein mächtiges Ringen; nur iſt es zu himmelſtürmeriſch, zu ſehr äußere Mittel verwendend. Denk' an den Kern des Orangenbaums, gönne ihm Stille, Schatten und Sammlung. Durch ſie mußt Du den Mangel einer innerlich religiöſen Erziehung zu erſetzen ſuchen; ſie hat Deiner Kindheit und Jugend gefehlt. Die Lücke die dadurch in der Seele entſteht, kann in ſpätern Jahren nur durch gewaltige und meiſtens zerreißende Umwälzungen gefüllt werden."

Ich ſah das ein; aber auch, daß dieſe Einſicht mich um nichts förderte. Ich ſollte beten, ich ſollte in frommer Stille harren; — — ja, hätte ich das gekonnt, ſo wäre mir freilich geholfen geweſen. Ich ſagte meinem Onkel was ich früher zu Fidelis geſagt hatte:

„Meine Seele iſt auf die Frage geſtellt. Der fragende Ton iſt der unſrer Zeit. Es wird Alles zur Frage gemacht: Gott in ſeinem Himmel, die Macht auf ihren Thronen, die menſchlichen Zuſtände in ihren Höhen und Tiefen — Glaube, Geſchichte und Tradition. Aber ſo verwegen man

fragen, ſo geſchickt und ſpitzfindig man antworten möge, welche ſubtile Erklärung oder ſtupide Regirung von Kanzel und Katheder erſchallen mögen, wie man ſich aufblaſe in dem Bewußtſein durch den Geiſt al pari mit Gott zu ſtehen und durch die Vernunft das Schöpfungswort der Welt, die Grundurſach der Dinge erfaßt zu haben — dennoch, mein Vater, dennoch geht eine Geiſterſtimme über den majeſtätiſchen Wuſt unſrer Weltweisheit dahin und fragt ebenſo heimlich als vernehmlich: Warum? Weshalb? Wohin? — Aber die Zwillingsſtimme welche ihr ſonſt antwortete: Glaube, hoffe, liebe! iſt übertäubt und verſtummt durch die Lehren der Weltweisheit, welche doch für jene Fragen keine genügende Antwort haben. Und ſo hallt wie ein Klageruf voll unendlichem Weh jene Geiſterſtimme fort und fort, und unſre Hymnen an das Licht und an die Freiheit gellen unter ihr dahin. O mein Vater! die Erde war immer dunkel; — aber da wo an unſerm Geſichtskreis der Himmel ſie zu berühren ſcheint, ſchwebte ſonſt ein Genius im ſilbernen Gewande, mit goldnen Flügeln, mit einer Sonnenglorie ums Haupt, und bei ſeinen leiſen Schwingungen quoll ſolch ein Strom von Glanz herab, daß die Erde davon verklärt wurde. Der Glaube war's. Nun heißt's ein

Popanz ſei es geweſen und Eure Prieſter hätten ihn aufgeſtellt. Das iſt nicht wahr! was ſie Popanz nennen iſt nur ein Spiegelbild der höchſten und allmächtigſten Sehnſucht in jeder Menſchenbruſt, und haben Eure Prieſter verſtanden dieſen Wiederſchein in eine himmliſche Form zu geſtalten: ſo waren ſie es werth Führer und Lehrer langer Generationen zu ſein."

„Wenn Du jezt dies Vertrauen zu unſrer heiligen Kirche haſt, warum trittſt Du nicht in ihre Gemeinſchaft? — Welche Befriedigung kannſt Du in der Deinen finden?"

„O nicht die geringſte, mein Vater! der Proteſtantismus iſt in meinen Augen keine Kirche, ſondern das reflectirende, opponirende, kritiſirende Element, welches ſcharfe Wache neben der Katholiſchen Kirche hält. Deren immanente religiöſe Lebenskraft fehlt ihm gänzlich. Er lebt von der ewig regen und thätigen Verſtandesrichtung im Menſchen, und wird in dieſer immer fortbeſtehen. Eine Kirche auf ein unantaſtbares durch faſt zwei Jahrtauſende unbewegtes Dogma gegründet, bildet er nicht! höchſtens Kapellen ſtiften ſeine zahlloſen Secten! die Einheit fehlt ihm, dies Symbol der Göttlichkeit! das Gehirn des Menſchen iſt ſeine Baſis; die der Katholiſchen Kirche iſt das Herz. Aber ich,

mein Vater, im Proteſtantismus geboren, in einer proteſtirenden Zeit zum Bewußtſein gekommen, ich habe eben nur die Fähigkeiten zu denen er den Impuls giebt: ich begreife Eure Kirche, ich knie vor ihr — allein .... ich glaube nicht an ſie."

Damit war Alles geſagt und mein Uebertritt unmöglich. Das ſah mein Onkel auch klar ein. Er beklagte mich aufrichtig, doch ohne die geringſte Beimiſchung von Verachtung oder Selbſtüberhebung. Er hielt ſich mir gegenüber als Katholik keineswegs für beſſer; nur für glücklicher. Und ſo betrachtete ich ihn auch, aber ſo veredelt durch inneres Glück, als ich verfinſtert war durch innere Deſolationen und Zwieſpältigkeiten. Meine theologiſchen Studien ſetzte ich fort ſo lange ich in Würzburg war. Es fehlte nicht viel ſo hätte ich mich auf die orientaliſchen Sprachen geworfen, auf hebräiſch namentlich um das Alte Teſtament in ſeiner wahren Sprache zu leſen, denn ich kannte genug fremde Sprachen und ihre Ueberſetzungen um zu wiſſen, daß dieſe ſich zu jener verhalten, wie eine Lithographie zu einem Oelgemälde.

Aber der Tod meines theuern Onkels gab meinem äußern Leben eine andre Richtung. In den erſten ſchönen Frühlingstagen entſchlummerte er am geöffneten Fenſter ſitzend, durch welches Maiengrün,

Blütenduft, Vogelſang und der Gold- und Roſenglanz des Abendhimmels ihn überſtrömten. Die Kinder wollten ſich eben zurückziehen und küßten ihm die Hand zur Guten Nacht. Wie immer ſegnete er ſie zärtlich, lehnte ſich zurück, ſchloß lächelnd die Augen — und war nicht mehr. Sein Antlitz ſchwamm in der Verklärung zu der ſeine Seele aufſtieg. Ich erkannte ſogleich daß er todt war. So himmliſch ſieht das Leben nicht aus.

„Er iſt bei Gott! — Auf Eure Knie, Kinder!“ ſagte ich, kniete mit ihnen nieder, und ein Strom von ſchwarzer Traurigkeit, nicht um den Tod, ſondern um das Leben, wälzte ſich ſchwer durch meine Seele. — — —

Am Vorabend meiner Abreiſe nach der Schweiz ging ich in den Dom zu der bewußten Stelle, und auf ihr vergaß ich für ein Paar Augenblicke die ſchauerliche Vereinſamung meines Daſeins. Mich überfiel eine Sehnſucht ohne Gleichen nach Fidelis — nicht ihn zu ſehen, ach! nur von ihm zu wiſſen. In ſolchen Momenten war mir zu Sinn als entdecke ich in mir ein ungeahntes Geſtirn, in welchem ich die Bedeutung fand: Du haſt Fidelis nicht geliebt, aber Du hätteſt ihn lieben können unter einem ſchöneren Schickſalshimmel! — Und

die bloße Ahnung von lieben können, war mir ſchon eine halbe Beſeligung.

Bei meiner Heimkehr lag ein Brief von ſeiner wolbekannten Hand auf meinem Tiſch, der nach Engelau adreſſirt und von dort hieher geſchickt war. Nach drei vollen Jahren das erſte Lebenszeichen von ihm! — alſo lebte er doch wenigſtens noch! Die erſte Empfindung war freudig; die nächſte — namenloſe Angſt. Was konnte, was würde er mir ſagen. Es zog ſich, eine furchtbare Schwüle um mich zuſammen; ich ahnte einen niederſchmetternden Wetterſtral. War's Furcht, war's Demuth? genug, mein Inſtinct warf mich zu Boden und auf meinen Knien erbrach ich den verhängnißvollen Brief.

„Sibylle! Alles leiden, aber frei ſein — war „der Traum und der Wunſch meiner Jugend. Ich „litt und war nicht frei. Die eine, die fürchter„liche, die verzehrende Leidenſchaft meines Lebens „machte all meine Freiheit zunicht, und hat weder „meinem Genius, noch meinem Herzen, noch mei„nem Character ihre volle Entwickelung gegönnt, „wenn ſie ihnen auch zuweilen Flügel gegeben hat. „Es iſt umſonſt die Vergangenheit zu durchwühlen „und zu ſagen: Dies hätteſt du als Jüngling — „jenes als Mann thun oder nicht thun ſollen. Es „iſt gethan. Erkenntniß reift durch die That als

„bittre Frucht heran. Ich kann innerlich nicht frei
„ſein, ſo mag ich es auch äußerlich nicht ſein —
„denn ein Magnet, der ſtärker iſt als Vernunft
„und Wille zieht mich in der Freiheit allewig an
„— — und zu Ihnen. Ich widerſtehe ein Jahr,
„ein Paar Jahr .... länger nicht. Wozu das
„aber? Sie lieben mich nicht; Sie werden höch-
„ſtens einmal wünſchen mich wiederzuſehen um mir
„ein Wort des Troſtes zu ſagen — oder der Ver-
„gebung, oder des Mitleids — lauter Dinge vor
„denen ich zurückſchaudere, weil ſie mich ſo fürch-
„terlich an meine Schwäche mahnen. Mich in der
„Welt herum zu ſchleppen mit dieſem Dorn in der
„Seele wie bisher, vermag ich länger nicht. Das
„Gebet meiner armen Mutter wird im vollſten Um-
„fang Erhörung finden: ich bin auf dem Punkt
„das Ordenskleid der Benedictiner zu Kloſter Li-
„lienfeld zu nehmen. Meine Mutter lebt noch im-
„mer — nur um zu beten. Mein Entſchluß hat
„ſie beſeligt und ich denke ſie wird nun bald ihre
„irdiſche Laufbahn vollendet haben. Leben Sie wol,
„Sibylle! ſollten Sie meiner gedenken, ſo ſei es in
„Milde. Hätte ich mich meinen Jugendträumen
„zufolge, die in tiefer Uebereinſtimmung mit mei-
„nen natürlichen Gaben waren, einzig der Kunſt
„gewidmet, ſo mögte Großes aus mir geworden

„sein statt des jetzigen Stückwerks. Der Mensch „entwickelt sich durch und um die Idee, die seiner „Individualität zum Grunde liegt; bleibt er der„selben treu, so hat er Freiheit, Macht, Muth, „Energie, Alles was dazu dienen kann sie hervor„zutreiben und auszubilden. Sie begehrt, braucht „und verzehrt das Alles, und entfaltet sich dann „zur höchsten Kraft und Schönheit in ihm, weil „sie sich von den reinsten und besten Elementen „seines Wesens nährt. Wird er aber seiner Idee „untreu: so wird er schwach, abhängig von Zu„fälligkeiten, zwiespältig mit sich selbst; — und „das ist mir geschehen. Aus Bruchstücken kann „nichts Ganzes mehr werden! sie müssen bei Seite „gebracht werden — und das thue ich mit mir „selbst. Verzeihen Sie mir diese lange Auseinander„setzung, ich hielt sie für nöthig damit Ihre rast„losen Gedanken über mich zur Ruhe kommen könn„ten. Sibylle .... Gott segne Sie."

Ich stand auf nachdem ich diesen Brief gelesen und sagte gelassen und ganz laut: Ja ja! der Mensch wird fertig mit seinen Qualen und seinen Wonnen! und was nach dem Zersetzungsproceß seines Wesens durch die Leidenschaft noch übrig bleibt, das wird in Sicherheit gebracht — bald bei der Gottseligkeit, bald bei der praktischen Thä-

tigkeit: im Kloſter oder in der Welt! Es findet immer ſein Plätzchen — und nur ich! nur ich . . . finde keines.

Es ſchien mir eine Art von Unrecht gegen mich, daß Fidelis kampfesmüde gegen die Sehnſuchtsqual, ſich hinter jene Mauern zurückzog, die ihn in ſtillem Bann hielten. Mit ächtproteſtantiſchem Hochmuth ſah ich eine Feigheit darin ſich zu einer äußerlichen Scheidewand zu flüchten. Konnt' er ſich nicht verlaſſen auf Gott und auf die eigne Kraft? Haha! auf die eigene Kraft! rief ich mit bitterm Lachen nach einer Pauſe. Armer Fidelis! vielleicht hat er ſich aus Demuth und Weisheit in ſein Ordenskleid gehüllt! — —

Unter den zahlreichen ſchlafloſen Nächten meines Lebens war dies eine der finſterſten. Am andern Morgen fuhr ich mit den Kindern den Main entlang nach Frankfurt und dann weiter über Baſel und Bern nach Freiburg, wohin ich für die Superiorin der Damen vom Sacré Coeur Empfehlungsbriefe hatte. Aſtralis war jetzt grade neun Jahr alt. Es wurde mir ſehr ſchwer mich von dem lieblichen Kinde zu trennen, aber Arabellas Wunſch beſtimmte mich: ſie ſollte in ihrer Kirche erzogen werden, d. h. ſie ſollte ſich nicht dermaleinſt in der Welt zur Katholiſchen Kirche halten und

bekennen, sondern vielmehr schon jetzt in der Kindheit jene religiöse Erziehung empfangen, welche den Menschen befähigt eine organische Pflanze auf dem Erdboden seiner Kirche zu werden. Nachdem ich Astralis jener Erziehungsanstalt übergeben, und um ihre neuen Verhältnisse kennen zu lernen einige Wochen in Freiburg zugebracht hatte, ging ich mit Benvenuta an den Leman um mir dort irgendwo ein Plätzchen zu suchen wo ich Hütten bauen könnte.

Das war aber unsäglich schwer wegen der verschiedenen Rücksichten welche zu beobachten waren. Pestalozzis großer Name hat der Schweiz eine pädagogische Berühmtheit verliehen, und bedeutende Institute zu Genf, Lausanne und Yverdun rechtfertigen sie. Ich wünschte mich in einer kleinen Villa bei Genf oder Lausanne niederzulassen und rechnete darauf alle Lehrer zu finden, welche Benvenuta nöthig hatte. Ich hatte mich in Bern, im Oberland und in den Ur-Kantons sechs Wochen — dann wieder in Freiburg aufgehalten; so kamen wir Anfang August aus der schönen frischen Berg- und Wiesenluft in die erstickende Hitze von Genf. Kein Landhaus, nicht einmal das einfachste Gartenhaus war für uns zu finden — Alles von Einheimischen und Fremden überfüllt. Wir wohnten im Hôtel des Bergues das eine wunderschöne

Aussicht auf den See hat: aber Benvenuta, ungewohnt des städtischen Treibens, des Gasthofs, der beschränkten Räumlichkeit vielleicht hauptsächlich ihrer eigenen Einsamkeit in der Fremde, bat mich schüchtern aber mit heißen Thränen die Stadt zu verlassen, und am nördlichen Ufer des Sees nach einem Landhause zu suchen. Dort fand ich nun wol einige die mir sehr zugesagt hätten, aber zu fern von Lausanne und Genf um mir Lehrer verschaffen zu können. Am nördlichen Ufer war es übrigens noch heißer! von dem Rebgelände des Jorat prallten die Sonnenstralen auf das Ufer herab und reverberirten mit scharfer Blendung aus dem See. Der Aufenthalt in den kleinen Städten — so lieblich ihre Lage — und in deren Gasthöfen — so groß ihre Bequemlichkeit war — wurde mir und meiner Tochter ganz unerträglich. Mein Herzkrampf regte sich wieder — und halbtodt vor Ermattung und Anstrengung fiel ich förmlich in der kleinen kühlen Villa paisible, eine Stunde von Vevay nieder, welche durch ein glückliches Ungefähr zu miethen war. Vor der Hand mußte ich durchaus Ruhe und Erfrischung haben. Ich richtete mich ein und fühlte mich während der ersten drei Tage ganz behaglich — aber da erkannte ich, daß diese einsame Existenz wol für mich, doch nicht

für meine Tochter zu ertragen sei. Zum ersten Mal war sie ganz allein mit mir. Mezzoni war von Würzburg nach Italien, die Schütz nach Holstein zurückgegangen: Astralis in Freiburg geblieben! mit tiefer Anhänglichkeit umfaßte Benvenuta Lehrer und Gespielin — und urplötzlich fand sie sich von ihnen Allen getrennt und einsam bei ihrer melancholischen Mutter! — Sie gab sich unendlich viel Mühe ihre Traurigkeit zu bemeistern, und ich gab mir noch größere Mühe sie zu zerstreuen: ich übte sie nach der Natur zu zeichnen, übertrug ihr kleine häusliche Geschäfte und die Aufsicht über den Garten: überwand mich sogar genug um Musik mit ihr zu treiben — Musik die ich gänzlich verlassen hatte seitdem Fidelis abgereist war! — allein ich konnte weder ihren Tag noch ihr Herz genügend füllen. Sie war in dem Alter wo das Gefühl leicht eine krankhafte Färbung annimmt weil die Nerven in gereizter Spannung sind: — sie wurde im November vierzehn Jahr. Sie durchweinte halbe Nächte und härmte sich dermaßen ab, daß ich sie oftmals mit Thränen bat mir zu sagen was ihr fehle und was sie wünsche — es solle Alles geschehen. Da wünschte sie denn bald nach Engelau heimzukehren, bald ein Paar Lachtauben, bald einen Besuch von Astralis, bald eine Fahrt

nach Chamouny; häufig auch gar nichts. Armes Kind! ſie wußte eben nicht was ſie wünſchen ſollte. Ich hatte ſie von je her mit Sorglichkeit und Liebkoſungen überſtürzt. Ich wollte durchaus ſie ſollte glücklich ſein und nicht meine freudenloſe ernſthafte Kindheit haben. Allein ich verweichlichte ſie anſtatt ſie glücklich zu machen. Dazu kam noch ein großer Uebelſtand: ich hatte eine namenloſe Scheu ſie in meine Seele blicken zu laſſen, die von ſo manchem Erdbeben verwüſtet war. Kinder jedoch ſehen klar und ſcharf! und ſo ſtrengte ich mich übermäßig an im Geſpräch mit ihr ſtets auf meiner Hut zu ſein um keine Bemerkung zu machen, die ihre junge reizbare Seele in Unruh hätte verſetzen können. Das veranlaßte mich häufig meine Ueberzeugung nicht unumwunden auszuſprechen, und dadurch verfiel ich oft in Widerſprüche. Denn da ich meine wahre Meinung nicht geſagt hatte, ſo konnt' ich mich nicht immer beſinnen ob ich ſie halb oder dreiviertel — mit himmelblauer oder roſenfarbener Färbung ausgeſprochen. Das befremdete und verſtimmte das Kind — und mit Recht! aber ich konnt' es nicht ändern, weil ich mich ſelbſt nicht ändern konnte.

Hätte Benvenuta die geringſte Vorliebe für die katholiſche Kirche an den Tag gelegt: ſo würde

ich sie mit Astralis zusammen dem Institut zum Sacré Coeur anvertraut haben. Ich fragte sie darüber und mit kindlicher Pietät entgegnete sie: sie wünsche bei der Kirche ihrer Eltern und ihrer Heimat zu bleiben. Was diesen Punkt betraf durfte ich, meiner Ueberzeugung zufolge, mir keine Einmischung erlauben. Bei Fidelis hatte ich so recht gesehen wie ein heftiges Eingreifen der Eltern, sogar in der allerbesten Absicht, die Kinder in beängstigende Unruh und oft für ihr ganzes Leben in eine unheilvolle Richtung schleudert. Aber ich erkannte daß Benvenuta an meiner Seite, unter diesen Umständen, Eindrücke empfangen müsse, die ihr ebensowenig segensvoll sein könnten als für mich die lange Krankheit meiner Mutter gewesen war, und ich entschloß mich sie in eine Erziehungsanstalt in Ouchy bei Lausanne zu geben. Diese war nicht groß, nahm nie mehr als zwölf junge Mädchen auf, war auf einen höchst einfachen, häuslichen Fuß eingerichtet, lag inmitten eines herrlichen Gartens am See, und erfüllte durch sorgsame Aufsicht und vortreffliche Lehrer meine Ansprüche. Benvenuta fand dort fröhliche Gefährtinnen; nicht nur Beschäftigung, sondern, durch Wetteifer belebt, auch Interesse für dieselbe; und endlich in der Einfachheit des Zuschnitts des Lebens eine höchst noth-

wendige Schranke gegen übermäßige Verwöhnung, in die ſie als einziges Kind und als Erbtochter eines reichen Hauſes verfallen war.

Es koſtete mich einen harten Kampf dieſen Entſchluß feſtzuhalten. Mir graute vor der grenzenloſen Einſamkeit die mich nach Benvenutas Abreiſe umgeben würde. Ich ſagte mir, ich könne ja in der Villa paisible ſo gut wie in Engelau Gouvernante, Hofmeiſter, Lehrer für ſie halten — dieſe Lieferanten des Bildungsproviants. Aber die Gespielen, die jugendlichen Gefährten bei Unterricht und Erholung konnte ich ihr nicht ſchaffen, und das beſtimmte mich vorzugsweiſe. Zum neuen Jahr brachte ich ſie nach Ouchy, und hatte die Freude, daß ſie ſich leicht in ihren fremden Umgebungen zurechtfand. Die Villa paisible war für das junge Weſen zu abgeſchieden geweſen! Ich aber kehrte beruhigt dahin zurück und ſah mich mit einem halb beklemmenden und halb wolthuenden Gefühl in gänzlicher Einſamkeit. — — — — — —

Ich hatte wieder einen Gegenſtand gefunden, von dem ich Beſchäftigung und Nahrung für meinen ewigarbeitenden Geiſt hoffte. Im Canton Waadt herrſcht die Calviniſche Kirche, die ſich an manchen Orten zu äußerſt ſtreng religiöſen Secten, deren Anhänger dort Methodiſten und Momiers genannt

werden, zugespitzt hat. Sie ziehen sich ganz von der Welt zurück, verschmähen nicht nur die geselligen Zerstreuungen dermaßen, daß Bälle und Schauspiele ihnen sündhaft erscheinen, sondern meiden auch geistige Unterhaltung, Musik, Lectüre, sobald sie nicht religiösen Inhalts sind und sich um Christus, um Gnade, Rechtfertigung, Erlösung und Genugthuung bewegen. Sie lesen nur derartige Andachtsbücher und hauptsächlich die Bibel, kommen nur mit Gleichgesinnten zusammen, und unterhalten sich in ihren Vereinigungen nur durch geistliche Gespräche, Bibelerklärung, Lesen von frommen und ascetischen Schriften — zuweilen mit einem geistlichen Gesang. Uebrigens sind es stille Leute, nicht besser und nicht schlechter als Andre, und etwas langweiliger und dafür weniger frivol. Am ganzen Leman, in Genf, Lausanne, Vevay, Montreux sind sie sehr zahlreich in allen Ständen und Classen, und ich war in der höchsten Spannung Menschen kennen zu lernen, die ihr Leben um einen einzigen Gedanken, das Sterben Christi, aufgebaut hatten. Es wurde mir auch möglich durch einen Arzt aus Montreux, den ich durch eine Krankheit meines Kammerdieners kennen lernte, mit ihnen bekannt zu werden, denn dieser Mann und seine ganze Familie war ganz methodistisch. Ich fand bei

ihnen die Lehrsätze mit einer Schärfe und Strenge ausgeprägt und festgehalten wie nur immer in der Katholischen Kirche — aber nach meiner Ansicht ohne die Consequenz der letzteren.

„Was hält denn Eure Dogmen aufrecht, was giebt ihnen Basis und Krone, da Euch die Autorität der Kirche und die Gemeinschaft des Glaubens fehlt?“ fragte ich zuweilen; und erhielt immer die Antwort:

„Das Wort Gottes, die heilige Schrift, ist unsre Autorität. Was sie sagt und gebietet, nehmen wir an, was sie nicht sagt — verwerfen wir.“

„Aber kein Mensch wird geboren mit der Kenntniß der heiligen Schrift; sie muß ihm gedeutet und erklärt werden. Wer erklärt sie Euch?“

„Die lautre Milch des Wortes gewährt auch dem unmündigsten Geist eine leicht verdauliche Nahrung. Wir haben die Verheißung des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter Euch.“ Wir getrösten uns derselben und wissen, daß beschirmt vom heiligen Geist die Wahrheit wächst und gedeiht.“

„Eure eigene Autorität ist also Eure letzte Instanz?“

„Unsre Lehre ist es in Uebereinstimmung mit der

heiligen Schrift, wie ſie uns von unſern Lehrern und Geiſtlichen überliefert wird."

„Alſo haben Eure Lehrer doch für Euch die Autorität der Unfehlbarkeit! aber letztere iſt gegen das Princip der Reformation, welche die Unfehlbarkeit antaſtete und verwarf."

„Und eben deshalb beſitzt ein Jeglicher in der heiligen Schrift die Leuchte, welche ſeinen Fuß auf den Weg des Friedens führt."

„Alſo dennoch wie ich ſagte in letzter Inſtanz Eure eigene Autorität, wie ſie ſich aus den Bedürfniſſen und der Auffaſſung des Individuums herausbildet! rief ich. Mein Gott! iſt die ein Anker für die unruhige ſchwankende Menſchenſeele?"

„Wir ſind feſt im Glauben und ruhen in Gott."

„Wol Euch! ſagte ich; es iſt eine glückliche Gabe ſich über alle Widerſprüche hinweg in den Schooß des Glaubens flüchten zu dürfen."

„Sie wird auf dem Weg des Kreuzes gefunden — in der Schule des Leidens, nennt es die Welt! Drum ſegnen wir die Trübſale und damit ſie jeden Stachel für uns verlieren, gedenken wir des herben Leidens und Sterbens des Heilands unaufhörlich. Durch den Gedanken daß er ſie mit uns getheilt hat, wandelt ſie ſich in Wonne. Halleluja! meine Seele lobe den Herrn!"

Die Perſon mit der ich dies Geſpräch und zahlloſe ähnliche hatte, war die Schweſter des Arztes, eine Frau in meinem Alter, Wittwe und Mutter von ſieben Kindern. Ihr Mann, ein wolhabender Kaufmann in Genf, hatte ſich ums Leben gebracht in einem jener ſpleenitiſchen Anfälle, welche nicht ſelten durch religiöſe Schwärmerei veranlaßt werden. Die Gegner der Methodiſten behaupteten, er, ein Menſch voll Lebensluſt und Kraft, geiſtvoll, mittheilend, regſam, habe nicht gewußt wohin mit all den Gaben, die nicht zum Vorſchein kommen und nicht in ihrer homogenen Richtung verbraucht werden durften. Er verkümmerte bei den Predigten und Bibelerklärungen ſeiner Frau. Die graue Atmoſphäre frömmelnder Andacht beklemmte zuerſt und lähmte zuletzt ſeine Fähigkeiten; und als ſein Geiſt ganz paralyſirt war — gab er ſich den Tod. Anders ſprach ſeine Wittwe und deren Familie:

„Ihn drückten die Sünden und Uebertretungen ſeiner Jugend, denn ihm fehlte der Glaube an die Verſöhnung und Genugthuung durch das theure Blut des Heilands. Wer ſchwach im Glauben iſt welkt dahin wie eine Blume des Feldes.“

Dieſe gelaſſene Ergebung bei einem ſolchen Donnerſchlag des Schickſals, der zugleich den äußern

Wolſtand zertrümmerte, imponirte meiner Vernunft ohne mein Herz zu erquicken. Ich ſah keine Thräne, hörte keine Klage, fühlte keinen Pulsſchlag; halb erſtarrt, halb gleichgültig ward ich neben dieſen vom Stoicismus ihres Glaubens umpanzerten Seelen. Weicher, lieblicher, tröſtender ſchien mir der Quietismus der Katholiſchen Kirche; es wehte in ihm ein wärmerer Hauch: die Liebe zum Heiland. Thomas a Kempis, die Guyon, Fénélon, haben zuweilen Worte wie Balſam ſo lind und labend, Worte in denen ſie gleichſam durch Thränen lächeln und der Melancholie einen Anflug von rührender Grazie geben. Das Wort Fénélons auf die Frage: „Was würdeſt du thun wenn du nichts von Gott wüßteſt?“ — J'aimerais! — iſt die bezeichnende Quinteſſenz dieſer Richtung. Der proteſtantiſche Pietismus mit ſeinen Bibelſtudien, Traktaten-Lectüre und reflectirenden Betrachtungen über Tod und Genugthuung des Heilands, hatte für mich einen dürren und herben Beiſchmack, als hätten ſich ſeine Anhänger zur Frömmigkeit reſignirt, anſtatt daß dieſelbe aus ihren Seelen quellen müßte. Es war keine Friſche, kein Duft, keine Anmuth um ſie; zuweilen etwas Reſpectables, in einzelnen Fällen etwas Imponirendes, häufig eine abſtoßende Trokkenheit und Kälte welche mit ihren ſalbungsvollen

Worten verglichen, letzteren den Anstrich von Heuchelei gaben.

Wie oft, wenn ich meinem verstorbenen Onkel zuhörte, hatte ich mit heißer Sehnsucht gesagt: O welche Erquickung mit diesem liebenden Schwung glauben zu können. — Aber den zuversichtlichen Glauben meiner neuen Freunde zu theilen hatte ich nie! nie gewünscht! Ich fühlte mein Herz würde durch ihn noch mehr brach gelegt werden, als es in meinem gegenwärtigen Zustand der Fall war. Unsre Freundschaft war auch nicht von Dauer; sie warfen mir philosophische und freigeisterische Ansichten vor, wogegen ich mich nicht vertheidigen konnte; — und ich ihnen Intoleranz und Inconsequenz, bei denen sie im Recht zu sein behaupteten. Ich sagte ihnen:

„Im Katholicismus setzt die Kirche — die gemeinsame Einheit im Glauben — eine unantastbare Schranke, vor welcher der Menschengeist sich beugen, oder sich daran brechen, oder sie übersliegen und dann von der Gemeinschaft abfallen muß. Im Protestantismus haben Individuen Schranken gesetzt nachdem sie selbst deren niedergerissen hatten. Ich sage nicht daß der geistige Horizont nicht beträchtlich dadurch erweitert sei; ich sage nur daß die Protestanten sich nicht wundern dürfen, wenn

im Namen dieſer Geiſteserweiterung und Geiſtesbefreiung Schranken weggeriſſen werden, welche ſie um ihren Glauben aufgebaut haben. Der Schatz der chriſtlichen Lehren iſt ein lauterer Quell. Die Katholiſche Kirche hat ihn mit einem feierlichen, grandioſen Tempel überwölbt und ihre Prieſter zu deſſen Hütern beſtellt. Die ſchöpfen das Waſſer, ſpenden und vertheilen es nach gewiſſem Maß und Geſetz an die Dürſtenden, und wachen über deſſen Gebrauch. — Der Proteſtantismus fand den lautern Quell in der Bibel enthalten, er verwarf die Tradition und gab den Zutritt zu demſelben Jedermann frei. Der Prieſterſtand ward fortan unnütz, denn Jeder durfte ſchöpfen und Jeder nach ſeinem eignen Bedarf — viel der Eine, der Andre wenig, Dieſer mit einem ſchönen Kryſtallbecher, Der mit einem unſaubern Eimer, Jener mit einer reinen — und noch Einer mit einer ſchmutzigen Hand. Wer von ihnen darf jezt behaupten er ſchöpfe das richtige Maß und mit dem richtigen Gefäß? Keiner oder Jeder. Die Katholiſche Kirche iſt conſequent: ein Prieſterſtand, Autorität und Glaubenseinheit. Den Proteſtantismus vermag ich nicht Kirche zu nennen, denn er iſt ohne Prieſterſtand, ohne Autorität, ohne Glaubenseinheit. Dennoch gilt er für eine Kirche und herrſcht als ſolche, aber nur durch

Widerſprüche und Inconſequenzen. Um ſie zu vertheidigen wirft er ſich auf Gelehrſamkeit; um ſie zu betäuben auf Fanatismus; um ſie aufzuheben auf Rationalismus; und fällt dadurch immer mehr auseinander, wie ſeine zahlloſen Secten das beweiſen, die ſich in Ermangelung einer Kirche jede ihr eigenes Betſtübchen zurecht machen."

„Wol uns wenn unſre Seelen in ihren demüthigen ſchlichten Betſtübchen die Ruhe und Zuverſicht im Herrn finden, welche Denen ſtets fehlen werden die in prachtvollen Domen papiſtiſchen Greuel treiben, und Jenen die in der Welt dem rationaliſtiſchen Baal huldigen."

„Ja! wol Euch wenn Ihr neben der Ruhe im Herrn auch Demuth für Eure Seelen fändet! aber Ihr ſeid von geiſtlicher Hoffahrt beſeſſen, die bei dem ſeparatiſtiſchen Weſen faſt unvermeidlich iſt, denn die Abtrennung von der Gemeinſamkeit ruft ſtets ein Sichbeſſerdünken hervor. Ihr nennt das begnadigt ſein, auserwählt ſein; aber das iſt doch weiter nichts als eine Art von Selbſt-Heiligſprechung."

Man wollte mir das Gegentheil beweiſen; vielleicht bewies man es mir auch — ich hab' es vergeſſen! Dies Alles war nicht das was ich brauchte. Das unbekannte Gut, welches ich in jeder dem

Menſchen gegönnten Richtung geſucht hatte, in der Welt, in den Gefühlen, in der praktiſchen Thätigkeit, in der geiſtigen Ausbildung, und immer umſonſt! — ich ſuchte es jezt im religiöſen Glauben — und ebenſo vergeblich; und es war doch das einzige was ich brauchen konnte.

„Ihnen iſt bei uns nicht zu helfen! ſprach meine Freundin. Ihre Phantaſie wird durch den Katholiſchen Pomp gefangen, und Ihr Verſtand huldigt dem Rationalismus. Dieſe zwei Elemente erſticken den wahren Glauben.“

Es halfen keine Discuſſionen mehr! ich konnte ihr nicht anſchaulich machen, daß nicht der Katholiſche Pomp ſondern die Katholiſche Einheit mich anzog; nicht, daß ich den Rationalismus als ein Attribut ſteriler, dürftiger Naturen betrachtete, welche ſich im Ueberſinnlichen dermaßen unheimiſch fühlen, daß ſie es ſinnlich ſich erklären müſſen; und endlich nicht, daß es mir unmöglich ſei mich einer religiöſen Gemeinſchaft hinzugeben, ſo lange ich entweder äußerlich mit ihrer Form — oder innerlich mit ihrem Princip und mit meiner Anſchauungsweiſe in Conflict gerathen könne.

So war mir der einſame Winter in der Villa paisible vergangen; faſt täglich ging ich nach Montreux, und jeden Sonntag fuhr ich zu Benvenuta

nach Cuchy. Lectüre und Spaziergänge füllten meine übrigen Stunden. Im Junius mußte ich ſie aber den Beſitzern räumen. Ich beſuchte Aſtralis in Freiburg, und hatte die herzliche Freude ſie ebenſo zufrieden, und geiſtig und körperlich in geſunden Elementen gedeihend zu finden, als Benvenuta. Beide waren kräftiger, munterer, friſcher als bei mir. Otberts Behauptung fiel mir ein: jeder Menſch habe einen eigenen Lebensäther um ſeine Perſönlichkeit, und dieſer wirke entweder belebend oder vernichtend auf andre Perſönlichkeiten. Der meine ſchien in der That verzehrender oder austrocknender Art zu ſein. Es konnte Niemand ſo recht behaglich neben mir beſtehen noch gedeihen.

Ich ging nach dem Berner Oberland um mir dort ein ſtilles Plätzchen zu ſuchen. Das iſt ſchwer genug. Allüberall wimmelt es von Reiſenden. Grindelwald ſchien mir am meiſten von dieſer Stille zu bieten. Der weite Keſſel am Fuß des Wetterhorns von dem die Lavinen donnernd herabſtürzen — die grünen Matten der Abhänge auf denen zahlreiche Heerden weiden — der nackte Fels der höheren Bergwände und der ewige Schnee ihrer Häupter — unten die blumigen duftenden Wieſen mit einzelnen Bauerhäuſern, Sennhütten und Gehöften, mit Gärten und Obſtbäumen überſäet — machen

das Thal von Grindelwald vielleicht nicht ſo maleriſch und reich als das von Interlachen, Lauterbrunn und Meyringen; aber ſie geben ihm den Character eines einfachen Hirtenlandes, der mich wolthuend anſprach. An Reiſenden fehlt es freilich auch dort nicht! die beiden Gletſcher, welche ihre Eisblöcke von den Bergen herab und auf den lachenden Teppich der Wieſen ſchieben, ſind Merkwürdigkeiten welche die Touriſten locken, ohne ſie jedoch zu längerem Aufenthalt zu veranlaſſen.

Am unteren Gletſcher, der über dem Quell der Lütſchine einen ſaphirfarbenen Betthimmel von Eis wölbt, lag ein Bauerhaus zwiſchen einem Nußbaum und einer Linde. Wer kennt ſie nicht dieſe maleriſchen Hütten des Berner Oberlandes, ganz von Holz, mit flachem, breitem, weitſchirmendem Dach, mit zierlich geſchnitztem Altan rund ums obere Geſchoß laufend, mit frommen Sprüchen am Geſims des unteren; ein Brunnen daneben und zwei Schuppen: der größere für die Kuh und die Ziegen, für die Bienen der kleinere. Aus ſchönen Bildern oder aus der ſchöneren Wirklichkeit kennt Jeder ſie und jenes Haus glich ihnen vollkommen. Nur war es ganz friſch und neu, und nie bewohnt geweſen; denn eine Engländerin hatte es bauen und einrichten laſſen zu ihrer Villeggiatura;

aber ſie war im Frühling geſtorben ohne es je geſehen zu haben, und ihre Erben wünſchten dringend es zu verkaufen. Ich widerſtand dieſer Lokkung nicht: für einen mäßigen Preis brachte ich das trauliche Hüttchen an mich, und mit unbeſchreiblichem Wolbehagen nahm ich auf der Stelle davon Beſitz. Es war ſo recht in meinem Sinn und nach meinem Geſchmack in Harmonie mit Umgebung und Beſtimmung eingerichtet: das untere Stockwerk für Dienſtboten und wirthſchaftliche Räume; das obere für einen einſamen Menſchen — vielleicht für zwei, wenn ſie genügſam waren und ſich liebten — und Alles mit der größten Einfachheit und Sauberkeit, die Wände nach Schweizerſitte getäfelt mit braunem polirten Nußbaumholz; von demſelben Hol; Tiſche und Schränke; Vorhänge und Meublebezüge von hellem buntgeblümten Zitz — ein wahres Ideal von Einfachheit! Schlaf- Wohn- und Eßzimmer nahm ich ſogleich für mich in Beſitz. Das vierte Zimmer beſtimmte ich für Benvenuta, wenn ſie in den Schulferien mich beſuchen würde.

Wie immer ging es mir Anfangs wol, denn ich genoß mit vollen Zügen den Zauber der Hochgebirgsnatur — aber nicht wie auf der Reiſe, ſondern in einer ſelbſtgewählten Heimat. Das war

mir neu! eine Eigenthumsſtätte hatte ich in fremden Landen nie gehabt. Es würde mir vorgekommen ſein als nähme ich Beſitz von einer neuen Welt im Kleinen, wenn ich die Frage hätte beſchwichtigen können, welche ſich vorwitzig aus meiner Selbſtkenntniß mir entgegendrängte: Wie lange wird der Reiz währen? wann wird er abgeſtumpft ſein? Das ſtörte meinen Genuß. Uebrigens gab ich mich lediglich meinen Gedanken und den Einflüſſen und Eindrücken der Natur hin. Ich hatte ſo viel geleſen und ſo wenig Befriedigung davon gehabt, daß Bücher mich angähnten; ich verdankte das meiner eingewurzelten Thorheit: ſtatt in ihnen die relative Wahrheit zu ſuchen und mir aus derſelben einen Nahrungsſchatz für eigene Meditationen zu ſammeln, hatte ich nach der abſoluten in ihnen geforſcht und ſie muthlos fallen laſſen, als ich dieſelbe nicht fand, nicht finden konnte. Immer wußte ich hinterher ſehr genau was ich hätte thun, was meiden ſollen, und meine ganze Erkenntniß beſtand darin, daß ich mit immer klarerem Blick die Summe meiner Irrthümer überſchaute, ohne ein einziges verſöhnendes Reſultat erſpähen zu können. Durſtend wie Keiner hatte ich mich in das Leben geworfen um mich an deſſen Bächen und Quellen, Meeren und Strömen ſatt zu trinken.

Durſtend wie Keiner ſah ich es um mich herum rinnen und verrinnen .... wie Waſſer, das man mit der hohlen Hand ſchöpft und das zwiſchen den Fingern hindurchfließt, bevor es die lechzenden Lippen erfriſcht hat. Aber wo gab es denn noch zu ſchöpfen? zu welchem Brunnen konnte ich noch pilgern? — Die Einſamkeit, die Natur, die Dürftigkeit der Verhältniſſe die mich umgaben und mich zu wolwollender Theilnahme auffoderten — ſollten ſie meiner Seele ihr Genügen bereiten? — — — Die Einſamkeit iſt gut und nothwendig für mächtige Naturen die zum Bewußtſein über ſich ſelbſt, über ihr Ziel und ihre Mittel kommen wollen und einer erhabenen Beſtimmung entgegen gehen. Sie iſt der Concentrirung aller Gedanken auf einen Gegenſtand günſtig, und iſt dieſer ein großer, ein würdiger, ſo kann ſie die ganze Seele unauslöſchlich für ihn in Flammen ſetzen, die dann ausbrechen, wenn ſie genug Nahrung geſammelt haben und der ſtaunenden Welt ein neues Licht zum Himmel hinauf oder über die Erde hinweg anzünden. Aber für uns dürftige Menſchen, die wir unſer Ich zum Hauptgegenſtand unſrer Betrachtung machen, taugt die Einſamkeit nicht, eben weil ſie die Gedanken ſo concentrirt; ſie macht uns ſehr leicht egoiſtiſch, einſeitig und fanatiſch. Größe und Ge-

nie ſind Könige in der Einſamkeit, denn ſie iſt ihr ihnen angebornes Reich: ſie ſind immer einſam. Aber die Maſſe der Menſchen zählt nur als Gattung etwas, weil ihre Individuen der intenſiven Kraft entbehren, welche ein eigenthümliches Leben erzeugt. Sie müſſen in Schaaren leben; für ſie iſt die Einſamkeit ein Kerker oder ein Grab.

Ich fiel ſehr bald in derſelben der ſchwärzeſten Melancholie anheim. Dies ungeſtörte Leben in der Natur, ohne ein beſeelendes Gefühl, ohne eine beherrſchende Idee, ohne jene glückliche phyſiſche Organiſation die von ihren Elementen mit Wonne zehrt — überwältigte mich mit namenloſer Traurigkeit; denn ich fühlte mich außer Zuſammenhang mit ihr: ſie brauchte mich nicht — wie konnte ich mich an ſie ſchmiegen? Kein einziges der Bände womit ſie den Menſchen umſchlingt und ihn heimiſch und nützlich macht auf der Erde und ihm in dieſem Bewußtſein ſüßen Genuß gewährt — kein einziges hielt mir Farbe! Nicht von den Todten zu reden, deren Erinnerung mir längſt wie Schatten in der grauen Dämmerung entſchwebt war; — nur von den Lebenden: von dem Gatten, von der Tochter, von dem Freund — was war ich ihnen und was waren ſie mir? Mit keinem Einzigen von ihnen hatte ich verſtanden mich in

das rechte Gleichgewicht zu ſetzen. Dem Einen war ich nur gleichgültig, dem Andern nur ſchmerzlich, und meinem Kinde entbehrlich. Sie hatten Alle ſich von mir trennen können, und wir Alle lebten fort — in Freuden die Einen, in Qualen die Andern; aber wir lebten. Auch wir Gequälten lebten äußerlich ruhig genug! Wir ſtanden alle Morgen auf, verſäumten am Tage nie für unſeren Lebensunterhalt zu ſorgen, und gingen jeden Abend ſchlafen. Mit der Pünktlichkeit einer Uhr rollte ſich die animaliſche Exiſtenz mit ihren Functionen ab: ſie allein hatte Beſtand. Aber die Liebe, die Kraft, die Andacht, die Treue, der Glaube — dieſe Genien welche dem Menſchen die Lehmhütte ſeines materiellen Daſeins zu einem Tempel ausſchmücken und lichten, in welchem er ſich ſelbſt geadelt und einer höheren Beſtimmung würdig erſcheint: ſie hatten ſich in mein Leben nicht wie ewige Geſtirne, ſondern wie zerplatzende Seifenblaſen herabgelaſſen, und ich fühlte mich in das Nichts zerfließen, weil ſie ins Nichts zerflattert waren. Ich verging an der allgemeinen Vergänglichkeit.

Und das Ende von dem Allen — war der Tod! und er konnte kommen heut, morgen — und ich mußte fort, und hatte nicht gelebt! fort mit meiner

weiten leeren Seele, die ſich in dieſer Welt des Unbeſtandes von nichts hatte feſſeln laſſen, und die nun vielleicht durch Aeonen ihren unerquicklichen Lauf fortſetzen mußte um das zu finden was ſie erſehnte. Aber iſt denn überhaupt für eine leere Seele, ohne Glaube und ohne Liebe, die Unſterblichkeit beſtimmt? hat ſie ſich durch ihre Leere nicht als unwürdig derſelben erwieſen?

O wie beneidete ich Diejenigen, welche den Tod lieben als ihren Erlöſer und Befreier von dem Folterbette des Daſeins! .... und wie viel mehr jene Anderen, jene Begnadeten, welche das Leben lieben, weil ſie ſich ihm trotz verzehrender Wonnen und Schmerzen gewachſen fühlen! Ich konnte keins von Beiden! — — — — — — —

Gott, welche Nächte durchwachte ich in dem Thal von Grindelwald! Das waren nicht die üppigen von Sorrent, nicht die phantaſtiſchen von Venedig, die meiner Jugend angehörten und durch deren Hofnungen, Träume und Erwartungen gelichtet waren. O nein! ich war nicht mehr jung, ich hatte zu früh, zu viel, zu verzehrend, zu gewaltſam gelebt, um nicht vor der Zeit alt zu ſein! Jezt war eine Nacht wirklich für mich Nacht, dunkel, kalt und kerkerhaft. Nicht ihre ſüßen Geheimniſſe erzählten mir die Sterne, ſondern meine eige-

nen traurigen Gedanken, Fragen und Geschichten knüpften sich an sie. Nicht in großen Harmonien umrauschten mich die Naturstimmen, die Nachts so vernehmlich vom Gebirg herabkommen, auf den Wipfeln der Bäume und auf den Wellen des Flusses säuseln, und in die Ferne hinein hallen: — denn sie klangen mir wie eine lange, unendlich lange, ewig wiederholte Frage .... ohne Antwort! und das macht müde. Aber dennoch war mir die Nacht lieber als der Tag mit seinem angstvollen Menschengewimmel, das nach nichts Anderem als nach Zerstreuung und Vergessenheit ringt! der Arme: nach der Leibesnothdurft eines Bissen Brotes, der Reiche nach Befriedigung imaginärer Bedürftigkeit. Darum verschlief ich die Tage, und die Nächte — verträumt' ich.

Im Herbst besuchte mich Benvenuta, und vierzehn Tage lang unterhielt sie sich vortreflich bei mir. Sie hatte mir so viel zu erzählen, daß sie meistentheils die Kosten der Unterhaltung trug. Ueberdas gefiel ihr das ganz ländliche Leben das sie an ihr geliebtes Engelau erinnerte. Ich machte große Spaziergänge mit ihr, besuchte mit ihr die Hütten der Landleute, meiner Nachbarn, mit denen ich auf einem viel freundlicheren Fuß lebte als mit den Nachbarn von Engelau — nicht nur

weil ich im Stande war ihnen zuweilen Hülfe und Beiſtand zu leiſten, ſondern hauptſächlich weil ich ſie beſuchen durfte ohne weiße Handſchuh anzuziehen. Indeſſen nach vierzehn Tagen waren wir wiederum Beide von der Anſtrengung erſchöpft uns gegenſeitig dieſelbe zu verhehlen, und ich brachte ſie nach Ouchy zurück. Beſorgt fragte ſie mich ob ich wirklich dem Winter in meiner einſamen Cottage zwiſchen Schnee und Gletſchern trotzen wolle. Ich war dazu entſchloſſen; meine Geſundheit hatte ſich in der friſchen Bergluft, bei der höchſt einfachen Koſt und Lebensart ſehr gebeſſert; dazu waren mir meine vier Wände behaglich, die ganze häusliche Einrichtung bequem; weshalb ſollte ich dieſe Vortheile aufgeben für die ich in Lauſanne oder Genf kein Aequivalent fand, da Geſelligkeit und Umgang mich langweilten und abſtießen?

„Und wirſt Du Dich nicht zu ſehr langweilen, ſo ganz .... ganz allein? meine arme liebe Mama!“ fragte Benvenuta, mich zärtlich umſchlingend und mit den guten Augen ihres Vaters mich anſehend.

„Nein geliebtes Kind! entgegnete ich wehmüthig und durch die Wehmuth die Vorſicht vergeſſend: — wenn ich ganz allein bin langweile ich mich noch am wenigſten.“

„Ach! da bin ich Dir wol auch langweilig!“ rief ſie betroffen.

„Du biſt mein Kind: das zählt nicht als Geſellſchaft!“ erwiderte ich lachend.

Aber ſolche kleine bedenkliche Aeußerungen fielen auf beiden Seiten doch bisweilen, und darum war es gut wenn wir nicht lange beiſammen blieben.

Im October fiel ſchon Schnee und ich machte mich zu meinem Winterſchlaf zurecht. — Die große Schaar der Reiſenden hatte ſich längſt im Oberland verlaufen; nur einige Nachzügler kamen noch zuweilen nach Grindelwald, wenn ein ſchöner Tag und ein tiefblauer Himmel das Gebirg und die Gletſcher in ihrer Pracht zeigten.

Es war um die Mitte eines ſolchen Tages. Ich war lange umhergeſtreift und hatte hier und da nach meiner Gewohnheit in einigen Hütten eingeſprochen um zu ſehen ob und wie ſich das arme Volk zum Winter einrichten könne, wo ſo mancher Verdienſt und Vortheil wegfällt, den der Sommer mit ſich bringt. Ich kehrte heim. In einiger Entfernung hinter mir gingen zwei Männer, ein Reiſender und ſein Führer. Durch die klare ſtille Luft drangen ihre Worte zu mir als der erſte fragte:

„Wer iſt die Dame die vor uns geht?“

„'s iſcht die guti Fru vom Grindelwald,“ ent-

gegnete der Führer, deſſen Stimme ich kannte, denn ich hatte mich ſeiner Schweſtern angenommen, die hier lebten — zwei brave blutarme Weiber.

Da ich nicht zweifelte daß nun der gute Aloys eine lange mich betreffende lobende Geſchichte erzählen würde — und da ich es nie habe ertragen können mein Lob zu hören: ſo blieb ich am Wege ſtehen und ſagte:

„Grüß Gott, Aloys! Ihr habt einen ſtärkern Schritt als ich: da geht nur erſt vorüber ehe Ihr weiter von mir ſprecht.“

Aloys zog ſeine Kappe und entgegnete unverzagt:

„Nichts für ungut, Fru! der Herrgott thut's auch hören wenn man ihn lobpreist.“

„Wohin geht's, Aloys?“ fragte ich abbrechend.

„Ins Gaſthaus zuerſt, denn wir kommen von Meyringen, und dann zu den Gletſchern! morgen früh nach Lauterbrunn über die Wengernalp, und Abends nach Interlachen; — von da gen Bern.“

„Glückliche Reiſe!“ ſprach ich und winkte dem Reiſenden an mir vorüber und weiter zu gehen, was er mit einem etwas verwunderten Gruß auch that. Aloys folgte ihm.

Einige Stunden ſpäter machte ſich ein großer Auflauf beim unteren Gletſcher und es verbreitete ſich die Nachricht ein Paar Engländer wären in

einen Spalt hinabgeſtürzt. Allmälig berichtigte ſie ſich dahin, daß ein Fremder einen höchſt gefährlichen Sturz gethan und ſchwer verwundet aber noch am Leben ſei. Nach einiger Zeit brachte man den Reiſenden von heute früh beſinnungslos getragen, und Aloys ſtürzte voran und zu mir mit der Bitte ihn bei mir aufzunehmen. Ich hätte es ohnehin gethan. Mein Gaſtzimmer war ſchon bei der erſten Kunde in Bereitſchaft geſetzt. Als die Leute ihn bei mir untergebracht ſahen, entfernten ſie ſich mit der tiefen Zuverſicht: nun würde er ſchon wieder geſund werden und es könne ihm keine Pflege fehlen. Mich rührte dies Vertrauen, weil es mir ihre wolwollende Geſinnung bewies; aber zerbrochene Glieder und ein zerſchmetterter Kopf begehrten ärztliche Behandlung. Ich ſchickte reitende Boten nach Unterſeen, nach Thun und Bern. Bis aus Bern ein berühmter Wundarzt kam, vergingen über vierundzwanzig Stunden. Die beiden Andern waren früher da, und es erwies ſich zu meinem nicht geringen Entſetzen, daß das rechte Bein und der rechte Arm an der Schulter gebrochen ſei. Die Verwundung am Kopf war ebenfalls höchſt gefährlich. Es war ein junger, ſchöner, geſunder Menſch, der vielleicht ſterben — vielleicht Zeitlebens ein Krüppel bleiben konnte.

Mich erbarmten die Seinen .... seine Mutter, die ihn in frischer Jugendblüte entlassen hatte und Gott weiß wie und wann wiederfinden mogte. Ich gab mir das Wort ihn wie einen Sohn zu pflegen.

Wie er hieß, wer und woher er war — davon hatte Niemand die leiseste Ahnung. Von Luzern war er mit Aloys über den Brünig ins Berner Oberland gekommen und seinen Koffer hatte er von dort nach Genf geschickt. In seinem kleinen Mantelsack befanden sich so wenig Sachen und Geld als man zu einer Fußreise braucht — übrigens weder Briefe, noch Paß, noch legitimirende Papiere. Aloys meinte er habe ein kleines Portefeuille in der Brusttasche seiner Blouse getragen und dasselbe vermuthlich bei seinem Sturz verloren. Mich beunruhigte dies nur in dem traurigen Fall seines Todes. Blieb er am Leben, so würde er sich mit der Zeit schon legitimiren.

Er blieb am Leben; aber es war qualvoll, der Leib gemartert, der Kopf fast immer besinnungslos; und traten lichte Augenblicke ein, so waren sie von so unerhörter Schwäche begleitet, daß Gedanken und Gedächtniß sich nicht sammeln konnten. Außer meiner Mutter hatte ich nie einen Menschen so heftig, so lange, so in jedem Nerv vom

Scheitel bis zur Sohle leiden ſehen. Aber er hielt es aus! der Körper iſt eine wunderbar kräftige Pflanze ſo lange ſie in der Jugend wurzelt. Wir hatten Alle ſchwere Zeiten! er — durch Leiden; wir — durch leiden ſehen und nicht helfen können. Unter wir verſtehe ich Aloys, den ich zu ſeinem ſpeciellen Dienſt bei mir behielt, mich und meine Dienſtboten. Ich befand mich vielleicht von ihnen Allen am wolſten: ich vergaß mich ſelbſt, und meine Tage waren mit etwas Andrem gefüllt als mit meinem erbärmlichen Ich. Ich konnte noch nützlich ſein, noch einem Menſchen zu demjenigen helfen, was eine ſo köſtliche Gabe ſein kann, wenn man ſie zu benutzen verſteht: zum Leben! konnte für Eltern ein Kind retten, vielleicht ein Einziges, vielleicht den letzten Troſt einer elenden Mutter.

So vergingen Wochen und Monate. Um Weihnachten trat endlich wahrhafte Beſſerung ein; die Lethargie wich, die Beſinnung kehrte zurück, Fieber und Phantaſieen hörten auf. In den qualvollen Schienen eingezwängt konnte er nur ſeinen linken Arm brauchen und bedurfte daher einer Menge kleiner Dienſtleiſtungen. Sein erſtes Wort an mich das er mit Bewußtſein und mit dem Ton innigſter Dankbarkeit ausſprach, war:

„O! die gute Frau vom Grindelwald!“

Der fieberhafte Schleier war also endlich von seinen Blicken genommen. Jenes Wort des Aloys war nicht das letzte welches er gehört — aber das letzte welches Eindruck auf ihn gemacht hatte; seine Erinnerung war bei demselben stehen geblieben und kam mit ihm zur Besinnung.

„Gott sei Dank! Sie erkennen mich!“ sagte ich froh. — Mit erleichtertem Herzen konnte ich nun daran denken zum Neujahrsfest, das in der Schweiz den Platz unsers Weihnachtsfestes einnimmt, die Kinder zu besuchen. Am Tage vor meiner Abreise kündigte ich dieselbe meinem Kranken an, und fragte ihn ob in Genf oder Bern keine Briefe ihn erwarteten, die ich ihm mitbringen oder zusenden könne. Auf dem Postamt in Genf müßten deren wol einige sein — meinte er.

„Dann muß ich um Ihren Namen bitten, sagte ich lächelnd, damit ich die richtigen fodern kann.“

„Nicht einmal meinen Namen wissen Sie! .... und wo ist denn mein Paß geblieben?“

„Da ich kein Thorwächter bin der nach Paß und Namen zu fragen hat, so habe ich mich bisher um Beides nicht gekümmert. Was ersteren betrift, so glaubt der Aloys Ihr kleines Portefeuille sei bei Ihrem Sturz verloren gegangen.“

„Darin war mein Paß und ein Creditbrief an einen Banquier in Genf," ſagte er beſorgt.

„Tröſten Sie ſich! entgegnete ich lächelnd. Ein Paß iſt Ihnen vor der Hand ganz überflüſſig da Sie Grindelwald nicht verlaſſen können; — und ich gebe Ihnen mehr Credit als Ihr Banquier in Genf! — Aber den Namen muß ich wegen der Briefe wiſſen."

„Ich heiße Graf Wilderich Wildeshauſen, ſagte er, und auf einem Schloß dieſes Namens in Oſtfriesland lebt meine Mutter, der ich gern Nachricht von meinem Unfall zukommen ließe."

„Ich will ihr ſchreiben und ihr die Wahrheit nicht verhehlen, aber auch die Gewißheit Ihrer Geneſung ihr geben!" unterbrach ich ihn lebhaft.

Er nahm meine Hand, küßte ſie und fragte:

„Sie verlaſſen mich nicht? Sie kommen wieder?"

„Gewiß, in vierzehn Tagen komme ich wieder, und Sie werden während meiner Abweſenheit keine Pflege entbehren."

„Aber Ihre Gegenwart!"

„Allerdings! denn eine Doppelgängerin bin ich nicht."

Er lächelte. Es war mir eine ſtille Freude ein Lächeln auf dieſem Antlitz zu ſehen, das ſo lange von Schmerz und Krankheit zerſtört war; mit dem

Lächeln ging das Menſchliche wie eine Sonne über ihm auf; Leidensausdruck hat auch das Thiergeſicht.

Tags darauf reiste ich ab, über Bern und Freiburg nach Ouchy. Ich hatte ſchon viel von meinem unbekannten Kranken an Benvenuta geſchrieben, die ſich wie alle junge Mädchen außerordentlich für das Geheimnißvolle intereſſirte. Jezt mußte ich ihr noch viel mehr von ihm erzählen; aber als ſie erfuhr daß er ein ganz gewöhnliches Menſchenkind — kein entthronter Fürſt, kein Flüchtling, kein Verbannter, kein großer Künſtler, Maler oder Dichter ſei: nahm dieſe Theilnahme wenigſtens um die Hälfte ab, denn es blieb nur noch die für ſein Unglück, und die für ſeine Perſönlichkeit fiel weg.

Ich ſchickte meinen Diener nach Genf, der ſich Wilderichs Briefe und Effecten einhändigen ließ; und ich ſelbſt ſchrieb an die Gräfin von Wildeshauſen. Ich bekam jeden dritten Tag ein Bülletin ſeines Befindens von meiner Kammerfrau, die ſeit zwanzig Jahren in meinem Dienſt und eine ſo zuverläſſige Perſon war, wie man es unter dieſen Umſtänden nur wünſchen konnte; deshalb hatte ich ſie zurückgelaſſen. Die Nachrichten lauteten befriedigend, und als ich wieder nach Grindelwald kam

fand ich Wilderich merklich beſſer und ſehr erfreut über meine Heimkehr. Die Briefe die ich ihm mitbrachte erhöhten ſeine Freude, obgleich die letzten große Beſorgniß ausdrückten veranlaßt durch ſein langes Schweigen.

Ein Schreiben ſeiner Mutter an mich, das bald darauf anlangte, ſprach mir den Dank eines ſorgengedrückten, tiefbekümmerten Herzens aus. Wie ſie wünſche anſtatt dieſes Briefes ſelbſt zu kommen! wie ihre zahlreiche Familie und ihre Verhältniſſe es unmöglich machten! Ich gab den Brief an Wilderich; er las ihn mit Thränen.

„Immer muß ich ihr Sorgen machen!“ — ſprach er bewegt.

„Das iſt das allgemeine Schickſal der Eltern ihren Kindern gegenüber; entgegnete ich tröſtend. Aber wie man um einen Sohn Sorgen haben könne — die abgerechnet, daß er ſich Arme und Beine bricht — begreif' ich nicht. Unſre Welt iſt für die Männer eingerichtet, nämlich ſo daß man durch ringen, ſtoßen, drängen, ja einiges boren vorwärts kommt — und das verſtehen die Männer, das können ſie aushalten, das bekommt ihnen ſehr gut. Eine Frau kann daran zu Grunde gehen und wird immer fürchterlich leiden. Darauf muß eine Mutter für ihre Tochter vorbereitet ſein!

die Chancen des Glücks ſind unendlich viel ſeltner für ſie."

„Sie haben kein Herz für die Söhne weil Sie nur eine Tochter haben, gnädige Gräfin, ſagte Wilderich. Ich denke mir daß das Kind der Mutter Sorge macht, und ein Sohn iſt auch ein Kind."

„So wird's wol am richtigſten ſein, mein armer Wilderich! und eben deshalb ſagte ich, Sie ſollten ſich nicht zu ſehr um die Sorgen Ihrer Mutter quälen; denn die ſind nun einmal dem mütterlichen Herzen eingeboren."

„Mein Vater iſt ſeit zehn Jahren todt, ich bin der Aelteſte von acht Kindern, und meine Mutter muß uns mit einem ſehr geringen Vermögen erziehen: das iſt eine unſäglich ſorgenſchwere Aufgabe."

„Ach! rief ich, ohne die Verwöhnungen des Reichthums erzogen zu ſein iſt ein außerordentlicher Vortheil! darin liegt der Sporn zur Entwickelung des Mittelſtandes. Wenn unſre Zeit höhere Intereſſen als die des Materialismus, des Genuſſes in höchſter Potenz, hätte: ſo könnte dieſer Sporn der Unverwöhntheit zu etwas Tüchtigem und Großen treiben. Aber die Idee, welche der Mittelſtand von den Bedürfniſſen des Jahrhunderts, der Zeit und der Völker hat, iſt folgende: Jezt ſollen

mir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, welche bisjezt dem einen bevorzugten Stande zugeflogen sind! — An diese fixe Idee von den gebratnen Tauben und wie ihnen beizukommen sei, vergeudet er seine Kräfte, denn all seine liberalen Machinationen und seine schwindelnden Speculationen sind ja weiter nichts als Bestrebungen um den Traum von den gebratnen Tauben zu realisiren. Lassen Sie ihn fahren, Wilderich! er macht den Menschen nicht gut und nicht glücklich, sondern das, was er am meisten fürchten und fliehen sollte — gemein."

„Sie sprechen wie eine reiche Frau, die Sie auch sind, gnädige Gräfin" .... — — —

„Lebe ich wie eine reiche Frau? unterbrach ich ihn. Wo sind Pferde und Wagen, Livreebediente, Sofas von Sammt, Vorhänge von Seide, goldene Spiegel? .... was Alles die erste beste Doctorsfrau in unsrer Heimat hat."

„Sie leben dennoch wie eine reiche Frau: nämlich — unabhängig! und das ist der größte Vorzug des Reichthums."

„Lieber Wilderich! der Reichthum knechtet die Seele und macht sie in zehntausend Fällen höchstens Einmal unabhängig."

„Ach, gnädige Gräfin, Sie würden anders

ſprechen wenn Sie nicht reich, und hingegen Mutter einer zahlreichen Familie wären! Ich habe vier Brüder: die beiden jüngſten ſind ſchöne, prächtig aufgeweckte Kinder, die ſich ſchon ihr Fortkommen in der Welt erringen werden. Aber die beiden andern ſind arme unfähige Knaben. Was ſoll aus ihnen werden? In welcher Weiſe ſollen ſie es möglich machen ihren Stand, ihren Namen zu vertreten, da ihnen jedes Mittel dazu verſagt blieb? Wären ſie die Söhne einer unbemittelten bürgerlichen Familie, ſo wäre ihre Unfähigkeit ein ſtilles Unglück das eben nicht über die vier Wände ihres Hauſes hinaus reichte; ſie könnten ein leichtes Handwerk lernen, ſich ihr Brot erwerben und Keinem zur Laſt fallen. Bei uns iſt das anders! uns wird ſolch ein Unglück zur Schmach und zum Vorwurf gemacht! Da heißt es hier: „nichts als Dummköpfe ſind dieſe Hochgebornen!“ — da heißt es dort: „Wie dieſe ſogenannt Vornehmen degeneriren und nichts als Blöd- und Schwachſinnige erzeugen, welche dennoch mit uns in die Schranken treten und ſich gar über uns erheben wollen!“ — Dieſer Hohn iſt ſchwer zu ertragen, gnädige Gräfin. Der Reichthum iſt ein Bollwerk gegen ihn. Sie werden das nicht glauben, weil Sie nicht ſolche gemeine Brut gekannt haben; aber ich weiß

es: ſie hat Reſpect vor Demjenigen, den ſie beneidet.“

Wilderich ſchwieg ganz erſchöpft und ich ganz erſtaunt. Dies war unſer erſtes längeres Geſpräch und ohne meine Abſicht hatte es eine Wendung genommen die ihn ſo ſchmerzlich ergriff. Dies war eine neue Phaſe des Leides welches durch unſre Welt geht! Nach einer Pauſe rief Wilderich:

„O wie tauſendmal hab' ich gewünſcht lieber ein Taglöhner zu Wildeshauſen zu ſein, der unter körperlichen Anſtrengungen ſein Schwarzbrot gewinnt, als der Graf von Wildeshauſen, dem es obliegt als Herr, als Haupt einer Familie für ſeine Untergebenen und ſeine Verwandten zu ſorgen und dem dazu die Mittel fehlen!“

„Mein armer Wilderich, was ſind das für unzeitgemäße Gedanken: für etwas Anderes ſorgen zu wollen als für ſich ſelbſt!“ entgegnete ich, die traurige Wahrheit hinter einem ſcherzhaften Ton verbergend um ihn von ſeiner Verſtimmung abzulenken. Aber heftig und traurig fuhr er fort:

„Die Iſolirung durch den Egoismus .... dieſe anti-ariſtokratiſche Richtung unſrer Zeit, welche das Individuum ohne poſitive Religion, ohne Liebe zur Heimat, ohne Anhänglichkeit an die Familie, ohne Reſpect vor Tradition, ohne Gefühl

für die Untergebenen, in den grauen Wuſt einer communiſtiſchen Menſchenverbrüderung hinausſtößt — durch philoſophiſche Speculation dermaßen die Thatkräftigkeit abſchwächt, daß wir der Praxis einer ſchlichten Lebensweisheit ich weiß nicht was für eine fade ſpitzfindige Theorie von Fortſchritt, von Freiheit vorziehen, welche uns aber nicht fördert, nicht befreit — dieſe fürchterliche Vereinſamung des Menſchen, ohne Gott, ohne Herz, ohne Kraft, ohne Baſis, ohne Ziel — ohne irgend einen der großen Gedanken für welche es der Mühe lohnt zu leben oder zu ſterben — o die eben iſt es welche mir an der Seele nagt und nicht für mich, ſondern für uns Alle mich martert."

„Die Krankheit hat Sie ermattet, ſagte ich. In Ihrem Alter muß man Zuverſicht haben, Wilderich, denn ein halbes Jahrhundert der Wirkſamkeit liegt vor Ihnen und wie wollen Sie derſelben gewachſen ſein, wenn Sie nicht daran gehen mit Zuverſicht auf regenerirende Elemente! Die rückkehrende Geſundheit wird Ihnen das ſchöne Vorrecht der Jugend: die ewige Hofnung — wiederbringen. Ich begehre nicht daß Sie eine herrſchende Mode mitmachen, und unſre Weltzuſtände roſenroth gefärbt betrachten ſollen! aber Sie ſollen nur nicht ſchwarz ſehen wo höchſtens ein ſanftes

Grau iſt. Grau, lieber Wilderich, iſt immer das Chaos — und über dem Chaos ſchwebt immer der Geiſt Gottes."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Die Geſchichte lehrt es."

„Eine Lehre welche unſer Herz oder unſre Erfahrung nicht beſtätigen — iſt für uns todt. Deshalb frage ich ob Sie aus Ihrer Seele oder nur nach Büchern ſprechen."

„Und wenn ich ſagte: nicht aus meiner Seele!"

„So würden Ihre Worte eben nur todte Worte ſein — wie faſt alle ſind die heutzutag gelehrt werden."

„Da mögen Sie Recht haben! ſagte ich immer mehr und mehr erſtaunt. Aber was ſind Sie für ein trauriger ernſthafter Menſch!"

„Ich bin's! denn in mir iſt ein Chaos und ich weiß nicht ob der Geiſt Gottes darüber ſchwebt."

„Kind! Kind! rief ich, Sie thun mir weh!"

„Sie ſehen wol, gnädige Gräfin, daß man auch um einen Sohn Sorgen haben könne," ſagte er.

Auf dies erſte Geſpräch folgten viele derſelben Art. Er hatte eine von inneren Kämpfen ganz zerarbeitete Seele. Ich kam zu der Ueberzeugung daß ſeine Krankheit eine große Wolthat für ihn geweſen ſei indem ſie den Geiſt in Schlaf gelullt.

Der Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen, zwiſchen Altem und Neuem, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, welcher in unſrer Gegenwart keine befriedigende Löſung gefunden, hatte ſich auch in ihm noch nicht zur Verſöhnung durchgebildet. Er war ja noch nichts als ein deutſcher Student! Er kannte noch nichts als ſeine Familie und die Schule; und was jene gepflanzt, hatte dieſe entweder zerſtört oder in Frage geſtellt. Jeder hohe Grad von Civiliſation bringt eine ſolche Complication der Verhältniſſe mit ſich, daß die Einheit des Characters, die Uebereinſtimmung zwiſchen Geſinnung, Wort und That, faſt eine Anomalie genannt werden dürfte. Nun giebt es aber Menſchen welche das Bedürfniß empfinden zur Aufrichtigkeit und Einheit ſich zu entfalten, Menſchen welche in der Lüge eine unwürdige Feigheit — in der Zerſplitterung eine Schwäche ſehen — Menſchen welche nicht handeln, nicht ſprechen und nichts thun können, ſobald ihre Ueberzeugung ſie nicht dazu auffodert, und welche ſich nun darauf angewieſen finden die Widerſprüche zu löſen oder zu leiden, welche bei ihrem Eintritt ins Leben aus jedem Verhältniß ihnen entgegen ſpringen. Im Staat, in der Kirche, in der Wiſſenſchaft, in der Geſellſchaft — all überall Parteien, welche ihre Rechte,

ihre Wahrheiten, ihre Anſichten und ihren Standpunkt in ein Syſtem gebracht haben, das ſeiner Natur nach immer einſeitig iſt, folglich mit Conſequenz durchgeführt eine gewiſſe ſtarre Abgeſchloſſenheit erheiſcht, welche Demjenigen ſchwer fällt, der Recht und Wahrheit überhaupt, und nicht vom Standpunkt einer Partei ſucht. Ein ſolcher Menſch war Wilderich: ſtolz, grade, aufrichtig, vom allerempfindlichſten Ehrgefühl, unfähig in dieſem Punkt Conceſſionen zu machen, und daher jeden Augenblick in ſeinem vielleicht übertriebenen Begriff von Ehre tödtlich verletzt.

Er bekam einmal die Verlobungsanzeige ſeines Vetters mit einer Banquierstochter, und gerieth darüber in ſolche Troſtloſigkeit, namentlich über ihren großen Reichthum, daß ich ganz ernſthaft ihn fragte ob er den Verſtand verloren habe um über ein ſo alltägliches Ereigniß zu jammern.

„Wenn ſie arm wäre könnt' ich's verzeihen, entgegnete er, aber reich — ſehen Sie, das finde ich nichtswürdig."

„Sie ſind unſinnig, Wilderich! Aehnliches geſchieht täglich in England, denn da iſt die Ariſtokratie nicht blos ſtolz und würdig, ſondern auch klug und praktiſch, und verſteht es friſches Blut und friſches Geld ſich zu aſſimiliren. Dadurch iſt

ſie ein immergrüner Baum. Der deutſche Adel aber — von einer Ariſtokratie dürfen wir Norddeutſchen ſchon gar nicht ſprechen! — hat es nicht verſtanden den Zufluß jener Lebenselemente ſich offen zu erhalten; drum ſtirbt er ab."

„Da ſei Gott vor! rief Wilderich. Dann ginge ja die Ehre verloren! — Was fragt der Büreaukrat, der Induſtrielle, der Speculant, der Gelehrte — nach der Ehre! Nach ihrer perſönlichen Ehre, oder daß ihnen die gebührenden Ehren widerfahren — o ja! danach fragen ſie ſehr! Aber die Ehre des Standes, der Genoſſenſchaft kümmert ſie nicht, denn ſie haben keine Genoſſen, ſie ſind nicht von einer gemeinſamen Idee beſeelt, von der Idee: die Beſten ſein zu müſſen weil ſie die Erſten ſind. Sie ſind nur durch ihr Intereſſe zuſammengehalten, ſei es für ihre Carriere oder ihren Geldbeutel, und ein ſolches Intereſſe iſt nur äußerlicher Art. Jeder vertritt ſeine Perſon, ſeine Meinung, ſeine Stellung, und was ihn zuweilen zur Gemeinſamkeit ſchaart iſt — Oppoſition gegen uns! das iſt jedoch kein Lebensprincip. Wir aber vertreten die Idee der Ehre, und Individuen gehen unter, allein Principe leben ewig! drum kann der Adel nicht abſterben, denn die alte Tradition kann nicht untergehen."

„Er hat aber keine Basis mehr in den Zuständen! versicherte ich unermüdlich. Ihm fehlen seine eigenthümlichen und wesentlichen Bevorzugungen und Verpflichtungen seitdem er seinen lebenskräftigen Character als Grundherrschaft verloren hat und als solche um die alten Rechte gekommen ist, die ehedem zwischen dem Herrn und den Unterthanen bestanden haben. Ihr seid Alle die ersten Bauern auf Euern Besitzungen und weiter nichts. Herren seid Ihr gar nicht mehr! die Regierung — das ist der Herr! die schreibt Euch aufs Genaueste Euer Verhalten vor Darüber müssen Sie sich keine Illusion machen: adlige Bauern, das seid Ihr."

„Warum bemühen Sie sich so sehr mich herab zu stimmen? fragte Wilderich. Gönnen Sie mir doch wenigstens meine Idee und die Begeisterung für dieselbe! in der Wirklichkeit ist wenig genug wofür ich mich enthusiasmiren könnte."

„Ich mögte nicht daß Sie Ihre Begeisterung so zu sagen schlecht unterbrächten. Ihre Gesinnung: „weil wir die Ersten sind müssen wir die Tüchtigsten sein," ist durchaus aristokratisch, ist das Band zu der edelsten Gemeinschaft die nur zwischen den Menschen statt finden kann; aber verabsäumt nicht die Mittel, die im Stande sind Eure Gesinnung durch äußere Macht zu unterstützen.

Sie betrachten den Reichthum als ein Mittel zur Unabhängigkeit. Ihn zu erwerben ohne kaufmänniſche und induſtrielle Speculationen iſt heut zu Tage unmöglich; Sie fühlen keine Neigung für dieſelben, oder Ihre Stellung, Ihre Laufbahn geſtatten ſie Ihnen nicht; Sie finden ein ſchönes angenehmes Mädchen, deren Erſcheinung Ihnen gefällt, deren Character und Bildung Ihnen zuſagt — und Sie wollen ſie nicht heirathen weil ſie eine reiche Banquierstochter iſt: lieber Wilderich, in dieſer Anſicht finde ich mehr Subtilität als Zartgefühl."

„Reiche Frauen ſind mir überhaupt unerträglich! ſagte er. Ich meines Theils werde nie ein andres Mädchen heirathen als aus einem guten alten Hauſe und ohne Vermögen" .... — —

„Wie das gewöhnlich bei uns Hand in Hand geht!" ſetzte ich lachend hinzu.

Was ich ihm dringend rieth — waren Reiſen in fremden Ländern, zu fremden Völkern, um das deutſche Spießbürgerthum abzuſchleifen, dieſes kleben und klauben an Formen, deren Inhalt ausgeſtorben iſt, dieſe Devotion vor dem Fremdländiſchen, dieſe Ueberſchätzung der Magiſtergelahrtheit, dieſen matten Dünkel auf Geiſt und Bildung.

„Das muß man geſtehen, Sie ſind nicht blind eingenommen für Deutſchland! rief Wilderich. Ha-

ben Sie denn je in der Fremde eine ſtolze Wallung bei dem Gedanken gehabt eine Deutſche zu ſein?"

„Ja, eine ſehr ſtolze!"

„Nun bei welcher Veranlaſſung?"

„Wenn ich eine Symphonie von Beethoven aufführen hörte .... dann war ich ſtolz, denn ſo aufgefaßt und ſo ausgedrückt iſt nie der Geiſt des deutſchen Volks als von ihm! Er hat ihn wiedergegeben den Tiefſinn in der Verklärung. Sonſt aber erinnere ich mich keiner Veranlaſſung."

„Und das ſagen Sie ſo gelaſſen! ich würde darüber verzweifeln."

„O all dieſe ſchlaffen Verzweiflungen muß man ſich abgewöhnen! Man muß die Welt nehmen wie ſie iſt; und warum ſoll man nicht eben ſo ſtolz ſein auf einen Genius der Symphonien componirt als der über Staatsökonomie ſchreibt?"

„Wenn man ſich in der Welt wie ſie iſt zurechtfinden muß, warum denn, gnädige Gräfin, ſind Sie in dieſe Einſamkeit geflüchtet, wo Sie durch nichts an dieſelbe erinnert werden?"

„Weil ich mein Leben bereits verbraucht habe und zu nichts Tüchtigem mehr brauchbar bin — — als höchſtens .... um die gute Frau von Grindelwald zu ſein."

„Kann man mehr ſein als gut?“

„O ja! man kanns auf dem rechten Fleck, zu rechter Zeit und Stunde, am rechten Ort ſein. Die gute Herrin von Engelau, die gute Gattin, die gute Mutter zu ſein: das wär' ein Lob. Jenes iſt keins. Ich bin gut — was man hier gut nennt, nämlich wolthätig — weil ich es angenehmer für mich als das Gegentheil finde.“

„Ich verſtehe Sie zuweilen gar nicht! entgegnete Wilderich. In Ihren Handlungen ſind Sie ein hohes und edles Herz, in Ihren Worten — welche man ſchwer von Ihrer Geſinnung trennen kann, da Sie nicht lügen — haben Sie gar kein Herz.“

„Daraus ſehen Sie daß ich die Kraft zum thun .... nicht die zum ſein habe. Ich habe vielleicht weniger Unrecht gethan als Tauſende meines Gleichen und dennoch weniger Befriedigung als eben ſie.“

„Das iſt unnatürlich!“ rief er.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt! entgegnete ich gelaſſen. Mein Daſein iſt wie eine Tropfſteinhöhle: darin ſtehen allerlei ſchöne Sachen, Altäre, Kapellen, Heiligenbilder .... aber verſteinert und in Finſterniß; und das ſollte nicht ſein.“

„Und warum iſt es ſo?“

„Weil der Geiſt der Liebe fehlt.“

„Das iſt ja aber eine fürchterliche Gleichgültigkeit!“ ſagte er faſt mit Entſetzen. Und wie kann man ſie mit Ihrer Barmherzigkeit, mit Ihrem Mitleid in Einklang bringen?“

„Barmherzigkeit auf und über der Welt — von Ewigkeit zu Ewigkeit gehend — iſt das Eine woran ich glaube.“

„Weil Sie ſie üben!“

„Nein! .... weil ich ihrer bedarf.“

Ich ſprach zwar immer wenn unſre Unterhaltung eine Wendung auf mich nahm in einem möglichſt kalten Ton von mir ſelbſt, aber er machte dennoch auf Wilderich Eindruck.

„Giebt es viel Frauen wie Sie?“ fragte er einſt.

„Ganz wie ich — vielleicht Keine! mir ähnlich — Unzählige! — Natürlich werden ſie das aber nicht eingeſtehen. Verſtand und Phantaſie werden übermäßig entwickelt, und das Herz vertrocknet. Solch Mißverhältniß macht elend. Da ſoll nun die Oede durch Emotionen ausgefüllt werden: die Einen werfen ſich in die Andacht, die Andern in die Studien und ſchönen Künſte, noch Andre ins Weltleben mit ſeinen blaſirenden Genüſſen. Es muß immer etwas gethan werden! Natürlich läuft zwiſchen all dem unſinnigen und abgeſchmackten

Thun zuweilen auch etwas Gutes mit unter — grade wie bei mir! — aber es ritzt Alles nur die Haut, höchstens die Nerven — nicht das Herz."

„Gott! rief Wilderich, und an dies Geschlecht sind wir mit unsrer Liebe gewiesen!"

„Nun! entgegnete ich lachend, Eure Liebe wird es wol noch erwidern können! Und dann giebt es ja immer Ausnahmen, und die Geliebte, mein Wilderich, ist ein für alle Mal eine Ausnahme."

That ich ihm wol oder weh? ich vermuthe das Letztere. Nichts — und auch ich nicht — war so wie er es geträumt, wie es seinen Idealen entsprach.

„Was soll ich glauben, lieben, hoffen, wollen — da neben dem Allen der Zweifel steht! rief er einmal in schmerzlicher Aufregung. War die Welt gut wie sie bisher gegangen ist — warum legt sie sich denn auf die andre Seite? War sie schlecht — wie hat sie so lange bestehen können? — O wie beneide ich die, welche an einen unbedingten Fortschritt glauben und daher im Stande sind aufrichtig mit der Vergangenheit zu brechen. Ich kann es nicht! ich finde nicht mehr Lebensweisheit, mehr Tugend, mehr Glück, mehr Freude in den Lehren welche unsre Tage beherrschen und unsrer Zeit als Richtschnur dienen und als Ziel vor-

leuchten — als in früheren Epochen. Ich finde nicht daß die Menschheit hochherziger und kernhafter wird — nicht daß die Aufklärung sie klar macht über das was ihr Noth thut, über Bestimmung und Pflicht. Klüger wird sie insofern als sie mehr lernt, und zwar bis zum letzten Mann des Volks herab, und als mancher Aber- und Wahnglaube z. B. an Gespenster, Heren und Zauberei schwindet. Dafür glaubt sie jedoch an politische, sociale, wissenschaftliche Charlatans — was doch ein sehr verdumpfender Glaube ist! und ob sie an Gott glaubt — das ist wol nicht unbedingt zu bejahen. Die Weltweisen sprechen zwar von einem Gott in der Geschichte, von einem Gott im eigenen Bewußtsein: das ist ein Gott ungefähr so wie ein Kartenkönig einen König von altem Schrot und Korn vertritt. Ich meine — Gott, den Lenker des Weltalls, den Vergelter des Guten und Bösen, den Vater der Barmherzigkeit, ohne dessen Willen mir kein Haar gekrümmt werden kann! Gott — wie der Mensch ihn braucht, zu welchem ich schreien kann in meinen Schmerzen, jauchzen in meinen Freuden, und zu dem ich den Glauben habe, daß er mich hört und erhört zu seiner Zeit! Gott — zu dem das Herz und der Blick emporfliegt bei großen Geschicken, weil es einen Dank

und eine Klage giebt, die man nur vor ihm aussprechen kann und weil dieſe Geſchicke, ſo reich oder ſo ſchwer ſie ſein mögen, immer eine Stelle unbeſetzt laſſen in unſrer Seele, welche nur durch ihn auszufüllen iſt. Glaubt die Chriſtenwelt in dieſer Weiſe ihrer Väter noch an Gott?"

„O Kind! rief ich gerührt, was kümmern Sie ſich um den Unglauben der Welt, wenn in Ihrer Seele die ewige Ampel des Glaubens brennt? — Was wollen Sie mehr?"

„Ich will die Gewißheit nicht in Traum oder Irrthum dahin zu taumeln! Und der Zweifel der mich umringt macht mich irre an mir ſelbſt."

„Der Zweifel iſt ſo alt als der Glaube! Petrus glaubte und Thomas zweifelte, und dennoch hat neben dieſem Zweifler der Glaube des Petrus eine Kirche geſtiftet von der geſchrieben ſteht „daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwinden werden." ".

„Nur ein Zweifler zwiſchen zwölf Apoſteln! In unſrer Zeit iſt's anders! da wohnen Schwankung, Unſicherheit und Zweifel wenigſtens in eilf Köpfen unter zwölf."

„Das beweist weiter nichts als daß jene Eilf eben nicht zu Apoſteln beſtimmt ſind, obzwar ſie ſich wol dazu berufen finden mögen und ſich ja auch Apoſtel der Wahrheit, der Freiheit, des

Fortſchritts und des Lichts nennen — wie ſich das für die Aufgeblaſenheit geziemt. Glaubt doch unſer Nachbar im Waadtland, der Schneider Weitling, eine ſociale Weltreform predigen und einleiten zu müſſen — warum ſollen ſich da nicht Andere an die religiöſe machen?“

„Was haben Sie gegen den Schneider, da Hans Sachs und Jacob Böhme Schuſter waren?“

„O gar nichts! ich meine nur — da alle hundert Jahr einmal das Mirakel eines Lichtes aus der Werkſtatt hervorgegangen iſt: ſo könnte ja auch wol einmal ein Irrlicht draus hervor gehen. Uebrigens hab' ich nichts weder gegen Reformen noch gegen Schneider. Im Gegentheil! da Staat, Kirche und Geſellſchaft mir wenigſtens in Deutſchland vorkommen wie Adam nach dem Sündenfall, der ſeine Blöße kennt, ſich ſchämt oder fürchtet, und nach einem Feigenblatt greift; ſo wäre wol ſehr ein Mann zu erſehnen, der ein großartiges Gewand, einen neuen Purpur und Königsmantel ihnen umhinge.“

„Das iſt es ja ebenfalls was mich ſo ſehr irre macht! ich habe Augenblicke in denen ich mir ſelbſt mit Aufrichtigkeit geſtehen muß, daß viel abgenutzter und verbrauchter Plunder ſich bei uns in

allen Ecken angesammelt hat und uns sehr zur Last fällt. Allein das Aufräumen ist eine schwierige Sache! das alte Gerümpel stürzt über den Haufen und reißt vielleicht noch Brauchbares mit um."

Er konnte sich stundenlang in diese Gespräche vertiefen, bei denen es jedoch unmöglich war zu einem Abschluß zu kommen. Die Jugend braucht ihn nicht! im Gegentheil würde er ihr schädlich sein weil sie Gefahr liefe pedantisch und systematisch zu werden. Sie lebt sich zum Abschluß heran. Ob je ein Mensch die ganz klare und richtige Summe seines Strebens in sein Rechnungsbuch, und nicht zuweilen halb unbewußt ein F. für ein U. schreibt — ist die Frage. Indem wir leben wachsen wir in unser neues Wollen und Denken dermaßen hinein, daß wir uns nicht mehr genau besinnen wie es ehedem damit beschaffen gewesen ist. Zwanzig Mal denken wir: jezt sind wir zum Abschluß gekommen, jezt wissen wir was wir zu erwarten, zu geben, zu thun, zu meinen haben — und über's Jahr, oder über drei Jahr, oder doch ganz gewiß über zehn Jahr ist Alles anders. Und dann spricht man von Treue als von einer Tugend! Treue ist Gewohnheit mit Nothwendigkeit und Bequemlichkeit .... vielleicht sogar mit ein klein wenig Heuchelei vermischt.

„Sie sind eine fürchterliche Frau!“ rief Wilderich als ich einmal diese Aeußerung machte.

„Für Sie und Ihresgleichen mag es anders sein. Ihr Herz mag einen so starken und gleichmäßigen Schlag haben, daß seine Ermattungen und seine Fieber nur die Oberfläche bewegen ohne es im tiefsten Grunde zu erschüttern. Oder auch liegt es an einer großen Idee, deren Realisirung das Leben füllt, vor Anker und ist mit ihr still, fest und treu. Aber Treue gegen den Menschen — dazu gehört eben außer Ihnen noch ein Gegenstand, und wer bürgt Ihnen für den?“

„Mein Vertrauen.“

„Und wenn das nicht auf den Rechten gesetzt ward?“

„O! rief Wilderich, haben Sie denn nie einen Menschen geliebt?“

„In dieser Frage hat Ihr Instinct Ihnen die richtige Antwort eingegeben.“

„Und warum .... mein Gott, warum denn nicht?“

Ich zuckte die Achseln. „Auf manches Warum giebt es gar keine — oder die trostlose Antwort: Weil man es nicht verstanden oder nicht verdient hat.“

Wilderich nahm meine Hand, drückte sie lebhaft an seine Lippen und rief:

„O Sie Himmliſche! was kann bei Ihnen von verdienen die Rede ſein! Auf Sie müſſen alle guten Gaben wie Morgenthau und Sonnenlicht herab ſinken.“

„Auf die fürchterliche Frau? .... wie Sie eben mich nannten! Sie verfallen in Widerſpruch,“ ſagte ich ſpöttiſch und zog meine Hand kühl zurück.

Er erröthete flüchtig und ſah traurig zu Boden. — — — — So verging die Zeit. Wilderich hatte allmälig wieder den Gebrauch ſeiner Glieder erlangt; aber ſein Gang ſowol als ſeine Armbewegungen waren ſteif und ſchwer. Der Arzt rieth ihm, nach Baden zu gehen. Er hatte gar keine Luſt dazu. Er behauptete die Bergluft des Oberlandes ſei viel heilſamer, viel geſünder, und die Bemerkung daß ſie ſteife Glieder nicht geſchmeidig mache, ließ er fallen. Er wollte eben nicht fort. Das fing an mich zu beängſtigen. Wilderich war ein Menſch der ſich aus Dankbarkeit für eine Frau fanatiſiren konnte.

Benvenuta ſollte mich in den Frühlingsferien beſuchen. Ich benutzte das um ihm eines Tages zu ſagen:

„Es iſt zwar ſehr unfreundlich einem Gaſt und einem Kranken die Thür zu weiſen, aber es hilft nichts, lieber Wilderich, Sie müſſen meiner Tochter

das Feld räumen! Ich habe in dieſem engen Häuschen nur ein Gaſtzimmer.“

„Sie haben mich ſo lange geduldet aus übergroßer Güte; nichts als Beſchwerden und Laſt habe ich Ihnen gemacht und doch mißbrauche ich Ihre Güte genug um nicht von ſelbſt Ihr Haus zu verlaſſen! das wäre eine grenzenloſe Unbeſcheidenheit — wenn“ .... — — —

„Es iſt keine! unterbrach ich ihn ſchnell. Sie fühlen ſich noch nicht vollkommen hergeſtellt, und fühlen ebenfalls — was Sie auch von Beſchwerden u. ſ. w. ſagen — daß Sie mir nicht läſtig ſind: drum wollten Sie die trüben Winter-Erinnerungen und den Reſt von Schwäche an demſelben Orte in der ſchönen Frühlingsluft abbaden; das iſt ganz natürlich.“

„Ich werde mich alſo im Gaſthaus niederlaſſen; denn Ihre Tochter, gnädige Gräfin, muß ich durchaus kennen lernen! ſie iſt wol ſo ziemlich das einzige Geſchöpf auf der weiten Welt für das Sie ſich intereſſiren.“

„Von Ihnen, Wilderich, hab' ich dieſen Vorwurf doch kaum verdient.“

„Es iſt kein Vorwurf .... wenigſtens keiner für Sie, ſondern für Andere. Aber Ihre Tochter muß ich kennen lernen!“

„Ich habe gar nichts dagegen," ſagte ich ein wenig befremdet, da ich nicht begriff welch Intereſſe er plötzlich an der unbekannten Benvenuta nahm, deren Porträt ihm nicht einmal ſehr gefiel.

Er blieb alſo in Grindelwald nahm ein Zimmer im Gaſthof und verbrachte übrigens ſeine Tage bei und mit mir.

Bald darauf kam Benvenuta. Sie war jezt in ihrem ſechszehnten Jahr, und lieblich .... ach lieblich, wie man eben nur in dem Alter iſt, friſch, blühend, roſig und doch ſo zart wie eine Purpurwolke am Morgenhimmel. Ihre frühere Kränklichkeit hatte ſie wie es ſchien gänzlich überwunden. Ein lebhafter Wechſel der Farbe bei jeder Gemüthsbewegung — in welcher ſie überdas immer ſchwieg — deutete auf eine feine reizbare Organiſation und auf ein ſtilles tiefes Gefühl. Von der fliegenden Heftigkeit meiner jugendlichen Empfindungsweiſe war Gottlob! keine Spur in ihr. Ich glaube nicht ein holdſeligeres Mädchen je geſehen zu haben. Sie war ſo recht ein junges Mädchen — unbefangen und doch ſchüchtern, ſchelmiſch und doch blöde. Was weiter in ihr war — wer konnte es wiſſen? — —

Wilderich empfing Benvenuta mit ſtralender Freude. Ich verſtand das gar nicht. War es

Dankbarkeit gegen mich? hatte ſich ſeine Phantaſie zuvor von ihr feſſeln laſſen? war es eine urplötzlich entzündete Liebe? Zuweilen glaubte ich eines dieſer Motive in ſeinem Benehmen zu finden, zuweilen keines. Was er nur erfinden konnte um Benvenuta zu unterhalten, wendete er an. Zuerſt ließ ſie ſich das nur gefallen; allmälig war es ihr angenehm der Gegenſtand einer ſo unausgeſetzten Huldigung zu ſein. Ich erinnerte ihn täglich an ſeine Reiſe nach Baden; er behauptete ſie täglich mehr entbehren zu können.

„In dem Fall würde Ihre Mutter doch ſehr froh ſein Sie nach all dieſen überwundenen Gefahren wiederzuſehen;“ ſagte ich.

„Allerdings! .... und ich auch die gute Mutter! entgegnete Wilderich. Allein ich bin überzeugt ſie gönnt mir von Herzen daß ich jezt ein wenig die Schweiz genieße — und umſomehr da ich meine Zeit nicht verliere, ſondern bei Ihnen perfect engliſch gelernt habe! denn Zeitverluſt iſt nun einmal den Müttern ein Greuel.“

„Sie genießen aber gar nicht die Schweiz, lieber Wilderich, wenn Sie immer hier bleiben.“

„Kann man ſie ſchöner genießen als hier? liegt mir nicht grade hier ihr characteriſtiſcher Zauber vor Augen: feierliche Majeſtät und idylliſche An-

muth? Dies Thal ist eine Wiege in der wie Zwillinge Gletscher und Wiese friedlich bei einander ruhen. Um unsre kleinen niedrigen Hütten halten die Titanen der Natur, die hohen Berge Wache, recht wie es sich ziemt für die Großen daß sie die Kleinen beschützen. Da oben donnern die Lavinen, hier unten summen die Bienen! — Und waren wir nicht gestern in Interlachen und vor drei Tagen in Lauterbrunn? — Wollen wir nicht morgen zum Rosenlaui-Gletscher, und ein andres Mal zur Handeck und auf das Faulhorn; und immer wieder hieher zurück unter dies gesegnete Dach? Nein, gnädige Gräfin, weder in der Schweiz noch in der Welt kann ich etwas Schöneres sehen."

„Ich kann mir nicht helfen, Wilderich, ich bin eine ächte Mama: mir thut Ihre Zeitverschwendung leid!"

„Ach! die sogenannt verschwendete Zeit ist fast immer eine glückliche von der uns später für Nachwirkung und Erinnerung kein schöner Augenblick, kein seliger Athemzug verloren geht, von der ein erquickender Duft und ein melodischer Nachhall in der Seele bleibt."

„Kind! was wissen Sie mit Ihren zweiundzwanzig Jahren von Erinnerungen?"

„Wenn ich auch nichts weiß, ſo ahne ich doch ihren Zauber und ihre Macht.“

„Wie das jugendlich geſprochen iſt! Von den Erinnerungen erwartet die Jugend allgewaltige Magie; aber auch von der Zukunft! .... und auch von der Gegenwart, nicht wahr? Ihre ungeübte und ungeprüfte Kraft erſcheint ihr ſo maßlos und unerſchöpflich, daß ſie von keiner andern Empfindung als von unendlichen — ſogar in der Erinnerung noch unſterblich! — wiſſen will. Aber! aber! die Kraft iſt nicht übermäßig, mein armer Wilderich! ſie hält nicht ſo feſt wie der Magnet das Eiſen; ſie umſchließt nicht ſo feſt wie die Muſchel ihre Perle! — Meiſtens iſt ſie ein Sieb; zuweilen eine Schaale von Porcellan oder Kryſtall, der nichts fehlt als daß ſie einen kleinen feinen Riß hat, durch den ganz langſam, ganz unmerklich der Inhalt entſtrömt oder verfliegt. Nein nein, rechnen Sie nicht auf die Wonne der Erinnerung.“

„Und was hätte ich denn am Schluß meines Lebens um mein müdes Haupt darauf zu betten wenn nicht den Blumenpfühl der Erinnerung?“

„Und wer ſagt Ihnen denn daß Sie am Schluß Ihres Lebens Ihr müdes Haupt auf einem Blumenpfühl betten müſſen? — Es kann ja auch ſein

auf den Dornen des Schmerzes oder in der Asche der Trostlosigkeit."

Benvenuta nahm meine Hand, legte sie auf ihre Augen und sagte bittend:

„Mama, ich kann's nicht aushalten vor Traurigkeit wenn Du so sprichst."

Zu gleicher Zeit sagte Wilderich mit Zuversicht:

„Nein, so elend ist und macht das Leben nicht! Sei es drum daß die Blumen fehlen, daß die Dornen ihren Platz einnehmen! .... aber Asche — nein! so lange mein Herz schlägt, und es kann ja nur mit meinem letzten Athemzug still stehen, lebt ein Funke in ihm, der es vor dem Zusammensinken in Asche bewahrt! sei es ein Glaube, eine Hofnung, eine Liebe — sei es noch Anderes was ich nicht kenne oder nicht zu nennen weiß! Der Mensch soll Leid und Schmerz haben damit er sich bei ihrer Bekämpfung stähle; aber umkommen .... so in der Asche von ich weiß nicht was für namenlosen Dingen — das soll er nicht, das ist nicht seine Bestimmung; und geschieht es dennoch, so geschiehts durch seine eigene Schuld."

Benvenuta hatte ihren Kopf von meiner Hand allmälig gehoben, und sah mit einem Ausdruck von rührender klarer Zuversicht auf Wilderich. Ihre Gesinnung entsprach der seinen. Ein Blick auf

dies liebe unſchuldige Geſicht machte mich ſchweigen; ſonſt ſchwebte ſchon die Frage an Wilderich auf meinen Lippen: wie er die Schuld vom Leben trennen — und wie er die Verſchiedenheit der Individualitäten aufheben wolle, welche bewirke daß der Eine leicht, der Andre ſchwer, der Dritte gar nicht das Schuldbewußtſein von ſich werfe. — Statt deſſen ſagt' ich:

„Um wieder auf unſer eigentliches Geſpräch zurück zu kommen, Wilderich: wann gehen Sie nach Baden?"

„Wenn Fräulein Benvenuta abgereist ſein wird;" entgegnete er, nicht eben in froher Laune.

Benvenuta rief aber ganz vergnügt und freudig erröthend: „Mit der Einrichtung bin ich ſehr zufrieden!"

Am andern Tage ritten wir zum Roſenlaui-Gletſcher, den Benvenuta noch nicht kannte, und der unſtreitig zu den allerſchönſten Punkten gehört, welche die Schweiz aufweiſen kann, denn er iſt phantaſtiſch — und das iſt ihre Natur nur ausnahmsweiſe. Dieſe ſaphirfarbenen Eisblöcke, Eisgrotten, Eispfeiler, liegen da wie Trümmer einer wunderſamen fremden Welt an deren Erſtarrung man nicht glauben kann weil ſie ſo ſchön iſt. Man meint ſie müſſe ſich wieder zu Tempeln und Hallen

auf den Wink eines geheimnißvollen Baumeisters zusammenfügen um dann der Tummelplatz von einem Elfengeschlecht oder von Elementargeistern zu werden. Es ist die schönste Ruine eines Undinen-Palastes von blauem Krystall, welche die Phantasie eines Märchendichters erfinden könnte. Von einer ungeheuern Gewalt ist sie in diese Scenerie hineingeschoben, die mit ihren scharfen Gebirgesspitzen, ihrem zerklüfteten Boden, ihren rauschenden schwarzen Tannen und brausenden milchweißen Bächen, ein ächtes Bild der wilden Bergnatur darstellt.

Benvenuta war ganz bezaubert und ich ganz erstaunt daß sie es war. Ich hatte sonst nie bemerkt daß dergleichen Bilder einen solchen Eindruck auf sie machten. Und doch konnte es nicht anders sein! in dem Kinde schläft die Seele, giebt sich nur in einzelnen aufblitzenden Regungen kund, die aber noch weiter nichts als Träume sind. Beobachtung und Wißbegier sind vorherrschend im Kinde: es will die Welt der großen Leute verstehen. Ist es später in die Jugend hinein getreten — aus der Vorhalle des Lebens auf dessen Tempelschwelle — dann wird es gedrängt das Räthselwort seiner eigenen innerlichen Welt zu suchen; dann braucht es seine Seele, dann schüttelt diese ihren Schlummer ab, erwacht — und mit diesem Erwachen geht

das Gefühl in ihr auf, dieſe Sonne um welche ſich tauſend Planeten der Gedanken drehen. Benvenuta war ſtill nach ihrer Weiſe, aber ihre Augen ſtralten, und als ich ſie auffoderte eine ſchöne Baumgruppe neben dem Gletſcher zu zeichnen, ſagte ſie bittend:

„Ich muß heut' einen Feiertag haben, liebe Mama! es iſt hier ſo ſehr feierlich."

„Wir ſetzten uns Beide auf das friſche Moos und lehnten uns an den rauhen Stamm einer ungeheuern Tanne, deren mächtige Zweige ganz ſtill über uns hingen wie zerriſſene Trauerflöre durch welche der tiefblaue Himmel und der goldne Sonnenſtral freudeverheißend ſchimmerten. Vor uns lag die Wunderpracht des Gletſchers. Ringsum war Alles ſtill, nur die Bäche brausten. Die ganze Natur hielt Mittagsruhe. Seitwärts von uns ſaß Wilderich mehr zu uns als zu dem Gletſcher gewendet. Sein tiefes ernſtes Auge ſchlug zuweilen glanzvolle Blicke zum Himmel auf und ſank dann wieder nach Innen blickend unter die Wimpern zurück. Einmal ſagte er:

„Als ich ein kleiner Knabe war erzählte mir meine Mutter: allüberall ſei der unſichtbare große gute Gott. Wenn ich nun in der tiefen Stille der Mittags- oder Abendſtunden, wo kein Lüftchen ſich

zu regen ſcheint, doch die allerhöchſten und feinſten Wipfel der Bäume ohne bemerkbare Urſach ſich ſanft umbiegen ſah, ſo glaubte ich in meinem kindiſchen Sinn ſie beugten ſich unter den Schritten Gottes, der unſichtbar über ihnen dahin wandele um zu ſehen ob auf Erden Alles gehe wie es gehen ſolle; und hauptſächlich ob ein gewiſſer Knabe Wilderich auch ſeine Schuldigkeit thue. Das erfüllte mich mit ſo namenloſer andächtiger Ehrfurcht, daß mir zuweilen helle Thränen langſam aus den Augen liefen und ich mir vornahm immer ein ungeheuer guter Knabe zu ſein und Mann zu werden. Jezt ſtreifen meine Blicke freilich mehr über die Erde und die Menſchen hinweg, ſenken ſich auf Bücher und Papier und allerlei nichtswürdiges Treiben, wo freilich die Schritte Gottes nicht wol zu erkennen ſind. Kommt es aber einmal ſo wie heut daß ich in feierlicher Stille zu den ſanftbewegten Baumwipfeln aufſchaue, ſo wollen ihre leiſen Beugungen mich noch immer fragen, ob ein gewiſſer Wilderich auch ſeine Schuldigkeit thue; und das ſtimmt mich ernſt — ganz wie damals."

„Und thut er ſie?" fragte ich.

„Darauf iſt ſchwer zu antworten."

„Doch nur in dem Fall daß er ſie nicht thut."

„Wie unerbittlich hart ſind Sie!" rief Wilderich.

„Und ungerecht, Mama! rief Benvenuta lebhaft. Soll er sich denn selbst loben? — das würde Dir auch nicht gefallen!“

„Er soll eine aufrichtige Antwort geben! sagte ich. Ob das nun ein Selbstlob sein würde .... bleibe dahingestellt.“

„Sie haben eine bessere Meinung von mir als Ihre Frau Mutter, sagte Wilderich freundlich zu Benvenuta. Dafür muß ich Ihnen recht dankbar sein.“

„Mama scherzt nur, entgegnete sie erröthend. Wenn sie keine gute Meinung von Ihnen hätte würde ich ja auch keine haben.“

Sie sprang auf und pflückte schöne Genzianen, die wie dunkelblaue Sterne den Boden an manchen Stellen bedeckten. Wilderich half ihr; dann kam sie zurück und wand einen Kranz immer fröhlich mit ihm plaudernd. Ich saß unbeweglich auf meinem alten Platz. Es kam eine große Stille über meine Seele. Das Rauschen des Baches, der Duft des Tannenharzes, der Kräuter und des Mooses, der Sonnenstral der mich in sein Licht und seine Wärme hüllte — webten einen Schleier um mich, hinter welchem ich wie aus weiter Ferne Benvenutas und Wilderichs junge frische Stimmen zu mir klingen hörte; — aber aus der Ferne der

Zeit, nicht des Raums. Ich dachte ſie könnten dereinſt Beide glücklich mit einander werden, glücklicher als ich es je geweſen und wie ich es doch ſtets erſehnt. Und bei dem Gedanken an mich wollte dieſe uralte ewige Sehnſucht wieder ihre Geierkralle in meinen Buſen ſchlagen. Aber wie man zuweilen im Halbſchlaf ſich beſchwichtigt über einen böſen Traum, ſo ſprach ich jezt heimlich zu mir: Laß das! denke nicht an dich ſelbſt! das macht dir Schmerz. Die intenſeſte Sehnſucht und das intenſeſte Bewußtſein von ihrer Unerfüllbarkeit — das allein iſt Schmerz .... die ächte Perle des Schmerzes, wogegen alle andern nur Glasperlen ſind. Die Offenbarung der Liebe, ſo ſtralend und ſtark, daß ſie momentan den Schmerz überflutet: das iſt Ertaſe! — Freude, Wonne, Entzücken, Seligkeit, ſind keine Ertaſe; ſie müſſen mit dem Schmerz verſetzt ſein. Er allein iſt dein Erbtheil. Dir ward die dunkle Folie ohne den funkelnden Diamant .... aber die Kinder werden es vielleicht beſſer haben; denk' an ſie.

Ich ſchlug langſam meine Augen auf und begegnete Wilderichs, die mit melancholiſcher Glut auf mich gerichtet waren während er mit Benvenuta plauderte und ihr die Genzianen zum Kranz reichte. Sie hatte ihren Hut abgenommen.

„Setze Deinen Hut wieder auf! rief ich haſtig. Die Sonne brennt, Benvenuta! das ſchädet Deiner Haut und Deinen Augen.“

„Du biſt eitel für mich, Mama, und nicht für Dich, entgegnete ſie lächelnd und gehorchend. Du ſitzeſt hier ſeit zwei Stunden ohne Hut. Jezt da ich meinen Kranz vollendet habe kann ich ihn nicht tragen. Da muß ich ihn verſchenken.“

Und mit raſcher graziöſer Bewegung ſetzte ſie den Kranz auf Wilderichs glänzend braune Locken. Aber er nahm ihn ab und ſagte:

„Verzeihung! wir Männer ſehen mit Kränzen eigenthümlich ungeſchickt aus, ſo etwas wie Ungeheuer. Finden Sie nicht, Fräulein Benvenuta? — Was Ihre ſchönen Hände geflochten haben muß zu Ehren kommen.“

Mit dieſen Worten erhob er ſich und ſetzte mir den Kranz auf

„Da Ihr Beide ihn verſchmäht, ſo muß ich ihn freilich behalten .... und überdas erfriſcht er mir angenehm die Stirn,“ ſagte ich.

„Mama! rief Benvenuta lebhaft, erlaubſt Du mir den Verſuch Dich ſo zu zeichnen? Du glaubſt nicht wie Du ſchön ausſiehſt mit dieſem dunkelblauen Kranz — ganz wie ein Bild der Melancholie, das ich einmal in einem engliſchen Album

geſehen habe. Die herrliche Tanne — Deine halb liegende Stellung — Alles iſt ſo ſchön."

„Gut! — ich gebe Dir eine Viertelſtunde Erlaubniß."

Benvenuta ſchrie das ſei unmöglich. Wilderich ſagte:

„Fangen Sie nur geſchwind an! ich werde nach meiner Uhr ſehen und Ihnen ſagen wenn die Friſt abgelaufen iſt. — Jezt iſt es halb drei."

Benvenuta machte ſich emſig an ihre Arbeit. Mehrmals ſah ſie fragend zu Wilderich hinüber, der die Uhr in der Hand hielt und immer den Kopf verneinend ſchüttelte. Ich ließ ihr den Spaß, ich weiß nicht wie lange. Endlich ſprang ich auf und ſagte:

„Die Viertelſtunden ſcheinen unter dieſem Baum verzaubert zu ſein.

„Ja, ſagte Benvenuta lieblich, das hat ein guter Geiſt mir zu Gefallen gethan, denn die Zeichnung iſt weit genug vorgeſchritten um ſie zu Hauſe vollenden zu können."

„Warlich, ein guter Geiſt! rief Wilderich. Meine Uhr ſteht noch immer auf halb drei — iſt alſo vermuthlich abgelaufen."

„Die meine iſt vier! ſagte ich. Jezt zu Pferde."

Während des ganzen Heimrittes bat Wilderich

Benvenuta um dies Bild. Sie wollte es nicht geben.

„Bedenken Sie doch welch eine dreifach liebe Erinnerung ſich für mich daran knüpft, bat er: an Ihre Mutter, an dieſen Tag .... und an Sie.“

„Genau ſo geht es mir auch!“ entgegnete ſie.

„Aber Sie haben dabei eine Erinnerung weniger.“

„Nicht doch! Sie waren der gute Geiſt der die Zeit ſtill ſtehen hieß damit ich überhaupt das Bild vollenden könnte.“

Endlich vereinigten ſich Beide darüber, daß Benvenuta das Original behalten und für Wilderich eine Copie machen ſolle. Zufriedengeſtellt langten wir in Grindelwald an. Da erwartete mich ein Brief aus Ouchy mit der Nachricht, daß die Vorſteherin des Inſtituts plötzlich an einer Bruſtentzündung geſtorben ſei. Ihre Tochter ſchrieb tief traurig an Benvenuta, welche mich ſogleich mit heißen Thränen bat zu ihrer betrübten Freundin zurückkehren zu dürfen. Ich ſagte ihr ich würde am nächſten Tage mit ihr abreiſen und Wilderich, welcher Zeuge dieſer Scene geweſen war erklärte: dann würde er nach Baden gehen. Sein Entſchluß war mir ſehr lieb! hatten er und Benvenuta Neigung zu einander, ſo mußte ſich dieſe in der Ferne entwickeln und beſtärken. Geſchah das nicht,

ſo war die Trennung doppelt nothwendig, indem ein Zuſammenleben aufhörte, welches durch ſeine Intimität unerfahrne Herzen in einen Traum von Liebe hätte verwickeln können.

Wilderich fragte mich nach meinen Plänen. Ich hatte keine vor der Hand. Er ſah ganz verſtört aus und bat mich um Erlaubniß mir aus Baden ſchreiben zu dürfen, was ich gern bewilligte. Ich zählte faſt mit Gewißheit auf ſeine Werbung um Benvenuta. Die große Jugend und Unerfahrenheit Beider abgerechnet war es mir ein lieber Gedanke. Ich hatte Wilderich ſehr lieb. Vielleicht ſind uns immer die Menſchen lieb denen wir wolgethan, ſo wie wir ſelten die leiden können gegen die wir ein Unrecht begangen haben. So parador das klingen möge hängt es dennoch eng mit unſerm Bedürfniß zuſammen uns ſelbſt achten zu können.

Wirklich fuhr ich am andern Morgen mit Benvenuta fort, und Wilderich begleitete uns bis Bern, wo ſich unſre Wege trennten. Es war keine heitre Fahrt! Benvenuta ſchwamm in Thränen. Wilderich im Wagen ihr gegenüber ſitzend, ſtarrte ſie ſtumm und beinah finſter an. Ich, nur dann geſprächig wenn ich eine innere Auffoderung dazu empfand, war von Natur, durch Gewohnheit, Richtung und Schickſal ſchweigſam, konnte tagelang

ſchweigen und fühlte mich gar nicht berufen jetzt geſprächig zu ſein. Dieſer Tag war ſo recht ein ſchneidender Contraſt zu dem vergangenen! wir waren die nämlichen Menſchen; wir befanden uns in einer der ſchönſten Gegenden der Welt; wir fuhren leicht und bequem durch die herrlichen Thäler von Grindelwald und Interlachen, am Ufer des Thuner Sees, und über die anmuthige Ebene von Thun nach Bern; — aber Niemand beachtete es, und Jeder wickelte ſich in ſeine traurigen Gedanken einſam ein — während wir uns geſtern in glänzender Heiterkeit und inniger Theilnahme einander nah fühlten. Solch ein Wechſel — iſt leben! ſprach ich heimlich. Aber es mußte halblaut geweſen ſein, wie mir das in tiefen Gedanken zuweilen begegnete, denn Wilderich ſagte:

„Jedoch ein trauriges Leben.“

„Der Wechſel ruht aus und erfriſcht — heißt es.“

„Auch Sie?“

„Nein, mich nicht! im Gegentheil! mich zehrt er auf, mich verbraucht er ſtückweiſe — denn ich will immer etwas das ohne Ende ſei! es brauchte nicht grade Glück .... es dürfte auch Schmerz ſein .... und ohne Ende! Daß Alles ein Ende hat, das frohe Geſtern, das trübe Heute, ſo Alles! Alles! .... das konnte ich eben nicht ertragen, und des-

halb habe ich wenig Ruhe genoſſen im Leben. Phantaſtiſche Sehnſucht ſchmachtete nach dem Unendlichen: frühe Erfahrung ließ mich überall das Ende ſehen oder ahnen! Eine Hand ſtreckte ich nach geliebten Chimären aus; die andre ſtreute erblaßte Bilder gleichgültig in den Wind. Und dies Alles rührte daher weil ich nicht ſtark genug war das Leben wie es iſt und wie Gott es uns gegeben hat — nicht blos zu tragen, ſondern zu ehren."

„Das Leben ehren mit ſeinem ſchaalen Wechſel, ſeiner dumpfen Verwirrung, ſeiner ſchreienden Ungerechtigkeit, ſeiner gekrönten Erbärmlichkeit — mit ſeinen Qualen der Leidenſchaft und des Zweifels, der Sorge und der Schwäche — iſt das möglich?"

„Das Leben ehren, Wilderich! denn ſo lange Ihre Augen offen ſtehen, Ihr Herz klopft, Ihre Hand ſich regt — können Sie das Gute thun und das Schöne lieben! und dies nenne ich das Leben ehren wie Gott es uns gegeben hat."

„Das Schöne lieben und das Gute thun," wiederholte Wilderich ernſt und ſank in ſein Schweigen zurück.

In Bern ging Benvenuta ſogleich ſchlafen, und ich mit Wilderich auf die wunderſchöne Promenade vor der Kathedrale, genannt die Plateforme, wo

man die herrlichſte Ausſicht auf die Jungfrau und ihre majeſtätiſchen Genoſſen hat. Es war um Sonnenuntergang und im ſtralendſten Glanz lagen ſie da wie goldene Rieſenpfeiler welche den Himmel tragen. Wir ſetzten uns auf eine Bank unter den Kaſtanienbäumen. Mein Auge hing an dem Farbenſpiel der Berge; meine Seele flog unbeſtimmten Höhen und Fernen zu. Ich erſchrack faſt wie ein Nachtwandler den man bei ſeinem Namen ruft, als Wilderich mit bebender Stimme ſagte:

„Gnädige Gräfin .... morgen ſehe ich Sie nicht mehr, und meine Seele hat ſich an Sie gewöhnt.“

Während er ſprach ſah er aber nicht mich, ſondern die Berge an. Ich fühlte nun wol daß „ſie“ nicht die Berge waren; aber voll meiner Vorausſetzung, daß zwiſchen ihm und Benvenuta eine Liebe keime, glaubte ich ihr gelte dies „ſie“. Und als er nach einer Pauſe noch leiſer und beklommner ſagte:

„Werde ich Sie nie wiederſehen dürfen?“ — — entgegnete ich liebevoll:

„Warum denn nicht, Wilderich! Aber verſuchen wir eine Trennung von einigen Wochen; ſammeln und beſinnen Sie ſich, überlegen Sie die Zukunft was Sie zu thun und zu bieten haben: — und wenn Sie nach vollendeter Badecur mich in Grin-

delwald oder wo es sei besuchen: so wollen wir darüber sprechen. Jezt nicht. Es scheint mir noch zu früh, zu unreif."

Ein ganz ertatischer Freudenschimmer blizte in seinem Auge auf und zu mir herüber, als er rief:

„Also wiedersehen! .... o gelobt sei Gott!"

Damit war unser Gespräch zu Ende, und Jeder von uns hing wieder seinen Träumereien nach — lange! lange! Ich hatte nun einmal die Gewohnheit mich nicht um die Zeit zu kümmern. Der starke Schlag der Uhr, die an der Kathedrale zehn schlug, machte mich auffahren. Es war ganz finster geworden.

„Warum erinnern Sie mich nicht an die Heimkehr, Wilderich!" rief ich schnell aufstehend und seinen Arm nehmend.

„Ich fühlte mich daheim in meiner Seligkeit," sagte er.

„Hoffen Sie nicht zu viel, Wilderich! .... ich weiß ja nicht einmal ob Sie überhaupt hoffen dürfen."

„O still! still! Sie sagten selbst: jezt nicht! — Einige Wochen voll himmlischer Hofnung liegen vor mir und dann — .... dann wird mir zu Sinn sein als würde ich von Rosenwolken zum goldnen Gipfel der Jungfrau emporgetragen."

„Welche Schwärmerei!“ sagt' ich lachend.

„O lachen Sie nicht! bat er sanft; ich bin ja glücklich.“

„Ist Ihre Liebe wirklich so tief?“ fragt' ich gerührt.

Er antwortete nicht, aber er nahm meine Hand die auf seinem Arm lag und drückte sie mit tiefer Bewegung an seine Lippen und an sein Herz.

In unserm Gasthof angelangt setzte ich mich an den Theetisch: Wilderich ging auf und ab im Salon mit einer Hast die beunruhigend war. Ich bat ihn sich zu mir zu setzen: er wollte nicht. Ich fragte dies und das: er antwortete zerstreut. Endlich sagt' ich:

„Sie sind ungeselliger Laune; also gute Nacht, mein Wilderich! gehen Sie schlafen!“

„Und morgen früh um fünf Uhr muß ich mit dem Zürcher Eilwagen fort ohne Ihnen zuvor Lebewol sagen zu können!“ rief er.

„Desto besser! Abschied nehmen ist so traurig.“

Er kniete plötzlich vor mir nieder. Ich sagte kurz:

„Auf, Wilderich! diesen Ausdruck der Andacht nicht zum Spaß mißbraucht!“

„Zum Spaß? .... mißbraucht? — o meine Gräfin! selten mag wol ein Mensch mit so tiefem heiligen Dankgefühl niedergekniet sein — Dank für

das Erbarmen der Vergangenheit — Dank für die Huld der glückseligsten Hofnung. Sie haben mir das Leben gerettet! in langen Nächten haben Sie mich bewacht, in schweren Tagen mich gepflegt, immer ein Lächeln, einen Trost, eine unbesiegliche Geduld für mich gehabt, den Unbekannten, den Fremdling! — dann haben Sie mich gelehrt welch eine herrliche Gabe das Leben sei, weil wir darin das Gute thun und das Schöne lieben sollen — und allendlich haben Sie mir ein überirdisches Glück zugesagt! .... — Und dafür gäbe es einen übertriebenen Ausdruck von Dank und Andacht? — — O sehen Sie denn nicht daß ich nicht anders kann als vor Ihnen knien?"

Dieser junge warme Ausbruch des Gefühls that mir unsäglich wol. Ich sagte:

„O Wilderich! es ist doch wunderschön wenn das Herz den Regenbogen der Empfindung — und sei es nur auf Secunden! — über unser graues Lebensgewölk wirft."

Er hatte sein Gesicht in meine Hände und auf meine Knie gelegt. Ich hob seinen Kopf empor; an seinen Wimpern hingen Thränen. Sanft legte ich meine Hand über seine Augen und sprach:

„Ich bin wie die Männer! ich kann in lieben Augen keine Thränen sehen."

Und ich bog mich herab um ſeine Stirn zu küſſen. Aber eine fürchterliche Erinnerung ſchmetterte urplötzlich wie ein Wetterſtral durch meine Seele. Ich lehnte mich zurück, ließ die Hand ſinken und ſprach ruhig:

„Und nun genug, lieber Wilderich! dieſer Augenblick iſt mir ſüß und freudig geweſen wie eine Frühlingsblume die man im Spätherbſt unter welken Blättern findet. Ich wünſchte ſie nie zu vergeſſen. Leben Sie wol — bis zum frohen Wiederſehen!“

Ich gab ihm die Hand, und verließ den Salon. — Wie oft habe ich es ſpäter beklagt ihm jenen Kuß nicht gegeben zu haben! er hätte vielleicht Wilderichs Lippen gelöst und den wahren Zuſtand ſeiner Seele zur Sprache gebracht. Er kann Wunder thun — ein Kuß! kann die Herzen entſiegeln oder beſiegeln die in Beklommenheit und Schwankung zitterten. Aber ich in der Verkehrtheit meines Herzens verſtand nie! nie! das Rechte zu treffen. Am Abend des andern Tages war ich mit Benvenuta in Duchy. Sie war unterwegs noch viel betrübter. Sie ſprach gar nicht von Wilderich was mir unnatürlich vorkam, da ſie ihm nicht Lebewol geſagt hatte; aber ich ließ ſie gewähren, denn ich hatte Scheu etwas anzurühren oder auf-

zuſtören, was vielleicht der Stille bedurfte um klar zu werden. Es iſt unſäglich ſchwer ein junges Weſen zu verſtehen, das ſich ſelbſt nicht verſteht. Die Mütter behaupten freilich immer ſie kennten ihre Töchter bis in die Seele hinein; ich mögte behaupten, daß ſie durch immer neue und die allergrößten Ueberraſchungen zu dieſer Kenntniß gelangen.

Die ganze Erziehungsanſtalt war durch den Tod der Vorſteherin in Auflöſung. Deren Tochter Gabriele ein durch Geiſt und Bildung ausgezeichnetes Mädchen, war bei einundzwanzig Jahren noch nicht erfahren genug um den Platz der Mutter auszufüllen, und die Oberlehrerin genoß nicht eines ſo unbedingten Vertrauens. Ich war ſchnell entſchloſſen und bot Gabrielen an als Benvenutas Geſellſchafterin zu mir zu kommen. Das erfüllte beide Mädchen mit Freude und Dank. Binnen acht Tagen waren die alten Verbindungen gelöst, die neuen geknüpft, und Benvenuta bat mit freudig überwallendem Herzen:

„Nicht wahr Mama, nun gehen wir geſchwind nach Grindelwald zurück?“

„Es wird ſehr eng für uns drei in der Cottage ſein!“ entgegnete ich um zu erfahren welche Sehnſucht ſie dahin treibe.

„O, Gabriele und ich — wir werden uns ſchon

zuſammen in einem Zimmer vertragen! wir ſind daran gewöhnt. Ach Mama! es iſt ſo lieb, ſo herzig in der Cottage von Grindelwald wie nirgends ſonſt."

„Auch nicht in Deinem geliebten Engelau?"

„Nein! — nirgends!"

„Im vorigen Herbſt gefiel ſie Dir doch gar nicht beſonders."

Benvenuta wurde purpurroth und erwiderte verlegen und ſchüchtern:

„Jezt aber ſehr! .... ich meine .... im Frühling ſehr."

„Es wird aber jezt nicht ſo munter dort ſein, weil Wilderich fehlt;" ſagte ich unbefangen, zum erſten Mal ſeit ſeiner Abreiſe ſeinen Namen ausſprechend.

Sie erbleichte und ſchloß momentan die Augen, als habe ſie eine heftige und ſchmerzliche Erſchütterung empfunden. Ich ſah daß ſie unfähig war mir eine Antwort zu geben die arme Kleine! darum fuhr ich gelaſſen fort:

„Indeſſen wird er ja auch bald wieder kommen."

„Iſt es möglich!" rief Benvenuta durch namenloſe Freude über ihre Schüchternheit emporgehoben.

„Wenn Du es wünſcheſt — iſt es gewiß! Wilderich kommt wohin es ſei, ſobald ich ihm nicht

ausdrücklich ſchreibe er ſolle nicht kommen; und dies würde ich nur in dem Fall thun, daß er Dir gleichgültig wäre und daß Du mir den Auftrag gäbeſt ihm das ſchonend beizubringen."

„Wenn er kommt, Mama, ſo iſt es mir ganz einerlei ob wir hier bleiben, oder nach Grindelwald oder ſonſt irgend wohin gehen! ſagte Benvenuta wieder ganz blöde und erröthend. Aber glaubſt Du wirklich daß mein Wunſch ihn wiederzuſehen Einfluß auf ſein Kommen oder Nichtkommen haben könnte?"

„Ich glaube es nicht — ſondern ich weiß es! am Abend in Bern hat er es mir geſagt. Er wünſcht innig Dich wiederzuſehen um Deine Neigung gewinnen und Dein Herz feſſeln zu können. Und dazu hab' ich ihm Hofnung gemacht."

„O Mama! wie himmliſch gut biſt Du!" rief Benvenuta und warf ſich entzückt in meine Arme.

Gleich nach dieſem Geſpräch ſchrieb ich an Wilderich:

„Es iſt ſo eben beſtimmt worden, lieber Wilde-
„rich, daß wir für den ganzen Sommer nach Grin-
„delwald gehen. Sie wiſſen alſo wo Sie uns
„finden und daß Sie uns willkommen ſein wer-
„den, in dem Fall daß Sie Ihren Entſchluß nicht

„geändert haben. Zuvor müſſen Sie aber ſein ru-
„hig Ihre vierwöchentliche Badecur abmachen. Den
„großen Feſten des Lebens muß man geſund und
„kräftig entgegen gehen. Adieu, Wilderich. Eine
„Menge angenehmer Dinge die Sie vermuthlich
„wiſſen mögten, mag ich nicht ſchreiben, weil ſie
„unendlich viel lieblicher zu hören und zu ſagen
„— als zu leſen und zu ſchreiben ſind. Gott mit
„Ihnen."

In Grindelwald erhielt ich ſeine Antwort. Sie war kurz wie mein Brief, ein unterdrücktes Freudejauchzen, ein Herzpochen der Seligkeit. Ich gab das Blatt an Benvenuta. Sie las es, küßte es mit feierlicher Rührung, faltete die Hände darüber und ſagte indem ſie ihre ſchönen unſchuldigen Augen thränenvoll zum Himmel aufſchlug:

„Gott, wie danke ich Dir daß es wirklich wahr iſt."

Uebrigens ſprach ſie nach ihrer Art faſt gar nicht von Wilderich weder mit mir noch mit Gabrielen; allein ich ſah an ihren Beſchäftigungen, daß er der Mittelpunkt ihrer Gedanken war. Mein Bild unter der Tanne am Roſenlaui-Gletſcher machte ſie im Original und in der Copie fertig, und alle Spaziergänge die Wilderich mit uns gemacht, ſuchte ſie als die ſchönſten und liebſten auf.

Je näher der Tag ſeiner Ankunft rückte, um deſto bewegter wurde ſie.

„Ich glaube ich freue mich zu ſehr ihn wiederzuſehen! ſagte ſie am Morgen des Tages deſſen Abend ihn bringen ſollte. Wenn nur dem Dampfboot auf dem Thuner See kein Unglück geſchieht.“

„Und wenn eins geſchähe?“ fragte ich.

„Dann wär' es aus und vorbei,“ ſagte ſie ſo merkwürdig gefaßt, daß ich ſtaunend fragte:

„Was wäre aus und vorbei, ſeltſames Kind?“

„O, ich weiß nicht was! .... ich denke nur .... Alles.“

„Beruhige Dich, Benvenuta! das Dampfboot wird friedlich ſeinen Weg machen und um acht Uhr Abends, wie er es geſchrieben hat, wird Wilderich hier ſein; ſonſt gewiß morgen früh.“

Um acht Uhr Abends war Wilderich nicht da: nicht um neun und auch nicht um zehn. Benvenuta war faſt bewußtlos vor nervoſer Unruh.

„Er hat in Interlachen weder Wagen noch Pferde bekommen können — wie das in dieſer Jahreszeit bei großem Fremdenzudrang ziemlich häufig geſchieht — morgen zum Frühſtück iſt er hier,“ wiederholte ich wol funfzig Mal; aber ich ſelbſt gerieth in fiebernde Aufregung und bat Gabriele Benvenuta zum Schlafengehen zu bewegen. Das geſchah. Ich

aber warf mich halbtodt vor Erſchöpfung auf die Chaiſelongue die auf dem Altan ſtand, und lag dort gedankenlos von unerklärlicher Angſt befallen bis gegen Mitternacht.

Raſche Schritte draußen auf dem feſten Wege weckten mich aus meiner Lethargie. Ich ſprang auf, bog mich über den Altan und fragte halblaut:

„Sind Sie es, Wilderich?“

„Freilich bin ich es,“ rief er und ſprang in großen Sätzen die Freitreppe zum Altan hinauf.

„Aber warum ſo entſetzlich ſpät?“ fragte ich ganz matt und gab ihm die Hand.

„Der Maſchine des Dampfboots geſchah ich weiß nicht was für ein Unfall, der uns über zwei Stunden aufhielt. Dann fand ich kein Pferd in Interlachen. Um die Nacht dort zu bleiben fehlte mir die Ruhe; ich nahm einen Burſchen der meinen Mantelſack trug, und wanderte zu Fuß von dannen. Eine unbeſtimmte Hofnung flüſterte mir zu, daß Ihre Gewohnheit tief in die Nacht hinein zu wachen Sie gewiß auf dem Altan feſthalten würde. Da konnte ich Sie ſehen, oder Ihr Kleid, oder das Licht in Ihrem Zimmer .... oder doch wenigſtens die liebe Cottage! — — und ſo bin ich hier .... ſelig wie nie ein Menſch geweſen iſt.“

Auf der Bruſtwehr des Altans ſtand eine Reihe von Nelkentöpfen. Aber nicht ſteif an Stäbe gebunden war die ſchöne Blume, ſondern lang und geſchmeidig, wie es der Gebrauch in den Schweizer-Bauerhäuſern iſt, fiel ſie mit ihren feinen Blättern graziös über die Bruſtwehr herab und bildete eine Art von Teppich oder Behang über derſelben. Ich hatte mir einen Strauß gepflückt deſſen gewürziger Duft mich erquickte, und während Wilderich haſtig bis zur Athemloſigkeit ſprach, drückte ich mein Geſicht ein Paarmal in die friſchen kühlen Blumen, denn es laſtete eine gewitterhafte Schwüle auf der ganzen Natur.

Als Wilderich ſchwieg nahm er mir plötzlich den Nelkenſtrauß aus der Hand und bedeckte ihn mit Küſſen. Ein namenloſes Entſetzen kroch bei dieſer leidenſchaftlichen Bewegung wie eine Schlange an mich heran. Wir ſaßen auf dem Altan, der durch die Lampe im Salon und durch den überwölkten Sternenhimmel nur matt erleuchtet war, ſo daß ich Wilderichs Geſicht nicht deutlich ſehen konnte; allein es giebt Momente wo man den Ausdruck eines Geſichtes fühlt ohne ihn zu ſehen, und dies Gefühl war nicht beruhigend. Indeſſen gab ich ſeinem letzten Ausruf mit Faſſung zur Antwort:

„Wir wollen über dieſe Seligkeit ſprechen, kommen Sie herein, Wilderich.“

Ich ſtand auf; aber er blieb ſitzen, umſchlang mich heftig und rief mit gepreßter Stimme halblaut:

„Nein nein nein! ich mag nicht ſprechen.“

Ich wich zurück, ging in den Salon, trat an ein Fenſter und ſagte:

„Wenn Sie zu müde oder zu aufgeregt ſind um noch heute ein ernſtes Geſpräch führen zu können, ſo wollen wir es auf morgen verſchieben. Gute Nacht, lieber Wilderich.“ Ich ſchloß das Fenſter.

Er kam ſchnell herein. „Verzeihung, meine Gräfin! ſagte er wieder mit ſeinem alten lieben innigtreuen Ausdruck. Draußen iſt Gewitterluft; in mir iſt ein wenig Fieber; ich bin die vergangene Nacht und den heutigen Tag durchfahren, zuletzt tüchtig marſchirt, dann die Ungeduld, endlich die Freude! .... — — Hier ſind auch die Nelken welche Sie draußen vergeſſen haben.“

Er gab mir den Strauß zurück, ſchenkte aus einer Caraffe voll Limonade, die immer auf einer Conſole ſtand, ein Glas ein, leerte es und ſagte indem er ſich zu mir ſetzte:

„Worüber befehlen Sie mit mir zu ſprechen?“

„Nun, über das was Sie am meiſten intereſſirt: über Ihr Glück.“

„Darüber iſt ſchwer zu ſprechen, meine Gräfin!“ entgegnete er ſanft und gedankenvoll und verſchränkte die Arme über der Bruſt.

„Vielleicht ſchwer mit mir; mit Benvenuta wird es Ihnen leichter werden.“

„Was könnte ich mit Ihrer Tochter über mein Glück zu ſprechen haben? Sie wiſſen ja daß es einzig in Ihrer Hand liegt.“

„Ja .... als Mutter,“ ſagte ich bebend.

„Wie das — ich verſtehe Sie nicht,“ erwiderte er unſicher und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Sie werden mich ſogleich verſtehen wenn ich Ihnen ſage, daß Benvenuta um Ihre Liebe weiß und ſie erwidert,“ entgegnete ich mit einer Entſchloſſenheit die aus einer innern Folterung entſprang.

Ein dumpfer Schrei rang ſich aus Wilderichs Bruſt und bewußtlos ſank er im Lehnſtuhl zurück. Mir war zu Sinn als müſſe der Himmel auf uns herabſtürzen und uns alle drei begraben. Durch ſtarke Eſſenzen weckte ich ihn aus ſeiner Ohnmacht.

„Ich will nicht leben wenn Sie mich nicht lieben!“ rief er mit einem Ausdruck von unerhörter leidenſchaftlicher Verzweiflung, und begrub ſein eiskaltes Geſicht in meinen Händen.

Ich war keines Gefühls, keines Gedankens, keines Wortes mächtig. Krampfhaft ſchlugen meine Zähne an einander; mein Herz klopfte ſo unbändig daß ich mich dem Erſticken nah fühlte. Ein Bild aus der Hölle umſchwirrte mein Gehirn: der Mann den mein Kind liebte — liebte mich! — Aber die Todesangſt um dies Kind lieh mir Worte:

„Wilderich! rief ich, dies Alles iſt ein Traum, ein Alp, ein Unſinn! nicht wahr, lieber Wilderich, Sie lieben meine Tochter?“

„Meine Gräfin, ſagte er traurig, wie käme ich dazu Ihre Tochter das liebe Kind .... aber doch ein Kind nur! — zu lieben. Ich bin ihr gut wie einer kleinen Schweſter; ich beſchäftigte mich mit ihr und intereſſirte mich für ſie auf das Lebhafteſte — weil ſie Ihre Tochter iſt, weil es Ihnen angenehm war uns in gutem Vernehmen zu wiſſen, weil es eine Verbindung zwiſchen Ihrem Herzen und mir war, weil ich ein Mittel darin ſah Ihnen immer näher zu kommen — — o, Sie ſehen wol aus dieſen tauſend „weil“, daß nicht ein Funke tieferer Empfindung ſich in mir fand! Mein Herz iſt kalt für Ihre Tochter; meine Seele weiß nichts von ihr! und wie könnte das auch anders ſein .... neben Ihnen! Wer von uns bemerkt ein

niedliches Kind wenn eine Göttin tiefſinnig und geheimnißvoll durch unſer Leben geht?“

„Aber dies Kind iſt ein junges Mädchen, unterbrach ich ihn, das in der zarten Einfalt ſeines Herzens Ihre Freundlichkeit anders — und weit natürlicher gedeutet, und ſich dieſer Deutung mit tiefer warmer Innigkeit hingegeben hat.“

„Davor hätten Sie Ihre Tochter warnen ſollen, gnädige Gräfin!“ ſprach Wilderich eiskalt.

„Aber, Unſeliger! rief ich händeringend, ich deutete Ihr Weſen in dem Sinn meiner Tochter! Ich müßte raſend geweſen ſein um Ihren Wunſch bei uns zu bleiben, mit uns zu leben, uns wiederzuſehen — auf mich zu beziehen! Die Jugend paßt zur Jugend! Es iſt unnatürlich in Ihrem Alter von einem ſechszehnjährigen blühenden Mädchen ſich wegzuwenden und zu deren Mutter hin, die zwanzig Jahr älter iſt.“

„Ich habe nie nach Ihrem Taufſchein gefragt, gnädige Gräfin!“ ſprach Wilderich immer eiskalt.

„Es iſt unnatürlich, fuhr ich fort, gleich beim Eintritt ins Leben die Blüte und Kraft der Empfindung in einer Richtung zu verſchwenden, die mit deſſen eigentlicher und ernſter Beſtimmung nichts gemein hat. Die Liebe ſoll uns tüchtig

machen für die Mühsale die uns erwarten, indem sie unser Glück an ein bestimmtes Ziel knüpft: an ein gemeinschaftliches Leben mit einem geliebten Geschöpf, das uns ergänzt und vervollständigt."

„Der Meinung bin ich auch, gnädige Gräfin!"

„Nun Wilderich, wenn Sie dieser Meinung sind, wie können Sie dann Ihre Liebe an eine Frau verschwenden, die durch Alter, Erfahrung, Verhältnisse und Richtung gänzlich derjenigen Sphäre entrückt ist, welche Ihrer in der Gegenwart und für die Zukunft harrt! Ich bin ermattet vom Leben — und Sie sind erwartungsvoll und dürstend nach seinen Gaben. Ich zweifle an dem menschlichen Glück — und Sie sehen es an diese Zweiflerin geknüpft. Ich glaube nicht an die Dauer der Liebe — und Sie lieben als müsse sie in Ewigkeit fortbestehen. Ich spreche nur von inneren Verschiedenheiten. Der äußeren mag ich nicht erwähnen. Sie würden erschrecken wenn ich sie Ihnen grell vor die Augen hielte."

Ich hätte lange fortreden können; aber ich schwieg, denn Wilderich starrte mich wie geistesabwesend an. Er hielt seinen Kopf in beiden Händen, und zuweilen überlief ein Zittern seinen ganzen Körper. Als ich schreckenvoll verstummte sprach er matt und tonlos:

„Es iſt aber doch gräßlich ſo mißverſtanden zu werden! nicht verſtanden — iſt ſchon traurig; allein ſo mißverſtanden — das iſt noch nie geſchehen! Sie Gräfin, Sie mit Ihrem tiefen Blick und Ihrer ernſten Erkenntniß, Sie konnten nicht das ſchlichte Herz begreifen, das ſich Ihnen zu eigen gab? .... O, das iſt unnatürlich, meine Liebe iſt es nicht! — Das Schöne zu lieben ſei die Glorie des Lebens — lehrten Sie mich. Ich hab' es gethan .... weiter nichts.“

„O Kind! Kind! rief ich mit herber Troſtloſigkeit, was hilft der Tiefblick der Erfahrung und der Erkenntniß, wenn er unſer Herz nicht zu Rath zieht! das eigene Herz lehrt uns das fremde verſtehen, und ich — Sie wiſſen es ja! — lebe in meinen Gedanken und Träumen, jedoch nicht mit meinem Herzen. Drum war ich nicht glücklich an der Seite des beſten und zärtlichſten Mannes; — drum täuſchte ich mich über Otbert in einem ſolchen Grade, daß ich an ſeine Liebe für mich glauben konnte; — drum erkannte ich nicht die mächtige flammende Liebe, die Fidelis für mich empfand; — drum wähnte ich daß Sie mit Dankbarkeit an mir und mit einer erwachenden Neigung an meiner Tochter hingen. O ſehen Sie dieſe ſchauderhafte grenzenloſe Verwirrung meines Da-

ſeins, Wilderich, und vermehren Sie ſie nicht durch Hingebung an Ihre Schwäche.“

„Ich hatte mir ein Leben geträumt, ſagte Wilderich mit heißer Wehmuth, edel reich und gut, wie Sie mir den Impuls dazu gegeben hatten. Es iſt etwas Großes in Ihnen, das meine Seele weit macht; und da Sie dafür keinen feſten Anknüpfungspunkt gefunden: ſo war ich ſtolz genug zu wähnen, daß Sie ihn in mir finden ſollten und feſthalten müßten. Ich wollte meinen Weg gehen, meine Laufbahn machen, meine Wirkſamkeit auf mich nehmen mit jenem Bewußtſein der inneren Berufung, welche uns über all deſſen Sorgen und Aengſte erhebt. Ich wollte Sie ſtolz machen — ja ja, meine Gräfin, ſtolz darauf daß Sie dies ſtille Feuer einer unüberwindlichen Beharrlichkeit im Guten entzündet hätten. Ich wollte unausgeſetzt *mit* Ihnen leben — nicht *bei* Ihnen — in der ſchönſten Gemeinſchaft die zwiſchen Menſchen denkbar iſt: in *einem* Geiſt, mit *einer* Geſinnung, zu *einem* Ziel; ſtets eingedenk daß das Leben göttlich ſein kann, wenn wir das Gute thun und das Schöne lieben.“

„O! rief ich tief bewegt, das kann ja Alles ſo werden — nur ein wenig anders!“ .... — —

„Nicht ſo und nicht anders! unterbrach er mich

ſchwermüthig. Denn ein Wort der Ermunterung wollt' ich hören und das ſollte heißen: Ich liebe dich, Wilderich."

„O Wilderich! rief ich — ich will Sie lieben wie die zärtlichſte Mutter den edelſten Sohn liebt, wenn Sie nur zur Beſinnung über Ihre eigene Empfindung kommen könnten!"

„Ich bin über ſie zur vollſtändigſten Beſinnung gekommen .... und grade jezt, meine Gräfin! — Da muß ich Ihnen denn der Wahrheit gemäß und auf meine Ehre bekennen, daß ich Sie nicht liebe wie ein Sohn ſeine Mutter."

„Ueber's Jahr wird es anders ſein, Wilderich, oder doch in fünf oder zehn Jahren!"

„Ich weiß wol daß dies Ihre Anſicht iſt."

„Und Sie vertrauen ihr?"

„Ich kann es nicht mehr da Sie mich ſo fürchterlich mißverſtanden haben! folglich muß Etwas in mir ſein, das Ihr Auge nicht ergründet — und dies Unergründliche iſt vielleicht meine Liebe für Sie."

„Mein Gott! ächzte ich, welch ein Unſtern waltet über meinem Leben, daß Alles mir zum Fluch wird, was einem Andern Heil und Segen bringt! — Aber was liegt an mir? — gar nichts! —

deſto mehr an Ihnen und an ihr .... mein Gott, an ihr!"

„Ich fühle daß wir jezt nicht mehr wie ſonſt zuſammen leben können, ſagte Wilderich. Es ſoll auch ſogleich anders werden!"

Er ſtand auf und ging einmal durch den Salon als wolle er jeden Gegenſtand der ihn füllte in ſeine Seele prägen. Das Bild vom Roſenlaui, Original und Copie, zierlich in purpurfarbenen Sammt eingerahmt, ſtand auf der Staffelei. Er nahm eins derſelben, betrachtete es und ſagte:

„Es iſt gut! .... ich nehme es mit mir!" — kehrte dann zu mir zurück, kniete vor mir nieder und ſprach in einem Ton der durch ſeine Ruhe mein Herz beben machte:

„So leben Sie denn wol, meine Gräfin! ich bitte Sie nicht um Verzeihung für meine Liebe; das wäre eine Schmach für mein Herz; — aber dafür daß ich Ihren Wunſch hinſichtlich Ihrer Tochter nicht erfüllen kann. Zum Beweis Ihrer Vergebung geben Sie mir einen Kuß — und dann leben Sie wol! ich ſehe Sie nie wieder! ich verdamme mich ſelbſt zur ewigen Trennung."

„Sie dürfen nicht fort, Wilderich! ſagte ich ganz außer mir und umklammerte ſeine Hände. Benvenuta liebt Sie. Ich ſelbſt habe die Hofnung

in ihr geweckt, die Gewißheit ihr gegeben daß Sie ſie liebten. Sie zagte, ſie zweifelte .... ich zweifelte nicht. Sein Sie barmherzig! machen Sie mich nicht meiner Tochter gegenüber zur Lügnerin! erſparen Sie ihr und mir den gräßlichen Schmerz, woran ich weiß nicht was für ein ſündhafter verbrecheriſcher Anſtrich klebt, daß Sie — die Mutter lieben! beſinnen Sie ſich ein Jahr, zwei Jahr auf Ihren Irrthum, auf dieſe Täuſchung Ihres ſchönen warmen dankbaren Herzens! — O Wilderich! wenn Sie mich je geliebt haben, ſo erbarmen Sie ſich meiner!"

Er war aufgeſtanden und ſagte nun langſam und beklommen:

„Wie iſt es denn aber möglich mich nicht zu verſtehen, wenn ich doch ſage und wieder ſage: ich liebe Sie!"

„Ich verſtehe nichts, nichts, gar nichts .... als daß ich meine Tochter vielleicht fürs Leben elend gemacht habe — wenn Sie nicht Erbarmen haben."

„Meine Gräfin, wie kann ich das?" fragte er ſanft.

In einem Paroxismus von Schmerz ſank ich vor ihm nieder und flehte mit gerungenen Händen:

„Wilderich .... Sie müſſen meine Tochter lieben!"

Angſtvoll hob er mich auf und rief:

„Um Gotteswillen, Sie ſind außer ſich; faſſen Sie ſich .... dann werden Sie einſehen daß Sie Unmögliches von mir verlangen! — Ich liebe nicht Ihre Tochter, kann und werde ſie nie lieben, denn bei dem bloßen Gedanken packt mich ein namenloſes Grauen. Und gar ſie zu heirathen — das wäre ſündhaft, das wäre verbrecheriſch. Und dann wiſſen Sie ja auch, ſetzte er ſchwermüthig lächelnd hinzu, daß ich kein reiches Mädchen heirathen mag."

„Sie ſcherzen und mir zerſpringt der Kopf oder das Herz, Wilderich! .... was ſoll ich denn morgen meiner Tochter ſagen? wie ſoll ich ihr gegenüber treten? wie ihre Fragen, ihre Unruh, vielleicht ihre Klagen oder Vorwürfe aushalten? ich muß umkommen in dieſer Qual."

„Sagen Sie ihr, meine Gräfin, ich ſei todt."

„Wieder eine Lüge! .... und ſie wird es nicht glauben."

„Oder ſagen Sie ihr ich hätte mich als unwürdig erwieſen! ich ſei ihrer nicht werth — leichtſinnig, Spieler, unbeſtändig — was Sie wollen."

„Ich ſoll Sie verleumden, Wilderich?"

„O, rief er lebhaft, es iſt mir ganz gleichgültig was Benvenuta von mir denkt! ich ſinne nur auf Erleichterung für Sie."

„Wollen wir einmal ruhig überlegen! ſagte ich

da ich ihn ſo ſehr geſammelt ſah! Wilderich, erfinden Sie einen Brief von Ihrer Mutter, der Sie plötzlich zurückgerufen hätte! — Eine Unzufriedenheit mit der Neigung welche Sie in ſo früher Jugend feſſelt, ein Verlangen zuvor Rückſprache mit ihr zu nehmen, würde nicht ganz unwahrſcheinlich ſein. Einige Zeit würde darüber hingehen und Benvenuta vielleicht gleichgültiger werden — oder Sie können ſich ändern! Wenn Sie uns in zwei oder drei Jahren wiederſehen, ſtaunen Sie vielleicht über Ihre jetzige Verblendung."

„Möglich, meine Gräfin! möglich!" ſagte er mit einer himmliſchen Sanftmuth, denn ich ſah an ſeinen entſtellten Zügen und ſeiner leichenhaften Bläſſe wie ſehr er litt und welche ungeheure Gewalt er ſich anthat um nicht in Ausbrüche von Schmerz und Leidenſchaft zu verfallen. Aber ich hatte kein Mitleid mit ihm; ich dachte nur an Benvenuta, nur an ein Mittel den Schlag zu lindern, der ihr bevorſtand. Ich bat ihn einen Brief zu ſchreiben des obigen Inhalts. Er entgegnete:

„Mir iſt als käm' ich von der Folterbank, der Kopf wüſt und ſchwindelnd, die Hände lahm" ...—

„Deſto beſſer, d. h. unruhiger und ſchmerzvoller, alſo paſſender für unſern Zweck, wird er ſein;" —

erwiderte ich unbarmherzig, drängte ihn zum Schreibtisch und schob ihm Papier und Feder zu.

„Also in dieser Weise soll ich die letzte Stunde unsers Zusammenseins verbringen?“ rief er.

Ich sah ihn nur bittend an. Er setzte sich und schrieb was ich ihm angedeutet hatte. Während er schrieb ging ich auf und nieder und überdachte Alles was ich an Benvenuta sagen wollte. Im September sollte eine Reise nach Italien und ein längerer Aufenthalt daselbst ihren Gedanken eine ganz andre Richtung geben; und wie eine noch spätere Zeit sich gestalten würde, mußte ich äußern Fügungen und inneren Umgestaltungen überlassen. Nachdem ich mich einigermaßen über Benvenuta beruhigt hatte, kehrte sich doch endlich meine Theilnahme auf Wilderich. Er hatte den Brief vollendet, überschrieben und gesiegelt, und saß unbeweglich am Schreibtisch die Arme fest über der Brust verschlungen. Ich legte die Hand auf seine Schulter:

„Dies ist Ihr erster Schritt ins wirkliche Leben, Wilderich, sagte ich; das erste Glied der langen Kette genannt Enttäuschung aus der wir uns heraus oder hinein — ich weiß nicht recht! — wickeln müssen. Das darf Sie nicht zu Boden werfen, nicht einmal momentan. Ich weiß auch daß Sie

es überwinden werden — aber weil Sie doch einmal dahin kommen, ſo ſei es lieber gleich. Werfen Sie mit einem ſtarken Entſchluß die unnütze Laſt ab, ſchütteln Sie den Druck von der Bruſt und die Wolke von der Stirn, und ſein Sie tapfer."

„Wenn ich Ihrem Rath folgte, entgegnete er mit großem Ernſt, ſo würde ich mich nur als leichtſinnig nicht als tapfer zeigen, meine Gräfin. Vielleicht giebt es Naturen von ſo merkwürdiger Spontaneität oder von ſo eiſerner Willenskraft daß ſie auf der Stelle Herr ihrer ſelbſt werden können. Ich kann es nicht Ich brauche Zeit um mich zu ſammeln, zu faſſen und zu tröſten. Die Gaben ſind verſchieden! Sie überwinden vielleicht in einer Minute wozu ich ein Jahr brauche. Und dann ſind mir auch die Ereigniſſe meines Lebens wichtig — mögen ſie Anderen noch ſo dürftig erſcheinen! Ich *will* ſie nicht gleichgültig bei Seite ſchieben oder fallen laſſen und zu etwas Anderem übergehen: ſondern vielmehr bis in den Kern hinein ihre Bitterkeit oder ihre Süße koſten und mein Weſen mit ihnen nähren, damit ſie in deſſen Nerv, Blut und Kraft übergehen. Gefühle, Begegniſſe, Empfindungen die ſo zu ſagen aus meinem Herzblut geboren ſind, kann ich nicht willkürlich von mir abſchütteln wie eine Laſt die etwa meinen

Schultern aufgebürdet wird. Sie müſſen ſich in mir austoben bis zu ihrem Ziel, und dieſes iſt nicht der Tod — denn ſie hatten ein organiſches Leben — ſondern eine Verklärung, eine Auferſtehung, eine Befruchtung neuer Keime, ein Fortſchritt in der Wahrheit oder Selbſterkenntniß, ein friſcher Aufſchwung. So, als eine organiſche Entwickelung, verſtehe ich überhaupt das Leben! ſo finde ich Zuſammenhang und Einheit darin, und wo dieſe ſind kann jenes zu einer großen herrlichen Harmonie ausgebildet werden. Fliegt Alles nur wie Staub an mich heran und wieder ab: ſo gewinnen die Gedanken und Bilder des Staubes die Oberhand, und ich werde untergewirbelt in ihrer Nichtigkeit. So bin ich beſchaffen, meine Gräfin, und demgemäß muß ich handeln."

Ich faltete meine Hände über ſeinem Haupt und ſagte mit maßloſer Traurigkeit: „O des Jammers daß Sie nicht mein Sohn ſein wollen! O des Glückes mein Kind an Ihr Herz zu legen!"

Da ſprang er haſtig auf und ſagte zum erſten Mal mit einer wilden Heftigkeit: „Dies will ich nicht hören! es iſt Läſterung meines Gefühls für Sie. In einer hohen Empfindung mißverſtanden zu werden vom Pöbel — iſt natürlich; von Gleichgültigen — iſt erklärlich; aber von einem edlen und

befreundeten Weſen — das iſt ein ſcharfer Dorn, welcher den Schmerz ſehr wild macht. Was ſoll mir dies Kind und immer dies Kind! es iſt mir verhaßt da ich die Mutter liebe.“ — — Und ſich mit aufflammender Leidenſchaft vor mir niederwerfend rief er: „Ja ich haſſe es, denn es ſteht zwiſchen Ihnen und mir! Sie würden mich lieben, wenn es nicht da ſtände! Sie opfern mich und vielleicht ſich ſelbſt den exaltirten Phantaſien eines Kindes, das ſich einbildet beim erſten Schritt aus der Kinderſtube einen Geliebten finden zu müſſen. Wie kommt ſie dazu grade auf mich ihre Wahl zu werfen? Vier Wochen voll brüderlicher Intimität berechtigen doch warlich nicht dazu?“ — —

„Ich kann Ihnen mit denſelben Fragen antworten, unterbrach ich ihn kühl. Wie kommen Sie dazu bei Ihrem erſten Schritt aus der Schule ſich für eine Frau zu fanatiſiren, die Ihnen während vieler Monate keine andre Berechtigung gegeben hat als die: eine mütterliche oder ſchweſterliche Freundin in ihr zu ſehen?“ — — — Ich hob ihn auf und fuhr ſanft fort: „Nein, Wilderich! Schuld iſt nicht bei Ihnen, nicht bei meiner Tochter; — nur bei mir! Weil ich ohne Herz bin — drum verſtand ich Eure Herzen nicht und tappte ſo hin in der Dämmerung meiner uralten Träume. Ver-

geben Sie mir den Schmerz den ich Ihnen hätte erſparen können, mein lieber Wilderich! ich will Ihre Vergebung als ein Wahrzeichen betrachten, daß keine Rachegeiſter aus dieſem trüben Wirrſal ſich gegen mich erheben. Wiederſehen können wir uns nur unter einer Bedingung, die ich nicht ausſprechen darf“ .... — —

„Weil ich ſie nicht erfüllen kann! warf er ein. Auf dieſen Brief, meine Gräfin, werden Sie ſchon eine Fabel zu bauen wiſſen, welche Ihre Tochter auf dasjenige vorbereitet was unvermeidlich iſt. Unſre Trennung iſt es auch — drum ſei der Abſchied kurz! ich fühle daß ich matt werde.“

Ein krampfhaftes Zittern flog um ſeine Lippen, und ſeine Augenlider ſanken müde und krank über die trüben Augen herab. Ich dachte mit Entſetzen an die Möglichkeit daß er vor Erſchöpfung vielleicht nicht mehr mein Zimmer verlaſſen oder auf dem Wege zum Gaſthof ohnmächtig werden könne.

„Kommen Sie, mein armes liebes krankes Kind, ſagte ich und nahm ſeinen Arm; ich bringe Sie zur Ruhe.“

Mit unnachahmlicher Innigkeit des Ausdrucks und der Bewegung warf er einen langen Blick durch das ganze Zimmer, grüßte es mit der Hand und ſagte:

„Lebewol du liebes unvergeßliches Haus!“

Dann ergriff er das Bild und ließ ſich von mir über den Altan, die Freitreppe hinab und auf den Weg zum Gaſthof führen.

„Schlafen Sie ein Paar Stunden, bat ich ihn unterweges. Sie ſind noch angegriffen von Ihrer Badecur und die Nerven furchtbar erſchüttert. Nicht blos den Feſten des Lebens — wie ich Ihnen nach Baden ſchrieb — auch deſſen Kämpfen und Schlachten muß man mit dem Panzer einer ſtählernen Geſundheit entgegen gehen. Wenn Sie mich wirklich lieben, ſo machen Sie mir Ehre und ſein Sie ſtark.“

„Ich werde es ſein! entgegnete er. Ich werde ſchlafen und morgen über den Roſenlaui-Gletſcher nach Meyringen gehen. Das war der Weg der mich vor dreiviertel Jahr in dies geliebte Thal zur „guten Frau von Grindelwald“ brachte, und beim Roſenlaui hatte ich meinen letzten ſeligen Tag. Mit dieſen Bildern und Erinnerungen kehr' ich heim nach Wildeshauſen. Dann weiter in's Leben .... wie Gott will!“

Ueberwältigt von heimlich nagendem Gram ſagte ich:

„Es wird ein mühſeliges Leben ſein, mein Wilderich. Solche diamantene Herzen wie das Ihre

ſchafft Gott nicht umſonſt. Klar, rein, feſt und ſchroff wie der Diamant, muß es in ſchwerer Arbeit ſich ſelbſt und Andere ſchleifen. Verbrennen kann der Diamant — nicht ſchmelzen wie der Rubin, der dann Glanz und Feuer verliert und trübe wird. Es giebt auch Rubinherzen, Kind! aber ein diamantenes iſt höher. Denk' daran."

Meine Seele zitterte in der Erinnerung an Fidelis. — —

So kamen wir zur Thür des Gaſthofs. Wilderich pochte und bis Jemand von Innen öfnete, ſagt' ich:

„Lebwol! lebwol!" — küßte flüchtig ſeine Lippen und lief raſch von dannen.

Es dämmerte ſchon; der Morgenwind löste die nächtlichen Gewitterwolken in einen ſtarken Regen auf, der mich durchnäßte und erquickte. Ich trug ein weißes Muſſelinkleid, keinen Hut, keinen Shawl; mein Haar hing aufgelöst über meine Schultern herab. So kehrte ich heim, ſtieg die Freitreppe hinan, ging langſam über den Altan in den Salon und ſank unter einer plötzlichen Erſtarrung meines Herzens bewußtlos zu Boden, als Benvenuta mir freudig mit der Frage entgegen trat:

„Nicht wahr, er iſt gekommen?" — — —

Mein altes Herzübel, das ſich in dem verhält-

nißmäßig ruhigen Zuſtand des letzten Jahres beſchwichtigt hatte, brach mit neuer Gewalt herein. Und doch mußte ich, kaum zu mir ſelbſt gekommen, meiner Tochter Red' und Antwort ſtehen! — Leugnen war vergeblich! Sie hatte ſeine Stimme gehört und es fehlte ein Bild vom Roſenlaui! — Der Brief auf dem Schreibtiſch befremdete ſie freilich: war Wilderich hier, wozu der Brief? — Ich half mir mit einer Unwahrheit und ſagte:

„Sein Inhalt iſt ſo wichtig daß er ihn ſelbſt bringen — und für ihn ſo peinlich daß er denſelben nicht mündlich mittheilen wollte. Wider Erwarten traf er mich .... und ſagte mir Alles! — aber ich behielt dennoch den Brief — Deinetwegen!"

„Meinetwegen?" ſtammelte ſie erblaſſend, erbrach und las ihn aufmerkſam, faltete ihn dann zuſammen und ſagte leiſe: „Er liebt mich nicht!"

Ich hatte nicht den Muth ſie des Gegentheils zu verſichern. Ich ſchwieg und zitterte wie eine Verbrecherin welche Entdeckung fürchtet. Es war mir lieb, daß jede Gemüthsbewegung mich paralyſirte; ſo litt ich weniger; d. h. mehr phyſiſch. Benvenuta ſchwieg auch. Sie ſprach nicht mehr von Wilderich, ſie fragte nie nach ihm. Es war als ſei er gar niemals da geweſen! Und nicht blos

gegen mich beobachtete ſie dieſe Zurückhaltung, ſondern auch gegen Gabriele, welche ich gebeten hatte mit möglichſt linder Hand die Wunde ihres Herzens zu ſondiren. Nach einiger Zeit ſagte mir Gabriele ihre Bemühungen wären umſonſt, und fügte hinzu:

„Es kommt mir vor als fände ich in ihr nicht ſowol eine Wunde, als ein Grab.“

„Und über dem Grabe wachſen Blumen,“ ſagte ich mit Zuverſicht zu meinen Erfahrungen.

Das war ein trauriger Sommer! Ich, faſt immer leidend; Gabriele in Trauer um ihre Mutter; Benvenuta ſtill und ernſt, vor der Zeit eingeweiht in das große Geheimniß des Schmerzes. Nichts intereſſirte ſie; ſie ſprach keinen Wunſch und keine Hofnung aus. Es war ihr gleichgültig ob wir zum Winter nach Italien oder nach Engelau gingen oder in der Cottage blieben. Sie las und zeichnete, ſie ging und ritt ſpazieren, ſie beſorgte kleine häusliche Verrichtungen mit großer Pünktlichkeit und großer Sanftmuth, aber ohne Theilnahme und Freude. Ihre liebliche Heiterkeit war ganz von ihr gewichen, und ihr liebes Geſicht auf dem der wundervolle Schmelz der erſten Jugendblüte lag, ward blaß und welk. Unerhörte Angſt um ſie, und ein unerhörter Gram über Wilderichs Verblendung,

der sich zuweilen zu zürnendem Groll steigern konnte — marterten mich in einer Weise die mir bisjezt unbekannt geblieben war. Es gab Momente wo ich sie Beide hartnäckige, eigensinnige Kinder nannte, welche durch ihren Trotz Unheil auf sich selbst und auf Andere herabziehen würden.

Im September entschloß ich mich zur Reise nach Italien. Beim Abschied von Grindelwald schien Benvenutas Herz brechen zu wollen. Dies waren nicht Thränen wie die Jugend sie weint: ein Frühregen auf welchen der schönste Tag folgt; es waren Blutstropfen aus einer tödtlich verwundeten Seele. In Genf erkrankte sie bedenklich. Der Arzt erklärte ihre Nerven müßten einen gewaltsamen Stoß erlitten haben, und müßten durch wolthätige Einflüsse von Luft, Klima, Zerstreuung und Freude gehoben und ermuntert werden. Blieben sie in dem gegenwärtigen Zustand, so sei Melancholie oder Abzehrung zu fürchten. Ich dachte an meine arme Mutter, bei der auch Seelenleiden die traurige Krankheit herbeigeführt hatten — und erbebte. Nicht mehr über mir sondern über der reinen Stirn meines Kindes sah ich den Unglücksstern schweben, der mein Dasein beherrschte.

Wir gingen nach Neapel. Dort und in Sorrent verlebten wir ein Jahr — o Gott, welch ein Jahr!

Eine Dolchſpitze berührte meine Bruſt, anfangs nur drohend, aber bald eindringend, ganz allmälig, Tag um Tag, ohne Barmherzigkeit, ohne Gnade, und als ſie bis zum Heft mich durchbohrt hatte — ſtarb Benvenuta. Sie ſtarb am Tage Allerſeelen als ſie ſiebzehn Jahr alt wurde. Sie ſtarb in Sorrent in demſelben Hauſe wo ich mit ihrem Vater meinen Liebesfrühling verlebt hatte. Sie ſtarb an einer Nervenverzehrung — wie die Aerzte es nannten. Ihr Organismus ſei überangeſtrengt, meinten die klugen Männer, entweder durch zu anhaltende geiſtige Arbeit, oder durch zu raſches Wachſen des Körpers. Vielleicht haben ſie Recht! vielleicht kam Eines zum Andern um ſie aufzureiben! Aber ich meine, ſie ſtarb an dem Gefühl für welches ſie, der Natur und ihrer Beſtimmung zu Folge, hätte leben und glücklich leben ſollen. Durch mein unheilvolles Sein wurde es unheilvoll für ſie, und ich — die an keine Macht und Dauer der Gefühle glaubte — mußte meine Tochter daran ſterben ſehen. — — — Sie verging, ſie ſchwand dahin, ſie ward immer ſtiller und ſtummer. Die Komödie einer allmäligen Entfremdung und Ablöſung Wilderichs, die ich mir anfänglich ausgedacht, hatte ich nie vor ihr ſpielen können. Ihre Augen ſahen ſo ſeltſam wiſſend aus. Ueberdas ließ ſie

jedes Wort, jede Andeutung, die zu einem Gespräch über ihn hätte führen können, augenblicklich fallen. Nur in ihren allerletzten Tagen sagte sie einmal zu mir:

„Grüße Wilderich .... wenn Du ihn wiedersiehst."

„Ich werde ihn nicht wiedersehen," sagte ich — um irgend etwas zu sagen.

„O doch! jetzt grade wirst Du es können!" erwiderte sie mit Ueberzeugung.

Ich schüttelte schweigend und verneinend den Kopf. Später begann sie:

„Ich hätte eine Bitte, liebe Mama! — Versprich mir Wilderich wiederzusehen."

„Ich kann Dir das nicht versprechen, Kind! Es hängt nicht von mir allein ab, und Wilderich hat gar kein Interesse, glaube mir, mich wiederzusehen."

„In Allem was Du von Wilderich sagst — verzeihe mir! — kann ich Dir nicht glauben, denn ich weiß es besser! Er wird glücklich sein wenn er wieder nach der lieben Cottage von Grindelwald kommen darf."

„Benvenuta, Du weißt nicht wie weh Du mir thust."

„Ich weiß es wol — und darum hab' ich nie

mit Dir über Wilderich geſprochen, entgegnete ſie und küßte meine Hand. Nachdem ich in jener Nacht ſeinen Brief geleſen und Dich ſo verſtört geſehen hatte: wußte ich daß er nicht mich ſondern Dich liebe.“

Ich winkte ihr zu ſchweigen; ich fühlte mich hinſterben wie unter dem Richtbeil. Sie wußte alſo daß ihre Mutter ihre Nebenbuhlerin war! — Mir vergingen die Sinne, Gedanken, Worte. Was ſollte ich ihr erklären? wie mich rechtfertigen? ich kam mir ſchuldbeladen vor, als habe ich eine Todſünde begangen. Als Rächer für die lange Verkehrtheit meines Lebens ſtand dieſe Minute wider mich auf, dieſe gräßliche, wo der Gipfel aller Verkehrtheit in dem Wort erreicht ward, welches die Tochter zur Mutter über den Geliebten ſprach: Er liebt dich! — — —

Dies war Benvenutas letzte ſelbſtbewußte Lebensäußerung. In Phantaſien mit Lethargie abwechſelnd, verbrachte ſie noch dreimal vierundzwanzig Stunden, und träumte ſich hinein in den Tod oder in das ewige Leben. — — — — —

Das ewige Leben! — Ja, ſie hat es, denn es war ein Kern in ihr aus welchem ſich in einer neuen Phaſe des Daſeins eine neue Blüte entwickeln kann. — — — — —

In die Heimat zu den Gräbern der Meinen wollte ich die geliebte Leiche bringen. Es ging nicht. Ich kam nur bis Rom, wo ich erkrankte. An der Pyramide des Cestius wurde sie bestattet.

Als ich mich im Frühling ein wenig erholt hatte reiste ich nach Freiburg um Astralis zu sehen. Schön und lebenstralend fand ich sie, aber ich fühlte mich durchaus unfähig das vierzehnjährige Mädchen zu mir zu nehmen und die Vollendung ihrer Erziehung und ihren Eintritt ins Leben zu überwachen. Ich schrieb seit Jahren einmal wieder an Otbert, der immer in Paris im Strudel des großen und ereignißvollen allgemeinen Lebens die Emotionen ersetzte, welche seiner Persönlichkeit nach und nach entschwanden. Ich sagte ihm daß ich den größten Theil meines disponiblen Vermögens, das sich durch Benvenutas Tod mehr als verdoppelt habe, auf Astralis vererben wolle, sobald ich mich überzeugt halten dürfe, daß er ihr wahrhaft ein Vater sein und nicht nach meinem Tode über ihr Vermögen mit seinen verschwenderischen Händen herfallen wolle.

Er antwortete mir tief erschüttert: er werde jede Bestimmung heilig halten, die ich anzuordnen für gut fände. Er bat auch mich besuchen zu dürfen; aber dankbar für seine Theilnahme und freundlich

lehnte ich es ab, nicht aus Widerwillen, ſondern nur weil es ſo ſehr überflüſſig geweſen wäre.

Die Cottage von Grindelwald ſah ich auch nicht wieder. Ich ſchenkte ſie an Gabriele, die mir in meiner Jammerzeit eine treue Freundin und feſte Stütze geweſen war. Sie blieb in ihrer Heimat, und ich ging nach Engelau, das ich ſchon nicht mehr als mein Eigenthum betrachtete, denn nach meinem Tode fiel es meinem Mann zu. Ich ordnete auf's Pünktlichſte meine Geſchäfte, machte für Aſtralis das bewußte Vermächtniß, und ein kleineres für jene beiden Brüder Wilderichs deren Zukunft ihm Sorge machte; Legate für alle meine Diener. Damit waren die irdiſchen Angelegenheiten abgethan, und da der Aufenthalt in Engelau auf mir laſtete wie der Deckel eines Sarges, ſo ging ich unter dem Vorwand berühmte Aerzte zu conſultiren nach einem mir gänzlich fremden Ort — nach Dresden. — — — — — —

Zwiſchen Dresden und Auſſig hab' ich mich faſt zwei Jahr umher geſchleppt. Auf den grünen nußbaumbeſchatteten Abhängen um Schreckenſtein war mir am wolſten auf der Welt; — ſo, als habe Fidelis mir dieſe Stätte bereitet. Er hat Frieden, möge er leben, möge er todt ſein. Er hat die Seele die ihn befähigt zum ewigen Leben. Mit

diesem Bewußtsein kommt der Mensch früher oder später zum Frieden. Aber habe ich sie? — „Salva me, fons pietatis!“ .... klingt es wie das Echo einer höhern Welt durch meine Seele. Von Rettung spricht man mir. Mich dem Leben der Menschen wiedergeben, wäre das Rettung? — O nein! Gott und ich — wir wissen es anders. „Salva me, fons pietatis!“ — — — —

Nicht gelebt hab' ich durch mein Herz; es rächt sich, und ich sterbe am Herzen — — — —

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Von derſelben Verfaſſerin ſind in demſelben Verlage erſchienen:

Aſtralion. Eine Arabeske. 8. geh. . $1\frac{5}{12}$ Thlr.

Cecil. 2 Thle. 8. Eleg. geh. . . . 4 Thlr.

Clelia Conti. 8. Eleg. geh. . . $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. Eleg. geh. . . . 3 Thlr.

Gräfin Fauſtine. 8. Eleg. geh. 2. Aufl. 2 Thlr.

Ilda Schönholm. 8. Eleg. geh. . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. 8. Eleg. geh. . $\frac{1}{3}$ Thlr.

Orientaliſche Briefe. 3 Thle. 8. Eleg. geh. . . . . $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Rechte. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. 2 Thlr.

Reiſebriefe. 2 Thle. 8. Eleg. geh. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Ein Reiſeverſuch im Norden. 8. Eleg. geh. . . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Sigismund Forſter. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. . . . . $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Ulrich. 2 Thle. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

Zwei Frauen. 2 Thle. 8. Eleg. geh. 3 Thlr.

Aus der Gesellschaft. Gesammt-Ausgabe der Romane. 8 Thle. Schillerformat . $8\frac{1}{3}$ Thlr.

(— Inhalt: Ilda Schönholm. — Der Rechte. — Gräfin Faustine. — Ulrich. 2 Thle. — Sigismund Forster. — Cecil. 2 Thle. —)

Die Rückkehr.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Erster Theil.

Mit Abbildungen und 1 Karte.

8. geh. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

C. G. Carus

England und Schottland

im Jahre 1844.

2 Thle. 8. geh. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

B. von Lepel

Lieder aus Rom.

8. eleg. geh. 1 Thlr.